Enc. 256 4 -9

~~B. Hag L 1~~

<36642323960017

<36642323960017

Bayer. Staatsbibliothek

Conversations-Lexicon.

Neunter Band. Seetz bis Tiz.

N a ch r i ch t.

Der Pränumerationspreis auf dieſes Werk, welcher bis auf nähere Anzeige beibehalten werden ſoll, beträgt gegen gleich baare Bezahlung für ſämmtliche zehn Bände, aus denen es beſtehen wird, auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Xr., und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Xr. — Privatperſonen, welche ſich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf ſechs Exemplare das ſiebente frei, wenn ſie zugleich den Betrag in Wechſel oder baar einſenden, oder dafür genügende Zuſicherung und Anweiſung geben. Eine kleine Anzahl Exemplare iſt auf Velinpapier in großem Format abgedruckt worden, und koſtet ein ſolches Exemplar 40 Thlr. oder 72 Fl. — Den Buchhandlungen werden übrigens ſolche Vortheile gewährt, daß ſie, in ſofern ſie von Leipzig nicht zu entfernt ſind, ohne den Pränumerationspreis zu erhöhen, gegen baare Zahlung Exemplare liefern können; jedoch wird man an ſie keine Anſprüche auf Freiexemplare oder auf Rabatt machen.

Converſations-Lexicon

oder

encyclopädiſches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Neunter Band.

Seetz bis Tiz.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK
FREISING

Zweite, ganz umgearbeitete Auflage.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.

1817.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

S.

Seetzen (Ulrich Jaſpar). Dieſer merkwürdige Mann, deſſen frühzeitiger Tod ein weſentlicher Verluſt für die Welt- und Völkerkunde iſt, war aus Oſtfriesland gebürtig, und bildete ſich zu Göttingen unter Blumenbach zum Naturforſcher. Mehrere Abhandlungen ſtatiſtiſch-ökonomiſch-naturhiſtoriſchen Inhalts machten ihn vortheilhaft bekannt, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt er in Jever eine Anſtellung als ruſſiſch-kaiſerlicher Kammer-Aſſeſſor. Das Studium Aſiens hatte ihn bereits lange und vielfach beſchäftigt, als er 1802 in Zachs monatlicher Correſpondenz (Band VII. S. 143 f.) ſeine Ideen, wie dieſer Welttheil am zweckmäßigſten mit Erfolg zu bereiſen ſey, bekannt machte. Um dieſelbe Zeit kam Seetzen nach Seeberg, und verſchaffte ſich hier unter Zachs Leitung die zu geographiſchen Ortsbeſtimmungen erfoderlichen Fertigkeiten. Der edle Herzog Ernſt verſah ihn mit den nöthigen Inſtrumenten, der damalige Erbprinz, jetzige Herzog Auguſt, aber bewilligte ihm großmüthig für die Dauer ſeiner Abweſenheit ein bedeutendes Jahrgeld, theils als Beitrag zu den Reiſekoſten, theils zu Anſchaffung orientaliſcher Seltenheiten. So ausgerüſtet trat Seetzen im Auguſt 1802 in Begleitung ſeines Landsmanns Jacobſen und des nach Ungarn zurückkehrenden Prof. Pasquich ſeine Reiſe über Wien nach Conſtantinopel an. Nicht ohne Beſtehung großer Gefahren und Schreckniſſe kam er am 12ten December 1802 nach Conſtantinopel. Die dortigen Geſandten europäiſcher Mächte, mit alleiniger Ausnahme des engliſchen, nahmen ihn wohl auf, und zeigten ſich bereit, ſeine fernern Reiſen zu unterſtützen. Beſonders nützlich aber war Seetzen die Bekanntſchaft mit Joſeph von Hammer und dem ruſſiſchen Staatsrath Froding, der lange in Mocha gelebt hatte. Unter mancherlei Vorbereitungen verfloſſen ſechs Monate, worauf Seetzen zu Lande nach Smyrna reiſ'te. Er beſuchte den myſiſchen Olymp, und machte zahlreiche Ortsbeſtimmungen, die weſentlich zur Berichtigung der Geographie von Kleinaſien beitragen. Smyrna, wo er unter andern mit Bartholdy und deſſen Zeichner Grapius, wie auch mit dem dort beinahe einheimiſch gewordnen Prediger Usko aus Preußen zuſammentraf, verließ er nach Zurücklaſſung ſeines erkrankten Gefährten Jacobſen am 7ten October 1803 mit einer Caravane, und erreichte den 23ſten November nach einer beſchwerlichen und gefährlichen Reiſe Halep, wo er bei einer Gräfin Sieriman wohnte, deren Bruder, ein Maronit, ihm Unterricht im Arabiſchen gab. Genaue Kenntniß dieſer Sprache war unerlaßlich für ihn. Beſchäftigt mit ihrer Erlernung, mit dem Ankauf von Handſchriften und mit Ausarbeitung vieler ſchätzbaren Abhandlungen, die in der monatl. Correſpondenz und den Fundgruben des Orients abgedruckt worden, verweilte er hier über ein Jahr. Den 9ten April 1805 verließ er Halep, und kam

den 23ſten mit ſeiner Handelscaravane nach Damask, wo ihn der franzöſiſche Arzt Chaboceau freundſchaftlich aufnahm. Da er bereits ohne Dolmetſcher fortkommen konnte, trat er am 1ſten Mai, halb türkiſch, halb arabiſch gekleidet, unter dem Namen Muſa eine Reiſe durch Syrien und Paläſtina an, bald in Geſellſchaft, bald allein, da Furcht vor raubenden Beduinen alle zurückſcheuchte. Schon am fünften Tage fiel er einem Trupp derſelben in die Hände, blieb aber als Arzt, wofür man ihn hielt, von ihnen verſchont. Die Ausbeute dieſer beſchwerlichen Reiſe, wo er das einſt ſo berühmte, jetzt faſt vergeſſene Trachonitis und Auranitis beſuchte, dann in den öſtlichen von Druſen bewohnten Theil Haurans vordrang, und ſüdlich die Grenzen des ſteinigen Arabiens berührte, beſteht in merkwürdigen Reſultaten. Seetzen ſtieß auf eine Menge römiſcher Ruinen und Inſchriften; in einem kleinen Diſtrict fand er vierzehn römiſche Tempel, ein gut erhaltnes Amphitheater, eine mächtige zwanzig Stunden lange Waſſerleitung, antike Grabmäler in der Form derer bei Palmyra, drei ſchöne Stadtthore, eine herrliche, noch ganz erhaltene Kreuzſtraße, und viele andre Ruinen. Er copirte eine Menge Inſchriften, die ſämmtlich, mit Ausnahme einer einzigen palmyreniſchen griechiſch ſind, und unfehlbar wichtige Aufſchlüſſe geben werden. Im Juni 1805 kam Seetzen nach Damask zurück, um bald darauf neue Entdeckungsreiſen im Libanon und Antilibanon zu beginnen. Sechs Wochen lebte er zu Mâr-Serkês in einer Art von Felſengrotte, von wo aus er die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Libanon, deren Höhe er leider wegen Mangels eines Barometers nicht meſſen konnte, die prächtigen Ruinen von Baalbek, den Tempel der Venus Aphacita und viele bisher unbekannte Überreſte beſuchte, wie auch die beiden merkwürdigen Klöſter, das maronitiſche Kuſſheja mit einer ſyriſchen Druckerei, und das griechiſch-catholiſche Kloſter Mâr-Juhanna-Schwoïer, das ſeit 70 Jahren eine arabiſche Druckerei beſitzt, aus der 22 Werke hervorgingen, welche ſämmtlich in Gotha ſind. Nach elf Wochen kehrte Seetzen nach Damask zurück, wo er ſich ſogleich zu neuen, höchſt gefahrvollen Wanderungen vorbereitete. Den 19ten Januar 1806 trat er dieſelben an in der Kleidung eines arabiſchen Schechs vom Mittelſtande, begleitet von einem damasceniſchen Kramhändler, Juſſef-al-Milky, um die Oſtſeite des Hermon, des Jordan, des todten Meeres, und jene Gegenden kennen zu lernen, deren ehemalige Herrlichkeit ganz in Verfall und Vergeſſenheit gerathen iſt. Nachdem er Hasbeia (einſt Cäſarea Philippi) und den See von Tiberias beſucht hatte, kam er den 15ten Februar in das Dorf el Höſſn zu griechiſchen Chriſten. Hier mußte er ſich, um mit einiger Sicherheit vor räuberiſcher Habſucht ſeine Unterſuchungen fortſetzen zu können, faſt in Lumpen kleiden. So zog er oft barfuß, meiſt unter freiem Himmel ſchlafend, in jenen unwirthbaren Gegenden umher, wegen der eben eingetretnen Faſtenzeit faſt nur von Waſſer, Brot und Öl lebend. Die hier von ihm beſuchte Landſchaft el Botthyn iſt mit großen künſtlichen Höhlen angefüllt, und in Mkês (dem alten Gadara) traf er eine Völkerſchaft, die mit ihrem Viehe beſtändig in unterirdiſchen Höhlen wohnt. Die einſtige Herrlichkeit des berühmten Abil war noch erkennbar in einer ſchönen Stadtmauer, Säulen von Marmor und Überreſten mächtiger Paläſte. Allein die merkwürdigſte Entdeckung war am

9ten März 1806 die Auffindung der herrlichen, bisher ganz unbekannt gebliebnen Ruinen von Dſcherraſch (ſonſt Geraſa), zwanzig Meilen ſüdlich von Damask bei dem Dorfe Szuf, die nach Seeʒens Beſchreibung ein vollkommen würdiges Seitenſtück zu denen von Palmyra und Baalbeck abgeben. Leider konnte er dieſe köſtlichen, zum Theil noch unverſehrten Überbleibſel nicht näher unterſuchen, jedoch copirte er einige Inſchriften, die hoffentlich über das Geſchichtliche Aufſchluß geben werden. Auch zu Ammán (ſpäter Philadelphia), dieſer uralten Reſidenz, fand Seeʒen einen Reichthum ganz unbeſucht gebliebner Ruinen, deren nähere Unterſuchung die wichtigſten Aufſchlüſſe verſpricht. Troʒ der unzähligen Beſchwerlichkeiten in Gegenden, wo nur verfallene Städte, Dörfer und Räuberhorden anzutreffen waren, drang Seeʒen doch immer weiter ſüdlich längs der Oſtſeite des todten Meeres vor, erreichte Ende März Karrack, und umreiſ'te von hier aus auf gefahrvollen Gebirgspfaden das Südende jenes Sees, deſſen Salzigkeit jedes lebende Weſen daraus entfernt. Eine darin gelegne Inſel konnte Seeʒen, da ein Kahn fehlte, nicht beſuchen. Am 7ten April kam er nach zwölfwöchentlichen Wanderungen in das Kloſter zu Santa-Terra nach Jeruſalem, wo er damals der einzige europäiſche Pilger war, ging den 25ſten Mai nach Jaffa ab, und von da zur See nach Acre, wo er bis Ende des Jahrs blieb, ſeine Tagebücher und Sammlungen ordnete, und ſich zu weitern Reiſen rüſtete. Zu Anfang Novembers wollte er, wie aus einem Briefe hervorgeht, nach Nazareth, Tabor, Nablos, Jeruſalem, zum zweiten Mal, um den todten See, ferner nach Bethlehem und Hebron, dann auf einem noch unbekannten Wege gerade durch die Wüſte nach dem Berge Sinai, und ſo endlich nach Suez und Cairo reiſen. Allein die Nachrichten über den erſten Theil dieſer Reiſe ſind verloren gegangen, und wir finden ihn erſt in Jeruſalem wieder, von wo er den 15ten März 1807 nach Hebron abging. Ein Beduine war ſein Führer durch die Wüſte, auf einem Wege von zehn bis zwölf Tagereiſen, den noch kein Europäer betreten hatte. Die dort über herrliche Ruinen in Wady-Muſa, Pharaûn und in den Gebirgen von Scharach und Dſchebal eingezognen Nachrichten verdienen um ſo mehr die Aufmerkſamkeit ſpäterer Reiſenden, als Seeʒen leider ſie nicht beſuchen konnte. Den 27ſten März reiſ'te er von Hebron ab, erreichte den 30ſten das öde Ti-Gebirge, überſtieg es, und langte, nach einer zwölftägigen Reiſe durch die Wüſte, am 10ten April in dem griechiſchen St. Catharinen-Kloſter auf dem Sinai an. Er beſtieg den Horeb, Sinai und St. Catharinenberg, und ſammelte über dieſe merkwürdigen Gegenden eine Menge wichtiger Nachrichten. Den 20ſten April trennte er ſich vom Sinai und reiſ'te über Suez nach Cairo, wo er nach langen Entbehrungen bei dem öſterreichiſchen General-Conſul Roſetti die Freuden und Bequemlichkeiten eines civiliſirten Lebens wieder fand. Hier beginnt gleichſam eine zweite Epoche in Seeʒens Reiſen. Er verweilte zwei Jahre in Cairo, theils ſeine Tagebücher zu ordnen, ſich mit dem Arabiſchen vollkommmen vertraut zu machen, und die zu ſeinen fernern Reiſen nöthigen Nachrichten einzuziehn, theils um der Abſicht ſeines hohen Beſchüʒers durch Erkaufung merkwürdiger orientaliſcher Seltenheiten zu entſprechen. Für alle dieſe Zwecke war Cairo der paſſendſte Ort, und wirklich blieb keiner unerreicht. Er brachte namentlich eine koſtbare Sammlung

von 1574 Handſchriften, 3526 Antiquitäten und vielen mineralogiſchen, botaniſchen und zoologiſchen Seltenheiten zuſammen. Im Mai 1808 beſuchte er von Cairo aus die Provinz el Feium, die Pyramiden von Giſeh, die Ibis- und Mumiengrotten bei Sakara und den großen Landſee bei Birket el Korra. Zugleich trat er förmlich zum Islam über, da er außerdem weder Mekka und Medina, noch die von Wuhabiten beſetzten Gegenden hätte beſuchen können. Im April 1809 verließ er Cairo. Er unterſuchte auf der Reiſe nach Suez den alten Verbindungscanal zwiſchen dem rothen Meere und dem Nil, von deſſen früherer Exiſtenz er ſich vollkommen überzeugte. Von Suez aus reiſ'te er, der dringendſten Gegenvorſtellungen nicht achtend, denn man hatte ihn als Chriſten erkannt, und ſchrieb ſeinen Zaubereien das Ausbleiben des Regens in der Wüſte zu, auf Akaba, mußte aber wirklich noch eine Tagereiſe davon entfernt umkehren. Als Erſatz dienten ihm viele aufgefundene Inſchriften und manche merkwürdige Nachricht über das alte Midian. Ende Juli 1809 kam er nach Suez zurück, und reiſ'te bald darauf zur See nach Jenbua und Dſchidda, von wo er nach Mekka pilgerte. Hier, wo er den 8ten October einzog, blieb er den Faſtenmonat Ramadan. Dann ging er über Dſchidda nach Medina, wo es ihm gelang, einen Plan nebſt einer Anſicht der Stadt und deren Nachbarſchaft, einen Grundriß von dem heiligen Tempel und ein Paar Anſichten von der Grabcapelle des Propheten zu entwerfen. Sodann ging er abermals nach Dſchidda und von da zum zweiten Mal nach Mekka, um der dort im Monat Januar geſetzmäßig Statt findenden Wallfahrt beizuwohnen, welche er als ein Schauſpiel ſchildert, das ſeines gleichen nicht auf der Welt hat. Auch hier gelang es ihm, die Augen der Späher zu täuſchen, und nach und nach einen Plan von der heiligen Moſchee, von der Stadt, eine Karte von der Umgegend, und ſechzehn Proſpecte der Moſchee und einzelner Theile derſelben zu entwerfen. Auch beſtimmte er die geographiſche Lage der Stadt. Im März 1810 reiſ'te Seetzen abermals nach Dſchidda, um Jemen zu beſuchen. Sein ehemaliger Lehrer Schech-Hamſe begleitete ihn. Bis Hodede ging die Reiſe zu Waſſer, dann zu Lande, über Bel-el-Fakih, Sebid, die Caffeepflanzungen von Haddije, Kusma, Doran, Sana, Damas, Taes nach Aden, und von hier auf dem nie von Europäern beſuchten Küſtenwege nach Mocha. Die Sicherheit, welche außerdem in Jemen herrſchte, ward hier durch einen herumſtreifenden Beduinenſtamm geſtört, und nur mit Mühe kam Seetzen unberaubt nach Mocha, wo er wieder mit Europäern zuſammentraf. Sein von hier aus unter dem 17ten November 1810 an Herrn von Lindenau geſchriebner Brief iſt die letzte von ihm ſelbſt nach Europa gelangte Nachricht. Es heißt darin: „Von Arabien bleibt mir nun noch Hadramût, Omân und die Südküſte von Aden bis zum perſiſchen Meerbuſen zu unterſuchen übrig, und ich hoffe, innerhalb wenig Tagen die Reiſe dahin antreten zu können." — Sein Weg ſollte gehen über Sana nach Hadramut, von dort nach einem Hafen der nächſten Küſten und einigen öſtlichern Häfen, und dann von Maskat zu Schiffe nach Mocha zurück. Zugleich drückt er in dieſem Briefe die beſtimmte Abſicht aus, nach beendigter Reiſe in Arabien, ſeinen ſo lange genährten ſehnlichen Wunſch auszuführen, und in das Innere von Afrika zu dringen, wobei er ſich allerdings mehr als

irgend ein Andrer einen glücklichen Erfolg verſprechen durfte. Leider ſollte er von allen dieſen Planen keinen ausführen. Nachdem vier Jahre lang keine weitere Nachricht von Seetzens Schickſal zu uns gekommen war, meldete 1815 ein engliſcher Reiſender, Buckingham, von Mocha aus, an Herrn von Hammer in Wien folgendes: Als Seetzen in Mocha angekommen war, ließ der dortige Dola alle ſeine Effecten, die in wiſſenſchaftlichen Sammlungen beſtanden, in Beſchlag nehmen, und als er ſich in ſeinen Erwartungen, große Schätze darin zu finden, betrogen ſah, an den Imam von Sana unter dem Vorgeben abliefern, daß dieſe Dinge zu Ausübung von Magie und Zauberei beſtimmt wären. Nach langen fruchtloſen Verſuchen, zu ſeinem Eigenthum wieder zu gelangen, beſchloß Seetzen, ſich an den Imam von Sana ſelbſt zu wenden, und reiſ'te zu dieſem Behuf im October 1811 dahin ab; allein kurze Zeit darauf kam durch die ihn begleitenden Araber die Nachricht nach Mocha, daß er auf der zweiten Tagereiſe in der Nähe von Taes plötzlich geſtorben ſey, wie man allgemein glaubte, auf Befehl des Imam von Sana vergiftet. Einen Theil ſeiner Papiere hatte Seetzen kurz zuvor dem italieniſchen Kaufmann Benzoni zur Beſorgung übergeben, welcher ſolche vor ſeinem bald darauf erfolgten Tode einem dortigen Banianen anvertraute, aus deſſen Händen ſie in die des Dola kamen, und ſo wahrſcheinlich ebenfalls verloren ſind. Eine ſpätere aus Bombay nach England gekommene Nachricht ſtimmt mit dieſer im Weſentlichen überein. In der That unerſetzlich iſt der Verluſt dieſes Mannes, ſo wie ſeiner letzten Tagebücher und Sammlungen. Die herrlichen Früchte, welche wir ſeiner leider nur halb vollendeten Reiſe verdanken, und welche durch die Herausgabe ſeines ſechsjährigen Tagebuchs, das bis zum April 1809 reicht, und ganz ausgearbeitet in den Händen ſeiner Familie iſt, auch dem Publicum mitgetheilt werden ſollen, machen den unterbrochnen Fortgang derſelben allen Freunden der Wiſſenſchaft doppelt ſchmerzlich fühlbar. Aber auch ſchon jetzt tritt er den berühmteſten Reiſenden würdig an die Seite. Die Geographie der ſüdöſtlichen Gränzen von Europa und Aſien, die ganze Lage von Syrien, Paläſtina und Arabien wird durch Seetzens zahlreiche aſtronomiſche Beobachtungen mit vermehrter Sicherheit beſtimmt; ſeine ganz auf eigne Anſicht gegründete Karte des todten Meeres und deſſen Umgebungen gibt ein deutliches Bild einer zeither nur wenig bekannten Gegend; ſeine gefahrvollen Wanderungen in den öſtlich vom Jordan gelegnen, von keinem Europäer in neuerer Zeit betretnen Ländern, ſeine Entdeckung der herrlichen Ruinen von Dſcherraſch und Philadelphia haben dem künftigen Alterthumsforſcher eine neue Welt eröffnet; ſeine dort geſammelten zahlreichen Inſchriften laſſen Licht über die frühere Geſchichte jener ſo berühmten, nun vergeßnen Urſitze der Cultur im grauen Alterthum hoffen; ſeine Beſchreibungen von Damask, Acre, Cairo, Suez, Dſchidda, Sana, Mocha, und ganz beſonders von Mekka und Medina, übertreffen alles zeitherige; ausgezeichnete Verdienſte hat er um die arabiſch-afrikaniſche Sprachkunde; ſeine Nachrichten über die Völkerſtämme Arabiens, über deren Geſetze, Sitten und Lebensart, über die Topographie, Einwohner und Regierungsform des innern Afrika, die er theils durch eigne Anſicht, theils aus dem Munde Eingeborner ſammelte, ſind treffliche Bereicherungen für Länder- und

Völkerkunde; die durch ſeine Bemühungen begründete orientaliſche Sammlung in Gotha, die ſchon jetzt mehr als 2000 orientaliſche Handſchriften und einen reichen Schatz von Antiquitäten und Naturproducten enthält, und noch bedeutenden Zuwachs erwartet (da von Seetzens Sendungen noch über ein Drittel zurück iſt), verſpricht dem Sprach- und Naturforſcher eine reiche Ausbeute für die genauere Kenntniß des Orients zu gewähren.

Seewiſſenſchaften begreifen unter ſich die Lehre vom Schiffbau, von der Tackelaſche, von der Regierung des Schiffes, die Seetactik, die Signalkunſt und die Steuermannskunſt. Über einige ſehe man die eignen Artikel.

Segment (Kreisabſchnitt), wird in der Mathematik derjenige Theil des Kreiſes genannt, der zwiſchen der Sehne und dem Bogen liegt.

Segrais (Jean-Baptiſte de), zu Caen den 20ſten Auguſt 1624 von adeligen Ältern geboren, wurde von ihnen zum geiſtlichen Stande beſtimmt, er kam zu der Prinzeſſin von Montpenſier, die ihn zu ihrem Almoſenier ernannte, welche er aber nachher verlaſſen mußte, weil er ihre Heirath mit Lauzun gemißbilligt hatte. Endlich ging er nach einem längern Aufenthalt bei Madame La Fayette in ſein Vaterland, die Normandie, zurück, wo er ſich 1676 mit einer reichen Verwandten verheirathete. Als Idyllendichter hat er ſich beſonders ausgezeichnet, und noch immer gehören ſeine Schäfergedichte, denen ſelbſt Boileau, der ſtrenge Kritiker gegen ſeine Zeitgenoſſen, ſeinen ruhmvollen Beifall ertheilte, zu dem Beſſern, was die Franzoſen in dieſer Dichtungsart, für die ſie ſo wenig Sinn haben, aufweiſen können. Außerdem hat er noch mehrere kleine witzige und gefällige Lieder, Epigramme u. ſ. w. gedichtet. Die beſte, uns bekannte Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu Amſterdam 1723 unter dem Titel: Oeuvres de Mr. de Segrais in 8. Es ſind auch ſieben aus Virgil überſetzte Eklogen darin befindlich. P. N.

Seguier (Antoine-Jean-Matthieu, Baron de), Staatsrath, erſter Präſident des königl. Gerichtshofs zu Paris, Commandant der Ehrenlegion, Pair von Frankreich ꝛc., iſt 1768 geboren, und ein Sohn des General-Advocaten Seguier, diente als Offizier unter der condéſchen Armee, kam nach Robespierre's Sturz nach Frankreich zurück, ward Gouvernements-Commiſſär bei den pariſer Tribunälen, und hernach Präſident des Appellationsgerichts und Maitre des requêtes beim Staatsrath. Seine Adreſſen an Napoleon zeichneten ſich durch eine vorzüglich gewandte und ausgeſuchte Schmeichelei und Devotion aus; und in demſelben Styl war auch ſeine Adhäſionsacte zu Ludwigs XVIII Thronbeſteigung abgefaßt. Der König machte ihn zum Staatsrath und Präſidenten des königlichen Gerichtshofs zu Paris, was er Ende 1815 noch war.

Ségur (Luis-Philippe, Graf von), Oberceremonienmeiſter, Senator, Großkreuz der Ehrenlegion, Pair von Frankreich, Mitglied des Inſtituts ꝛc., älteſter Sohn des Marſchalls Marquis von Ségur, iſt 1753 geboren, unterzeichnete 1787 als Geſandter in Petersburg einen Handelstractat, der Frankreich alle die Vortheile zur See gewährte, die England ſonſt ausſchließlich genoß, war eine kurze Zeit Deputirter des pariſer Adels bei den Generalſtänden, dann Geſandter in Rom und in Berlin, emigrirte,

kam nach dem 18ten Brumaire zurück; ſchloß ſich ſehr an Napoleon an, für deſſen lebenslängliches Conſulat er als Mitglied des geſetzgebenden Körpers eifrig ſtimmte, und erhielt von ihm nach einander die oben genannten Würden. 1803 ward er in das Inſtitut aufgenommen. Bei Napoleons Rückkehr trat er ſein altes Amt als Oberceremonienmeiſter wieder an, und da er auch in deſſen Pairskammer Sitz genommen, ward er durch die königliche Verordnung vom 24ſten Juli 1816 verbannt. Er iſt einer der vorzüglichſten franzöſiſchen Liederdichter. Sein jüngerer Bruder, Alexandre-Joſeph, Vicomte de Ségur, ging früh ins Militär, und ſchützte als Chaſſeur-Oberſter die Flucht von Mesdames, den Tanten des Königs, nahm als Maréchal-de-Camp den Abſchied, und widmete ſich ganz der Literatur. Er iſt der Verfaſſer vieler beliebten Theaterſtücke und beſonders artiger Vaudevilles. — Philippe, Graf von Ségur, Sohn des erſtern, lebte ganz für die Waffen, in denen er ſich rühmlich ausgezeichnet. Er focht im Kriege von 1806 als Maréchal des logis de la Maiſon de l'Empereur, 1808 als Major in Spanien, wo er, bei Madrid verwundet, Adjutant-Commandant ward, und 1812, 13 und 14 gegen Rußland als Brigade-General. Nach Ludwigs XVIII. Thronbeſteigung ward er Maréchal-de-Camp, Commandant der Ehrenlegion und St. Ludwigsritter.

Segur (Olympia von), heirathete den Marquis von Belcier, Sohn des erſten Präſidenten von Bordeaux. Als ihr Gemahl in dem Schloſſe Trompette gefangen ſaß, entſchloß ſie ſich, ihn zu befreien; ſie beſuchte ihn, und beredete ihn, ihre Kleider anzuziehen, und ihren Kopfputz aufzuſetzen. Es gelang. Belcier entwiſchte des Abends, ohne von den Wachen erkannt zu werden. Seine Gattin blieb ſtatt ihres Ehemannes im Gefängniſſe. Herodot erzählt, daß die lacedämoniſchen Ehefrauen um ihren Gatten das Leben zu retten, ſich dieſes Mittels bedienten. Im J. 934 gebrauchte Donna Sancha eben dieſe Liſt, um ihren Gemahl, Ferdinand von Caſtilien, zu befreien, welches ihr auch ſo gut glückte, wie der Gräfin La Valette zu Paris, die im Jahre 1815 durch dies Mittel ihrem Mann zur Freiheit verhalf.

Sehen iſt die Empfindung, welche die ſichtbaren Gegenſtände, wenn ſie erleuchtet ſind, mittelſt des Auges auf unſre Gehirnnerven hervorbringen, und die uns in den Stand ſetzt, die Geſtalt, Größe, Farbe und ſonſtige Beſchaffenheit derſelben zu beurtheilen. Das Auge iſt das Werkzeug und das Licht das Mittel dazu; von beiden iſt in eignen Artikeln gehandelt. Keplern gebührt der Ruhm, zuerſt die wahre Urſach des Sehens entdeckt und gezeigt zu haben, daß von jedem ſichtbaren Punkte eines ſichtbaren leuchtenden oder erleuchteten Körpers Strahlenkegel in gerader Linie ausſtrömen und ins Auge kommen (ſ. Auge). Deutlich ſehen wir einen Gegenſtand, wenn ſich jeder ſtrahlende Punkt deſſelben auch deutlich wieder als Punkt auf der Netzhaut abbildet. Kommen die Lichtſtrahlen, welche von einerlei Punkt ausgehen, in ihrem Vereinigungspunkt vor oder hinter der Netzhaut zuſammen, ſo muß das Bild auf der Netzhaut undeutlich werden, und ein undeutliches Sehen des Gegenſtandes zur Folge haben. Hierdurch aber bekommen wir auch keine richtige Vorſtellung von der wahren Größe, Entfernung, Lage, Geſtalt und Bewegung eines geſehenen Gegenſtandes, ſondern wir müſſen mit dem Sehen zu-

gleich die Urtheile über die Beſchaffenheit des Geſehenen verbinden, die wir mit Hülfe der übrigen Sinne, zumal des Gefühls, von Jugend auf zu fällen uns gewöhnen, und wobei uns der in der Kindheit ſo unwiderſtehliche Trieb leitet, das Geſehene auch zu betaſten. Auf dieſe Weiſe vergleichen wir ſtets das Geſehene mit dem Betaſteten, und erlangen dadurch eine Fertigkeit, über einen geſehenen Gegenſtand mit Hülfe des Gefühls augenblicklich und richtig zu urtheilen. Dieſe Fertigkeit verwebt ſich nach und nach ſo innig mit dem Sehen, daß wir zuletzt das Sehen mit dem Urtheile über das Geſehene verwechſeln. Hierauf beruht das Augenmaß. Sehen wir Gegenſtände, über deren Beſchaffenheit wir vorher noch keine Vergleichung mit Hülfe des Gefühls anſtellen konnten, ſo täuſchen und irren wir uns leicht; denn wir wenden alsdann die Urtheile von gewöhnlichen Fällen an, die doch für ungewöhnliche nicht gelten. Daraus entſtehen Geſichtsbetrüge, wenn auch das Sehen ſelbſt, in ſo fern es bloß optiſcher Erfolg iſt, nach den gewöhnlichen und richtigen Gründen erfolgt. Sind unſre beiden Augen geſund, ſo ſehen wir mit denſelben die Gegenſtände zu gleicher Zeit, und dennoch nur einfach. Dies zu erklären, ſind vielerlei Hypotheſen aufgeſtellt worden. Vielleicht ſehen wir in der früheſten Jugend wirklich die Gegenſtände doppelt, bis wir uns mit Hülfe des Gefühls auch hier belehren, und endlich eine ſolche Fertigkeit erlangen, daß wir uns jeden Gegenſtand auch bei doppeltem Bilde als einfach vorſtellen. Manches möchte ſich indeß auch dagegen einwenden laſſen.

Sehne, Flechſe nennt der Anatom diejenige Partie des Muskels, welche ſilberglänzend, zäher, härter und feſter iſt als der übrige Muskel, und dazu dient, die Action deſſelben auf einen Punkt zu concentriren, nämlich auf denjenigen Ort eines Knochens, welcher durch den Muskel in Bewegung geſetzt werden ſoll. Die zweibäuchigen Muskeln, die aus zwei Muskeln zu beſtehen ſcheinen, haben den ſehnigen Theil in ihrer Mitte. F.

Sehne nennt man in der Mathematik diejenige gerade Linie, welche den Kreis in zwei verſchiedenen Punkten berührt. Je näher eine ſolche Sehne dem Mittelpunkte liegt, deſto länger iſt ſie, ſo daß der Diameter oder Durchmeſſer, der durch den Mittelpunkt von einem Ende des Kreiſes bis zum andern geht, die größte Sehne iſt.

Seide, das eigenthümliche Geſpinnſt der Seidenraupe, Phalena Bombyx, womit dieſe ſich in ihren Cocon einſpinnt. Die früheſte Kenntniß der Seide und ihre Anwendung zum Weben muß den Chineſen und Indianern zugeſtanden werden. Bei jenen iſt die Seidenweberei eine Erfindung der Kaiſerin Selingch (2600 vor Chr. Geb.). Die Griechen nannten die Pamphyls von Cos ihre Lehrerin in dieſer Kunſt. Noch jetzt liefern China und Italien die mehrſte Seide. Hat ſich der Seidenwurm eingeſponnen, ſo tödtet man ihn durch Terpentinöl, oder in einem Backofen, und haſpelt die rohen ſeidnen Fäden auf einem künſtlichen Seidenhaſpel ab. Die Cocons werden zu dem Ende in einen Keſſel mit ziemlich kochend heißem Waſſer geworfen, die äußere lockere oder Florettſeide zuerſt abgenommen, und die innere feſtere für ſich gewickelt. Das heiße Waſſer dient um den Leim, welcher die Fäden im Cocon zuſammenklebt, aufzuweichen. Zu der feſten Seide werden 8 bis 24 einfache Cocon-Fäden zu einem ſtarken zuſam-

mengehaſpelt. Dieſe rohe Seide iſt weiß oder gelb. Sie kann nicht wie Flachs gebleicht werden, nur durch Degummiren (Auskochen) mit 20 bis 25 Procent Seife gibt man ihr die gehörige Weiße und nimmt ihr den natürlichen Firniß, der ſie verhindert, Farben leicht anzunehmen. Eine ſolche degummirte Seide wird auf eignen Maſchinen, vorzüglich im Piemonteſiſchen, gezwirnt, und nachdem ſie lockerer gezwirnt iſt, nennt man ſie Organſinſeide oder feſtere Tramſeide. Jene dient zur Kette, dieſe zum Einſchuß, und jede hat von den Orten, wo ſie zubereitet ward, noch Beinamen. Der zum Weben der Seide beſtimmte Stuhl iſt nach ſeinem Zweck einfacher oder zuſammengeſetzter, in der Hauptſache kommt er dem gewöhnlichen Webeſtuhl nahe. Von den ſeidenen Zeugen hat man A. glatte, 1. Taffet, wozu ebenfalls Florence gehört. Er iſt bisweilen geſtreift; 2. Gros de Tours iſt ſchwerer als jener, weil jeder Einſchuß aus 4 — 6 Fäden beſteht; 3. Baſt und 4. Terzenelle. B. Geköperte: 1. ſeidene Serge, 2. Levantin, 3. Atlas oder Satin bekommt ſeinen Glanz dadurch, daß ſehr weiche Seide ſowohl zum Einſchuß als zur Kette kommt. C. Façonirte Arbeit: a. Fußarbeit, 1. Brillanttaffet, deſſen Figuren aus lauter Quadraten beſtehen; 2. Spiegeltaffet, deſſen Figuren längliche Quadrate ſind; 3. Zeuge mit Gerſtenkornmuſter; b. Zugarbeit wird auf dem Kegelſtuhle oder Zampelſtuhle gewebt; 1. gezogener Gros de Tours oder Peruvienne, deſſen Kette aus zweierlei farbigen Fäden beſteht. Es wird mit 80 bis 100 Schäften gewebt, und erſcheint auf beiden Seiten rechts; 2. einfacher Droguet, an welchem die Figur farbig iſt; 3. Droguet-Liſere mit mehrfarbigen Figuren; 4. geblümter Taffet; 5. geſtreifter Taffet; 6. geblümter Atlas; 7. Damaſt; 8. geblümter Moir hat einen Gros-de-Tour-Grund und Atlasblumen. D. Stoffe erhalten durch das Brochiren große und vielfarbige Blumen, und werden auf dem Zampelſtuhle gewebt. Der Stoff hat gewöhnlich nur einen Taffetgrund, bisweilen ſind jedoch noch damaſtartige Blumen neben den bunten eingewebt. Das Brochiren der bunten geſchieht durch eine Menge kleiner Schützen von beſondern Farben, auch wird oft in die Kette und in den Einſchuß Gold oder Silber mit eingewebt. Bei großen Blumen müſſen die langen Brochirfäden gebunden werden, was man Ligage nennt; auch wird oft dem Metall mit der gleichfarbigen Seide in einer anders gefärbten Kette zugleich untergewebt, damit ihre Farbe nicht durchſchimmere, d. i. Compagnage. Wird Compagnage und Ligage verbunden, ſo kann man die großen Blumen mit kleinern unterfüttern. Zu ſolchen Zeugen gehört der Batavia und der brochirte Sammet. E. Sammet oder geſchnittene Seidenarbeit, er iſt entweder leicht, ſchwer, ungeſchnitten, Droguetſammet oder Kleiderſammet. F. Gazen und Flore. Sie unterſcheiden ſich dadurch, daß ihre beiderſeitigen Fäden ſo entfernt ſtehen, daß ſie netzartig erſcheinen. Hieher gehört 1. Marlé mit ſehr groben Löchern, 2. glatter Flor und Filet, 3. Flor und Filet mit Taffetſtreifen, 4. façonirter Flor und Filet mit Leingrunde und allerhand Muſter, 5. damaſtartige Gaze, 6. Krepp, der aus ganz roher Seide gewebt iſt. G. Halbſeidene Zeuge ſind entweder aus

Seide und Wolle, Leinen oder Baumwolle gewebt. Die fertigen Zeuge werden von allen kleinen Faſern befreit, mit der Kalandermaſchine (dieſe Maſchine beſteht aus Walzen, deren eine von Holz, die andere von Meſſing oder Stahl iſt, zwiſchen welchen das fertige Zeug kalt oder erwärmt, auch feucht durchgezogen und geglättet wird), geglättet, mit aufgelöſ'ter Hauſenblaſe, Tragenth, Gummi, Leim, Zucker, Ochſengalle ꝛc. auf der rechten oder auch bei manchen auf der linken Fläche beſtrichen und ſogleich durch Kohlenfeuer ausgetrocknet, d. i. appretirt. F.

Seidelmann (Jacob), Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Dresden, geboren 1750. Sein Vater war Kammermuſikus bei der dresdner Capelle und ſeine Mutter die Tochter des daſigen Hofmahlers Kindemann. Das gab Veranlaſſung, daß der ältere Sohn dieſes Ehepaars (der vor mehrern Jahren verſtorbene rühmlich bekannte Capellmeiſter) die Muſik, der jüngere hingegen die Mahlerei ſtudirte. Im Jahre 1771 ging Letzterer, mit einer Penſion vom ſächſiſchen Hofe und einem Empfehlungsſchreiben von der Churfürſtin Mutter an den Ritter Mengs verſehen, nach Rom, wo er bis zum Tode dieſes berühmten Meiſters ſeine Studien unter deſſen Leitung fortſetzte. Kurz nachher erſchuf er ſich eine ganz neue, hauptſächlich zum Darſtellen der Antike geeignete Zeichenmanier in Sepia, die ihm große Beſtellungen und Vortheile verſchaffte. Das Glück, welches dieſe Art zu zeichnen machte, bewog in der Folge viele Künſtler, ſich ebenfalls darin zu verſuchen; noch immer aber iſt er und ſeine Gattin, deren Kunſtlehrer er war, unerreicht geblieben. Unter andern zeichnete er für den letzten Markgrafen von Bayreuth ein ganzes Cabinet, welches ſich jetzt in der Gemähldeſammlung der verſtorbenen Königin von Preußen zu Berlin befindet. — Im J. 1781 kam er aus Italien nach Dresden zurück, wo er unaufhörlich beſchäftigt war, die vorzüglichſten Gemählde der dortigen Gallerie in ſeiner Manier wiederzugeben. — Nach des Profeſſors Caſanova Tode ward er bei der dresdner Akademie als Profeſſor angeſtellt, und führte mit dem damaligen Profeſſor Schönau abwechſelnd das Directiorium derſelben. — Nach der Zeit iſt er noch fünf Mal in Aufträgen zu Fertigung von Zeichnungen für Engländer und Ruſſen nach Italien gereiſ't. Seine letzten, ganz ausgezeichnet ſchönen Arbeiten verdankt man der Beſtellung des Kaiſers Alexander. Es ſind Copien berühmter großer Bilder der dresdner Gallerie in der Größe der Originale. Der Umſtand, daß einige derſelben auf der Reiſe beſchädigt wurden, gab Veranlaſſung, daß der Künſtler ſelbſt vom Kaiſer mit einer Einladung nach Petersburg ſich beehrt ſah. Hier brachte derſelbe 13 Monate auf Koſten der Krone zu, um die beſchädigten Tableaux herzuſtellen; ein Geſchäft, welches, ſo ſchwierig es auch die beſondere Zartheit dieſer Art von Zeichnungen macht, dem geiſtreichen Fleiße des unermüdeten Künſtlers in hohem Grade gelungen ſeyn ſoll.

Seidelmann (Appollonia), geb. de Forgue, Gattin des Profeſſors Jacob Seidelmann. Schon in Venedig, ihrem Geburtsorte, hatte ſie Unterricht im Zeichnen erhalten, worin ſie ſich nachher zu Dresden unter der Leitung ihres Gatten vervollkommnete. Im J. 1790 reiſ'te ſie mit demſelben nach Italien, wo ſie in der Schule der berühmten Thereſa Maron, Schweſter des Raphael Mengs, ſich drei Jahre lang der Miniaturmalerei widmete. — Nach ihrer Rückkehr nach Dresden erhielt ſie aus dem Akademiefonds eine

Penſion. Neuerlich hat ſie ſich mehr mit Arbeiten in der Manier ihres Gatten, als mit Miniaturmalen beſchäftigt und durch eine ſeelenvolle Nachbildung vieler der ſchönſten Gemählde der dresdner Gallerie, ſich als ſeltene Künſtlerin gezeigt. Eine ihrer wichtigſten und vortrefflichſten Arbeiten in der letzten Zeit war die Zeichnung der berühmteſten rafaelſchen Madonna in dieſer Gallerie, nach welcher der im J. 1816 leider! viel zu früh, verſtorbene Profeſſor Müller in Dresden den berühmten Kupferſtich geliefert hat. Eine Bemerkung verdient noch das ausgezeichnete Talent dieſer Künſtlerin für geſellige Unterhaltung, und wie ſchön ſie ihre, auch im Auslande bekannt gewordenen, zahlreichen Abendverſammlungen durch die Gewandheit ihres faſt immer heitern Geiſtes zu beleben verſteht. Hierzu trägt nicht ſelten der vortreffliche Geſang der reizenden Tochter dieſes Künſtlerpaars, Luiſe Seidelmann bei, welche für Muſik und Zeichenkunſt gleich große Talente von der Natur erhalten hat. Ln.

Seidenraupe, das nützliche Inſect, welches die Seide liefert. Der Schmetterling gehört zu den ſpinnenden Nachtfaltern. Europa beſitzt die Seidenruape erſt ſeit 560 nach Chr. Geb., wo Kaiſer Juſtinian ſie durch Mönche aus Indien nach Griechenland bringen ließ. Mit ihnen mußte man auch den Maulbeerbaum aus Aſien nach Europa verpflanzen. Beide Producte kamen aus Griechenland nach Italien, von da nach Frankreich, Spanien und andern Ländern, und jetzt zieht man ſie ſogar in Norddeutſchland und Preußen. Das urſprüngliche Vaterland der Seidenraupe ſcheinen alle die Länder Aſiens zu ſeyn, wo der weiße Maulbeerbaum, der ihr zur Nahrung dient, wild angetroffen wird. Hier lebt ſie ſich ſelbſt überlaſſen im Freien. Ihrer großen Nützlichkeit wegen aber hat der Menſch ſie unter ſeiner beſondern Pflege und Aufſicht genommen, und ohne Zweifel iſt dadurch die Seide ſelbſt veredelt worden. Das vollkommne Inſect, der Seidenvogel, iſt mit ausgebreiteten Flügeln ungefähr anderthalb Zoll breit und höchſtens einen Zoll lang. Die Flügel ſind ſchmutzig oder gelblichweiß, mit drei blaßbraunen Streifen und einem mondförmigen, öfters kaum ſichtbaren Fleck. Sein einziges Geſchäft iſt die Fortpflanzung. Das Männchen ſtirbt bald nach der Begattung. Das Weibchen legt einige Tage nach einander 3 bis 500 Eier und ſtirbt dann gleichfalls. Die Eier bedürfen zu ihrer Ausbrütung einer Wärme von 18 Grad Fahrenheit, und ſchlüpfen dabei binnen 4 bis 8 Tagen aus. In dem Vaterlande des Inſects bleiben die Eier den Winter über an den Bäumen ſitzen, und die Räupchen ſchlüpfen im Frühlinge aus, ſobald die Sonnenwärme den Knoſpen des Maulbeerbaums das Laub entlockt. Bei uns darf man ſie nicht eher auskommen laſſen, als bis auch Nahrung für ſie da iſt. Die Seidenraupe iſt, wie andre Raupen ſehr gefräßig, und dabei ſehr empfindlich gegen Kälte, Näſſe und Winde. Wärme, trockne heitre Luft und Ruhe ſind zu ihrem Gedeihen nothwendige Erforderniſſe; außerdem erkranken und ſterben viele. Die kleinen Raupen ſehen anfangs ſchwarz aus, häuten ſich aber während ihres 6 bis 7 Wochen langen Lebens mehrmals, und verändern bei jeder Häutung die Farbe. Nach der letzten erſcheint die Raupe weißlich oder braun mit dunklerm Kopfe. 6 bis 7 Tage darauf bemerkt man unter dem Halſe eine Röthe, woraus man ſchließen kann, daß die Zeit der Verwandlung nahe iſt. Die Raupe hört jetzt auf mit

freſſen, wie vor den Häutungen, läuft unruhig und ſchnell umher und ſucht einen bequemen Platz auf, um ſich zu verwandeln. Sobald ſie ihn gefunden hat, fängt ſie ihr Geſpinnſt (Cocon) an. Sie hat dazu, wie alle Spinner unter den Raupen, eigne Gefäße in ihrem Innern, in welchen ſich gegen die Zeit der Verwandlung aus dem Nahrungsſafte eigne klebrige und gleichſam harzige Säfte, die ſehr fein und durchſichtig ſind, abſondern. Wenn man eine in Weingeiſt getödtete Raupe längs des Rückens aufſchneidet, ſo erblickt man ein Bündel cylindriſcher Röhrchen, die wie Gedärme ausſehen, vielfach durch einander gewunden ſind, und über dem großen Darm liegen. Sie laufen vorn am Maul in zwei ſehr feine Öffnungen aus, durch welche ſich der oberwähnte Saft ergießt. Wenn nun die Raupe das Geſpinnſt anfängt, ſo klebt ſie zwei äußerſt feine Tröpfchen des aus den Öffnungen hervorquellenden Saftes an denjenigen Gegenſtand an, an welchem ſie ihr Geſpinnſt anhängen will, bewegt den Kopf hin und her, und haſpelt auf dieſe Weiſe zwei ſehr dünne Fäden aus beiden Öffnungen heraus. Beide ſind helldurchſichtig und verhärten bald an der Luft. Die Raupe weiß ſie geſchickt mit den Vorderfüßen zu einem Faden zu verbinden, und ſo zu ihrem Zweck zu verarbeiten. Den erſten Tag ſpinnt ſie nur ein unordentliches, weitläuftiges, unzuſammenhängendes Gewebe, das dem eigentlichen Cocon zur Befeſtigung dient. Den andern Tag zieht ſie die Fäden um ſich herum und bildet die eirunde Hülle des eigentlichen Cocons, in deren Mitte ſich die ſpinnende Raupe befindet. Das Geſpinnſt wird nach und nach immer dichter und endlich entzieht ſich der Körper der Raupe dem Auge des Beobachters völlig. Die ganze Arbeit dauert ſieben bis acht Tage. Der eigentliche Cocon, welcher die feine Seide gibt, beſteht aus einem einzigen ununterbrochnen Faden von 900 bis 1000 Fuß Länge. Ganz inwendig oder zunächſt um ſich her, macht die Raupe eine dichte häutige Hülle aus dem Reſt des klebrigen Saftes, die weder der Luft noch der Feuchtigkeit Eingang verſtattet, und verwandelt ſich darin ſelbſt zur Nymphe oder Puppe, indem ſie zum letzten Mal ihre Raupenhaut abſtreift. Der Nymphenſtand währt zwei bis drei Wochen, worauf der oben beſchriebene Schmetterling durch ein kleines rundes Loch, das er bei dem Mangel an Nagewerkzeugen wahrſcheinlich mittelſt eines ätzenden Saftes verurſacht, auskriecht. Die Öffnung unterbricht den Zuſammenhang des Fadens und macht den Cocon unbrauchbar, daher man die Puppe noch vor dem Auskriechen durch Röſten der Cocons zu tödten bedacht iſt. In Deutſchland iſt die Seidencultur nur durch große Sorgfalt auf künſtlichem Wege möglich; aber trotz der ihr entgegenſtehenden Schwierigkeiten hat ſie ſich in den letzten 50 Jahren ungemein gehoben. Der große Friedrich ſetzte Prämien dafür aus, und ſchon 1774 wurden in den Provinzen Magdeburg, Halberſtadt, Brandenburg und Pommern 6849 Pfund reiner Seide gewonnen.

Seiks ſind eine in Hindoſtan verbreitete religiöſe Secte, welche ſich zu dem reinſten Deismus bekennt, indem ſie nur einen einzigen und unſichtbaren Gott verehrt, und ſich dadurch vorzüglich von den Hindus unterſcheidet. Der achtungswerthe Stifter dieſer Secte war Nanec Schah, aus der Caſte der Schettris und dem hinduſchen Stamme der Vedis, welcher im Jahr 1469 nach Chr. Geb. in dem Dorfe Rajepuſe in der Provinz Lehor geboren wurde. Nanec war noch ſehr jung, als er von einigen Fakirs, mit welchen

er auf einer Handelsreiſe zuſammentraf, zu dem Nagornai-Gottesdienſt, welcher in der Verehrung eines einzigen Gottes beſteht, bekehrt wurde. Eine lebhafte Phantaſie machte ihm ſein Handelsgewerbe zuwider, und um ſeine heiße Wißbegierde zu befriedigen, durchwanderte er ganz Hindoſtan, Perſien und Arabien, beſuchte die heiligen Wallfahrtsorte der Mohammedaner, Mecca und Medina, und die heiligen Secten der Hindus in Wetale, ſo wie die Picos (mohammedaniſche Heilige) in Multan. Späterhin lernte er die Lehrſätze der Sofi's kennen und befolgte ihre Lehren, vorzüglich benutzte er die Schriften eines zu dieſer religiöſen Secte gehörigen Mohammedaners Kabik, der die Profeſſion eines Webers trieb, zur Zeit des Kaiſers Scherſchah lebte, und in allen ſeinen Schriften allgemeine Menſchenliebe und insbeſondere religiöſe Duldung empfahl. Nanec entſagte nun allen Weltgeſchäften, und weihte ſein ganzes Leben der Teepeſijah (der reinſten Andacht), und begeiſterte ſich zu der erhabenen und menſchenfreundlichen Idee, durch eine einfache Religion und eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung zwiſchen den Hindus und den Mohammedanern zu bewirken. Er behandelte daher Beider Religion mit Achtung und ſuchte ſie nur des Überflüſſigen und einander Widerſtreitenden zu entladen, und ſie zu einer thätigen Religion, zur reinen Gottesverehrung und Menſchenliebe hinzuleiten, daher ſagte er: „Hunderttauſend Mohammeds, eine Million Bramas, Wiſchnus und Hunderttauſend Rahmas ſtehen am Throne des Allerhöchſten, ſie ſterben alle: Gott allein iſt unſterblich, der allein iſt ein guter Hindu, der gerecht, und der ein guter Mohammedaner, deſſen Leben rein iſt." Nanec ſtarb gegen das Jahr 1540 zu Kirtaipur, wo er dicht am Geſtade des Rawi begraben liegt. Kirtaipur iſt daher noch jetzt bei den Seiks ein heiliger Ort, welcher in großem Anſehn ſteht, und wo noch jetzt ein Stück von Nanecs Kleidung in ſeinem Dermeſale (Tempel) aufbewahrt und den Wallfahrern gezeigt wird. So erhaben wie die von Nanec geſtiftete Religion und ſo menſchenfreundlich wie ſeine Lehren, ſo rein war ſein ganzes Leben. Weit entfernt wie Mohammed ſeine Anhänger durch vorgebliche Wunder zu täuſchen, antwortete er vielmehr den Jogiswares (welchen man in Hindoſtan eine durch Selbſtpeinigung erworbene Herrſchaft über die Naturkräfte beimißt), als ſie von ihm Zeichen und Wunder zu ſehen verlangten, „ich beſitze nichts, was des Zeigens werth wäre, ein Lehrer des Heiligen hat nichts zu ſeiner Vertheidigung, als die Reinheit ſeiner Lehre. Die Welt kann ſich ändern, aber der Schöpfer iſt unwandelbar!" Während ſeines Lebens übte er als Prieſter und Herr die geiſtliche und weltliche Herrſchaft über ſeine Anhänger, die ſich Seiks (Schüler) nannten, aus, und vererbte ſie bei ſeinem Sterben nicht auf ſeine Söhne, ſondern auf einen Lieblingsjünger, Namens Lihena, vom Stamme Trehun, welchen er ſelbſt in ſeine Lehre eingeweiht und mit dem heiligen Mantel eines Fakirs bekleidet hatte. Unter den Nachfolgern in der Herrſchaft über die Seiks gab Erdſchun, der die Schriften Nanecs ſammelte und den Adi Granth, das erſte heilige Buch der Seiks herausgab, der neugeſtifteten Religion zuerſt Feſtigkeit und den Seiks ſelbſt Einheit, erregte aber dadurch auch zuerſt die Aufmerkſamkeit und die Eiferſucht der mohammedaniſchen Regierung, die ihn ſelbſt den Märtyrertod ſterben ließ. Um ſeines Vaters Tod zu rächen, verwandelte Har Gowind, ſein Sohn und Nachfolger, die Seiks aus friedliebenden Gläubigen

in tapfere Krieger, und unter ſeiner und ſeiner Enkel Herrſchaft dauerte fortwährend der blutigſte Kampf zwiſchen ihnen und den Mohammedanern, bis zu Tag Behedues Hinrichtung, deſſen Sohn Guru Gowind genöthigt wurde, mit den Seinigen nach Pindſchah zu flüchten, wo ihn ein hinduſcher Häuptling aufnahm und ihm Mekhamel am Ufer des Sadledſch eingab. Guru Gowind gründete hier den Staat der Seiks, indem er unter den Bekennern ſeiner Lehre, die hinduſche Abſonderung in Caſten vernichtete und dem letzten Sudan wie dem erſten Brahminen gleiche Rechte einräumte, und durch dieſe revolutionäre Zerſtörung des langgewohnten Vorzugs der höhern Caſten nicht nur die Anzahl ſeiner Anhänger außerordentlich mehrte, ſondern ſie auch entflammte, das Heil dieſer und jener Welt in der Vernichtung der ſie grauſam unterdrückenden Mohammedaner zu ſuchen. Von jetzt an erhielten durch ihre Tapferkeit in den fortwährenden Kämpfen mit ihren Unterdrückern Guru Gowinds Anhänger den Beinamen Sich' oder Löwen, welchen bis dahin bloß die Redſchaputs, als die erſte Kriegerordnung der Hindus, führten. Dieſer Herrſcher der Seiks, gleich groß als Krieger wie als Geſetzgeber, ſchrieb das Daſema Padſchach ke Granth, oder das Buch des zehnten Fürſten, ſo genannt, weil er nach Nanec das zehnte Oberhaupt der Seiks war. Dieſes Buch, welches außer religiöſen Gegenſtänden, auch die Geſchichte ſeiner Thaten enthält, wird von ſeinen Anhängern eben ſo heilig geachtet, als der Adi Granth des Endſchun. Guru Gowind befahl den Seiks zur ſteten Auszeichnung vor den Mohammedanern und den Hindus ein blaues Kleid zu tragen, das Haar wachſen zu laſſen, und beſtändig bewaffnet zu ſeyn. Um ſeine religiöſen Einrichtungen noch mehr zu befeſtigen, ſtiftete er einen geiſtlichen Orden, die Akalis (die Unſterblichen), denen er eine Bonga (ein Stift, Kloſter) am heiligen Brunnen zu Emoilſer anwies, von deſſen Einkünften ſie ihren Unterhalt beziehen. Dieſen Akalis übertrug er die Bekehrung und Einweihung neuer Seiks, und in ihren Händen ruht noch jetzt die oberſte Leitung aller religiöſen und bürgerlichen Angelegenheiten. Guru Gowind war das letzte Oberhaupt der Seiks, denn da eine heilige Sage die Zahl dieſer Oberhäupter auf zehn beſchränkte und er der zehnte Herrſcher nach Nanec war: ſo ſagte er ſterbend zu den Seinigen: „ich übergebe das Reich Gott, der nie ſtirbt!“ Daher glauben die Seiks, daß das Reich (Khalſa) unter der beſondern Obhut Gottes ſtehe. Auf dieſe Weiſe iſt die Staatsverfaſſung der Seiks, nach Gowinds Tode, eine reine Theokratie. Der Volksglaube iſt eine unüberſteigliche Schranke für jeden, der es wagen wollte, ſich die Seiks zu unterwerfen und zu beherrſchen. Nach Guru Gowinds Tode erlagen die Seiks nach und nach der Übermacht der Mohammedaner, und ſelbſt Banda, einer ihrer tapferſten Anführer, wurde nach einer fürchtlichen Gegenwehr in der Feſtung Lagab mit allen den Seinigen gefangen genommen und nach Deli geſchickt, wo die Seiks alle unter den entſetzlichſten Martern hingerichtet und Banda, nachdem er gezwungen worden war, ſeinem einzigen Sohn mit eignen Händen den Hals abzuſchneiden, mit glühenden Zangen zerriſſen wurde. Um die verhaßten Seiks endlich gänzlich auszurotten, wurde von der mohammedaniſchen Regierung ein Preis auf ihren Kopf geſetzt und jeder, der ergriffen wurde, getödtet. Mit dem erhabenſten Heldenmuth erlitten ſie jedoch, oft ihn mehr ſuchend

als fliehend, den Tod des Märtyrers unter den grauſamſten Martern und nichts vermochte ſie zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen, ſo daß ein mohammedaniſcher Geſchichtſchreiber ihnen doch das Zeugniß gibt, daß nie ein Seik, der auf der Wallfahrt nach Ramdaspur (dem heiligen Orte der Seiks, wo Ramdas einen Brunnen anlegte, welchen er Emeithſee, oder das Waſſer der Unſterblichkeit nannte, und welcher ſo verehrt wurde, daß ſpäter die ganze Stadt ſeinen Namen erhielt) ergriffen und hingerichtet wurde, ſeinem Glauben entſagte, um dadurch ſein Leben zu retten. Nur wenige Seiks entflohen in unzugängliche Gebirge und bewahrten allda treu den Glauben ihrer Väter, und den unauslöſchlichen Haß gegen ihre Verfolger. Erſt nach Schah Nadirs Rückkehr nach Perſien wagten ſie ſich wieder aus den ſie ſchützenden Gebirgen hervor und eroberten, indem ſie die Unruhen benutzten, in welche Nadirs Zug ganz Hindoſtan geſtürzt hatte, ganz Lahor. Gegenwärtig erſtreckt ſich das Gebiet der Seiks vom 28° 40′ bis über den 30° N.-Br. und begreift ganz Pindſchah, einen Strich von Multan, und den größten Theil des Landes zwiſchen den Dſchumma und Sadledſch. Einzelne Häuptlinge, die ſich bei allgemeinen Angelegenheiten zu einem Guru Mela (Landtag) zu Emeithſee vereinigen und unter der Leitung der Akalis ſich über das Wohl des Staats berathen, herrſchen über größere oder kleinere Diſtricte des oben angegebenen Gebiets. Zuſammen vereinigt ſind ſie, nach dem Zeugniß des Generals Malkolm, welcher 1805 mit der brittiſchen Armee im Pindſchah war, und welchem wir die ausführlichſten Nachrichten über dieſe intereſſante Religionsſecte im 11ten Band der Asiatic Researches verdanken, im Stande 100,000 Mann Cavallerie zu ſtellen.

Seiler (Georg Friedrich), geb. den 24ſten October 1733 zu Creuſſen bei Bayreuth, wo ſein Vater ein armer Töpfer war, ſchwang ſich aus dürftiger Niedrigkeit durch Talent und Fleiß zum Range eines der erſten Theologen und Volksſchriftſteller ſeiner Zeit empor. Zu Bayreuth und Erlangen hatte er ſeine gelehrte Bildung erhalten, worauf er ſich mit Jugendunterricht beſchäftigte. Sein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch war ein Gedicht, das unter dem Titel: Bayreuth, der Künſte Sitz unter der Regierung Friedrichs, 1757 erſchien. Mehr Aufmerkſamkeit erregte jedoch 1762 ſeine Überſetzung der robertſonſchen Geſchichte von Schottland durch die nicht gemeine Gewandtheit des Styls, und den Fleiß in den von ihm ſelbſt hinzugefügten Anmerkungen. Im J. 1761 wurde er Diaconus zu Neuſtadt an der Heyde, 1764 Diaconus zu Coburg, wo er die in 10 Jahren ſechs Mal aufgelegte Schrift über den Geiſt und die Geſinnungen des vernunftmäßigen Chriſtenthums 1769 herausgab, und dadurch eben ſowohl ſeine wiſſenſchaftliche Competenz, als ſeine aufgeklärte Denkungsart beurkundete. Die anſpachiſche Regierung ſtellte ihn daher 1770 als ordentlichen Profeſſor der Theologie zu Erlangen an, wo er hierauf 1772 Univerſitätsprediger, 1773 geheimer Kirchenrath, wirklicher erſter Conſiſtorialrath im Conſiſtorium zu Bayreuth und Director des von ihm ſelbſt geſtifteten Inſtituts der Moral und der ſchönen Wiſſenſchaften zu Erlangen, 1788 noch dazu Superintendent, Paſtor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnaſiums daſelbſt wurde. In dieſen Ämtern bewies er nicht nur als Beförderer der theologiſchen Wiſſenſchaften, ſondern auch vorzüglich auf dem Gebiete

ſeines Wirkungskreiſes eine unter akademiſchen Gelehrten ſeltene Thätigkeit. Verdienſtlich waren ſeine Programme über Grundlehren des Chriſtenthums in kirchenhiſtoriſcher, dogmatiſcher und exegetiſcher Hinſicht, die er, wie ſeine Compendien der Dogmatik lateiniſch herausgab, durch ſeine apologetiſchen und philoſophiſchen Schriften trat er als Freund eines geläuterten Glaubens an die Göttlichkeit des Chriſtenthums in den über dieſen Gegenſtand ſeit den 70ger und 80ger Jahren aufgeregten Streitigkeiten ehrenvoll auf, am bedeutendſten und ſegensvollſten wurde aber ſein Einfluß auf die Verbreitung richtiger Religionskenntniſſe unter den Ungelehrten. Die Gabe eines populären, deutlichen und angenehm belebten Vortrags und der einnehmende väterliche Ton ſeiner Darſtellung verſchafften ſeinen religiöſen Volksſchriften und bibliſchen Erbauungsbüchern ein großes Publicum in allen Ständen. Die Geſchichte der geoffenbarten Religion und das kleine bibliſche Erbauungsbuch erlebte viele Auflagen und wurde ſelbſt für die Catholiken bearbeitet. Sehr gemeinnützig machte er ſich auch durch ſeine zahlreichen pädagogiſchen Schriften. Die Volksſchullehrer erhielten von ihm eine Schullehrerbibel, einen zweckmäßigen Bibelauszug mit Anmerkungen, Methodenbücher, Catechismen, Fibeln, Leſe- und A B C Bücher, welche, ein vorzügliches Hülfsmittel der Verbeſſerung des proteſtantiſchen deutſchen Schulweſens, in und außer Franken und im Würzburgiſchen auf Befehl des Biſchofs eingeführt wurden. Die Religion der Unmündigen mußte man ſiebzehn Mal, das Leſebuch für den Bürger und Landmann, unſtreitig das beſte und nützlichſte ſeiner Volksbücher, vierzehn Mal auflegen. Außerdem verdienen ſeine kirchenhiſtoriſchen Tabellen, ſeine liturgiſchen und homiletiſchen Schriften und die gemeinnützigen Betrachtungen der neuſten Schriften über Religion, Sitten und Beſſerung des menſchlichen Geſchlechts, eine kritiſche Zeitſchrift, die er von 1776 bis 1800 herausgab, rühmliche Erwähnung. Bei dieſer vielſeitigen literäriſchen Geſchäftigkeit, die die Anzahl ſeiner Schriften auf 170 brachte und nicht nur ſeinen Ruhm in und außer Deutſchland verbreitete, da man mehrere ſeiner populären Religions- und Schulbücher ins Franzöſiſche, Holländiſche, Däniſche, Schwediſche, Ungariſche, Böhmiſche und Polniſche überſetzte, ſondern auch, weil er ſich durch die Benutzung der Druckerei ſeiner Bibelanſtalt zum Selbſtverlag ſeiner Werke rechtmäßige Vortheile zuzuwenden wußte, der Grund ſeiner Wohlhabenheit wurde, konnte es freilich nicht fehlen, daß auch manches Mittelmäßige oder nur auf die Gegenwart Berechnete aus ſeiner eilfertigen Feder kam. Doch wenn er auch nicht unter die ſeltenen Genien gehörte, die die Wiſſenſchaft durch neue Entdeckungen bereichern und die Gelehrten unterrichten, ſo erwarb er ſich doch unläugbar das große Verdienſt, die vorhandenen Schätze der Wahrheit mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und philoſophiſcher Klarheit für die Faſſungskraft der Ungelehrten und beſonders des gemeinen Mannes zugänglich gemacht zu haben. Und um ſo ſchätzenswerther war dieſe literäriſche Wirkſamkeit, da ſie ihn nicht abhielt, der Stadt und Akademie, an die ſein Beruf ihn band, unvergeßliche Denkmäler ſeines Eifers für Menſchenwohl zu hinterlaſſen. Als ein vorzüglicher Kanzelredner, der die Kunſt, dogmatiſche Lehren anziehend darzuſtellen und Zeitumſtände zur Er-

bauung zu benutzen, in hohem Grade beſaß, als ein treuer Seelſorger und unermüdeter Rathgeber in öffentlichen Angelegenheiten wurde er von ſeiner Kirchgemeinde, als ein gründlicher, angenehmer und fleißiger Docent, als ein väterlicher Studentenfreund, als ein Wohlthäter und Beförderer der Hülfsbedürftigen von den Studirenden geliebt. Er gab den zerrütteten Armenanſtalten zu Erlangen eine neue, zweckmäßige Verfaſſung, verſchaffte nothleidenden Studenten, deren viele nur ſeinetwegen nach Erlangen kamen, Stipendien und andre Unterſtützungen, verſorgte die Abgehenden mit Hauslehrerſtellen und half zur Errichtung einer Badeanſtalt für die Studirenden. Auch in ſeinem Privatleben machten ſein heitrer Sinn, das ihm natürliche Wohlwollen und die Redlichkeit ſeines Herzens dieſen ehrwürdigen Mann allen theuer, die mit ihm in Verbindung ſtanden. Er ſtarb den 13ten Mai 1807 allgemein betrauert, und noch lange wird das Andenken ſeiner Verdienſte in dem Herzen ſeiner dankbaren Schüler und der unzähligen Leſer ſeiner nützlichen Schriften fortleben. E.

Seine iſt einer der größten Flüſſe Frankreichs, welcher bei Chanceaux im Herzogthum Burgund entſpringt, bei Troyes anfängt ſchiffbar zu werden, durch Paris geht, und ſich in der Normandie durch einen breiten Einfluß in das britanniſche Meer ergießt. Dieſer Fluß hat von der See an bis auf 30 franzöſiſche Meilen Ebbe und Fluth, und trägt die großen Schiffe bis nach Rouen (ſ. Rouen). Aber die Einfahrt iſt für die Seeſchiffe wegen des beweglichen Sandes, der bis Quillebeuf reicht, gefährlich. Für kleinere Seefahrzeuge iſt er hoch hinauf bis nach Mery ſchiffbar, zum großen Vortheil für Paris, welches den größern Theil ſeiner Zufuhr auf dieſem Fluſſe erhält. Durch noch nicht ganz vollendete Canäle hat man ihn mit andern Flüſſen, vorzüglich mit der Loire, in Verbindung zu ſetzen geſucht. Er nimmt die beträchtliche Marne und Oiſe, und viele kleinere Flüſſe auf. Von der Seine haben vier Departements ihren Namen (ſ. Frankreich.)

Sekante benennt man in der Mathematik diejenige gerade Linie, welche von dem Mittelpunkte eines Kreiſes nach irgend einem Punkte der Tangente (derjenigen geraden Linie, welche den Kreis außerhalb deſſelben in einem einzigen Punkte berührt) gezogen wird. Sie wird in der Trigonometrie ſehr wichtig und man findet in Lehrbüchern Tabellen berechnet für die Länge der Sekanten aller Winkel von 0 bis 90 Grad. Bey 0 Grad iſt die Sekante begreiflich dem Radius gleich und bei 90 Grad iſt ſie unendlich.

Selbſtmord. Das irdiſche Daſeyn des Menſchen (Leben in allgemeiner Bedeutung) iſt als Bedingung ſeines höhern Vernunftlebens, auf welchem ſeine Würde beruht, und dieſer Würde willen geheiligt. Jede willkürliche Verletzung des eignen Lebens iſt daher Sünde, in ſo fern ſie zugleich ein Angriff gegen dieſe Würde iſt, und die Selbſtentleibung, welche auf den Antrieb rein willkürlicher Vorſtellungen, Triebe, Neigungen, Leidenſchaften und Stimmungen erfolgt, oder der Selbſtmord im moraliſchen Sinne, iſt unſittlich, weil hier der Menſch aus Mangel an Achtung vor ſeiner Vernunftwürde oder aus Verweiflung an derſelben dasjenige vernichtet, was die Bedingung enthält, dieſe Würde forthin zu offenbaren, kurz weil der Selbſtmörder mit ſeiner Vernichtung ſich zugleich entehrt (dieſer Würde beraubt). Mit dem

Selbſtmorde iſt daher der freiwillige Tod nicht zu verwechſeln, welcher gewählt wird, um dieſe Würde zu behaupten, und für Ideen zu ſterben. Dieſer tritt in den ſchwer zu beurtheilenden Fällen ein, wo das Leben nur auf Koſten dieſer Würde erhalten werden könnte, und die Fortſetzung des irdiſchen Daſeyns unverträglich mit derſelben ſeyn würde, oder im Gegentheil durch den Tod ein höherer ſittlicher Zweck erreicht werden kann. Denn das Leben iſt nicht abſoluter Zweck, ſondern nur Mittel und Bedingung eines ſolchen. Hört es daher auf dieſes zu ſeyn (wie wenn der Menſch durch eine äußere Gewalt genöthigt würde, etwas ſeiner Würde widerſprechendes zu thun oder zu dulden), ſo hört auch die Pflicht, es zu erhalten, auf. Dieſe Vernichtung des Lebens iſt daher nicht willkürlich, ſie entſpringt nicht aus ſinnlichen Trieben, nicht aus Feigheit vor der Qual einer unbefriedigten Sinnlichkeit, nicht aus verſchuldetem Zwieſpalt im Innern, nicht aus Wahn oder einem verzweifelnden Gewiſſen, ſondern aus Muth und feſtem Willen, ein würdiges Leben mit dem Tode zu beſiegeln, das Leben höhern Zwecken zu opfern und die Würde der Menſchheit durch den Tod zu behaupten. Über dieſe Fälle iſt von frühen Zeiten her ſehr geſtritten worden, und die Selbſtmörder, ſo wie die weichlichen Vertheidiger des Selbſtmordes haben vergeblich mancherlei ſophiſtiſche Gründe für denſelben aufzuſtellen, oder den Begriff des willkürlichen Selbſtmords mit dem des freiwilligen Todes zu vermiſchen geſucht. Von beiden iſt verſchieden der unwillkürliche Selbſtmord, d. i. derjenige, welcher in einer krankhaften phyſiſchen Beſchaffenheit des Körpers, die auf den Geiſt unwiderſtehlich einwirkt, ſeine Quelle hat. In den meiſten Fällen aber wirkt phyſiſche und moraliſche Krankheit zuſammen. Hierin liegt der Grund, warum wir bei allem natürlichen und ſittlichen Abſcheu vor dem willkürlichen Selbſtmord doch ein entſcheidendes und verdammendes Urtheil über den Selbſtmörder uns nicht anmaßen dürfen. Die neueſten Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand ſind von F. B. Oſiander (über den Selbſtmord, ſeine Urſachen, Arten, mediciniſch-gerichtliche Unterſuchung und die Mittel gegen denſelben, Hannover 1813, 8.) und C. W. F. Schultz (der natürliche Selbſtmord, eine pſychologiſche Abhandlung, Berlin 1815, 8.). Auch findet man ſchöne und tiefe Anſichten in der kleinen Schrift der Frau von Staël sur le suicide.

Selēne ſ. Luna.

Selenit, in der Mineralogie, gewiſſe durchſichtige Steine (auch Gypsſpath, Marienglas genannt), welche einen gewiſſen gräulichen Perlmutterglanz, und ein ſolches blättriges Gefüge haben, daß ſie ſich mit dem Meſſer in ganz dünne Blättchen oder Scheiben zertheilen laſſen.

Selenographie, Beſchreibung des Mondes. Es iſt unter dem Artikel Mond faſt alles geſagt, was ſich in der Kürze und ohne in die Tiefe der Rechnungen einzudringen, hierüber ſagen läßt; es wird nur noch hier bemerkt, daß der berühmte Aſtronom Schröter in Lilienthal, ſelenetopographiſche Fragmente herausgegeben und mit vielen Karten verſehen hat, die über die Natur des Mondes uns ſehr großes Licht verſchaffen.

Seleucus Nicanor (oder Nicator), des Antiochus Sohn, einer der tapferſten Heerführer Alexanders des Großen, der ihm

die Statthalterſchaft von Babylon und Medien übertrug. Nach Alexanders Tode machte er ſich zum Könige von Syrien und unterwarf ſich alle öſtlichen Länder der Monarchie deſſelben vom Helleſpont bis nach Indien und bis an den Jaxartes. Seine Nachkommen hießen nach ihm die Seleuciden, auch datirt ſich von ihm eine eigne Zeitrechnung, die Aera Seleucidarum, welche mit dem 12ten Jahre nach Alexanders Tode anfängt. Nach mehrern glücklichen Kriegen gegen Antigonus, Demetrius und Lyſimachus, wurde er in ſeinem 78ſten Jahre, da er eben, mit noch ungeſchwächter Kraft, gegen Thrazien und Macedonien zu Felde ziehen wollte, von einem ſeiner Höflinge, Ptolemäus Ceraunius, ermordet. Tapferkeit und Erfahrung, Weisheit und Menſchenliebe hatten dieſen berühmten König zu einem würdigen Regenten gemacht. Er ehrte und liebte die Wiſſenſchaften, und ſchickte unter andern den Griechen die Bücher und koſtbaren Denkmäler, die ihnen Xerxes geraubt hatte, zurück; aus Dankbarkeit ſtellten die Athenienſer ſeine Statue am Eingange des Porticus der Akademie auf. In Aſien ließ er 34 Städte erbauen, die er mit griechiſchen Coloniſten bevölkerte. Er war ein Vater und Wohlthäter ſeiner Unterthanen.

Selters. Selterſer Waſſer. Ein Flecken im Naſſau-Weilburgiſchen, der den Namen Niederſelters führt und 6 Stunden von Wetzlar, 8 Stunden von Mainz liegt, hat in ſeiner Nachbarſchaft die berühmte Mineralquelle, welche den ſelterſer Sauerbrunnen liefert. Sie liegt dicht an der Straße, welche von Frankfurt nach Cöln führt. Das Alter ihrer Anwendung iſt unbekannt; Tabernämontan erwähnt ihrer zuerſt. Außer einer bedeutenden Menge kohlenſaurer Luft enthält das Waſſer mehrere Salze und etwas Eiſen; es hat ſich gegen Abzehrungen als vorzügliches Heilmitel bewieſen, wird auch ſonſt ſeines angenehm kühlenden Geſchmacks wegen häufig als erfriſchendes Getränk benutzt. S. Beſchreibung des Geſundbrunnens in Selters, von J. F. Weſtrumb. Marburg 1813. F.

Seltſam iſt, der Wortabſtammung gemäß, alles Neue, was den Charakter oder Anſtrich des Seltenen trägt, und daher von dem Gewöhnlichen und Erwarteten abweicht. Seltſam ſind daher eben ſowohl Ereigniſſe und Naturerſcheinungen, als Anſichten und Handlungen, welche in der Willkür des Menſchen ihren Grund haben, und gewöhnlich ſonderbar genennt werden, in ſo fern ſie von dem Allgemeinen abweichen, oder ein Streben nach dem Seltſamen verrathen. Das Seltſame iſt wunderbar, wenn es von der gewöhnlichen Naturordnung abzuweichen ſcheint. Doch erregt auch das Seltſame, was den Naturgeſetzen ſogleich angemeſſen erſcheint, Verwunderung, wenn es gegen die Erwartung erfolgt, und unſere Aufmerkſamkeit in hohem Grade beſchäftigt. Iſt das Seltſame ein Erzeugniß der menſchlichen Laune, ſo heißt es bizarr (ſ. d. Art.), und Bizarrerie iſt die Laune, welche ſich mit einem Streben zum Sonderbaren zeigt; Barock iſt das Bizarre, wenn es ins Närriſche fällt. Ein bizarrer oder barocker Geſchmack iſt der, welcher das Bizarre oder Barocke liebt. Daß aber das Bizarre zu dem Ungereimten gehöre, wie auch der Verf. des Artikels Bizarr behauptet, iſt vielleicht willkürlich; eher verſtattet dies der Sprachgebrauch von dem Barocken zu ſagen; doch wird unter letzterm auch oft das unwillkürlich ſonderbare, unnatürliche, oder gezwungene Seltſame verſtanden. Die

Herrſchaft des Seltſamen und Bizarren in der Kunſt zeigt ſtets von dem Sinken derſelben, welches dann erfolgt, wenn man ſich von dem Natürlichen ſo weit entfernt, daß man die Kunſt den Einfällen der Laune aufopfert. Im Leben liebt es der Jüngling am meiſten, und er verfolgt es im jugendlichen Triebe nach Eigenheit und ungebundener Kraftäußerung.

Semele, des Cadmus und der Harmonie Tochter, die durch ihre Schönheit Jupiters Liebe gewann, der in der Geſtalt eines Sterblichen zu ihren Umarmungen kam. Sie zu verderben, erſchien ihr die eiferſüchtige Juno in Geſtalt ihrer Sclavin Beroe und erweckte in Semele's Bruſt Zweifel, ob ihr Liebhaber auch in Wahrheit der hohe Donnerer ſey; ſie ſolle, rieth ſie trüglich, ihn bitten, daß er ihr in eben der Majeſtät erſcheinen möchte, wie der Juno. Semele, dem Rathe folgend, bat Jupiter, als er das nächſte Mal zu ihr kam, um die Gewährung einer Bitte, die dieſer ihm beim Styx zuſagte. Vergebens ſuchte er ſie zum Widerruf zu bewegen, als er ihren Wunſch vernommen; da trat er auf in der Majeſtät eines Gottes, bewährt mit Donner und Blitzen. Die Sterbliche konnte den Anblick nicht ertragen, und ſank von den Flammen in Aſche verwandelt entſeelt nieder. Nur den Bacchus, den ſie noch unter dem Herzen trug, konnte Jupiter retten, indem er ihn, da er noch unzeitig war, in ſeine eigne Hüfte verſchloß. Der Schatten der Semele ſchwang ſich zum Himmel auf und ward unter die Unſterblichen verſetzt, nachdem Jupiter ſie mit der Juno verſöhnt hatte. Bacchus ſelbſt entführte ſie der Unterwelt und nahm ſie mit ſich in den Olymp.

Semiarianer, ſ. d. Art. Arianer.

Semilor, oder wie es Andere ſchreiben, Similor, auch mannheimiſches Gold, iſt nach Einigen eine Zuſammenſetzung von 4 Theilen Kupfer und 1 Theil Zink, welches unter Kohlenſtaub zuſammengeſchmolzen wird. Das beſte Semilor ſoll in Mannheim verfertigt werden. Andere verſichern, daß dieſe Metallmaſſe bloß gereinigtes, durch öfteres Schmelzen und Strecken verfeinertes Kupfer ſey. Man verfertigt daraus bekanntlich allerlei Galanteriewaaren, z. B. Ringe, Uhrketten, Pettſchafte, Ohrgehänge ꝛc. Sie ſehen neu wie golden aus, werden aber durch Berühren mit den Fingern und an der Luft bald ſchwarz.

Seminarium, Pflanzſchule, nennt man eine Bildungsanſtalt für junge Männer, die ſich darin zur Verwaltung geiſtlicher Ämter oder zu Schullehrerſtellen fähig machen ſollen. Die älteſten Seminarien ſind die Pflanzſchulen, in denen die catholiſche Kirche ihre Geiſtlichen bildet. Man findet dergleichen bei den meiſten Biſchofsſitzen und in vielen Klöſtern, und ſie ſind nur für Jünglinge beſtimmt, die ihre akademiſchen Studien ſchon beendigt haben. Die philologiſchen Seminarien auf den Univerſitäten bilden Lehrer für die Gelehrtenſchulen, die theologiſchen künftige Prediger, dagegen die ſeit den 70ger Jahren in Deutſchland an vielen Orten errichteten Schullehrerſeminarien nur zur Bildung angehender Lehrer in den deutſchen Volksſchulen beſtimmt ſind. Vergl. d. Art. Schulen. E.

Semiotik, die Zeichenlehre (von dem griechiſchen Worte Semeion, das Zeichen, gebildet), heißt auch Semiologie, und wird vorzüglich in der mediciniſchen Wiſſenſchaft gebraucht, den Zweig derſelben zu bezeichnen, welcher alle im geſunden und kranken Zu-

ſtande eintretende äußerlich erkennbare Erſcheinungen des Lebens des menſchlichen Körpers in ihrer Bedeutung auf Leben, Geſundheit, Krankheit oder Tod erkennen, beſtimmen und anwenden lehret. Alle die verſchiedenen Functionen des Organismus, deren immer eine die andere beſchränkt und unterſtützt, vorbereitet und ablöſ't, äußern ſich durch beſtimmte Erſcheinungen, die mehr oder weniger durch die Sinne wahrgenommen, beobachtet, und auf ihre innern Urſachen bezogen werden können. Daher kennen wir mittelſt der Phyſiologie (m. ſ. d. Art.) die Functionen des Organismus, wie ſie nach den nothwendigen Naturgeſetzen von Statten gehen müſſen, wenn die Idee des Lebens ungetrübt durchgeführt werden, der Organismus in ſeiner Norm beſtehen und Geſundheit Statt finden ſoll. Eben ſo erkennen wir auf der andern Seite alle Abweichungen von der Norm als Krankheiten, zuvörderſt nach der Theorie, als möglich, dann auch wie ſie uns die Erfahrung als wirklich kennen lehrt, woraus die Pathologie entſteht. Wir haben daher auch eine phyſiologiſche und pathologiſche Semiotik. Die erſtere beſteht aus der Kenntniß der Erſcheinungen, welche von der normalen Function der Organe und deren vollkommenen Beſchaffenheit hergeleitet werden; die andere lehrt uns die von jenen abweichenden Erſcheinungen erkennen und von ihnen auf die krankhaften Verrichtungen der Organe und deren abnorme Beſchaffenheit ſchließen. Die Semiotik iſt alſo das Reſultat der Anwendung der Anatomie, Phyſiologie und Pathologie auf die practiſche Medicin; ſie geben den Stoff und den rationellen Grund zur Beurtheilung aller Erſcheinungen am menſchlichen Körper im geſunden und kranken Zuſtande und durch ſie lernen wir den Zuſammenhang zwiſchen den äußern Erſcheinungen und den innern Vorgängen kennen. Unter den verſchiedenen Eintheilungen der äußern Erſcheinungen als Zeichen iſt vorzüglich noch die in Rückſicht der Zeit zu bemerken. Sie deuten entweder den gegenwärtigen Zuſtand der Geſundheit oder Krankheit, oder den künftigen als Folge des gegenwärtigen an, oder haben Bezug auf das, was vorhergegangen iſt, in ſo fern es auf den gegenwärtigen Zuſtand Einfluß hat. Die erſtern heißen diagnoſtiſche Zeichen, auf welche der Arzt die Erkenntniß des gegenwärtigen Zuſtandes der Krankheit, die Beſtimmung derſelben, die Unterſcheidung von andern ähnlichen Krankheiten baut (ſ. d. Art. Diagnoſis), unter welchen die pathognomoniſchen die wichtigſten ſind. (S. d. Art.) Diejenigen Zeichen, welche den Arzt auf Beſtimmung des künftigen Zuſtandes, des wahrſcheinlichen guten oder böſen Ausganges der Krankheit durch Geneſung, Tod oder Übergang in eine andere Krankheit führen, heißen prognoſtiſche. Diejenigen endlich, welche über den gegenwärtigen Zuſtand in Rückſicht ſeiner Entſtehung in dunkeln und ſchweren Fällen aus der Vergangenheit her noch Licht verbreiten, heißen anamneſtiſche (Erinnerungs-) Zeichen. Die Semiotik lehrt demnach die Erſcheinungen und Zeichen kennen, welche aus dem Alter und Geſchlecht, aus den Verrichtungen des Körpers, den zur Lebenserhaltung gehörigen, wozu der Kreislauf des Blutes, das Athmen, die Verdauung, die Ab- und Ausſonderungen u. ſ. w. zu rechnen ſind, eben ſo wohl als von den zur Bewegung und Empfindung gehörigen Organen und deren Verrichtungen, ferner die Zeichen, welche aus dem Temperament und der Beſchaffenheit der einzelnen Theile des Organismus die Geſundheit beſtimmen. Deßgleichen wird der Krank-

heitszuſtand erkannt aus den Zeichen von den Abweichungen der Verrichtungen, des Athmens, des Pulſes (ſ. d. Art. Puls), der Nervenempfindlichkeit, und den davon abhängigen Verrichtungen und Erſcheinungen im Körper, der Beſchaffenheit der Sinne, und deren Functionen, des Verhältniſſes von Wachen und Schlaf, der geiſtigen Verrichtungen in beiden, der Inſtincte und natürlichen Bedürfniſſe, der Verdauung, des Hungers, der Ausleerungen; aus den Zeichen von der Beſchaffenheit des Blutes, des Speichels, der Ausdünſtung und des Urins, der Geſchlechtsfunctionen, der äußerlichen Beſchaffenheit des Körpers, ſeiner Haltung, ſeiner Temperatur, ſeines Umfanges u. ſ. w. Endlich lehrt noch die Semiotik die Kennzeichen des Todes, die Zeichen zur Unterſcheidung des wahren von dem Scheintode, die Zeichen von den verſchiedenen Todesarten, dem natürlichen oder gewaltſamen, durch äußere oder innere Gewalthätigkeiten, Schädlichkeiten u. ſ. w. bewirkten Tode. H.

Semipelagianer. S. d. Art. Pelagianismus.

Semiramis, Königin von Aſſyrien, berühmt in der alten Welt, lebte in einer uns ſo fernen Zeit, daß durch den Schleier der Dichtung, worein ihre Geſchichte gehüllt iſt, wenig Sicheres erkannt werden kann. Der unzuverläſſige Kteſias iſt die einzige Autorität für dieſe frühe Periode der aſſyriſchen Geſchichte. Sondern wir aus ſeiner Erzählung das offenbar Fabelhafte, ſo ergibt ſich, daß Semiramis, deren Abkunft dunkel, die aber reich an Schönheit und von großem Verſtande war, die Gemahlin des Ninon wurde, eines vornehmen Offiziers unter König Ninus, und daß ſie, als ſie ihrem Gemahle auf dem Feldzuge nach Bactra folgte, die Aufmerkſamkeit und Zuneigung des Königs ſelbſt auf ſich zog, der Bett und Thron mit ihr theilte, nachdem ihr Gemahl aus Eiferſucht und Verzweiflung ſich ſelbſt das Leben geraubt hatte. Nach des Ninus Tode nahm ſie als Regentin und Vormünderin ihres unerwachſenen Sohnes die Zügel der Regierung, und herrſchte mit großem Ruhm. Sie erbaute das weltberühmte Babylon, von deſſen Wundern ſo viel erzählt wird, was unglaublich erſcheint, wenn man erwägt, daß Ninus Tod in das Jahr 2007 vor Chr. Geb. geſetzt wird. Darauf verfolgte ſie ihres Gemahls Eroberungsplane, durchzog Medien und Perſien, allenthalben Spuren ihres Glanzes zurücklaſſend, und drang bis an die Ufer des Indus. Hier ſtieß ſie auf den König des Landes an der Spitze eines großen Heeres, erlitt eine völlige Niederlage, und kam kaum mit dem dritten Theile ihrer Kriegsmacht nach Bactra zurück. Ihr Sohn zettelte eine Verſchwörung an, die ihr das Leben koſtete, oder ſie doch nöthigte, dem Thron zu entſagen, nachdem ſie 42 Jahre lang regiert hatte. Die ganze Geſchichte der Semiramis, die mit den wunderbarſten Fabeln vermiſcht iſt, erſcheint als Tradition im Geiſte des Orients; nicht einmal ihr Zeitalter läßt ſich beſtimmen, wiewohl ihr hiſtoriſches Daſeyn an und für ſich nicht in Zweifel gezogen werden darf.

Semmler (Johann Salomo), einer der einflußreichſten Theologen des 18ten Jahrhunderts, geboren den 18ten December 1725 zu Saalfeld, hatte an ſeinem Vater, dem daſigen Archidiaconus, einem ziemlich aufgeklärten Manne, und an ſeiner verſtändigen Mutter, die ihn frühzeitig zur Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit gewöhnte, ſehr rechtſchaffene und fromme Erzieher, auch wurde er in der damals mit geſchickten Lehrern verſehenen Schule ſeiner

Vaterſtadt zu gründlichen Sprachſtudien angeleitet. Der 15jährige Jüngling, deſſen Genie den Gang des öffentlichen Unterrichts überflog, kannte nicht nur die claſſiſchen Autoren, ſein unermüdeter Privatfleiß übte ſich auch ſchon durch Excerpiren aus alten Scholiaſten und Kritikern, die er gelegentlich aufgetrieben. Vor der pietiſtiſchen Kopfhängerei, die damals am Hofe des letzten Herzogs von Saalfeld herrſchte, und Menſchen aus allen Ständen anſteckte, war er bisher durch ſeinen geſunden Verſtand und durch den Schutz ſeiner Mutter bewahrt worden. Nach deren Tode aber, der um dieſe Zeit erfolgte, neigte ſein Vater ſich aus Schwäche ſelbſt zum Pietismus, dem Semmlers älterer Bruder ſchon völlig ergeben war. Beide beſtürmten ihn nun ſo lange mit Zureden, bis er ſich bequemte, die Herzensſtunden des neuen Rectors zu beſuchen. Unter dieſem Einfluſſe ſtrebte Semmler ganz ernſtlich, wie er alles betrieb, nach dem Heile der Wiedergebornen, Trübſinn und ſünderhafte Ängſtlichkeit trat an die Stelle ſeiner vorigen Heiterkeit, in allen Winkeln kniete er betend und weinend, und ſeine Bekehrung ſchien ſo merkwürdig, daß der Herzog ihn nebſt einigen Mitſchülern vor ſich kommen, und eine förmliche Probe im Herzensgebet ablegen ließ. In dieſer trübſeligen Stimmung, ſonſt unverdorben an Leib und Seele, bezog er 1742 die Univerſität zu Halle. Seine Wohnung im Waiſenhauſe brachte ihn in die Geſellſchaft weinerlicher Betbrüder, die ihm das Studiren, beſonders die Lectüre der Claſſiker zur Sünde machten, und jeden Lebensgenuß verleideten. Doch noch im erſten Univerſitätsjahre ſiegte ſeine gute Natur, aufgemuntert durch neue lebensfrohere Bekannten, über die Feſſeln dieſes herrnhutiſchen Weſens, von dem nur eine entſchiedene Neigung zur Myſtik, eine ſehr zarte Gewiſſenhaftigkeit und die Wärme einer aufrichtigen Frömmigkeit in ſeinem Gemüthe zurückblieb. Dagegen trug er aus den im Umgange mit den Pietiſten gemachten Erfahrungen den lebhafteſten Widerwillen gegen Scheinheiligkeit, Aberglauben und hierarchiſche Unduldſamkeit davon. Um ſo feſter ſchloß er ſich nun an den freiſinnigen Siegmund Jacob **Baumgarten**, den größten der damaligen halliſchen Theologen, an, wurde als Mitglied des theologiſchen Seminars ſein treuſter Jünger und ſein Hausgenoſſe. Im täglichen Umgange dieſes väterlichen Freundes lernte er das weite Gebiet der Theologie aus dem hiſtoriſchen Geſichtspunkte betrachten, half bei der Herausgabe der Nachrichten von einer halliſchen Bibliothek und der baumgartenſchen Welthiſtorie, für die er Überſetzungen aus dem Engliſchen mit eignen Anmerkungen lieferte; auch ging er dem Hofrath **Lenz** bei ſeinen hiſtoriſch-genealogiſchen Arbeiten zur Hand, und ſammelte eine Menge geſchichtlicher Kenntniſſe, die er zu einigen kleinen, der Empfehlung beim coburger Hofe wegen, unter ſeinem eignen Namen herausgegebnen Schriften anwendete, da ſein Ehrgeiz noch nicht höher ging, als auf das Conrectorat in Saalfeld. Inzwiſchen wurde er durch dieſe Proben ſeines Fleißes unter den deutſchen Gelehrten und durch ſeine Magiſterdiſſertation, eine Vertheidigung der von dem Engländer Whiſton angefochtenen Echtheit einiger Stellen des neuen Teſtaments, auch dem Auslande vortheilhaft bekannt. Mit beſſern Ausſichten, als ſeine Demuth ahnete, verließ er daher 1749 das geliebte Halle, und ging nach Coburg, wo er vorerſt den Profeſſortitel erhielt. Um ſich auf irgend eine Weiſe zu regen

und zu nähren, übernahm er 1750 die eben erledigte Redaction der coburger Zeitung, welche, durch ſeine gehaltvollen Aufſätze gehoben, ihm den Auftrag zur Abfaſſung einer Staatsſchrift über die Streitigkeiten des Herzogs von Wirtemberg mit ſeinen Vaſallen verſchaffte. Dieſe diplomatiſche Deduction zu Gunſten des Herzogs erregte in Regensburg Aufſehn, doch die Belohnung für ſeine hiſtoriſchen Studien erhielt Semmler durch den Ruf zur Profeſſur der Geſchichte und Poeſie in Altdorf. Sehr kenntlich wird ſeine damalige beſchränkte Lage durch den Umſtand, daß er ſich bei Gelegenheit ſeiner Reiſe zur Präſentation vor dem Rathe in Nürnberg die erſte Taſchenuhr kaufte; denn noch hatte er ungeachtet ſeiner ſparſamen Lebensart Schulden in Halle und bei ſeiner Wirthin in Coburg, einer wohlhabenden Rechtsgelehrtenwitwe, Miethe und Koſtgeld auf ein Jahr zu bezahlen. Aus dieſer Noth half ſeinem bekümmerten Herzen die Hand der würdigen Tochter dieſer Frau, und frohen Muthes ging er mit ſeiner jungen Gattin 1751 nach Altdorf, wo er im Genuſſe des öffentlichen Beifalls und der Freundſchaft biedrer Collegen ein glückliches Jahr verlebte, aber ſchon 1752 zu einer theologiſchen Profeſſur in Halle abgerufen wurde. Hier trat er nun an die Seite ſeines Wohlthäters Baumgarten, und in die ihm ſonſt ganz ungünſtige theologiſche Facultät als ein bekannter Gegner der darin herrſchenden andächtigen Partei, und wegen ſeiner Jugend als ein Ziel des Neides und der Chicane. Überdies hatte er Noth, ſich in die bei ſeinen bisherigen Studien weniger beachteten theologiſchen Wiſſenſchaften hineinzuarbeiten, obſchon ſeine gründliche Sprachkenntniß und hiſtoriſche Beleſenheit ihm wohl zu Statten kamen. Sein Genie und der ihm eigne beharrliche Fleiß überwanden jedoch alle Schwierigkeiten, bald ſammelten ſich Hunderte von Zuhörern in ſeinen Vorleſungen über Kirchengeſchichte, Hermeneutik und Dogmatik, und nach Baumgartens Tode 1757 übertrug man ihm auch das Directorium des theologiſchen Seminars. Daß Semmler den größten Theil des Gehaltes dieſer Stelle zehn Jahre lang der Familie Baumgartens überließ, die Vormundſchaft für ſeine Kinder führte, die Herausgabe und Correctur von dreißig Alphabeten ſeiner nachgelaßnen Werke zum Beſten derſelben unentgeldlich beſorgte, und ihnen überhaupt Dienſte jeder Art leiſtete, waren Proben einer Dankbarkeit, in der ſein edles Herz nie genug zu thun glaubte. Er wurde aber auch der Erbe des Nachruhms ſeines großen Lehrers, deſſen Leben er 1758 herausgab, und eine der erſten Zierden der halliſchen Univerſität. Die anregende Lebendigkeit ſeines ſonſt nicht gefeilten Vortrags, und noch mehr das Intereſſe ſeiner neuen Anſichten und Entdeckungen erhielt ihm ſtets ein volles Auditorium, ſeine Zugänglichkeit und Dienſtfertigkeit, ſeine Achtung der akademiſchen Freiheit, und beſonders die ſeltne Geiſtesgegenwart, mit der er bedenkliche Gährungen während ſeiner Prorectoratsverwaltung beigelegt hatte, erwarben ihm die Liebe und das Vertrauen der Studirenden. Mit ſeinen Collegen lebte er, obwohl als Schriftſteller ſehr kriegeriſcher Natur, gern in Frieden, dagegen fehlte es ihm an Weltkenntniß und Tact in den Verhältniſſen mit Höheren. Seine Nachgiebigkeit gegen den Miniſter von Zedliz, dem zu Gefallen er aus den Fonds des theologiſchen Seminars 1777 ein philanthropiſches Erziehungsinſtitut zur Übung der Seminariſten errichtete, mußte er bitter bereuen,

da derſelbe Miniſter ihm das ſehr wohl verwaltete Directorium beider Anſtalten 1779 durch einen Machtſpruch abnahm. Wie er nach dem Tode ſeiner zärtlich verehrten Gattin 1771 Troſt in häuslichen Erbauungsſtunden geſucht hatte, beruhigte er ſich über dieſe und ähnliche Kränkungen, die ſeine eigne Unvorſichtigkeit und fremde Mißgunſt ihm nicht ſelten bereiteten, auf mineralogiſchen Wanderungen und mit chemiſchen Verſuchen in ſeinem Laboratorium. Seine Neigung zum Geheimnißvollen machte ihm dieſe wegen ſeiner geringen Kenntniß der Chemie wenig bedeutenden, unſchuldigen Spiele zum Bedürfniß; er widmete ihnen bei trübem Wetter ſeine Erholungsſtunden, und glaubte in den letzten Jahren ſeines Lebens ſogar auf dem Wege zur Erfindung der Lebenstinctur zu ſeyn, die damals von vielen Dilettanten dieſer Kunſt ernſtlich geſucht wurde.. Es fiel auf, daß derſelbe Semmler, der ſchon 1760 eine Beſeſſene in Sachſen entlarvt, und bei dieſer Gelegenheit die Teufelsbeſitzungen aus dem neuen Teſtamente ſelbſt herauserklärt, Gaßnern abgewieſen, und die ſchröpferiſchen Schwärmereien zur Ehre der geſunden Vernunft verworfen hatte, nun ein Adept und Goldmacher werden wolle. Doch wer ſeine immer geſchäftige Einbildungskraft, ſeine Zurückgezogenheit vom Weltverkehr und den auch myſtiſche Schriften und Zauberbücher nicht ausſchließenden Umfang ſeiner Beleſenheit kannte, fand dieſe Schwäche an dem ſonſt muthigen Gegner des Aberglaubens verzeihlich. Viel nachtheiliger war Semmlern der Mangel an philoſophiſcher Syſtematik und gefälliger Schreibart, der ſeine Schriften für Leſer, die durch lichtvolle Ordnung, Beſtimmtheit des Ausdrucks und einen äſthetiſch-gebildeten Geſchmack im Vortrage gefeſſelt ſeyn wollen, ungenießbar machte. Von den Fortſchritten der deutſchen Philoſophie und Sprache hatte er zu wenig Kenntniß, deſto mehr war er in der chriſtlichen Vorzeit einheimiſch; die ermüdenden Reihen der älteren und mittleren Kirchenſchriftſteller, die Lehrmeinungen und Schickſale der ſogenannten Ketzer und Secten kannte er aus eigner Anſicht, und ſein unverdroſſenes Quellenſtudium, ſein unparteiiſcher Scharfblick fand auch in ſolchen Gegenden der älteren Literatur, wohin nicht leicht ein anderes Auge fiel, noch Spuren der Wahrheit und merkwürdige Aufſchlüſſe. Freilich gelang es ihm bei dieſer Studirweiſe, eher Einzelnheiten richtig aufzufaſſen, als ſich zu philoſophiſchen Überſichten und allgemeinen Grundſätzen zu erheben, weßhalb auch in ſeinen Lehrbüchern wohl ſchätzbare Notizen und feine Bemerkungen, doch nirgend Umriſſe eines eigenthümlichen Lehrgebäudes zu finden ſind. Aber ſchon durch dieſe Reſultate einer Forſchung, bei der er, unbekümmert, was herauskommen mochte, der hiſtoriſchen Wahrheit unabläſſig nachging, waren hinreichend, eine Menge alter Vorurtheile in den theologiſchen Wiſſenſchaften umzuſtürzen, und der Vernunft auf dieſem ſonſt nur ſchüchtern berührten Gebiete freiere Bahn zu machen. Was er durch ſeine Anmerkungen zu Wetſteins Prolegomenen und kritiſchen Schriften, durch ſeine Vorbereitung zur theologiſchen Hermeneutik und durch ſeine Abhandlungen von freier Unterſuchung des Canons für die Geſchichte des Textes der bibliſchen Bücher gethan und theils ſeinem berühmten Schüler Griesbach vorgearbeitet, theils zum richtigen Verſtändniß der Schriften des neuen Teſtaments nach dem Sinne ihrer Verfaſſer beigetragen, mit wel-

chen ſiegenden Gründen er auf dem Wege der ihm eignen hiſto=riſch=kritiſchen Methode die Veränderlichkeit des Wiſſens von der Religion und den menſchlichen Urſprung vieler theologiſchen Lehr=ſätze erwieſen, wie billig er über ſonſt mehr gehaßte, als gekannte Secten und Häretiker urtheilen gelehrt, welchen Einfluß er dem Geiſte der religiöſen Duldung verſchafft, und mit welcher rück=ſichtsloſen, edeln Unerſchrockenheit er das Recht der freien gelehr=ten Unterſuchung in Sachen der Religion erkämpft hat, das wird die Geſchichte rühmen, ſo lange es eine Literatur gibt. Begreif=licher Weiſe kam Semmler auf dieſem Wege zu der Einſicht, die Religion, die dem Menſchen frommt, ſey ganz etwas anders als die wiſſenſchaftliche Theologie, wie er ſie vorfand; er unterſchied daher zwiſchen moraliſcher Religion, ſubjectivem Glauben und chriſtlichem Leben und hiſtoriſcher Religion, objectiver Darſtellung der geſchichtlichen Entwickelung und Begründung des kirchlichen Lehrbegriffs. Jene nannte er, in ſo fern ſie ſich nach Maßgabe des Erkenntnißgrades und der Verhältniſſe der verſchie=denen Individuen mannichfaltig modificirt, Privatreligion, dieſe hingegen, in ſo fern ſie an beſtimmte, kirchlich vorgeſchrie=bene Lehrſätze und Gebräuche gebunden wird, öffentliche Re=ligion. Die erſtere wollte er den Einzelnen frei gegeben wiſ=ſen, wie denn die ſubjective Überzeugung Jedem überlaſſen bleiben muß, dieſe hingegen ſollte nach ſeiner Anſicht von den Regierun=gen aufrecht erhalten werden, damit doch etwas Feſtes für Alle vorhanden ſey. Dieſen Grundſätzen gemäß focht Semmler mit demſelben Eifer, den er früherhin den Anmaßungen der Pietiſten und Schwärmer entgegengeſetzt hatte, den naturaliſtiſchen Terro=rismus des wolfenbüttelſchen Fragmentiſten und der baſedowſchen und bahrdtiſchen Schule in heftigen Streitſchriften an; denn beide Parteien ſchienen ihm den Rechten der Gewiſſen und der öffent=lich angenommenen Glaubensnorm zu nahe zu treten. Dem Vor=wurfe der Inconſequenz und tauſend ärgerlichen Mißverſtändniſſen konnte er bei dieſen Unternehmungen ſchon wegen der Unbeſtimmt=heit ſeiner Ausdrücke nicht entgehen, und da er endlich gar 1788 das preußiſche Religionsedict in Schutz nahm, verbitterte man ſeine letzten Lebensjahre auch durch gehäſſige Angriffe auf ſeinen Charakter. Doch dieſer war in den Augen Aller, die ihn näher kannten, über jede Beſchuldigung der Falſchheit und Heuchelei er=haben; ehe konnte es ihm bei ſeiner lebhaften Einbildungskraft begegnen, daß er ſich ſelbſt täuſchte oder voreilig niederſchrieb und ausgehen ließ, was ihm eben einfiel, als daß er ſich irgend eine Unredlichkeit erlaubt hätte, und ganz verdiente er den Ruhm des ehrlichen Mannes, den er jedem andern vorzog. Bei ſeinem Tode, der am 14ten März 1791 erfolgte, blieb daher unter ſeinen Freun=den und den Tauſenden, die er durch mündlichen Unterricht und ſchriftliche Belehrung zum Licht geleitet hatte, das unverküm=merte Andenken ſeines edeln, wahrhaft frommen Herzens, ſeiner ſeltnen Tugenden und ſeiner unſterblichen Verdienſte um die Wiſ=ſenſchaft zurück. Er hinterließ außer ſeiner zweiten Gattin, einer gebornen Schwarz aus Magdeburg, einen auf der juriſtiſchen Ge=ſchäftsbahn verdienten, würdigen Sohn und mehrere Töchter, die den zärtlichſten, ſorgſamſten Vater in ihm verehrten. E.

Sémonville (Huguet, Graf von), franzöſiſcher Staats=rath, Senator, Großkreuz der Ehrenlegion, Oberreferendar der

Kammer der Pairs, war Parlamentsrath in Paris, als die Revolution ausbrach. Er nahm die Partei des Volks, verband ſich mit Lafayette, und ward 1793 als Geſandter nach Conſtantinopel geſchickt, aber in Graubündten von den Öſterreichern nebſt Maret gefangen genommen und nach Kufſtein gebracht, wo beide blieben, bis ſie in Baſel gegen Madame, die Tochter Ludwigs XVI, ausgewechſelt wurden. Nach dem 18ten Brumaire ward Semonville Staatsrath, und hernach Geſandter in Holland. Nach ſeiner Zurückberufung 1805 kam er in den Erhaltungsſenat, wurde zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt, und erhielt bald darauf die Senatorei von Burges. Der König machte ihn zum Pair und Oberreferendar dieſer Kammer. Im Auguſt 1815 erhielt er das Präſidium des Wahlcollegiums vom La Manche-Departement.

Senat, Volks- auch Reichsſenat genannt, iſt ſeinem Weſen nach eine die Einheit zwiſchen Volk und Staat, oder zwiſchen der Regierung und den Regierten, vermittelnde, durch den Staatsvertrag errichtete, in ihrer geſetzmäßigen Thätigkeit aber politiſch ſelbſtſtändige oberſte Behörde, deren Mitglieder verfaſſungsmäßig ernannt oder gewählt werden. Jene Vermittelung beſteht 1. in der ſelbſtſtändigen Volksvertretung, 2. in ihrer Aufſicht auf das Ganze, die ſie rathgebend, theilnehmend an der Geſetzgebung, und als Hüter der Verfaſſung ausüben. Der Geſchichte nach gibt es aber auch Senate in unumſchränkt monarchiſchen Staaten. Hier vermitteln ſie ebenfalls die Einheit zwiſchen dem Volke und dem Selbſtherrſcher, hängen aber von der Ernennung des letztern ab; ſo wie ihr Daſeyn und ihre Wirkſamkeit auf dem Herkommen, und nicht auf einem Grundvertrage beruhen. — Den römiſchen Senat, den erſten Stand im Staate (ordo senatorius), ſchuf Romulus. Hundert der älteſten, einflußreichſten Patricier, d. i. Stammfürſten, Familienhäupter, bildeten ihn. Die Zahl wurde nach Aufnahme der Sabiner verdoppelt. Sie vermittelten die Handhabung der Juſtiz- und Polizeigewalt des Königs, ſo wie die Leiſtung der Heerpflicht durch ihren Einfluß im Volke. Ihr Anſehn hielt dem königlichen die Wage. Um ſeinen Anhang im Senate zu vermehren, fügte Tarquin der Ältere hundert neue Senatoren aus dem Volke hinzu; ſie bildeten die königliche Partei im Senate. In der Folge ſtieg ihre Zahl durch Aufnahme und Wahl — daher patres conscripti — auch von Plebejern, vorzüglich während der Bürgerkriege, und durch Cäſars Politik, bis auf 1000. Auguſtus verminderte daher den Senat bis auf 600 Mitglieder. Die Wahl des Senats (lectio) wurde mit der Cenſur verbunden. Ein Cenſor verlas bei jedem Luſtrum die Namen der Senatoren; den würdigſten unter ihnen zuerſt, und dieſer hieß dann princeps senatus. Die unwürdigen wurden durch bloßes Weglaſſen des Namens ausgeſchloſſen. Die Ritterſchaft, ordo equestris, war die eigentliche Pflanzſchule des Senats. Ein Senator mußte in der Schätzung (Census) zur Zeit der Republik ein Vermögen von 25,000, zur Zeit des Auguſtus von 37,500 Thlrn. beſitzen. Die oberſten Behörden der Regierung verſammelten den Senat, welcher die von ihnen vorgetragenen Sachen punktweiſe nach der Stimmenmehrheit entſchied; doch hieß nur der einfache Beſchluß ein Senatusconſultum; widerſprach ein Tribun dem Beſchluß, oder war der Se-

nat nicht vollzählig, ſo galt er nur als ein Senatsgutachten (senatus auctoritas), und wurde dem Volke vorgelegt. Die Volkstribune konnten jeden Vortrag im Senate durch ihr Machtwort veto rückgängig machen. Vor den Senat gehörten alle Staatsverwaltungsſachen, außer die vom Volk abhängigen, die Wahl der Staatsbeamten, die Geſetzgebung und die Frage über Krieg und Frieden. Auch führte der Senat die Aufſicht über das Staatsvermögen. Zur Zeit der Republik hieß der Inbegriff der Rechte des Senats: auctoritas, Anſehen, der des Volks: potestas, Gewalt; jener beſchloß, decernebat, dieſes befahl, jubebat. Doch blieb das Anſehn des Senats auch dann noch, als er den Volksbeſchlüſſen (plebiscita) unterworfen wurde, groß genug; und in den von ihm abhängigen Sachen galten ſeine Beſchlüſſe, SCta, als Geſetze. Unter den Kaiſern verlor der römiſche Senat ſeine politiſche Wichtigkeit; doch hießen noch ſeit Tiber bis auf Conſtantin den Großen, viele kaiſerliche Geſetze, die der Senat auf Befehl des Kaiſers abfaßte, Senatus consulta; ſie traten an die Stelle der Volksgeſetze, leges. Der Senat war aber bald ſo unterwürfig, daß er über die von den Kaiſern in Reden oder Briefen gemachten Anträge oft gar nicht berathſchlagte, ſondern ſie durch Beifallszuruf, Acclamatio, billigte. — Mit dem römiſchen Senate unter den Kaiſern läßt ſich weniger der ruſſiſche, als der ehemalige franzöſiſche Reichsſenat vergleichen. Jener, vom Kaiſer Alexander den 1ſten Januar 1810 errichtete dirigirende Reichsrath (Oberconſeil) beſteht aus zweiunddreißig Mitgliedern und vier Präſidenten, welche ſämmtlich vom Kaiſer ernannt werden. Als Organ des kaiſerlichen Willens hat er einen ausgebreiteten Wirkungskreis, kann aber den Willen des unumſchränkt regierenden Kaiſers nicht beſchränken. Er iſt gleichſam die Mittelsperſon zwiſchen dem Monarchen und den Unterthanen, da alle Reichsgeſchäfte durch ihn gehen. Nur mit den auswärtigen Angelegenheiten, ſo wie mit Krieg und Frieden hat er nichts zu thun. Sein Geſchäftskreis iſt in vier Departements getheilt: 1. die Section der Geſetzgebung; 2. die der höchſten Inſtanz in geiſtlichen und weltlichen Juſtizſachen; 3. die der Kriegsmacht zu Waſſer und zu Lande; 4. die der innern Staatswirthſchaft. Bei allen vier Departements zugleich iſt ein Reichsſecretär angeſtellt, der Oberdirector der Kanzlei und zugleich das Organ der gegenſeitigen Mittheilungen zwiſchen dem Monarchen und dem dirigirenden Reichsrathe iſt. Der Kaiſer führt den Vorſitz ſelbſt, oder in ſeiner Abweſenheit das von ihm beſtimmte Mitglied. Dem Reichsrathe werden alle Geſetze, Verordnungen und Einrichtungen im Entwurfe mitgetheilt, von ihm geprüft, und hierauf dem Kaiſer zur Vollziehung vorgelegt. Mit dem Reichsrathe ſind noch drei Commiſſionen verbunden, zur Abfaſſung der Geſetze, für die Bittſchriften, und für die Reichskanzlei. — Der ehemalige franzöſiſche Reichsſenat hieß Erhaltungsſenat, Sénat conservateur. Nachdem Bonaparte durch die Revolution vom 18ten Brumaire (9ten November 1799) an die Spitze der Regierung getreten war, ließ er eine neue (die vierte) Conſtitution entwerfen, die vom 22ſten Frimaire (13ten December 1799), welche außer den drei Conſuln, dem Tribunate und dem geſetzgebenden Körper, jenen Erhaltungsſenat einſetzte, der aus 80, wenigſtens 40 Jahre alten Mitgliedern beſtand, die nach den Vorſchlägen des erſten Conſuls,

des Tribunats und des geſetzgebenden Körpers ſich ſelbſt wählten, die Verfaſſung erhalten, deßhalb alle Beſchlüſſe des geſetzgebenden Corps unterſuchen, und die Conſuln, Tribunen und Geſetzgeber aus den von den Departementen eingeſchickten Wahllisten wählen, auch zu den erledigten Stellen aus den von den übrigen drei Theilen des Staatskörpers vorgeſchlagenen drei Individuen eins ernennen ſollten. Jeder Senator, deſſen Stelle lebenslänglich war, hatte eine jährliche Einnahme von 25,000 Franken; ſpäter ſtieg ſie, ohne die Senatorien bis auf 36,000 Fr. Dieſe Verſammlung wurde bald ein Werkzeug in den Händen des erſten Conſuls, um die Verfaſſung der Republik in eine Monarchie umzuwandeln. Dies geſchah, als der Senat das ihm aus dem Staatsrathe Bonaparte's zugeſchickte Senatusconſultum, das die franzöſiſche Conſtitution neu organiſirte, ſofort genehmigte. Dieſes die Verfaſſung ausbildende Staatsgrundgeſetz — denn dies dachte man ſich unter einem franzöſiſchen Senatusconſultum — vom 15ten Auguſt 1801 erklärte die Würde der Conſuln für lebenslänglich, und machte den Senat vom erſten Conſul abhängig, der die Mitglieder deſſelben größtentheils zu ernennen oder auszuwählen das Recht erhielt, dieſelben auch zu Miniſtern, Geſandten u. ſ. w. beſtimmen konnte. Doch ſollte der erſte Conſul dem Senate von allen Verträgen, ehe er ſie bekannt machte, Nachricht geben. Bonaparte ließ ſich hierauf den 21ſten Auguſt als Präſident des Senats von den Senatoren den Eid der Treue ſchwören. Die Zahl der Senatoren ſollte damals nur bis auf 120 ſteigen. Hierauf wurden durch ein Senatusconſultum vom 4ten Januar 1803 in jedem Appellationsgerichtsbezirk eine Senatorie errichtet, die in einem Schloſſe mit einem jährlichen Einkommen von 20 = 25,000 Frk. aus Nationalgütern beſtand. Der erſte Conſul vergab ſie auf Lebenszeit an Mitglieder des Senats. Solcher Senatorien waren 32. In der letzten Zeit beſtand der Senat aus den franzöſiſch kaiſerlichen Prinzen, den Reichswürdeträgern und 136 Mitgliedern. Er bildete aus ſeiner Mitte zwei Commiſſionen, für die perſönliche Freiheit und für die Preßfreiheit, welche aber der Willkür des Kaiſers keinen Einhalt thaten. Es iſt übrigens bekannt, daß der franzöſiſche Senat, ſo wie er Bonaparten durch das Senatusconſultum vom 18ten Mai 1804 zum Kaiſer erklärt hatte, ihn wiederum durch den Beſchluß vom 3ten April 1814 des Throns für verluſtig erklärte. Die neue Conſtitution, welche Ludwig XVIII. den Franzoſen gab, hob den Senat auf. An ſeine Stelle trat die Kammer der Pairs. K.

Send, heilige Send, das Sendgericht (Lat. Synodus), war bei den alten Deutſchen eine Art geiſtlicher Gerichte oder Kirchenviſitationen, welche die Archidiaconen in den zu ihren Sprengeln gehörigen Städten und Dörfern jährlich hielten, oder durch die von ihnen verordneten Sendrichter, Sendſchöppen, halten ließen, um alles, was etwa Strafbares, beſonders wider die Sabbathsfeier oder die zehn Gebote, war verübt worden, und was der Richter aufgezeichnet hätte, zu unterſuchen und zu beſtrafen. Alle in den Bezirk gehörige Perſonen mußten vor dieſem geiſtlichen Rügengericht ohne Ausnahme erſcheinen, wenn ſie nicht etwa ganz beſonders davon befreit waren, welche Perſonen eben daher ſendbarfrei oder ſemperfrei genannt wurden. Der gar zu große Mißbrauch, welcher nachher bei dieſen ſogenannten Send=

gerichten einriß, war Urſache, daß ſie die Fürſten und Herren nach und nach abſchafften, beſonders da nach der Reformation die proteſtantiſchen Fürſten ſich ſelbſt das Recht, in geiſtlichen Dingen zu richten, zueigneten. Übrigens dürfen dieſe Sendgerichte nicht mit den Zentgerichten verwechſelt werden. (Man ſ. darüber den beſondern Artikel.)

Seneca (Marcus Annäus), aus Corduba, einer Stadt in Spanien, gebürtig, kam unter Auguſtus glanzvoller Regierung nach Rom, und lehrte mehrere Jahre nicht ohne Beifall die Beredſamkeit. Nach dem Zeugniſſe einiger alten Grammatiker ſchrieb er mehrere Bücher, deren Inhalt ſich auf die rhetoriſche Behandlung von intereſſanten Rechtsfällen bezog. Wir beſitzen davon noch einige Bruchſtücke. Ihr Styl iſt kurz und nachdrucksvoll, doch nicht ſelten auch unnatürlich und zu declamatoriſch. Von Cicero's Fülle, Eleganz und echtem Rednertone iſt er weit entfernt.

Seneca (Lucius Annäus), der Sohn des eben genannten Rhetors, begleitete ſeinen Vater als Knabe nach der Hauptſtadt des römiſchen Reichs. Er war zwei Jahre nach Chr. Geb. geboren, und erhielt von ſeinem Vater eine ſorgfältige Erziehung. Da er von Natur treffliche Talente beſaß, und von regem Eifer, ſeine Kenntniſſe in allen edlen Wiſſenſchaften zu erweitern, getrieben wurde, ſo machte er bald ſehr ausgezeichnete Fortſchritte. Doch zog ihn ganz vorzüglich das Studium der ſtoiſchen Philoſophie an, welche genau mit ſeinem ernſten Charakter harmonirte. Er blieb ſelbſt dem kaiſerlichen Hofe nicht unbekannt, und da man ihn wegen ſeiner vielfachen Bildung, wegen ſeiner ſtrengen Moralität und Lebensweisheit zur Erziehung und Leitung des jungen Nero geeignet fand; ſo erhielt er dieſen ehrenvollen Poſten, und täuſchte auch die erregte Erwartung keineswegs. Auch übertrug man ihm als einem einſichtsvollen und gewandten Manne mehrere angeſehne Stellen. Indeß war ſein Leben nicht ganz untadelhaft. Man beſchuldigte ihn der Liebe zum Gelde und einer zu großen Nachgiebigkeit gegen ſeinen unwürdigen Zögling, den Kaiſer Nero. Denn ob er gleich anfangs einen wohlthätigen Einfluß auf die Regierung deſſelben hatte, ſo verlor ſich doch derſelbe in dem Grade, in welchem Nero aufhörte, Menſch zu ſeyn. Er wurde ſogar von dem Kaiſer genöthigt, die frevelhafte Ermordung ſeiner Mutter öffentlich zu entſchuldigen. Theils von niederträchtigen Feinden verleumdet, theils dem argwöhniſchen Fürſten verdächtig, vielleicht auch, weil des Philoſophen anſehnliches Vermögen deſſen Habſucht reizte, wurde er in Rom mit vielen andern Edeln zum Tode verurtheilt. Die einzige Vergünſtigung erhielt er von dem Tyrannen, ſich ſelbſt eine Todesart zu wählen. Seneca ließ ſich die Adern öffnen. Da dieſes Mittel aber langſam wirkte, nahm er Gift, und endlich wurde er noch in heißen Bädern erſtickt. Er ſtarb mit der eines ſtoiſchen Philoſophen würdigem Ruhe, im Jahre 66 nach Chr. Geb. Von ihm beſitzen wir noch mehrere Schriften, theils proſaiſche, theils poetiſche. Die erſtern enthalten Briefe und Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Philoſophie, die letztern Trauerſpiele. So wenig nun zu läugnen iſt, daß jene voll von trefflichen, wahren und beherzigenswerthen Gedanken ſind, und daß auch die Einkleidung im Ganzen ihrer nicht unwerth iſt; eben ſo gewiß iſt es, daß in den-

ſelben die nachtheilige Einwirkung des damaligen Zeitgeiſtes, der allzugroße Hang zur ſtoiſchen Philoſophie, und die unnatürliche, gekünſtelte und ſchwülſtige Schreibart, ſo wie auch der ſchon ſehr ausgeartete Geſchmack nur zu häufig bemerkbar werden. Bei aller Beredſamkeit iſt er doch ſpitzfindig; bei allem Ernſte und aller Würde, womit er ſpricht, ſpielend, geſucht und matt. Indeß behaupten ſeine Briefe und auch einige der philoſophiſchen Schriften einen entſchiednen Werth vor den Trauerſpielen. Noch iſt es nicht ganz beſtimmt, ob alle Trauerſpiele, die man dem Seneca beilegt, wirklich von ihm verfaßt ſind. Ganz unecht iſt die Octavia, weil der Tod derſelben, welchen das Stück zum Gegenſtand hat, erſt nach Seneca's Ableben erfolgte. Einige will man ſeinem Vater zuſchreiben. Allein die Gleichheit der Schreibart und des ganzen Geiſtes, der in ihnen weht, macht es wahrſcheinlich, daß ſie Einen Verfaſſer haben. Daß ſie griechiſchen Muſtern nachcopirt ſind, läßt ſich nicht verkennen; aber ſie bleiben unendlich weit hinter denſelben zurück, man mag auf die innere, faſt immer verunglückte Ökonomie, oder auf den Vortrag der Gedanken Rückſicht nehmen. Denn in Hinſicht ihrer Anlage eignen ſie ſich ſo wenig zur theatraliſchen Darſtellung, daß ſie bloß zum Leſen geſchrieben zu ſeyn ſcheinen. Und wenn man auch nicht in Abrede ſeyn kann, daß einzelne gelungne Stellen und ergreifende Scenen in dieſen einzigen Überreſten der tragiſchen Poeſie der Römer ſich vorfinden, ſo vermißt man doch meiſtentheils Einheit im Zuſammenhange der einzelnen Theile des Drama's, Wahrheit, Erhabenheit, Stärke der Gedanken und Würde, Feinheit und lyriſchen Schwung im Ausdrucke. Überall ſtößt man auf froſtige, matte, gekünſtelte Stellen, welche nur zu ſehr beweiſen, daß die tragiſche Kunſt bei den Römern ſehr unvollkommen blieb. Seneca will, indem er ſeine Perſonen reden läßt, ſelbſt glänzen, wird dadurch ſchwülſtig, und bei aller Größe froſtig, ſo daß die wahrhaft tragiſche Wirkung ſeiner Stücke faſt ganz verloren geht. Die Leidenſchaft der Wuth ſcheint er mit einer gewiſſen Vorliebe gemahlt zu haben; aber leider ohne die gehörige Berechnung der Mitwirkung aller einzelnen Theile und Situationen ſeiner handelnden Perſonen. Die zehn Trauerſpiele des Seneca ſind: Thyeſtes, Thebais, Hippolytus, die Troerinnen, Medea, Agamemnon, Elektra, der ötaiſche Hercules, der wüthende Hercules, Octavia. Das beſte Stück ſind die Troerinnen; die ſchlechteſten der ötaiſche Hercules und Octavia, beide höchſt wahrſcheinlich ſpätern Urſprungs.

Senegal iſt einer der größten Flüſſe in Afrika, und entſpringt unter dem 9ten Grade der Länge, und dem 11ten der Breite im Gebirge Konz. Zuerſt läuft er zwiſchen Gebirgsreihen, wo er mehrere kleine Flüſſe aufnimmt, fort, und bildet bald nach einander die Waſſerfälle von **Gorina** und von **Felu**. Nachdem ſich der bedeutende Strom **Faleme** in ihn ergoſſen, fließt der Senegal in großen Krümmungen gegen Nordweſten weiter, theilt ſich in zwei Arme, und bildet die Inſeln **Bilbas** und **Marfil**. Hierauf vereint er ſich wieder, und ſtrömt gegen Weſten zu. In einiger Entfernung vom Meere aber theilt er ſich wieder in mehrere Arme, nimmt eine ſüdliche Richtung, und fällt durch eine breite Mündung vereint ins Meer. Dieſer große Fluß, deſſen Lauf über 160 geographiſche Meilen beträgt, trägt ſchon in einer

60 Meilen weiten Entfernung von ſeiner Mündung Barken von 40 bis 50 Tonnen, und iſt bis zu den genannten Waſſerfällen hinauf ſchiffbar. Er iſt periodiſchen Ergießungen unterworfen, welche das anſtoßende Land in der Regenzeit unfruchtbar machen. Funfzehn Meilen von ſeiner Mündung läuft der Hauptſtrom mit dem Meere ſüdwärts parallel; ein aus Sanddünen beſtehender natürlicher Damm, der oft nur hundert Ruthen, zuweilen eine Meile breit iſt, ſcheidet ihn von dem Meere, und läuft in eine Landzunge aus, welche die Spitze der Barbarei (Pointe de Barbarie) genannt wird. Nicht weit von ſeiner Mündung bildet der ſehr breite Fluß mehrere Inſeln. Von dieſen bemerken wir: die Senegal- oder St. Ludwigsinſel, welches die Hauptbeſitzung der Franzoſen iſt, die hier ein Fort St. Louis inne haben. Die Inſel liegt an einer Sandbank, die allen größern Schiffen den Zugang unmöglich macht; ſie hat 10,000 Einwohner, meiſtens Neger und Mulatten, und eine kleine Beſatzung von 250 Europäern. Hier treiben die Franzoſen ihren Haupthandel mit Sclaven, Gummi, Goldſtaub, Straußfedern ꝛc. Außer dieſer Inſel ſind noch viele andre größere und kleinere, z. B. Bokos und Mogue, Sor, Genel, das Engländer-Inſelchen u. ſ. w. vorhanden. Der Senegalfluß hat gutes Waſſer, und nährt eine Menge Fiſche, aber auch Crocodille und Seepferde. Seine Mündung iſt eine halbe Meile breit, aber durch eine Sandbank, die Barre genannt, verengt, und die Einfahrt, wegen der durch dieſe Sandbank entſtehenden heftigen Brandung ſehr gefährlich; nur bei einer Windſtille kann man ohne Schiffbruch zu leiden, einlaufen. — Unter dem Namen Senegal wird auch, wenn die Rede von Beſitzungen und Handel iſt, der ganze Küſtenſtrich vom weißen Vorgebirge (Cap Blanc) bis zum grünen Vorgebirge (Cap Verd), alſo vom 15ten bis 21ſten Grad der Breite verſtanden (ſ. Senegambien).

Senegambien nennt man denjenigen Theil des weſtlichen Afrika, der ſich vom weißen Vorgebirge (Cap Blanc) bis zum Fluſſe Nunnez in einer Länge von 180 geographiſchen Meilen erſtreckt. Dieſes Land hat von den Flüſſen Senegal und Gambia ſeinen Namen, und wird zuweilen auch Weſtnigritien genannt. Den Römern iſt wahrſcheinlich dieſes Küſtenland nicht bekannt geweſen, aber die Araber kannten und beſuchten es ſchon im Mittelalter, und benannten den Senegalfluß nach einem dort wohnenden Volke Senhagi mit ſeinem gegenwärtigen Namen. Ober-Senegambien nennt man denjenigen Theil, welcher zwiſchen dem weißen Vorgebirge und dem Senegalfluſſe liegt. Er gehört eigentlich zu dem großen Landſtriche Sahara (Wüſte). Die Einwohner ſind keine Negern, ſondern Mauren, und mohamedaniſcher Religion, und treiben einen ſtarken Gummihandel mit den ſie beſuchenden Europäern, beſonders den Franzoſen und Engländern, welche letztere ausſchließlich den Handel am Gambiafluſſe treiben, und dort mehrere befeſtigte Factoreien beſitzen. Mittel-Senegambien begreift die am Senegal liegenden Länder von der Küſte an aufwärts, mißt von Norden nach Süden ungefähr 50, und von Weſten nach Oſten etwa 130 geographiſche Meilen. Es wird von Negern bewohnt, die ſich in viele Völkerſchaften theilen, von denen die Fulier (Fuhlahs oder Puhls), die Jalaffer oder Ualoffer, und die Mandiagoer die merkwürdigſten

ſind, ſich zur mohammedaniſchen Religion bekennen, jedoch auch nebenher dem Fetiſchdienſte anhängen, und von denen jeder Volksſtamm ſeine eigne Sprache hat. Dieſe ſenegambiſchen Neger leben theils in despotiſchen, theils in monarchiſchen, theils in republikaniſchen Staaten, welche letztern aber keine Freiſtaaten ſind. Sie treiben Ackerbau, Handel und einige Gewerbe. Das Clima iſt durchgehends ſehr heiß, und in den ſumpfigen Gegenden ungeſund. Der Boden iſt eben, theils ſandig, theils thonartig, und faſt überall ſehr fruchtbar. Alle Arten von Getraide, Wurzel- und Hülſengewächſe, köſtliche Südfrüchte, Datteln, Kokosnüſſe, Baumwolle, Indigo, Tabak, Pfeffer ꝛc. wachſen im Überfluß. Das Wild iſt ſehr häufig. Man findet Elephanten, Rhinoceroſſe, Flußpferde, wilde Ochſen, mehrere Arten von Antilopen, aber auch Löwen, Tiegerkatzen, Panther ꝛc. Außerdem gibt es alle Arten von zahmem Vieh, auch Kameele, und Geflügel und Fiſche ſind in Menge. Die innern Länder ſind überaus reich an Gold, Silber iſt wenig, aber viel Eiſen, auch etwas Salz. — Niederſenegambien, das die Länder an der Gambia und ſüdwärts bis zum Nunnez begreift, hat mit dem vorigen ähnliche Bewohner, Producte und Clima. (M. ſ. Durands Nachrichten von den Senegalländern, nebſt Rubaults Landreiſe nach Galam ꝛc. Aus dem Franzöſiſchen von Th. Fr. Ehrmann, Weimar 1803.)

Seneſchall (lat. Seneschallus) bedeutete theils einen Sent- oder Zentrichter, oder Amtmann, der auch wohl Zent- (Cent-) Graf genannt wurde, weil der Landesbezirk ſeiner Gerichtsbarkeit, beſonders in Franken, gewöhnlich aus hundert Ortſchaften beſtand, theils nannte man ſo den Marſchall eines Kaiſers oder Königs, dem die Beſorgung des ganzen Hofſtaats übertragen war. Wenn der Monarch Gericht hielt, ſaß der Seneſchall mit im Rathe, unterſchrieb die Urkunden ſeines Herrſchers, u. ſ. w. In Frankreich war in ältern Zeiten der Seneſchall ein Kronbeamter, welcher unter den Merovingern die Aufſicht über das königliche Haus und die Ausgaben hatte. In den neuern Zeiten hieß die vornehmſte Gerichtsperſon einer Landſchaft oder Provinz dort (und auch in einigen andern Ländern) Seneſchall, und ſeine ihm untergeordnete Provinz nannte man Senechauſſée. In ſeinem Namen wurden die Urtheile abgefaßt, er berief bei eintretenden Fällen den Adel, und führte den Arrierebann deſſelben an.

Senkenberg (Renatus Carl, Freiherr von), zuletzt Heſſendarmſtädtiſcher Regierungsrath zu Gießen, ward am 23ſten Mai 1751 zu Wien geboren, und von ſeinem Vater für die Rechtswiſſenſchaft und Diplomatik erzogen. Er ging 1768 auf die Univerſität zu Tübingen, und bald darauf nach Göttingen, wo er die philoſophiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, und die Rechte mit großem Eifer ſtudirte. Im Jahre 1771 verließ er Göttingen, und begab ſich nach Straßburg, um dort ſeine Studien zu vollenden, worauf er Wetzlar zu ſeinem Aufenthalte wählte, um ſich daſelbſt in der kammergerichtlichen Praxis zu üben. Gegen das Ende des Jahrs 1773 verließ er auch Wetzlar wieder, und machte eine Reiſe nach Rom, wo er von der arkadiſchen Geſellſchaft unter dem Namen Polydorus Nemäus, den er auch hernach auf ſeine carmina latina et graeca geſetzt hat, zum Mitgliede aufgenom-

men wurde. Nach ſeiner Zurückkunft aus Italien ward er zu Gießen als Regierungsrath angeſtellt, in welcher Stelle er anfangs mit vielem Eifer thätig war. Als 1778 der kurze Krieg zwiſchen Öſterreich und Preußen ausbrach, wurde ſein Name zuerſt auf eine Art berühmt, die ohne die Großmuth Joſephs II. für ihn von ſehr verderblichen Folgen hätte ſeyn können. Er hatte nämlich eine, unter dem literariſchen Nachlaſſe ſeines Vaters gefundene, beglaubigte Abſchrift einer Urkunde, die im Streite über die bayerſche Erbfolge von großer Erheblichkeit, aber ſehr nachtheilig für die öſterreichiſchen Anſprüche war, dem bayerſchen Miniſterium ausgeliefert. In dieſer für ihn ſo mißlichen Lage beging er die noch größere Unvorſichtigkeit, nach Wien zu reiſen, wo er verhaftet, aber nach einiger Zeit dennoch mit der Weiſung entlaſſen wurde, innerhalb drei Tagen die öſterreichiſchen Staaten zu räumen. Nach dieſem für ihn ſo verdrußvollen Ereigniſſe ging er auf ſeinen Poſten nach Gießen zurück, legte aber ſchon 1784 denſelben nieder, und lebte von nun an ſeinen Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die ſich beſonders auf Jurisprudenz, Hiſtorie, und nebenbei auch auf die ſchöne Literatur beſchränkten. Unter ſeinen juriſtiſchen Arbeiten ſind die wichtigſten ſeine Supplemente zu Lipenii Bibliotheca juridica, die er in den Jahren 1787-1789 herausgab, und unter den hiſtoriſchen die Fortſetzung der großen häberlinſchen Werke über die deutſche Reichsgeſchichte, und zwar vom 21ſten bis zum 27ſten Bande. Was dieſem Werke an Geſchmack abgeht, erſetzt es durch die ausnehmende hiſtoriſche Treue und Vollſtändigkeit, mit welcher darin insbeſondre der dreißigjährige Krieg und die Geſchichte der böhmiſchen Unruhen abgehandelt ſind. Im Jahre 1785 gab er die oben erwähnten Carmina, und zwei Jahre ſpäter Gedichte eines Chriſten, beide ohne Druckort, heraus, worauf er 1797, ohne ſeinen Namen, Charlotte Cordav oder die Ermordung Marats, dramatiſirt, folgen ließ. Seine lateiniſchen Gedichte zeigen von ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit den alten Sprachen und mit den Dichtern Roms und Griechenlands, ſo wie von lebhaftem Gefühl und warmer Religioſität. Auch hielt er eine Zeit lang öffentliche Vorleſungen über gemeinnützige Gegenſtände, ſo wie er auch jungen Leuten Privatunterricht in Diplomatik und Geſchichte ertheilte. Er ſtarb am 19ten October 1800 an den Pocken, die er ſich durch Wartung ſeiner Tochter, welche an dieſer Krankheit darnieder lag, zugezogen hatte. Der Univerſität zu Gießen vermachte er ſeine aus 15,000 Bänden beſtehende Bibliothek, die überdies an Manuſcripten und Urkunden einen großen Reichthum enthielt; ferner ſein ſchönes Haus und 10,000 Gulden, welche zur Vermehrung der Bibliothek verwandt werden ſollten.

Senkrecht oder perpendicular iſt eine gerade Linie dann, wenn ſie ſich auf einer andern dergeſtalt gezogen befindet, daß ſie mit derſelben gleiche Nebenwinkel, nämlich beiderſeits rechte Winkel macht. Eine lothrechte Linie iſt aber von ihr zu unterſcheiden; dieſe iſt nur ſenkrecht auf der Ebene eines ſtillſtehenden Waſſers. Jeder an einem Faden frei hängende Körper bildet eine lothrechte Linie.

Senn heißt in der Schweiz ein Viehhirt, welcher das Vieh den Sommer über auf den Alpen weidet, und zugleich die Milchnutzung gepachtet hat. Eine ſolche Viehheerde heißt Senne, und

eine Viehwirthſchaft dieſer Art Sennerei. Der Kuhreigen, welches eine ſchweizeriſche Hirtenmuſik iſt, heißt daher auch Sennenreigen. — Senne, Sende, Sendveld oder Sintfeld, iſt eine große Heide, die ſich im Weſtphäliſchen von Paderborn durch die Grafſchaften Lippe, Ravensberg und Rietberg bis nach Münſter und Osnabrück erſtreckt. Im lippiſchen Antheil iſt das bekannte Sennengeſtüt, wo wilde und dauerhafte Pferde von guter Race gezogen werden, die man Senner nennt. Im Jahr 1640 wurden die Schweden von dem kaiſerlichen General Hatzfeld auf dieſer Heide geſchlagen.

Senſal oder Mäkler. Mit dieſem Namen bezeichnet man gewiſſe Mittelsperſonen in der kaufmänniſchen Welt, deren Geſchäft darin beſteht, die Käufe, welche Kaufleute an einem und demſelben Ort unter einander abſchließen wollen, einzuleiten und zu regulieren. Zu dem Ende erkundigt ſich der Mäkler, welche Waaren, in welcher Qualität und Quantität, und zu welchen Preiſen ſie zu haben ſind, und welche Waaren, in welcher Qualität und Quantität, und zu welchen Preiſen geſucht werden, und weiſ't, wo möglich, dem Verkäufer einen Abkäufer, und dem, der zu kaufen wünſcht, einen Verkäufer zu. Für ſeine Bemühung erhält er von jedem geſchloſſenen Handel ein gewiſſes Procent, oder Promille. Man unterſcheidet gewöhnlich Geld- oder Wechſel- und Waarenſenſale. Die Geſchäfte des erſtern beziehen ſich auf Geld oder Papiere, das Letztere auf allerlei Waaren, als Zucker, Caffee, Thee, Tabak, Farbeſtoffe u. v. a. Gegenſtände. Auch hat der Wechſelſenſal wöchentlich ein- oder mehrere Mal den Curszettel anzufertigen. Um allem Betrug möglich vorzubeugen, finden ſich an allen Handelsplätzen eigne von der Obrigkeit in Pflicht genommne Senſale, deren Ausſage in ſtreitigen Fällen vor Gericht Gültigkeit hat. Die nicht verpflichteten Senſale, deren es an jedem Handelsplatz ebenfalls gibt, heißen auch Bönhaſen, ein Name, womit eigentlich ein Pfuſcher jeder Art bezeichnet wird.

Senſibilität, im allgemeinſten Sinne, iſt diejenige Erſcheinung der Idee des Lebens in den Naturweſen, welche ſie auf die höhere Stufe der Animalität erhebt und erhält, indem ſie das Leben nicht bloß in ſich, ſondern aus ſich herausgehend offenbaren, und demnach in einen Gegenſatz mit der Außenwelt zu ſtehen kommen. Um dieſes höhere animaliſche Leben zu realiſiren (in das Seyn zu verſetzen) verkörpert ſich die Senſibilität in einer Reihe von Organen, welche zur Wahrnehmung der Außenwelt und der Gegenwirkung auf ſie beſtimmt ſind. Dieſe in dem animaliſchen Körper befindliche Organenreihe iſt das Nervenſyſtem in ſeinem ganzen Umfange, und die ihm einwohnende Lebensidee, Lebenskraft oder Naturkraft, iſt eben die Senſibilität, daher wir dieſe insbeſondre auch Nervenkraft nennen können. Die Senſibilität müſſen wir uns demnach in einem jeden lebenden Körper als das, die Verrichtungen deſſelben, die Geſtaltung und Ernährung, beherrſchende und dann wieder als das mit der Außenwelt in Gegenſatz Tretende denken, daher wir den Begriff der Senſibilität in die niedere und höhere theilen, wovon die erſtere ſich nach innen kehrend, in die Organe verſenkt, welche der Bildung und Erhaltung des Körpers gewidmet ſind, die andere, nach außen gekehrt, die Objecte der Außenwelt aufnimmt, und als Anſchauungen und Vorſtellungen mit ſich vereint. Daher kann man ſie auch

in die reproductive und ſenſitive abtheilen. Indem von ihr die Wahrnehmung des eigenen Körpers und deſſen Zuſtandes vermittelt wird, welche wir Gefühl, Empfindung benennen, verſtehen wir auch unter Senſibilität oft bloß das Gefühl- oder Empfindungsvermögen, und in ſo fern dieſes den Nerven ausſchließlich zugeſchrieben wird: Nervenempfindlichkeit, obgleich dieſe Benennungen nicht das eigentliche Weſen der Senſibilität umfaſſen. Schon die ältern Phyſiologen hatten dieſe einſeitigen und beſchränkten Begriffe von dem Weſen der Senſibilität, indem ſie bald nur eine Function derſelben vorzüglich aufnahmen, und dieſe als oberſtes Princip zur Erklärung des organiſchen Lebens gebrauchen wollten, oder ſie wieder unter andern Lebensverrichtungen herabſetzten, oder in eine Reihe zuſammenordneten. Boerhaave ſetzte die Nervenkraft in einen Gegenſatz des Herzens, als ſtets erneuerndes Princip der Thätigkeit deſſelben, welches übrigens unabhängig von den Nerven in den thieriſchen Organen durch die verſchiedenen bloß mechaniſchen Thätigkeiten und Einrichtungen der feinſten Adergewebe die Functionen derſelben dirigirte. Ihm war demnach die Senſibilität bloß der erſte Impuls zur Thätigkeit des Herzens. Friedr. Hoffmann, Gaus u. m. a. ſtellten dieſelbe dagegen zu hoch, indem ſie die Nerven als Behältniſſe einer dunkeln Kraft anſahen, welche ſelbſt erſt das Leben der organiſchen Körper hervorbringe, folglich ſtellten ſie die Nervenkraft über das Leben, da ſie doch von dem Leben ſelbſt erſt ausgeht, und eine beſondre Erſcheinung deſſelben darſtellt. Haller unterſchied zwar ſchon beſtimmt die Reizbarkeit der Muskelfibern, Irritabilität, von der Empfindungsfähigkeit der Nerven, Senſibilität, ergriff aber auch noch dieſe Modification derſelben für das Ganze. Andern aber, z. B. Schäffer, de Hän, und mit ihm Platner u. A. ſetzten die Senſibilität bloß als Nerventhätigkeit über die Reizbarkeit, und machten jene allein zur Grundlage aller übrigen Verrichtungen des Organismus, ſetzten alſo ebenfalls eine Modification der Senſibilität über das Leben ſelbſt. Brown und die Schule der Erregungstheoretiker benahmen dem Organismus das freie ſelbſtſtändige Leben, und erniedrigten daſſelbe zu einem bloß durch äußere Reize erzwungenen Zuſtande von Gegenwirkung, ſetzten folglich auch die Senſibilität zum bloßen Princip der Möglichkeit einer Erregung, zur Erregbarkeit herab. Indem die neuere Naturphiloſophie eine höhere und richtigere Anſicht des Lebens ſelbſt gab, eröffnete ſie zugleich der Phyſiologie ein weiteres Feld zur Feſtſtellung des Begriffs der Senſibilität nach der oben entwickelten Idee. In ſo fern nun die Senſibilität als den Nerven einwohnende Kraft mit in den Organismus übergeht, in einem eigenen Syſtem gleichſam verkörpert iſt, und ſo wieder in Verbindung und Wechſelwirkung mit den übrigen Syſtemen ſteht, tritt ſie ſelbſt auch als Glied in der Kette von Syſtemen und deren Wechſelwirkungen im Organismus auf, und iſt in ihrem normalen Stande gegen jene auch gewiſſen Veränderungen unterworfen, die wir als Abweichungen von der Norm, oder als krankhafte Erſcheinungen bemerken, von denen wir folgende zwei Claſſen unterſcheiden: abnorme Erhöhung der Senſibilität, und abnorme Erniedrigung derſelben. Im erſtern Falle erheben ſich die Functionen der Senſibilität auf Koſten der Functionen der andern Lebensmodificationen, im andern Falle werden die Functionen der

Senſibilität beſchränkt durch Erhebung der Functionen anderer Syſteme. Die reale Darſtellung des abnormen Standes der Senſibilität im Organismus erſcheint in der Form der ſogenannten Nervenkrankheiten, deßhalb wir von hier auf den Artikel Nerven, und auf das hieher gehörige in dem Artikel Phyſiologie verweiſen. H.

Separatiſten ſind ſolche Glieder der Chriſtenheit, die ſich wegen abweichender Meinungen von dem Gottesdienſte der Kirche, auf deren Gebiet ſie leben, abſondern und eine eigne Religionsübung unter ſich veranſtalten. (Vergl. d. Art. Secten.) E.

Sepia. Der Sepia- auch Dintenfiſch, Blackfiſch oder Dintenwurm, iſt ein ſonderbares Geſchöpf, welches eigentlich zu den Meerinſecten zu rechnen iſt, Linné nennt ihn: Polypus octopus, oder Sepia octopodia. Es gibt mehrere Gattungen dieſes Geſchlechts, die gewöhnlichſte wird auch Seekatze genannt. Dies Thier iſt ein bis zwei Fuß lang, häßlich und ungeſtaltet, es hat einen fleiſchigen Körper, und auf dem Rücken eine weiße harte Schaale von der Größe einer Hand. Dies kalkartige Rückenſchild wirft es jährlich ab, und bekommt ein neues. Das abgeworfne ſchwimmt auf dem Meere herum, man nannte es ſonſt Meerſchaum, da man es für verhärteten Schaum des Meeres hielt, jetzt nennt man es meiſt Ossa Sepia. Es wird ſorgfältig aufgefiſcht, und theils zu Pfeifenköpfen und andern Kleinigkeiten verarbeitet, theils gleich dem Bimſtein gebraucht. Wenn man es zerſchneidet, ſieht man, daß es ein wunderbar verkalktes Zellgewebe iſt. Vorn um den Kopf des Sepiafiſches ſitzen acht lange Arme, mit dieſen kann er ſich ungemein feſt anklammern und anſaugen, überdies hat er noch zwei weit größere und längere Arme, an dieſen ſind an jedem auf 120 mit Häkchen verſehne Saugrüſſel, und an jedem der kleinern Arme auf 100 dergleichen, es kann damit ſeine Beute äußerſt feſt anklammern. Der Mund hat zwei hornartige Kinnladen, faſt wie ein Papagayenſchnabel geſtaltet. An beiden Seiten des Kopfes ſtehen zwei ſchwarze, ziemlich große Augen hervor. Sein Blut iſt weiß, aber im Unterleibe befindet ſich eine Blaſe mit einer ſchwarzen Feuchtigkeit. Wenn er verfolgt wird, ſpritzt er dieſelbe von ſich und trübt ſchnell das Waſſer dermaßen damit, daß man nichts darin unterſcheiden kann. Schon zu den Zeiten des Perſius bedienten ſich die Römer dieſer Sepia zum Schreiben. Man glaubt, daß dieſe Sepia der Hauptbeſtandtheil der chineſiſchen Tuſche iſt, und von den Chineſen mit aufgelöſ'tem Reiß und Gummi zubereitet werde. Jetzt bedient man ſich ihrer, mit Bieſter gemiſcht, zum Zeichnen. Um den Sepiafiſch zu fangen, läßt man einen Spiegel ins Meer hinab, an dieſen klammert er ſich ſo feſt an, daß man ihn mit herauszieht. Man fiſcht ihn ſehr häufig im mittelländiſchen Meere. Wl.

Sepiazeichnung. Dieſe Manier iſt eine Erfindung der neuern Zeit, die wir dem würdigen Profeſſor Seidelmann aus Dresden zu verdanken haben. Als dieſer treffliche Künſtler in früher Jugend in Rom verweilte, und durch ſeine richtigen Zeichnungen Aufſehen erregte, trug ihm im Jahr 1777 einer der dort lebenden kunſtliebenden Engländer auf, ſämmtliche Antiken für ihn zu zeichnen. Mit frohem Eifer begann der junge Künſtler in der gewöhnlichen Manier mit ſchwarz und weißer Kreide auf farbiges Papier, und lieferte alle Monate Blätter in die Cartons

ſeines Kunſtgönners. Dieſer reiſ'te oft von Rom nach Neapel und andern Städten, und überall begleiteten ihn ſeine Cartons, die jetzt, geſchmückt durch die Zeichnungen des talentvollen jungen Deutſchen, um ſo häufiger geöffnet, gezeigt und bewundert wurden. Nach Jahresfriſt ſahe Seidelmann ſeine frühern Zeichnungen darin wieder, und erſchrack heftig, als er ſie ganz verwiſcht, ſtumpf und verlöſcht wieder fand. Die in Staub zerfallende Kreide wurde ihm verhaßt, und er ſann auf eine dauerhaftere Manier. Er fing an den Apoll zu tuſchen, doch dies war wieder ſo kalt und hart gegen die ſanften Wellenlinien des Marmors. Die üblichen Bieſterzeichnungen ſchienen ihm matt und kraftlos — da kam er auf den Einfall, die dunkelbraune Galle des Sepiafiſches zu benutzen, und herrlich gelang ihm dies. Er miſchte ſie in der Folge immer mehr mit Bieſter, und gewann ſo einen warmen und doch kräftig dunkeln bräunlichen Ton, mit welchem er nun auf weiß Papier unverlöſchbare Zeichnungen entwarf, die ihm bald ganz ausgezeichneten Ruhm erwarben. Er arbeitete ſehr viel für England, kehrte dann in ſein Vaterland, nach Dresden, zurück, wo er, nachdem er noch mehrere Reiſen nach Rom machte, Director der königlichen Kunſtakademie wurde, und mit raſtloſem Fleiß die berühmteſten herrlichen Gemählde der Gallerie in die ſanfte, ernſte, ſtille Sprache ſeiner Manier überſetzt. Sie hat keinen Farbenzauber, keinen blendenden Glanz, dieſe Manier, ſie iſt das in der Mahlerei, was das Mondlicht in der Natur iſt; eine liebliche Melancholie, ein milder Ernſt herrſcht darin. Aber wer die ſeidelmanniſchen Sepiazeichnungen kennt, und weiß, wie treu dieſer ſeltne Künſtler den ganzen Charakter der Originale wiederzugeben weiß, wie richtig ſeine Formen, wie zart und verſchmolzen ſeine Schatten ſind, mit welcher meiſterhaften Leichtigkeit er die endloſe Mühe dieſer Arbeit, welche aus lauter ſanften Punkten in einander gewebt erſcheint, zu überwinden weiß, und wie raſch er das vollendet, woran andre Jahre lang ſich mühſam quälen würden; der findet es gewiß billig, daß das Glück ihn ſtets begünſtigte, und daß er ſeit vielen Jahren unaufhörlich für den kunſtliebenden Kaiſer von Rußland arbeitet, für welchen er nicht allein die berühmte Madonna von Raphael, ſondern die ſämmtlichen Altarblätter von Correggio, die Venus von Tizian ꝛc. in derſelben Größe wie die Originale copirt. Das Papier wird auf Leinwand geſpannt, um dieſen ungeheuer großen Zeichnungen Dauer und Haltbarkeit zu geben. Freilich kann auch einzig Rußlands Herrſcher Spiegelgläſer von ſolcher Größe haben, wie dieſe Zeichnungen ſie erfodern. — Auch die Gemahlin des Profeſſors Seidelmann, eine geborne Venetianerin, iſt außerordentlich geſchickt in dieſer Sepiamanier, und verfertigt kleinere höchſt vollendete Zeichnungen darin. — Man benutzt dieſe Manier jetzt auch viel zu Landſchaften, welche ſich vortrefflich darin ausnehmen. Der geniale Landſchaftsmahler Friedrich hat herrliche Sepiazeichnungen vollendet, dieſe Manier paßt ausnehmend ſchön zu den einfach großen und düſtern Naturſcenen, die er ſo meiſterhaft darzuſtellen weiß. Wl.

Septett heißt in der Muſik ein ſiebenſtimmiges Tonſtück, entweder für Inſtrumente oder Singſtimmen. Sie kommen vornehmlich in großen Opern vor.

Septuaginta heißt die griechiſche Überſetzung des alten Teſtaments, weil ſie nach dem fabelhaften Vorgeben des Ariſtäus, dem auch Joſephus in den jüdiſchen Antiquitäten folgte, auf Befehl des Königs von Ägypten Ptolemäus Philadelphus von 70 gelehrten Juden (daher der Name Septuaginta, 70) verfertigt worden. Wegen dieſes angeblichen Urſprungs wird ſie auch die alexandriniſche Überſetzung genannt, weil ſie zu Alexandrien veranſtaltet wurde. Wahrſcheinlich verdanken wir ſie den unter den Griechen lebenden Juden, die zum Theil des Hebräiſchen nicht mehr kundig, von gelehrten Glaubensgenoſſen, welche beider Sprachen mächtig waren, eine ſolche Überſetzung ihrer heiligen Bücher zum Gebrauch in den Synagogen um 285 vor Chr. Geb. abfaſſen ließen. Doch mochte dies zuerſt nur mit den Büchern Moſis geſchehen ſeyn, denn von den übrigen Büchern des alten Teſtaments iſt nur ſo viel erweislich, daß man ſie im 2ten Jahrhundert vor Chr. Geb. in griechiſcher Sprache hatte. E.

Sequenze (Sequenza) iſt eine Art von Hymne, welche in der römiſch-catholiſchen Kirche nach dem Graduale (d. h. nach dem kurzen Zwiſchengeſange gleich nach der Epiſtel) vor dem Evangelium, bisweilen auch in der Veſper vor dem Magnificat geſungen wird, jetzt aber nicht mehr ſo häufig im Gebrauch iſt. Man hatte ſonſt deren beſonders drei, welche auch die drei Sequenzen im Jahre hießen, nämlich zur Oſter-, Pfingſt- und Frohnleichnamsoctave, außer dieſen aber noch eine Sequenze für die Verſtorbenen, die mit den Worten: Dies irae, dies illa etc. anfängt. Sie werden entweder muſikaliſch, d. h. mit vollen Inſtrumenten, oder auch bloß mit Orgelbegleitung abgeſungen.

Sequeſtration nennt man die Jemanden anvertraute Aufbewahrung eines zwiſchen zwei oder mehreren Parteien ſtreitigen Gegenſtandes, um denſelben nach entſchiedenem Streit dem Obſiegenden zu übergeben. Auch die Handlung ſelbſt, durch welche dieſe Aufbewahrung verfügt wird, heißt Sequeſtration, und der aufbewahrende Sequeſter. Die Sequeſtration kann mit der Zuſtimmung und dem Willen der Streitenden, oder auch durch bloße richterliche Gewalt verfügt werden. Im erſtern Falle heißt ſie willkürliche Sequeſtration (S. voluntaria), im letztern nothwendige (S. necessaria). Ein Gericht darf aber nur dann eine Sequeſtration anordnen, wenn während des Prozeſſes für eine oder die andre Partei Gefahr vorhanden iſt, den ſtreitigen Gegenſtand auch auf den Fall des Sieges entweder gar nicht, oder doch auf unerſetzliche Weiſe beſchädigt zu erhalten. Erſt nach beendigtem Streite kann der ſequeſtrirte Gegenſtand (sequestrum) zurückgefodert werden. Nicht bloß Sachen, ſondern auch Perſonen können unter Sequeſtration geſetzt werden, z. B. Frauenzimmer, die ſich mehrfach zu gleicher Zeit gültig verlobt haben; und Kinder, wenn die ſtreitenden Parteien ſich gegenſeitig das Recht der mütterlichen oder väterlichen Gewalt ausſchließlich anmaßen wollen, und dieſes Recht zweifelhaft iſt.

Serail (Sarai oder Serai, d. h. ein Palaſt oder ein großes Gebäude) bedeutet das Schloß, wo der türkiſche Sultan reſidirt. Es liegt an einem Ende von Conſtantinopel in einer herrlichen Gegend, auf einer in das Meer hervorragenden Landſpitze. Die Mauern des Serails umſchließen einen Umfang von mehr denn vier Stunden Weges, in welchem mehrere Moſcheen, außerordent-

lich große Gärten und Gebäude, in denen an 20,000 Menſchen beherbergt werden können, begriffen ſind. Indeſſen beträgt die Anzahl der im Hauſe des Sultans oder im Serail wohnenden Menſchen nicht über 10,000 Seelen, die Garden und Dienerſchaft mit gerechnet. Von der Meeresſeite her iſt der Anblick dieſes ungeheuern Palaſtes überaus ergötzend. Allein ſobald man ans Land tritt, ſchwindet der Zauber; die Dome, die vergoldeten Kuppeln, die Cypreſſen, und alle jene Herrlichkeiten werden von dicken, Entſetzen erregenden Mauern umſchloſſen, deren Anblick die finſterſten Ideen erregt, beſonders dann, wenn man an der Hauptpforte des Eingangs zum Serail vorüber geht, und daſelbſt noch oft die friſch abgeſchlagenen Menſchenköpfe liegen ſieht. — Der Harem iſt ein Theil des Serails, und der Wohnort der Frauen. Er enthält die abgeſonderten Pavillons der ſieben Khadunns oder rechtmäßigen Frauen des Sultans, die durch die Zahl, als die erſte, zweite, dritte u. ſ. unterſchieden werden. Jede hat ihr eignes Haus und ihre eigenen Sclavinnen, ſo daß einer jeden wenigſtens 160 bis 200 Mädchen (Odalisken) zu ihrer Bedienung bewilligt ſind. Außerdem werden im Harem dreizehn bis vierzehnhundert Kebsweiber zur Befriedigung der zärtlichen Bedürfniſſe des Großherrn gehalten. Jene ſieben legitimen Weiber des Großſultans ſehen ſich aber faſt nie, und kennen ſich kaum; jede hat ihre beſondre Wohnung, ihre eigenen Gärten u. ſ. w. Der kaiſerliche Harem ſteht unter der beſondern Aufſicht der Kehaja Khadunna (Frauenaufſeherin), dieſe iſt immer eine ehemalige Favoritin, und unumſchränkte Beherrſcherin der darin befindlichen Weiber. Ihren Befehlen muß ohne Widerſpruch gehorſamt werden. Sie ſteht für die Ruhe des Harems, und empfängt nur vom Sultan alle Mittheilungen, die ſich auf ihren Dienſt beziehen. Die Kehaja Khadunna ſteht in Rückſicht der äußern Verhältniſſe und der Verpflegung des Harems mit dem Kislar-Aga, dem Befehlshaber der ſchwarzen Eunuchen, in Verbindung. Dieſer Aga iſt eine ſehr wichtige Perſon des Reichs, und ſpielt im Serail eine der erſten Rollen. Die äußern Pforten des Harems, oder vielmehr die Wohnungen der ſieben Weiber des Großherrn werden durch dreihundert verſchnittene Schwarze bewacht, welche, als erſte Linie um die Mauern und Einfaſſung des Harems aufgeſtellt ſind. Dieſe Schwarzen haben einzig das Eingangsrecht in die Gärten des Harems, und ſobald der Großherr darin luſtwandeln will, müſſen ſie mit dem Kislar-Aga ihn begleiten. Nach den ſchwarzen Eunuchen folgen die weißen, mit jenen etwa gleich an Zahl. Sie ſtehen unter den Befehlen des Capou Agaſſy (Oberſt-Pförtner), und bilden in zweiter Linie den äußern Haremsdienſt. Sie ſind weniger wild und barbariſch, wie ihre ſchwarzen Collegen, die an Rohheit und Grauſamkeit mit den wildeſten Thieren wetteifern. Der Capou Agaſſy hängt, obgleich er ebenfalls einen hohen Rang bekleidet, ganz von dem Kislar-Aga ab. Die Itch' Oglans (Kammerpagen), auch Itch' Agaſſhy's genannt, haben die Bedienung des Sultans zu beſorgen. Sie ſind gewöhnlich Aſiaten von niederer Herkunft, und werden in vier Kammern, die in Hinſicht des Ranges und der Beſchäftigungen ihrer Mitglieder verſchieden ſind, getheilt. Die vierte und letzte dieſer Kammern heißt Khasne Odaſſhy (Schatzkammer oder Kammer der Schätze). Die zu dieſer Kammer

gehörigen Pagen ſtehen unter den Befehlen des Kislar-Aga, und ſind mit Bewahrung und Berechnung der Schätze beauftragt. Man behauptet, daß das Serail ungeheure Schätze enthalte, da man die Regierung eines Sultans um ſo glücklicher hält, je mehr Schätze er aufgehäuft hat. Es iſt nämlich Gebrauch, daß jeder Sultan während ſeiner Regierung eine beſondre Schatzkammer errichtet; am Ende jeden Jahres macht der Kislar-Aga ein Verzeichniß aller Beutel, welche eingenommen worden ſind. Dieſe werden hierauf in eine Kiſte verſchloſſen, und vom Großherrn eigenhändig verſiegelt. Beim Tode eines jeden Großherrn wird die Kammer des Khasne geſchloſſen, und mit goldnen Buchſtaben die Inſchrift darüber geſetzt: Hier liegt der Schatz des oder des Sultans. Dieſer Schatz des Serails darf nur in der dringendſten Noth angegriffen werden; und ein türkiſcher Kaiſer würde lieber durch die ſchrecklichſten Grauſamkeiten ſich Geld erpreſſen, als zu dieſem Schatze ſeine Zuflucht nehmen. Außer den erwähnten Serailbedienten ſind die Stummen (Bizehamydilſiz) zu bemerken. Ihrer ſind ungefähr vierzig, und ſie ſind eigentlich die Hofnarren des Sultans. Ehemals mußten ſie im ganzen Reiche die Todesurtheile vollziehen. Die Zwerge (Giudge) machen gleichfalls eine Zierde des Serails, und einen Gegenſtand der Beluſtigung des türkiſchen Kaiſers aus. Ihr Rücken dient dem letztern oft als Schemel, wenn er ein Pferd beſteigen will. Je mehr dieſe unglücklichen Geſchöpfe von der Natur verwahrloſ't oder durch ihr Mißgeſchick verſtümmelt ſind, je größeres Anſehen erlangen ſie dadurch bei Hofe. Capidgi-Baſchi's ſind die Kammerherren des Kaiſers. Sie ſind in Rückſicht der geheimen Aufträge und der Vollſtreckungen der Todesurtheile an die Stelle der Stummen getreten. Alle Capidgi Baſchi's ſind Beamten vom Serail, und werden zum Dienſt deſſelben berufen. Einer von ihnen ſchläft, wie ihn die Reihe trifft, in einem kleinen Zimmer an der zweiten Eingangspforte des Serails. Sie genießen ſämmtlich ſehr große Vorzüge, die Großen der Pforte ſchmeicheln ihnen, und ſuchen ihre Freundſchaft, um ſich Stützen im Serail zu verſchaffen. Die Boſtandgi's ſind ein zahlreiches Corps, welches zum Dienſt im Innern des Serails beſtimmt iſt. Wir bemerken hier, daß man bei 5—6000 Mann, welche zur Bewachung des Innern vom Serail gebraucht werden, auch nicht ein einziges Schießgewehr finden dürfte. Die Boſtandgi's waren bei ihrer Entſtehung bloß Gärtner, und ſtehen jetzt unter dem unmittelbaren Befehl des Boſtandgi Baſchi, welcher nach dem Seliktar Aga (Oberſten der ſchwarzen Eunuchen) die zweite Perſon im Serail iſt. Unter dem Boſtandgi Baſchi ſteht die Polizei im Innern des Serails ſowohl, als die von Conſtantinopel und den anſtoßenden Feldern. Noch außerdem beſitzt er große Gewalt und Vorrechte. Er iſt außer dem Großherrn auch der Einzige im Serail, der im Innern einen Bart trägt. Die Baltadgi's des Serails (Holzhacker), gleichen Gehalts mit den vorigen, machen einen Theil von der Wache und Dienerſchaft im Innern des Serails aus. Obgleich das letztere von beinahe 10,000 Mann bewacht wird, ſo würde es doch kaum einem europäiſchen Bataillon widerſtehen können. Außer den Boſtandgi's und Baltadgi's hat der Großherr noch die Peicks und die Solacks als Leibgarden, welche ihn begleiten, wenn er das Serail

verläßt. — Die Schweſtern des Sultans wohnen nicht im Serail. Nur die Valide-Sultanin (d. i. die Mutter des Sultans) hält ſich darin auf. Sie kann von ihrem Sohne Nachricht von allen Staatsſachen verlangen, hat großen Einfluß bei Beſetzung der Ämter, und auf alle öffentliche Angelegenheiten, und ihr Sohn darf ſogar ohne ihre Zuſtimmung keine neue Geliebte annehmen. Die übrigen Bewohnerinnen des Serails, oder des eigentlichen Harems ſind, die äußerliche Pracht abgerechnet, nicht beſſer als Sclavinnen, werden, wie ſich aus dem Obigen ergibt, auf das ſtrengſte bewacht, müſſen ſich die ſchimpflichſte Behandlung, ſogar Peitſchenhiebe von ihren entmannten Wächtern gefallen laſſen, dürfen, außer ihrem Leibarzt und ihren nächſten Verwandten, keine Mannsperſon ſehen, und werden bei der geringſten Ausſchweifung in Säcken ins Meer geſtürzt. Die Prinzen und Prinzeſſinnen werden hier unter der Aufſicht ihrer Mütter erzogen. Erſtere bekommen im ſechsten Jahre Verſchnittene zu Lehrern; Letztere, die man gleichfalls Sultaninnen nennt, müſſen lebenslang im Serail ſchmachten, wenn nicht ein Paſcha ihnen ſeine Hand bietet. Nach dem Abſterben des Sultans werden die Sultaninnen in ein altes Serail transportirt, um daſelbſt den Tod ihres Gebieters lebenslang zu beweinen. Noch muß bemerkt werden, daß man zwar in ein Serail Eintritt erlangen kann, allein durchaus in keinen Harem. Selbſt der Vater von dem Herrn deſſelben, welcher ſeine Schwiegertochter wohl unverſchleiert ſehen darf, wird unter keinem Vorwande in den Harem des Sohnes eingelaſſen.

Seraph in der Mehrheit Seraphim heißen bei den Propheten des alten Teſtaments die Oberſten der Engel, die um den Thron Gottes ſtehen. Der hebräiſche Ausdruck bezeichnet Edle, Vornehme, die den Königsthron umgeben. Daher führt die religiöſe Poeſie die Engel der höchſten Ordnung unter dem Namen Seraphim auf. Die Franziscaner nennen ſich aus gleichem Grunde den ſeraphiſchen Orden. E.

Seraphinenorden, ſ. Orden.

Serāpis, eine ägyptiſche Gottheit. Einige erklären ihn für einen ſehr alten Gott, und identiſch mit Oſiris, Andre aber wegen ſeiner Bildung für einen ſehr neuen aus der Fremde eingeführten Gott. Gewiß iſt, daß er in Alexandria die vornehmſte Gottheit war. Man deutete ihn höchſt verſchieden, bald als Zeus und Amun, bald als Oſiris, Äſculap und Aidoneus. Unter ſeinen zahlreichen Tempeln war das Serapeion bei Memphis in einer ſandigen Wüſte der berühmteſte. Nach Zoega heißt Serapis Vater oder Herr der Finſterniß. Dies hat zu einer doppelten Anſicht von ihm Veranlaſſung gegeben, einmal, daß er der aſtronomiſchen Theologie angehört habe, und daß durch ihn die Sonne bezeichnet worden, in ſo fern ſie zur Zeit der Winterſonnenwende unter der Erde geht, und das untere Hemiſphär umläuft; dann auch, daß er der Gott der Todten, der Oſiris der Unterwelt ſey, die er nebſt der Iſis beherrſche.

Seraskier heißt bei den Türken der Oberfeldherr über ein ganzes Heer, bei uns General-Feldmarſchall. Er hat ſehr ausgedehnte Gewalt, ſteht jedoch unter dem Großvezier, und wird aus den Paſchen von zwei oder drei Roßſchweifen gewählt. —

Bisweilen werden auch niedrigere Anführer mit dieſem Namen belegt.

Serenade, Ständchen, heißt in der Poeſie ein Lied verliebten oder doch galanten Inhalts, deſſen Beſtimmung iſt, vor den Fenſtern einer Geliebten abgeſungen zu werden, in der Muſik aber die Compoſition eines ſolchen Liedes, deren Hauptcharakter Einfachheit und Zierlichkeit iſt. Die Begleitung beſchränkt ſich gewöhnlich nur auf ein einfaches Saiteninſtrument, wie die Guitarre, Laute, Zitter, Mandoline u. dergl. Man legt aber dem Namen Serenade auch einer bloßen Inſtrumental-Muſik bei, die gewiſſen Perſonen zu Ehren oder als Glückwunſch bei irgend einer erfreulichen Veranlaſſung Abends vor ihrer Wohnung aufgeführt wird. Es werden dazu am füglichſten ſolche, beſonders Blasinſtrumente gewählt, die im Freien die beſte Wirkung machen. Die Stille der Nacht und ein heiterer Himmel erhöhen allerdings den Eindruck einer ſolchen Muſik, die daher auch in Italien und Spanien mehr als bei uns einheimiſch iſt. Die Italiener bezeichnen mit dem Namen Serenata auch eine Gattung der Cantate, in der ein dramatiſcher Stoff zum Grunde liegt, eine Art von Oratorium.

Seringapatam (Sri Ranga Patana), iſt die Hauptſtadt der Provinz Myſore in Oſtindien. Sie liegt auf einer Inſel gleiches Namens, welche von dem hier ſehr breiten und ſchnellſtrömenden Fluſſe Lavery gebildet wird. Dieſe Stadt ward von Hyder Ali (man ſehe Hyder Ali) auf indiſche Weiſe befeſtigt, und enthielt 1800 eine Anzahl von 4163 Häuſern und 5499 Familien. Die Vorſtädte hatten 2216 Häuſer und 3335 Familien. Die ganze Menſchenzahl ward, mit Ausſchluß einer ſehr ſtarken Garniſon, auf 31,895 Seelen geſchätzt. Während Tippo's Regierung hatte die Inſel Seringapatam im Ganzen gegen 150,000 Bewohner, deren Menge ſich aber nach dem Sturze von Hyders Dynaſtie ſehr vermehrt hat. Hyders Palaſt oder der Laul Baugh liegt am öſtlichen Ende der Inſel, und iſt, obgleich nur von Lehm erbauet, doch ein ſehr prachtvolles Gebäude. Daneben iſt Hyders Mauſoleum, wo er, ſeine Gemahlin und Tippo in Gräbern von ſchwarzem Marmor ruhen. Dieſe Gräber ſind auf Koſten des engliſchen Gouvernements mit reichem Zeuge bedeckt. Der Palaſt in der Stadt iſt ein ſehr großes, mit einer hohen ſtarken Mauer umgebenes Gebäude, und hat von außen wenig Anſehen, welches von allen öffentlichen Gebäuden zu Seringapatam gilt. Sie ſind von ihrer ehemaligen Würde ſehr herabgekommen. Hyders Palaſt iſt jetzt die Wohnung eines Wundarztes, und ſein Serail iſt ein europäiſches Hoſpital. Tippo's Serail hingegen iſt jetzt eine Barake für die Artillerie, und ſeine Staatszimmer werden von europäiſchen Soldaten bewohnt. Alle dieſe Gebäude erſcheinen, wegen des Mangels an Fenſtern, von außen ſehr traurig. Die Straßen der Stadt ſind gleichfalls eng und ſchlecht. Am 4ten Mai 1799 ſtürmte die engliſche Armee unter dem General Harris in der Nacht die Stadt. Ein großer Theil der 8000 Mann ſtarken Beſatzung wurde niedergemacht, und Tippo fand man unter einem Thorwege getödtet. Seit dieſer Zeit ſteht Seringapatam unter der Präſidentſchaft Madras. (S. auch Madras und Myſore.)

Serpent (ital. Serpentono, franz. Serpent), oder das Schlangenrohr, iſt ein in Form einer gekrümmten Schlange ungefähr fünf bis ſechs Schuh langes Blasinſtrument von Metall oder ſchwarzem Holze mit Leder überzogen; es hat ſechs Löcher, und wird faſt ſo wie der Fagott geblaſen. Aus Frankreich — wo es zu Auxerre von Edme Guillaume 1790 erfunden worden und ſehr gebräuchlich war — kam es nach Deutſchland, wo man ſich deſſelben hauptſächlich auch bei militäriſcher Muſik bedient. Sein Umfang erſtreckt ſich von dem Contra B bis zum kleinen d. Die vermittelſt eines Verſetzungszeichens erhöhten oder erniedrigten Töne müſſen entweder bloß durch den Anſatz gezwungen werden, oder der Spieler bringt ihre Intonation dadurch hervor, daß er dieſes oder jenes Tonloch nur wenig öffnet.

Serpentinſtein wird in der Mineralogie zu den Talkſteinen gerechnet. Er iſt von mittelmäßiger Härte, dichtem Gefüge und fühlt ſich etwas ſchlüpfrig an. Nach Kirwan ſoll er 23 Theile Talkerde, 45 Theile Kieſelerde, 18 Theile Thonerde, 3 Theile Eiſenkalk und 12 Theile Waſſer enthalten. Seine Farbe iſt mehrentheils ſchwarzgrün, auch findet man Sorten, die ins Schmutziggrüne, ins Graugrüne und Schwarzgraue laufen. Manche Arten ſind verſchieden gefleckt, marmorirt und fein dunkelroth geädert. Gelben Serpentinſtein findet man ſelten. Bisweilen ſind dieſem Steine rothe Granaten mit eingemengt. Aller Serpentinſtein zerſpringt auf dem Bruche in kleine dünne Splitterchen, die an den Kanten durchſcheinen. Er läßt ſich leicht drechſeln und poliren, und wird an der Luft ziemlich hart. Der Serpentinſtein findet ſich in vielen Ländern in Schichten, welche öfters ganze Gebirge und Felſen ausmachen. Die Serpentinſteinbrüche bei Zöplitz im Sächſiſchen ſind in Deutſchland die wichtigſten. Das Städtchen Zöplitz verarbeitet dieſen Stein in erſtaunlicher Menge, und zieht großen Gewinn davon. Auch in andern Gegenden Sachſens und Deutſchlands trifft man den Serpentinſtein an. In Italien, auf Corſica und in Schweden gibt es viel Serpentinſtein, der aber nicht ſo wie in Sachſen benutzt wird. Im Bayreuthſchen wird eine Art Glas daraus geſchmolzen, wovon man Corallen und Kügelchen zu Roſenkränzen macht. Der auf dem Fichtelberge von Alexander von Humboldt unterſuchte zeigt nicht bloß im Großen, ſondern auch in den kleinſten Stückchen eine auffallende Polarität (ſ. Polarität und Magnet). Steinhäuſer in Plauen fand nachher, daß ſich beſonders die dunkelgrünen Serpentinſteine durch Kunſt in ſchwache Magnete verwandeln laſſen.

Serrurier (Graf), Marſchall und Pair von Frankreich, Gouverneur der Invaliden, Senator, Großkreuz der Ehrenlegion, Commandeur des St. Ludwigordens, iſt in Laon von bürgerlichen Ältern geboren, widmete ſich früh den Waffen, avancirte ſchnell, und war 1795 General bei der Armee in Italien, wo er ſich auszeichnete, ſo wie auch 1796 bei St. Mihel und Mondovi gegen die Piemonteſer. Bei der Berennung von Mantua zeigte er viel Geſchicklichkeit. 1796 nahm er Verona, ward 1798 Generalinſpecteur der franzöſiſchen Infanterie, und 1799 bei Verdorio von den Öſterreichern und Ruſſen gefangen, und von Suwarow auf Parole nach Frankreich geſchickt. Er trug mit zum Sieg des 18ten Brumaire bei, ward darauf Mitglied des Erhaltungsſenats, 1803 deſſen Prätor, und bald darauf Gouverneur der In-

validen. Napoleon, nach ſeiner Thronbeſteigung, ernannte ihn zum Reichsmarſchall, Großkreuz der Ehrenlegion und der eiſernen Krone. Während der Expedition der Engländer gegen Walchern war er Generalcommandant der pariſer Nationalgarde, und nahm bis Ende März 1814 an allen Senatsbeſchlüſſen Theil. Er ſtimmte mit für Napoleons Abſetzung, und ward von Ludwig XVIII. zum Pair und Commandeur des St. Ludwigordens ernannt.

Sertorius (Quintus), ein ausgezeichnetet römiſcher Feldherr, gebürtig aus Nurſia im picentiniſchen Gebiet Italiens. Schon jung focht er mit Ruhm gegen die Cimbern und in Spanien. Als Quäſtor im diesſeitigen Gallien führte er im J. Roms 663 in dem Bundesgenoſſenkriege ſeinem Vaterlande eine Verſtärkung von Galliern zu Hülfe, und kämpfte mit gewohnter Tapferkeit, wobei er ein Auge verlor. An den Streitigkeiten des Marius und Sulla nahm er anfangs keinen Theil, trat aber zur Partei des Cinna über, als Sulla ihm bei der Bewerbung um das Conſulat entgegengewirkt hatte, und kam ſo wider ſeine Abſicht in Gemeinſchaft mit Marius. Aber nach des Marius und Cinna Tode triumphirte aufs neue die Partei des Sulla, und Sertorius ging als Prätor nach Spanien. Hier fand ſein Genie einen weiten Wirkungskreis. Indem er ſich die Liebe der ſpaniſchen Völkerſchaften zu erwerben bemüht war, traf er zugleich Vertheidigungsanſtalten gegen Sulla, der ein mächtiges Heer zur Unterwerfung Spaniens abgeſchickt hatte. Die Kräfte waren aber zu ungleich, und nach einigem Widerſtande ſchiffte ſich Sertorius in Neucarthago ein. Nach langen und gefährlichen Fahrten glückte es ihm, durch die Meerenge von Gades zu gehen und bei der Mündung des Bätis zu landen. Hier erfuhr er, daß in Afrika ein Krieg zwiſchen dem Könige Aſcalis von Mauritanien und ſeinen Unterthanen ausgebrochen ſey, eilte dahin und vereinigte ſich mit den Feinden des Aſcalis. Er erfocht mehrere Siege, und machte die Mauritaner frei. Sein Ruhm drang bis zu den Luſitaniern, welche von dem römiſchen Feldherrn Annius mit einem Kriege bedroht, ihm die Oberfeldherrnſtelle anboten. Sertorius ergriff gern dieſe Gelegenheit, wieder gegen Sulla aufzutreten. Mit unumſchränkter Gewalt und gleichſam als König des Landes trat er an die Spitze der Luſitanier, die ihm mit unbegränztem Vertrauen gehorchten. Einem weit überlegnen Feind gegenüber zeigte er ſein großes Feldherrntalent, beſonders in der Kunſt, denſelben durch Märſche zu ermüden ihm Hinterhalte zu ſtellen, ihn in Engpäſſen zu überfallen, und jede Hauptſchlacht, wo er nicht des Sieges gewiß war, zu vermeiden. So konnte er mit 8000 Mann vier römiſchen Feldherren, die 120,000 Mann zu Fuß, 6000 Reiter und 2000 Schleuderer befehligten, widerſtehn und faſt ganz Spanien gegen ſie behaupten. Selbſt Marcellus, welchen Sulla in der Folge gegen ihn abſchickte, und mit immer neuen Truppen verſtärken ließ, konnte nichts ausrichten und erlitt mehrere große Niederlagen. Nicht beſſer erging es dem damals noch jungen Pompejus, der nach des Sulla Tode ein Heer nach Spanien führte, und gemeinſchaftlich mit Marcellus agirte. Dennoch wurde ſich Sertorius aus Liebe zu ſeinem Vaterlande unterworfen haben, wenn man die Achtserklärung wider ihn hätte aufheben wollen. Sein großer Kriegsruhm war bis zum Mithridat erſchollen, der ihm 3000 Talente und 40 wohlausgerüſtete Kriegsſchiffe anbieten ließ, wenn er ein Bündniß mit ihm ſchließen wollte.

Sertorius, der nur gezwungen gegen Rom kämpfte und es nicht geſchwächt oder erniedrigt ſehen wollte, ſchloß zwar das Bündniß, jedoch unter der Bedingung, daß Mithridates ſich mit der Wiedereroberung von Bithynien und Cappadocien begnügen ſolle. Er empfing die beſtimmte Summe und ſchickte dagegen Hülfstruppen nach Aſien. Aber indem er ſich zu nachdrücklicher Fortſetzung des Krieges rüſtete, erlag er, nicht der Macht der Römer, ſondern dem Verrath ſeiner Freunde. Perperna, der eine Verſchwörung gegen ihn angeſponnen hatte, ermordete ihn bei einem Gaſtmahl, im J. Roms 682. So ward Rom von einem Gegner befreit, der an Feldherrngröße den berühmteſten Helden des Alterthums gleich kam, und an Tugenden und Herzensgüte die meiſten übertraf.

Servien, Serwien, Serwier, Serbier. Das der Pforte unmittelbar unterworfene Königreich Serwien, türk. Serf Wilajeti, oder Laß Wilajeti, (d. i. Land des Lazarus, eines ſerwiſchen Fürſten im 14ten Jahrhundert, als die Türken zuerſt in Serwien einbrachen), von 920 Quadratmeilen mit 960,000 Einwohnern, liegt zwiſchen den Flüſſen Timok im Oſten, und der Drina im Weſten, dem Hämus im Süden und der Sau und Donau im Norden, umgeben von der Moldau und Slavonien, von Bulgarien, Griechenland und Bosnien. Es iſt waldreich und gebirgig, aber fruchtbar mit fetten Weiden. Unter türkiſcher Herrſchaft regiert das in vier Sandſchakſchaften eingetheilte Land, nachdem das Volk dreizehn Jahre hindurch, von 1801 bis 1813, um ſeine Unabhängigkeit mit außerordentlichem Muthe gekämpft, wiederum der Paſcha von Belgrad. Außer dieſer Hauptſtadt und Feſtung, welche das Reich der Osmanen gegen Ungarn und Öſterreich ſchützt, ſind Schabacz, Semendria, Paſſarowitz, Niſſa, Neu-Orſowa und das mit Blut gedüngte koſſower oder Amſel-Feld hiſtoriſch merkwürdige Örter. — Die Serwier ſind ſlaviſcher Abkunft, mit ihnen ſollen die Sorben und Wenden einerlei Urſprung gehabt haben. Ihre Sprache, eine ſlaviſche Mundart, gemeiniglich illyriſch genannt, iſt die Redeſprache von fünf Millionen ſüdlicher Slaven, alſo von einem Zehntel aller Slaven. Man nennt die Servier gewöhnlich Raizen, oder Ratzen, von dem Fluſſe Rasca. Sie bekennen ſich zur griechiſchen Kirche. Ihre Hauptbeſchäftigungen ſind Viehzucht, Landbau, Weinbau und etwas Baumwollenweberei. Wäre das Volk geiſtig gebildet, ſo würde es bei ſeinem kriegeriſchen Geiſte und Nationalcharakter ſchwerlich in dem letzten ruhmvollen Kampfe untergelegen haben. — Seit den alten Serbiern Kaiſer Heraklius die von den Avaren verwüſteten Landſtriche im alten Dalmatien eingeräumt hatte, lebten ſie unter eignen Fürſten, Despoten genannt, welche die Hoheit der oſtrömiſchen Kaiſer anerkannten. Allein bald machte ſich der weſtliche Theil unabhängig, und die Despoten dieſes Serwiens beherrſchten auch Bosnien. Später wurde der öſtliche Theil ein beſondres Königreich und hieß Rascien. Über die alte Geſchichte Serwiens, deſſen Schickſale in die damalige öſtliche Welt von Europa weſentlich eingreifen, und über Stephan Duſchan, den ſiegreichen Gewaltherrſcher und Geſetzgeber Serwiens, welcher um 1340 den Kaiſertitel annahm, muß man das claſſiſche Werk von Feßler: Geſchichte der Ungarn und ihrer Landſaſſen, (Leipzig 1816, 4 Theile mit Karten) nachleſen. Das endliche Schickſal Serwiens entſchied die blutige

Schlacht in der Ebene von Kaſchau (Koſſowa), den 15ten Juni 1389. Umſonſt ſuchte noch der tapfre Corbelitza die Freiheit ſeines Vaterlands zu retten; er blieb ſchwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen. Da kommt Sultan Amurath I. an ihm vorüber. Corbelitza winkt ihn zu ſich, rafft ſich auf, wird in das Zelt des Sultans gebracht, und ſtößt hier dem Sieger ſeinen Dolch durch das Herz. Nach Feßler hieß dieſer beherzte Serwier Miloſch Kobilitſch. Der im Sturme der Schlacht gefangene ſerwiſche König Lazar wurde in des ſterbenden Muraths Zelt getödtet. Von Bajazed I. hierauf völlig bezwungen kam Serwien unter türkiſche Herrſchaft. Es ſtand unter zwei vom Sultan ernannten, zinsbaren und zur Heerfolge verpflichteten Fürſten. Doch ward dieſer Erwerb erſt durch einen zweiten blutigen Sieg, den Murath II. über die Chriſten unter Hunyad auf derſelben Koſſower Ebene im J. 1449 erfocht, befeſtigt. Feßler am angeführten Orte entwirft von dieſer welthiſtoriſchen Schlacht eine treffliche Schilderung. Nach dreihundertjährigem Druck gaben Eugens Siege, im paſſarowitzer Frieden 1718, Öſterreich den Beſitz von Belgrad und eines Theils von Serwien; allein im belgrader Frieden 1739 mußte Carl VI. beides wieder zurückgeben. Endlich reizte in dem Volke ſelbſt der Übermuth der Janitſcharen und die Grauſamkeit der türkiſchen Agas das alte Selbſtgefühl wieder auf. Ein kühner Mann trat an die Spitze der Serwier, und kämpfte dreizehn Jahre lang mit der Pforte um den Preis der Unabhängigkeit. Dieſer Mann war Georg Potrowies Czerny, Kora d. i. der Schwarze genannt. (ſ. d. Art.) Als er ſah, daß die Janitſcharen ihn ermorden ſollten, forderte er die Bauern ſeines Wohnorts Romenika im belgrader Bezirke auf, mit ihm in die Wälder zu ziehn, wo er bald einen Haufen Bewaffneter um ſich verſammelte, mit welchem er zuerſt den kleinen Krieg gegen die Türken nicht ohne Glück führte. Nun griffen alle umliegende Nahiin (Ortſchaften) zu den Waffen, und bemächtigten ſich einiger Palenken (feſten Städtchen). Hierauf entbrannte allgemein der wildeſte Völkerkrieg, und wüthete zugleich mit allen Gräueln des erbitterten Religionshaſſes. Die Serwier wurden bald Meiſter des Landes bis auf die größeren Städte. Die Deis, gegen welche allein ſie anfangs aufgeſtanden waren, wurden geſchlagen, und Schabatz den 1ſten Mai 1804 von dem Woiwoden Jacob Stephanowich erobert. Die Pforte konnte damals wenig Nachdruck zeigen, da ſie die Wahabis bekämpfen und den Rebellen Paswan Oglu im Beſitze von Widdin laſſen mußte. Sie gab daher im Mai 1804 dem Paſcha von Bosnien den Auftrag, die Serwier zu beruhigen, indem der Divan zu Conſtantinopel ihnen die Abſtellung ihrer Beſchwerden zuſicherte, und das Betragen der Deis mißbilligte. Der Paſcha zog mit 2000 Mann nach Schabatz; allein die Deis weigerten ſich, auf ſeine Auffoderung die Waffen niederzulegen, und die Serwier faßten zu ſeinen Erklärungen kein Vertrauen. Auch ſoll der Biſchof von Montenegro ſeinem Freund Czerny gerathen haben, mit den Waffen in der Hand die Entſcheidung abzuwarten. Endlich verließen die Deis Belgrad den 28ſten Juli, und der Paſcha Ebubekir zog den 2ten Auguſt mit den Serwiern daſelbſt ein. Dieſe verlangten jetzt bürgerliche Obrigkeiten aus ihren Landsleuten und Glaubensgenoſſen, wie die moldauer Walachen hätten, doch willigten ſie endlich in einen Vergleich zu Belgrad d. 12ten October, nach welchem die Serwier dem

Paſcha jährlich 1000 Beutel (500,000 Piaſter) zu bezahlen und die Spahis, (türkiſchen Reiter) als ihre Grundherrſchaften anzuerkennen verſprachen, dafür wurden ſie von dem doppelten Zehnten befreit, und Türken ſollten nirgend in Serwien, als zu Belgrad, Schabacz und Semendria ſich aufhalten. Die letztere Beſchränkung wollten die Türken ſich nicht gefallen laſſen; und Soliman, der Paſcha von Belgrad, mußte, um die Janitſcharen in Zaum zu halten, die Milizen der Deis, die Kerdſchelis, (Cherſalis) in Dienſte nehmen. Sie betrugen ſich aber ſo feindſelig gegen die Paſchen, daß Bekir zu den Serwiern ſich flüchtete, welche nun mit den Türken gemeinſchaftlich gegen die Cherſalis in Belgrad fochten. Indeß dauerte der Raubkrieg auch zwiſchen den Türken und Serwiern fort. Endlich ſchickten die Serwier, da ſie ſahen, daß die Pforte nicht im Stande ſey, ihren Verträgen Kraft zu geben, Abgeordnete nach Conſtantinopel, mit dem Geſuch, Serwien zu einem Fürſtenthume unter einem, aus den griechiſchen Chriſten gewählten, Hospodar zu erheben. Dies wurde abgeſchlagen; und der Krieg gegen die Türken und gegen die Cherſalis in Belgrad dauerte fort. Die Bosnier wollten nunmehr Serwien überziehen, allein die Montenegriner zwangen ſie, alle Rüſtungen einzuſtellen. Bald darauf erhielten die Serwier auch von den Ruſſen Unterſtützung, ob dieſe gleich mit der Pforte im Frieden waren. Erſt im Jahr 1806 rüſtete ſich die Pforte ernſtlich gegen die Serwier, die Paſcha's von Anatolien, Albanien und Rumelien verſammelten unter Ibrahim Paſcha's Oberbefehl ihre Heerhaufen bei Sophia, Siliſtria und Niſſa. Dagegen rückten die Serwier, mit vielem Geſchütz verſehn, in drei Heeren, von Czerny Georg, Jacob und Marko geführt, gegen die Bulgarei vor. Sie ſchlugen den 16ten März 1806 einen ſtarken feindlichen Harſt, der von Belgrad gegen Oſtronippa herangezogen war, hierauf den 3ten und 5ten April die Truppen des Beglerbeg von Rumelien. Nun wandte ſich Czerny gegen das Hauptheer bei Bacaz, unterſuchte die Stellungen ſeiner Truppen, und ließ drei Hauptleute, die ihre Schuldigkeit nicht gethan, vor dem Lager aufhängen. Der heftigſte Kampf begann jetzt an der Drina. Die Türken wurden im Mai wiederholt zurückgeſchlagen, ſo daß die eingeſchloſſenen Beſatzungen von Schabacz und Belgrad an Czerny Vergleichsvorſchläge thaten. Er verlangte unbedingte Unterwerfung, und rückte den 19ten Mai vor Belgrad. Den 22ſten ließ er die Stadt aus drei Hauptbatterien beſchießen, ſchlug die Ausfälle der Türken zurück, verbrannte die Raizenſtadt den 31ſten, konnte aber, da es ihm an Ingenieuren fehlte, die Feſtung ſelbſt nicht erobern. Auch mißlang ihm, durch einen Fehler ſeines Bruders, den er deßwegen hinrichten ließ, ein blutiger Sturm auf Schabacz den 26ſten Juni, wo die Serwier über 1000 Mann verloren. Jetzt drangen die Türken aufs neue aus Bosnien von der Drina her zum Entſatze von Belgrad vor. Czerny eilte ihnen entgegen, und ſchlug ſie in der Mitte des Julius an der Drina ſo, daß 6000 Türken auf dem Wahlplatze blieben. Den ſerwiſchen Anführer Simo, welcher den Türken als Spion gedient, hieb Georg mit eigner Hand nieder. Hierauf ließ er Belgrad heftiger als jemals beſchießen, und ſeine Unterfeldherren, Mladem, Jacob Levich und Stanoila Alas ſchlugen ein 22,000 Mann ſtarkes Heer Türken und Arnauten an der Morawa, ſo daß der Feind nach einem Kampfe der Verzweiflung 3000 Todte zurückließ, und bis

vier Stunden hinter Niſſa floh. Sein Lager mit allem Geſchütz wurde eine Beute der Serwier. Den 9ten September erfocht Czerny ſelbſt einen Hauptſieg über Ibrahim Paſcha, der bis Sophia zurückgeſchlagen wurde, ſo daß der Divan fürchtete, Paswan Oglu möchte jetzt mit den Serwiern ſich verbinden. Allein für dieſe trat ein mächtigerer Bundesgenoſſe auf. Ein ruſſiſches Heer beſetzte im November die Moldau, und Czerny Georg erhielt ein ruſſiſches Generalspatent. Von den Ruſſen mit Waffen und Offizieren unterſtützt, eroberten endlich die Serwier die Feſte Belgrad den 13ten December und ihre Rache wüthete fürchterlich. Jetzt nahm der ſerwiſche Krieg eine politiſche Wendung und wurde regelmäßiger geführt; die Serwirer waren Meiſter ihres Landes, kamen aber einigermaßen unter ruſſiſche Leitung. Der wilde und rohe Czerny bediente ſich zu ſeinen Unterhandlungen eines erfahrnen Mannes, dem er ſein volles Vertrauen ſchenkte, des Peter Jesko, der als Dolmetſcher der türkiſchen Geſandtſchaft zu Berlin Welt- und Sprachkunde in einem hohen Grade ſich erworben hatte. Nach ihm galt viel beim Volke und bei Czerny Janko Koties, ein Serwier von gemeiner Geburt, aber in Geſchäften ſehr gewandt, der türkiſchen Sprache mächtig, dabei biegſam und ſanften Geiſtes. Unter den Heerführern zeichneten ſich aus als Männer von großen Naturanlagen und hohem Muthe für das Vaterland, Simio Markowitz, Vaska Eſarapiel, Stanao Glawako, Jacob Stephanowies, und Rodrix Petrowitz; ſämmtlich bis auf letztern, der Hauptmann in öſterreichiſchen Dienſten geweſen war, Krieger ohne Bildung und Kunſt. Mit ſchlauer Liſt lenkten zum Theil auch den Gang des Volksaufſtandes einige Geiſtliche, wie der belgrader Biſchof und Metropolit Meletin, und der Biſchof von Schabacz Netim. Dieſe Männer, an der Spitze eines fanatiſirten Volks, erzwangen unter Rußlands Schutz einen Waffenſtillſtand, den nur die gänzliche Ohnmacht der Pforte ſo bewilligen konnte. Es ſtellte nämlich die von George Czerny, im Namen der ſerwiſchen Nation, von Iſſrailow, ruſſiſchem Diviſionsgeneral, und von Ibrahim, im ſerwiſchen Hauptquartiere zu Kapanitza den 14ten Juli 1807, unterzeichnete Übereinkunft auf unbeſtimmte Zeit eine vollkommene Waffenruhe her. Jedes Heer blieb in ſeiner bisherigen Stellung. Nunmehr fingen in Belgrad die Oberhäupter des Volks, unter Leitung des ruſſiſchen Etatsraths Rodofinikin an, die Verfaſſung und Verwaltung des Landes einzurichten. Das Volk rief Czerny Georg zum Fürſten von Serwien aus, und der ruſſiſche Hof ertheilte ihm dem Alexander Newskyorden. Hierauf beſchloß der ſerwiſche Synod in Semendria, daß in allen Kirchen für den ruſſiſchen Kaiſer, als Protector der griechiſchen Kirche, gebetet werden ſollte. Die Verſammlung der Stellvertreter des Volks nannte ſich Senat, und der ruſſiſche General-Conſul leitete die Unterhandlungen. Von dem Heere wurden 25,000 Mann auf Urlaub entlaſſen, um den Ackerbau wieder herzuſtellen. Allein nach zwei Jahren, während welcher Zeit der Kampf der Janitſcharen und der Seymens zwei gewaltſame Veränderungen auf dem Throne der Sultane von Conſtantinopel veranlaßt hatte, ward der zwiſchen der Pforte und Rußland den 24ſten Auguſt 1807 geſchloſſene Waffenſtillſtand, im März 1809 aufgekündigt, und den 28ſten Juli griffen die Türken mit großem Nachdruck die Serwier an. Da ſetzte der ruſſiſche General Nenadowitſch über die Kolubara, und

die Serwier ſchlugen die Türken aus ihren Verſchanzungen heraus, über die Jeſer zurück, und zwangen den Begler Beg von Banjaluka, über die Drina nach Bosnien zu entfliehn. Aber den 1ſten Auguſt erſchienen die Türken mit neuer Macht; ſchon wichen die Serwier an der Drina, als ihnen Nengdowitſch zu Hülfe eilte, ſo daß nach zehnſtündigem Kampfe der Sieg den Serwiern blieb. Dagegen drangen 80,000 Türken gegen das nur 30,000 Mann ſtarke ſerwiſche Heer im Lager unweit Belgrad vor; und dieſes mußte am 14ten Auguſt Nachts ſeine vierfachen Verſchanzungen räumen, und mit einem Verluſte von 24 Kanonen über die Morawa ſich zurückziehn. Hierauf trugen den 21ſten Auguſt die türkiſchen Heere Mord, Brand und Plünderung über die Morava in das innere Land. Die blutige Schlacht bei Siliſtria am 22ſten October gegen die Ruſſen entſchied nichts; die Türken behaupteten ſich in ihren Stellungen bis zum Schluſſe des Jahres. Im folgenden drangen aber die Ruſſen aus Beſſarabien, der Moldau und Wallachei ſo weit vor, daß ſie im Südweſten jenſeit der Donau den Serwiern die Hand bieten, und durch dieſe ſtets auf dem Kriegsfuße erhaltene Nation von 900,000 Seelen einen Theil der türkiſchen Macht beſchäftigen konnten. Die Türken hatten von der ſerwiſchen Seite bloß Neu-Orſowa und Niſſa in ihrer Gewalt. Der Krieg zog ſich jedoch mehr in die Bulgarei, und der thätige Großweſſir Juſſuf Paſcha drängte endlich die ruſſiſchen Heere nach mehrern mörderiſchen Gefechten von Schiumla bis auf das linke Donauufer zurück. In dieſem Feldzuge leiſteten die Serwier den vordringenden Türken auf zwei Punkten, an der Drina und Morawa, den tapferſten Widerſtand. Den 17ten Juni 1810 ſetzten ſie ſich wiederum mit den Ruſſen in Verbindung, und die Verbündeten eroberten den 3ten Juli die türkiſche Feſtung Perſa Palanka. Das zweite ſerwiſche Heer mußte jedoch den Angriff auf Banja aufgeben; hierauf befeſtigten die Serwier ihren Hauptwaffenplatz Deligrad, wo ſie aber von den Türken aus Niſſa fortwährend beunruhigt wurden. Schon traf Juſſuf Paſcha Anſtalten, mit Heeresmacht in Serwien einzudringen, als der Sieg der Ruſſen unter Langeron über Muhtar Paſcha bei Batyne am 7 September, nach welchem Siſtowa und Ruſchtſchuck (27ſten September) ſich ergeben mußten, die Serwien von der Gefahr befreite. Der ruſſiſche Generallieutenant Saß eilte mit 14,000 Mann ihnen zu Hülfe. Das türkiſche Heer mußte ſich auf Niſſa zurückziehn, und die 50,000 Mann ſtarke ſerwiſch-ruſſiſche Armee eroberte Warnowitza nebſt allen umliegenden kleinern Poſten, und den 6ten October die wichtige Feſtung Bregowo. Schon wollte ſie die Türken bei Niſſa angreifen, als Eilboten vom ruſſiſchen Oberfeldherrn Kamensky dem ſerwiſchen Senate in Belgrad und dem Obervorſteher Czerny Georg ankündigten, daß man im ruſſiſchen Hauptquartiere mit dem Reis Effendi über einen Waffenſtillſtand unterhandle. Allein im J. 1811 begann der Krieg aufs neue, und die Türken erzwangen endlich den 8ten September 1811 bei Ruſchtſchuck den Übergang auf das linke Donauufer. Jetzt war die Lage der Serwier ſehr mißlich. Dazu kam, daß die Häupter des Volks unter ſich ſelbſt uneinig waren, und man zu Belgrad eine Belagerung der Türken fürchtete. Tauſende flüchteten in die Feſtungen Schabacz, Semendria und Belgrad. Der ſerwiſche Senat rief noch im September die ſämmtliche waffenfähige Mannſchaft zuſammen, und reizte auch die griechiſch-

chriſtlichen Einwohner Bosniens zum Aufſtande. Allein der letztere Verſuch mißlang, und Czerny zog ſeine Macht in mehrern befeſtigten Lagern zuſammen, um dem Paſcha von Bosnien, der von Trawnik gegen Zwornick, und dem Suleiman Paſcha, der aus der Herzogewina heranzog, mit dem Muthe der Verweiflung Widerſtand zu leiſten. Da ward Serwiens Unterjochung für dieß Mal abgewehrt durch die Eroberung des türkiſchen Lagers bei Ruſchtſchuck, welches Markow den 14ten October überfiel. Die Ruſſen drangen wiederum auf dem rechten Donauufer vor, und den 26ſten November, mußte die abgeſchnittene, bis auf 25,000 Mann geſchmolzene türkiſche Armee auf dem linken Ufer ſich kriegsgefangen ergeben. Allein der Krieg, welcher ſchon damals Rußland von Seiten Frankreichs bedrohte, verzögerte den Abſchluß eines Friedens zwiſchen Rußland und der Pforte auf Bedingungen, wie jene Macht ſie foderte. Als er endlich den 16ten Mai 1812 zu Bukareſt zu Stande kam, konnte Rußland im 8ten Art. in Anſehung Serwiens nur ſo viel erlangen, daß die Pforte den Serwiern volle Amneſtie zuſicherte. Alle Feſtungen, mit Ausnahme der neuangelegten, die geſchleift werden ſollten, wurden turkiſchen Beſatzungen eingeräumt, und den Serwiern gegen die Bedrückungen derſelben keine andern Rechte zugeſtanden, als welche die übrigen Unterthanen der Pforte in den Inſeln des Archipels haben. Doch ſollte die Verwaltung der innern Angelegenheiten ihnen überlaſſen, und die Erhebung der mäßig anzuſetzenden Steuern im Einverſtändniſſe mit der ſerwiſchen Nation angeordnet werden. Die von den Ruſſen verlaſſenen Serwier befanden ſich alſo nach fünf Jahren wieder auf demſelben Punkte, wo ſie im J. 1807 nach Muſtapha's Anträgen hätten ſeyn können. Sie verſuchten noch in Conſtantinopel zu unterhandeln. In Folge des bukareſter Friedens und jener Unterhandlungen verlegte der ſerwiſche Rath ſeinen Sitz nach Krapojewaz unweit Topola, und machte den 13ten Januar 1813 dem Volke bekannt, daß ein Paſcha den bedungenen jährlichen Tribut von 1500 Beuteln (750,000 Piaſter) in Empfang nehmen werde; doch habe die Pforte dem Rathe die freie Ausübung der Landesverwaltung im Namen der Nation zugeſtanden, und der Paſcha von Belgrad dürfe ſich nicht in dieſelbe miſchen. Allein das Volk ließ durch ſeine Oberhäupter gegen den 8ten Friedensartikel proteſtiren. Der Obervorſteher Czerny Georg und ſeine Waffengenoſſen, auch der in Belgrad zurückgebliebene ruſſiſche Generalconſul, Obriſt Radoba, unterhielten durch Hoffnungen das unter der Aſche fortglimmende Feuer. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich, und die an Serwien gränzenden Paſchen erhielten Befehl, das Land zur Unterwerfung zu zwingen. Da trat die ſerwiſche junge Mannſchaft unter die Waffen; zwei Heerhaufen rückten gegen Niſſa und zwei nach der Drina vor. Den 24ſten Juli 1813 kam es an der Morawa zu einem blutigen Gefecht; doch Czerny Georg eilte ſchnell herbei und entſchied durch eine kühne Bewegung im Rücken des Feindes deſſen Niederlage und Flucht. Hierauf beobachteten drei ſerwiſche, doch nicht beträchtliche, Heere die verſchiedenen Punkte, wo ein Angriff drohte. Vergebens ſuchten die Türken den 6ten Auguſt über die Drina zu gehen; als aber in der Mitte dieſes Monats der Großweſſir mit einer ſtarken Macht herbeigezogen war, erſtürmten ſie das verſchanzte Lager der Serwier bei Negotin, umzingelten dann Kladowa, deſſen Beſatzung nur 1000 Mann ſtark war, nahmen ſie mit

Sturm, und ließen die ganze Mannſchaft über die Klinge ſpringen. Nun brach die Verheerung in das Innere ein, die Dörfer wurden verbrannt, die Weiber und Kinder in die Sclaverei geſchleppt, und die Wuth der Sieger kannte keine Gränzen. Zwar vertheidigten ſich die Serwier in ihrem Hauptfeldlager bei Deligrad aufs tapferſte; allein von allen Seiten rückten die Türken immer weiter vor. Der Großweſſir ſtand in der Mitte des Septembers mit 70,000 Mann bei Krakojewatz, und die Serwier zählten überhaupt kaum 50,000 Krieger. Czerny Georg ließ alſo auf 30 Schiffen die beſten Sachen nach Semlin unter öſterreichiſchen Schutz bringen; und das Volk flüchtete, nachdem die Türken das ausgehungerte Lager bei Deligrad umgangen und mit Sturm genommen hatten, theils in die Gebirge, theils auf das öſterreichiſche Gebiet, wohin auch der Generalconſul Nadoba eilte. Schabacz fiel den 6ten October, und bald darauf auch Belgrad, nachdem die Vorſtädte in Flammen aufgegangen waren. Die in den Gebirgen aufs neue gebildeten ſerwiſchen Schaaren wurden auf vier Punkten nach wüthender Gegenwehr von der türkiſchen Übermacht aus einander geſprengt, aber keineswegs aufgerieben. Der Sieger verfuhr unmenſchlich; alle waffenfähigen Serwier wurden auf Befehl des Großweſſirs niedergehauen, die Weiber und Kinder zu Sclaven gemacht, und das Land, wo nun die Ruhe eines Kirchhofs herrſchte, wieder unter türkiſche Statthalter nach der alten Einrichtung vertheilt. In der Mitte des Novembers zogen die fremden Paſchen mit ihren Truppen ab; zwei blieben zurück, um das Land mit der Schärfe des Schwertes zu regieren. Seitdem brach mehr als einmal der Aufruhr wieder aus, ward aber ſtets mit blutiger Strenge gedämpft. In den Wäldern rotteten ſich Räuberbanden zuſammen, und aus den geflüchteten Serwiern errichteten die Öſterreicher einige Freiſchaaren. Im September 1814 trat Czerny Georg als Generallieutenant, die übrigen Heerführer als Generalmajore in ruſſiſche Dienſte. Ihnen folgten mehrere ihrer Waffengefährten, als ſie ſahen, daß ihr Vaterland von dem chriſtlichen Europa und dem Congreſſe zu Wien der Willkür der Türken überlaſſen blieb. K.

Serviten, ſ. Orden (geiſtliche).

Servitut nennt man das dingliche Recht an der Sache eines Andern, in Rückſicht deſſen der Eigenthümer etwas leiden, oder etwas nicht thun, der Berechtigte hingegen in Bezug auf die fremde Sache etwas thun oder verbieten darf. Jede Servitut muß bewieſen werden, wenn ſie geläugnet wird, und nur in ſo weit darf der Berechtigte Gebrauch davon machen, als es ihm, ſeiner Familie oder dem berechtigten (herrſchenden) Grundſtück zum Nutzen gereicht. Jede Servitut muß der Regel nach ſo ausgeübt werden, daß die Subſtanz des dienenden Grundſtücks nicht verletzt wird. Dingliche Servituten ſind ſolche, welche einer gewiſſen Sache, ohne Rückſicht auf den Beſitzer derſelben, an einer fremden Sache ertheilt ſind; dieſe haben den Nutzen der herrſchenden (zu deren Beſten ſie nämlich ertheilt ſind) zum Zweck. Perſönliche Servituten ſind die, welche bloß einer beſtimmten (phyſiſchen oder moraliſchen) Perſon zum Beſten beſtellt ſind; dieſe können nicht an Andere übertragen werden, dahingegen aber auch bloß das Vergnügen zum Zweck haben. Perſönliche Servitute ſind 1. der Nießbrauch, 2. die Benutzung, 3. die Bewohnung und 4. Sclavendienſte. Die

perſönlichen Dienſtbarkeiten gehen in der Regel nicht auf die Erben über, und können auch nicht, weder in Rückſicht des Berechtigten, noch des Verpflichteten auf Andere übertragen werden. Bejahende Servituten (Servitutes affirmativae) ſind ſolche, wo der Herr des dienenden Grundſtückes etwas leiden, verneinende Servituten hingegen ſolche, wo der Herr des dienenden Grundſtücks etwas nicht thun darf. Fortwährende Servituten (Servitutes continuae) werden diejenigen genannt, welche zu allen Zeiten und ohne Unterbrechung ausgeübt werden können, z. B. das Trammrecht oder das Recht, daß in die Wand des Nachbars ein Balken eingeſchoben werden, und auf ihr ruhen darf. Unterbrochene Servituten (Servitutes discontinuae) ſind die, welche nur mit Unterbrechung, oder zu gewiſſen Zeiten ausgeübt werden können. Einfache Dienſtbarkeiten nennt man wiederum diejenigen, zu deren Ausübung kein durch Menſchenhände errichtetes Werk (opus manufactum), und geeigenſchaftete (Servitutes qualificatae), zu deren Ausübung entweder auf Seiten des dienenden, oder herrſchenden Grundſtücks ein ſolches Werk erfoderlich iſt. Ländliche Servituten (Servitutes rusticae) ſind ſolche Dienſtbarkeiten, die einem herrſchenden ländlichen Grundſtück (praedio rustico), d. h. einem Platze, der nicht Grundlage eines Gebäudes iſt, zukommen. Städtiſche Servituten (Servitutes urbanae) heißen aber diejenigen, welche einem Gebäude (praedio urbano) zu Nutze kommen. Servituten entſtehen 1. durch Verträge oder teſtamentariſche Verfügungen eines zu beidem fähigen Subjects. Doch kann an einer mehreren Eigenthümern gemeinſchaftlich zuſtehenden Sache nur mit Zuſtimmung der Geſammteigentühmer eine Servitut beſtellt werden. Zur Beſtellung einer Dienſtbarkeit durch Vertrag iſt auch noch die Quaſitradition, welche in der wirklichen Ausübung des Berechtigten und in dem Dulden dieſes Ausübens von Seiten des Verpflichteten beſteht, erfoderlich; 2. durch geſetzliche Verfügung; 3. durch Erkenntniß des Richters; 4. durch Verjährung. Bei denen durch die letztere entſtandenen Servituten wird der Quaſibeſitz erfodert, welcher bei den bejahenden (Servitutibus affirmativis) darin beſteht, daß jemand ſich der Sache eines Andern bedient, als ob er durch eine Servitut dazu berechtigt wäre. Bei verneinenden Dienſtbarkeiten (Servitutibus negativis) gründet ſich der Quaſibeſitz in dem Verbietungsrecht, welches jemand auf die Sache eines Andern ausgeübt hat. Außerdem iſt auch zur Begründung einer Servitut durch Verjährung bona fides nöthig, d. h. derjenige, welcher eine Dienſtbarkeit erwerben will, muß 30 Jahre hindurch, in der Überzeugung rechtlicher Befugniß dazu, ſich der Sache eines Andern bedient, oder auf die fremde Sache während ſolcher Zeit ein Verbietungsrecht ausgeübt haben. Nach 30 Jahren wird dieſe Überzeugung rechtlicher Befugniß (bona fides) vermuthet, ſo daß das Gegentheil bewieſen werden muß. Bei fortwährenden (continuis) Dienſtbarkeiten (ſ. oben) tritt die Verjährungszeit gegen anweſende Eigenthümer des dienenden Grundſtücks nach zehn, und gegen Abweſende nach 20 Jahren ein, wenn nämlich der durch die Verjährung Erwerbende einen ſolchen geſetzlichen Grund (Justum titulum) für ſich hat, welcher die Erwerbung eines Rechts möglich macht, z. B. Kauf, Schenkung ꝛc. Ohne einen ſolchen Rechtstitel ſind aber zur Erwerbung einer Servitut 30 Jahre zur Verjährung nöthig. Bei

den unterbrochenen Dienſtbarkeiten (Servitutibus discontinuis ſ. o.) wird hingegen unvordenklicher Beſitz, (possessio immemorialis), d. h. ein ſolcher Beſitz, deſſen Anfang nicht mehr auszumitteln iſt, erfodert. Die Servituten gehen verloren a) durch Conſolidation oder Confuſion, wenn nämlich das dienende und herrſchende Grundſtück an Einen Herrn kommen, und ſie leben in der Regel durch neue Trennung der Grundſtücke nicht wieder auf; b) durch den Untergang des dienenden Grundſtücks (praedii servienti), doch erwacht hier in der Regel mit Wiederherſtellung des Grundſtücks auch die Dienſtbarkeit, welche vor dem Untergange darauf ruhte. c) Perſönliche Dienſtbarkeiten gehen unter durch den bürgerlichen oder natürlichen Tod der Berechtigten, und wenn letztere moraliſche Perſonen ſind, durch den Ablauf von 100 Jahren. d) Dingliche Servituten hören mit dem Untergange des berechtigten Grundſtücks auf, und erwachen mit der Wiederherſtellung deſſelben. So können auch e) durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Verzichtleiſtungen die Dienſtbarkeiten erlöſchen. Zu den ſtillſchweigenden Verzichtleiſtungen wird die Geſtattung von Handlungen gerechnet, durch welche die Ausübung der Dienſtbarkeit unmöglich wird. f) Nichtgebrauch iſt gleichfalls ein Erlöſchungsgrund der Dienſtbarkeit. Dieſer Nichtgebrauch (non usus) muß aber unter Gegenwärtigen zehn, und unter Abweſenden zwanzig Jahre gedauert haben; übrigens iſt es gleichgültig, ob der Berechtigte gar keinen, oder nur einen von ihm gebetenen Gebrauch von der Dienſtbarkeit gemacht hat, denn auch die letzte Art des Gebrauchs wird als Nichtgebrauch betrachtet. Endlich g) und h) gehen durch den Ablauf der Zeit, auf welche eine Servitut beſtellt iſt, und durch Abtretung an einen Andern, in ſo fern ſolche Abtretungen erlaubt ſind, die Dienſtbarkeiten für den Berechtigten gleichfalls verloren. — Servituten im römiſchen Sinne, welche bloß in der Verpflichtung des Herrn von dem dienenden Grundſtück, etwas nicht zu thun, oder etwas zu leiden, beſtanden, gab es ſehr viele, und die meiſten ehemals in Rom üblichen ſind auch in Deutſchland gewöhnlich. So manche Fälle es geben kann, wo der Herr eines Grundſtücks etwas zum Beſten eines andern Grundſtücks auf dem ſeinigen nicht thun darf, oder etwas leiden muß, ſo manche nach dieſen verſchiedenen Fällen, und dem eben ſo verſchiedenen Zweck benannte Dienſtbarkeiten gibt es auch. Nur Dienſtbarkeiten, welche im Handeln beſtehen (in faciendo) und vermöge deren der Berechtigte Dienſte, Abgaben oder Handlungen fodern kann, kennt das deutſche Recht, und ſie heißen Servituten im Sinne dieſes Rechts (Servitutes juris germanici). Dahin gehören z. B. das Zehnten-, das Zinsrecht, die Zwangsbannrechte und dergleichen. So können auch einem Staat gegen einen andern, übrigens von ihm unabhängigen Staat Servituten zuſtehen, z. B. das Werbungsrecht, das Recht der Durchmärſche ꝛc.

Seſoſtris, einer der älteſten und berühmteſten Beherrſcher Ägyptens, aus der Zeit, wo die Geſchichte dieſes Landes noch im Dunkeln liegt. Daher haben Manche ſogar an dem wirklichen Daſeyn einer Perſon dieſes Namens gezweifelt. Indeß ſind die Nachrichten, die wir bei den alten Geſchichtſchreibern über Seſoſtris finden, ſo ausführlich und einzelne Angaben ſo beſtimmt, daß wohl anzunehmen iſt, es habe wirklich ein König, der ungefähr ſo geheißen, einſt am Nil geherrſcht.

Aber wenn? Dieß läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen; nach Bredow im 13ten Jahrhundert vor Chr. Geb. Was die Alten von Seſoſtris ſagen, iſt ungefähr dieß: Er war ein gewaltiger Herrſcher und Feldherr, ein eroberungsluſtiger, unternehmender Mann, der die ganze Erde beſiegen wollte, und wirklich auch einen großen Theil der damals bekannten Länder ſiegreich durchzog, ja bis an den Ganges und bis nach Thrazien kam. Mag auch manches, was von dieſem ägyptiſchen Alexander und ſeinen ungeheuern Heeren erzählt wird, übertrieben ſeyn; ſo iſt doch nicht Alles gerade hin für ein Mährchen zu erklären, obwohl vielleicht, was von Mehrern gethan wurde, Einem zugeſchrieben worden iſt. Denn auch als Regent ſoll Seſoſtris nach ſeiner Rückkehr von dem neunjährigen Feldzuge für Ägypten Vieles und Ruhmwürdiges gethan haben. Dahin gehört die Erbauung prächtiger Tempel und einer Art großer chineſiſcher Mauer zur Schutzwehr des Landes, ferner, daß er eine Menge Canäle graben ließ, um die Überſchwemmung gehörig zu vertheilen, und auch das ganze Land auf ſeinen Befehl geometriſch vermeſſen wurde, um Jedem das gebührende Theil anweiſen zu können. Nach einer 33jährigen Regierung ſoll er im hohen Alter erblindet ſeyn, und ſich ſelbſt getödet haben. Möge man nun auch über dieſe Angaben urtheilen, wie man will; ſo iſt doch gewiß, daß Seſoſtris den Alten allgemein für eine wirkliche Perſon galt, und zugleich für einen der größten und berühmteſten Herrſcher und Eroberer. St.

Seſſion (deutſch **Sitzung**), die Zuſammenkunft und Sitzung einer Geſellſchaft oder eines weltlichen oder geiſtlichen Collegiums zur Verrichtung vorliegender Geſchäfte; daher Seſſions- oder Sitzungstag, der zu jenem Zweck beſtimmte Tag. — Seſſion heißt auch in Schottland ein hohes Gericht, welches aus einem Präſidenten und vier außerordentlichen Senatoren beſteht, welche man insgeſammt Lords of the Session nennt. Dieſes Gericht verwaltet das Juſtizweſen, hält jährlich zwei große Termine, und wird in das äußere und innere Haus eingetheilt, davon das erſtere jede Woche wechſelsweiſe von einem Senator beſtellt wird, der die Sachen ſchleunig expedirt, und von dem man an das innere Haus appelliren kann.

Seſtine, ein lyriſches Gedicht von kunſtreicher äußerer Form, die weſentlich in folgendem beſteht. Die Seſtine umfaßt ſechs ſechszeilige und eine dreizeilige Strophen; der Vers iſt (wenigſtens in der Regel) der fünffüßige Jambus, der bei dem männlichen Reim aus zehn, bei dem weiblichen aus elf Sylben beſteht. Das eigentlich Charakteriſche der Seſtine aber liegt darin, daß in jeder der ſechs Strophen dieſelben ſechs Schlußworte der Verſe wiederkehren, und zwar in der Ordnung, daß das Schlußwort des ſechsten Verſes der erſten Strophe dem erſten Verſe der zweiten Strophe wieder zum Schlußwort dient, die andern fünf Verſe der zweiten Strophe endigen mit den Schlußwörtern der fünf erſten Verſe der erſten Strophe in willkürlicher Ordnung. Die dritte Strophe wird eben ſo nach der zweiten gebildet, wie dieſe nach der erſten gebildet worden, und ſo jede folgende nach der nächſtvorhergehenden, ſo daß jedes der ſechs Schlußwörter einmal das letzte und einmal das erſte in einer Strophe geweſen und der letzte Vers der ſechsten Strophe mit dem erſten Verſe der erſten Strophe auf einerlei Schlußwort ausgeht. Die dreizeilige Strophe, womit die Seſtine

endigt, wiederholt die ſechs Schlußwörter nochmals in der Ordnung, wie ſie ſich in der erſten Strophe finden; jeder Vers enthält zwei davon, eins in der Mitte und eins am Ende. Der Reim findet ſich in der Seſtine weiter nicht. Unter Petrarca's Gedichten ſind mehrere treffliche Seſtinen; überhaupt iſt ſie wohl von den Italienern und nächſt dieſen von den Spaniern am meiſten ausgebildet worden. Trotz des Zwanges, den die äußere Form auflegt, iſt ſie von einzelnen Meiſtern zum Ausdruck ſanfter Gefühle trefflich gebraucht worden; die ſtete Wiederkehr derſelben Endworte verſtattet zwar keine große Abwechslung, führt aber auch keineswegs nothwendig Einfömigkeit mit ſich; vielmehr iſt die Mannichfaltigkeit der Betrachtungen und Gefühle oft zu bewundern, die ein ideenreicher, ſcharfſinniger Dichter an einerlei Gegenſtände zu knüpfen gewußt hat. Die Seſtinenform, wie einige Kunſtrichter gethan, ohne weiteres zu verwerfen, verräth mindeſtens Einſeitigkeit und Vorurtheil.

Seume (Johann Gottlieb), bekannt durch ſeine Schriften und Schickſale, mehr noch durch ſeine Sonderbarkeiten und Bizarrerien, war den 29ſten Januar 1763 in dem Dorfe Poſerna bei Weißenfels geboren, woſelbſt ſein Vater Bauer war. Unverſchuldete Unglücksfälle zerſtörten den Wohlſtand und das Leben deſſelben. Des hülfloſen Knaben nahm ſich der Graf von Hohenthal-Knauthayn edelmüthig an. Da er Anlagen bei ihm entdeckte, ließ er ihn bei dem Rector Korbinsky in Borna und bei Martini auf der leipziger Nicolaiſchule unterrichten. Seume machte ſchnelle Fortſchritte, beſonders in der alten Literatur, und ward darauf akademiſcher Bürger, um Theologie zu ſtudiren. Da er ſich aber mit dem damaligen Geiſte derſelben nicht befreunden konnte, beſchloß er, ſich durch einen Gewaltſchritt auf einmal davon zu befreien. Er bezahlte eines Abends ſeine Schulden und machte ſich, damals ein achtzehnjähriger Jüngling, auf den Weg nach Paris. Aber ſchon am dritten Abende fiel er in dem Dorfe Vach Werbern für Amerika in die Hände. Er nahm Dienſte und wurde unter den heſſiſchen Truppen dahin eingeſchifft. Nachdem er in Canada gegen die Vertheidiger der Freiheit bis zum Frieden gefochten hatte, kehrte er mit ſeinen Landsleuten nach Europa zurück. Aus Furcht, an die Preußen verkauft zu werden, entſprang er in Bremen. Dennoch gerieth er nach wenig Tagen unter preußiſche Werber. Er ward nach Emden gebracht, wo er als gemeiner Soldat dienen mußte. Auch hier entfloh er zwei Mal, wurde jedes Mal wieder eingeholt und entging nur auf vieles Vorbitten der Todesſtrafe. Seume wünſchte ſehnlichſt, in ſein Vaterland zurückzukehren, und da ein wackrer Bürger ſich mit 80 Thalern für ihn verbürgte, erhielt er Urlaub. Er ging nach Leipzig, feſt entſchloſſen, in das Soldatenjoch nicht zurückzukehren, bezahlte von dem Honorar für die Überſetzung des engliſchen Romans Honorie Warren, der 1788 gedruckt wurde, die Caution, widmete ſich nun in Leipzig ganz den Wiſſchaften und gab Unterricht in lebenden Sprachen. Im J. 1792 ward er Magiſter. Nach einiger Zeit nahm er eine Secretärſtelle bei dem ruſſiſchen General Igelſtröm an, der die polniſchen Angelegenheiten leitete, kam mit demſelben 1793 nach Warſchau und erhielt von demſelben eine Offizierſtelle bei den Grenadieren. Als in Warſchau der furchtbare Aufſtand der Polen gegen die Ruſſen ausbrach, war Seume daſelbſt gegenwärtig. Er ward polniſcher Gefangner und war als ſolcher ein Zeuge der Erſtürmung Praga's

und der ſie begleitenden Greuelſcenen. Auf Befehl der ruſſiſchen Kaiſerin begleitete er nach ſeiner Befreiung einen ſchwer verwundeten ruſſiſchen Major nach Leipzig. Aber ſeine Ausſichten auf eine anſehnliche Beförderung gingen nach Catharinens Tode zu Grunde, da er bis zu der Zeit, auf welche der Kaiſer Paul alle Abweſende in das Reich zurückrief, daſelbſt nicht eintreffen konnte, und er in Folge deſſen aus der Dienſtliſte geſtrichen wurde. Er blieb in Leipzig, wo er über alte Claſſiker las, Unterricht in der engliſchen Sprache ertheilte und ſeine „wichtigen Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794" (Leipzig 1796), die „zwei Briefe über die neueſten Veränderungen in Rußland" (Zürich 1797), und ſeine „Obolen" (Leipzig, 1797, 2 Theile) herausgab. Später folgte er der Einladung ſeines trefflichen Freundes Göſchen, und übernahm das Amt eines Correctors in deſſen Druckerei zu Grimma, die damals mit verſchiedenen Prachtausgaben beſchäftigt war. Klopſtocks Werke verdanken ſeinem Fleiße den hohen Grad der Correctheit, wodurch ſich der Druck auszeichnet. Alxingers Bliomberis empfing außerdem von ihm manche verbeſſernde Nachhülfe. Um aber dieſen einförmigen Geſchäften nach und nach nicht ganz zu erliegen, beſchloß er eine Fußreiſe durch Italien bis nach Sicilien zu machen, um, wie er ſagte, den Theokrit da zu leſen, wo er gedichtet. Rüſtig und abgehärtet, wie er war, trat er dieſe Reiſe von faſt 600 Meilen, die er einen Spaziergang nach Syrakus nannte, im December 1801 an, und kam nach 9 Monaten, in welchen er Öſterreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris beſucht hatte, nach Leipzig zurück. Die Abenteuer dieſes Spaziergangs hat Seume dem Publicum erzählt, das ihm mit Vergnügen zuhörte, wiewohl man nicht verkennen darf, daß dieſe Reiſebeſchreibung einzig und allein demjenigen Unterhaltung gewähren kann, der an dem Verfaſſer Intereſſe nimmt, indem ſie weder über Menſchen, noch über Kunſt und Wiſſenſchaft irgend etwas Erhebliches enthält. Die Eilfertigkeit, mit der Seume reiſ'te, verbunden mit ſeinem in ſich gezogenen Charakter, ließ die Gegenſtände nur flüchtig an ſeinem Auge vorübergehen, und erlaubte ihm nicht, ſie unterſuchend und prüfend zu durchdringen, ſich anzueignen und zu befruchten, (Spaziergang nach Syrakus; 3te Auflage in 3 Theilen 1811). Eine ähnliche Fußreiße machte Seume 1805 über Petersburg, Moskau, durch Finnland nach Schweden. Er beſchrieb ſie unter dem Titel: Mein Sommer im Jahre 1805 (Hamburg 1806). Die Vorrede iſt ein merkwürdiges Denkmal ſeines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Daß er bei ſolchen Geſinnungen die nachfolgenden, für Deutſchland ſo unſeligen Ereigniſſe nicht gleichgültig anſehen konnte, bedarf wohl keiner Erwähnung. Er litt dabei und wurde verſchloßner. Seine Geſundheit ſchwand und nachdem er zwei Jahre lang mit körperlichen Leiden gekämpft hatte, ſtarb er am 13ten Junius 1810 zu Töplitz, wo er Geneſung ſuchte. Als Menſch verdient Seume die ehrenvollſte Anerkennung ſeines Werths, wiewohl er nicht frei war von jener Eitelkeit, die durch des Diogenes zerriſſenen Mantel hervorblickte, nur daß ſie ſich bei ihm auf andere Weiſe äußerte, denn vom Cynismus war er weit entfernt. Seine Lebenserfahrungen und Schickſale, beſonders wohl eine frühere unglückliche Liebe, hatten eine gewiſſen Bitterkeit gegen die Welt in ihm zurückgelaſſen, ohne daß er darum die Welt haßte oder ihre Güter verachtete.

Er hatte aber Kraft und Klugheit genug, was ihm verſagt war, mit Anſtand zu entbehren, und Stolz genug, kein Verlangen darnach zu äußern. Seinen Freunden, die ihn ganz kannten und durchſchauten, wird er ſtets theuer und unvergeßlich ſeyn. Als Schriftſteller und Dichter hat er ſich nicht über das Mittelmäßige erhoben, da ihm bei einer kräftigen, oft ungezügelten Phantaſie die künſtleriſche Beſonnenheit und Klarheit fehlte, er auch Sprache und äußere Form nur unvollkommen beherrſchte. Nach ſeinem Tode erſchien ſein Nachlaß moraliſch-religiöſen Inhalts, (auch unter dem Titel: Kurzes Pflichten- und Sittenbuch für Landleute), der viel Gutes und Wahres enthält. Sein Leben, das er unvollendet hinterließ, hat Clodius beendigt.

Sevennen (Sevennes, auch Cevennes), ein bedeutendes Gebirge im ſüdlichen Frankreich, welches ſich aus den Pyrenäen mit niedrigen Bergen erhebt, ſeinen Namen und ſeine größte Höhe über der Nordſeite des ehemaligen Languedoc in der Provinz Auvergne erhält, dann ſich theils an die Rhone anſchließt, theils durch andere Bergreihen gegen Norden fortzieht. Eine der höchſten Spitzen bildet der Berg Cantal, welcher jetzt einem eigenen Departement den Namen gibt, und ſich 5900 Fuß über die Meeresfläche erhebt. In den rauheſten Gegenden dieſer Gebirge leben die Einwohner größtentheils von der Viehzucht und von den Kaſtanien, welche die vielen Wälder liefern, an den ſanftern Abhängen werden aber außer der Viehzucht auch Getreidebau, beſonders Maisbau und Manufacturen, vorzüglich von einheimiſcher Wolle, betrieben. Dieſe Gebirge dienten den ſo lange von der catholiſchen Geiſtlichkeit verfolgten Hugenotten zu einem ihrer hauptſächlichſten Zufluchtsorte, wo ſie ſich mit den Waffen in der Hand ihren Gegnern widerſetzten. Noch jetzt leben viele Reformirte in dieſen Gegenden.

Severianer, ſ. Gnoſis.

Severus (Cornelius), ein römiſcher Dichter aus dem Zeitalter Auguſts. Er iſt Verfaſſer eines Gedichts unter dem Titel: Ätna, welches dem Virgil zugeſchrieben ward. Er ſoll nach Quintilians Behauptung auch eine Geſchichte des ſicilianiſchen Krieges in Verſen geſchrieben haben. Einige Zeilen von ihm auf den Tod Cicero's werden von Seneca angeführt. Von ſeinem Gedichte Ätna hat man eine elegante Ausgabe in Duodez (Amſterdam 1703) und eine Überſetzung von C. Arn. Schmid (Braunſchweig 1769).

Severus (Lucius), ein römiſcher Kaiſer, wurde zu Leptis in Afrika 146 nach Chr. Geb. geboren. Sein Vater Septimius Geta, war römiſcher Patricier, und die beiden Brüder deſſelben waren Conſuln. Severus erhielt eine vortheilhafte Erziehung, und machte große Fortſchritte in der Beredſamkeit; aber ſein Hang zu Vergnügungen und Ehrſucht war überwiegend. Er kam nach Rom, und Marcus Aurelius machte ihn zum Senator, und ſchnell nach einander bekleidete Severus faſt alle römiſchen Staatsämter. Als Quäſtor kam er nach Afrika, wo er im Gefühl ſeiner Amtswürde einen alten Bekannten, der ihn auf freundſchaftliche Weiſe grüßte, durch ſeine Lictoren geißeln ließ. Nachher erhielt er den Oberbefehl über eine Legion in Spanien, und ſpäterhin verlebte er einige Zeit in Athen, ward aber bald darauf Statthalter im Diſtrict von Lyon, Conſul und endlich Befehlshaber der Truppen an den Ufern der Donau in Ungarn. Dieſen bedeu-

tenden Poſten erlangte er bei dem Tode des Commodus. Als nach der Ermordung des Kaiſers Pertinax ſich Didius Julianus auf eine unrühmliche Weiſe des Reiches bemächtigte, ließ ſich Severus durch ſeine pannoniſchen Legionen zum Kaiſer erklären (193). Durch die Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Körpers war er zu dieſer kühnen Unternehmung berufen. Beherzt und ſtaatsklug, fähig zur Ertragung von Mühſeligkeiten und Beſchwerden jeder Art, mit Schnelligkeit ausführend, was er mit Klugheit beſchloſſen hatte, durfte Septimius Severus ſich wohl in einen Streit einlaſſen, der nur durch Stärke des Arms und Gewandtheit des Geiſtes entſchieden werden konnte. Da er wußte, daß nichts zum Gelingen ſeines Vorſatzes nöthiger war als Schnelligkeit, ſo ſetzte er, nach einer kraftvollen Rede an ſeine Truppen, ſich ſogleich zu Fuß an der Spitze eines auserleſenen Heeres in Marſch, und theilte alle Beſchwerlichkeiten des ununterbrochenen ſchnellen Feldzuges auch mit dem gemeinſten Soldaten. Ohne Widerſtand betrat er Italien; der unglückliche Julian war unfähig, kräftige und wirkſame Maßregeln zu ergreifen. Als er ſich Rom näherte, ward ſein Mitbewerber vom Senat abgeſetzt und hingerichtet, und Severus empfing zu Interamna den Beſchluß, wodurch er zum Kaiſer erwählt war. Seine erſte Handlung war die Beſtrafung aller derjenigen von der prätorianiſchen Wache, welche unmittelbar an der Ermordung des Pertinax Theil genommen hatten. Dies war aber auch alles Blut, was ſeine Thronbeſteigung bis zu dieſem Moment koſtete. Aber wenn er gleich das Leben der übrigen rebelliſchen Mitglieder jener Garde ſchonte, ſo beſchloß er doch die Auflöſung dieſes militäriſchen Körpers. Er befahl deßhalb der prätoriſchen Wache, vor ihm, auf einer Ebene unweit Rom, ohne Waffen zu erſcheinen; dort ließ er ſie von ſeinen Legionen umzingeln, ſie ihre kriegeriſche Kleidung ablegen, und verwies ſie, nachdem er ihnen ihre Treuloſigkeit und ihren Ungehorſam vorgeworfen hatte, auf 100 Meilen weit von der Hauptſtadt. Dennoch blieb ſein Thron wankend, da er noch mit dem Pescennius Niger, Statthalter von Syrien, und dem Befehlshaber in Britannien, Clodius Albinus, zu ſtreiten hatte. Niger war von beiden der mächtigſte; Severus beſchloß daher, ihn zuerſt anzugreifen. Aber um ſich während der Zeit gegen die Angriffe des Albinus zu ſichern, bediente er ſich aller der Liſt und Verſtellungskunſt, die ihm ſo reichlich zu Gebote ſtand; er ernannte den Albinus zum Cäſar, verſicherte ihn brieflich ſeiner Hochachtung und Freundſchaft, und bat ihn ſelbſt, die Zügel der Regierung mit zu übernehmen, da Alter und Schwächlichkeit es ihm nicht erlaubten, ſie allein zu führen. Noch andre Beweiſe von Ergebenheit fügte er hinzu, und täuſchte auf dieſe Weiſe den einfachen, argloſen Krieger Albinus. Hierauf überfiel er den Niger ohne weitere Kriegserklärung, nachdem er ſich der Gemahlin und der Kinder deſſelben bemächtigt hatte, für die er aber eine große Zärtlichkeit heuchelte. Nachdem er ſeinen Gegner und deſſen Feldherren in verſchiedenen Schlachten geſchlagen hatte, von denen die letzte bei Iſſus in Cilicien vorfiel, wurde Niger ſelbſt auf der Flucht nach dem Euphrat getödtet. Severus bediente ſich ſeines Sieges als Tyrann. Erſt verbannte er die Söhne des Niger, ſpäter ließ er ſie hinrichten. Die Städte, welche es mit ſeinem Nebenbuhler gehalten hatten, wurden an Gelde, die Senatoren aber, die in

der Armee desſelben gedient hatten, am Leben geſtraft. Als er nach langer Belagerung Byzantium eingenommen hatte, ließ er es niederreißen, ſo daß es kaum noch ein Dorf blieb, und beraubte alle Einwohner ihres Eigenthums. Nach ſeinem Siege über den Pescennius Niger blieb er längere Zeit in Aſien, und erfocht über die Parther und andre barbariſche Völker mehrere Vortheile. Severus war jetzt zu mächtig geworden, um noch länger einen Theilnehmer ſeiner Macht zu dulden. Er beraubte den Albinus ſeiner Vorrechte und ſeines Titels als Cäſar, gerade da derſelbe auf den Rang eines Auguſtus (wie die Römer ihre Imperatoren nannten) Anſpruch machen wollte. Darauf erfolgte ein offener Bruch; beide verſammelten ihre ganze Macht, um den Streit zu entſcheiden. Sie trafen (197) bei Lyon, jeder an der Spitze eines Heeres von 150,000 Mann, zuſammen. Nach einer langen zweifelhaften Schlacht ſiegte Severus, und Albinus ſtürzte ſich, da er ſahe, daß Alles verloren war, in ſein Schwert. Jetzt, da Severus allein Herr des Reichs war, überließ er ſich ohne Rückhalt ſeiner Grauſamkeit. Nachdem er die Familie des Albinus, und die vornehmen, in der Schlacht gemachten Gefangenen, nebſt vielen Einwohnern Galliens, die ſeinen Nebenbuhler unterſtützt hatten, hinrichten laſſen, machte er auch dem römiſchen Senat, der ſich dem Albinus günſtig bezeigt hatte, ſeine Strenge fühlbar. Um jenen zu beſchimpfen, bewies er dem Andenken des Commodus, der für ehrlos erklärt war, göttliche Ehre, hielt nach ſeiner Ankunft zu Rom eine drohende und verweiſende Rede an den verſammelten Senat, von deſſen Mitgliedern 29 (nach Andern 41) ohne Verhör ſogleich hingerichtet wurden. Da er wußte, daß er durch ſeine Übelthaten ſich den höhern Ständen verhaßt gemacht hatte, ſo ſuchte er durch Schauſpiele, Gnadenbezeigungen und Befreiungen von läſtigen Abgaben ſich das Volk zu befreunden; und daher herrſchte während ſeiner Regierung Friede und Wohlſtand in ſeinem Reiche. Beſonders ſuchte ſich Severus die Liebe der Armee zu gewinnen, und die Vermehrung des Soldes, die Vorrechte und Freiheiten, welche er ſeinen Truppen geſtattete, und die zur Auflöſung aller kriegeriſchen Disciplin hinführten, können als wichtige Urſachen des Verfalls des römiſchen Reichs betrachtet werden. Seinen Liebling Plautianus ernannte er zum Befehlshaber der neuen, von ihm ſtatt der ehemaligen prätorianiſchen Leibwache eingeführten Garde, welche größtentheils aus Eingebornen fremder Nationen beſtand, mit einer ungewöhnlichen Gewalt. Durch ſeine Regierung wurde der letzte Anſchein einer republikaniſchen Regierung verwiſcht, und eine durchaus unumſchränkte monarchiſche Gewalt in Rom eingeführt. Nach mehreren glücklichen Kriegen gegen die Parther, Armenier, Araber ꝛc. kehrte er nach fünf bis ſechsjähriger Abweſenheit (203) nach Rom zurück, und verheirathete ſeinen Sohn Caracalla (ſ. d. Art.), nachdem derſelbe ſchon mehrere Jahre vorher zum Auguſtus ernannt war, mit der Tochter des Plautianus. Sein jüngerer Sohn Geta hatte die Cäſarwürde erhalten. Jene Verheirathung, die den Plautianus auf den Gipfel des Glücks zu heben ſchien, war die Urſache ſeines Unterganges. Caracalla, der ſich einen außerordentlichen Einfluß auf Severus erworben hatte, verachtete ſeine Braut, und haßte ihren Vater. Er ließ den letztern wegen einer vorgeblichen Verſchwörung gegen ſein und ſeines Vaters Leben anklagen, verurtheilen, und vor Severus

Augen hinrichten. Der Tod des Plautianus hatte auch die Hinrichtung vieler ſeiner Anhänger und Verwandten zur Folge, und die Grauſamkeit des Severus ſchien mit ſeinen Jahren zu wachſen. Aber ſein äußeres Glück ward durch die Uneinigkeit ſeiner Söhne, und beſonders durch die Wildheit des ältern getrübt. Vergebens ſuchte er ſie zu verſöhnen, und ertheilte, um endlich dem Streite ein Ziel zu ſetzen, auch dem Geta den Titel Auguſtus. Jetzt machte er, von ſeinen Söhnen begleitet, an der Spitze eines ſtarken Heeres einen Feldzug nach England, wo er den ſüdlichen Theil von Caledonien (dem jetzigen Schottland) bis an die Flüſſe Clyde und Forth eroberte. Mehrfache Angriffe ſeines unnatürlichen Sohnes Caracalla auf ſein Leben, verbunden mit Alter und Schwäche, verſetzten ihn in ſeinen letzten Tagen in einen jammervollen Zuſtand, ſowohl in Rückſicht des Geiſtes als des Körpers, und er ſtarb (209) zu Eboraceum (York) im 66ſten Jahre ſeines Alters. Die Geſchichtſchreiber ſind uneinig, ob man den Severus unter die Zahl der guten, oder der ſchlechten Kaiſer rechnen ſolle; denn obgleich ſeine Untreue gegen ſeine Mitbewerber, ſeine Grauſamkeit gegen ſeine überwundenen Feinde, und die allgemeine Strenge in ſeiner Verwaltung eben keine zu günſtige Anſicht ſeines ſittlichen Charakters geben, ſo war er doch ein Fürſt, der die wahrhaft kaiſerlichen Tugenden der Thätigkeit, des Muthes, der Ordnungsliebe und Aufmerkſamkeit zur Abſtellung von Mißbräuchen, der ſtrengen und unparteiiſchen Juſtizpflege, und einer einfachen, mäßigen Lebensart ausübte. Er war ein vortrefflicher Menſchenkenner, und das Reich ward im Ganzen von ihm gut regiert. Anfangs war er dem Chriſtenthum zugethan, und ließ ſeinen Sohn Caracalla darin unterrichten; aber die ſchnelle Zunahme dieſer Religionspartei an Anhängern beunruhigte ihn, ſo daß er einen Strafbefehl gegen Bekehrungen zum Juden= und Chriſtenthum erließ, welcher als der Anfang der fünften Verfolgung der Chriſten angeſehen wurde. P. N.

Sevigné (Marie von Rabutin, Marquiſe von), eine berühmte Briefſtellerin, war geboren 1626. Ihr Vater, Baron von Chantal und Bourbilly, und Haupt der Linie von Buſſy-Rabutin, hinterließ ſie in ihrer Kindheit als Erbin jenes Hauſes. Ihr Rang und das Angenehme ihrer Erſcheinung und Unterhaltung erwarben ihr viele Bewunderer, und 1644 heirathete ſie den Marquis von Sevigné, der 1651 in einem Zweikampf blieb, und ſie als Witwe mit einem Sohn und einer Tochter hinterließ. Sie widmete ſich von jetzt an bloß der Erziehung ihrer Kinder und der Ausbildung ihres Geiſtes durch Leſen und Umgang mit wiſſenſchaftlich gebildeten Leuten. Sie hegte eine außerordentliche Zärtlichkeit für ihre Tochter, welche 1669 ſich mit dem Grafen von Grignan verheirathete, und demſelben nach der Provence, wo er Gouverneur war, folgte. Dieſe Trennung gab Veranlaſſung zu dem größten Theil der Briefe, welche der Marquiſe von Sevigné einen ſo großen Ruhm erwarben, obgleich ſie auch noch mit vielen andern Perſonen correſpondirte. Manche dieſer Briefe hätten, da ſie bloß häusliche Verhältniſſe betrafen, mit geringem Verluſt für die Welt immerhin ungedruckt bleiben können; aber auch manche derſelben ſind belebt durch kleine Anekdoten, durch Bemerkungen über Menſchen und Bücher, durch ſittliche Schilderungen aus der Zeit, in welcher ſie geſchrieben wurden, und durch ſo

viele witzige und launige Einfälle, daß ſie eine höchſt angenehme Unterhaltung gewähren. In Rückſicht des Briefſtyls bleiben ſie Muſter, welche von Wenigen erreicht oder übertroffen werden dürften. Ein höchſt natürlicher Ausdruck, belebt durch die reizendſten Darſtellungen und Empfindungen, und verbunden mit einer lieblichen Tändelei, welche ſelbſt Kleinigkeiten Intereſſe und Anmuth gibt, machen das Charakteriſtiſche dieſer Briefe aus. Der Graf von Buſſy-Rabutin, ein Verwandter und fleißiger Correſpondent der Sevigné ſagt in einem Briefe an dieſelbe: „Ihre freie und leichte Schreibart gefällt mir mehr als die Regelmäßigkeit der meiſten Ehrenmänner der Akademie." Es iſt der Styl einer geiſtreichen Frau von Stande, der auch ernſtere Gegenſtände erheitert. In den Briefen an ihre Tochter erregen jedoch die zu häufigen Schmeicheleien, welche ſie der letztern über ihre Talente und ihre Schönheit ſagt, zuweilen den Überdruß des Leſers. Beſonders ſcheint die Schönheit der Gräfin und die Erhaltung derſelben eine Hauptquelle der mütterlichen Zärtlichkeit und ein großer Gegenſtand ihrer Beſorgniß zu ſeyn. Wirklich erhob ſich Frau von Sevigné, ungeachtet ihrer wirklich bedeutenden Einſichten und ihres ziemlich gebildeten Verſtandes, in ihren Anſichten und Grundſätzen nicht viel über ihr Zeitalter und ihr Geſchlecht. Sie war eingenommen für Rang und äußern Glanz, ſtrebte nach Bewunderung, und ließ ſich leicht verleiten, wehrloſe Vollkommenheiten höher als wirkliche zu ſchätzen. Sie hatte tiefen Sinn für Religion, und wünſchte ihn mit dem Leben der feinen Welt, deren Sitten und Grundſätze bei dem damals ſo ſtrengen Syſtem der Catholiken, doch ſo weit davon entfernt waren, in Einklang zu bringen, und dies Bemühen leuchtet ſehr ſtark aus vielen ihrer Briefe hervor. Man hat dieſe Schriftſtellerin des Mangels an Geſchmack beſchuldigt, weil ſie für Racine's poetiſche Verdienſte keinen Sinn hatte; aber dies war ihrer Vorliebe für Corneille zuzuſchreiben. Sie ſtarb 1696 im 70ſten Jahre. Die beſten Ausgaben ihrer Briefe ſind Lettres de Madame de Sevigné, Dresde 1753, 9 Vol., nachher Par. 1775 en 8 Vol. 12. et 1801. 10 Vol. 12.

Sevilla, die größte Stadt in Spanien (da Madrid bloß als Reſidenz der Könige merkwürdiger iſt), liegt in Andaluſien am Fluſſe Guadalquivir, und iſt die Hauptſtadt der nach ihr benannten Provinz. Mit den Vorſtädten hat ſie einen Umfang von 2 geographiſchen Meilen, 12 Hauptthore, 31 Pfarrkirchen, 95 Klöſter, und ungefähr 70,000 Einwohner, da durch die anſteckende Krankheit, welche 1800 hier herrſchte, die Menſchenzahl ſehr verringert wurde. Die Stadt iſt übrigens ſchlecht gebauet, hat enge, krumme und nicht gut gepflaſterte Straßen. Der Boden iſt ſehr ſumpfig, weßhalb auch viele Häuſer auf Pfählen ruhen. Die Kathedralkirche iſt die größte in Spanien, und an derſelben iſt ein Thurm 350 Fuß hoch, der inwendig ſo gebauet iſt, daß man bis zur Spitze hinauf reiten kann. In dieſem Thurm hängen 22 Glocken, von denen auch die größte durch einen einzigen Menſchen geläutet werden kann. Der hieſige Erzbiſchof hat 200,000 Ducaten jährlicher Einkünfte. Der königliche Palaſt Alcaſſar iſt zum Theil von den Mauren, zum Theil ſpäter erbauet. Hier errichtete 1478 die Inquiſition ihr erſtes Tribunal. Das Amphitheater zu den Stiergefechten hat im Innern

240 Fuß im Durchmeſſer, und iſt halb von Quaderſteinen, halb von Holz aufgeführt. Die **Alameda** oder der öffentliche Spazierplatz, welcher ſehr ſchön iſt, hat vier Alleen und ſechs Springbrunnen. Die große 1757 errichtete königliche Tabaksfabrik iſt vor der Stadt. Es arbeiten täglich 1500 bis 2000 Menſchen darin, und 190 Pferde drehen abwechſelnd 80 Mühlen. Hier wird aller Rauch- und Schnupftabak, der in Spanien verbraucht wird, verfertigt, und die Fabrik trägt dem Könige jährlich 12 Millionen Gulden ein. Ihre Anlage und Einrichtung koſtete $4\frac{1}{2}$ Millionen Gulden. Die Börſe (la Lonja) iſt das ſchönſte Gebäude der Stadt. Sie iſt aber verſchloſſen, und dient den Kaufleuten nicht mehr zum Verſammlungsorte. Ingleichen iſt zu Sevilla eine Univerſität, und die königliche Schule St. Elmo, worin junge Seeleute erzogen werden; ferner eine Akademie der Wiſſenſchaften, eine Münze, eine Schatzkammer, ein Obergericht (Audiencia real), welches unmittelbar unter dem Rath von Caſtilien ſteht. Die Seidenfabrik, obgleich nicht mehr ſo blühend, wie ehedem, zählt doch noch über 2300 Weberſtühle. Die Ausfuhrartikel, außer den angedeuteten, ſind: Wolle, Öl, Citronen, Safran aus la Mancha 2c. Bis an die Stadt iſt für kleinere Fahrzeuge der Guadalquivir ſchiffbar. In der Nähe von Sevilla ſieht man die Ruinen eines Amphitheaters und einer Stadt, die man für das alte Italica hält, und die jetzt gewöhnlich Alt-Sevilla genannt wird.

Sextant iſt ein Inſtrument zum Winkelmeſſen, das aus einem Stück eines Kreisbogens von Meſſing beſteht, auf deſſen eingetheiltem Rande 60 Grad genau verzeichnet ſind. Jeder Grad iſt gemeiniglich noch in Minuten abgetheilt, und nun kann man vermittelſt des Nonii noch eine Untereintheilung von 30 Secunden erlangen. Auf dieſem Inſtrumente, das auf keinem Stative ſteht, ſondern in der freien Hand regiert wird, befinden ſich zwei Abſetzlineale, wovon das eine im Mittelpunkte des Kreisbogens feſt ſtehet, das andre aber dergeſtalt beweglich iſt, daß es mit dem erſten unter jeden Winkel des eingetheilten Kreisbogens geſtellt werden kann. Da, wo bei den Abſetzlinealen das Objectivdiopter ſich befindet, iſt ein vertical ſtehender Spiegel angebracht, in dem der eine Richtpunkt des zu viſirenden Winkels reflectirt. Auf dem entgegengeſetzten Lineale befindet ſich ein Teleſkop, durch welches man die Schenkel des in Graden zu beſtimmenden Winkels viſirt. Vor dem Rohre ſind drei bis vier tingirte Gläſer, deren jedes in einen beſondern Rahm geſetzt, und um einen Mittelpunkt beweglich iſt; man bedient ſich ihrer als Vorſatz zur Schonung des Auges gegen den Glanz des Sonnenlichts. — Es iſt ſehr ſchwer, einen deutlichen Begriff von dieſem zuſammengeſetzten Inſtrumente zu geben, ohne die nöthige Figur bildlich darzuſtellen, und es muß daher dieſe kurze Angabe ſehr unvollkommen bleiben. Noch iſt anzumerken, daß man mittelſt dieſes Inſtruments nur die Winkel entfernter Richtpunkte genau bekommt, je näher der Gegenſtand, deſto unzuverläſſiger ſind die Reſultate, daher wähle man immer nur Gegenſtände, die eine halbe Stunde, und weiter vom Beobachtungsorte aus liegen. — Kein Inſtrument zum Winkelmeſſen kann mit mehr Bequemlichkeit und Geſchwindigkeit angewendet werden, als der von Hadley erfundene Spiegelſextant. Mit gleicher Leichtigkeit wird es auf dem Maſte eines Schiffes, wie auf einem Thurme gebraucht, und es vereinigt in ſich bei gehöriger Ge-

ſchicklichkeit der Anwendung lange nicht die Schwierigkeiten, denen man beim Aſtrolabium ſo oft unterworfen iſt. P. S.

Sextett (Muſik) iſt ein Tonſtück für ſechs Stimmen; dies mögen nun Inſtrumente oder Singſtimmen ſeyn. Die Inſtrumental-Sextetten ſind beſonders für Blasinſtrumente ſehr häufig, und werden öfters unter dem Titel Serenaten gehört (ſ. d. Art.). Mozart und Righini haben Meiſterſtücke in dieſer Art geliefert. Für Singſtimmen kommen die Sextetten häufig in Opern vor.

Sextus Empiricus, ein berühmter Arzt und Skeptiker zu Ende des zweiten Jahrhunderts, der Scharfſinn, Witz und Laune mit ſeltener Gelehrſamkeit verband. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur, daß Herodot von Tarſus ſein Lehrer und Saturninus ſein Schüler war. Die ſkeptiſche Kunſt erſcheint in ſeinen Werken in der höchſten Vollkommenheit, welche ſie im Alterthum erreicht hat. Er wandte ſie auf alle damals cultivirten Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, vornehmlich auf die ältern philoſophiſchen Syſteme an, weßhalb er für die ältere griechiſche Philoſophie beſonders wichtig und ſchätzbar iſt. Wir beſitzen von ihm noch zwei Werke, wovon das eine eine Entwicklung des Pyrrhonismus überhaupt, das andre eine Anwendung der pyrrhoniſchen Kunſt auf alle damals geltenden philoſophiſchen Syſteme und andre Wiſſenſchaften und Erkenntniſſe enthält. Beide Werke ſind von Fabricius, Leipzig 1718, Fol. herausgegeben. Verſchiedne andre, theils philoſophiſche, theils mediciniſche Schriften des Sextus ſind verloren gegangen.

Sextus Rufus, ein römiſcher Geſchichtſchreiber, der um das Jahr 370 nach Chr. Geb. lebte. Wir haben von ihm ein Breviarium de victoriis et provinciis pop. rom. und eine Abhandlung De regionibus urbis Romae.

Seydlitz (Friedrich Wilhelm von), königlich preußiſcher General der Reiterei, Chef eines Küraſſir-Regiments, General-Inſpector der ſämmtlichen Cavallerie in Schleſien, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, Droſt zu Blothow und Erbherr zu Minkowsky. Er war 1722 den 3ten Februar zu Cleve geboren; ſchon als Knabe verkündigte er durch manches Wagſtück den künftigen kühnen Reiter; ſo ritt er in ſeinem 7ten Jahre durch die ſauſenden Flügel einer Windmühle. 1738 trat er in Kriegsdienſte, im erſten ſchleſiſchen Kriege ward er gefangen, bald aber wieder frei gegeben. Im 23ſten Jahr ward er Major, nahm in der Schlacht bei Hohenfriedberg den ſächſiſchen General von Schlichting gefangen, und zeichnete ſich in der Schlacht von Soor beſonders aus. 1755 ward er Oberſt und Befehlshaber des rochowſchen Küraſſir-Regiments. In den Schlachten von Lowoſitz und von Collin bewährte er ſeinen früher gezeigten Muth. Aus Gotha vertrieb er den Marſchall Soubiſe (1757) in ſo eilfertiger Flucht, daß dieſer wälſche Weichling alles, auch das Theuerſte, ſeine Komödianten, Concubinen, Jagdhunde, Schminken und Pomaden zurücklaſſen mußte, und Seydlitz ſeinen König mit dem Mahl bewirthete, das für den leckern Franzmann bereitet war. Am glücklichſten und kühnſten führte er als Führer der ſämmtlichen Reiterei ſeine Regimenter in der Schlacht bei Roßbach 1757, 5ten November. Durch ihn ward dieſer merkwürdige Tag gewonnen, Friedrich erhob ihn in würdiger Anerkennung ſeiner Verdienſte zum General-Lieutenant

und Ritter des ſchwarzen Adlers, in ſeinem 35ſten Jahre, nach der Schlacht von Zorndorf, wo er mehrere Batterien mit ſeinen Küraſſiren erſtürmt hatte, umarmte ihn der König mit den Worten: „auch dieſen Sieg hab' ich ihnen zu danken!" Nach dem Überfall bei Hochkirch deckte er den Rückzug; in der Schlacht von Kunersdorf mußte er auf Befehl des Königs ſeine glücklich gewählte Stellung verlaſſen, die Schlacht ging verloren; Seydlitz wurde verwundet nach Berlin gebracht. Da man öffentlich den Verluſt der Schlacht nur dem zur Unzeit von dem König an dieſen General gegebenen Befehle zuſchrieb, ſo ward Friedrich kalt gegen Seydlitz und ließ ihn an mehreren Gefechten keinen Antheil nehmen. Bald aber waren beide wieder verſöhnt, und Seydlitz beſchloß ſeine Kriegsthaten mit der gewonnenen Schlacht bei Freyberg. Er ſtarb 1773, 51 Jahre alt. In dem Garten ſeines Landgutes Minkowsky bei Namslau in Schleſien liegt er begraben, ein Denkmal, einfach mit Lorbeer und Eichen geziert, bezeichnet ſeine Ruheſtätte. Auf dem Wilhelmsplatz in Berlin ſteht ſein Bild aus carariſchem Marmor von Taſſaert gehauen. Unter einem andern Bildniß von ihm findet ſich folgende Inſchrift: Dies iſt das Schattenbild des edlen Seydlitz, des Feldherrn der Preußen; unter den Menſchenfreunden der menſchenfreundlichſte, unter den Helden der tapferſte. Er liebte ſeinen König, er liebte die Wahrheit; zu groß für Ehre, die man erſchmeichelt, zu groß für Schätze, die man erbeutet. Der Gütige ſchonte das Leben der Menſchen, der Kühne ſchonte ſein eigenes nie. Ihr Krieger, ſchneidet mit den Schwertern Raſen zum Altare! ihr Feldherren, opfert! ihr Freunde, weint!

Shafteſsbury (Anton Aſhley Cooper, erſter Graf von), einer der ausgezeichnetſten engliſchen Staatsmänner unter der Regierung Carls II. von England, wurde von adeligen Ältern zu Winborn St. Giles in Dorſetſhire geboren, und als künftiger Erbe eines großen Vermögens mit vorzüglicher Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Als er zehn Jahr alt war, ſtarb ſein Vater, Sir John Cooper von Rockborn, dem er in ſeinen Titeln und Gütern nachfolgte. In ſeinem 15ten Jahre ging er auf das Exeter-Collegium zu Oxford, wo er während des kurzen Aufenthalts von zwei Jahren außerordentliche Geiſtesfähigkeiten zeigte. Von hier ging er nach Lincolns Inn, um die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, trat aber ſchon frühe in das practiſche Leben ein, da er von dem Flecken Tewksbury zum Abgeordneten für das Parlament von 1640 gewählt wurde. Bei dem Anfange des bürgerlichen Krieges ſchien er ſich auf die königliche Seite zu neigen, obgleich er Freund des Friedens war, und machte, um den letztern zu bewirken, den beiden Parteien Vorſchläge. Locke erzählt im 3ten Bande ſeiner Werke (wahrſcheinlich auf Shafteſsbury's Autorität), daß der letztere in jener Abſicht zu Oxford dem Könige vorgeſchlagen habe, ihm Vollmacht zu ertheilen, mit den parlamentariſchen Garniſonen zu unterhandeln, und Vergeſſenheit alles Vergangenen, und volle Sicherheit der Freiheit für die Zukunft zu verſprechen. Wirklich ſoll Shafteſsbury in Dorſetſhire unter dieſen Bedingungen die Ergebung einer parlamentariſchen Beſatzung bewirkt haben, aber durch das wilde Verfahren des Prinzen Moriz, der den Ort plündern ließ, ſoll das fernere Gelingen jenes Entwurfs vereitelt worden ſeyn. Auch ward er bei der

Übergabe von Weymouth von dem Könige zum Statthalter daſelbſt ernannt, weil er aber bald nachher fand, daß ihm vom Hofe nicht getraut ward, ſo trat er zur Parlamentspartei, welche ihn mit der größten Freude aufnahm, über. Von dem Parlament in London beauftragt, warb er in Dorſetſhire Truppen, ſtürmte 1644 Wareham, und unterwarf alle umliegenden Gegenden. Nach der Schlacht bei Nasby ſoll er der Hauptanſtifter des Aufſtandes der Clubbiſten, welcher dahin ging, den Befehlshabern der Truppen die allzugroße Macht zu nehmen, und eine Ausgleichung mit der Gegenpartei zu bewirken, geweſen ſeyn; doch war er zu vorſichtig, ſich in das Schickſal jener Leute zu verwickeln. 1646 wurde er Sherif von Wiltſhire. Als Cromwell das lange Parlament auflöſ'te, war Shafteſbury einer der erſten, die jene bekannte Proteſtation gegen die Tyrannei und die willkürliche Regierung des Protectors unterzeichneten. Auch bei andern Gelegenheiten ſoll er ſich den tyranniſchen Maßregeln deſſelben widerſetzt haben; doch machte ihn der Uſurpator zu ſeinem Geheimenrath, und Shafteſbury ſoll ſogar die Abſicht gehabt haben, Cromwells Schwiegerſohn zu werden. Späterhin ward er Mitglied des Staatsraths, und verband ſich zugleich durch Briefwechſel mit den Freunden Carls II., um dieſem Monarchen zum Thron zu verhelfen. Wegen jener Correſpondenz wurde er angeklagt, aber freigeſprochen. Gleich vielen andern ſeiner Partei ſuchte er ſich durch thätige Theilnahme an Carls Wiederherſtellung um den letztern verdient zu machen, und wandte alle Mittel, die in ſeiner Macht ſtanden, daran, dieſen Zweck baldmöglichſt zu erreichen. In der That hatte Shafteſbury auch einen überaus wichtigen Antheil an Carls II. Beförderung auf den Thron. Er war Mitglied des Parlaments von 1660 und einer der Zwölfe, die dem Könige die Einladung brachten. Bald nachher ward er zum Geheimenrath und zum Commiſſarius bei dem Gericht über die Königsmörder angeſtellt, und alles, was er früher gethan hatte, ward vergeſſen. 1661 wurde er zur Pairswürde unter dem Titel: Baron Aſhley von Winbotn St. Giles erhoben, darauf zum Kanzler und zum Unterſchatzmeiſter, und nach dem Tode des Grafen von Louthampton zum Lord der Schatzkammer ernannt. Als Mitglied des Miniſteriums, welches er durch ſeine glänzenden Talente und ſeine Beredſamkeit vorzüglich leitete, bewirkte er eine Declaration der Gewiſſensfreiheit, die, obgleich ſie nur die Catholiken im Sinne zu haben ſchien, ihn doch als einen eifrigen und entſchiedenen Freund religiöſer Duldung charakteriſirte. In Rückſicht des entehrenden Tractats von 1670 mit Ludwig XIV., wodurch ſich Carl II. verpflichtete, gegen einen Jahrgehalt die catholiſche Religion in England einzuführen, darf man ſicher glauben, daß Shafteſbury in dies Geheimniß nicht eingeweiht, und weder vor, noch nach dem Abſchluſſe des Tractats Geſchenke von Frankreich bekommen habe, welche ſo viele andere Staatsbeamte in England erhielten. Aber gewiß nahm er deſto mehr Antheil an den Maßregeln eines Krieges gegen die Niederlande, welchen er in einer Rede mit dem Sinnſpruch: delenda est Carthago! (Carthago muß zerſtört werden!) unterſtützte. Noch mehrerer widerrechtlichen Handlungen zum Beſten der Krone wird Shafteſbury beſchuldigt, und es ſcheint, daß er als Miniſter nicht ſehr gewiſſenhaft war, und daß entweder eine geheime Triebfeder, oder auch Mangel an nöthigen Mit-

teln ihn oft ſchwankend und veränderlich in ſeinem Betragen machte. 1672 ward er zum Grafen von Shafteſbury, und zum Lord-Großkanzler ernannt. In dieſem Poſten war er durchaus unparteiiſch und redlich, und erwarb ſich auch das Lob ſeiner größten Feinde. Kaum hatte er aber jene Würde ein Jahr lang bekleidet, als er durch eine, unter dieſer Regierung ſo gewöhnliche Intrigue entſetzt wurde. Von der Zeit an wurde er der heftigſte und mächtigſte Anführer der Oppoſition, und dieſer Abſchnitt ſeines öffentlichen Lebens zog ihm die größten Schmähungen der ſtuartſchen Partei und ihrer Freunde zu. Wirklich hat man Urſache zu glauben, daß ſeine Beweggründe eigennützig und parteiiſch waren; doch muß er bei ſeiner Bekanntſchaft mit den Geſinnungen des Königs, des Bruders und der Miniſter deſſelben wohl gemerkt haben, daß ihre Abſichten für die Religions- und politiſche Freiheit gefährlich waren. Wegen der Hitze, womit er behauptete, daß die Prorogation des Parlaments auf funfzehn Monate eine wirkliche Auflöſung deſſelben ſey, ward er in den Tower geſchickt, und erſt nach einer dreizehnmonatlichen Verhaftung und einer völligen Unterwerfung entlaſſen. Die papiſtiſche Verſchwörung von 1678, wofern ſie nicht ein Werk ſeiner eigenen Erfindung war, rügte er mit der größten Heftigkeit gegen die Hofpartei, wodurch er dem Miniſterium des Grafen Danby ein Ende machte, ſo daß ein neues, worin er Lordpräſident des Geheimeraths ward, errichtet wurde. Ungeachtet mancher gewaltſamen, ungerechten und parteiiſchen Handlungen ward er doch durch die Habeas-Corpusacte, deren Urheber er war, der Wohlthäter ſeiner Nation. Sein neues Amt war von kurzer Dauer; denn kaum hatte er es fünf Monate lang bekleidet, als er wieder entlaſſen ward. Seine Partei hatte durch allzugroße Heftigkeit ihre eigene Sache verdorben, beſonders aber hatte der Graf von Shafteſbury durch ſein eifriges und unnachläſſiges Bemühen, den Herzog von York, des Königs Bruder, vom Throne auszuſchließen, ihm die Feindſchaft dieſes Prinzen zugezogen. Einige ſeiner Ränke, deren er ſich in Rückſicht der angeblichen papiſtiſchen Verſchwörung bedient hatte, wurden jetzt gegen ihn ſelbſt gebraucht. Ein Ankläger beſchuldigte den Grafen, daß er von ihm zur Ablegung eines Zeugniſſes beſtochen worden ſey. Shafteſbury wurde verhaftet und nach dem Tower gebracht, wo er nach fünfmonatlichem Arreſt des Hochverraths angeklagt wurde. Außer den gegen ihn aufgeſtellten Zeugen, welche ſchlechte Menſchen waren, erregte ein auf ſeinem Arbeitszimmer gefundener Plan zu einer Verbindung großen Verdacht gegen ihn. Dennoch wurde er frei geſprochen, und begab ſich 1682 nach Amſterdam, wo er ſeiner Sicherheit wegen das Bürgerrecht ſich erwarb. Er ſtarb in jener Stadt, 62 Jahr alt, den 22ſten Januar 1683. Mit ungewöhnlichen Seelenkräften verband Shafteſbury einen unruhigen, kühnen und ſtürmiſchen Geiſt. Vorzüglich liebte er das ſchöne Geſchlecht. Vielleicht wechſelten wenig Staatsmänner ſo häufig die einmal ergriffene Partei, wie er, und vielleicht erzählen noch wenigere ſo offenherzig wie er die Geſchichte ihrer Unbeſtändigkeit. Sein Enkel war

Shafteſbury (Anton Aſhley Cooper, dritter Graf von), geboren zu London 1671, einer der berühmteſten philoſophiſchen Schriftſteller Englands. Sein Großvater ließ ihn in ſeiner Kindheit von einem gelehrten Frauenzimmer unterrichten, welche ab-

wechſelnd lateiniſch und griechiſch mit ihm ſprechen mußte, und er machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er in ſeinem 11ten Jahre beide Sprachen verſtand. 1683 bezog er die Schule zu Wincheſter, wo er aber von ſeinen Mitſchülern aus Haß gegen ſeinen Großvater ſo übel behandelt wurde, daß er die Schule verlaſſen mußte. 1686 begann er unter der Aufſicht eines geſchickten Führers ſeine Reiſen, hielt ſich in Frankreich und Italien längere Zeit auf, und legte hier den Grund zu der Bekanntſchaft und dem feinen Geſchmack in den ſchönen Künſten, welche er nachher in ſeinen Schriften zeigte. Bei ſeiner Rückkehr nach England 1689 wurde ihm eine Stelle im Parlament angeboten, die er aber aus mehreren Gründen, und beſonders deßhalb ausſchlug, um ſich ganz ungehindert ſeinen literariſchen Beſchäftigungen widmen zu können. Nachdem er noch beinahe fünf Jahre hindurch mit dem größten Eifer und Fleiß dieſem Hange gefolgt war, trat er als Abgeordneter von Poole in Dorſetſhire ins Parlament. Er hatte eine ſeltene Gabe, ſeine Liebe zur Freiheit, die er ſein ganzes Leben hindurch bewahrte, kräftig auszudrücken, und das Parlament für ſich zu gewinnen. Bei ſeinem Eintritte ins Parlament war eine Bill in Vorſchlag, daß den des Hochverraths Beſchuldigten ein Beiſtand zu ihrer Vertheidigung gegeben werden ſollte. Shaftesbury hatte eine ausführliche Rede für die Annahme der Bill ausgearbeitet, aber als er ſprechen wollte, wurde er, durch das Neue ſeiner Lage verwirrt und ſchüchtern. Vergebens ließ man ihm Zeit, ſich zu beſinnen, endlich rief man laut, daß er ſeine Rede beginnen möchte. „Wenn ich, indem ich mich bloß erhob, um meine Meinung über die Bill vorzutragen, ſo verwirrt werde, daß ich auch nicht das Mindeſte von dem, was ich mir vorgenommen hatte, ſagen kann, was ſoll dann nicht ein Mann ſeyn, der ohne irgend einen Beiſtand, und unter den Ahnungen, ſein Leben zu verlieren, für die Erhaltung deſſelben ſprechen ſoll?“ ſagte der junge Shaftesbury, und dieſe Wendung machte einen mächtigern Eindruck auf das Haus, als vielleicht die wichtigſten Argumente, die Shaftesbury und Andre hätten anführen können, und ihr war vielleicht allein die Annahme der Bill zuzuſchreiben. Während der Sitzungen des Parlaments war Lord Aſhley, denn ſo hieß er noch, unermüdet mit der Unterſtützung jeder Maßregel, die auf Erhaltung der Freiheit und Beförderung des gemeinen Beſten Einfluß haben konnte, beſchäftiget, und er ließ ſich nie durch Vorliebe für eine Partei von Verfolgung dieſer Zwecke abbringen. Durch ſeine geſchwächte Geſundheit aber genöthigt, verließ er dieſe Laufbahn, reiſ'te nach Holland, und verlebte dort über ein Jahr in dem Umgange mit Bayle, le Clerc und andern Gelehrten. Bald nach ſeiner Zurückkunft in England ward er nach dem Tode ſeines Vaters Graf von Shaftesbury, trat aber erſt auf Zureden ſeines Freundes, des Lord Somers, 1700 in das Oberhaus ein. Hier unterſtützte er die Maßregeln des Königs Wilhelm ſo eifrig, daß dieſer Monarch ihm die Stelle eines Staatsſecretärs anbot, die er aber ausſchlug; deſſen ungeachtet wurde er oft von dem Könige um Rath gefragt. Nach der Thronbeſteigung der Königin Anna zog er ſich wieder vom öffentlichen Leben zurück, da er mit den Staatsmännern der herrſchenden Partei nicht übereinſtimmte, und ging nach Holland, wo er zwei Jahre in dem Umgange ſeiner gelehrten Freunde verlebte. Bald nachher, als durch franzöſiſche Fanatiker

eine beträchtliche Gährung in England angeſtiftet wurde, und man dort gegen die Urheber derſelben gewaltſame Maßregeln ergreifen wollte, rieth Shaftesbury durch ſein Sendſchreiben über den Enthuſiasmus (Letter concerning Enthusiasm) zur Milde, weil man durch Strenge das Mißvergnügen nur vermehren, ſtatt vermindern würde. 1709 verheirathete er ſich mit einer Verwandten der Miſtreß Johanna Ewer, reiſ'te ſeiner Geſundheit wegen 1711 durch Frankreich nach Italien, und wohnte zu Neapel, wo er 1713 ſtarb. Shaftesbury war ein Weiſer, der ſich auf ſeine Bücher und ſeine Freunde beſchränkte, das Hofleben nicht ſuchte, aber auch nicht floh, ſeinen Ehrgeiz zu mäßigen wußte, und ſeinen größten Ruhm darein ſetzte, Gutes zu thun. Als Schriftſteller wird er hochgeachtet. In allen ſeinen Schriften zeigt er ſich als eifrigen Vertheidiger der Freiheit, als frommen Anhänger der natürlichen Religion, und als warmen Freund der Tugend. Doch finden ſich auch zahlreiche Stellen in ſeinen Schriften, worin er das Lehrgebäude des Orthodoxismus zu erſchüttern ſucht. Sein Hauptwerk ſind ſeine Characteristiks (London 1737, 3 Vol. 8.), worin er den Grundſatz auszuführen ſucht, daß das Unglück jedes Einzelnen zum Beſten des Ganzen gereicht, und daß es eigentlich alſo gar kein Übel in der Welt gibt. N. P.

Shah=Allum, vor ſeiner Thronbeſteigung Ali=Goher genannt, der letzte Fürſt in Hindoſtan aus dem Hauſe Timurs. Er war geboren 1723, als der älteſte Sohn Allum=Guyrs des II., welcher ihn 1756 zum Naib oder Vicekönig von Djedjer ernannte. Der junge Fürſt zeigte in dieſer Würde viel Thätigkeit und Muth; er brachte ein kleines Heer zuſammen, um ſich dem ehrgeizigen Vezir ſeines Vaters zu widerſetzen, rückte damit 1758 vor Dehly, und zog erſt, nachdem er die verlangten Contributionen erhalten hatte, im October 1759 wieder ab, um nach Bengalen zu marſchiren, wo er jedoch weniger glücklich war. Er wurde zu Guygh in Behar von den mit den kaiſerlichen Truppen verbundenen Engländern gefangen genommen; aber zugleich kam die Nachricht von dem Tode Allum Guyrs an, welcher am 30ſten October 1759 auf Befehl ſeines ſchändlichen Miniſters war ermordet worden. Sogleich erhielt Aly=Goher ſeine Freiheit wieder, und beſtieg den Thron. Man feierte dieſen Act zu Patnah, der Hauptſtadt von Behar, mit großer Pracht. Zu ſchwach, um auf Dehly zu marſchiren, wo der treuloſe Vezir befehligte, und eine marhattiſche Beſatzung ſich befand, vereinigte er ſich mit dem berühmten Chodja=Eddoulah, welcher den Vortheil der Gelegenheit benutzte, um den Souverän von Hindoſtan in den Bund der mohammedaniſchen Fürſten dieſes Reichs gegen die Hindufürſten zu ziehn. So wohnte Shah=Allum jenem denkwürdigen Siege bei Vannipat am 7ten Januar 1761 bei, in welchem die Macht der Marhatten gebrochen, und deſſen für ſie wie für ganz Hindoſtan höchſt verderbliche Folgen den Siegern bald genug fühlbar wurden. Ihrer natürlichen Bundesgenoſſen beraubt, unterlagen ſie den Engländern in den Ebenen von Bakhchar am 23ſten October 1764. Shah=Allum aber hatte damals die unwürdige Schwachheit, an den engliſchen Obriſten Monro ein Glückwünſchungsſchreiben zu ſenden, und in der Folge ſelbſt eine Zuflucht im Lager der Engländer zu ſuchen. Er klagte Chodja=Eddoulah an, das königliche Anſehn zum Werkzeug ſeiner ehrgeizigen Plane gemiß=

braucht und ihn wider Willen in dieſen Krieg verwickelt zu haben, ja er verſprach ſogar die Beſitzung Daulahs den Engländern. Dieſe fanden es der Politik angemeſſen, den flüchtigen Monarchen auf das ehrenvollſte aufzunehmen, und in Allah-Abad feierlichſt wieder einzuſetzen. Vier Jahre verlebte er hier ruhig, bis Langeweile und Verdruß über die Gewaltſamkeiten der Engländer ihn von hier nach Dehly zu gehn bewogen, wo er am 25ſten December 1771 ſeinen feierlichen Einzug hielt. Dieſer Schritt entzog ihm den Schutz der Engländer. Er gerieth unter die Gewalt der Marhatten, dann der Rohyllas. Unaufhörlich ward ſein Hof von entgegengeſetzten Parteien beunruhigt. Mehrmals mußte er ſeine Provinzen, ſeine Hauptſtadt, ſelbſt ſeinen Palaſt gegen aufrühreriſche Unterthanen, die er zum Theil mit Wohlthaten überhäuft hatte, vertheidigen. Endlich faßte ein elender Rohylla, Namens Gholam-Cadyr, den ſchändlichen Plan, ſeinen Fürſten zu entthronen. Zwar wurde der erſte Verſuch deſſelben durch den Muth der Prinzeſſin Somrou vereitelt, aber er wußte ſich mit Hülfe der den Kaiſer umgebenden und mit ihm einverſtandenen Verräther Verzeihung auszuwirken, und bald darauf einen zweiten Verſuch mit beſſerm Erfolg auszuführen. Man kündigte dem Monarchen mitten im Staatsrath ſeine Entſetzung an, und würde Gewalt gebraucht haben, wenn er nicht freiwillig den Thron verlaſſen, und ſich in den Harem zurückgezogen hätte, worauf man einen ſeiner Brüder unter dem Namen Djihan-Shah zum Kaiſer ausrief, und den Schatz, den Palaſt, und ſelbſt den Harem plünderte. Einige Tage verlebte der ſchwache und unglückliche Shah-Allum in dumpfer Verzweiflung, aus der ihn endlich das Angſtgeſchrei eines ſeiner Söhne weckte, den die Räuber auf das unwürdigſte mißhandelten. Als er ſich aber darüber beklagen wollte, fielen drei Satelliten auch über ihn her, warfen ihn nieder, und Gholam-Cadyr ſelbſt ſetzte ihm das Knie auf die Bruſt, und ſtach ihm mit einem Dolche die Augen aus. Dies geſchah am 10ten Auguſt 1788. Der Unglückliche wurde in den Harem zurückgetragen, wo ſeine Gegenwart allgemeinen Schrecken verbreitete; Gholam-Cadyr aber ſetzte noch ſeine Verfolgungen fort, bis ihn die Annäherung eines Marhattenheers unter de Boigne gegen Dehly zur Flucht nöthigte. Er ward jedoch eingeholt, in einen eiſernen Käfig geſperrt, und unter langſamen Martern getödtet, indem man ihn nach und nach der Augen, der Ohren, der Naſe, der Hände und Füße beraubte. Shah-Allum wurde wieder auf den Thron geſetzt; aber das Ende ſeiner Regierung war noch unbedeutender als der Anfang. Abhängig von den Marhatten und Engländern, ſuchte er in der Dichtkunſt Troſt gegen die Einſamkeit und das Schreckliche ſeiner Lage. Wir kennen einige ſeiner Elegien, in denen eine ſanfte Schwermuth herrſcht. Achtzehn Jahre verlebte er in dieſer Lage, und ſtarb endlich in einem zweiundachtzigjährigen Alter zu Dehly den 16ten November 1806. Der Erbe ſeiner Titel war ſein Sohn, Sultan Akbar II. Bei der gänzlichen Abhängigkeit deſſelben von den Engländern kann man jedoch die Dynaſtie des großen Timur in Shah-Allum als erloſchen anſehn. (History of Shah-Allum by Franklin, deutſch von Sprengel, wo jedoch der Anhang fehlt.)

Shakſpeare (William), Englands größter Dichter, den mit Recht ein Neuerer den Genius der brittiſchen Inſel genannt

hat, war zu Stratford in Warwickſhire im J. 1564 geboren. Sein Vater, ein rechtlicher und begüterter Bürger, deſſen Vorfahren obrigkeitliche Ämter bekleidet hatten, nährte ſich und ſeine zahlreiche Familie vom Wollhandel, und beſtimmte den Sohn für daſſelbe Gewerbe. Dieſer war unter ſeinen Geſchwiſtern der älteſte. Er erhielt in einer ſogenannten Freiſchule Unterricht; eine akademiſche Erziehung konnte er freilich nicht bekommen, denn er war kaum achtzehn Jahre alt, als er ſich, vermuthlich bloß aus häuslichen Rückſichten, verheirathete. Die engen Bande des bürgerlichen Lebens wurden ihm bald läſtig; er begab ſich nach London, entweder aus bloßem Überdruß, oder weil er ſich als Wilddieb verfolgt ſah, da er in jugendlicher Unbeſonnenheit auf dem Gebiete eines benachbarten Gutsbeſitzers heimlich gejagt, und die Rache des Beeinträchtigten durch eine komiſche Ballade noch mehr gereizt hatte, der jetzt die ganze Strenge der engliſchen Jagdgeſetze gegen ihn geltend zu machen ſuchte. Hier kam er mit den Schauſpielern in Verbindung; auf welche Weiſe, wird durch die darüber vorhandnen Anekdoten nicht aufgeklärt. Nach Einigen hielt er vor dem Schauſpielhauſe die Pferde, nach Andern verrichtete er gleich niedrige Geſchäfte auf dem Theater. Auf alle Fälle war ſein erſter Eintritt in die Laufbahn ſeines Ruhms nicht glänzend. Der Schauſpielerſtand war zu jener Zeit ziemlich verachtet; Shakſpeare, deſſen Talente ſich ſchnell entwickelten, und der bald ſelbſt die Bühne betrat, betrachtete dieſen Schritt als eine Erniedrigung. Er ergab ſich zugleich derſelben wilden Lebensweiſe, die ſeine Cameraden führten. Aber dieſe Verirrungen waren nur vorübergehend; einer höhern, edlern Beſtimmung ſich bewußt, ſuchte er ſich frühzeitig als Dichter, auch außerhalb der Schaubühne, hervorzuthun. In dieſe Periode fallen ſeine Jugendgedichte Adonis und Lucretia. Schon im J. 1589 brachte er das erſte ſeiner Schauſpiele auf die Bühne. Seine Arbeiten fanden den ungetheilteſten Beifall nicht nur beim großen Publicum, ſondern auch bei den Vornehmen und ſelbſt am Hofe, und erwarben ihm an dem Grafen von Southampton einen ſehr freigebigen und ihm zärtlich zugethanen Gönner. Eliſabeth ließ ſeine Stücke am Hofe aufführen, und Jacob ehrte den Dichter durch ein eigenhändiges Schreiben. So gelang es ihm, ſich zum Mitbeſitzer und Vorſteher des Schauſpielhauſes, für welches er arbeitete, emporzuſchwingen, und durch ſeine Thätigkeit als Dichter, Schauſpieler und Schauſpieldirector ein beträchtliches Vermögen zu erwerben, ſo daß er die letzten Jahre ſeines Lebens in gemächlicher Ruhe an ſeinem Geburtsort verleben konnte. In demſelben Maße, wie Shakſpeare's Talente ſich entwickelten, nahm er auch zu an Kenntniſſen; war er gleich arm an todter Gelehrſamkeit, ſo beſaß er doch eine reiche Fülle lebendigen und anwendbaren Wiſſens, das er theils aus dem Leben ſelbſt, theils aus der vaterländiſchen Literatur ſchöpfte. Denn wenn er auch weder die alten noch die neuen Sprachen hinlänglich verſtand, um die in ihnen vorhandenen Schriftſteller zu leſen, ſo ſcheint er doch alles ſehr genau gekannt zu haben, was ihm die engliſche Literatur an eignen Werken und Überſetzungen darbot. Da es ihm vor allem darauf ankam, Thatſachen einzuſammeln, ſo war ihm das Feld der Geſchichte das wichtigſte. Er machte ſich mit der Mythologie ſo vertraut, als es für ſeinen Zweck, ſie als ſymboliſchen Zierrath

zu gebrauchen, erfoderlich war; den Geiſt der alten, beſonders der römiſchen Geſchichte, hatte er richtig aufgefaßt, und die Geſchichte ſeines Vaterlandes überſah er im Ganzen und in ihrem Zuſammenhange eben ſo richtig, als ſie ihm in ihren Einzelnheiten genau bekannt war. Sie war ihm ein Spiegel, worin er eine thatenvolle Vorzeit in ihrem Leben und Weben erblickte. Den Menſchen, ſo wie die Natur überhaupt, beobachtete er genau; ſein Vaterland kannte er durch mehrfache Reiſen, das Ausland aus Büchern und aus den Erzählungen derer, die es beſucht hatten. Die Sprache in ihrem ganzen Umfange, ſo wie alle volksmäßigen Gebräuche, Meinungen und Überlieferungen, die für den Dichter brauchbar waren, ſtanden ihm vollkommen zu Gebote. Daß er nichts deſto weniger, wo er ausländiſche Gegenſtände behandelt, zuweilen gegen die Geographie und Chronologie fehlt, beweiſ't keineswegs ſeine Unwiſſenheit in dieſen Dingen. Die Zeit, in der Shakſpeare ſchrieb, und das Publicum, für das er ſchrieb, kannte und übte in dergleichen Gegenſtänden keine Kritik; ja eine Berichtigung von Irrthümern in alten allgemein bekannten Novellen würde nur ſtörend geweſen ſeyn. A. W. Schlegel, dem wir in der Darſtellung Shakſpeare's vorzugsweiſe folgen, ſagt mit Recht: Je wunderbarer die Geſchichte, deſto mehr ſpielt ſie auf einem bloß poetiſchen Boden, den er nach Belieben in einer unbeſtimmten Ferne hält. Dieſe Schauſpiele, wie auch die Namen lauten mögen, gehen eigentlich im Romanenlande und in dem Jahrhundert der wunderbaren Liebesgeſchichten vor ſich. Man beſuchte das Theater nicht, um ſich über Geſchichte, Erdbeſchreibung, Zeitrechnung zu belehren, ſondern um eine heitre Darſtellung anzuſehn, und ſuchte in der Poeſie nichts als die Poeſie. Die größten Freiheiten nahm ſich der Dichter, ſobald ſie ſeinem Zwecke entſprachen. Eben ſo wenig finden wir das äußerliche Coſtum ſtreng beobachtet, ſo richtig auch der Geiſt der Zeiten und Völker im Ganzen getroffen iſt. Auch von dieſem anſcheinenden Mangel liegt der Grund in Shakſpeare's Zeitalter, das, ohne ſich bei den Alterthumsforſchern über die Kleidung der Griechen und Römer Raths zu erholen, recht wohl zufrieden war, daß Brutus und Caſſius im ſpaniſchen Mantel auftraten, daß ſie die Thurmuhr ſchlagen hörten, und daß bei den römiſchen Heeren die Trommel gerührt ward. Wenn Shakſpeare in dieſer Hinſicht kein gerechter Tadel trifft, ſo iſt es nicht minder grundlos, ihn für ein blindes ungeregeltes Genie zu erklären, das in ſeinem kecken Treiben, je nach dem es der Zufall fügt, eben ſo oft das Ziel verfehlt als trifft. Ohne Geiſtescultur, ohne Abſichtlichkeit und Beſonnenheit, und ohne tiefe Kunſteinſicht wird nie ein treffliches Werk in irgend einer Kunſt zu Stande gebracht werden. Nur die Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, womit das Genie ſeine geiſtige Geſammtkraft gebraucht, machen es zu dem, was es iſt. Daß Shakſpeare über Charakter und Leidenſchaften der Menſchen, über den Gang der Begebenheiten und über die Verhältniſſe der Welt tief nachgedacht habe, wagt niemand zu läugnen; wohl aber meinen Viele, daß in der Zuſammenfügung der Stücke mehr das Ungefähr als Abſicht und Bewußtſeyn gewaltet habe, daß er nicht im Stande geweſen, die einzelnen Theile zu einem vollkommnen Ganzen zu verbinden, und ſie wollen darin auf den erſten Blick die auffallendſten Mißverhältniſſe wahrnehmen. So voreilig dieſe

Beſchuldigung iſt, eben ſo leicht läßt ſich in den einzelnen Fällen darthun, daß das, was ihnen zwecklos oder zweckwidrig und monſtrös erſcheint, nicht nur völlig zweckmäßig, ſondern ſogar oft vortrefflich und meiſterhaft iſt, und daß ſie nur darum ſo einſeitig urtheilen, weil ſie die Abſicht des Dichters nicht begreifen, oder weil ſie ſich nicht in ſeine Zeit verſetzen können und wollen, ein Erfoderniß, das ja zum Verſtehen eines jeden Dichters und jeden Schriftſtellers, der einer von der unſrigen ſo verſchiednen Zeit angehört, unerlaßlich iſt. Einzelne Schönheiten in Beſchreibungen, Bildern und Ausdrücken, Wahrheit in den Charakteren und komiſchen Witz räumen ſelbſt die ſtrengſten und ungerechteſten Kunſtrichter dem Shakſpeare ein. Schon Johnſon hat ſich über eine ſo oberflächliche Kunſtkritik treffend geäußert, indem er diejenigen, die dieſen Dichter nach einzelnen aus dem Zuſammenhange geriſſnen Stellen beurtheilen wollen, mit jenem Scholaſtiker beim Hierokles vergleicht, der einen Ziegel als Probe eines Gebäudes vorzeigte. Shakſpeare iſt mehr als andre dramatiſche Dichter dieſer zerlegenden, nur das Einzelne bekrittelnden Beurtheilung ausgeſetzt geweſen, eben wegen der tiefen Abſichtlichkeit ſeiner Dichtungen, in deren Mittelpunkt zu bringen, nur Wenige vermocht haben. Wir gedenken, dieſe Behauptung in der Folge wenigſtens mit einigen Beweiſen zu belegen; vollſtändig würde ein eignes Werk dazu erfoderlich ſeyn. Zuvor noch einiges Allgemeine. Shakſpeare's Menſchenkenntniß iſt zum Sprichwort geworden. In einem unerreichbaren Grade beſitzt er die Gabe, die feineren unwillkürlichen Äußerungen des Gemüths zu bemerken, zu deuten, und aus ihnen in bündigem Zuſammenhange weiter zu ſchließen. Sie ſetzt ihn in den Stand, die Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft ſo wahr und ſelbſtſtändig auftreten zu laſſen, daß wir, je mehr wir in ihr Innerſtes blicken, ſie um ſo vollkommner den allgemeinen Naturgeſetzen gemäß entwickelt finden. Ohne uns mühſam die Beweggründe ihres Handelns zuzuzählen, zeigt er uns unmittelbar, wie jeder iſt, und gewinnt uns auch für das Abweichende und Seltſame unwiderſtehlich den Glauben ab. In gleicher Vollkommenheit ſchildert er alle Stände, Geſchlechter und Alter, die verſchiedenſten Zeiten und Nationen, ſogar aus dem Umkreiſe der menſchlichen Natur hinaus führt er uns in die Geiſterwelt, wo er Hexen, Sylphen und Elfen mit eben ſo überzeugender Wahrheit ſchafft. Ja ſelbſt dem Ungeheuer Kaliban hat der Dichter ein ſo eigenthümliches, in ſich zuſammenhängendes Leben zu leihen gewußt, daß wir der Überzeugung uns nicht erwehren können, ein ſolches Weſen, wenn es vorhanden wäre, könnte nur ſo handeln. Gleich bewundernswürdig iſt Shakſpeare in der Darſtellung der Leidenſchaft; den vertraulichen Scherz, den Spott, Liebe und Haß, Entzücken und Entſetzen, Wuth und Verzweiflung, kurz alle Zuſtände der Seele in allen Graden und Abſtufungen ſchildert er meiſterhaft; als Mahler der eigentlichen Seelenkrankheiten, der Schwermuth, des Wahnſinns, des Nachtwandelns iſt er unerreichbar. Dennoch ſind ihm auch hier manche Vorwürfe gemacht worden. Johnſon findet ſein Pathos nicht immer rein von Affectation und Unnatur; wir wollen dies zugeſtehn in einzelnen Stellen, wo ein gleichſam überſprudelnder Witz, eine zu mächtig aufgeregte Phantaſie die Gränzen des wahren Dialogs zu überfliegen ſcheinen. Wir dürfen indeß nicht vergeſſen, daß

manches, was an und für ſich unnatürlich ſcheint, theils durch die Poeſie überhaupt, theils auch durch die vorhandene Situation gerechtfertigt wird. Oder hätte nicht jeder ſchon zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß der Ärger witzig macht, und daß die Verzweiflung in Lachen ausbricht? Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, werden ſich auch faſt durchgängig die Wortſpiele rechtfertigen laſſen, die man dem Dichter überhaupt, am meiſten aber in den ernſten und recht eigentlich erhabnen Stellen zum Vorwurf gemacht hat. Wichtiger iſt der Tadel, daß Shakſpeare die moraliſche Häßlichkeit zu grell und ſchonungslos ſchildere, und dadurch nicht nur das Auge beleidige, ſondern auch das Gefühl empöre. Es iſt allerdings wahr, daß er auch hier nach der Natur mahlt; beleidigt er aber dadurch unſere Begriffe von Zartgefühl und Delicateſſe, ſo iſt die Schuld mehr unſer als ſein. Shakſpeare's Zeitalter kannte dieſe Verzärtelung nicht, ſo wenig als das Zeitalter Homers, der Propheten, des Äſchylus und anderer Dichter. Träfe aber auch den Dichter hier ein Tadel, ſo iſt ſein Fehler doch erhabner Art, entſprungen aus einem Überſchwange an Kraft, die wiederum durch die zarteſten, ſüßeſten Lieblichkeiten gemildert wird. Denn mit gleicher Allgewalt übt er die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften, und weiß eben ſo mächtig zu erſchüttern, ja zu zermalmen, als einſchmeichelnd anzuziehen. Iſt Shakſpeare unübertrefflich in der Zeichnung ſeiner Charaktere, ſo iſt er noch bewundernswürdiger in der Art ihrer Zuſammenſtellung, in der Kunſt, ſie, einen durch den andern, ins Licht zu ſetzen. Man wäre, bemerkt Schlegel eben ſo fein als richtig, übel berathen, wenn man die Äußerungen der Perſonen über ſich ſelbſt und Andre immer für baare Münze nähme. Die zweideutige Geſinnung fließt bei ihm, wie billig, von lobenswürdigen Grundſätzen über, und der Albernheit ſind nicht ſelten weiſe Lehren in den Mund gelegt, um anzudeuten, wie wohlfeil dergleichen Gemeinplätze zu haben ſind. Niemand hat, ſo wie er, den leiſen Selbſtbetrug geſchildert, die halb ſelbſtbewußte Heuchelei gegen ſich, womit auch edle Gemüther die in der menſchlichen Natur faſt unvermeidliche Eindrängung ſelbſtiſcher Triebfedern verkleiden. Dieſe geheime Ironie der Charakteriſtik iſt bewundernswürdig als ein Abgrund von Scharfſinn, aber dem Enthuſiasmus thut ſie wehe, denn ſie beweiſ't uns, daß keine Tugend und Größe ganz rein und echt ſey. Dieſer Ironie dienen die komiſchen Perſonen und Auftritte, womit er die Haupthandlung abſichtlich unterbricht, um das Gemüth zu erheitern und zu erfriſchen, zuweilen ſelbſt, um den ernſthaften Theil zu parodiren. Dabei aber weiß er ſehr wohl das richtige Maß zu halten, und dieſe untergeordneten Beſtandtheile des Ganzen erſcheinen immer nur als das, was ſie ſind, Nebenſachen. Schwerlich möchte ſich ermeſſen laſſen, ob Shakſpeare größer im Tragiſchen oder im Komiſchen ſey; er zeigt in beiden gleichen Umfang, gleiche Tiefe, gleiche Mannichfaltigkeit, gleiche Erfindungskraft. Die Narrheit in verſchiednen Abſtufungen, die Dummheit ſchildert er höchſt ergötzlich. Überdies findet ſich in mehrern ſeiner Stücke ein ganz eigentlicher Luſtigmacher (Clown), eine Art von Hofnarr, dergleichen noch zu Shakſpeare's Zeit nicht bloß von fürſtlichen, ſondern auch von Privatperſonen als ein Gegenmittel gegen die Leerheit und Langeweile des täglichen Lebens gehalten wurden. Dieſe poſſenhaften Witzmacher weiß unſer Dichter eben ſo reich mit Hu-

mor als Verſtand auszuſtatten. Was Shakſpeare's Sprache und äußere Form betrifft, ſo ſteht er auch darin über ſeinem Zeitalter. Die ſtrenge Regelmäßigkeit und Abgemeſſenheit, zu der die engliſche Sprache erſt ſpäter gelangte, iſt ihm allerdings fremd, eben ſo entfernt aber iſt er von Unbeholfenheit oder Fehlerhaftigkeit. Nie gebricht ihm für das, was er ſagen will, der erſchöpfende Ausdruck; er kennt alle Hülfsmittel der Sprache in ſeiner weiten Sphäre, und wendet ſie mit Leichtigkeit an. Sein Vers iſt im Allgemeinen der zehn- oder elfſylbige iambiſche ohne Reim; nur zuweilen miſcht er Reime ein, zuweilen auch läßt er Proſa damit abwechſeln. Daß dabei allemal der Stand und Charakter, ſo wie die Gemüthsſtimmung der Perſonen mit feinem Blicke berückſichtigt werden, wird dem Unterſuchenden nicht entgehen. Gemeine Leute, ſo wie die Narren und Poſſenreißer ſprechen in der Regel in Proſa, um ſie dem Tone des gemeinen Lebens näher zu halten; Perſonen hingegen, die mit Ernſt und Würde auftreten, iſt gewöhnlich der Vers gegeben. Da indeß eine und dieſelbe Perſon in verſchiednen Situationen, einmal niedrig und gemein, ein andermal würdevoll und pathetiſch ſprechen kann, ſo finden wir ſie auch dem gemäß nicht ſelten einmal in Proſa, ein andermal in Verſen ſprechen. Wenn alſo in dieſer anſcheinenden Ungleichheit eine tiefere Bedeutung liegt, ſo iſt ſie eben ſo wenig in der freien Art, wie Shakſpeare den Vers behandelt, zu verkennen. Abſichtlich verletzt er von Zeit zu Zeit den regelmäßigen Bau deſſelben, um ihn dem Gedanken deſto beſſer anzupaſſen, und die Einförmigkeit zu vermeiden. Dies ſieht man deutlich auch daraus, daß er in ſeinen ſpätern Arbeiten, trotz der durch Übung erlangten größern Fertigkeit, weniger ſtreng in der Form iſt, als in ſeinen Jugendwerken. In Hinſicht des Reims finden wir ihn von einem eben ſo richtigen Gefühl geleitet, denn er gebraucht ihn entweder um einen Abſchnitt zu bezeichnen, und ſeinem Ausdruck mehr Rundung zu geben, oder um eine Reihe ſinnreicher und antithetiſcher Sprüche zu heben, oder endlich um ein blühenderes Colorit oder höheren Pomp hervorzubringen. Das bisher im Allgemeinen Geſagte wird, wie wir glauben, hinreichend die Behauptung begründen, daß Shakſpeare ein eben ſo reiches, mit allen höhern Eigenſchaften, die Bewunderung verdienen, ausgeſtattetes Genie, als beſonnener, mit allen Mitteln ſeiner Kunſt vertrauter Dichter iſt. Wir wenden uns jetzt zu ſeinen Werken, können jedoch nur bei einigen der vorzüglichſten, und auch bei dieſen nur flüchtig, verweilen. Gewiß würde es am zweckmäßigſten ſeyn, ſie nach der Zeitfolge zu muſtern, um zugleich wahrzunehmen, welchen Gang des Dichters Geiſt bei ſeiner ſtufenweiſen Entwickelung nahm; leider aber fehlen uns dazu hinlänglich ſichere Angaben. Wir ſind daher genöthigt, ſie nach den Gattungen zu ordnen, ſo unvollkommen dies auch gerade bei dieſem Dichter geſchehen kann, der in allen ſeinen Hervorbringungen einen durchaus eigenthümlichen, von der todten Regel nicht beengten Gang nahm. Wir unterſcheiden im Allgemeinen und nach ihrem überwiegenden Beſtandtheile Shakſpeare's dramatiſche Werke in Luſtſpiele, Trauerſpiele und hiſtoriſche Schauſpiele. Die Luſtſpiele ſind größtentheils aus Novellen geſchöpft, und gehören alle mehr oder weniger in das Gebiet der reinen Dichtung, ja einige gehen durchaus ins Wunderbare oder Phantaſtiſche über. Die beiden

Edelleute von Verona, die gezähmte böſe Sieben, und das Luſtſpiel der Irrungen ſind Jugendwerke. In den beiden Edelleuten von Verona wird der Wankelmuth der Liebe und ihre Treuloſigkeit gegen die Freundſchaft gefällig, aber oberflächlich geſchildert; das Luſtſpiel der Irrungen iſt eine durchaus freie Behandlung des Stoffes der plautiniſchen Menächmen; die gezähmte böſe Sieben iſt ihrem weſentlichen Inhalte nach aus einem Stücke des Arioſt geſchöpft, aber mit Eigenthümlichkeit behandelt und in ſtarken Farben gehalten. Merkwürdiger als das Stück ſelbſt iſt das nur noch theilweiſe vorhandne Vorſpiel: der betrunkne Keſſelflicker, der ſchlafend in einen Palaſt gebracht wird, wo man ihn glaubend macht, er ſey ein Edelmann; das Ganze wahrſcheinlich nach einem volksmäßigen Schwank. Ferner gehört zu den Jugendarbeiten, die ſich durch den üppigen Überfluß der Ausführung als ſolche charakteriſiren: Verlorne Liebesmüh, ein Schatz von ergötzlichen Scherzen. Ende gut, alles gut, ſchildert ein junges Mädchen, das weit über ihren Stand liebt, und durch Beharrlichkeit alle Proben und Gefahren beſteht, und endlich den Preis ihrer Liebe gewinnt. In Viel Lärmen um nichts iſt der Hauptknoten derſelbe, wie in der Geſchichte vom Ariodant und der Ginevra beim Arioſt, jedoch mit ſehr verſchiednen Nebenumſtänden und ſehr verſchiedner Entwicklung. Gleiches mit Gleichem, das mit Unrecht ſeinen Namen von der Vergeltung führt, zeigt eigentlich den Triumph der Gnade über die ſtrafende Gerechtigkeit. Zu den berühmteſten und zugleich vollendetſten Stücken unſers Dichters gehört der Kaufmann von Venedig, ein Meiſterwerk ſinnreicher Kunſt. Seine ganze Größe in der Charakteriſtik entwickelt Shakſpeare im Shylock, einem gefühlloſen, nur das ſtrenge Recht fodernden und die Chriſten über alles haſſenden Juden. Aber eben der Buchſtabe des Geſetzes, auf den er beſteht, fällt auf ihn ſelbſt zurück. Um das Tragiſche, zum Theil Schreckliche der Haupthandlung zu mildern, hat der Dichter komiſche Scenen eingeflochten, und die anmuthige Epiſode der Jeſſica hinzugefügt. Ein Stück ganz ſonderbarer Art iſt: Wie es euch gefällt, in dem wir eine bunte, durch Verbannung und Flucht in den Ardennen verſammelte Geſellſchaft ſich kraus und frei durch einander bewegen ſehen. Der heilige Drei-Königs-Abend oder Was ihr wollt, iſt bei einer ſinnreich geſponnenen Intrigue reich an komiſchen Charakteren und Situationen. In den luſtigen Weibern von Windſor iſt eine überſchwengliche Fülle von Humor entwickelt, vornehmlich in der Hauptperſon, dem Falſtaff, von dem weiter unten die Rede ſeyn wird. In das Gebiet der Feerei hinübergeſpielt ſind Ein Sommernachtstraum und der Sturm, in denen die lieblichſte und kühnſte Erfindung mit den ſchönſten Zauberfarben der Poeſie geziert iſt. Meiſterhaft ſind in letzterm die beiden Geſchöpfe der Phantaſie, der halb dämoniſche, halb viehiſche Caliban und der ätheriſche, zephyrliche Ariel einander gegenübergeſtellt. Das Wintermährchen endlich behandelt eine von jenen für die Kindheit ſo anziehenden Geſchichten, und verſetzt durch innige Wahrheit und einnehmende Einfachheit auch das erwachſene Alter zurück in die goldne Zeit der Einbildungskraft. Gleichſam auf der Gränzſcheide zwiſchen den Luſtſpielen und Trauerſpielen ſteht

Cymbelin, ein wunderbares Werk, in welchem der Dichter eine Novelle des Boccaz mit altbrittiſchen Sagen verknüpft, und alte Fabelgeſchichten mit den neueſten geſellſchaftlichen Sitten durch ſanfte Übergänge vermiſcht. Unmittelbar ſchließen ſich hier zwei der vorzüglichſten Trauerſpiele Shakſpeare's an, Romeo und Julia, und Othello, beides wahre Novellen, aber durch die Richtung des Ganzen vollkommne Trauerſpiele. Jenes iſt das zarteſte in dem bezauberndſten Halbdunkel glühender Sehnſucht und unnennbarer Wolluſt gehaltene Gemählde einer reinen, herzinnigen Liebe, die in dem Kampfe feindlicher Verhältniſſe untergeht; dieſes ein Gemählde, worin die hellſten Lichter und die dunkelſten Schatten ſich mit einander verſchmolzen finden. In Othello ſehen wir die Naturanlage ſeiner glühenden Heimath zwar durch edlere und mildere Sitten gezähmt; er erſcheint edel, offen, zutraulich, dankbar, iſt ein treuer Staatsdiener und ein heldenmüthiger Feldherr; aber ſobald ſeine Eiferſucht angeregt wird, geräth ſein Blut in gährenden Aufruhr, und er folgt einzig dem blinden Antriebe ſeiner wilden Natur, die er endlich, da die Reue zu ſpät kommt, mit vernichtender Wuth gegen ſich ſelbſt richtet. In Jago iſt der ſchlaueſte Böſewicht geſchildert, ſeinen Fallſtricken zu entgehn, iſt unmöglich; ein Meiſter in der Verſtellungskunſt kennt er die Blößen der Menſchen, und weiß ſie zur Anregung ihrer Leidenſchaften zu benutzen. Desdemona iſt einnehmend durch Unſchuld, Einfalt, Sanftmuth und Demuth; ſie wird dem Verdacht eines Verbrechens geopfert, von dem ſie nicht einmal die Möglichkeit ahnet. Hamlet iſt ein Stück von unerſchöpflichem Tiefſinn. Dieſes räthſelhafte Werk, ſagt A. W. Schlegel, gleicht jenen irrationalen Gleichungen, in denen immer ein Bruch von unbekannten Größen übrig bleibt, der ſich auf keine Weiſe auflöſen läßt. Am meiſten muß es in Erſtaunen ſetzen, daß bei ſo verſteckten Abſichten, bei einer in unerforſchte Tiefen hinabgebauten Grundlage, das Ganze ſich auf den erſten Anblick äußerſt volksmäßig darſtellt. Die haarſträubende Erſcheinung des Geiſtes bemächtigt ſich gleich anfangs der Einbildungskraft und des Gemüths; dann das Schauſpiel im Schauſpiel, worin man wie in einem Spiegel das Verbrechen wiederholt ſieht, deſſen vergeblich bezweckte Beſtrafung den Inhalt des Stücks ausmacht; des Königs Entſetzen darüber; Hamlets verſtellter und Ophelia's wirklicher Wahnſinn; ihr Tod und Leichenbegängniß; das Zuſammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe; ihr Zweikampf und die große Entſcheidung; endlich das Auftreten des jungen Helden Fortinbras, der einer untergegangnen Königsfamilie mit kriegeriſchem Pomp die letzte Ehre erweiſ't; dazwiſchen die komiſchen Charakterſcenen mit Polonius, den Höflingen und den Todtengräbern, die ſämmtlich ihre Bedeutung haben: alles dies erfüllt die Bühne mit der lebendigſten und mannichfaltigſten Bewegung. Daß gegen das Ende die Handlung ſtill ſteht, und ſogar zurückgeht, war unvermeidlich, da der Dichter zeigen wollte, wie ein zwar edles aber ohnmächtiges Streben doch am Ende ſein Ziel verfehlt, und in ſich ſelbſt untergeht. Hamlet ſelbſt iſt bei vielen löblichen, ſogar königlichen Eigenſchaften ſchwach und kraftlos, und dieſe Schwäche ſteigt mit ſeinem Grame; er nimmt daher ſeine Zuflucht zur Liſt und Verſtellung, und erſcheint gefühllos ſelbſt bei Ophelia's doch von ihm veranlaßten Jammerge-

ſchick. Nicht der Welt zum warnenden Beiſpiel, ſondern faſt zufällig werden am Ende Schuldige und Unſchuldige in einen allgemeinen Untergang fortgeriſſen, ohne daß das Räthſel, welches über den Schickſalen der Menſchen waltet, gelöſ't werden ſoll. Im Macbeth hat Shakſpeare ſich auf den höchſten Gipfel des Furchtbaren und Schrecklichen erhoben. Seine Hexen ſind unedle und gemeine Werkzeuge der Hölle, deren Darſtellung wahrhaft magiſch iſt. Sie erſcheinen und ſprechen unter ſich als gemeine Weiber; ſobald ſie aber ihre Orakelſprüche ertheilen, treten ſie in majeſtätiſcher Feierlichkeit auf, und verrathen dadurch, daß ſie nur Werkzeuge in höherer Hand ſind. Des ehrwürdigen und gütigen alten Königs Duncan Ermordung unter Freundes Dache in ruhigem Schlafe war eine zu ſcheußliche That, um aus natürlichen Antrieben in der Bruſt eines zwar ehrgeizigen, aber edeln Helden aufzukeimen. Eine hölliſche Verſuchung bereitet ſeinen Geiſt gleichſam vor auf einen Gedanken, vor dem er zuſammenſchaudert, und den er nur in einem Taumel, worein ihm die verführeriſche und beſtrickende Beredſamkeit ſeiner Gemahlin verſetzt hat, ausführt. Die Reue kommt zu ſpät; die Hölle reißt ihre Beute unaufhaltſam dahin. Hinweg iſt aus der ſchuldbewußten Bruſt jener königliche Heldenmuth, mit welchem wir ihn ſiegreich auftreten ſahen, und er erliegt mit einem zwar tapfern, aber durch ſein feiges Gewiſſen gelähmten Willen, nicht ohne ſchmerzliche Theilnahme der Zuſchauer. Härtere Strafe fällt auf Lady Macbeth mit Recht für größere Schuld; ſie ſtirbt in geiſtiger und körperlicher Zerrüttung als eine Verworfene, deren Schickſal uns Grauſen erweckt. Bewundernswürdig iſt der raſche, ſtets ſeinem Ziele zufliegende Gang des Stückes; unendlich viel iſt in dem engen Raum weniger Stunden zuſammengedrängt, ohne daß dadurch weder die Deutlichkeit des Zuſammenhanges, noch die Ausführung einzelner Situationen im geringſten gelitten. Der Dolch vor Macbeth's Augen, Banco's Erſcheinung beim Gaſtmahle, der Lady Macbeth Nachtwandeln ſind Scenen, die eine Welt von Gefühlen aufregen; ihre Wirkung verſtattet in der That keine Zergliederung. Wie Macbeth durch die Macht des Schreckens ſo erſchüttert uns König Lear durch die Macht des Mitleids. Ein König, Greis und Vater, ſinkt von der Höhe menſchlichen Glücks, auf der er zu ſtehen ſcheint, durch den Undank ſeiner unnatürlichen Töchter, in das tiefſte hülfloſeſte Elend. Da geht ſein alterſchwacher Verſtand in wilden Wahnſinn über; Rettung iſt nicht mehr möglich. Wir ſchweigen von Edgar und ſeinem Zuſammentreffen mit Lear in einer Nacht, wo die Natur alle ihre Schrecken losgelaſſen zu haben ſcheint, um ſie auf die ſchuldloſen Häupter dieſer Jammervollen zu häufen, von Gloſter, von Lears ſo treuem und weiſem Narren, von Cordelia's reiner Seelenſchönheit, von allen den Situationen und Zuſammenſtellungen, womit der Dichter die Gemüther beſtürmt. Shakſpeare entlehnte die Geſchichte Lears und ſeiner Töchter ohne Veränderung aus einer fabelhaften Überlieferung, und verflocht ſie mit der Geſchichte Gloſters und ſeiner Söhne ſehr kunſtreich zu einem Ganzen. Die drei römiſchen Stücke: Coriolan, Julius Cäſar, und Antonius und Cleopatra, ſind beſonders wegen der anſcheinenden Kunſtloſigkeit merkwürdig, womit ohne fremdartige Zuthaten die Geſchichte wiedergegeben, und zugleich den Foderungen der Bühne

genügt wird. Verwandt mit ihnen in Anſehung des aus dem Alterthum entlehnten Stoffs ſind Timon von Athen, in dem eine ſatiriſche Tendenz mehr als in irgend einem andern Stücke vorherrſcht, und Troilus und Creſſida, eine durchgeführte Ironie auf den trojaniſchen Krieg, die jedoch nicht auf die Bühne gekommen. — Der aus der engliſchen Geſchichte geſchöpften Schauſpiele ſind zehn, die gleichſam ein hiſtoriſches Heldengedicht in dramatiſcher Form bilden. Acht derſelben, von Richard dem Zweiten bis Richard den Dritten, umfaſſen in ununterbrochner Folge faſt ein Jahrhundert der Geſchichte Englands. So treu und lichtvoll ſind die großen Begebenheiten entwickelt und dargeſtellt, und ſo lehrreich ſind dieſe an und für ſich, daß man nicht nur die Geſchichte daraus vollkommen erlernt, ſondern daß dieſe Schauſpiele auch einen wahrhaften Fürſtenſpiegel abgeben können. Chronologiſch getrennt von dieſer Reihe ſind die beiden übrigen hiſtoriſchen Stücke, von denen König Johann gleichſam den Prolog, Heinrich der Achte den Epilog macht; die dazwiſchen fallenden Zeiträume waren keiner dramatiſchen Behandlung fähig. In König Johann ſehen wir zwar einen ungerechten und ſchwachen Fürſten, aber ſein Tod löſcht den Unwillen gegen ihn aus, und der zarte Arthur gewinnt uns die innigſte Theilnahme ab. Richard der Zweite iſt ein Meiſterſtück der Charakteriſtik. Seine edle königliche Natur, in jugendlichem Übermuth verirrt, aber nicht untergegangen, entfaltet ſich auf das herrlichſte im Unglück, und er erſcheint erſt recht als König, ſeit er vom Throne geſtürzt iſt. Heinrich der Vierte iſt durch drei Stücke hindurch geführt. Im erſten Theil ſteht der Prinz, ausgeſtattet mit Liebenswürdigkeit und Anmuth, dem jungen Percy entgegen, deſſen ungeſtüme Tapferkeit mit Übermuth und Starrſinn gemiſcht iſt. Warum die furchtbare Empörung fehlſchlagen mußte, iſt trefflich entwickelt. Mit großer Kunſt hat Shakſpeare nach Percy's Untergang die Dürftigkeit des Stoffs im zweiten Theile zu überwinden gewußt. Er hat in die ernſthaften Begebenheiten gleichſam ein Luſtſpiel verflochten, das ebenfalls erſt mit dem Ende des Stücks ſich dadurch auflöſ't, daß Heinrich der Fünfte die Theilnehmer ſeiner wilden Jugendſtreiche nach ſeiner Thronbeſteigung ſtatt der von ihnen erwarteten Belohnungen gebührend von ſich entfernt. Unter dieſen Gefährten des Prinzen iſt Falſtaff der vorzüglichſte, ein Meiſterſtück komiſcher Erfindung und individueller Charakteriſtik. Falſtaff, ſagt der mehrmals angeführte Kritiker, iſt der angenehmſte und unterhaltendſte Taugenichts, der je geſchildert worden. Seine verächtlichen Eigenſchaften werden nicht verkleidet: alt und dabei lüſtern und liederlich, übermäßig wohlbeleibt und immer darauf bedacht, ſich durch Speiſe und Trank und Schlaf zu pflegen; beſtändig in Schulden und wenig gewiſſenhaft in der Wahl der Mittel, um ſich Geld zu verſchaffen; ein feiger Soldat und ein lügenhafter Prahler; ein Schmeichler, und eine böſe Zunge hinter dem Rücken ſeiner Freunde, erregt er dennoch niemals Unwillen. Man ſieht, daß ſeine zärtliche Beſorgniß für ihn ſelbſt ohne alle Beimiſchung von Tücke gegen Andre iſt; nur in der behaglichen Ruhe ſeiner Sinnlichkeit will er nicht geſtört werden, und dieſe erkauft er durch die Geſchäftigkeit ſeines Verſtandes. Immer aufgeräumt und guter Laune, immer bereit, Andre zum beſten zu haben, und über ſich ſelbſt Spaß zu

verſtehn, ſo daß er mit Recht von ſich rühmt, er ſey nicht bloß witzig, ſondern veranlaſſe auch Andre es zu ſeyn, iſt er ein vortrefflicher Geſellſchafter des jugendlichen Müßigganges und Leichtſinns. Unter einem unbeholfnen Äußern verbirgt er einen äußerſt gewandten Geiſt; er weiß geſchickt einzulenken, ſobald ſeine gewagten Späße anfangen zu mißfallen; er unterſcheidet mit Scharfſinn die Perſonen, wo er ſich um Gunſt bewerben muß, und die, bei welchen er ſich eine vertrauliche Überlegenheit anmaßen darf. Er iſt ſo überzeugt, daß die Rolle, die er ſpielt, nur unter dem Deckmantel des Witzes durchſchlüpfen kann, daß er auch ſich ſelbſt gegenüber niemals ganz ernſthaft iſt, und ſeinen Lebenswandel, ſeine Verhältniſſe zu Andern, und ſeine ſinnliche Philoſophie auf eine luſtige Weiſe einkleidet. In den luſtigen Weibern von Windſor iſt dieſer komiſche Charakter nebſt andern, wie man ſagt auf den Wunſch der Königin Eliſabeth, die den Falſtaff verliebt ſehen wollte, weiter ausgeſponnen. Ohne verliebt zu ſeyn, macht er in dieſem Stücke zwei Frauen zugleich den Hof, die ſich verliebt in ihn ſtellen, um ihre Kurzweil mit ihm zu treiben. Die Situationen ſind höchſt ergötzlich, und das ganze Stück, ſo wie alle Charaktere komiſch. Ein phantaſtiſches Gaukelſpiel ſchließt das Ganze, und hebt es noch am Schluſſe aus dem Kreiſe des Alltagslebens heraus, in welchem es ſich eigentlich bewegt. In Heinrich dem Fünften hatte der Dichter mit beſondern Schwierigkeiten des Stoffs zu kämpfen, der mehr epiſch als dramatiſch iſt. Darum überſchreitet er auch die Gränzen der Gattung, und flicht zwiſchen jeden Aufzug einen Prolog ein, worin epiſche Pracht und Feierlichkeit mit lyriſchem Schwunge vereinigt ſind. Die Convenienzheirath, womit das Ganze ſchließt, und die ſo wenig den gehegten Erwartungen entſprach, hat er nicht ohne Ironie behandelt. Daß Heinrich der Fünfte ſein Lieblingsheld iſt, wird ſichtbar aus der Art, wie er ihn ausſtattet mit allen Eigenſchaften eines ritterlichen Königs. Iſt übrigens ſchon hier der Dichter in allem, was Engländer und Franzoſen betrifft, nicht ohne große Parteilichkeit, ſo iſt er es noch mehr in den drei Theilen Heinrichs des Sechsten, die er früher als die vorherigen Stücke dichtete. Alles hat er raſch und kräftig durchgeführt. Die Jungfrau von Orleans ſchildert er als Engländer, zwar anfangs rein und heldenmüthig, aber zuletzt, durch Eitelkeit und Wolluſt verderbt, wird ſie eine ſchmähliche Beute der hölliſchen Geiſter. Talbot und ſein Sohn rühren dagegen auf das innigſte. Den zweiten und dritten Theil füllen die Gräuel bürgerlicher Kriege; ſie ſind ein düſteres, mit Blut gemahltes Schreckensgemählde, an das ſich Richard der Dritte unmittelbar anſchließt. In dieſem Stücke iſt vornehmlich die Charakteriſtik Richards ausgezeichnet. Wie er ſchon in Heinrich dem Sechsten angekündigt worden, erſcheint er hier in der ganzen Häßlichkeit eines vorſätzlichen Böſewichts, voll Heuchelei, Egoismus, Tücke und Neid, und erregt Schrecken und Grauſen. Das letzte von Shakſpeare's hiſtoriſchen Stücken iſt Heinrich der Achte, das zwar andern an Schwung der Phantaſie, wie an Nachdruck des Pathos und der Charaktere nachſteht, aber Bewunderung verdient wegen der Geſchicklichkeit, womit der wollüſtige, gefühlloſe und tyranniſche Heinrich geſchildert und die delicateſten Gegenſtände unbeſchadet der Wahrheit vor den Augen der Königin Eliſabeth ſelbſt behandelt ſind. Erwägt man das Gewagte dieſer Unternehmung, ſo wird

man den Schluß des Stückes nicht nur verzeihlich, ſondern ſelbſt nothwendig finden. — Noch ſind uns die angeblich Shakſpeare'n untergeſchobnen Schauſpiele zu erwähnen übrig. Sie ſind 1. Titus Andronicus, 2. Locrine, 3. Pericles, Prinz von Tyrus, 4. der Londner verlorne Sohn, 5. die Puritanerin oder die Witwe von Watlingſtreet, 6. Thomas Lord Cromwell, 7. Sir John Oldcaſtle, erſter Theil, 8. Ein Trauerſpiel in Yorkſhire, von denen wenigſtens die letzten drei ohne Zweifel von Shakſpeare ſind. Außer dieſen werden ihm noch andre zugeſchrieben, die wir hier übergehn. Mehrere dieſer Stücke ſind durch Tiecks Überſetzung auch unter uns bekannt geworden. — Nach einem ruhmvoll und thätig angewendeten Leben ſtarb dieſer große Dichter im April 1616 zu Stratford in einem Alter von erſt 53 Jahren, und ward dort beerdigt. Er hinterließ drei Töchter, aber ſeine Nachkommenſchaft erloſch in der dritten Generation nach ihm. Im J. 1740 errichteten ihm ſeine Bewunderer ein koſtbares Denkmal unter den Dichtern Englands in der Weſtminſter-Abtey. Unter den engliſchen Ausgaben von Shakſpeare's dramatiſchen Werken ſind die geſchätzteſten die von Johnſon und Steevens, von Reed und von Malone. Die erſte deutſche Überſetzung lieferten Wieland und Eſchenburg. Dieſen folgte A. W. Schlegel, deſſen Arbeit jedoch unvollendet geblieben iſt. H. und Abr. Voß, ſo wie Dippold, Krauſe und Keßler haben einen Theil der von Schlegel unüberſetzt gelaſſenen Stücke geliefert. Über die berühmte Shakspeare Gallery ſehe man Boydell.

Shawl (Shaul), die feinſte unter allen bis jetzt bekannten wollenen Zeugarten, welche im Orient äußerſt hoch geſchätzt wird. Man macht dieſes Zeug aus einer Art Wolle, die in Tibet gewonnen wird, und da Touz heißt. Man bekommt ſie von einer gewiſſen Art Ziegen, die auf den Gebirgen von Tibet weiden. Sie iſt ſanfter und feiner anzufühlen als das allerfeinſte und beſte Biberhaar. In Caſchmir macht man hieraus Kopftücher, welche die Mongolen und Indier höher ſchätzen, als es der Europäer ſich vorſtellen kann. Das Stück gilt 100 und mehr Rupien (nach unſerm Gelde Ducaten). Auch zu uns kommen ſogenannte türkiſche, zu Umſchlagetüchern beſtimmte Shawls, wovon das Stück 1000 bis 1500 Fl. und mehr koſtet. Der engliſche Fabrikant John Harwey zu Norwich hat verſucht, dieſen Artikel nachzumachen, und es iſt ihm ziemlich gelungen. Er hat dazu die auserleſenſte Leoneſas- und norfolkſche Wolle genommen. Übrigens nennt man jetzt in Europa auch alle große Umſchlagtücher Shawls. Solche Shawls von feiner Wolle erhalten wir vorzüglich aus engliſchen und franzöſiſchen Wollenmanufacturen.

Sheffield (John Baber Holroyd, Lord), ein berühmter engliſcher Ackerbauverſtändiger, Staatsmann und politiſcher Schriftſteller, iſt der Sohn Iſaac Holroyds und Dorothea Bakers, der Tochter des Ritters Baker von Penn in Buckſhire. Er wurde um das Jahr 1741 geboren. 1760 befehligte er eine Schwadron leichter Reiterei unter dem Marquis von Granby. Bald nach Wiederherſtellung des Friedens durchreiſ'te er einen großen Theil Europa's, und während deſſen ward ſein Vermögen durch den Tod ſeines Bruders um ein Großes vermehrt. 1767 heirathete er Miß Way, die einzige Tochter eines ſehr wohlhabenden Edel-

manns. Um dieſe Zeit ward er ein eifriger Landwirthſchafter, und ſein Gut Sheffield-Houſe in Suſſex verdankte ſeinem Fleiße und ſeinen Kenntniſſen große Verbeſſerungen. Bei dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich 1778 nahm er eine Stelle bei der Miliz von Suſſex, über welche er nachmals den Oberbefehl führte, an. 1780 wurde er zum Parlamentsglied für die Stadt Coventry erwählt, und zwar nach den gewaltſamſten Streitigkeiten, die je bei einer ſolchen Wahl ſich erhoben. Als die fanatiſchen Anträge wider die Römiſchcatholiſchen im Unterhauſe von dem Lord Gordon gemacht wurden, der die Gewohnheit hatte, bei ſolchen Gelegenheiten den Pöbel zu haranguiren, erklärte der Oberſt Holroyd, der dies auch jetzt von dem Lord beſorgte, daß wenn einer von dem gemeinen Geſindel es wagen würde, das Haus zu betreten, er augenblicklich eine ſchleunige Rache gegen den Lord, als den Anſtifter, nehmen würde. Um dieſe Zeit ward er zum Lord Sheffield, Baron von Dunamore in der Grafſchaft Meath ernannt, und es ward nachher das Patent dahin geändert, daß auch die Titel ſeinen Töchtern verbleiben ſollten. Wegen ſeiner Kenntniß des Handlungsweſens ward er bei der nächſten allgemeinen Wahl von der Stadt Briſtol zum Repräſentanten erwählt, und machte ſich durch ſeine unermüdete Widerſetzung gegen die Abſchaffung des Sclavenhandels bei ſeinen Wählern außerordentlich beliebt. 1802 wurde er zum engliſchen Pair ernannt, und zeigte im Oberhauſe dieſelbe Unabhängigkeit des Geiſtes, wie im Unterhauſe. Er iſt drei Mal verheirathet geweſen. Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin verheirathete er ſich mit einer Lady Lucie Pelham, der Tochter des Grafen von Chicheſter, nach deren Tode mit Lady Anne North, der Tochter des verſtorbenen Grafen von Guildford, von der er einen Sohn, Georg Auguſt Friedrich North, geboren 1802, hat. Lord Sheffield war übrigens der vertrauteſte Freund des Geſchichtſchreibers Gibbon, deſſen Denkwürdigkeiten und nachgelaſſene Werke er in 3 Bänden 4. herausgegeben hat. Er ſelbſt hat außer mehrern andern Werken geſchrieben: Betrachtungen über den Handel der nordamerikaniſchen Staaten, 8., 1783, wovon ſchon 1784 die 6te Ausgabe erſchien; Betrachtungen über die Manufacturen, den Handel und den gegenwärtigen Zuſtand Irlands (London 1785, zum 3ten Mal aufgelegt 1792); Betrachtungen über das Project der Abſchaffung des Sclavenhandels, 8., 1789 und viele andre.

Shenſtone (William), ein engliſcher Dichter, geboren 1714 zu Hales Owen in Shropsſhire, war der Sohn eines Landedelmanns ohne Bildung. Der junge Shenſtone lernte von einer alten Frau leſen, deren Andenken er durch ſein Gedicht: die Schulmeiſterin (the Schoolmistress), verewigt hat. Er gewann ſolchen Geſchmack am Leſen, daß er in ſeiner Kindheit alle Bücher, die man ihm reichte, gleichſam verſchlang. Jedes Mal, wenn zur Stadt geſchickt wurde, mußte man ihm neue bringen laſſen, die er voll Begierde mit zu Bette nahm. Wenn er bisweilen keine Bücher hatte, ſo legte ſeine Mutter, um ihn durch Täuſchung zu beruhigen, ein Stückchen von einem Brette, in Form eines Buchs eingepackt, ihm ins Bette. In einem Alter von 10 Jahren verlor er ſeinen Vater. Nach und nach der Obhut verſchiedener ſeiner Verwandten anvertraut, trat er 1732 ins Pembroke-Colle-

gium zu Oxford, welches ein halbes Jahrhundert lang die Wiege der engliſchen Literatur und Dichtkunſt war. 1737 gab er ohne ſeinen Namen eine kleine Sammlung vermiſchter Aufſätze heraus, lebte bald zu London, bald zu Bath, und bildete, frei von Sorgen, ſeinen Geſchmack für Dichtkunſt aus. Während dieſer Zeit verfertigte er ſeine beiden Gedichte: das Urtheil des Hercules und ſeine Schulmeiſterin. Eine gewiſſe Sonderbarkeit und Ländlichkeit in der Erſcheinung verhinderten ihn, wichtige Verbindungen anzuknüpfen. Als er 1745 zum vollen Beſitz ſeines väterlichen Vermögens kam, folgte er ſeinem Wunſche nach literariſcher Muße und ländlicher Zurückgezogenheit, und ließ ſich auf ſeinem Gute wohnhaft nieder, ganz ſeines Berufs für das geſellige und thätige Leben vergeſſend. Hier beſchäftigte er ſich mit der Verſchönerung ſeiner Grundſtücke, ohne an die Vermehrung ihres Ertrages zu denken. Wahrſcheinlich wurde er hiezu durch die Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Geaves zu Middleton in Glouceſterſhire, deſſen ſchöne Schweſter er liebte, veranlaßt. Übrigens ſchien dieſe Leidenſchaft, welche bei andern Gemüthern der Sporn zu großen Unternehmungen wird, bei ihm ihre ganze Kraft in klagenden Elegien und andern empfindſamen dichteriſchen Ergüſſen zu verhauchen. Durch ſeine Verſchönerungsſucht ſtürzte er ſich in Schulden und Sorgen, und dieſe beſchleunigten ſeinen Tod. Er ſtarb 1763 an einem hitzigen Fieber. Sein Freund Dodsley gab ſeine Werke unter dem Titel: Works in verse and prose by William Shenſtone 1764 in 2 Vol. heraus. 1769 folgte noch ein 3ter Band unter demſelben Titel, der Shenſtone's Briefe enthält. Seine Gedichte zeichnen ſich aus durch Eleganz, durch melodiſchen Versbau und Zartheit des Gefühls. Aber viele von ihnen ſind matt, und es fehlt darin an der Stärke der Bilder, und an der Energie und glanzvollen Diction, wodurch ſich die Werke anderer Dichter ſeines Vaterlandes auszeichnen. In ſeinen proſaiſchen Schriften herrſcht eine geſunde Urtheilskraft und ein geläuterter Geſchmack; auch findet man neue und ſehr treffende Bemerkungen über den Menſchen darin. N. P.

Sheridan (Richard Brinsley), Generaleinnehmer des Herzogthums Cornwall und berühmt als Schauſpieldichter und als eins der thätigſten und beredteſten Oppoſitionsglieder im engliſchen Parlamente, war der dritte Sohn des berühmten Thomas Sheridan, der ſich als Schauſpieler, und mehr noch durch ſein engliſches Wörterbuch über die Ausſprache und andre Werke rühmlichſt bekannt gemacht hat. Miſtreß Sheridan, die Mutter Richards, war gleichfalls eine Frau von vorzüglichem Geiſte und trefflichen Grundſätzen. Sie war eine vertraute Freundin des Doctor Samuel Johnſons und anderer in der gelehrten Welt berühmten Perſonen. Richard Sheridan wurde zu Dublin im October 1751 geboren, und als er ſieben Jahre alt war, mit ſeinem ältern Bruder Carl der Erziehung eines Schullehrers in gedachter Stadt, Namens Samuel Whyte, welcher ein Verwandter von Miſtreß Sheridan war, anvertraut. Merkwürdig iſt es, daß die Mutter der beiden Knaben, als ſie dieſelben Whyte zum Unterricht übergab, ihm zugleich ſagte: „bis jetzt war ich die einzige Lehrmeiſterin meiner Söhne, und ſie haben meine Geduld hinreichend geübt, denn zwei ſo undurchdringliche Dickköpfe ſind mir noch nicht vorgekommen.“ Nachdem ſie anderthalb Jahre bei

Whyte geweſen waren, wurden ſie nach England geſchickt, und 1768 ward Richard Brinsley in die Schule zu Harrow aufgenommen. Er machte nur langſame Fortſchritte, bis endlich ſeine ſchlummernden Fähigkeiten von dem Doctor Samuel Parr bemerkt wurden, der keine Mühe ſparte, ſie in Thätigkeit zu ſetzen. Um das Jahr 1769 wurde er als Student in Middle Temple (eine Juriſtenſchule in London) aufgenommen, aber wahrſcheinlich entſprach auch hier ſein Fleiß nicht den Erwartungen ſeines Vaters. Richard Sheridans Verlegenheiten wurden durch ſeine Verheirathung mit Miß Linley, der Tochter des berühmten Componiſten dieſes Namens, welche zugleich die Lieblingsſängerin auf dem Drurylane-Theater war, vermehrt. Die Liebe dieſer Dame hatte Sheridan durch zwei verwegene Duelle erworben, welche er ihretwegen mit einem andern ihrer Anbeter, Namens Matthews, beſtand, und in denen er beidemal Sieger war. Obgleich jene Verbindung Sheridan in manche drückende Verhältniſſe brachte, ſo wollte er doch nicht zugeben, daß ſeine Gattin die Bühne wieder betreten ſollte, und ſchlug bedeutende Anerbietungen aus. Am 17ten Januar 1775 ward ſein erſtes Luſtſpiel, *die Nebenbuhler*, auf dem Coventgarden-Theater vorgeſtellt, aber es fand nicht den Beifall, der ſeinen Verdienſten gebührte, und fiel durch. Sein nächſtes Stück war eine Poſſe, betitelt: Sanct Patricks-Tag, oder der projectirende Lieutenant, welche in demſelben Vierteljahre erſchien. Das folgende Jahr kam ſeine Hofmeiſterin, eine komiſche Oper (the Duenna, a comic Opera), welche 75 Male wiederholt wurde, auf die Bühne. Als Garrick ſich um dieſe Zeit von der Bühne zurückzog, kauften ihm Sheridan, Doctor Ford und Linley ſeinen Antheil an dem Theater für 30,000 Pfund Sterling ab. Er war jetzt als Schriftſteller noch thätiger; im nächſten Jahre erſchien von ihm umgearbeitet eine Komödie von Vanbrugh, unter dem Titel: die Luſtreiſe nach Scarborough (a Trip to Scarborough), das aber ſchnell durch ſeine *Läſterſchule* (School for Scandal) verdrängt wurde. Dies letztere Stück iſt das beliebteſte und vielleicht das regelmäßigſte Stück, welches die neuere engliſche Bühne in dieſer Gattung des Drama aufzuweiſen hat. 1778 gab er ein muſikaliſches Stück, *das Lager* (the Camp) heraus, dem ein Zwiſchenſpiel: *der Kritiker*, nach des Herzogs von Buckingham ſo betitelter *Vorübung* (Rehearsal) bearbeitet, folgte. Bei der allgemeinen Wahl von 1780 ward Sheridan für Stafford zum Parlament geſandt, und ſchlug ſich ſogleich zur Oppoſitionspartei unter der Anführung ſeines Freundes Fox, deſſen Unterſecretär er ward, als Jener ſeine ſo bekannte Coalition mit Lord North ſchloß. Während Shelburne's Staatsverwaltung erſchien ein periodiſches Blatt, unter dem Namen *der Jeſuit*, wodurch der Mann, welcher an der Spitze der Geſchäfte ſtand, ſo charakteriſtiſch bezeichnet wurde. An dieſem Werke nahm Sheridan vorzüglichen Antheil, und die Schrift war ſo kräftig abgefaßt, daß der Generalfiscal von der Regierung aufgefodert wurde, den Herausgeber gerichtlich zu verfolgen. Als ein beſonderer Zug von Gerechtigkeitsliebe der foxiſchen Partei muß es übrigens bemerkt werden, daß die Hauptanſtifter jenes Blatts, als ſie zum Staatsruder gelangt waren, nichts thaten, um den fiscaliſchen Prozeß zu hindern, vielmehr es zugaben, daß der Buchhändler mit zwölfmonatlicher Gefängnißſtrafe belegt

wurde, und die bedeutenden Koſten bezahlen mußte, ohne daß ſie ſich für ihn verwendet hätten. Nach der Wiedereinſetzung ſeiner Freunde erhielt auch Sheridan ein Amt, und wurde zum Secretär der Schatzkammer ernannt. Aber kaum hatte er dieſe Beſtallung erhalten, als Foxens übereilte indiſche Bill wieder eine Veränderung veranlaßte, und Pitt das Staatsruder mit ſo feſter Hand ergriff, daß es ihm weder durch die Kunſtgriffe, noch durch die Beredſamkeit der Oppoſitionspartei entriſſen werden konnte. Von dieſer Zeit an zeichnete ſich Sheridan durch Energie unter jener Partei aus; ſeine Reden verfehlten nie, durch das Beißende ihres Witzes und das Hinreißende der Sprache die öffentliche Bewunderung zu erregen. Beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution erfuhr Sheridan ſehr beleidigende Kränkungen von ſeinem alten Freund und Bundesgenoſſen Edmund Burke, der ihn wegen ſeiner Schwachheit, eine gewiſſe Popularität durch Clubbs zu erlangen, freilich mit Recht, aber auf eine ſehr bittre Weiſe Preis gab. Übrigens muß man geſtehn, daß Sheridan echten Patriotismus zeigte, beſonders zur Zeit der Empörungen unter den Seeleuten, und als die Gemeinden zur Vertheidigung des Königreichs aufgefodert wurden. Nach dem Tode ſeiner erſten Gattin 1792 heirathete er Miß Ogle, die Tochter des verſtorbenen Dechanten von Wincheſter, und da ſeine Partei nach Pitts Tode wieder die Obergewalt erhielt, wurde er zum Schatzmeiſter des Seeweſens ernannt. Als neun Monate nachher dieſes Miniſterium wieder aufgelöſ't wurde, erhielt Sheridan auf Verwendung des Prinzen von Wales das Amt eines Obereinnehmers des Herzogthums Cornwallis, welches 2000 Pfund einträgt, und mit keinen Geſchäften verbunden iſt. Überdies blieb er Mitdirector von Drurylane bis an ſeinen Tod. Mit einiger Ordnung in ſeinen Angelegenheiten hätte er reich werden müſſen; ſtatt deſſen befand er ſich in ſteter Bedrängniß. Der Grund davon war ein ſchändlicher Hang zum Trunk, der mit dem Alter immer mehr überhand nahm. Mannichfache häusliche Leiden trugen dazu bei, dieſe unglückliche Leidenſchaft zu verſtärken, die ihn nicht nur in ſchlechte Geſellſchaft führte, ſondern auch verleitete, ſeiner Geldnoth durch allerlei unwürdige Ränke und Liſten auf Koſten Andrer abzuhelfen. Er ſtarb im J. 1816; ein Verhaftsbefehl, der von ſeinen Gläubigern zu derſelben Zeit ausgewirkt worden, blieb unvollzogen, da die Ärzte beſcheinigten, daß er auf den Tod darniederliege. — Außer ſeinen ſchon angeführten dramatiſchen Schriften arbeitete er auch Kotzebue's Ataliba unter dem Titel Pizarro für die engliſche Bühne um. Auch die Briefe des Ariſtänet hat Sheridan aus dem Griechiſchen ins Engliſche überſetzt, ohne ſich zu nennen. Seine übrigen Schriften hatten größtentheils ein bloß örtliches und momentanes Intereſſe für die brittiſche Nation.

Sheriff heißt bei den Engländern der Landrichter oder Richter einer ganzen Grafſchaft (Shire). Es gibt deren ſo viele als Grafſchaften in England; nur die Grafſchaft Middleſex hat zwei, indem einer bloß für die Stadt London beſtimmt iſt. Unter dem Sheriff ſtehen noch ein Unterſheriff und die Geſchwornen (ſ. Jury), welche, nachdem der Sheriff die Unterſuchung vollendet hat, die Entſcheidung ausſprechen, und von ihm ſelbſt vorgeſchlagen, ſo wie zu den Sitzungen und Verhören zuſammenberufen werden. Das Amt des Sheriffs hat viel Gewalt und Anſehn,

und beſteht, außer der Sorge für die Polizei und die Eintreibung der königlichen Taxen, Straf- und Confiscationsgelder, vorzüglich in zwei Stücken: daß er nämlich 1. die königlichen Strafurtheile zur Vollſtreckung bringe, und 2. in bürgerlichen Sachen Recht ſpreche. Er hält zweierlei Arten von Gerichten, ein monatliches, wo er über bürgerliche Rechtsſachen entſcheidet, deren Gegenſtand nicht über 40 Schillinge beträgt, und ein halbjährliches, über wichtigere Dinge und Criminalfälle wider das gewöhnliche Recht, mit Ausnahme beſonderer, vom Parlament beſtimmter Fälle. Der Oberſheriff (High-Sheriff) wird alle Jahre vom Könige ernannt; der Unterſheriff behält ſeine Stelle lebenslänglich.

Shetland oder die ſhetländiſchen, auch hitländiſchen Inſeln, 46 an der Zahl, gehören zu Schottland, und liegen zwiſchen dieſem Reiche und Norwegen, im ſogenannten caledoniſchen oder ſchottiſchen Meere. Sie haben an 24,000 Einwohner; mehrere beſtehen aus Felſen, und ſind unbewohnbar. Viehzucht und Fiſcherei ſind die vorzüglichſten Nahrungszweige der Bewohner. Die größte dieſer Inſeln heißt Mainland, welches ſo viel als das größte Land heißt.

Shield (William), königlich großbritanniſcher Hofmuſikus, wurde 1754 zu Swalwell in der Grafſchaft Derham geboren. Sein Vater, welcher Singlehrer war, gab ihm ſehr früh auf der Violine Unterricht, und ſeine Fortſchritte waren ſo ſchnell, daß er noch vor ſeinem 8ten Jahre mehrere von Corelli's ſchwerſten Stücken ſpielen konnte. Der bald nachher erfolgte Verluſt ſeines Vaters veranlaßte eine große Veränderung in ſeiner Lage, und als er 14 Jahre alt war, wurde er bei einem Bootbauer zu Northſhields in die Lehre gegeben. Glücklicher Weiſe für ihn wohnte gerade damals der berühmte Aviſon in der Nachbarſchaft, und von ihm erhielt er bei ſeinen muſikaliſchen Studien, welche er noch für ſich in ſeinen Nebenſtunden trieb, große Unterſtützung. Nach Ablauf ſeines Lehrcontracts verließ er das Geſchäft, zu dem er beſtimmt war, und wurde Anführer einer Schauſpielergeſellſchaft zu Durham. Der Beifall, den er fand, war ſo groß, daß er beſchloß, nach London zu gehen, wo er Cramers Freundſchaft erhielt, der ihn in dem Orcheſter des Opernhauſes anſtellte. 1792 beſuchte Shield Italien, wo er ſeine künſtleriſchen Kenntniſſe und dadurch ſeinen Ruhm, wie ſeine verſchiedenen Compoſitionen genügend beweiſen, noch vermehrte. Von ſeinen muſikaliſchen Arbeiten als Componiſt am Theater zu Coventgarden ſprechen wir hier nicht, ſondern führen bloß ſeine ſehr gelehrten Schriften über ſeine Kunſt an: An Introduction to Harmony, 4to 1800, und Rudiments of Thorough Bass for young Harmonists, 4to 1815. (Anfangsgründe im Generalbaß.)

Siam, ein Königreich auf der indiſchen Halbinſel jenſeit des Ganges. Es gränzt gegen Morgen an Tunkin, Cochinchina und Camboya, gegen Mittag an das Meer und Malacca, gegen Abend an Pegu, und gegen Mitternacht an Burmah und Laos. Dies Reich nimmt mit Malacca einen Flächenraum von 6500 Quadratmeilen ein, und zählt eine Million Einwohner. Es iſt überaus ergiebig an Reiß, Pfeffer, Färbeholz, Theakholz, auch Gold, Kupfer, Eiſen, Blei und einer Art Zinn (Spialter). Aus dem Harze eines hier wachſenden Baums bereiten die Japaner

und Chineſen ihren Lackfirniß. Obgleich die Einwohner ihr Land in ihrer Sprache Muan Thai (das Land der freien Leute) nennen, ſo iſt doch die Regierung völlig despotiſch; denn der König hat einen ausſchließlichen Alleinhandel, ſeine Unterthanen müſſen ohne Lohn und Koſt ſechs Monate im Jahr für ihn arbeiten, und ſind in drei Claſſen, nämlich 1. in die Leibwache ihres Beherrſchers, 2. in die Claſſe der öffentlichen Arbeiter, 3. in die obrigkeitlichen Perſonen, Miniſter und Beamten eingetheilt; dieſe Claſſe erhält ſtatt aller weitern Beſoldung bloß Dienſtleute. Erſt mit dem Jahre 1547 fängt ſich die zuverläſſigere Geſchichte dieſes Reichs an, indem damals mehrere benachbarte Nationen in daſſelbe einfielen, wobei 30,000 Einwohner umgekommen ſeyn ſollen. Der König von Siam, von den Portugieſen unterſtützt, ſchlug die feindlichen Völker, und ertheilte jenen auf drei Jahre Freiheit von allen Abgaben, und Erlaubniß, das Chriſtenthum in ſeinem Reiche predigen zu laſſen. Unruhen im Innern Siams veranlaßten die Peguaner, ſich 1568 dieſes Königreichs zu bemächtigen. Pramerit machte ſich (um 1590) von der peguaniſchen Zinsbarkeit wieder frei, und unterwarf ſich Camboya, Lanjang und andere Länder, von denen (1615) mehrere wieder abfielen. Sein Stamm ward (1627-1629) von Chau Paſatong, der ſich des Thrones bemächtigte, ausgerottet. 1663 und ferner begünſtigte Chau Naraja, König von Siam, die europäiſchen chriſtlichen Miſſionäre. Ein Grieche, Namens Falcon, ein Abenteurer, ſchmeichelte ſich auch bei ihm ein, ward zum erſten Miniſter erhoben, und räumte den Franzoſen (1687) Banrock, den Schlüſſel des Reichs, und Mergui ein. Dieſe Nation machte ſich aber verhaßt, und der Mandarin Opra Petcheratchas (Petraatia, Pitrarcha oder Pitra Schah) ließ alle königlichen Prinzen und die Franzoſen ermorden, und beſtieg 1689 ſelbſt den Thron. Die Holländer waren nachher die Günſtlinge der neuen Regierung, und neben ihnen gelang es auch den Engländern, in Siam Factoreien anzulegen. Pitra Schah regierte bis 1700, und ſeine Nachkommen bis 1767. Sein Enkel fiel (1717) während der Unruhen in Camboya in dies Land ein, und verlor faſt ſeine ganze See- und Landmacht. Durch Thronfolgeſtreitigkeiten unter ſeinen Söhnen (1733) ward das Reich noch mehr geſchwächt, ſo daß es 1767 von den Birmanen erobert, und die königliche Familie gefangen hinweg geführt wurde. Die Siameſen vertrieben unter Phaja Thae's Anführung die Birmanen, und dieſer erhielt die Regierung. In einem Kriege eines ſeiner Nachfolger mit dem Birmanenkaiſer, Minderagi, wurde von Siam wieder ein Theil des Reichs jenſeit des Siamfluſſes abgeriſſen, und zum Birmanenſtaate geſchlagen. Die Hauptſtadt des Reichs heißt Judja (Juthia, Odian, Siam), ſie liegt auf einer Inſel des Fluſſes Menam, die ungefähr zwei deutſche Meilen im Umfange hat, und ſo wie die Stadt von vielen Canälen durchſchnitten iſt. Judja hat eine Mauer von Backſteinen, Wälle und verſchiedene Bollwerke, gerade, meiſtens breite Straßen, aber verhältnißmäßig wenig Einwohner, ſo daß der Boden überall mit Gras, Büſchen und Bäumen bewachſen iſt. In den beiden beſten Straßen ſind die Häuſer alle von Steinen, auf einerlei Art gebaut, haben unförmlich breite Thüren und zwei Stockwerke. In der Stadt ſind drei königliche Paläſte, von denen der neue ein Viereck bildet, und meh-

rere Gebäude in ſich begreift. In= und außerhalb ſeiner Mauern ſind Ställe für mehrere 100 Elephanten. Man darf in dieſen Palaſt nicht anders als zu Fuße, auf einem ſehr ſchmutzigen Wege, der nur durch übergelegte Bretter paſſirt werden kann, kommen. Die Götzentempel der Stadt ſind prächtig verziert, und die Götzenbilder beſtehen aus einer vergoldeten Maſſe von Gyps, Harz, Öl und Haar. In einiger Entfernung von der Stadt haben die Holländer am Ufer des Stroms ihre Packhäuſer, und weiterhin ſind Colonien von Japanern, Peguanern und Malayen, wie auch ein Dorf von portugieſiſchen Abkömmlingen, die mit ſchwarzen Weibern gezeugt worden ſind, und eine portugieſiſche Dominicaner= und Auguſtinerkirche. Das Reich Siam ſelbſt iſt in elf Provinzen getheilt, von denen mehrere ihre eigenen Fürſten haben, welche jedoch alle unter der Oberherrlichkeit des Königs von Siam ſtehen.

Sibirien oder Siberien, eine Provinz des aſiatiſchen Rußlands, macht den nördlichſten Theil Aſiens aus, und gränzt gegen Morgen an das öſtliche Meer, gegen Mittag an die chineſiſche Tatarei und Mongolei, gegen Abend an Rußland, und gegen Mitternacht an das Eismeer. Es iſt im 16ten Jahrhundert unter ruſſiſche Herrſchaft gekommen, und die Czare und Kaiſer führen es ſeit 1563 in ihrem Titel. Die Ruſſen haben dies Land ziemlich bevölkert, und Feſtungen, Städte und Dörfer darin angelegt. Doch iſt verhältnißmäßig die Menſchenzahl in dieſem Lande noch ſehr geringe. Die Kälte iſt ſtark und lange dauernd, aber die Luft rein und geſund. Der nördlichſte Theil, über dem 60ſten Grade, iſt des kalten Himmels wegen unangebauet. Die Einwohner leben dort von Fiſchen und Fleiſch, und von dem Getraide, das aus den ſüdlichern Gegenden zugeführt wird. In dieſen letztern iſt der Boden ſehr fruchtbar an Getraide, und hat gute Viehweiden, weßhalb auch viel Hornvieh, Ziegen, Pferde ꝛc. gezogen werden. Gartenfrüchte, außer Kohl, Rüben, Rettich und Gurken, kommen wenig fort, und auch die Verſuche mit Obſtbaumzucht ſind fehlgeſchlagen. Dagegen hat Sibirien einen Überfluß an Eiſen, Kupfer, Gold, Silber und allerlei Mineralien. Im Jahr 1770 ſollen im Ganzen 1530 Pfund Gold und 8080 Pfund Silber ausgeführt ſeyn. Die Wälder ſind mit vielerlei Thieren, die man ſonſt nirgends trifft, verſehen; beſonders ſind die ſchwarzen, blauen und Kreuzfüchſe, Zobel und Hermeline, wegen ihrer koſtbaren Felle, und des großen Handels, den die Ruſſen damit treiben, ein vorzüglicher Schatz für Sibirien. Seit den Fahrten der Ruſſen auf dem öſtlichen Meere ſind auch die Seeotterfelle bekannt geworden, davon das Stück von den Chineſen mit 40 bis 50 Rubel bezahlt wird. In den Flüſſen findet man eine große Menge Fiſche von allerhand Art. Die drei Hauptflüſſe, der Ob, der Jeniſei und die Lena haben in Rückſicht ihres weiten Laufs und ihrer Größe wenige ihres Gleichen. Die alten Einwohner dieſes Landes ſind meiſtens noch Heiden. Sie ſind in vielerlei Völkerſchaften vertheilt als Buraten, Teleuten, Jakuten, Tunguſen, Samojeden, Wogulen, Oſtiaken, Tataren ꝛc. und an Lebensart, Religion, Sprache und Geſtalt einander ſehr ungleich. Darin aber kommen ſie — mit Ausſchluß einiger Tataren, und der von den Ruſſen zum Chriſtenthum Bekehrten — überein, daß keiner unter ihnen Ackerbau treibt. Einige wenige

von ihnen haben Viehzucht, die übrigen nähren ſich von der Jagd. Bekannt iſt, daß Staatsgefangene und Verbrecher unterſchiedner Arten nach Sibirien verwieſen werden; aber ungegründet iſt es, daß ſie dort zum Zobelſchießen gebraucht werden. Seit 1763 iſt Sibirien in zwei Gouvernements, nämlich das toboløkiſche und das irkutzkiſche getheilt. Zu jenem gehört die toboløkiſche Provinz (nach der Hauptſtadt von Sibirien Tobolsk ſo genannt), und die jeniſeikiſche; zu dem irkutzkiſchen Gouvernement aber die irkutzkiſche, udinskiſche und jakutskiſche Provinz, nebſt dem ochozkiſchen Gebiet. Hiezu kommt noch die Halbinſel Kamtſchatka, das ekaterinenburgiſche Gebiet, welches aber von obigen beiden Gouvernements abgeſondert iſt, und die Inſeln zwiſchen Kamtſchatka und Amerika, welche die Ruſſen nach und nach entdeckt, und ſich zugeeignet haben. Die Kaiſerin von Rußland fügte noch ein drittes Gouvernement Kolyiwan hinzu, welches auf der Südſeite liegt, das kleinſte war, aber wegen ſeiner reichen Bergwerke höchſt wichtig iſt. Kaiſer Alexander vereinigte 1803 aber Kolyiwan mit der zu Tobolsk gehörigen Provinz Tomsk, und bildete aus ihnen das Gouvernement Tomsk.

Sibylle, nach der Etymologie eine Gottesratherin (von σιος und βουλη). Dergleichen Wahrſagerinnen, von denen man glaubte, daß ſie, durch die Einwirkung einer Gottheit in eine Art von heiliger Begeiſterung oder Raſerei verſetzt, die Zukunft verkündigten, kennt das Alterthum zehen. Unter dieſen war die cumäiſche (von dem campaniſchen Orte Cumä) die berühmteſte. Von ihr ſollte jene Sammlung von Weiſſagungen in griechiſchen Verſen hergerührt haben, die nach Einigen ſie ſelbſt, nach Andern eine unbekannte Alte dem Tarquinius zum Verkauf anbot, und die unter dem Namen der ſibylliniſchen Bücher ſo bekannt iſt. Als der König wegen der hohen Foderung den Ankauf verweigerte, warf die Alte drei Bücher, und abermals drei Bücher ins Feuer, worauf jener betroffen die drei noch übrigen um den anfänglichen Preis kaufte, und als ein geheimes Orakel für wichtige Staatsvorfälle der Hut zweier Männer übergab, die nachher auf 10, und von Sylla auf 15 vermehrt wurden. Damals verbrannte mit dem Capitol der Tempel Jupiters, wo unter der Erde die Schickſalsbücher in einem ſteinernen Käſtchen lagen. Nach dem Wiederaufbau des Capitols ließ 677 der Senat durch Geſandte aus allen italiſchen und griechiſchen Städten, vorzüglich aus Erythrä, was ſich von ſibylliniſchen Verſen fand, aufſammeln, und nach ſorgfältiger Sonderung der falſchen wurden ungefähr 1000 im neuen Tempel des capitoliniſchen Jupiter nach alter Weiſe wieder aufbewahrt. Indeß mochten ſich manche unechte eingeſchlichen haben, weßhalb auch Cicero die Weiſſagung verwarf, die L. Cotta für den Cäſar in den Senat brachte, daß nur ein König die Parther beſiegen könne. Da man ſeinen Zweck verfehlt haben würde, wenn neben den geheimen Ausſprüchen der Sibylle noch andere beſtanden hätten, ließ der Senat zu verſchiednen Malen alles, was von ſibylliniſchen Weiſſagungen in den Händen von Privatperſonen war, aufſuchen und verbrennen. Ein gleiches verfügte Auguſtus als Pontifex Maximus, der über 2000 ſolcher Bücher verbrennen, die echten ſibylliniſchen Bücher aber, nach wiederholter Muſterung, in zwei goldenen Käſtchen unter dem Fußgeſtell des palatiniſchen Apollo aufbewahren ließ. Den-

noch ward der Glaube an jede, für ſibylliniſch ausgegebne Weiſſagung ſo wenig gedämpft, daß Tiberius im J. 772 von neuem alle dergleichen Schriften durchforſchte, und einige aufnahm, worauf ſchon 785 einer der Vorſteher wiederum die Aufnahme eines neuen Buchs vorſchlug. Dennoch blieben die ſibylliniſchen Bücher bei den Römern länger in Anſehn, als die Orakel bei den Griechen. Ungeachtet ſie unter Nero zum zweiten Male verbrannt waren, ſtimmten doch unter Aurelian (270 nach Chr. Geb.) einige Mitglieder des Senats dafür, daß man über den Ausgang des marcomanniſchen Kriegs ſie nachſehen möchte. Übrigens waren ſie ſchon damals ſo verfälſcht, daß bekehrungsſüchtige Chriſten Weiſſagungen auf den Meſſias darin finden konnten. Aber auch dieſe Sammlung verbrannte unter Julian (363 nach Chr. Geb.), ja eine vierte Sammlung wurde unter Honorius (395) von Stilicho verbrannt, ohne daß man in ſpäterer Zeit aufgehört hätte, die vorhandene Sammlung für echt zu halten, oder in früherer an eine neue fünfte zu glauben. Als Beliſar nach der Mitte des 6ten Jahrhunderts in Rom von den Gothen belagert wurde, wollte man aus zwei ſibylliniſchen Verſen vorherſehn, daß die Belagerung nur bis in den 5ten Monat dauern werde. Dies traf aber nicht ein. Überhaupt war die Auslegung der ſibylliniſchen Orakel höchſt willkürlich, da ſie ohne Beſtimmtheit, Ordnung und Zeitfolge waren. Auf dieſes Durcheinanderwerfen der Namen, Länder und Zeiten ſcheint die Sage hinzudeuten, daß der leiſeſte Wind die Blätter der Sibylle verwehe und unter einander miſche.

Sibylliniſche Bücher, ſ. Sibylle.

Sicard, ſ. Taubſtummeninſtitute.

Sicheres Geleite, ſ. Salvus conductus und Geleit.

Sicherheitspolizei. Unter Polizei (man vergleiche dieſen Artikel) verſteht man im Allgemeinen denjenigen Zweig der Staatsverwaltung, welcher ſich mit den Mitteln und Anſtalten zur Verhütung künftiger, ſo wie zur Abwendung der nachtheiligen Folgen gegenwärtiger Übel im Innern des Staats beſchäftigt. Der Theil der Polizei nun, welcher den Zweck hat, die Gefahren der innern Ruhe und Sicherheit des Staats und ſeiner Bewohner abzuwehren, heißt die Sicherheitspolizei. Man theilt dieſe wiederum in die öffentliche, in die allgemeine, und in die perſönliche Sicherheitspolizei ein. Die öffentliche Sicherheitspolizei hat die Abwendung der Gefahren, welche unmittelbar der Sicherheit des Staats, der Perſon des Regenten und ſeiner Familie, der öffentlichen Beamten in ihren Amtsverrichtungen, ſo wie allen öffentlichen, zur Erreichung der Staatszwecke vorhandenen Einrichtungen und Anſtalten drohen könnten, zum Gegenſtande. Unternehmungen alſo, welche nicht unmittelbar gegen die Ruhe und Sicherheit des Staats, ſondern bloß gegen einzelne Glieder deſſelben gerichtet ſind, gehören nicht vor die öffentliche Sicherheitspolizei. Sie in Thätigkeit zu ſetzen, bedarf es übrigens keiner Klagen oder Anzeigen, ſondern die Kenntniß einer der öffentlichen Sicherheit drohenden Gefahr allein ſchon verpflichtet den zur Aufrechthaltung derſelben angeſetzten Beamten, zweckmäßige Vorkehrungen dagegen zu treffen. Eine beſondre Anordnung zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit iſt der Burgfrieden, deſſen Urſprung ſich zwar in

die alten Fehdezeiten verliert, der aber auch jetzt noch im Gebrauche iſt. Vermöge deſſelben wird jedes in dem Umfange einer landesherrlichen Reſidenz und an öffentlichen Örtern, wo öffentliche Perſonen ihr Amt ausüben, z. B. in Verſammlungsörtern der Landescollegien, in Raths- und Gerichtshäuſern, Kirchen u. ſ. w. begangene Verbrechen härter beſtraft, als die Verletzung der öffentlichen Sicherheit an andern Örtern. Volksverſammlungen und andere öffentliche Zuſammenkünfte, die bloß ein gemeinſchaftliches Vergnügen zum Zweck haben, ſtehen in ſo fern unter der unmittelbaren Aufſicht der Sicherheitspolizei, als es Pflicht derſelben iſt, Unordnungen und Störungen der öffentlichen Sicherheit zu verhüten. Indeſſen iſt die Polizei nicht befugt, dergleichen Zuſammenkünfte zu unterſagen, oder ſich auf eine ungebührliche Weiſe einzumiſchen, und das Vergnügen ruhiger und friedlicher Geſellſchaften zu ſtören. Eben ſo wenig bedarf es der Erlaubniß der Polizei zu dergleichen Zuſammenkünften. So wenig die Sicherheitspolizei das Recht hat, die Geheimniſſe einer Familie erforſchen zu wollen, eben ſo wenig iſt ſie befugt, zu verlangen, daß geheime Geſellſchaften ſie mit ihrem Weſen und ihren Zwecken bekannt machen ſollen; denn der Staat hat nicht eher das Recht, die Mittheilung der Geheimniſſe der Staatsbürger zu fodern, als bis Thatſachen darthun, daß ſolche Geſellſchaften gemeinſchädliche Abſichten haben. Ohne dieſe durch unzweideutige Thatſachen beurkundete Gewißheit iſt jede Einmiſchung der Sicherheitspolizei eine Verletzung der Rechte des Menſchen und des Staatsbürgers. Die Geſellſchaften im Staate haben dieſelben Rechte, deren der einzelne Bürger genießt. So wenig ein ſolcher ohne dringende Anzeigen zur Unterſuchung gezogen, und ohne rechtlichen Grund aus der Staatsverbindung geſtoßen werden kann; eben ſo wenig darf dies hinſichtlich ganzer Geſellſchaften von Staatsbürgern geſchehen. Hingegen iſt die öffentliche Sicherheitspolizei gar wohl befugt, über geſellſchaftliche Verbindungen ſolcher Leute zu wachen, die ohne bekannten rechtlichen Erwerb, ohne Vermögen, ohne Neigung zur Arbeit ſich zuſammen thun, und es iſt ſogar Pflicht der Staatspolizei, dergleichen Verbindungen zu verhüten und zu trennen. Zum Zweck einer ſchleunigern Verfolgung von Räuber- und Diebesbanden und anderer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit gefährlichen Verbrechern wurden die ehemaligen deutſchen Reichsſtände durch die Reichsgeſetze ermahnt, ſich wegen der Nacheile mit einander zu vergleichen. Dieſes Recht der Nacheile beſtand in der Befugniß, daß jeder, der einen Friedensbrecher, Dieb oder Straßenräuber verfolgt, und auf ſeinem Gebiete nicht erreichen kann, demſelben in das benachbarte Gebiet oder Land nachzuſetzen berechtigt ſeyn ſoll, jedoch mit der Bedingung, daß der Gefangne dem Richter des Orts, wo er ergriffen worden iſt, überliefert werden muß. Es iſt zu erwarten, daß die deutſchen Bundesſtaaten unter den gehörigen Modificationen dieſes Recht der Nacheile zum Vortheil der öffentlichen und Privatſicherheit ſich gegenſeitig beſtätigen werden. Die Nacheile hat jedoch nur Statt, wenn ſie auf friſcher That geſchieht. Spätere Nachforſchungen, Unterſuchungen und Vorkehrungen müſſen jeder Landesobrigkeit überlaſſen bleiben. — Die allgemeine Privatſicherheitspolizei hat den Zweck, die Hinderniſſe und Gefahren der Privatſicherheit, d. h. der

Sicherheit jedes Einzelnen im Staate abzuwenden und zu verhüten. Da es zur Sicherheit des Vermögens gleichfalls erfoderlich iſt, daß Jeder ohne Verzug das Seine erlangt, da folglich jede unnöthige Verzögerung der Rechtspflege als eine Verletzung jener Sicherheit zu betrachten iſt, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß ſowohl die peinliche als die Civiljuſtiz in dieſer Hinſicht der Oberaufſicht der Sicherheitspolizei unterworfen ſind. Es wäre vielleicht nicht unzweckmäßig, daß, um jeder ungerechten Verzögerung und jedem parteiiſchen Gerichtsverfahren vorzubeugen, in allen Ländern alle Darlehns- und Bürgſchaftsverträge zwiſchen den vorgeſetzten obrigkeitlichen Perſonen und ihren Untergebenen verboten würden. Noch ſtrenger muß die allgemeine Privatſicherheitspolizei gegen jede Beſtechung der Juſtizbeamten wachſam ſeyn, und deßhalb ſind in wohleingerichteten Staaten auch alle Schenkungen an Gerichtsperſonen verboten. Ferner muß die allgemeine Privatſicherheitspolizei zweckmäßige allgemeine Vorbeugungsmittel ſolcher Handlungen, wodurch die Staatsbürger an ihrer Geſundheit, ihrem Leben, ihrem Vermögen, ihrer Freiheit und Ehre verletzt werden können, anwenden. Hieher gehört beſonders die gehörige Bekanntmachung der gegen ſolche Handlungen gegebenen Geſetze, die ſtete und ſorgfältige Aufmerkſamkeit der Polizei auf alle verdächtige, ohne beſtimmten Erwerbzweig und ohne Vermögen im Lande ſich aufhaltende Leute. Landſtreicher, Vagabunden, Bettler, Juden und Kammerjäger oder Ratzenfänger, die nicht die landesherrliche Conceſſion haben, umherziehende Scheerenſchleifer u. ſ. w. ſind der allgemeinen Sicherheit höchſt gefährlich, und dürfen in keinem gut eingerichteten Staate geduldet werden. Um der Bettelei Einhalt zu thun, und Müßiggängern Nahrung und Beſchäftigung zu geben, iſt es Pflicht der allgemeinen Sicherheitspolizei für Armen- und Arbeitshäuſer zu ſorgen. Als eine polizeiliche Anſtalt zur Privatſicherheit beſtimmter Perſonen iſt auch das Geleite zu betrachten, wodurch Reiſende, beſonders Kaufleute, gegen gefährliche Anfälle auf den Heerſtraßen unmittelbaren Schutz erhalten ſollen. Obgleich dieſe Anſtalt jetzt weniger nothwendig als in ältern Zeiten ſcheint, ſo kann ſie doch zu gewiſſen Zeiten, z. B. nach einem geendigten Kriege, und in gewiſſen, beſonders waldigen und wenig bewohnten Gegenden von großem Nutzen ſeyn. Das Recht, den Reiſenden das nöthige Geleit zu geben, iſt in der landesherrlichen Polizeigewalt enthalten. Der Reiſende, welcher ein ſolches Geleit verlangt, muß die damit verbundenen Koſten tragen; indeſſen kann Niemanden das Geleit aufgedrungen werden, wofern nicht durch Herkommen oder ſonſt auf gültige Weiſe der Geleitszwang mit dem Geleitsrechte verbunden iſt. In dieſem Fall muß auch das Geleitsgeld, man mag das Geleit verlangen oder nicht, entrichtet werden. Wenn dagegen Jemand das Geleit erhalten, oder auch nur Geleitsgeld bezahlt hat, ſo muß ihm, wenn er auf der Geleitsſtraße thätlich angegriffen, beraubt oder beſchädigt wird, ſein Schade von dem Geleitsherrn erſetzt werden. Die in Dörfern und Städten angeordneten Tag- und Nachtwachen ſind gleichfalls Schutzmittel gegen Störungen der allgemeinen Privatſicherheit; es iſt Pflicht der Polizei, ſolche Perſonen zu Nachtwächtern zu beſtellen, auf welche man ſich in jeder Hinſicht verlaſſen kann. — Zweige der allgemeinen Privatſicherheitspolizei ſind 1. die per-

ſönliche Sicherheitspolizei, die ſich allein auf die Mittel bezieht, die Gefahren, womit das Leben und die Geſundheit der Staatsbürger durch Vorſatz oder Nachläſſigkeit bedroht ſeyn kann, abzuwehren; 2. die Sicherheitspolizei des Eigenthums, welche die Abwendung aller, dem Vermögen der Bürger durch Vorſatz oder Vernachläſſigung drohender Gefahren bezweckt. Außer den ſchon erwähnten Mitteln gehören gute Feuer- und Löſchungsanſtalten hieher; 3. die Sicherheitspolizei zum Schutze der Freiheit der Staatseinwohner iſt ein um ſo wichtigerer Zweig der Staatsverwaltung, als er das koſtbarſte und heiligſte Gut des Menſchen zum Gegenſtande hat. Beſonders wäre es in Deutſchland zu wünſchen, daß keine Anſtalten zur Beraubung oder Beſchränkung der Freiheit, vorzüglich keine Gefängniſſe, Zucht- und Irrenhäuſer von Privatperſonen angelegt und gehalten werden dürften. Auch die vom Staate ſelbſt eingerichteten Anſtalten dieſer Art müſſen der ſtrengſten Aufſicht der Polizei unterworfen ſeyn. Die Sicherheitspolizei der Freiheit muß außerdem darüber wachen, daß die öffentlichen Beamten, die Vormünder, Ältern, beſonders die Gutsherrſchaften, die ihnen zukommende Gewalt nicht mißbrauchen; vorzüglich in Ländern, wo die Leibeigenſchaft noch herrſchend iſt. Seelenverkäufer und Werber, die ſowohl für den Kriegsdienſt als für die Bevölkerung fremder Staaten Menſchen anzuwerben ſuchen, müſſen in keinem wohlgeordneten Staate geduldet, ſondern wo ſie ſich betreffen laſſen, ſtrenge beſtraft werden; 4. die Ehrenſicherheitspolizei beſchäftigt ſich mit dem Schutze gegen Verletzungen der Ehre und des guten Namens der Staatsgenoſſen. Das allgemeine, dem Menſchen angeborne Recht auf einen guten Namen iſt jedoch bloß negativ, indem er weiter nichts fodern kann, als daß man von ſeinen Eigenſchaften und ſeinem Willen keine üble Meinung verbreite. In der Staatsgeſellſchaft hingegen ſind durch beſondre Einrichtungen und Verhältniſſe für die verſchiedenen Claſſen der Staatsgenoſſen gewiſſe poſitive Anſprüche auf äußere Achtung feſtgeſetzt, worauf die ſogenannte Geburts- und Standesehre beruht. Die allgemeine Achtung, auf welche außerdem jedes Mitglied der Staatsgeſellſchaft ein Recht hat, heißt die Volksehre oder allgemeine bürgerliche Ehre. Die Sicherheitspolizei muß dahin ſehen, daß eines Theils keine Claſſen oder Individuen der Staatsgenoſſen ſich ungebührliche und für andre Staatsgenoſſen beleidigende Anmaßungen rückſichtlich der Geburts- und Standesehre erlauben, und daß andern Theils nicht die Volksehre durch Irrthümer und Vorurtheile in Beziehung auf einzelne Perſonen gekränkt werde. So ſehr wir überzeugt ſind, daß von einer guten Polizei anonyme Schmäh- und Läſterſchriften, Spott- und Schandgemählde ꝛc. nicht geduldet werden müſſen, ſo gewiß iſt es doch, daß kein Preßzwang gegen Schriften Statt finden ſollte, welche mit dem Namen des Verfaſſers, Verlegers oder Druckers bezeichnet ſind. Ein in öffentlichen Schriften ausgeſprochener Tadel kann, wenn er Grund hat, nur vortheilhaft ſeyn, da er zur Beſſerung des Getadelten oder zur Warnung für Andere dient. Ein ungegründeter Tadel durch Druckſchriften iſt immer unſchädlich, wenn aber der Getadelte ſeine Ehre verletzt glaubt, ſo kann er gegen den ſich genannt habenden Verfaſſer, Verleger oder Drucker ſeine Anſprüche auf gerichtlichem Wege gel-

tend machen, ohne daß es einer Einmiſchung der Ehrenpolizei oder Vorſorge der Cenſur bedürfte. Obgleich in den meiſten Ländern die Ehrenpolizei auch die Verhinderung der Zweikämpfe (Duelle) ſich zum Zweck gemacht hat, ſo ſcheint es doch, daß das Vorurtheil, eine angethane Beſchimpfung oder Beleidigung nur mit dem eigenen Blute oder dem Blute des Gegners abwaſchen zu können, zu allgemein und zu tief eingewurzelt iſt, als daß es vertilgt werden könnte. Möchte daher in dieſer Hinſicht die Sicherheitspolizei bloß darauf beſchränkt werden, ſo viel möglich, Streitigkeiten zu hindern, und zu verhüten, daß die Zweikämpfe nicht über ihre Schranken hinaus in blutdürſtige Verfolgungen ausarten! — Eins der beſten Werke über das Polizeirecht iſt Günther Heinrich von Berg's Handbuch des deutſchen Polizeirechts, Hannover 1802, 4 Theile 8., dem wir auch hier größtentheils gefolgt ſind. N. P.

Sicilianiſche Veſper. Carl von Anjou hatte ſich unter Begünſtigung des Papſtes in Beſitz von Neapel und Sicilien geſetzt. Der unglückliche Conradin war (29ſten October 1260) auf dem Blutgerüſte geſtorben. Aber der übermüthige Carl herrſchte mit eiſernem Scepter. Die Bedrückungen der Franzoſen nahmen mit jedem Tage zu; ihre Unenthaltſamkeit und ihre Ausſchweifungen wurden unerträglich. Die bedrückten Völker wendeten ſich an den Papſt, aber die Ermahnungen deſſelben blieben fruchtlos bei dem eroberungsſüchtigen Carl. Da beſchloß Johann von Procida, ein ſalernitaniſcher Edelmann, ein Mann von bewundernswürdigem Scharfblick und gebildetem Geiſte, die Leiden Siciliens zu enden. Er hatte bei Kaiſer Friedrich II. und dem König Manfredi in Gunſt geſtanden, und war wegen ſeiner Anhänglichkeit an dem ſchwäbiſchen Hauſe von Carl aller ſeiner Güter beraubt worden. Auf Rache ſinnend, begab er ſich nach Aragonien, und lud den König Peter, deſſen Gemahlin Coſtanza eine Tochter Manfredi's und der einzige noch übrige Sprößling des ſchwäbiſchen Hauſes war, zur Eroberung des Königreichs Sicilien ein. Peter zeigte ſich geneigt, aber es fehlte ihm an Kräften, vor allem an Geld. Johann von Procida übernahm alles herbeizuſchaffen. Er begab ſich zunächſt verkleidet nach Sicilien, wo er die Gemüther in günſtiger Stimmung fand; dann eilte er nach Conſtantinopel, ſtellte hier vor, welche Gefahr von König Carl drohe, und bewog den Kaiſer Paläologus zu dem Verſprechen, Peter von Aragon mit Geld zu unterſtützen; endlich begab er ſich auch zum Papſt Nicolaus III., und fand in einem geheimen Gehör denſelben geneigt, zu Carls Demüthigung beizutragen. Als Johann von Procida mit ſo günſtigen Nachrichten und bedeutenden Geldſummen nach Aragonien zurückgekommen war, begann Peter eine große Kriegsrüſtung, angeblich gegen die Sarazenen in Afrika. Wohl ſchöpfte Carl einigen Verdacht, aber er unterließ in ſtolzer Sicherheit, ſich zum Widerſtand vorzubereiten. Inzwiſchen war der Papſt Nicolaus III., auf welchen Peter vornehmlich ſeine Hoffnungen gründete, geſtorben. Vorſicht ſchien doppelt nöthig. Dem gemäß ſchiffte Peter mit ſeiner Kriegsrüſtung nach Afrika über, nahm Ancella weg, und begann zum Schein die Feindſeligkeit gegen die Mauren, abwartend, ob die Sicilianer, wie ſie verſprochen, ſich erheben würden. Da geſchah es, daß am 30ſten März 1282, am Oſtermontag in der Stunde

der Veſper die Palermitaner zu den Waffen griffen, über die Franzoſen herfielen, und alle niedermetzelten; ja ſie verſchonten in ihrer Wuth nicht Weiber noch Kinder, noch ſelbſt die von Franzoſen ſchwangern Sicilianerinnen. Dieſes Blutbad iſt bekannt unter dem Namen der ſicilianiſchen Veſper. Die übrigen Städte Siciliens verhielten ſich anfangs ruhig, aber noch vor Ablauf des April folgte Meſſina dem gegebnen Beiſpiel, indem es alle dort befindlichen Franzoſen erſchlug oder vertrieb. Sobald Carl, der ſich zu Orvieto beim Papſte befand, die erſte Nachricht erhielt, eilte er nach Neapel, und ſetzte ſeine ganze Heeresmacht, die er gegen den griechiſchen Kaiſer geſammelt hatte, gegen Sicilien in Bewegung. Er erſchien im Julius vor Meſſina, das ſich zu ergeben bereit war. Da aber Carl unbedingte Unterwerfung foderte, beſchloſſen die Meſſineſer bis auf den letzten Blutstropfen Trotz zu bieten, und leiſteten einen ſo tapfern Widerſtand, daß ſie ſich dadurch einen ewigen Ruhm erwarben; denn nicht bloß die Männer, auch die Weiber und Kinder gaben ſich heldenmüthig dem Tode preis, und vereitelten durch gemeinſames Zuſammenwirken alle Anſtrengungen des überlegnen Feindes. So ſtanden die Sachen, als auf erhaltene Botſchaft Peter von Aragon mit zehntauſend Fußknechten und achthundert Gewappneten, lauter kriegsgewohnter Mannſchaft, den 30ſten Auguſt zu Trapani auf Sicilien landete. Er zog ſogleich in Palermo ein, wo er von dem entzückten Volke zum König ausgerufen wurde. Die Nachricht von ſeiner Ankunft gab allen Sicilianern Troſt und Muth wieder. Noch belagerte Carl Meſſina; da er aber fürchten mußte, die Verbindung mit Calabrien zu verlieren, brach er eilfertig mit Hinterlaſſung vieles Heergeräths auf, und ſetzte über die Meerenge. Bei der Überfahrt aber ſtieß er auf Peters tapfern Admiral Ruggieri di Loria, der ihm 29 Schiffe abnahm, und große Verheerungen an den Küſten Neapels anrichtete. Am 2ten October zog Peter in das befreite Meſſina ein, und wurde auch hier mit unausſprechlichem Jubel empfangen, während der Papſt gegen ihn und die Sicilianer den Bannſtrahl ſchleuderte. Im folgenden Jahre erſchien Coſtanza mit ihren Söhnen in Sicilien, und wurde als rechtmäßige Beſitzerin der Inſel anerkannt. Zu ihrem Nachfolger beſtimmte man ihren zweiten Sohn, den Infanten Don Jacob. Da der Zweikampf, in welchem beide Könige, auf Carls Ausfoderung, ihren Streit über Sicilien entſcheiden wollten, wegen Peters Ausbleiben nicht zu Stande kam, wurden die Feindſeligkeiten noch fortgeſetzt, aber Sicilien blieb für das Haus Anjou verloren. M.

Sicilien. Dieſe in der ältern und neuern Geſchichte merkwürdige Inſel iſt die größte, fruchtbarſte und bevölkertſte des mittelländiſchen Meeres, liegt von Italien aus ſüdlich, und wird von Calabrien durch eine ſchmale Meerenge, Faro di Meſſina, getrennt. Sie hat einen Flächeninhalt von 570 geographiſchen QM. und 1,660,000 Bewohner. Man theilt Sicilien in drei Provinzen oder Landſchaften: 1. Val di Mazzara, liegt gegen Mittag; 2. Val di Noto gegen Morgen, und 3. Val di Demona gegen Mitternacht. Die Luft iſt überaus geſund und warm, und das Land voller Berge, unter denen der feuerſpeiende Ätna der höchſte iſt. Den Erdbeben iſt Sicilien häufig unterworfen, und 1693 wurden mehrere Städte theils eingeſtürzt,

theils gänzlich verſchlungen. Übrigens iſt dieſes Land ganz vorzüglich fruchtbar an Getraide, beſonders an herrlichem Weitzen, Wein, Öl, Reiß, Safran, Manna, Obſt und den ſchönſten Südfrüchten. Treffliche Korallen findet man an der weſtlichen Küſte, und der Thunfiſch-, Sardellen- und Schwertfiſchfang iſt äußerſt ergiebig. Auch gehören Marmor, Seide, Baumwolle und Salz zu den Landesproducten. Dennoch ſind die Einwohner arm und die Manufacturen ſchränken ſich faſt einzig auf die Seidenarbeiten in einigen der vorzüglichſten Städte ein. An dieſer Armuth iſt die unverhältnißmäßige Menge der Geiſtlichkeit und die Menge des Adels Schuld, welcher letztere auf 368 Familien geſchätzt wird, von denen die meiſten den Titel als Grafen, Marcheſen, Herzoge und Fürſten haben. Hiezu kommen noch die ungeheuern Zölle und Abgaben, wodurch die Ausfuhr des Getraides, Weins u. ſ. beſchränkt und geſtört wird. In vielen Gegenden Siciliens darf man ohne eine Bedeckung nicht mit Sicherheit reiſen, da beſonders in den Gängen und Höhlen um den Ätna die Banditen und Räuber ihre Wohnungen haben. Die Campieri, welche man zu ſeinen Begleitern auf Reiſen gebraucht, ſind eine Art von Soldaten, beinahe als Huſaren gekleidet, und eigentlich zu Beſchützern der Ernten und Weinleſen beſtimmt. Einzelne Große halten deren zwanzig bis vierundzwanzig. Die Inſel, oder das Königreich Sicilien hat ſeine Stände, welche hauptſächlich aus den Baronen (dem Adel) und der Geiſtlichkeit beſtehen. Außerdem ſchickt jede königliche Stadt einen Deputirten zu der Ständeverſammlung, der jedoch gewöhnlich aus dem Adel gewählt wird; allein nur einige vierzig Städte haben dieſes Vorrecht. Der König hat das Recht der Zuſammenberufung der Stände. Nachdem Ferdinand IV. aus ſeinem 1815 nach Murats Sturze wieder erlangten Königreiche Neapel 1805 von Bonaparte vertrieben, und auf Sicilien beſchränkt worden war, wurde freilich in dem letztern Reiche durch engliſchen Einfluß eine der brittiſchen Verfaſſung, der äußern Form nach, ähnliche eingeführt; indeſſen ſind doch das höchſt drückende Feudalſyſtem, das Mönchsweſen und alle jene weſentlichen Einrichtungen geblieben, die dem Fortſchreiten des ſicilianiſchen Volks in geiſtiger, ſittlicher und bürgerlicher Rückſicht im Wege ſtanden. Die Einkünfte des Königs von Neapel belaufen ſich aus Sicilien an directen Einkünften nur auf 320,000 Ducaten, und die andern Revenuen betragen im Ganzen nur 1,400,000 Ducaten. Der gegenwärtige Zuſtand Siciliens iſt um ſo auffallender, wenn man ihn mit dem Zuſtande der ältern Zeiten vergleicht, wo der Staat von Syrakuſa, der nur einen Theil der Inſel einnahm, allein drei Millionen Einwohner, alſo mehr als das Doppelte der jetzigen Bevölkerung der ganzen Inſel hatte. Dazu hatte der ſyrakuſaniſche Staat eine ſehr anſehnliche Seemacht, und konnte unter Hiero ſelbſt den Carthaginienſern Geſetze vorſchreiben. Die erſten Fremdlinge, welche ſich übrigens der Inſel Sicilien bemächtigten, waren die Phönicier, ſie legten Pflanzungen daſelbſt an; nach Troja's Eroberung kamen die Griechen dahin, denen die Carthaginienſer mehrere Jahrhunderte hindurch die Inſel ſtreitig machten. Sie wurden von den Römern vertrieben, die ſich die ganze Inſel allein unterwarfen. Nachher wurde ſie von den Vandalen geplündert und erobert. Beliſar (ſ. d.) nahm ſie auf kurze

Zeit für die Kaiſer von Conſtantinopel ein. Bald darauf ward ſie eine Beute der Sarazenen; Normänner entriſſen ſie dieſen wieder, und ſtifteten ein Königreich daſelbſt, welchem ſie Macht und Glanz zu geben wußten. Deutſche wechſelten mit dieſen, und Franzoſen mit jenen ab; aber die letztern fanden ihren Untergang in der ſicilianiſchen Veſper (ſ. d. Art.); und nun gelangten die Aragonier zur Herrſchaft. Seit dieſer letztern Staatsumwälzung blieb Sicilien unter dem Scepter der ſpaniſchen Linie, die Neapel beherrſcht, bis auf einige kurze Unterbrechungen im letzten Jahrhundert (ſ. Sardinien). Nie verſuchten übrigens die Sicilianer, ſich gänzlich von aller fremden Herrſchaft unabhängig zu machen; es ſchien vielmehr, als hätte jede Nation das Recht, über dies ſchöne Land zu gebieten. Sicilien iſt reich an prachtvollen Trümmern von Kunſtwerken aus faſt allen Epochen ſeiner Geſchichte. Die Sprache der Einwohner iſt die italieniſche, jedoch in einem eignen ſehr abweichenden Dialect; ihre Religion iſt die römiſch-catholiſche. 1782 wurde die Inquiſition oder das Ketzergericht aufgehoben. Die Jeſuiten ſind indeſſen wieder 1815—1816 hergeſtellt, und es iſt allerdings zu erwarten, daß dies auch mit der Inquiſition der Fall ſeyn werde. Nach der Wiedererlangung des Throns von Neapel reſidirt der König zu Neapel und nennt ſich jetzt Ferdinand I., König des Königreichs beider Sicilien. (Vergl. Neapel.)

Sickingen (Franz von), Ritter, kaiſerlicher Rath und General, einer der edelſten und heldenmüthigſten Ritter Deutſchlands, geboren den 1ſten März 1481. Von Jugend auf widmete er ſich dem Kriege, zog gegen Frankreich zu Felde, und machte ſpäterhin die Beſchirmung der Unterdrückten zu ſeinem Hauptgeſchäfte. Wenn ein Schwächerer Klage gegen eine Reichsſtadt, oder eine Schuld rechtmäßig von einem Vornehmen zu fodern hatte, ſo übernahm er's, ihm zu ſeinem Recht zu verhelfen. Er wollte den Deſpotismus der Fürſten und den Übermuth des Klerus brechen. So wenig er auch ſelbſt ein Gelehrter war, ſo ſehr liebte er die Gelehrten. Er vertheidigte Reuchlin gegen die Mönche zu Cöln, und nahm viele der beſten Köpfe, die in jenen dunkeln Zeiten verfolgt wurden, in ſeinem Schloſſe Ebernburg gaſtfreundlich auf. Für die Kirchenverbeſſerung war er ſtets vortheilhaft geſinnt, und beförderte dieſelbe in den Rheingegenden nicht wenig. Zuletzt erlag er in einer Fehde mit Trier, Pfalz und Heſſen, wurde bei der Belagerung ſeines Schloſſes Landſtuhl zwiſchen Lautern und Zweibrücken verwundet, und ſtarb den 7ten Mai 1523.

Sidney (Algernon), ein berühmter engliſcher Staatsmann und Märtyrer für die Freiheit ſeines Vaterlandes, wurde 1621 oder 1622 geboren, und war der zweite Sohn Roberts, Grafen von Leiceſter und Dorothea's, der älteſten Tochter Heinrich Percy's, Grafen von Northumberland. Unter ſeines Vaters Aufſicht, der ihn auf ſeinen Geſandtſchaftsreiſen nach Dänemark (1632) und nach Frankreich (1636) mitnahm, wurde er ſehr ſorgfältig erzogen. Als der Graf von Leiceſter zum Oberſtatthalter von Irland ernannt war, ertheilte er ſeinem Sohne Algernon 1641 eine Offizierſtelle bei ſeinem eigenen Cavallerieregiment. Da gerade die Rebellion in jenem Königreiche ausgebrochen war, ſo ging Algernon mit ſeinem ältern Bruder dahin ab, nahm an dem Kriege gegen die Aufrührer thätigen Antheil, und zeichnete ſich durch ſeinen Muth bei mehreren Gelegenheiten aus. Als 1643 aber der Krieg zwiſchen

Bayerische Staatsbibliothek

dem Könige und dem Parlament in England begann, erhielten ſie Erlaubniß zur Rückkehr. Sie hatten ausdrücklichen Befehl, ſich nach Oxford zum Könige zu begeben, allein das Parlament, von dieſem Befehle benachrichtigt, ließ ſie bei ihrer Landung auffangen und unter Aufſicht ſetzen. Der König, welcher vorausſetzte, daß dies mit ihrer eigenen Einwilligung geſchehen ſey, war darüber ſehr entrüſtet, und wirklich ſchien es, daß ſein Verdacht gegründet war, da die Gebrüder Sidney beide für das Parlament die Waffen ergriffen. Algernon wurde 1644 von dem Grafen von Mancheſter bei deſſen Cavallerieregiment eine Stelle ertheilt, und im folgenden Jahre ernannte ihn Fairfax zum Obriſten eines Regiments zu Pferde. In dieſem Verhältniſſe wohnte er mehreren Gefechten bei, und ihm wurde die Statthalterſchaft von Chicheſter anvertraut. Als ſein Bruder 1646 zum Unterſtatthalter und Befehlshaber der Truppen in Irland ernannt war, begleitete er ihn dahin, und wurde zum Generallieutenant der Cavallerie und zum Gouverneur von Dublin ernannt. Doch ſchien es dem Parlament rathſam, ihn in dieſem wichtigen Poſten durch einen ältern Offizier, den Obriſten Jones, erſetzen zu laſſen; indeſſen ward ihm doch für die Dienſte, die er in jenem Königreiche geleiſtet hatte, gedankt, und er zum Gouverneur von Dover ernannt. Als 1648 das Gericht zum Verhöre des Königs gebildet wurde, ward auch Algernon Sidney zum Mitgliede erwählt, indeſſen iſt es gewiß, daß er weder bei der Eröffnung des Todesurtheils zugegen war, noch den Befehl zur Vollziehung deſſelben unterzeichnete. Der Grund hievon lag in dem ausdrücklichen Verlangen ſeines Vaters; denn daß Algernon Sidney jene Handlung nicht mißbilligte, ergibt ſich aus ſeinem ganzen übrigen Betragen und aus ſeinen eignen Worten zur Genüge, da er die Hinrichtung Carls I. als die gerechteſte That in Schutz nahm. Aber er zeigte ſich auch als einen eben ſo eifrigen Gegner Cromwells, und als dieſer Gewalthaber ſeine angemaßte Macht befeſtigt hatte, weigerte ſich Algernon Sidney, ſowohl unter ihm als ſeinem Sohne und Nachfolger Richard ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er lebte während dieſer Zeit in Zurückgezogenheit zu Penſhurſt, wo er wahrſcheinlich ſein vortreffliches Werk über die Regierung (Discourses concerning government etc. with his letters, trial, apology, and some memoirs of his life, London 1698; 1763. 4. — deutſch von Erhard, Leipzig 1794 8. und im Auszuge von Jakob, Halle 1795) verfaßte. Als ſich während des langen Parlaments Hoffnung zur Begründung einer Republik zeigte, welcher Regierungsform Sidney am meiſten zugethan war, übernahm er willig eine Stelle als Staatsrath. Bald darauf wurde er zum Mitgliede der Commiſſion, welche den Frieden zwiſchen Schweden und Dänemark vermitteln ſollte, ernannt, und war bei Carls II. Thronbeſteigung noch mit jenem Auftrage beſchäftigt. Eingedenk der Beleidigungen, die er der königlichen Partei zugefügt hatte, und höchſt unwillig über die neue Ordnung der Dinge, weigerte er ſich nach England zurückzukehren, obgleich ihm der General Monk, unter Zuſicherung ſeiner beſten Dienſte, dazu rieth. Siebenzehn Jahre lang brachte er als ein Verbannter in verſchiedenen Ländern des Continents zu. Er erhielt freilich hier gelegentlich Unterſtützungen von ſeinem Vater und auch ein Vermächtniß ſeiner Mutter, doch ſcheint es ihm ſchwer geworden zu ſeyn, hiervon auf eine ſeiner Geburt und ſeinem

Bayerische Staatsbibliothek

Range gemäße Weiſe zu leben. An mehreren Orten, wo er ſich aufhielt, beſonders in Rom, wurde er mit vieler Höflichkeit und mit Beweiſen von Achtung aufgenommen, und er verwendete ſeine Nebenſtunden zur Vermehrung der ausgebreiteten Kenntniſſe, welche er bereits beſaß. Endlich 1677 erhielt ſein Vater, welcher ſehnſuchtsvoll wünſchte, vor ſeinem Tode ihn noch einmal zu ſehen, nicht bloß die Erlaubniß des Königs, daß Algernon Sidney nach England zurückkehren dürfe, ſondern auch Verzeihung für alle Beleidigungen, deren er ſich ſchuldig gemacht hatte. Der Zeitpunkt, in welchem Algernon Sidney zurückkehrte, war wirklich für England ſehr kritiſch. Das Parlament begehrte vom Könige, Frankreich den Krieg zu erklären. Carl bezog hingegen einen Jahrgehalt von dem pariſer Hofe und wünſchte in friedlichen Verhältniſſen mit demſelben zu bleiben. Nach dem Tode ſeines Vaters trat Algernon Sidney öffentlich zur Oppoſitionspartei über. Mehrere ſeiner Entwürfe, zum Parlamentsgliede erwählt zu werden, wurden durch den Einfluß des Hofes vereitelt. Dadurch aufgebracht, und zugleich die Gefahren fürchtend, welche von Carl II. und ſeinem papiſtiſchen Nachfolger für die kirchliche und bürgerliche Freiheit zu erwarten waren, verband ſich Sidney mit dem Herzoge von Monmouth und andern Mißvergnügten, um eine gewaltſame Veränderung des öffentlichen Zuſtandes herbeizuführen. Im Junius 1683 ward Algernon Sidney nebſt Ruſſel und mehrern Andern wegen einer gemuthmaßten Verſchwörung wider das Leben des Königs verhaftet. Als man den Lord Ruſſel geopfert hatte, beſchloß man auch, Sidney, welcher nächſt jenem für den Hof der gefährlichſte Mann war, hinzurichten, und er ward am 21ſten November zum Verhöre wegen Hochverraths vor dem Oberrichter Jeffries, einem abgehärteten Werkzeuge der Gewalt, geſtellt. Es gab keinen andern Beweis des angeſchuldigten Verbrechens, als die Ausſage des Lords Howard, der Schande des Adels, und doch foderte das Geſetz ausdrücklich zur Überführung des Hochverraths zwei Zeugen. Um dieſem Mangel abzuhelfen, nahm der Generalfiscal ſeine Zuflucht zur Anführung mehrerer Stellen aus Sidney's Werke über Regierungen, welches ſich in einem Schranke als Manuſcript gefunden hatte. Jene Stellen behaupteten die Rechtmäßigkeit des Widerſtandes gegen tyranniſche Gewalt, und den Vorzug einer freien vor einer willkürlichen Regierung. Obgleich nun außer der Ähnlichkeit der Hand kein Beweis da war, daß jenes von Sidney geſchrieben worden, noch daß er wiſſend Jemanden ſeine Papiere mitgetheilt hatte, ſo wurden doch zur Verhöhnung des Rechts und der geſunden Vernunft jene handſchriftlichen Äußerungen als Stellvertreter des zweiten fehlenden Zeugen angenommen. Seine einſichtsvolle und geiſtreiche Vertheidigung konnte gegen die von dem Richter angeordnete ſclaviſche Jury (Geſchwornengericht) nichts ausrichten, und dieſe Geſchwornen ſprachen das S c h u l d i g wider ihn aus. Aus Rückſicht gegen ſeine Familie wurde der entehrende Theil des Urtheils erlaſſen (Sidney ſollte nämlich gehenkt und geviertheilt werden) und die Strafe in bloße Enthauptung verwandelt. Dieſe wurde am 7ten December vollzogen. Vorher übergab Sidney den Gerichtsperſonen ein Papier, worin er die Unrechtmäßigkeit ſeiner Verurtheilung zeigte, und mit einem Gebet für die a l t e S a c h e, der er von Jugend auf ergeben geweſen wäre, ſchloß. Dieſe Schrift ward in der Folge gedruckt, und machte gewiß einen ſtarken Eindruck

auf das Publicum. Er litt mit der Standhaftigkeit und dem Gleichmuthe, welche ein alter Römer in einem ähnlichen Falle gezeigt haben würde. Eine der erſten Wirkungen der engliſchen Revolution (zu Gunſten Wilhelms von Oranien) war, daß die Schande, womit Algernon Sidney's Andenken befleckt war, ausgelöſcht wurde. Seitdem wird ſein Name bei allen, die ſich zu den Grundſätzen einer freien Regierung bekennen, in Ehren gehalten. „Er war ein Mann," ſagt der Biſchof Burnet, „vom außerordentlichſten Muth, ſtandhaft bis zur Hartnäckigkeit, aufrichtig, aber von einer rauhen, ſtürmiſchen Gemüthsart, die keinen Widerſpruch duldete. Er ſchien ein Chriſt zu ſeyn, aber von einer beſondern, ihm eigenthümlichen Art; er haßte allen öffentlichen Gottesdienſt, und alles, was einer Kirche glich; ſo blieb er auch feſt bei ſeinen republikaniſchen Grundſätzen, und war Feind alles deſſen, was einer Monarchie ähnlich war; er hatte die Geſchichte der Regierung in allen ihren Zweigen auf das gründlichſte ſtudirt, und hatte ſeine eigene Weiſe, ſich bei dem Volke, welches ſeinen Rathſchlägen zuhörte, beliebt zu machen, und demſelben nicht zu widerſprechen." — Sidney's Discourses on Government ſind ein ſchätzbares Werk, welches durch Energie der Darſtellung, Ideenreichthum, patriotiſchen Eifer für Sicherſtellung und Veredlung der engliſchen Conſtitution, durch viele intereſſante hiſtoriſche Erörterungen ein bleibendes Intereſſe behält. N. P.

Sidon, ſ. Phönizien.

Siebenbürgen, ein ſehr bedeutendes Land zwiſchen Ungarn, der Wallachei und der Moldau, 36 deutſche Meilen lang und 33 breit, mit einem Flächeninhalt von 1122 geographiſchen □ Meilen. Es iſt zwar auf der Oſt- und Südſeite durchgängig mit hohen Gebirgen (einer Fortſetzung der Karpathen) umgeben, und auch in ſeinem Innern mit vielen Bergreihen durchzogen, hat aber eben dadurch viele natürliche Feſtigkeit gegen feindliche Angriffe, ein im Ganzen mildes und geſundes Clima, und iſt fruchtbar an Wein, Getreide, Tabak, zahmem Vieh, vorzüglich ſchönen Pferden und Wild, hat Salzgruben, Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eiſenbergwerke, Schwefel, Zinnober, Queckſilber und Geſundbrunnen. Wegen der Höhe des Landes entſpringen die Hauptflüſſe Siebenbürgens alle in demſelben, und eilen nach andern Gegenden: die Alt (Aluta) gegen Süden nach der Wallachei zur Donau, der Marosch gegen Weſten nach Ungarn in die Theis, der Samoſch gegen Norden nach Ungarn gleichfalls in die Theis. Sie ſind alle ſchiffbar und könnten durch getroffene Anſtalten es noch weit mehr werden. Siebenbürgen hatte ehemals ſeine eigenen Fürſten, unter denen Michael II. Abaffi im J. 1066 ſein Land gegen eine jährliche Penſion von 12,000 Fl. an den Kaiſer Leopold überließ, der es auch im carlowitzer Frieden behielt. Im J. 1765 ward dieſes Fürſtenthum als ein von andern Kronen ganz unabhängiger und beträchtlicher Staat von der Kaiſerin Königin Maria Thereſia zu einem Großfürſtenthum erhoben. Im ganzen Lande befinden ſich 11 königliche Freiſtädte, 63 Marktflecken, 2611 Dörfer und 14 Praedia. 1786 zählte man an Civileinwohnern 1,443,371, dieſe Anzahl hat aber ſeitdem ſehr zugenommen, und hiezu kommen noch die an der ganzen Gränze zerſtreuten Militärortſchaften, welche im J. 1799 126,771 Seelen enthielten. Jetzt kann man die geſammte Einwohnerzahl auf 1,620,000 Menſchen ſchätzen. Dieſe beſtehen 1. in Ungarn, welche in elf Geſpann-

ſchaften oder Comitate, und in zwei Diſtricte vertheilt ſind; 2. in Szeklern (lat. Siculi), welche Nachkommen der Petſchenegen seyn, und deren Name Szekelyer ſo viel als Gränzbewohner oder Hüter bedeuten ſoll. Sie ſind in fünf Hauptſtühle oder Diſtricte vertheilt; 3) in Sachſen, deren Vorfahren im 12ten Jahrhundert, vielleicht noch früher, hieher gekommen ſind. Ihr Land wird das königliche Land der Sachſen genannt und iſt in 9 Stühle und 2 Diſtricte getheilt, und außer dieſen ſind noch die ſogenannten Fiscalgüter vorhanden, die unter jenen Diſtricten und Stühlen liegen, deren Bewohner aber nicht unter die Gerichtsbarkeit der gedachten Geſpannſchaften oder Stühle und Diſtricte gehören, ſondern ihre eigene Jurisdiction und auch eine beſondere Steuereinrichtung haben, und auf den Landtagen als ein beſonderer Stand durch eigene Deputirten erſcheinen. Nebſt den obigen drei Hauptnationen finden ſich noch Einwohner aus andern Völkern in Siebenbürgen, die aber als Fremde angeſehen werden, und wenn ſie das Bürgerrecht erhalten wollen, ſich mit einer der drei privilegirten Nationen vereinigen müſſen. Dergleichen ſind 1. Deutſche, 2. Wallachen, 3. Griechen, 4. Armenier, 5. Raitzen oder Servier, nebſt einigen wenigen mähriſchen, bulgariſchen, arnautiſchen und ruſſiſchen Familien. Die ehemaligen Slaven (Tod) ſind gänzlich ausgegangen, oder zu den drei Nationen getreten. Man findet ferner deutſche und türkiſche Juden und Zigeuner oder Völker des Pharao, wie man ſie hier nennt. Dieſe ſind von dreifacher Art: ſolche, die im Lande herumziehen, ſolche, die Handwerke treiben und in Häuſern neben den Dörfern wohnen; und endlich ſolche, die im Sommer unter Filzzelten, im Winter aber in Höhlen wohnen, und von Schmiedearbeit, Siebmacherei, Drechſeln und Muſiciren leben. Die K. K. Maria Thereſia hat ihnen allen den Namen neue Bauern gegeben. Sie ſind ohne Prieſter und ohne eigentliche Religion und reden wallachiſch und eine Art rothwälſcher Sprache. Unter dieſen tolerirten Nationen ſind die Wallachen am zahlreichſten; auch waren von dieſem Volke die meiſten Theilhaber an den Unruhen, die unter Horjah's und Klotſchka's Anführung ausbrachen und im J. 1785 gedämpft wurden. Überhaupt ſind die Wallachen die zahlreichſten Bewohner Siebenbürgens; ihnen folgen die Szekler, dann die Sachſen, welche 1790 auf ihren 130 Quadratmeilen 76,548 Familien ausmachten, und endlich die Ungarn. Am fleißigſten und reinlichſten von allen ſind die ſogenannten Sachſen; ihre Ortſchaften und Häuſer haben regelmäßige Anlage, und überall zeigt ſich bei ihnen Wohlſtand und Einfachheit der Sitten; übrigens ſind ſie aber ſehr zurückhaltend und bedächtlich, woran vielleicht ihre Lage Schuld iſt. Ihre Schriftſprache iſt hochdeutſch, ihre Mundarten im gemeinen Leben nähern ſich aber mehr dem Plattdeutſchen. Überall, wo ſie wohnen, gedeiht Obſt-, Wein- und Blumencultur. Getreide, Wein ꝛc. baut der Siebenbürge wenig mehr, als zu ſeinem eignen Bedürfniſſe nöthig iſt; aber der gute Tabak, die Rindvieh- und die von den Wallachen ſtark betriebene Schafzucht liefern Artikel zur Ausfuhr, ſo wie die ſchöne Race der hier gezogenen meiſt leichten Pferde, und die ſtarke Bienenzucht. Auch Salz iſt im Überfluß und wird ausgeführt, und die Goldbergwerke Siebenbürgens übertreffen an reicher Ausbeute alle übrigen in Europa. Die Manufacturen ſind bei weitem nicht zureichend für das Bedürfniß

des Landes; denn es gibt deren bloß in den ſächſiſchen Städten und einigen ſzeckler Stühlen. Sie liefern weiße und gefärbte Leinwand, Tuch, Wollen= und Baumwollenzeuge, Hüte, Leder und einige andere minder bedeutende Gegenſtände. Die Handlung nach der Wallachei und andern türkiſchen Ländern iſt beträchtlich, aber faſt ausſchließend in den Händen der Griechen, Raitzen und Armenier. Zu den Vorrechten des ſiebenbürgiſchen Adels gehört es, daß ſeine Mitglieder zugleich als ungariſche Edelleute betrachtet werden und ſich nach Gefallen in Ungarn niederlaſſen können, welches bei dem ungariſchen Adel in Abſicht auf Siebenbürgen nicht Statt findet; ſie ſind ferner frei von Steuern, und geſpannſchaftlichem Gerichtszwang, weßhalb man zu den adeligen Perſonen auch alle Geiſtliche bis auf die Mönche und Landpfarrer rechnet. Der Adelſtand haftet auf gewiſſen Ämtern, Ländereien und Familien, und wird auch durch Adoption und Veräußerung auf andere vorher Unadelige gebracht. Die Baronen und Grafen, welche auch Magnaten heißen, ſind nur im Range von den übrigen Edelleuten verſchieden. Eine niedrigere Claſſe des Adels muß gewiſſe Steuern und Dienſte leiſten. In dieſe gehören die Armaliſten, d. i. diejenigen Edelleute, welche keine Unterthanen, und oft auch keinen Edelſitz haben, die Bürger der freien königlichen Städte und die landesherrlichen Jagdbedienten. Unadelige ſind die Bürger der übrigen Städte, die freigelaſſenen Unterthanen und die Leibeigenen oder Fobbagyok. Indeſſen iſt die Leibeigenſchaft dieſer Leute, ſo wie der bürgerliche Unterſchied der Nationen in Siebenbürgen vom Kaiſer Joſeph II. aufgehoben worden. Die Stände dieſes Großfürſtenthums werden in Rückſicht auf Nationen in Ungarn, Szeckler und Sachſen, in Anſehung der Religion in Catholiken, Reformirte, Evangeliſche, und Unitarier, und in Abſicht auf den Charakter in Prälaten, Magnaten und Edelleute eingetheilt. Die Landtage werden in der Hauptſtadt Herrmannſtadt gehalten, und jeder Verſchriebene muß, wenn er nicht erſcheint, 200 Fl. Strafe geben. Die Magnaten der Szeckler haben das Vorrecht, daß ſie nicht verſchrieben werden dürfen. Die Stände haben, in Vereinigung mit dem Landesherrn, das Recht, Geſetze zu geben und abzuſchaffen, Steuern zu erheben, und Ausländer unter die Bürger aufzunehmen. Alle übrigen Hoheitsrechte übt der Landesherr allein aus; dazu gehört das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen, das Münzrecht, das Recht, Pfründen zu vergeben, die Einkünfte der eröffneten zu ziehen, Diſpenſationen in Eheſachen zu ertheilen, über proteſtantiſche Eheprozeſſe das höchſte Urtheil zu fällen, Standeserhöhungen vorzunehmen, und das Erbgut ausgeſtorbener Familien zur Kammer zu ſchlagen. Die hohe ſiebenbürgiſche Hofkanzlei, welche die landesherrlichen Edicte ausfertigt, iſt zu Wien, und ſteht ſo wenig mit der ungariſchen, wie mit der öſterreichiſchen Kanzlei in Verbindung. Sie beſteht aus einem Hofkanzler, mehreren Hofräthen und Räthen. Das hohe Gubernium, welches die öffentlichen Geſchäfte im Namen des Landesherrn beſorgt, iſt zu Clauſenburg. Es beſteht aus dem Landesgouverneur, als Präſes, und 12 referirenden Gubernialräthen. Zur Verwaltung der Cammeralgegenſtände iſt ſeit 1790 das Theſaurariat errichtet, welches einen Präſidenten und drei Räthe hat, und von der Hofkammer zu Wien abhängt. Die königliche Tafel, welche ihren Sitz zu Neumarkt hat, iſt

der Juſtizhof für die zweite Inſtanz, und man kann von derſelben an das Gubernium appelliren. Die Einkünfte des Landesherrn beſtehen in der Contribution (jährlich 1,300,000 Gulden), aus den Mauthgefällen, Zehnten, Bergwerkszehnten, dem Salzregal und den Domänengütern; im Ganzen etwas über 5 Millionen Gulden. In dem Großfürſtenthum ſind vier privilegirte Religionen. 1. Die catholiſche, zu der ſich einige Ungarn, mehrere Szeckler und ſehr wenige Sachſen bekennen. Die Wallachen ſind großentheils, und die Armenier alle mit ihr vereint. Der catholiſchen Pfarren ſind 148. 2. Die reformirte Religion, welcher theils Ungarn, theils Szeckler zugethan ſind. Sie hat ungefähr 500 Pfarren. 3. Die evangeliſche oder lutheriſche Religion, zu der ſich die meiſten Sachſen und einige wenige Ungarn bekennen. 4. Die ſocinianiſche oder die Religion der Unitarier (Antitrinitarier), die unter den Ungarn und Szecklern Anhänger hat. Die Griechen, ein Theil der Wallachen, die Bulgaren und Raitzen ſind von der griechiſchen Religion, nicht mit der catholiſchen Kirche vereinigt, und werden bloß geduldet. Außer dem öſterreichiſchen Militär, welches in Siebenbürgen liegt, und aus zwei Regimentern Infanterie, einem Dragoner- und einem Huſarenregimente beſteht, ſind ſeit dem Jahre 1762 fünf Regimentsbezirke für die Gränzmiliz abgeſondert worden, welche zwei ſzeckler Infanterieregimenter, ein ſzeckler Huſarenregiment und zwei wallachiſche Infanterieregimenter ſtellen und unterhalten. Die Ortſchaften, welche zu dieſer Miliz gehören, liegen längs der Oſt- und Südſeite Siebenbürgens zerſtreuet. Sie ſind nach deutſcher Art eingerichtet, verſehen die Gränzwachen, bekommen Ober- und Untergewehr, aber Sold nur ſo lange, wie ſie dienen.

Siebengebirge iſt eine merkwürdige Gebirgsreihe, aus der ſich ſieben Spitzen vor den andern erheben, nicht weit von Bonn, im ehemaligen Erzſtift Cöln, nachherigem franzöſiſchen Departement des Rheins und der Moſel, und jetzigem Großherzogthum Niederrhein. Der höchſte dieſer Bergkegel iſt der Löwenberg mit einem zerſtörten Schloß. Er ſoll 1896 Fuß über der Meeresfläche erhaben ſeyn.

Sieben-Inſeln, oder ſeit 1815 die vereinigten Staaten der ioniſchen Inſeln. Dieſer Freiſtaat, der 50 Quadratmeilen mit 187,000 Einwohnern — auf jeder Quadratmeile 3740 Einwohner — enthält, wurde nach den vorläufigen Beſchlüſſen des wiener Congreſſes, durch die Übereinkunft der Höfe zu Wien, St. Petersburg, Berlin und London, Paris den 5ten November 1815, und durch den pariſer Vertrag vom 20ſten November 1815 aufgerichtet und unter brittiſchen Schutz geſtellt. — Er beſteht, außer zwölf kleineren Eilanden, aus den ſieben Hauptinſeln: Corfu, ſonſt Corcyra, zehn Quadratmeilen, 65,000 Einwohner; Paxo, $1\frac{1}{2}$ Quadratmeile, 6000 Einwohner, Santa Maura, ſonſt Leukadia, fünf Quadratmeilen, 15,000 Einwohner, Cefalonia ſechzehn Quadratmeilen, 70,000 Einwohner, Theaki oder Klein-Cefalonien, höchſt wahrſcheinlich das alte Ithaka, drei Quadratmeilen, 7000 Einwohner, Zante, ſonſt Zacynthus, vier Quadratmeilen, 30,000 Einwohner und Cerigo, ſonſt Cythera, im Süden von Morea, am Eingange des ägäiſchen Meeres, $4\frac{1}{2}$ Quadratmeile, 8000 Einwohner. Sie liegen ſämmtlich, mit Ausnahme Cerigo's und drei kleinerer, an den Küſten von Livadien und

Albanien, im ioniſchen Meere. Unter einem milden Himmel erzeugt ihr größtentheils ſehr fruchtbarer Boden alle Südfrüchte des 37. Breitengrades in Überfluß. Es mangelt bloß an Holz und edlen Metallen. Dagegen werden allein an 7000 Ctr. Corinthen ausgeführt. Corfu hat drei Mill. Ölbäume, am unfruchtbarſten iſt das gebirgige Theaki. Die Einwohner, welche ſich zur griechiſchen Kirche bekennen, ſind Neugriechen, geiſtvoll, zum Theil gebildet und voll Vaterlands- und Freiheitsgefühl. Auch ſind unter ihnen Italiener und Juden einheimiſch. Der Beſitz dieſer Inſeln iſt wichtig, weil ſie durch die feſte Lage von Corfu, das zugleich wie die übrigen Inſeln geräumige Häfen hat, der Schlüſſel zu zwei Meeren ſind, Griechenland bewachen und das öſtliche Italien beobachten. Corfu und Zante ſind gleichſam Brücken, auf denen man in Albanien und Macedonien eindringen, und Morea, ſammt dem Archipelagus beſetzen kann. Insbeſondere können die Engländer die Albaneſen und Mainotten für ihren See- und Landdienſt anwerben. Auch ſind die Einwohner treffliche Matroſen, vorzüglich werden die Cephaloneſen als treffliche Seefahrer geſchätzt. Sie haben über 200 Fahrzeuge und 5000 kleine Barken auf der See. Ihre Geſchichte iſt in der neuern Zeit doppelt wichtig, da ihr Beſitz in die Handels- und politiſchen Verhältniſſe von England, Öſterreich, Rußland, der Pforte, Italien und Frankreich eingreift. Sieben Jahrhunderte hindurch ſtanden die Sieben-Inſeln unter dem Schutze der Republik Venedig, vom J. 1096 bis 1797, da der Friede von Campo Formio ſie mit der damaligen franzöſiſchen Republik vereinigte. Im Kriege 1799 kamen ſie in die Gewalt der Ruſſen und Türken, und wurden durch einen Vertrag vom 21ſten März 1800 in eine Föderativ-Republik unter dem Namen der Sieben-Inſeln verwandelt, mußten aber die türkiſche Oberherrſchaft anerkennen, und der Pforte alle drei Jahre einen Tribut von 75,000 Piaſter bezahlen. Die Nachkommen der alten Griechen, welche dieſe Inſeln bewohnen, geriethen aber bald unter ſich in Uneinigkeit. Endlich ſtellten ruſſiſche Truppen auf Corfu die Ruhe wieder her. Der bevollmächtigte ruſſiſche Miniſter, Graf von Mocenigo, leitete die neuen Einrichtungen. Unter dem Namen Synklita von Corcyra wurde im J. 1803 eine Verſammlung der Notabeln von allen ſieben Inſeln zu Corfu eröffnet. Rußland ſchien hier einen feſten Punkt im mittelländiſchen Meere und Griechenland gegenüber gründen zu wollen, während es zu gleicher Zeit Cattaro beſetzte und mit Servien in Verbindung trat. Es wurde aber von Frankreich im tilſiter Frieden 1807 genöthigt, Jonien ganz an Frankreich zu überlaſſen. Den 19ten Auguſt 1807 beſetzten franzöſiſche Truppen Corfu, und den 1ſten September wurden die Einwohner der Inſeln für franzöſiſche Unterthanen unter einem Generalgouverneur erklärt. Allein ſchon im J. 1810 entriß eine engliſche Expedition unter den Befehlen des Generals Oswald, der unter dem brittiſchen Oberbefehlshaber im mittelländiſchen Meere, dem Admiral Collingwood, ſtand, den Franzoſen die Inſeln Zante, Cephalonia, Ithaka, Cerigo und St. Maura, Corfu aber und Paro wurden fortwährend blokirt, und erſt im J. 1814 erobert. Die engliſche Regierung war für die Inſeln vortheilhaft. Zu der in Wien und Paris im J. 1815 erfolgten Beſtimmung der politiſchen Verhältniſſe dieſes Freiſtaats hat vorzüglich der k. ruſſ. Staatsſecretär, Graf Capo d'Iſtria,

ein geborner Jonier, viel beigetragen und ſich dadurch ein bleiben=des Verdienſt um Griechenland und Europa erworben. Denn man kann dieſen Staat als eine brittiſche Colonie der griechiſchen Freiheit betrachten. Das Schutzrecht über dieſe Inſeln iſt kein unbedeuten=der Vortheil für England. Der König von Großbritannien hält vermöge deſſelben in den Feſtungen und Plätzen der ioniſchen In=ſeln Beſatzungen, und die bewaffnete Macht des Freiſtaats ſteht unter der Leitung des Oberbefehlshabers der brittiſchen Truppen. Die Republik handelt unter ihrer eignen Flagge. Öſterreichs Han=del mit derſelben hat gleiche Rechte mit dem engliſchen. Auswär=tige Mächte dürfen daſelbſt nur Handelsconſuln halten. Bisher hatte die im J. 1803 eingeführte Verwaltung des Innern fortge=dauert. Da aber der Senat zu Corfu darauf beharrte, ſich nach der Conſtitution von 1803 als die repräſentirende Behörde aller ioniſchen Inſeln anzuſehen, ſo wurde er von dem dazu durch das brittiſche Cabinet bevollmächtigten Oberbefehlshaber der ioniſchen Inſeln, dem brittiſchen General Maitland, den 29ſten Mai 1816 auf=gelöſ't, und jede Inſel ſollte inzwiſchen bis zur Verfertigung und Annahme einer neuen, vom König von Großbritannien anerkann=ten Verfaſſungsurkunde ſich ſelbſt verwalten. Die künftige Ver=faſſung wird, nach den bereits feſtgeſetzten Beſtimmungen, frei ſeyn. Die Inſeln ſollen durchaus nach eignen Geſetzen und von nationalen Obrigkeiten regiert werden, ſo daß ſie auf keine Weiſe als brittiſche Provinzen zu betrachten ſind. Über den gegenwärti=gen Zuſtand ſ. d. Werk des D. Golland über die Sieben=Inſeln und Albanien, ferner die Reiſen von Lechevalier, Scrofani und St. Sauveur. K.

Siebenjähriger Krieg. Durch die Friedensſchlüſſe von Breslau (den 28ſten Juli 1742) und von Dresden den 25ſten December 1745) hatte die Kaiſerin Königin Maria Thereſia dem Könige Friedrich II. ſechs ſchleſiſche Fürſtenthümer und die Graf=ſchaft Glatz abgetreten. Der Verluſt ſo ſchöner Länder war jedoch zu ſchmerzhaft, als daß die Kaiſerin nicht auf ihre Wiedereroberung hätte denken ſollen. Deßhalb verband ſie ſich mit der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, Friedrichs perſönlicher Feindin, zog durch den Grafen von Brühl den König von Polen und Churfür=ſten von Sachſen, Auguſt III., auf ihre Seite, und arbeitete an einer nähern Verbindung mit Frankreich, trotz der ſeit mehrern Jahrhunderten mit dieſem Reiche beſtandenen Feindſchaft. Wäh=rend Maria Thereſia an dieſen Planen arbeitete, waren zwiſchen England und Frankreich neue Gränzſtreitigkeiten in Amerika ent=ſtanden, die ſchon im Jahre 1755 in offene Feindſeligkeiten ausbra=chen. Um ſeine deutſchen Staaten gegen einen Angriff von Frank=reich zu ſchützen, verband ſich der König von England zu Anfange des Jahres 1756 mit Preußen, und einige Monate ſpäter ſchloß Frankreich ein Bündniß mit dem wiener Hofe, worin dem letztern 24,000 Mann Hülfstruppen gegen Preußen verſprochen wurden. Dieſe Hülfstruppen wurden aber nachmals bis auf 180,000 Mann vermehrt, da es mehr Frankreichs Abſicht war, durch die Erobe=rung Hannovers dem Könige von England zu ſchaden, als die ehrgeizigen Entwürfe der Kaiſerin auf Schleſien ausführen zu hel=fen. Durch einen ſächſiſchen Kanzleiſecretär, Namens Mentzel, waren dem preußiſchen Geſandten Malzahn alle Verhandlungen des öſterreichiſchen, ruſſiſchen und ſächſiſchen Hofes entdeckt worden,

und Friedrich II. rüſtete ſich deßhalb ſchnell und mit Macht zum Kampfe. Er verlangte vom wiener Hofe eine Erklärung über ſeine Geſinnungen; eine zweideutige Antwort erfolgte, und Friedrich beſchloß, ſeinen Feinden zuvorzukommen. Er fiel deßhalb im Auguſt 1756 mit drei Kriegsheeren, zuſammen 60,000 Mann ſtark, in Sachſen ein, beſetzte Dresden, bemächtigte ſich dort der zu ſeiner Rechtfertigung nöthigen Papiere, und ließ die ſächſiſche Armee, 17,000 Mann, in ihrem feſten Lager bei Pirna einſchließen. Unterdeſſen rückte der Feldmarſchall Brown mit einem öſterreichiſchen Kriegsheer aus Böhmen heran, um die Sachſen zu befreien; Friedrich ließ ein zur Einſchließung des ſächſiſchen Lagers hinreichendes Corps zurück, ging den Öſterreichen nach Böhmen entgegen und lieferte ihnen den 1ſten October bei Lowoſitz eine Schlacht, die freilich nicht entſcheidend war, aber doch den Feldmarſchall Brown verhinderte, den Sachſen zu helfen. Dieſe mußten ſich zu Kriegsgefangenen ergeben, und die Unteroffiziere und Gemeinen mußten zur preußiſchen Fahne ſchwören; ein Eid, den ſie nicht hielten, da ſie in der Folge einzeln und in ganzen Regimentern zu den Franzoſen übergingen, um nicht gegen ihren Landesherrn zu fechten. Friedrich bezog jetzt in Sachſen die Winterquartiere, und auch der Graf von Schwerin ging in dieſer Abſicht dahin zurück. In Wien hatte bis jetzt eine Streitigkeit des Königs von Preußen mit dem Herzoge von Meklenburg=Schwerin dem Kriege zum Vorwande dienen müſſen; man behauptete öſterreichiſcher Seits, daß Preußen den weſtphäliſchen Frieden verletzt habe, und der Einmarſch in Sachſen wurde nun völlig für eine ſolche Verletzung erklärt. Auf dem Reichstage zu Regensburg wurde ſogar, auf Öſterreichs Betrieb, die Errichtung einer Reichsexecutionsarmee gegen den König von Preußen beſchloſſen, bloß die Erklärung der Reichsacht wider ihn unterblieb, auf Frankreichs Vorſtellung. Dagegen nahm aber jetzt dieſe Macht und Rußland unter dem Vorwande der Gewährleiſtung für den weſtphäliſchen Frieden förmlichen Antheil an dem Kriege, wozu auch Schweden von ihnen genöthigt wurde. So ſtanden im Jahr 1757 Öſterreich, Rußland, Frankreich, Schweden, das deutſche Reich und Sachſen im Kampfe gegen Friedrich, der bloß an England einen Verbündeten hatte, welcher ihn für den Landkrieg wenig Nutzen erwarten ließ. Die Reichsarmee, welche man indeſſen zuſammengebracht hatte, war ein buntes Heer undiſciplinirter Truppen, mit Ausſchluß der Pfälzer, Bayern, Wirtemberger und einiger Andern. Um ſeinen Feinden zuvorzukommen, rückte Friedrich im April mit vier Heeren in Böhmen ein, und am 6ten Mai kam es bei Prag zu einer mörderiſchen Schlacht, worin die Preußen ſiegten, aber außer mehreren Andern ihren großen Feldherrn Schwerin verloren. Der größte Theil des beſiegten öſterreichiſchen Heeres warf ſich in die Stadt, und jetzt wurde Prag förmlich von den Preußen belagert. Der Feldmarſchall Daun hatte ſich jedoch mit 60,000 Öſterreichern auf den Bergen von Kolin verſchanzt, und erhielt Befehl zur Rettung Prags etwas Entſcheidendes zu wagen. Friedrich ging, um dies zu verhindern, nach Kollin, griff dort mit 32,000 Mann den Feind an, verlor die Schlacht und 10,000 tapfere Krieger, und mußte ſelbſt die Belagerung von Prag aufgeben, um ſich nach Sachſen und der Lauſitz zurückzuziehen, und ſeine eigenen Staaten zu decken. Er vertheilte ſeine Heeresmacht in mehrere abgeſonderte Corps, wodurch

ſein Ausmarſch aus dem gebirgigen Böhmen erleichtert und ſeine Feinde irre gemacht wurden. Eifrich ſtanden die preußiſchen Unterthanen ihrem Monarchen durch freiwillige Stellung von Landmilizen und durch freiwillige Lieferung von Pferden bei. Die Franzoſen hatten indeſſen die Feſtung Weſel, die Fürſtenthümer Cleve und Oſtfriesland, die heſſencaſſelſchen Länder und Hannover beſetzt und mit Contributionen belegt. Der Herzog von Cumberland, welcher die mit Preußen verbündeten Hannoveraner, Heſſen, Braunſchweiger, Gothaner und bückeburger Truppen, 40,000 Mann, gegen 100,000 Mann Franzoſen anführte, hatte ſich bei Haſtenbeck (den 26ſten Jul.) ſchlagen und bis Stade zurückdrängen laſſen, und am 8ten September zu Kloſter-Seven eine Capitulation geſchloſſen, wonach jene alliirten Truppen, mit Ausſchluß der Hannoveraner, aus einander gehen ſollten. Ein franzöſiſches, mit der Reichsarmee verbundenes Heer unter dem Prinzen von Soubiſe bedrohte jetzt Sachſen und die Erbſtaaten des Königs. Dieſer ließ deßhalb den Herzog von Bevern in Schleſien, ging nach Thüringen, und vertrieb die Franzoſen aus Erfurt. Auf die Nachricht, daß ein öſterreichiſches Corps unter Haddick in die Mark eingefallen ſey, eilte Friedrich bis Torgau zurück, da aber die Öſterreicher ſich ſchnell zurückgezogen hatten, und die Franzoſen aufs neue vordrangen, ſo ging der König den letztern entgegen und lieferte ihnen am 5ten November bei Roßbach jene denkwürdigr Schlacht, in welcher die Franzoſen ſowohl als die Reichsarmee ſo geſchlagen wurden, daß ſie nur in der ſchnellſten Flucht ihre Rettung zu finden glaubten. Hierauf eilte Friedrich mit Adlerſchnelle nach Schleſien, wo der Herzog von Bevern einen Fehler nach dem andern machte, und Schweidnitz und Breslau den Öſterreichern in die Hände gefallen waren. Mit einer kleinen, durch einen weiten Marſch geſchwächten Armee ſchlug der König nun den 5ten December bei Leuthen das noch einmal ſo ſtarke feindliche Heer unter Daun aufs Haupt. 21,000 Öſterreicher wurden gefangen, 6500 getödtet oder verwundet, 6000 gingen zu den Preußen über, und dieſe erbeuteten außerdem 134 Kanonen und 59 Fahnen. Die Preußen hatten 2660 Todte und Verwundete. In 14 Tagen ging Breslau über. 13 Generale, 700 Offiziere und 18,000 Mann ſtreckten das Gewehr, und außerdem fielen noch viel Geſchütz, Pferde, Geld und Wagen und 2000 Mann Gefangene in der Preußen Hände. Dieſe Siege koſteten den Öſterreichern über 50,000 Mann; Schleſien war ihnen wieder entriſſen, und Friedrich war ſeinen Feinden jetzt furchtbarer als vorher. Die Ruſſen waren 100,000 Mann im Junius ſtark in Preußen eingerückt, hatten das Land barbariſch verheert, die Menſchen auf das grauſamſte gemißhandelt, den Feldmarſchall Lehwald mit ſeinem nur 24,000 Mann ſtarken Heere den 30ſten Auguſt bei Großjägerndorf geſchlagen, und zogen ſich darauf mit aller erſinnlichen Grauſamkeit Alles verheerend zurück. Auch die Schweden hatten im Sept. Anklam, Demmin und Paſewalk beſetzt, wurden aber in wenigen Wochen von Lehwald vertrieben und flüchteten nach Rügen. 1758 trat der Prinz Ferdinand von Braunſchweig auf; unter ihm befehligte der Erbprinz, nachherige Herzog von Braunſchweig, Carl Wilhelm Ferdinand, der in dieſem und den folgenden Feldzügen ſein großes kriegeriſches Genie entwickelte. Ferdinand, welcher die mit Preußen verbündeten Hannoveraner, Heſſen und Braunſchweiger befehligte, eröffnete den Feldzug ſchon

im Februar, machte ſich Meiſter von der Weſer, trieb die Franzoſen (deren Feldherr der Graf Clermont, ein Geiſtlicher, war) aus Niederſachſen und Weſtphalen, und ſchlug ſie den 23ſten Jun. bei Crefeld. Darauf ging er zurück über den Rhein nach Heſſen, wo Soubiſe mit einer andern franzöſiſchen Armee ſtand, und wohin das clermontiſche Heer ihm folgte. Durch 12,000 Engländer verſtärkt, zwang Ferdinand indeſſen beide feindliche Armeen, über den Rhein und Main zurückzugehen, wo ſie die Winterquartiere bezogen. Der König war im Winter 1758 nach der Vertreibung der Öſterreicher aus Schleſien und der Wiedereroberung von Schweidnitz in Mähren eingerückt, und begann im Mai die Belagerung von Olmütz, welche er aber bei Dauns Annäherung im Julius mit Verluſt eines bedeutenden Transports an Kriegs- und Mundbedürfniſſen aufgeben mußte. Unterdeſſen waren die Ruſſen, nachdem ſie die wenigen preußiſchen Truppen zurückgedrängt hatten, in die Neumark eingerückt, und Friedrich eilte deßhalb mit einem Theile des Hauptheers, und verſtärkt durch das Corps des Generals Dohna, um ſeine Erbſtaaten zu retten. Er traf das ruſſiſche Heer, 50,000 Mann ſtark, in der Gegend von Cüſtrin, griff es mit 30,000 Mann bei Zorndorf den 26ſten Auguſt an, behauptete durch eine blutige Schlacht das Feld, und die Ruſſen mußten ſich nach Polen zurückziehen. Jetzt wandte ſich Friedrich wieder nach Sachſen, wo ſein Bruder, der Prinz Heinrich, den Öſterreichern nicht mehr widerſtehen konnte. Als er hier noch den Feldmarſchall Keith aus Schleſien an ſich gezogen hatte, lagerte er ſich bei Hochkirch, einem Dorfe in der Oberlauſitz, wo er in der Nacht auf den 14ten October überfallen wurde und eine völlige Niederlage erlitt. (S. Hochkirch). Doch bald nachher ſetzte Friedrich aufs neue ſeine Feinde in Furcht. In Schleſien zwang er die Öſterreicher, die Belagerung von Neiſſe aufzuheben; darauf eilte er nach Sachſen und trieb den Feldmarſchall Daun, welcher Dresden belagerte, zurück nach Böhmen. Am Ende des Feldzugs ſahe der König alle ſeine Staaten, mit Ausſchluß des Königreichs Preußen, von Feinden befreit. In Frankreich ſtimmte jetzt Alles für den Frieden, nur Ludwig XV. und ſeine Mätreſſe, die Marquiſe von Pompadour, nicht. Deßhalb ward den 30ſten December 1758 ein neues Bündniß mit Öſterreich geſchloſſen, und ſo ward auch in eben dieſem Monat zwiſchen England und Preußen ein neuer Vertrag eingegangen, in welchem Friedrich II. jährlich vier Millionen Rthlr. Hülfsgelder verſprochen wurden. Der Prinz Heinrich rückte in dieſem Winter, trotz der rauhen Jahrszeit, in Böhmen ein, die feindlichen Truppen wurden zerſtreut, ein ganzes Corps von 2500 Mann durch den General Hülſen zu Gefangenen gemacht, und ungeheure Kriegsvorräthe erbeutet. Auch die buntſcheckige Reichsarmee in Franken jagte der Prinz Heinrich in die Flucht, und Bamberg, Erfurt und Würzburg wurden von den Preußen genommen, und mit Contributionen belegt. Ein anderes Corps Preußen fiel in das Herzogthum Meklenburg-Schwerin ein, und durch ungeheure Lieferungen an Kriegsbedürfniſſen, durch die Stellung von 16,000 Mann Recruten in dem Laufe des Krieges, und durch Bezahlung von 42 Millionen Thaler Brandſchatzung büßten die Einwohner für die Politik ihres Regenten, der zuerſt ſeine Stimme dazu gegeben hatte, Friedrich II. als Feind des Reichs zu behandeln. Die Verbündeten unter der An-

führung Ferdinands von Braunſchweig konnten zu Anfange des Feldzugs von 1759 wenig ausrichten; die Franzoſen hatten im Winter Frankfurt am Main überrumpelt, und die Abſicht der Alliirten, dieſe Stadt wieder zu gewinnen, wurde ihnen durch den mißlungenen Sieg bei Bergen (den 13ten April) vereitelt. Allein am 1ſten Auguſt erfocht Ferdinand bei Minden einen glänzenden Sieg über die franzöſiſchen Heere unter Contades und Broglio, und auch der Erbprinz von Baunſchweig ſchlug die Franzoſen bei Crefeld. Hierdurch wurden ſie auf der einen Seite über die Lahn, auf der andern über den Rhein zurückgedrängt. Allein nicht Alles ging ſo glücklich. Der General Wedel, welcher das Vordringen der Ruſſen verhindern wollte, wurde bei Kay, unweit Züllichau, von dem General Soltikow geſchlagen, und Friedrich eilte bei der Gefahr, welche ſeine Churlande bedrohte, aus Schleſien zur Vertheidigung dahin, griff am 12ten Auguſt die Ruſſen bei Cunnersdorf, unweit Frankfurt an, und ſchon hatte er ſie geſchlagen, ſchon hatte er Eilboten mit Siegesnachrichten vom Schlachtfelde abgeſchickt, als Laudon mit 12,000 Öſterreichern zu den Ruſſen ſtieß, und ihm den Sieg entriß (ſ. Cunnersdorf). Theuer hatten die Ruſſen den Sieg erkauft, und dennoch benützten ſie ihn nicht. Friedrichs Lage war äußerſt gefährlich; er ſelbſt begann an einem guten Ausgang des Krieges zu verzweifeln. Die Ruſſen ſtanden als Sieger in ſeinen Erbſtaaten, Daun ſtand mit einem großen Heere in der Lauſitz, und Sachſen war von der Reichsarmee überſchwemmt. Die Öſterreicher und Ruſſen wollten ſich vereinigen, aber der Prinz Heinrich nahm den erſtern ihre Magazine weg, und nöthigte ſie dadurch zum Rückzuge; Friedrich aber kam den Ruſſen auf ihrem Marſche nach Schleſien zuvor, und zwang ſie, nach Polen zurückzugehen. Auch in Sachſen ereignete ſich für dem König ein neues Unglück, indem der General Fink, ein tapferer Feldherr, ſich mit 11,000 Mann und einer Menge Geſchütz den Öſterreichern ergeben mußte. Ungeachtet aller dieſer Unfälle waren die Feinde doch am Ende des Feldzuges faſt überall zurückgedrängt; nur Daun hielt ſich noch in Sachſen, wo er Dresden beſetzt hatte. Auch die Schweden, welche nach der Schlacht bei Cunnersdorf, wo Preußiſch-Pommern von Truppen entblößt war, in dies Land einfielen, wurden von Manteufel und Platen bis unter die Kanonen von Stralſund vertrieben. Der Feldzug von 1760 ſchien anfangs gleichfalls unglücklich für Friedrich zu werden. Der tapfere General Fouquet wurde mit 8000 Preußen bei Landshut gefangen; der König mußte die Belagerung von Dresden, welche am 14ten Jul. begonnen war, ſchon am 30ſten Jul. wieder aufheben; Glatz war an die Öſterreicher übergegangen, und Friedrich mußte nach Schleſien gehen, um dies Land zu decken. Er verſchanzte ſich mit ſeinen 30,000 Preußen bei Liegnitz; die feindlichen Heere unter Daun und Laudon waren über 100,000 Mann ſtark, und drohten ihn anzugreifen. Laudon ward aber am 15ten Auguſt bei Liegnitz geſchlagen, ohne daß Daun ihm helfen konnte. 10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; 23 Fahnen und 82 Kanonen hatten die Öſterreicher verloren. Friedrichs Heer zählte 1200 Todte und Verwundete. Unterdeſſen war ein Corps Ruſſen und Öſterreicher nach Berlin gegangen, und hatte dort gebrandſchatzt. Friedrich eilte dahin, um dieſe Feinde abzuſchneiden, fand ſie aber nicht mehr und wandte ſich nach Sachſen, wo die Öſterreicher und die Reichsarmee waren,

und auch Daun und Lascy ſich vereinigt hatten. Bei Torgau griff er den 3ten November die Feinde an, ſchlug ſie in einer mörderiſchen Schlacht, die vorzüglich durch Ziethens Einſicht und Tapferkeit gewonnen wurde, und nahm nun ſeine Winterquartiere in Sachſen. Auch Laudon wurde in Schleſien bis in die Grafſchaft Glatz zurückgedrängt, und die Ruſſen genöthigt, die Belagerung von Colberg aufzugeben, und nach Polen zurückzugehen. Die Alliirten unter dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig ſchlugen die Franzoſen freilich den 31ſten Jul. bei Marburg, indeſſen ſetzten die letztern ſich doch im Heſſiſchen feſt, wo ſie groſe Magazine hatten. Deſto mehr konnte Ferdinand 1761 thun. Er griff den 11ten Februar alle franzöſiſchen Quartiere an, die Franzoſen flohen ohne Stand zu halten, und viele von ihnen beſetzten Plätze, ſo wie mehrere groſe Magazine fielen in die Hände der Sieger. Die Sachſen wurden auch bei Langenſalza geſchlagen, allein die Verbündeten mußten mit Verluſt die Belagerungen von Ziegenhayn, Marburg und Caſſel aufheben, und jetzt wurden die Franzoſen wieder Herren von ganz Heſſen und hatten einen offenen Weg ins Hannöveriſche. Die Völker wünſchten ſämmtlich Frieden, nur ihre Regenten, mit Ausnahme des Königs von Preußen, nicht. Thereſia wäre jetzt mit der Zurückgabe von ganz Schleſien allein nicht zufrieden geweſen. Die Kaiſerin Eliſabeth wollte Preußen behalten, und der franzöſiſche Miniſter Choiſeul ſuchte ſich durch die Fortſetzung des Krieges für eine poetiſche Epiſtel zu rächen, worin Friedrich ſeiner geſpottet hatte. Die Friedensvorſchläge von England und Preußen wurden alſo nicht angenommen, und Friedrich ſuchte Schleſien gegen die Öſterreicher und Ruſſen zu ſchützen, die ſich im Auguſt bei Striegau vereinigten. Wirklich hielt ſich der König in ſeinem Lager bei Schweidnitz gegen dieſe ungleich ſtärkere Macht, und der größte Theil der Ruſſen mußte endlich, wegen Mangels an Lebensmitteln, nach Polen abgehen. Laudon nahm Schweidnitz durch Überrumpelung den 1ſten October ein. 3700 Mann Beſatzung, mehrere Magazine, und viele Kriegsbedürfniſſe fielen hier den Öſterreichern in die Hände. Auch in Sachſen wurde der Prinz Heinrich, der gegen die daunſche Armee commandirte, ſehr in die Enge getrieben; allein er behauptete ſich. In Pommern aber wurden die Preußen in einzelnen Corps von den Ruſſen geſchlagen, und verloren nach einer tapfern Gegenwehr am 16ten December die Feſtung Colberg. Die Schweden wurden dagegen von Belling bis Stralſund zurückgetrieben und der Herzog Ferdinand von Braunſchweig erfocht bei Villingshauſen den 15ten Julius einen glänzenden Sieg über die Franzoſen, der aber im Ganzen wenig entſchied. Friedrich befand ſich in einer verzweiflungsvollen Lage, und ſchien durch alle ſeine Unfälle und die überlegene Macht ſeiner Feinde dem Untergange nahe zu ſeyn. Da ſtarb zu ſeinem Glück die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland den 25ſten December 1761, und ihr Nachfolger, Peter III., Friedrichs perſönlicher Freund und Bewunderer, ſchloß mit ihm ſchon den 16ten März 1762 einen Waffenſtillſtand, dem am 5ten Mai der Friede von Petersburg folgte. Auch Schweden machte Frieden mit Preußen, und da Peters Friedensvermittlung bei Öſterreich vergeblich war, ſo ließ der Kaiſer von Rußland ein Corps ſeiner Truppen zu den Preußen ſtoßen. Allein der frühe Tod des Kaiſers trennte bald das Bündniß mit Friedrich, und Peters Nachfolgerin, Catharina II., zog ihre Truppen, 20,000 Mann,

von dem preußiſchen Heere zurück. Indeſſen war doch Friedrich von einem wichtigen Feinde befreit, und hatte über die andern ein großes Übergewicht erlangt. Er ſchlug jetzt bei Burkersdorf ein öſterreichiſches Corps aus ſeinen Verſchanzungen, nahm den 9ten October Schweidnitz wieder ein, ließ den Herzog von Bevern mit einem Kriegsheer zur Deckung Schleſiens zurück, und ging nach Sachſen. Der Prinz Heinrich erfocht nach mehreren glücklichen Gefechten den 29ſten October einen bedeutenden Sieg über die Öſterreicher und Reichstruppen bei Freiberg, und der König ſchloß jetzt mit den Öſterreichern einen Waffenſtillſtand, der ſich jedoch nur auf Sachſen und Schleſien bezog. Unglücklich hatten die Alliirten unter dem Prinzen Ferdinand und dem Erbprinzen von Braunſchweig den Feldzug von 1762 gegen die Franzoſen begonnen, allein die letztern wurden den 24ſten Junius bei Wilhelmsthal geſchlagen, aus ihrem feſten Lager bei Caſſel vertrieben, und dadurch äußerſt geſchwächt. Caſſel ſelbſt wurde belagert und am 1ſten November den Verbündeten übergeben. Zwei Tage nachher wurden die Friedenspräliminarien zwiſchen England und Frankreich unterzeichnet, und Friedrich wurde dadurch ſeinen Feinden allein bloßgeſtellt. Der Frieden ſelbſt wurde den 10ten Februar 1763 ratificirt. Indeſſen nöthigte der König von Preußen mit einem Kriegsheer unter Kleiſt mehrere der wichtigſten Reichsſtände, ſich für neutral zu erklären und am 15ten Februar ſchloß er mit Öſterreich, Frankreich und Sachſen zu Hubertsburg einen Frieden, wonach alle Theile ihre Beſitzungen, ſo wie ſie vor dem Kriege geweſen waren, aber leider in zerrüttetem Zuſtande, wieder erhielten. Die Einheit des Willens, welche in Friedrichs Maßregeln herrſchte, und die großen Hülfsquellen, welche die Eroberung Sachſens ihm an Geld und Mannſchaft darbot, ſein großes umfaſſendes Genie, die Menge vortreffſlicher Feldherren, und der Muth und die Tapferkeit ſeiner Soldaten gaben dem Könige von Preußen ein ſo großes Übergewicht über ſeine Feinde, und ſicherten ihm den glücklichen Ausgang. Der Seekrieg, welcher ſchon 1755 zwiſchen England und Frankreich begonnen hatte, wurde anfangs für Frankreich glücklich geführt. Der Herzog von Richelieu entriß 1756 den Engländern die Inſel Minorca, weßhalb der engliſche Admiral Bing zur Strafe öffentlich hingerichtet wurde. Nachher erhielten aber die Engländer die Oberhand zur See, waren glücklich in Amerika und Oſtindien und eroberten 1759 Quebeck in Canada. 1760 wurden die Franzoſen in Oſtindien vernichtet, weßhalb der Graf Cally, ihr dortiger Anführer, fünf Jahre ſpäter hingerichtet wurde. Auch mit Hülfe Spaniens, welches ſich 1761 mit Frankreich verbündete, konnte dieſes Reich ſeine Verluſte nicht wieder erringen, und mußte in dem gedachten Frieden (Paris den 10ten Februar 1763) ganz Canada, die Inſeln Granada, St. Vincent, Dominique, Tabago, nebſt Senegal in Afrika, Spanien aber Florida den Engländern abtreten. M. ſ. Archenholz, Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, Berlin, 2 Theile, 8. 1791. N. P.

Siebenſchläfer (Mus glis nach Linné, und Glis oder Myoxus osculentus nach Blumenbach), iſt ein merkwürdiges Thier, welches zu den Winterſchläfern gehört, die eine Familie des Mäuſegeſchlechts ausmachen. Der Siebenſchläfer wird auch Schlafratte, Rollmaus, Billich, Ratz, Mauseichhorn und Raſſelmaus genannt. Er hat im Äußern viel Ähnlichkeit mit einer Maus, gleicht aber

auch den Eichhörnern ſehr. Der ganze Körper mißt vom Maule bis zum Schwanze 6¼ Zoll, und der Schwanz allein iſt beinahe 5 Zoll lang. Die Siebenſchläfer wohnen im ſüdlichen Europa, in Italien und Frankreich, auch in Krain, und ſollen ſelbſt im Anhaltſchen gefunden werden. Übrigens halten ſie ſich auch in den Wäldern des ſüdweſtlichen Rußlands und in den Felſenhöhlen des Wolga- und Samarafluſſes auf. Eichen- und Buchenwälder lieben ſie am meiſten. Sie kommen mit dem Eichhorn in Lebensart und Sitten überein, unterſcheiden ſich jedoch beſonders dadurch, daß ſie den Winter ſelbſt in wärmern Gegenden verſchlafen. Im Herbſte ſuchen ſie ſich Löcher in der Erde, in Bäumen und Felſen, füttern ſie mit Moos und Laub aus, legen ſich zu Schlafe, und erſtarren bald vor Kälte, erwachen aber auch, ſchon im Winter wenn die Wärme bis zu elf oder zwölf Grad ſteigt. Sie nähren ſich von allerlei Nüſſen und ſolchen Sämereien, die ein öliches Mark enthalten; aber auch Eier, Vögel, und ſelbſt die Jungen derſelben ſuchen ſie auf, und verzehren ſie. Bei den alten Römern galt das Fleiſch der Siebenſchläfer für eine große Leckerei, und ſie mäſteten ſie in eigenen Behältniſſen, Glirarien genannt. Auch die Italiener halten das Fleiſch noch für wohlſchmeckend, und fangen dieſe Thiere deßhalb im Herbſte, wo ſie mehr Speck als Fleiſch haben, und theils friſch gebraten, theils eingeſalzen gegeſſen werden. In Crain und Steuermark ißt man ſie gleichfalls. Das Fell gibt ein dem Grauwerk ähnliches, ſehr gutes Pelzwerk.

Sieben Weiſe Griechenlands. Mit dieſem Namen wurden ſieben Männer Griechenlands ausgezeichnet, welche ſich durch vorzügliche Talente und Gaben in der Geſetzgebungskunſt und Staatsregierung und überhaupt durch ihre höheren Einſichten zur Zeit des erſten bedeutenden Emporkommens der griechiſchen Cultur hervorthaten. Sie dienten daher ihrem Vaterlande in allerlei öffentlichen Geſchäften als Geſandte, Heerführer, Geſetzgeber und Staatshäupter, ertheilten heilſame Rathſchläge und Antworten und ſuchten beſonders dadurch, daß ſie ihre Weisheit in faßliche Gedichte und kurze kräftige Sprüche einkleideten, auf ihre Mitbürger zu wirken. Ihre Namen waren Pittakus, Solon, Kleobulus, Periander, Chilon, Thales und Bias. Die vier erſten waren Geſetzgeber, Heerführer und Vorſteher oder Beherrſcher ihrer Väterſtädte, Chilon war Ephorus in Sparta und wurde wegen ſeines politiſchen Weiſſagungsgeiſtes bewundert; Thales und Bias endlich waren wenigſtens Rathgeber von Königen und Völkern. — Fabelhaft iſt, was die Alten von der Veranlaſſung der Benennung der ſieben Weiſen, wie von ihren Zuſammenkünften und Gaſtmählern erzählen.

Sieden oder Kochen heißt, eine Flüſſigkeit in einem offenen Gefäße bis zu dem Grade erhitzen, daß ſie aufwallt und ſich in Dampf verwandelt. Wird der erfoderliche Wärmegrad lange genug fortgeſetzt, ſo ſteigen ſo lange Dampfblaſen auf, bis von der Flüſſigkeit nichts mehr übrig iſt. Hiebei zeigt ſich der merkwürdige Umſtand, daß die Flüſſigkeit, wenn ſie einmal ſiedet, ſelbſt bei n heftigſten Feuer keinen höhern Wärmegrad annimmt. Der Grund davon liegt darin, daß der noch weiter hinzukommende Wärmeſtoff zur Bildung des Dampfes gebraucht wird und alſo mit demſelben in die Luft aufſteigt. Während des Siedens befindet ſich die Oberfläche der Flüſſigkeit in einer heftigen wellenförmigen Bewegung, und in der zunächſt über ihr liegenden Luftſchicht ſchwebt dichter

Dampf, der ſich weiter verbreitet. Das Getöſe dabei rührt ohne Zweifel von dem Zerplatzen der Dampfbläschen her, und iſt ſehr verſchieden nach der Beſchaffenheit des Gefäßes und des Standortes. Das Verdampfen der flüſſigen Körper iſt höchſt wahrſcheinlich nichts weiter als eine bloß mechaniſche Verbindung des Wärmeſtoffs mit dem Waſſer. Der Wärmegrad, bei dem die verſchiednen Flüſſigkeiten ſieden, iſt ſehr verſchieden. Am ſchnellſten ſieden geiſtige Flüſſigkeiten, nächſt dem das reine Waſſer, ungleich ſchwerer Öle. Der Wärmegrad, wobei eine Flüſſigkeit ſiedet, heißt für ſie der Siedepunkt. Die Phyſiker benutzen den Siedepunkt unter andern zur Beſtimmung eines feſten Punkts für die Scala des Thermometers. Dieſer Siedepunkt iſt jedoch nur beim völligen Sieden und bei einerlei Druck der Atmoſphäre beſtändig. Welchen großen Einfluß der Druck der Luft habe, beweiſen die Verſuche, daß in der luftleeren Kugel das Waſſer ſchon durch die Wärme der menſchlichen Hand zum Sieden gebracht wird, und daß es dagegen in dem papinianiſchen Digeſtor, wo es ſeine Dämpfe nicht verbreiten kann, einen ungeheuern Grad der Hitze annimmt. Bei dem gewöhnlichen Druck der Atmoſphäre iſt der Siedepunkt des Regenwaſſers 212 Grad Fahrenheit, des Alkohols nur 176, hingegen des Leinöls wie des Queckſilbers 600.

Siegelerde, eigentlich lemniſche Erde (Terra sigillata), iſt eine Art Bolus, der auf der Inſel Lemnos, jetzt Stalimene, gefunden wird. Die Alten ſchrieben ihr die Kraft zu, die Schärfe ätzender Gifte zu hemmen, Blutflüſſe zu ſtillen, u. ſ. f. Den Namen Siegelerde bekam ſie davon, weil man die da gebildeten Kügelchen, mit welchen, als einem unſchätzbaren Arzneimittel, ſtarker Handel getrieben ward, durch das Siegel des Fundorts bezeichnete, theils um dadurch den eingebildeten Werth noch mehr zu erhöhen, theils aber auch um die Verfälſchung zu verhüten. Indeſſen zog man dieſen Artikel nicht bloß aus Lemnos, ſondern überhaupt aus dem Orient, ja ſelbſt aus Malta. Dem armeniſchen Bolus gab man wegen ſeiner Feinheit den Vorzug. Jetzt brauchen vernünftige Ärzte weder Siegelerde, noch ſonſt einen Bolus zu mediciniſchen Zwecken, weil man ſich nicht nur von der Kraftloſigkeit, ſondern auch von der Schädlichkeit dieſer Mittel überzeugt hat.

Siegelkunde (Sphragiſtik), ein Theil der Urkundenlehre, oder Diplomatik, die zu den hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften gehört. Die Urkunden erhielten nämlich, vorzüglich im Mittelalter, die größte Bekräftigung durch die Beſiegelung, d. i. durch das Hinzufügen gewiſſer angenommenen Zeichen, ſpäterhin der Wappen. Wenn einer Urkunde die Siegel fehlen, ſo iſt ſie zum rechtlichen Gebrauche untauglich; daher muß bei der Vidimation eines Diploms die Beſchaffenheit des Siegels genau bemerkt werden. Denn oft vertrat das Siegel die Stelle der Unterſchrift. Anfangs war das Recht, Siegel zu führen, nur ein Vorzug der Vornehmeren, oder ganzer Gemeinheiten, der Kirchen und Klöſter. Die alten Siegel ſtellten entweder die Perſonen, von denen ſie geführt wurden, zu Fuß dar (sigilla pedestria), oder zu Pferde (sigilla equestria), oder die Figuren bezogen ſich ſinnbildlich auf die Würde. Sie ſind gewöhnlich rund oder oval, und in Gold, Silber, Blei und am gewöhnlichſten in Wachs von verſchiedener Farbe geprägt. Die Farbe des Wachſes deutete die Verſchiedenheit der Perſonen, ſelbſt des Standes an. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts ward das

Siegellack (ſpaniſches Wachs) gebräuchlich. Die älteſte bis jetzt bekannte Urkunde, die mit Lack geſiegelt iſt, iſt vom J. 1554. Die Siegel werden entweder unter die Urkunden geſetzt, oder ſie hangen an einem Bande oder einer Schnur in einer Kapſel, Bulle, daran. S. Fr. Ficoroni I. Piombi antichi. Rom. 1740, 4. D. M. Manni Osservaz. istoriche sopra i sigilli antichi de' secoli bassi. Fir. 1739 -- 86. XXX. 4. und Ph. W. Gercken Anm. über die Siegel zum Nutzen d. Diplomatik. Augsb. 1781, 8. Stendal 1786. K.

Siena, eine in einer ſchönen Gegend auf drei Hügeln liegende alte und große Stadt im Großherzogthum Toscana. Sie hat ungefähr 24,000 Einwohner, deren größter Theil ſich durch Manufacturen und Fabriken von Wollenzeugen, Hüten, Leder und Darmſaiten ernährt. Die Straßen von Siena ſind mit Backſteinen gepflaſtert, krumm und höckricht. Die erzbiſchöfliche Kathedralkirche iſt mit weißem, ſchwarzem und aſchgrauem Marmor reichlich überzogen, und mit Statuen von Päpſten und vielen andern Sehenswürdigkeiten verziert. In dem Kloſter bei der neuen Auguſtinerkirche iſt eine öffentliche Bibliothek, und in den andern Klöſtern der Stadt ſind ſehr ſchätzbare Gemählde. Die vom Kaiſer Carl V. geſtiftete Univerſität, welche jetzt freilich unbedeutend iſt, hat anſehnliche Privilegien, eine große Bibliothek, in welcher viele ſeltene Bücher und Manuſcripte ſich befinden, 60 Profeſſoren, und eine vortreffliche Reitſchule. Auch befinden ſich mehrere Akademien zu Siena. Der Marktplatz, auf dem zur Carnevalszeit die Pferderennen und die Fauſtkämpfe der Edelleute gehalten werden, hat eine muſchelförmige Vertiefung, und iſt ſehenswerth. Auch das neue Opernhaus, das Thor Camollia, und der Springbrunnen auf dem großen Marktplatze (Fonte Gaja genannt) ſind ſehr ſchön. Aus dieſer Stadt ſtammt das berühmte Geſchlecht der Piccolomini her. In Siena wird das zierlichſte muſikaliſchſte, aber zugleich weichlichſte Italieniſch geſprochen. Während der franzöſiſchen Herrſchaft war Siena der Hauptort des Departements des Ombrone.

Sierra bedeutet im Spaniſchen ſo viel als Gebirge, oder gebirgige Gegend, die öfters durch Beinamen unterſchieden wird.

Sierra Leone, oder Sierra Liona, iſt eine Landſchaft an der Küſte von Guinea in Afrika, mit einem Fluſſe und einem langen Gebirge gleiches Namens. Sie iſt überaus fruchtbar an Citronen, Feigen, Datteln und Zuckerrohr. 1793 legte die engliſche Handlungsgeſellſchaft hier an der Südſeite des Fluſſes eine Pflanzſtadt Namens Freetown von 400 Häuſern mit regelmäßigen Straßen an, deren Bewohner größtentheils freie Neger wurden, welche im amerikaniſchen Kriege die engliſche Partei gehalten hatten, und verſorgte ſie reichlich mit allen Bedürfniſſen des Lebens und Anbaues. Die edle Abſicht der Handelsgeſellſchaft war, daß aller Sclavenhandel aus dieſer Colonie verbannt ſeyn, die umliegenden Neger durch freundſchaftliches Betragen und Tauſchhandel mehr civiliſirt und dadurch nach und nach mehr Bekanntſchaft mit dem innern Lande erlangt werden ſollte. Schon fing die Colonie an zu wachſen, als ſie 1794 von einer franzöſiſchen Flotte geplündert und größtentheils zerſtört wurde. Die meiſten Einwohner retteten ſich, und ſuchten durch neue Unterſtützungen wieder empor-

zukommen, welches auch durch die theilweiſe Wiederherſtellung der Stadt glückte. Um jedoch ähnlichen künftigen Anfällen von der Seeſeite her vorzubeugen, fing man 1809 an, die Stadt Kingston, fünf engliſche Meilen von der Küſte, am Schwemsfluß in einer fruchtbaren Gegend zu erbauen. Auch haben ſich bereits mehrere Haufen von Afrikanern zum Anbau der ihnen angewieſenen Bezirke bequemt.

Sierra Morena, ein Gebirge in Spanien zwiſchen der Provinz Mancha und den Königreichen Cordova und Jaen, iſt 80 franzöſiſche Meilen lang, aber von ungleicher Breite, und ſoll wegen ſeiner Farbe den Namen Morena (das Braune) erhalten haben. Bekannt iſt es aus dem Don Quixote des Cervantes, und eben ſo ſehr durch die 1767 bis 1770 damit vorgenommene Veränderung, als Olavides ſie urbar machen wollte (m. ſ. Olavides). Dieſer wurde freilich in der Ausführung ſeiner Entwürfe unterbrochen, aber man ſuchte doch dadurch, daß man Einwohner aus andern Gegenden Spaniens hieher verſetzte, den vorgehabten Zweck zu erreichen. In einigen Diſtricten ſtehen die auf Koſten des Königs erbaueten, und mit allen zur Landwirthſchaft nöthigen Werkzeugen verſehenen Häuſer der neuen Anbauer einzeln, mitten in den dazu gehörigen Feldern und Wieſen; in andern Gegenden ſind ſie wieder zu zwanzig bis dreißig in ſymmetriſcher Ordnung neben einander gebaut. Der Hauptort dieſer Colonie iſt die Stadt Carolina, welche nach Carl III., unter dem ſie zu Stande kam, ſo genannt wurde. Die weſtlichere Fortſetzung der Sierra Morena in den Nordgegenden von Sevilla heißt bloß im Allgemeinen die Sierra.

Sieveking, (Georg Heinrich,) als Schriftſteller, Menſch und Geſchäftsmann gleich nützlich und geſchätzt, ward den 8ten Januar 1757 zu Hamburg geboren, lernte bei ſeinem Vater die Handlung, und gründete in der gedachten Stadt ſelbſt eines der größten Handlungshäuſer. Er beſaß große und ausgebreitete Kenntniſſe, einen ſehr thätigen, gebildeten Geiſt, und diente ſeinem Vaterlande in mehreren bedeutenden Ämtern. Außerdem war er eines der thätigſten Mitglieder der dortigen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe, und ſchrieb mit Einſicht und Vaterlandsliebe: Über den hamburgiſchen Münzfuß. Hamb. 1789, 8.; Materialien zu einem vollſtändigen und ſyſtematiſchen Wechſelrecht (Ebendaſelbſt 1792, 8.) und nachmals mit einer Vorrede und mit Anmerkungen herausgegeben von C. U. D. von Eggers, Copenhagen 1802; ingleichen: Fragmente über Luxus, Bürgertugend, und Bürgerwohl (Hamb. 1797, 8.) u. a. m. Sieveking ſtarb, nicht bloß in ſeiner Vaterſtadt und in Deutſchland, ſondern auch von fremden Nationen verehrt und betrauert, den 25ſten Februar 1799 eines leider zu frühen Todes.

Sieyes (Emanuel Joſeph), Deputirter bei den Generalſtänden, bei der franzöſiſchen Nationalverſammlung, Mitglied des Raths der Fünfhundert, Geſandter, Director, Conſul, Senateur, Mitglied des Inſtituts, Großoffizier der Ehrenlegion, Großkreuz des Ordens der Reunion, Graf und Pair u. ſ., wurde 1748 zu Frejus geboren. Er war Generalvicar des Biſchofs von Chartres, Canonicus und Kanzler der Kirche dieſer Stadt, als er 1789 zum Deputirten des dritten Standes (Tiers état) von Paris bei den Generalſtänden ernannt wurde. Dieſe Ernennung verdankte

er ſeiner berühmten Flugſchrift: Was iſt der dritte Stand? (Qu'est ce que le tiers état?) welche ihm eine außerordentliche Volksgunſt erwarb. Er trug viel zu der gezwungenen Vereinigung der drei Stände, zu der Zurückſendung der Truppen, zu dem berüchtigten Eide vom Ballhauſe zu Verſailles bei, und er war es, der am 10ten Auguſt mit ſo vieler Hitze die Aufhebung der geiſtlichen Zehnten beſtritt, daß er immitten der Verhandlung ausrief: „Sie wollen frei ſeyn, und verſtehen nicht gerecht zu ſeyn." Er widerſetzte ſich gleichfalls der Bewilligung des Veto für den König, erklärte ſich für eine Kammer, und gab die Idee an die Hand, Frankreich in Departementer, Diſtricte und Municipalitäten zu theilen, eine Verfügung, die nicht wenig zur Begründung der Staatsumwälzung beitrug. Seit den erſten Unruhen ſchien er ſich an die orleanſche Partei anzuſchließen, und bei den Verhören im Chatelet über die Ereigniſſe vom 5ten und 6ten October, ſagte er aus: daß er, ſo wie alle guten Bürger, über jene Auftritte unwillig geweſen ſey; er erklärte aber, daß ihm die Urſachen derſelben unbekannt wären. Nachher war er in den Ausſchüſſen ſehr thätig, arbeitete an der Conſtitution und erſchien ſelten auf dem Rednerſtuhl. Damals ſagte Mirabeau in der vollen Verſammlung: daß das Stillſchweigen von Sieyes ein öffentliches Unglück ſey. Übrigens ſchlug er zur Beſchränkung von Vergehungen der Preſſe ein Geſetz vor, womit die Druckfreiheit beſtehen könnte, und dieſes ſehr behutſam ausgearbeitete Werk iſt ein Beweis mehr von der Schwierigkeit, in einem Freiſtaate über dieſen Gegenſtand ein gutes Geſetz zu geben. Nachdem er ungeachtet ſeiner Weigerung zum Präſidenten ernannt worden, wurde er 1791 zum Mitglied des Departements von Paris gewählt, und ſchlug zu gleicher Zeit das Bisthum der Hauptſtadt, welches die Wahlverſammlung ihm übertragen wollte, aus. Kurz darauf gab er jenen ſehr bekannten Brief heraus, welchen man ihm nachher ſo häufig zum Vorwurf machte, und in welchem er bei der Darſtellung ſeiner Grundſätze über die monarchiſche Verfaſſung ſagt: „Nicht um alten Gewohnheiten zu liebkoſen, nicht um irgend einer abergläubiſch royaliſtiſchen Geſinnung willen ziehe ich die Monarchie vor; ich gebe ihr den Vorzug, weil es mir erwieſen iſt, daß in einer Monarchie für den Staatsbürger mehr Freiheit iſt, als in einer Republik, und daß man unter jeder Vorausſetzung bei der erſtern von dieſen Regierungsformen freier iſt. Als er zum Conventsdeputirten der Sarthe ernannt war, hielt er ſich zurückgezogen, und hüllte ſich in eine anſcheinende Unbedeutenheit ein, um den Stürmen, welche er kommen ſahe, zu entgehen. Zur Zeit des Prozeſſes Ludwigs XVI. blieb er dieſem Syſtem getreu und bei dem namentlichen Aufrufe, welcher das Schickſal jenes Fürſten entſchied, waren die Worte: „Ja!" „Nein!" und „der Tod!" die einzigen, welche aus Sieyes Munde kamen. Mit dieſer Behutſamkeit betrug er ſich bis 1795. Damals beſtieg er die Rednerbühne, um ſeinen Abſcheu gegen die Verbrechen Robespierre's auszudrucken, den er nicht den Muth gehabt hatte, zu bekämpfen. Bald nachher trat er in den öffentlichen Wohlfahrtsausſchuß, ſchlug, wie er ſchon mehrere Male gethan hatte, die Präſidentenſtelle im Convent aus, ward nach Holland geſandt, um dort mit der neuen Republik einen Tractat abzuſchließen, und wirkte bei ſeiner Rückkehr ſehr auf die Verträge mit Preußen und Spanien. Als er endlich zum Mit-

gliede des Directoriums ernannt war, blieb er lieber im Rathe der Fünfhundert, und wurde fortwährend zu Aufträgen von der größten Wichtigkeit gebraucht. Durch die Hand eines ſeiner Landsleute, des Abbé Poule, wäre er nach dem 18ten Fructidor faſt um's Leben gekommen. 1798 trat er aus dem geſetzgebenden Körper, ward aber bald wieder gewählt. Um dieſe Zeit wurde er als Geſandter an den Hof von Berlin geſchickt, und blieb dort bis 1799, wo er aufs neue zum Mitgliede des Vollziehungsdirectoriums ernannt wurde. Damals bei den kritiſchen Verhältniſſen Frankreichs überzeugt, daß es unmöglich ſey, die Directorialverfaſſung aufrecht zu erhalten, ward Sieyes der Stellvertreter ſeiner Partei bei Bonaparte, und beſchloß mit dieſem ehrgeizigen Corſen den Plan der Staatsumwälzung vom 18ten Brumaire. Endlich in ſeinen politiſchen Entwürfen durch die Ereigniſſe jenes Tages getäuſcht, wurde er der Untergeordnete deſſen, den er ſeinen Befehlen hatte unterwerfen wollen, und kroch ſeitdem unter Napoleon, erſt mit dem Titel eines zweiten Conſuls, nachher mit dem noch beſcheidenern eines Senators. Das Landgut Crosne, welches er nachher als eine Nationalbelohnung für ſein Einverſtändniß mit dem Uſurpator erhielt, ſetzte ihn vollends in der Meinung derer herab, die etwas Beſſeres von ihm erwartet hatten. Er befolgte im Senat denſelben Weg, den er anfangs im Convent gegangen war, wurde dennoch zuweilen der Gegenſtand des Argwohns des Tyrannen, und verſchloß ſich noch mehr in ſich ſelbſt. Die Wiederherſtellung, woran er wenig Theil nahm, zog ihn aus dieſer peinlichen Lage, gab ihm aber weder Glanz, noch Ehrenſtellen wieder, und zum Erſtaunen Aller ſahe man ihn 1815 unter den Pairs von Napoleons Schöpfung Platz nehmen. Er theilte im Januar 1816 den Bannſpruch, welcher diejenigen ſogenannten Königsmörder traf, welche Bonaparte's Conſtitutionsacte unterzeichnet hatten.

Signalkunſt drückt die Fertigkeit aus, mittelſt gewiſſer Zeichen in der möglichſt kürzeſten Zeit Nachrichten und Befehle von einem Orte zum andern zu bringen. Hieher gehört das weſentlichſte Inſtrument, der Telegraph, der aus einer Verbindung verſchiedener Balken beſteht, die durch eine gewiſſe, ihnen zu ertheilende Bewegung in mannichfaltige Formen geſtellt werden können, wo jede Stellung ein Wort oder eine Sache ausdrückt. Befinden ſich nun auf hohen ſich auszeichnenden Gegenſtänden in gewiſſer Entfernung dergleichen Inſtrumente aufgerichtet, theilt das eine dem andern die ihm zugekommenen Zeichen ſchnell mit, ſo iſt man dadurch im Stande, eine Nachricht über ſehr weite Räume in ſehr kurzer Zeit zu bringen. Man hat verſucht, leicht gebaute Telegraphen dem Hauptquartiere der Armeen folgen zu laſſen, neuerdings hat man aber keinen Gebrauch weiter davon gemacht. Auch Luftballons, die an Leinen befeſtiget ſind, laſſen ſich auf mancherlei Weiſe zum Signaliſiren gebrauchen. Vorzüglich wird die Signalkunſt auf Kriegsſchiffen angewendet, wo die Befehle vom Admiralsſchiffe mittelſt Aufziehen gewiſſer Flaggen ertheilt werden. Auf den einzelnen Schiffen bedient man ſich der Schiffspfeifen, die einen ſehr durchdringenden Schall haben, und jeder Ton ein dem Schiffsvolk verſtändliches Zeichen iſt. Bei Landtruppen wird durch Kanonenſchüſſe oder durch den Trommelſchlag ſignaliſirt, wodurch man das Vorrücken, den Angriff oder den Rückzug der einzelnen Corps andeutet. Mehr Belehrung findet man über

die Signalkunſt in den Werken des Conſiſtorialrath und Profeſſor Bergſträßer, des Profeſſor Bürja, des Hofrath und Prof. Böckmann und des Major Freiherrn von Buchenröder.

Silber iſt ein edles Metall von eigenthümlicher weißer Farbe, was ſeinem angenommenen Werthe nach im gemeinen Leben dem Golde am nächſten ſteht. Es iſt bis 10,5 ſpezifiſch ſchwer, ſehr dehnbar, härter und zäher als Gold, bei 1000 ° Fahrenheit ſchmelzbar, in großer Hitze flüchtig, ſonſt aber im Feuer unveränderlich. Es findet ſich faſt in allen Gegenden der Erde gediegen und unter mancherlei Geſtalten, blättrig, haarförmig, faſerig, zackig, baumartig, größtentheils güldſch, d. i. mit Gold vermiſcht; vererzt oder mit Schwefel zu einem ſchwarzgrauen Product (Glas- oder Glanzerz) vereinigt; verlarvt, d. i. mit mancherlei andern Stoffen ſo vereinigt, daß das Äußere ſolcher Erze keine Ähnlichkeit mit Silbermetall zeigt als das ſogenannte rothgüldig-, ſchwarzgüldig-, weißgüldig Erz, Arſenikſilber, Hornerz ꝛc. Gediegenes Silber hat ſich bisweilen in ſehr beträchtlichen Maſſen gefunden, z. B. 1729 im Andreasberge ein Stück von mehrern Centnern, früherhin fand ſich ein ſolcher Klumpen in den ſächſiſchen Bergwerken, wovon das dresdner Naturaliencabinet noch einen Theil aufbewahrt. Die reichhaltigſten europäiſchen Silbergruben hat Ungarn und Siebenbürgen aufzuweiſen; überdieß ſind das Erzgebirge, der Harz und die Grube bei Sala im ſchwediſchen Weſtmannland berühmt. Sibirien hat reiche Silbergruben bei Kolywan, vor allen aber gaben die amerikaniſchen Gebirge (bei Potoſi) ehedem reiche Ausbeute davon; denn im Jahr 1550 hielt daſelbſt der Centner Erz 50 Pfund Silber. Doch hat ſich dieſe Menge ſehr verringert, ſie iſt bis 4 und 5 Procent herabgeſunken. Dieſer geringe Gehalt und die fortwährend große Menge jährlich aus Amerika nach dem Mutterlande gebrachten Goldes brachte im 18ten Jahrhundert in Portugal ſolchen Silbermangel, daß zwar Goldmünzen genug im Umlauf waren, aber des Silbers zu wenig war, um beim Verkauf im Einzelnen Goldmünzen wechſeln zu können. Die Vereinigung des Silbers mit Sauerſtoff oder ſeine Verkalkung, die bei andern unedlen Metallen ſchon im gewöhnlichen Feuer erfolgt, läßt ſich beim Silber nur mit Hülfe galvaniſcher Electricität oder ſtarker Säuern ausführen; letztere löſen dann das entſtandene Oxyd auf und ſtellen weiße Salze (die Schwefelſäure den Silbervitriol, die Salpeterſäure den Silberſalpeter) dar, die am Tageslichte ſchwarz werden. Das letztere Salz gibt geſchmolzen und in Stangen gegoſſen den Höllenſtein. Salzſäure vereinigt ſich mit dem Silber zum weißen pulverigen Hornſilber, einem oxydähnlichen Körper, der aus Metall und dem Grundſtoffe der Salzſäure beſteht; man bedient ſich deſſelben vorzüglich zur Darſtellung eines ganz reinen Silbers, auch techniſch zu einigen Arten der Überſilberung. Knallſilber iſt ein durch flüchtiges Laugenſalz oder auch auf anderm Wege mit Stickſtoff verbundenes Silberoxyd, was wegen ſeiner heftig explodirenden Eigenſchaft leicht gefährlich werden kann. Der Silberbaum oder Dianenbaum entſteht durch Niederſchlagung des Silbers aus der ſalpeterſauern Auflöſung mittelſt reinen Queckſilbers, wo ſich die langſam abgeſchiedenen Silbertheile cryſtalliniſch und baumförmig ordnen. Bei der Benutzung des Silbers zu Münzen wird daſſelbe mit Kupfer zuſammengeſchmolzen oder legirt, dieſelbe Vermiſchung findet Statt bei der

Verarbeitung zu Gefäßen, Schmuck ꝛc, wo dann, da der Werth nach cölniſchem Markgewicht beſtimmt wird, die mit Kupfer vermiſchte Mark eine beſchickte oder rauhe zum Unterſchied der feinen heißt. Die Menge des in der Mark befindlichen Silbers wird in Lothen ausgedrückt, ſo daß 12 Loth Silber und 4 Loth Kupfer eine 12löthige Mark geben. Der einfache oder vergoldete Silberdrath, wie er in den Gold- und Silberfabriken zu Treſſen, reichen Geweben, Spitzen ꝛc. bereitet wird, verlangt größtentheils reines, unvermiſchtes Silber. Er wird mittelſt der Zieheiſen zur gehörigen Feinheit gebracht, dann entweder ſpiralförmig zu Cantillen gewunden, oder auf der Plättmaſchine zu Lahn breit gedrückt und über Seide auf der Spinnmühle geſponnen, um zu Borden, Spitzen, Treſſen (Galonen) verarbeitet zu werden. F.

Silberflotte heißt die Flotte, welche vormals alle Jahre aus dem ſpaniſchen Amerika nach Europa ſegelte, und die Ausbeute der dortigen Bergwerke an Gold, Silber und andern Metallen und koſtbaren Mineralien überbrachte.

Silbermann (Gottfried), ſächſiſcher Hof- und Landorgelmacher zu Freiberg, aus Frauenſtein in Meißen, erwarb ſich große mechaniſche Kenntniſſe, ward ein vortrefflicher muſikaliſcher Inſtrumentenmacher, Erfinder des Cimbal d'Amour, und Verfertiger vieler ſehr geſchätzter Claviere, Fortepiano's und Orgeln. Die Sauberkeit, Güte und Dauer ſeiner Werke, die große Einfachheit bei der innern Anlage, die volle und herrliche Intonation, ſo wie die leichte und bequeme Claviatur, geben ſeinen Arbeiten einen außerordentlichen Werth. Die ſchönen Orgeln in Freiberg, Dresden, in der catholiſchen Schloßkirche und in der Frauen- und Sophienkirche, und an mehrern Orten ſind merkwürdige Denkmale dieſes großen Künſtlers. Er ſtarb 1756. Sein Bruder zu Straßburg, bei dem er die Orgelbaukunſt gelernt hatte, hinterließ drei Söhne, von denen der älteſte, Johann Andreas, als Orgelmacher, und der jüngſte, Johann Heinrich, als Fortepianobauer in Straßburg und überhaupt in Frankreich den Ruf dieſes Namens fortgepflanzt haben.

Silberſchlag (Johann Eſaias), königlich preußiſcher Oberconſiſtorial- und Oberbaurath, Paſtor an der Dreifaltigkeitskirche und Director der Realſchule zu Berlin, auch Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften daſelbſt, war 1721 zu Aſchersleben geboren. Er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen, machte ſich aber durch ſeine ſtrenge Orthodoxie zum Gegenſtande vielfältiger Angriffe. Unſtreitig hatte er bedeutenden Antheil an dem bekannten Religionsedict und an den kirchlichen Reformen, die unter Friedrich Wilhelm II. kein günſtiges Aufſehen erregten, und ihre Urheber dem gerechten Tadel aller Verſtändigen, die Bedürfniſſe der Zeit richtig Würdigenden, ausſetzten. Ganz in dem bezeichneten Geiſte ſchrieb er ſeine Geogenie (3 Bände, 4. Berlin 1780), ſeine Chronologie der Welt (ebendaſ. 1783, 4.) u. a. Werke. Anerkannt iſt ſein Verdienſt als Mathematiker, Phyſiker und Bauverſtändiger, ſowohl durch Schriften als auch durch practiſche Werke, Maſchinen u. ſ. w., die von ſeiner Sachkunde wie von ſeinem Scharfſinn rühmlich zeugen. Er ſtarb 1791. Ein ſehr übel ausgeführtes Grabmal deckt ſeine Ruheſtätte an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin.

Silen (Silenus), nach der Fabel der Erzieher und Begleiter des Bacchus. Seine Abſtammung wird höchſt verſchieden angegeben. Einige machen ihn zum Sohn des Mercur oder des Pan mit einer Nymphe, Andere laſſen ihn aus dem Blute des Uranus entſprungen ſeyn. Nach Pindar war eine Nymphe Nais, nach Andern wieder eine meliſche Nymphe ſeine Gemahlin, die ihm den arkadiſchen Centauren Pholus gebar. Er erzog den Bacchus, unterrichtete ihn in allen Wiſſenſchaften, und ward nachher ſein beſtändiger Geſellſchafter. Den begeiſternden Trank ſeines Zöglings liebte er ſo ſehr, daß er faſt immer in demſelben berauſcht, und dadurch zu erhabenen Geſängen entflammt war. So binden bei Virgil den Trunkenen zwei junge Satyrn mit Kränzen, um ihn zum Geſange zu nöthigen. So fing ihn auch Midas, nachdem er ſich aus einer mit Wein gefüllten Quelle berauſcht hatte, und ließ ſich mit ihm in ein tiefſinniges philoſophiſches Geſpräch ein. Im Gigantenkriege ſtand er den Göttern bei, und ſchreckte die Rieſen durch das unbekannte Geſchrei ſeines Eſels. Von ihm entſtand ein ganzes Geſchlecht von Silenen. Eigentlich verſteht man unter den letztern alte Satyrn, deren Charakter heitre ſtille Ruhe und Gutmüthigkeit iſt. Sie haben einen krauſen Bart, eine platte Stirn und Glatze. Das Haupt des ganzen Geſchlechts iſt der obige Erzieher und Begleiter des Bacchus, kenntlich durch den Cantharus oder Weinſchlauch, den er oft bei ſich trägt. Auch wird er häufig von den übrigen Silenen dadurch unterſchieden, daß er auf einem Eſel reitend, oder neben dem Bacchus hergehend vorgeſtellt wird. Eine gewöhnliche Darſtellung des Silen iſt auch die, daß er den jungen Bacchus im Arme hält.

Silhouette nennt man das Schattenbild eines Menſchen, wenn der Umriß deſſelben mit ſchwarzer Farbe ausgefüllt iſt, in welche bisweilen mit weißen Strichen die innern Linien leicht hineingezeichnet ſind, oft aber auch nicht einmal dies, ſondern nur das Schattenbild aus ſchwarzem Papier geſchnitten und auf hellen Grund befeſtigt. Solche Schattenbilder erhielten den Namen: Silhouette zuerſt ſpottweiſe nach einem franzöſiſchen Finanzminiſter Etienne de Silhouette, welcher im Jahr 1759 Generalcontrolleur und Miniſter wurde. Ein verheerender Krieg hatte damals alle Schätze erſchöpft. Herr von Silhouette wollte dieſem drückenden Mangel durch Reformen und ſtrenge Ökonomie in allen Fächern abhelfen, er ſchonte dabei weder die Capitaliſten noch die Banquiers, ſchadete dadurch dem Credit und machte ſich allgemein verhaßt, ſo daß er ungeachtet ſeiner guten Abſichten und literariſchen Kenntniſſe doch gezwungen war, nach neun Monaten ſeine Stelle aufzugeben. Während dieſer Zeit nahmen aber alle Moden in Paris den Charakter der Steifheit und Ärmlichkeit an. Man trug Oberröcke ohne Falten, Tabaksdoſen von rohem Holz, und anſtatt Portraits zu mahlen, zeichnete man den Schattenriß mit Bleiſtift auf weißes Papier und füllte ihn mit Tuſche aus; alle dieſe Moden nannte man la Silhouette, aber nur dieſer letztern Art von Portraits blieb dieſer Name. Man kann Silhouetten auf Porzellan und Glas mahlen und einbrennen; beſonders geſchickt hierin war der verſtorbne Glasmahler Mohn in Dresden. Man hat auch verſucht, welche in Gold zu graviren auf einem dunkelgrünen Hintergrund. Der Effect derſelben iſt weit freundlicher und heller, doch hindert der blendende Goldglanz die genaue Beob-

achtung der Ähnlichkeit. So wenig die Silhouette in künſtleriſcher Hinſicht gewährt, ſo intereſſant bleibt ſie für den Phyſiognomiker. Siehe Silhouettirkunſt. Wl.

Silhouettiren kann man unſtreitig am treueſten und ſicherſten, wenn man die Silhouette nicht aus freier Hand zeichnet oder ausſchneidet, ſondern wenn man den wirklichen durch eine Kerze geworfnen Schattenriß mit Kohle oder Kreide umſchreibt und ihn nachher vermittelſt eines Inſtruments, welches man Storchſchnabel nennt, verkleinert. Die beſte Einrichtung zum Silhouettiren iſt ein Seſſelrahmen: auf einer Bank, auf welcher der Zeichner ſowohl als die Perſon, deren Silhouette genommen werden ſoll, ſitzen können, iſt zwiſchen beiden ein ſtehender Rahmen befeſtigt, mit einem reinen flachen Glaſe, auf welches vermittelſt ein Paar Schieberchen ein zartgeöltes und wohlgetrocknetes Papier feſtgelegt wird. Man muß das Glas höher und tiefer ſtellen können, nach der Größe der Perſon; der Seſſel hat eine Lehne, woran dieſe ſich feſt legen kann, auch kann an dem Rahmen noch ein kleines Kiſſen angebracht werden, um ſich daran zu halten und jedes Schwanken zu vermeiden. Durch ein Sonnenvergrößerungsglas läßt ſich der Umriß eines Profiles noch ungleich ſchärfer, reiner und trefflicher zeichnen als nach dem Kerzenlicht. Wl.

Silhouettirkunſt. Dieſe, oder wie ſie ihrem urſprünglichen Weſen nach heißt, die Schattenmahlerei, war in alter Zeit die anſpruchsloſe Mutter der blühenden Mahlerkunſt. Es war eine corinthiſche Jungfrau, die Tochter des Töpfers und nachmaligen Erdbildners Dibutades, welche die Schattenmahlerei und mit ihr die Grundriſſe aller Zeichnung erfand. Als ihr Geliebter verreiſen mußte, wünſchte das Mädchen ſehnſuchtsvoll ein Bild ſeiner Züge zu behalten; der Schatten des ſcheidenden, nach ihr zurückblickenden Jünglings fiel auf die Wand, und die erfindungsreiche Liebe gab ihr den glücklichen Einfall, ihn raſch mit einer Linie zu umſchreiben. Dem höhern Gefühl war es hierbei wie immer vorbehalten, den ſtumpfen unempfänglichen Sinn zu beſchämen. Das Mädchen ahnete nicht, eine Kunſt erfunden zu haben, aber ihr Verſuch war das Ei des Columbus, welches die Hand ſinniger Liebe der Weisheit griechiſcher Kunſt darreichte. Nun konnte die Mythe wohl ſagen: Phöbos Apollon ſelbſt habe die Kunſt der Zeichnung zur Erde gebracht und Eros ſeinen Pfeil als erſten Griffel der jungfräulichen Hand anvertrauet. Man kann die Zeit dieſer Erfindung um die Periode der Erneuerung der olympiſchen Spiele anſetzen, kurz vor der Vertreibung der Bacchiaden aus Corinth. Sicyon und Corinth blieben die erſten Lehrſitze der Mahlerei, dieſer jüngern Tochter des Geiſtes, welche ſchnell der ältern Schweſter Bildnerei, die immer Tochter der Materie bleibt, nachſtrebte. Die erſten Linearverſuche nennt man ſkiagraphiſch, bald kam man aber auf die Idee, dieſe Umriſſe mit Farbe auszufüllen, gleich dem Schattenbild ſelbſt. Man nennt Krato von Sicyon, Philokles aus Ägypten und Kleanthes aus Corinth als Erfinder dieſes Fortſchrittes; ſie mahlten Monochromen oder einfarbige Bilder. Auf dieſer Stufe blieb die Silhouettirkunſt ſtehen. Sie wurde bald auch auf größere Gegenſtände angewendet, ſo wie Saurias von Samos den Schatten ſeines ganzen Pferdes auf der Wand entwarf. Wie beliebt dieſe Schattenbilder bei den Alten blieben, wie zart und ſchön gezeichnet ſie ausgeführt wurden,

dies beweiſen uns die vielen hetruriſchen Vaſengemählde, die alle in dieſe Gattung gehören. Und immer wird dieſe Kunſt, welche ſo ſchnell eine ſprechende Ähnlichkeit zu geben vermag, beliebt bleiben. Ein Schatten iſt das ſchwächſte, aber dennoch das treueſte Bild des Menſchen im Profil, wo ſich alle Charakterzüge am deutlichſten ausſprechen; ein bloßer Schatten kann hier zur Stimme der Wahrheit, zum Verkünder des Göttlichen werden. Nun nur noch ein Paar Bemerkungen über Silhouetten und über die Art, wie wir ſie beobachten müſſen. Treffende, aber zugleich übertriebene, caricaturartige Ähnlichkeiten in ihnen zu liefern iſt ſehr leicht, zarte und richtig aufgefaßte ſind deſto ſeltner und ſchwerer. Die Natur iſt ſcharf und frei in ihren Umriſſen; wer ihre Schärfe vorzüglich beobachtet, wird hart, wer ihre Freiheit einſeitig ſtudirt, wird unbeſtimmt. Es gibt viele Geſichter, die, wenn ihr Schattenriß nur um ein Haar breit ſchärfer oder ſtumpfer gezogen iſt, einen ganz fremden Ausdruck bekommen. Die zarteſten, ſinnigſten, engelreinſten Profile werden am leichteſten verfehlt werden; das Licht der Plaſtik und der Mahlerei muß ſie darſtellen, nicht der Schatten der Silhouette. Je harmoniſcher verſchmolzen die Züge ſind, deſto ſchwerer wird es der Silhouette, ſie zu treffen; je überwiegender einzelne Geiſteskräfte ſich darin ausſprechen, deſto geeigneter iſt die Silhouette zur Darſtellung. Sie wird die zornigſten und ſanfteſten, die eigenſinnigſten und die weichſten, die tiefforſchendſten und die oberflächlichſten Charaktere leicht darſtellen, weit ſchwerer aber diejenigen, wo Phantaſie, Ideenreichthum und Gemüthlichkeit vorherrſchend ſind. So wird tiefer Verſtand ſich eher darin zeigen als heller, ſchöpferiſche Thatkraft eher als ſchöpferiſcher Sinn. Die Silhouette drückt überhaupt mehr die Anlage als die Vollendung des Charakters aus. Die Linien, welche die menſchlichen Geſichter begränzen, kann man in folgende Claſſen eintheilen: perpendiculäre, hartgeſpannte, weich verfließende, vorwärts ſinkende, zurückſtrebende, gebogne, wellenförmige, concave, convexe, gebrochne, eckige, gepreßte, gedehnte, zuſammengeſetzte, contraſtirende. Wir ſehen ſchon hieraus, daß die Silhouette der Theil der bildenden Kunſt iſt, der den Übergang in die Mathematik, dieſer Wurzel aller Künſte, macht, der bezifferte Generalbaß der Zeichnung, der architektoniſche Aufriß der menſchlichen Phyſiognomie. Dieſe in der Erdnähe liegenden Grundlinien der Künſte ſind es, wo ſie verzweigt ſind, getheilt ſteigen dann die Blüthen himmelwärts. An jeder Silhouette kann man neun horizontale Hauptabſchnitte bemerken: 1. den Bogen des Scheitels bis zum Anſatz des Haars, 2. den Umriß der Stirne, 3. den Raum von der Augenbraue bis zur Naſenwurzel, dem Anſatz der Naſe, 4. die Naſe bis zur Oberlippe, 5. die Oberlippe, 6. die Unterlippe, 7. das Oberkinn, 8. das Unterkinn, 9. der Hals. Überdieß noch Hinterhaupt und Nacken. Der 2te und 3te Abſchnitt zeigt am öfterſten und ſicherſten den Verſtand, die Geiſtes-, Leidens- und Wirkenskräfte des Menſchen, der 4te Geſchmack und feinen Tact, der 5te bis 8te Gefühl und Gemüth, Art und Grad der Sinnlichkeit, der Liebe und des Haſſes. Hals und Nacken drücken die Geſpanntheit oder Lockerkeit, Schwung und Biegung des ganzen Weſens aus. Sind alle Linien von gleicher Art, ſo muß das Ganze Caricatur ſeyn. Die glücklichſte Verſchmelzung verſchiedner Linien bildet die ſchönſten Züge. Jeder einzelne Theil dieſer Ab-

ſchnitte iſt an ſich ein Buchſtabe, oft eine Sylbe, oft ein Wort, bisweilen eine ganze Rede der Wahrheit verkündenden Natur! Wie viel vermag daher die Silhouettirkunſt uns zu geben, wenn ſie mit feiner Sinnigkeit getrieben wird! W. L.

Silius (Cajus), mit dem Beinamen Italicus, ein römiſcher Dichter aus dem erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt. Nach ſeinem Beinamen war er entweder aus der Stadt Italica in Spanien, oder aus Corſinium, das ſonſt auch Italica hieß, gebürtig. Eben ſo wenig Beſtimmtes weiß man von ſeinen Lebensumſtänden. Er war mehrere Jahre Rechtsanwald in Rom, und begleitete zu verſchiednen Malen das Conſulat. Als Proconſul in Aſien erwarb er ſich wie in ſeinen frühern Ämtern vieles Lob, worauf er ſich von den Geſchäften zurückzog und als ein angeſehener und geehrter Privatmann ohne Macht und Neid lebte, im Genuß eines anſehnlichen Vermögens und einzig beſchäftigt mit den Wiſſenſchaften. In der Beredſamkeit war Cicero, in der Dichtkunſt Vigil ſein Vorbild. Wie wenig er aber den letztern erreichte, beweiſ't ſein auf uns gekommenes Gedicht vom zweiten puniſchen Kriege, welches er unter Domitians Regierung ſchrieb. Der Werth dieſes Epos beſteht weniger in der Poeſie als in der hiſtoriſchen Genauigkeit, womit die Thatſachen erzählt werden. Es hat daher ſelbſt zur Aufhellung mancher geſchichtlichen Umſtände gedient. Den poetiſchen Werth hat ſchon Plinius richtig beurtheilt, indem er es mehr ein Werk des Fleißes als des Genies nennt. Doch fehlt es nicht an einzelnen Stellen, die ſich durch höhern Schwung und größern Reichthum vortheilhaft auszeichnen, z. B. die Beſchreibung von Hannibals Zug über die Alpen. Silius Italicus ſtarb im zweiten Jahre der Regierung Trajans, in einem 75jährigen Alter, eines freiwilligen Hungertodes, den er wählte, um ſich von den Schmerzen eines unheilbaren Geſchwürs zu befreien. Die vorzüglichſte Ausgabe ſeines Gedichtes iſt von Drakenborch, Utrecht 1717, 4°. Villebrune, der es ebenfalls herausgegeben, hat die Thorheit begangen, ein Stück aus Petrarca's Afrika dem Silius zu vindiciren und in ſeiner Ausgabe geradeswegs einzuſchalten, ſo ſehr auch Zuſammenhang und Sprache dawider ſtreiten. M.

Silvanus, ein uralter italiſcher Gott, der nach Virgil bei den tyrrheniſchen Pelasgern als Gott der Äcker und des Viehs in Hainen verehrt wurde. Nach Horaz empfing er als Grenzhüter Trauben, und für Erhaltung der Heerde zum Herbſtopfer Milch. Nach Cato erflehte man die Geſundheit der Rinder vom Mars Silvanus im Walde mit einem Opfer von Speltmehl, Speck, Fleiſch und Wein. Bei Juneval wird ihm ein Schwein geſchlachtet. Lucilius bei Nonnus nennt ihn der Wölfe Verſcheucher und Zerdonnerer der Bäume. Als Anpflanzer wilder Bäume trägt er einen Wurzelſchoß der Cypreſſe und freut ſich des wildernden Stamms. Der Verfaſſer de limitibus ſagt: Silvan habe zuerſt einen Grenzſtein geſetzt, und unterſcheidet einen häuslichen, zu den Hausgöttern gehörigen, einen ländlichen, den Hirten heiligen, und einen anfänglichen, der auf der Grenzſcheide verſchiedner Beſitzungen einen Hain habe. Die Kunſt ſtellte ihn als einen nackten, bärtigen Mann dar, auf dem Haupte einen wilden Kranz, in der rechten eine Hippe, in der linken einen Aſt. Spätere Erklärung deutet ihn, wie den Faunus und Pan, mit denen er vermiſcht ward, zu einem Symbol des Grundſtoffs.

Simeon (J. J.), Baron, Mitglied des Raths der Fünfhundert, Tribun, Staatsrath, Präfect, bevollmächtigter Miniſter, Großoffizier der Ehrenlegion u. ſ. w., war zur Zeit der Revolution Advocat zu Aix, und ergriff mit Mäßigung die revolutionäre Partei. 1790 wurde er Procureur-Generalſyndicus des Departements der Rhonemündungen, ward 1793 als Föderaliſt außer dem Geſetze erklärt, flüchtete darauf nach Genf, und kehrte nach Robespierre's Tode nach Frankreich zurück. 1795 wurde er zum Deputirten beim Rathe der Fünfhunderte erwählt, und zeigte ſich dort als Feind der Terroriſten. Er verlangte oft die Beſtrafung derjenigen aus dem Süden, und wurde 1796 ſelbſt angeklagt, Theil an der Übergabe von Toulon an die Engländer genommen zu haben; eine Beſchuldigung, hinſichtlich welcher er ſich auf der Stelle rechtfertigte. Nachher war er in die royaliſtiſche Verſchwörung von Lavilleheurnois verwickelt, und zog ſich durch Abläugnen heraus. Kurz darauf wurde er zum Präſidenten des Raths ernannt, und verwaltete dieſes Amt am 18ten Fructidor. Er hatte den Muth in dem Augenblicke, wo die Truppen des Directoriums in den Saal der Sitzung eindrangen, ſich mit dreißig ſeiner Amtsbrüder dorthin zu begeben, und mit dem Tone des Unwillens und Schmerzes auszurufen: „die Conſtitution iſt verletzt, und die Nationalrepräſentation auf eine unwürdige Weiſe beſchimpft. Ich erkläre, daß die Verſammlung aufgelöſ't iſt, bis die Urheber ſo ſtrafbarer Frevel beſtraft ſeyn werden." Als er nachher in die Deportationsliſte mit einbegriffen war, entging er ſeinen Feinden, und wurde 1799 von der Conſularregierung zurückberufen. 1800 gab er als Mitglied des Tribunats ſeine Stimme zur Einführung des Conſulats auf Lebenszeit, und 1804 zur Errichtung der Kaiſerwürde für Napoleon Bonaparte. Er trat in den Staatsrath ein, und wurde nach dem Frieden von Tilſit nach Weſtphalen geſchickt, um die Gerichtsverfaſſung dieſes Staats zu organiſiren. Dort blieb er bis zum October 1813 Juſtizminiſter; wurde nach der Wiederherſtellung Präfect des Norddepartements, und erhielt vom Könige im November 1814 den Titel als Großoffizier der Ehrenlegion. Das Departement der Rhonemündungen hatte ihn im Mai 1815 zum Abgeordneten bei der Kammer der Repräſentanten ernannt; allein er nahm nicht Sitz, und war noch am Schluſſe des gedachten Jahres Staatsrath.

Simon (Richard), ein berühmter franzöſiſcher Geiſtlicher und Schriftſteller, geboren zu Dieppe den 13ten Mai 1638, trat in die Congregation des Oratoriums, lebte meiſtens zu Paris, war einige Jahre Pfarrer zu Bolleville, legte dieſe Stelle 1681 nieder, ging nach ſeiner Vaterſtadt, und ſtarb 1712. In Rückſicht ſeines Genies hatte er viele Ähnlichkeit mit Bayle, ſo weit ſich bei der Verſchiedenheit der Gegenſtände, welche beide Männer bearbeiteten, dies bemerken läßt. Was er für bibliſche Kritik und für Kirchengeſchichte geſchrieben hat, iſt meiſt trefflich, und ſelbſt die Proteſtanten haben erſt gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts dieſen großen Mann recht ſchätzen gelernt, der, wenn er auch nicht immer die Wahrheit ſelbſt gibt, doch den Weg zu ihrer Auffindung gezeigt, und für ſeine Zeiten ſehr glücklich gebahnt hat. Mit einer vortrefflichen Auswahl der Materien verbindet er zugleich eine ſchöne Ordnung und einen lebhaften Vortrag. Von

ſeinen ſehr zahlreichen Schriften führen wir hier an ſeine Histoire critique du Texte du Nouveau Testament, Rotterd. 1684, 4.; Histoire critique des versions du Nouveau Testament, ib. 1690, 4.; Histoire critique des principaux commentateurs du N. T. ibid 1693, 4.; Nouvelle Observations ſur le texte du N. T. par R. S. P. (Richard Simon, Prêtre). Dieſe Schriften gehören zuſammen, und ſind auszugsweiſe, aber nicht vollendet, überſetzt unter dem Titel: R. Simons kritiſche Hiſtorie des Textes des Neuen Teſtaments, von H. M. A. Cramer, mit Anmerkungen von J. S. Semmler, Halle 1776, 8., und Richard Simons kritiſche Hiſtorie der Überſetzungen des N. T. 2 Abtheilungen, ebend. 1777, 8.

Simōnides, ein Zeitgenoſſe und Liebling des geſanglie-benden Tyrannen Hipparchus in Athen, aus Julis, einer Stadt auf der Inſel Ceos, gebürtig. Nach der gewöhnlichen Meinung wurde er ungefähr 557 vor Chr. Geb. oder im zweiten J. der 55ſten Olympiade geboren. Er kam als Sänger nach Athen, und gewann bald die Liebe und Achtung des Hipparchus in einem ſolchen Grade, daß er längere Zeit bei ihm bleiben mußte. Hier wurde er mit Anakreon und Theognis bekannt, und ſpäter ſah er noch den großen Tragiker Äſchylus auftreten. In Theſſalien war er bei den Scopaden, ſehr angeſehenen Männern, ein willkommner Hausfreund. Er verherrlichte in mehrern Liedern die Siege dieſer Männer, welche ſie bei den feierlichen Spielen in Griechenland davon getragen hatten. Hier war es auch, wo der Dichter nach der Erzählung des Cicero (de Orat. II 86) auf eine wunderbare Weiſe gerettet wurde. Denn da er einſt mit dem einen Scopas beim Mahle ſaß, und eine Hymne vorlas, worin er deſſen Tugenden pries, zugleich aber auch die Dioskuren mit erhob, ſo äußerte Scopas, er könne ihm bloß die Hälfte der verſprochenen Belohnung geben, die andre möchte er ſich von den geprieſenen Dioskuren auszahlen laſſen. Kurz darauf rief Jemand den Simonides aus dem Speiſezimmer, weil ihn zwei Jünglinge zu ſprechen verlangten. Als er nun vor die Thüre kam, fand er Niemand. Eben wollte er wieder zu ſeinen Gaſtfreunden zurückkehren, als plötzlich der Saal einſtürzte, und Scopas unter den Trümmern deſſelben mit ſeiner Familie zerſchmettert wurde. Als nun der Schutt weggeſchafft war, und man die ganz entſtellten Körper der Erſchlagenen nicht mehr erkannte, ſo erinnerte ſich Simonides der Ordnung, in welcher ſie geſeſſen hatten, und konnte ſie auf dieſe Weiſe genau angeben. Dies brachte ihn auf die Vermuthung, daß man durch die zweckmäßige Vertheilung der zu merkenden Gegenſtände an gewiſſe Orte und Fächer dem Gedächtniß eine außerordentliche Erleichterung verſchaffen könne. Auf dieſe Art ſoll er der Erfinder der in den älteſten und neuſten Zeiten ſo berühmten Gedächtnißkunſt geworden ſeyn. Noch ein Mal wurde der Dichter auf eine wundervolle Weiſe erhalten. Als er nämlich den todten Körper eines ihm unbekannten Menſchen, der am Meeresſtrande lag, beerdigt hatte, und eben im Begriff war, ſich auf die See zu begeben, warnte ihn der Geiſt des Beerdigten, ſich dem trügeriſchen Element nicht anzuvertrauen. Er beherzigte die Warnung, und blieb zurück. Nicht lange hernach vernahm er, daß jenes Schiff, welches er beſteigen wollte, mit der ganzen Mannſchaft untergegangen ſey. In Athen war er

mehrmals, und ſoll ſogar bei der Feier des Sieges von Marathon in einem poetiſchen Wettſtreite den Äſchylus beſiegt haben. Bei ſeinem Aufenthalte in Sparta verherrlichte er den heldenmüthigen Tod des Leonidas in mehreren Gedichten. Später erhielt er eine Einladung von dem Könige Hiero, nach Syracus zu kommen. Er ging auch dahin, und wurde ſeinem Gaſtfreunde ſo theuer und unentbehrlich, daß er ihn nicht wieder von ſich ließ, um ſich im täglichen Umgange mit dem geiſtreichen Sänger zu belehren und zu ergötzen. Nach ſeinem Tode, welcher 467 vor Chr. Geb. erfolgte, ließ ihm Hiero in der Nähe von Syracus ein ſchönes Grabmal errichten. Von den vielen Gedichten, die er verfertigte, ſind nur wenige auf unſre Zeiten gekommen, welche Brunck geſammelt hat. Die Alten rühmen an dieſen Poeſien Anmuth, Natürlichkeit und Leichtigkeit. Auch macht man gewöhnlich den Simonides zum Erfinder der griechiſchen Buchſtaben η. ζ. ξ. ψ. ω. Nicht mit Unrecht tadelt man an dieſem Dichter ein zu eifriges Streben nach Reichthum, und die Gewohnheit, ſich ſeine Gedichte bezahlen zu laſſen, was vorher nicht geſchehen war.

Simonie heißt in der Sprache des Kirchenrechts die ſtrafbare Erwerbung geiſtlicher Ämter und Pfründen durch offnen Kauf und Bezahlung oder durch Beſtechung und andre verbrecheriſche Schleichwege. Sie iſt in den Kirchengeſetzen aller Religionsparteien hart verpönt, obgleich die Käuflichkeit der Kirchenämter in Rom von den päpſtlichen Hoftheologen nicht für Simonie gehalten wird. Den Namen hat dieſes auf Seiten der Verleiher und Empfänger gleich große Vergehen von dem chaldäiſchen Magus *Simon*, der nach dem Bericht der Apoſtelgeſchichte die Mittheilung des heiligen Geiſtes durch Auflegung der Hände von den Apoſteln für Geld zu erlangen ſuchte. E.

Simplon, Simpelen (ital. Sampione) heißt ein 6174 Fuß hoher Berg, und eine auf demſelben belegene Pfarre im Walliſerlande. Über den Berg führt ein Weg aus Frankreich nach Italien. Statt deſſelben legten die Franzoſen eine große gezogene Straße an, welche im Jahre 1806 vollendet wurde. Weil nun angeblich die von Napoleon neu errichtete Republik Wallis ihre Verbindlichkeiten bei Anlegung dieſer Straße nicht erfüllt hatte, ſo erklärte er am 12ten November 1810 das Land für vereinigt mit Frankreich, und es bildete bis zum Pariſer Frieden das *Departement des Simplon*.

Simultaneum nennt man das *zugleich* Statt findende Ausübungsrecht der proteſtantiſchen und catholiſchen Religion in Einem Staate. Ehemals machte man in Deutſchland einen Unterſchied zwiſchen *nothwendigem* und *willkürlichem* Simultaneum (Simultaneum *necessarium et voluntarium*). Das erſtere war ein ſolches, welches aus dem Beſitzſtande des Normaljahrs hergeleitet wurde, wenn nämlich die catholiſche und proteſtantiſche Religion 1624 in einem zum deutſchen Reiche gehörigen Lande neben einander geübt worden waren, ſo hatten die Unterthanen auch nachher das Recht dazu. *Willkürliches* Simultaneum war hingegen dann vorhanden, wenn ein Landesherr in ſeinem Lande, worin nach dem Normaljahr die *andere* Religion herrſchend war, diejenige, zu der *er* ſich bekannte, einführte; nur durfte die herrſchende Religionspartei dadurch nicht in der Ausübung ihres Gottesdienſtes beſchränkt werden, und bloß in ei-

nem verpfändet geweſenen, und von dem Landesherrn wieder eingelöſ'ten Lande durfte ein willkürliches Simultaneum eingeführt werden. Nach der Verfaſſung des gegenwärtigen deutſchen Bundes gilt in allen dazu gehörigen Ländern ein volles, nothwendiges Simultaneum (ſ. Reich, deutſches, und deutſcher Bund). Der Vertrag, vermöge deſſen die Glieder verſchiedner Confeſſionen an einem Orte ſich zu ihrem Gottesdienſte einer und derſelben Kirche bedienen, und ſie abwechſelnd benutzen, wird auch Simultaneum genannt.

Sinclair (John), Baronet, Doctor der Rechte, Parlamentsglied und Präſident der Geſellſchaft des Ackerbaues, iſt der Sohn des Laird von Ulſter und der Lady Johanna Sutherland. Er wurde 1754 auf dem Stammgute der Familie geboren. Auf der hohen Schule zu Edinburg erhielt er ſeine erſte Erziehung, und wurde nachher erſt nach Glasgow, und dann nach Oxford auf die dortigen Univerſitäten geſchickt. Bei ſeiner Rückkehr nach Schottland ward er in die Advocatenzunft aufgenommen, ohne daß er jedoch die Rechtswiſſenſchaft als einen Erwerbzweig gebraucht hatte. Sehr früh trat er in das Parlament ein, und war auf längere Zeit ein Anhänger Pitts; ſpäterhin ergriff er aber die Oppoſitionspartei, obgleich er, was merkwürdig iſt, der Abſchaffung des Sclavenhandels abhold war. Für die Verbeſſerung des Ackerbaues bewies er ſich ſehr thätig, und ſeinen Bemühungen iſt hauptſächlich die Errichtung der Geſellſchaft, deren Vorſitzer er war, zuzuſchreiben. Ehe Sinclair jene Präſidentſchaft erhielt, ſtiftete er eine Geſellſchaft zur Verbeſſerung der engliſchen Wolle. Während des letzten Krieges errichtete er zwei Bataillone, welche die Rothſay- und Caithneßmiliz genannt wurden, und von denen beiden er Oberſter war. 1786 wurde er zum Baronet ernannt, und nur ſeiner Feindſeligkeit gegen Pitt war es zuzuſchreiben, daß dieſer Staatsmann ihm die Pairswürde verweigerte. Er hat eine große Anzahl von Schriften herausgegeben, die ſich meiſtens auf ökonomiſche und ſtaatswiſſenſchaftliche, beſonders ſein Vaterland betreffende Gegenſtände beziehen, und von denen ſeine History of the public revenue of the British Empire, 4., 1785, und 3te Ausgabe 3 Vol. in 8. 1805, und ſeine ſtatiſtiſchen Nachrichten von Schottland (Statistical account of Scotland etc. 4 Vol. 8., Edinb. 1792-1799), auch für den Ausländer höchſt intereſſant ſind. Das letztere Werk iſt im Auszuge von Joh. Philipp Ebeling (2 Bände. Leipzig 1794—1796) ins Deutſche überſetzt.

Singen, ſ. Geſang.

Singmethoden gibt es im allgemeinen faſt ſo viel als es Völker gibt, doch beſonders zeichnet ſich hier wieder die italieniſche, deutſche und franzöſiſche Methode aus, und iſt bei jeder Art des Geſanges ſogleich wieder zu erkennen. Daß die Italiener, deren Sprache ſelbſt Geſang iſt, deren Clima den wohlthätigſten Einfluß auf die Stimme hat, deren heiligſte Feier ihre Kirchenmuſik, und deren Lieblingsfreude ihre Oper iſt, die vollendetſte und trefflichſte Singmethode haben müſſen, iſt natürlich. Sie zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß ſie den höchſten Fleiß auf die erſte Bildung der Tonwerkzeuge und der Kehle wenden läßt, um ihnen die höchſte Reinheit und Biegſamkeit zu geben; die raſtloſeſte Übung im Scalaſingen und im Solfeggiren iſt hierzu

erfoderlich. Ein zweiter Vorzug der italieniſchen Singmethode iſt das ſanftſchwellende Tragen und Binden der Töne, welches ſie **portamento di voce** (ſ. d. Art.) nennt. Es gibt dem Geſange zauberiſchen Reiz und einen hinreißenden Schmelz, welcher ſich nur mit Zephyrshauch und Aurorenglut vergleichen läßt; dieſes Tragen der Stimme gibt dem ganzen Geſang dieſelbe Haltung, die ein recht vollendetes Gemählde hat, nichts ſteht einzeln da, und dennoch bleibt jeder Ton vollkommen rein. Der dritte Vorzug dieſer Methode iſt die deutliche Ausſprache, vermöge welcher man jedes Wort verſtehen kann; die italieniſche Sprache erfodert ſchon eine hellertönende Ausſprache, und bildet die Vocale in ihrer klangvollſten Reinheit aus. Man macht oft den italieniſchen Sängern den Vorwurf, daß ihr Geſang mit Verzierungen überladen ſey; theils zu große Fertigkeit, theils Leerheit der Compoſitionen kann hierzu verleiten, wenn ſtreng zügelnder Geſchmack mangelt, doch kann die eigentliche Methode nichts für dieſen Mißbrauch. Die italieniſche Methode zeigt ſich am herrlichſten bei dem Opernſtyl, in Darſtellung aller Arten der Gefühle, vom höchſten Ernſt an bis zum ausgelaſſenen Komiſchen, wobei beſonders die überaus fertige Geläufigkeit der Zunge ſehr unterſtützt. Die **deutſche** Singmethode iſt ſtrenger, unbiegſamer, dem Kirchenſtyl angemeßner, da vorzüglich die meiſten deutſchen Sänger gründlichere Muſikkenntniſſe haben; die Fuge iſt ihr Triumph, Feſtigkeit und Sicherheit ſtehen ihr zur Seite. Süßſchmeichelnd ſpricht die italieniſche durch die Sinne zum Sinn, die ernſte deutſche ſcheint dieſe Dolmetſcher zu verſchmähen, ſie will unmittelbar mit dem Verſtande zu thun haben, dem ſie oft zumuthet, ſie ohne Beihülfe der Worte zu verſtehen, denn ſelten ſind dieſe vernehmlich articulirt. Es iſt die auffallendſte Ähnlichkeit zwiſchen den Singmethoden dieſer Völker und ihren Mahlerſchulen. Die **franzöſiſche** Singmethode gränzt ſo ſehr an Declamation, daß man ſieht, wie ungern dies Volk aufhört zu ſprechen, wenn es ſich zum Singen entſchließen ſoll. Ihr Geſang hat ſtets etwas gellendes, erzwungnes und gepreßtes; ſchon die Sprache verurſacht dies, da ihre verſchluckten Endſylben und ihr ton- und accentloſes Flüſtern dem Geſang ganz entgegengeſetzt ſind. Das einzige Fach, worin ihr Geſang ſich gut ausnimmt, ſind ihre echten einfachen Nationalromanzen; dieſe erinnern an die Zeit der Troubadouren, und haben etwas ungemein rührendes. Die Volkslieder, Chanſons, Vaudeville's und Rondelays ſind ganz etwas anders, dabei iſt es dem Franzoſen ſtets um den witzigen Einfall des Textes zu thun, der Geſang wird bei ihnen den Worten untergelegt, nicht die Worte dem Geſang. Viele der berühmteſten Tonkünſtler haben in neuerer Zeit Geſanglehren und Methoden bekannt gemacht; zu den früheſten derſelben gehören: Hillers Anweiſung zum muſikaliſch-richtigen Geſang, 1774, und Voglers Stimmbildungskunſt 1776; Righini's Übungen, um ſich in der Kunſt des Geſanges zu vervollkommnen, 1804, und Nägeli's Geſangbildungslehre nach Peſtalozzi's Methode, ſind zu empfehlen; doch zu den ausgezeichnetſten Werken dieſer Art gehören: Briefe an Natalie, über den Geſang ꝛc. von Nina d'Aubigny von Engelbronner 1805, und Benelli's Grammatica del Canto 1816; vor allen aber **Creſcentini's** Übungen für die Singſtimme

ohne Worte, welche allen Sängern, denen es Ernſt iſt, mit der Bildung ihrer Stimme empfohlen zu werden verdienen. Wl.

Singſchulen. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war der Geſang wahres Bedürfniß des Herzens, und ſchönſter Ausdruck der Gefühle. Sein kunſtmäßiges Erlernen wurde dadurch geheiligt, daß er in alter wie in neuer Zeit ſtets dem Dienſt der Religion geweiht, und als wahres Bildungsmittel der Völker angeſehen war. Unter dem Schutz der Kirche ſowohl als des Staates ſtanden daher immer die Singſchulen, und in Anſehung ihres Zweckes ſowohl als der Art, wie ſie ſolchen zu erreichen ſuchten, wird es nicht unintereſſant ſeyn, einen Überblick auf die blühendſten Anſtalten dieſer Art in allen Zeiten zu werfen. Zu den geheimnißvollen Ägyptiern, dieſen Urvätern aller Künſte und Wiſſenſchaften, müſſen wir uns zuerſt wenden; ihnen gab Hermes die erſte Lyra mit drei Saiten, deren höchſte den Sommer, die tiefſte den Winter, und die mittlere den Frühling andeutete. Alles wurde bei ihnen hieroglyphiſch, ſie fanden eine Übereinſtimmung zwiſchen den Klängen ihrer Tonleiter, der Ordnung der Planeten, und den Tagen der Woche; da ſie die Zahl ſieben ſehr heilig hielten, und Planeten und Tage danach ordneten, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ihre Tonleiter der neuern, nach Octaven eingetheilten, näher ſtand als alle ſpätern griechiſchen Tonleitern. Nur Geſang durfte ihren Tempeldienſt und ihre Opferceremonien begleiten. Es war Geſetz bei ihnen, daß die Kinder in gewiſſen Arten von Geſang und Muſik unterrichtet werden mußten, und wir können daher mit Recht behaupten, daß es dort die erſten Singſchulen gab. Bei der Feier des Dianenfeſtes zu Bubaſtis, beim Oſirisfeſte, und bei der Todtenfeier des Maneros (des einzigen Sohnes ihres erſten Königs, der in der Lebensblüthe ſtarb), wurde dieſer Geſang angewendet. — Bei den Hebräern war Geſang dermaßen in alle heiligen Gebräuche verwebt, daß der Name Muſiker mit den Namen Prophet und Weiſer gleichbedeutend war. Samuel ſtiftete während der friedlichen Jahre ſeines Richteramts die berühmten Prophetenſchulen, worin beſonders Geſang, Muſik und Dichtkunſt gelehrt wurden. Nur mit Muſik vereinigt wurde geweiſſagt. Unter David war der erſte der Leviten zugleich Sangmeiſter, und hatte mit vierundzwanzig Untercapellmeiſtern ein Chor von viertauſend Sängern und Spielern zu leiten. Ähnlich iſt bei den Chineſen die Einrichtung ihrer Singſchulen ſchon in den urälteſten Zeiten geweſen. Der franzöſiſche Miſſionär Amiot überſetzte ein chineſiſches Werk von Ly-Koang-ty, durch welches wir ſehen, daß zwei der vornehmſten Mandarinen Vorſteher der Singſchulen in Peking ſind; acht höhere und ſechzehn niedrigere Doctoren der Muſik nebſt acht untergeordneten Mandarinen, acht Muſikographen und achtzig Schülern machen dieſe Anſtalt aus. Bei den Hebräern war unter Salomo die Pracht und Kunſtliebe am höchſten geſtiegen, und keine neuere händelſche Gedächtnißfeier, keine wiener Aufführung von Beethovens Schlacht bei Vittoria läßt ſich mit dem Muſikfeſt bei der Einweihung vom Tempel Salomonis vergleichen, wo 200,000 Sänger, 40,000 Harfen, 40,000 Siſtern und 200,000 ſilberne moſaiſche Trompeten ſich vereinten. Bei den Griechen wurden ſchon die Orakel ſtets mit Geſang ertheilt. Die Schüler des Pythagoras mußten beim Erwachen früh,

und ehe ſie ſchlafen gingen Abends Geſänge anſtimmen, um den ſtörenden Einfluß des Irdiſchen zu überwinden. Dem Apollo zu Ehren ertönten die mannichfaltigſten Hymnen: Päane, Nomen und Proſodien, welche den Griechen von Kindheit an gelehrt wurden. Die Sängerſchulen der Griechen ſind weltberühmt; Orpheus und Linus ſtanden in den älteſten Zeiten an ihrer Spitze, ſpäter Thamyris, Demodocus, Phemius, der göttliche Homer ſelbſt, ſo wie Heſiodus und Thaletas. Bei den großen Volksſpielen waren muſikaliſche Wettkämpfe, und die vier heiligſten Feſte, die olympiſchen, pythiſchen, nemeiſchen und iſthmiſchen Spiele, ſo wie auch die Panathenäen, wurden dadurch zu wahren Schulen der Muſik. Durch die Hetrurier und Griechen wurde der Geſang bei den Römern eingeführt. Unter den römiſchen Kaiſern war Muſik und Geſang gränzenlos geliebt, viele von ihnen übten ſie ſelbſt leidenſchaftlich. Doch von eigentlichen Singſchulen wußte man im alten Rom wenig, da die ausgezeichnetſten Künſtler Ausländer waren. Bei den Galliern wurde damals die Muſik durch die Druiden und Barden gelehrt und geübt. Sie brauchten bei ihren Religionsgebräuchen und Geheimniſſen ſo viele Geſänge, die ſie alle auswendig lernen mußten, daß zu der Zeit des Julius Cäſar mancher Druide zwanzig Jahre brauchte, ehe er damit zu Stande kam. In Britannien wurden mit dem Druidismus auch dieſe Geſangsſchulen eingeführt. Schon in den älteſten Zeiten waren die Sänger Schottlands und Britanniens hochberühmt; nach der Vertilgung des Druidismus wurden ſie Minſtrels genannt, und waren beſonders in Wallis einheimiſch. Bei den Deutſchen wird Tuisko als der erſte König genannt, der ſchon um das Jahr 2000 nach Erſchaffung der Welt beſondre Geſetze in Reime und Geſänge faßte, und ſie ſeinem Volk zu ſingen gab, um ſie ihnen recht einzuprägen. Wie er ſeinen Sängern auftrug, gute Handlungen durch Lieder im Andenken zu erhalten, ſo befahl einer ſeiner Nachfolger, daß man auch ſchlechte Handlungen in Lieder bringen, und ſie des Nachts auf den Gaſſen mit Fackeln vor den Häuſern der Urheber ſolcher ſchlechter Handlungen zur Strafe und Hohn ſingen ſolle. Dieſe Geſänge wurden damals Geſanglichter genannt. Die Barden entflammten durch ihre Heldenlieder und ihr Kriegsgeſchrei zur Schlacht, und waren die Lehrer aller Geſänge. Von dieſen Bardieten erzählt Ammianus Marcellinus, ſie hätten mit einem ganz leiſen Geſäuſel angefangen, welches allmählig wuchs, bis es zuletzt ein ſtürmendes Geräuſch geworden ſey, als ob Meereswogen an Felſen ſchlügen. So tönten die Geſangsweiſen, durch mancherlei Schulen verbreitet, von Völkern zu Völkern, von Zeiten zu Zeiten, doch mit der Einführung des Chriſtenthums bekamen auch die Singſchulen eine höhere, ſchönere Richtung. Die erſten Chriſten, beſonders die Therapeuten, ſangen bei ihren religiöſen Feierlichkeiten Hymnen in verſchiednen abwechſelnden Chören; nach geendigter Abendmahlzeit fingen ihre Vigilien an, die ſtets durch ſolchen Geſang gefeiert wurden. Auch unter den härteſten Bedrückungen gaben die Chriſten ihren gottesdienſtlichen Geſang nicht auf. Clemens Romanus, ein Gefährte des Apoſtel Paulus, gab ſchon die Verordnung, nach welcher ſtets der Vorſänger die Pſalmen anſtimmen, und die Gemeinde ſolche nachſingen mußte. Bei den Agapen oder Liebesmahlen wurden ſtets fromme Lieder geſungen. Die Vorſte-

her der Kirche waren zugleich Vorſteher des Geſanges. Am wärmſten beförderten ihn Ambroſius und Chryſoſtomus. Schon in den erſten Jahrhunderten wurden Anſtalten zu beſondern Singſchulen gemacht. Cyrillus ſchreibt vom heil. Theodoſius, er ſey der Kirche ſeines Orts ſchon von ſeinem Knabenalter an als Cantor nützlich geweſen, und der heil. Nicetius, Erzbiſchof zu Trier in der erſten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts, beſchloß, alle in ſeinem Kirchſprengel geborne Knaben, ſogleich, wenn ſie anfingen zu reden, auch im Singen unterrichten zu laſſen. Doch eigentliche Pflanzſchulen des Geſanges gab es zuerſt in Rom, und Papſt Sylveſter war zwiſchen 314 und 335 der erſte Stifter derſelben. Es wurde eine Singſchule errichtet, welche allen Kirchen der Stadt gemeinſchaftlich angehörte, und bei Prozeſſionen und Stationen gebraucht wurde, um bei den vom Papſt oder Presbyter begangnen heiligen Handlungen und feierlichen Meſſen zu ſingen. Der Vorſteher einer ſolchen Singſchule wurde Primicerius genannt, und genoß großer Würde. Er unterrichtete die auserleſenſten Jünglinge im Geſang, im Leſen der heiligen Schrift, und in guten Sitten. Dieſe Schüler hießen Miniſtralen und Kleriker, aus ihnen ſind unſere Choriſten bei den lateiniſchen Schulen geworden, ſo wie aus dem Primicerius unſere Cantoren. Gregor der Große, der zwiſchen 590 und 604 auf dem päpſtlichen Stuhl ſaß, erweiterte und verbeſſerte dieſe Singſchulen ſehr. In der einen beim Lateran wurde noch im 9ten Jahrhundert das Bette gezeigt, auf welchem Gregor liegend ſeine Sänger ſelbſt unterrichtete, ſo wie die Ruthe, mit der er die Knaben bedrohte, und ſein echtes Antiphonarium. Die Knaben, welche gut ſangen, wurden von der Schule ſelbſt unterhalten, und nachher zu päpſtlichen Kämmerlingen gemacht. Man nahm die meiſten Schüler aus den römiſchen Waiſenhäuſern, daher wurde die Singſchule ſelbſt auch Orphanotrophium genannt. Zum Andenken dieſes Gregorius, als Beförderers des Schulweſens, wird bis in unſre Zeiten das Gregoriusfeſt als ein Schulfeſt mit öffentlichen Aufzügen und Geſängen von den Schülern gefeiert. Derſelbe Gregor ſchickte den Auguſtinus, von vielen Gehülfen und Sängern begleitet, als Miſſionär nach England. Dieſer ſowohl, als der berühmte Harfner, König Alfred, welcher am Ende des neunten Jahrhunderts regierte, verbreiteten den echten Geſang ſehr in Großbritannien. Carl der Große that daſſelbe in Frankreich und Deutſchland. Er ſandte Sänger nach Rom, welche er dort unterrichten ließ, und welche dann Singſchulen in ihrem Vaterlande ſtifteten, namentlich in Metz und Soiſſons zuerſt, ſpäter aber in vielen Städten. In ſeiner Hofſingſchule war Carl oft gegenwärtig, und half ſelbſt unterrichten. Seine Töchter ließ er täglich drei Stunden lang in der Muſik unterrichten. Alle Muſiklehrer waren geiſtlichen Standes. Von Pipins Zeiten an war ſtets beim königlichen Hauſe eine eigne Capelle unter der Aufſicht eines Muſikmeiſters, welcher Meneſtrel genannt wurde. Der Geſang wurde bald in Frankreich und Deutſchland mit glühendem Eifer getrieben. In Italien verbeſſerte Guido von Arezzo den Geſang ſehr, und ſtiftete neue Schulen. Wohlthätige Stiftungen unterſtützten die Singſchulen in Deutſchland, beſonders zeichneten ſich hierin die beiden Städte, Augsburg und Lüneburg, ſehr aus. Schon in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts wurde

Figuralmuſik in der augsburger Singſchule gelehrt. Niederländiſche, deutſche und franzöſiſche Compoſitionen wurden am meiſten dort geſungen. Wo Stiftungen vorhanden waren, die urſprünglich bloß für den gregorianiſchen Kirchengeſang beſtimmt worden, verwendete man ſie nun auch zum Beſten des Figuralgeſanges. Die meiſten Singchöre aber im nördlichen Deutſchland verdankt man dem frommen Eifer, womit Luther zur Erlernung der Muſik und zur Verſchönerung des muſikaliſchen Gottesdienſtes ermunterte. Eiſenach war eine der erſten Städte, wo es Sitte wurde, daß bei heiligen Feſten die Sänger Figuralgeſänge auf den Straßen ſangen. Zuerſt gingen nur vier Schüler in der Stadt herum, da dies aber den Einwohnern und Fremden außerordentlich gefiel, und für eine wahre Zierde der Stadt gehalten wurde, ſo wuchs die Anzahl derſelben bald durch den Beitritt der angeſehenſten Bürgersſöhne bis auf vierzig und mehrere, und andre deutſche Städte folgten dieſem Beiſpiel. Bei den in jenen alten Zeiten in allen Ländern ſo üblichen Aufführungen der Myſterien und religiöſen Volksfeſte wurden auch die Singchöre oft benutzt. Eine andre Art von Singſchulen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert dürfen wir nicht mit Stillſchweigen übergehn, dies ſind die Schulen der Minneſänger und Meiſterſänger. Dieſe ſtammen von den Troubadours und provenzaliſchen Sängern ab. Für den älteſten Troubadour, von welchem noch Werke vorhanden ſind, hält man Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, der 1071 geboren wurde, und 1126 ſtarb. Die Troubadourzeit blühte bis zur Regierung der Johanna I., Königin von Neapel und Sicilien, und Gräfin von Provence, welche 1382 ſtarb. Der Flor der deutſchen Minneſänger, deren Wettſtreite auf der Wartburg ſo berühmt ſind, war im dreizehnten Jahrhundert auf das höchſte geſtiegen, man zählte Kaiſer, Könige, Fürſten und Markgrafen unter ihnen; ſpäter aber, als der Gebrauch der Hofnarren dieſe edlen Sänger von den Höfen verſcheuchte, da gerieth allmählig jene hohe Kunſt des Geſanges in die Hände gemeinerer Meiſterſänger, und wurde von ihnen zunft- und handwerksmäßig getrieben. Der Urſprung dieſer Singſchulen ſtammt ſchon aus den Zeiten des Kaiſers Otto her, der ihre Einrichtungen und Freiheiten beſtätigte, und ihnen zur Ermunterung eine goldne Krone ſchenkte. Ihre hohe Schule war zu Mainz, überdies hatten ſie ihre Hauptſitze zu Nürnberg, Augsburg, Ulm und Straßburg. Beide Geſchlechter aus allen Ständen nahmen Theil an dieſen Singſchulen. Die Vorſchriften, nach welchen die Meiſterſänger ſangen, nannten ſie ihre Tabulatur. Sie hatten vielerlei Geſetze, alles mußte auswendig geſungen werden; wer irre wurde, und nicht wieder in die Melodie kommen konnte, hatte ſich verſungen; glatt ſingen nannte man es, wenn jemand ganz fehlerlos ſang. Wer einen neuen Meiſterton machen wollte, mußte ſich hüten, daß ſeine Melodie nicht in die Melodie eines andern eingriff, und mußte ganz andre Verzierungen erſinnen. Solchen Meiſtertönen gab man ſonderbare Namen, es gab z. B. eine Rosmarienweiſe, eine Höhnweiſe, Blutweiſe, Affenweiſe ꝛc. In dieſen Singſchulen gab es Belohnungen und Strafen, die höchſte Belohnung war eine Davidskrone, welche ſie das Schulkleinod nannten. Sie hatten Feſtſchulen und gemeine Singſchulen, die zu beſtimmten Zeiten gehal-

ten wurden. Durch einen öffentlichen Anſchlag wurde dies dann bekannt gemacht. Der Inhalt eines ſolchen Anſchlags war ungefähr folgender: „Nachdem aus Vergunſt von einem Hoch-Edlen, Fürſichtigen, Hoch- und Wohlweiſen Rath dieſer Stadt allhier, den Meiſterſängern iſt vergunnt und zugelaſſen, auf heut eine öffentliche Chriſtliche Singſchul anzuſchlagen und zu halten, Gott dem Allmächtigen zu Lob, Ehr und Preiß, auch zu Ausbreitung ſeines h. Göttlichen Worts, derhalben ſoll auf gemeldter Schul nichts geſungen werden, denn was h. Göttlicher Schrift gemäß iſt; auch ſind verboten zu ſingen alle Straffer und Reitzer, daraus Uneinigkeit entſpringt, deßgleichen alle ſchandbare Lieder. Wer aber aus rechter Kunſt das Beſte thut, ſoll mit dem David- oder Schulkleinod verehrt werden, und der nach ihm mit einem ſchönen Kränzlein.“ Oft war hinzugeſetzt: „Wer ſolches hören will, verfüg ſich nach gehaltener Mittags-Predigt zu St. Catharina, ſo wird man anfangen.“ Ihre Melodien waren Choralgeſang; ſie hatten vier ſogenannte gekrönte Töne, die außerordentlich hoch geachtet und nach ihren Erfindern den Meiſterſängern, Heinrich Mügling, Heinrich Frauenlob, Ludwig Marner und Barthel Regenbogen genannt wurden. — In Italien wurde im ſechzehnten Jahrhundert ein höherer und reinerer Sinn für den Geſang geweckt, hauptſächlich durch Paleſtrina, den berühmteſten Meiſter der alten römiſchen Schule (ſ. d. Art.). Was dieſer für die älteren italieniſchen Singſchulen war, wurde Francesco Durante (ſ. d. Art.) für die neueren. Er war im Conſervatorium Santo Onofrio unter Scarlatti (ſ. d. Art.) gebildet. Dieſe Conſervatorien (ſ. d. Art.), oder öffentlichen Sing- und Muſikſchulen trugen in Italien und in Frankreich unendlich viel bei zur höhern Vervollkommnung der Tonkunſt. — In Deutſchland that in neuerer Zeit der verdiente Hiller (ſ. d. Art.) in Leipzig ſehr viel für die Singſchulen durch ſeine Bildung der Thomasſchüler. Doch die berühmteſte Singſchule iſt die Berliner. Sie wurde von dem trefflichen Faſch (ſ. d. Art.) geſtiftet, der ſich beſonders dadurch unſterbliches Verdienſt um die Tonkunſt erwarb. Im Jahre 1789 entſtand dieſe Geſellſchaft, indem ſich bei einer Schülerin von Faſch, der Demoiſelle Charlotte Dietrich, in ihres Stiefvaters, des Geheimenraths Milow, Hauſe oft Freunde und Freundinnen des Geſanges zur Ausführung von mehrſtimmigen Stücken vereinten. Da ſich bald immer mehr Lernbegierige zu dieſen von Faſch geleiteten Singübungen einfanden, ſo wurde von 1791 an dieſe Akademie wöchentlich in dem Saal der Mad. Voitus gehalten, welche ſelbſt gut ſang, und deren Schweſter, gegenwärtig Mad. Zelter, zu den angenehmſten Sängerinnen Berlins gehörte. Von dieſer Akademie wurden nun Faſchens große ſechzehnſtimmige Meſſe, ſein unvergleichliches achtſtimmiges Miſerere, Grauns Chöre ꝛc. meiſterhaft ausgeführt. Alle, welche dieſe Akademien hörten, verſichern, daß ſie an Reinheit des Geſanges und vollendetem Vortrag der Kirchenmuſik jede Vorſtellung übertreffen. Der Geſang wird von einem einzigen Flügel unterſtützt. Es wurde der Geſellſchaft der ovale Saal der Kunſtakademie unter den Linden bewilligt. Im Jahr 1797 hatte ſich ſchon die Zahl der Mitglieder bis auf 84 vermehrt, und Faſch überließ ſeitdem an Zeltern die Direction wegen ſeiner zunehmenden Kränklichkeit. Er wohnte am 3ten Juni 1800 zum letzten Male ſeiner

Akademie bei, welche noch jetzt von Zelter geleitet wird, und immer noch an Vollkommenheit zunimmt. Sie hat über hundert Mitglieder. Eine ähnliche Singakademie iſt ſeit 1806 durch den Organiſten Dreyßig in Dresden geſtiftet worden, welche jetzt ſeit des um ſie ſehr verdienten Stifters Tode von dem talentvollen Muſikdirector Theodor Weinlig geleitet wird. Sie erhielt ſich während der harten Kriegsjahre, und wetteifert der ältern berliner Schweſter nach. Die älteſte Tochter des verewigten Capellmeiſters Reichardt, die eben ſo liebenswürdige als talentvolle Luiſe Reichardt, wirkt mit raſtloſer Thätigkeit für die Bildung des Geſanges in Hamburg, und hat dort eine ähnliche Anſtalt geſtiftet. Eben ſo müſſen wir noch Nägeli's zu Zürich hier gedenken, der durch die vielen Sänger und Sängerinnen, die er bildete, einer der erſten Beförderer des ſchweizeriſchen allgemeinen muſikaliſchen Bundes wurde, nach welchem jährlich, in der Mitte des Septembers, alle Freunde des Geſanges und der Muſik ſich wechſelsweiſe in einer der vorzüglichſten vaterländiſchen Städte verſammeln, um große Vocal- und Inſtrumentalcompoſitionen aufzuführen; ohne Nägeli's Singinſtitut würde dieſer herrliche Bund unmöglich beſtehen können. Manches ähnliche Inſtitut blüht jetzt, wo die Geſangliebe ſo verbreitet iſt, auch im Stillen, zu frommen Gefühlen weckend und reine Freuden gewährend. **Wl.**

Singſpiel, ſ. Oper und Schauſpiel.

Singvögel, ſ. Vögel.

Sinis, ſ. Sciron.

Sinking Fund, ſ. Amortiſiren und Fonds.

Sinnbild iſt eigentlich jeder ſinnlich vorgeſtellter oder abgebildeter Gegenſtand (Bild), durch welchen ein von ihm verſchiedener (ſinnlicher oder geiſtiger) Gegenſtand vorgeſtellt und bezeichnet wird. Letzteres iſt entweder ein Gegenſtand, welcher für ſich vorgeſtellt wird, und dann iſt das Sinnbild ein ſelbſtſtändiges, und kann vorzugsweiſe Sinnbild genannt werden; oder nur eine Eigenſchaft eines ſolchen, und in dieſen Fällen iſt das Sinnbild ein anhängendes (adhärirendes), welches man in ſo fern auch Attribut nennt (ſ. d. Art.). — In einem engern Sinne nennt man Sinnbild (Symbol) einen ſinnlich oder bildlich vorgeſtellten Gegenſtand, durch welchen ein geiſtiger Gegenſtand vorgeſtellt und bezeichnet wird. Die Kunſt, ſich durch Sinnbilder auszudrücken (Symbolik), iſt ſo alt, als die Reflexion über die Verwandtſchaft der Dinge und über die verſchiedenen Sphären des Phyſiſchen und Geiſtigen. Vorzüglich wurde ſie von den Ägyptern geübt, deren hieroglyphiſche Schrift zum großen Theil eine ſymboliſche war, und in den Myſterien fortgepflanzt. Durch Schönheit ausgezeichnet, und individuell geſtaltet waren die Symbole, welche wir in der Mythologie und Kunſt der Griechen finden; und keine ſpätern Symbole waren ſo ſprechend wie dieſe. Wir erblicken daher die Symbolik ſchon in ihrer Ausartung, wo die bildliche Darſtellung eine ſchriftliche Erklärung oder nähere Beſtimmung nothwendig macht. Dieſes iſt der Fall bei den Sinnbildern der Neuern, durch welche man einen beigeſetzten Wahl- oder Sinnſpruch (ſ. d. Art. Deviſe) verſinnlichen wollte; wenn nicht der letztere in ſinnreicher Kürze ebenfalls wiederum einen verborgenen Gedanken enthält, welcher mit dem ſich ſelbſt ausſprechenden Bilde gleichſam parallel läuft, oder mit demſelben einen komiſchen Contraſt be-

wirkt. In letztern Fällen iſt es ein ſinnreiches Bild, welches das Auge und den Verſtand zugleich beſchäftigt. Ein ſolches Sinnbild nun, welches mit einem kurzen Spruche begleitet iſt, pflegt man auch ein Emblem zu nennen, und es wird aus dem Gebiete der Natur, Kunſt und der Geſchichte entlehnt. Man bediente ſich derſelben ſehr häufig auf Münzen, Denkmalen, Ehrenpforten ꝛc. Harsdörfer in ſeinen Geſprächſpielen; Menetrier in ſeiner Science des emblêmes; Bouhurs in ſeinen Entr. de la Devise; Morhof im Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie, S. 700, haben von dieſer im 16ten Jahrhundert ſo gebräuchlichen Art der Symbolik gehandelt. Einige unterſchieden noch das Emblem von der Deviſe dadurch, daß das erſtere einen vollkommnen und allgemeinen Sinn für ſich geben ſoll, die letztere aber eine individuelle Sache oder eine Perſon betrifft. — Übrigens gehören zu den ſinnbildlichen oder ſymboliſchen Darſtellungen in weiterer Bedeutung auch die Allegorien (ſ. d. Art.), Fabeln, Parabeln, Räthſel ꝛc. (ſ. d. beſ. Art.).

Sinne nennen wir das Vermögen, Anſchauungen von gerade gegenwärtigen Gegenſtänden zu erhalten, in ſo fern unſer Gemüth dabei beſchäftigt iſt. Eine ſolche Anſchauung, wenn ſie mit deutlichem Bewußtſeyn gemacht wird, heißt Wahrnehmung. Demnach gehört zur Wahrnehmung nebſt dem Gegenſtande noch die Möglichkeit einer innern Veränderung, d. i. Empfänglichkeit oder Receptivität, welche als Urſache gilt, daß die im Sinne durch den Gegenſtand hervorgebrachte Veränderung im Innern zur Empfindung wird. Der Sinn iſt aber ein äußerer, ſo fern er uns Empfindungen von Gegenſtänden außer uns, d. i. von ſolchen liefert, die wir von uns ſelbſt unterſcheiden; er iſt ein innerer, wenn wir durch ihn Anſchauungen von unſern eignen innern Zuſtänden erhalten. Der äußere Sinn iſt alſo der Vermittler zwiſchen unſerm Erkenntnißvermögen und der Außenwelt, ohne ihn fände keine Verbindung unſers Innern und der Natur Statt. Doch iſt er an Organe gebunden, welche nur mittelſt der von außen erhaltenen Veränderungen von den Gegenſtänden Anſchauungen liefern. Die Anſchauung iſt alſo nicht der äußere Gegenſtand ſelbſt, ſondern ein Product unſres Sinnes, von welchem wir nicht wiſſen, ob dieſer viel oder wenig hinzugethan hat, oder ob es ein treues Bild des Gegenſtandes ſey, ſo wie er an ſich ſelbſt wirklich iſt. Die äußern Sinneswerkzeuge ſind fünffacher Art, und eben ſo vielerlei Anſchauungen iſt auch der äußere Sinn zu geben fähig (woher es kommt, daß man von fünf Sinnen ſpricht): er gibt Anſchauungen des Geſichts durch die Augen, des Gehörs mittelſt der Ohren, des Geruchs durch die Naſe, des Geſchmacks durch die Zunge und den Schlund, und des Taſtens mittelſt der unter der Haut verbreiteten Nervenenden. Man hat das Vermögen des Körpers zu fühlen (das Bewußtwerden unſres Körperzuſtandes) vom Getaſte (Wahrnehmung von Gegenſtänden in den drei Dimenſionen) unterſchieden, und als einen ſechsten Sinn aufgeſtellt. Es wird dadurch nichts Objectives, wie bei den andern Sinnen, gegeben, und es beruht nur auf der Senſibilität aller Nerven überhaupt, heißt daher beſſer Gemeingefühl oder auch Vitalſinn. Die Art der Einwirkung der äußern Gegenſtände auf die Sinne iſt beim Geſchmack und Taſten unmittelbar, bei den übrigen geſchieht ſie durch Zwiſchenmittel, ſie iſt beim Gehör, Geſicht und

Getaſt mechaniſch, beim Geruch und Geſchmacke chemiſch; beim Taſten iſt die größte Objectivität, ihm folgt Geſicht und Gehör, die beiden übrigen ſind weit ſubjectiver; dagegen gibt das Geſicht die größte Mannichfaltigkeit der Vorſtellungen, nach ihm ſteht darin das Gehör, während Geruch, Geſchmack und Taſten dem Menſchen nicht weit mit ſeiner Umgebung bekannt machen. Eben ſo zeichnet ſich das Geſicht dadurch aus, daß es bei der Menge der gegebnen Anſchauungen doch den übrigen Körper wenig afficirt, dahingegen beim Taſten und beim Geruch das Gegentheil hervortritt. Jeder Sinn erfodert eine andre Dauer des Eindrucks, ohne deren regelmäßige Länge keine Anſchauung zu Stande kommt; ſie iſt beim Geſicht am kürzeſten, beim Getaſt am längſten. Geſicht, Gehör, Getaſt tragen wegen ihrer Objectivität am ſtärkſten zur Vervollkommnung unſrer Erkenntniſſe bei, ſie ſind deßhalb edel gegen die andern zwei, welche ſich mehr auf Luſt und Angenehmes beziehen; dabei ſind jene drei zugleich diejenigen, durch welche allein Schönheit empfunden wird. In ſolcher Rückſicht haben ſie auch verſchiednen Werth, entweder als Luſt gebende, oder als zu unſrer Exiſtenz nöthige, oder aber Cultur befördernde. Einige ſind nahe verwandt, ſo daß einer Anſchauungen des andern hervorruft, wie Geruch und Geſchmack. Gehör und Geruch müſſen jedes Äußere aufnehmen, der Gebrauch der übrigen Sinne ſteht in unſerm Willen. (Steinbuchs Verſuch einer Phyſiologie der Sinne, Nürnberg 1810.) Die Organe, wodurch der innere Sinn uns mit unſern Zuſtänden bekannt macht, ſind uns unbekannt; ſeine Anſchauungen ſtehen nur in der Zeit, während die des äußern Sinnes zugleich das Merkmal des Raumes an ſich tragen. Indem wir ſelbſt bei der Apprehenſion durch den innern Sinn der Grund unſrer Anſchauung werden, verhalten wir uns leidend und thätig zugleich. Doch ſind alle dieſe Anſchauungen nur, wie die Zeit, auf einander folgend, nie zugleich, ſie werden aber oft durch Anſchauungen und Empfindungen, welche der äußere Sinn liefert, bewirkt, ſo daß der äußere die Gelegenheit zur Thätigkeit des innern wird. Was endlich die Ausbildung dieſer innern Apprehenſion zur deutlichen Wahrnehmung betrifft, ſo entſteht ſelbige bei den meiſten Menſchen ſehr ſpät. Sie folgen mehr dem Bedürfniß, nach außen zu handeln, als daß ſie ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt richten und richten mögen, da die neue Welt, welche dadurch manchen aus ſeinem Innern aufgeht, des Wahrzunehmenden vieles, des Tröſtlichen aber weniges ausgibt. F.

Sinngedicht, ſ. Epigramm.

Sinnpflanze, ſ. Fühlpflanze.

Sintenis. Drei Brüder dieſes Namens, Söhne von Johann Chriſtian Sintenis, der Conſiſtorialrath und Superintendent zu Zerbſt war, haben ſich als Schriftſteller bekannt gemacht. **Carl Heinrich**, geb. 1744, ein geſchickter Schulmann, guter Lateiner und eifriger Beförderer der Vernunftreligion, Verfaſſer vieler gemeinnützigen Schulſchriften, 1771 Rector in Torgau, 1783 Rector in Zittau, privatiſirte ſeit ſeiner 1798 erfolgten Entlaſſung zu Zerbſt, wo er 1816 ſtarb. **Johann Chriſtian Siegmund**, geb. 1752, Verfaſſer einiger moraliſchen Romane, und des väterlichen Rathes an ſeine Tochter, wurde 1785 Paſtor zu Dornburg, und 1794 Amtsprediger zu Roslau im Zerbſtiſchen.

Der berühmteſte unter ihnen iſt Chriſtian Friedrich, geb. den 12ten März 1750 zu Zerbſt, ward 1774 Prediger zu Bornum im Zerbſtiſchen, 1777 Diaconus zu Zerbſt, 1791 Profeſſor der Theologie und Metaphyſik am anhaltiſchen Geſammtgymnaſium, auch Conſiſtorial- und Kirchenrath, und Paſtor an der Dreifaltigkeitskirche daſelbſt, welchen Ämtern er noch jetzt vorſteht. Er gehört zu den fruchtbarſten und beliebteſten Schriftſtellern für das große Leſepublicum. Gegen funfzig Romane, Predigtbücher, Erbauungsbücher, Schriften zur religiöſen, moraliſchen und pädagogiſchen Belehrung ſind aus ſeiner ſtets geſchäftigen Feder hervorgegangen. Alle haben den Zweck, die in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts gewonnene Aufklärung im Denken über die Religionslehren und ſittlichen Lebensverhältniſſe unter der Maſſe der ſogenannten gebildeten Laien zu verbreiten; denn den Gelehrten hat er eben nichts Neues geſagt, und ſeine für Prediger beſtimmte, 1808 erſchienene Agende enthält neben beherzigungswerthen Ideen, auch manchen überſpannten, unbrauchbaren liturgiſchen Vorſchlag. In ſeinen Romanen, unter denen Hallo's glücklicher Abend, ein Regentenſpiegel, und Vater Roderich unter ſeinen Kindern, ein pädagogiſches Volksbuch, mit Recht den größten Beifall erhielten, iſt es ihm nicht ſowohl um die Löſung einer poetiſchen Aufgabe, als um den practiſchen Nutzen zu thun. Er unterbricht daher den Gang, der durch ſeine reiche Phantaſie und ſeine Menſchenkenntniß angenehm belebten Erzählung oft mit moraliſchen Betrachtungen, die man nicht leicht langweilig findet. Eine hohe Idealität wird bei ihm vergebens geſucht, er huldiget dem Zeitgeſchmack, und gehört zu den Nützlichkeitspredigern, die eine Moral, Religion und Glückſeligkeit für den Hausgebrauch lehren, doch eben dies Verweilen auf der Linie des ordinären Menſchenverſtandes, das dem feineren Sinne bisweilen wie Gemeinheit vorkommen will, ſagt den Bedürfniſſen des Publicums, das Sintenis ſich zuſammengeſchrieben hat, trefflich zu, und der Anſtrich von ſüßer Schwärmerei, mit dem er ſeine Gemählde aus dem wirklichen Leben auf einen vollkommneren Zuſtand der Dinge überträgt, ſeine ſtark hervortretende, nicht unintereſſante Individualität, der man gern manche Sonderbarkeit ſeiner Sprache und Vorſtellungsweiſe, und ſeines oft ſchwülſtigen Styles nachſieht, hat auch wohl edlere Seelen gerührt. Gewiß mehr, als ſein noch ziemlich beſcheidnes Ringen nach Begreiflichkeit des Unbegreiflichen, in der Religion ſchaden mochte, iſt durch ſeine vielgeleſenen religiös-moraliſchen Unterhaltungsſchriften, die unter den Titeln: Menſchenfreuden, Elpizon, oder über die Fortdauer nach dem Tode, Stunden für die Ewigkeit gelebt, der Menſch im Umkreiſe ſeiner Pflichten, Sonntagsbuch, Piſtevon oder über das Daſeyn Gottes, und Oswald oder mein letzter Glaube, erſchienen ſind, für die Anregung zum vernünftigen Denken über die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen geſchehen; ein Verdienſt, um deßwillen man ihm die Schwachheit, ſich bisweilen ausgeſchrieben und wiederholt zu haben, und weichliche Producte, wie Robert und Eliſa oder die Freuden der höheren Liebe, um ſo williger verzeiht, da er auch als Menſch und Prediger in ſeinem Privatleben Achtung verdient.

K.

Sinter, ſ. Tropfſtein.

Sinzendorf, ſ. Zinzendorf.

Sirenen, Göttinnen von niedriger Art, welche von ihrer Inſel her die Vorüberſchiffenden durch ihren Geſang bezauberten, dann aber tödteten. Homer kennt nur zwei Sirenen, ungeflügelte Jungfrauen, deren Abſtammung er nicht erwähnt. Die folgenden, die ihre Geſtalt, Zahl, Namen und Wohnſitz veränderten, machten ſie gewöhnlich zu Töchtern des ätoliſchen Stromgottes Achelous, bald von Sterope, Amythaons Tochter, bald von der Muſe Terpſichore oder Melpomene, bald aus dem Blute, welches vom zerbrochnen Horne des Achelous im Kampfe mit Hercules auf die Erde floß; aus welchem Grunde vielleicht Euripides ſie Töchter der Erde nennt. Sophokles nennt ſie des Phorkos Töchter, welches vielleicht die älteſte Abſtammung iſt. Der Verfaſſer der orphiſchen Argonautik ſetzt die Sirenen nahe dem ſtrudelnden Geſtade des Ätna auf einen vorragenden Felſen, die Argonauten durch verderblichen Geſang anlockend. Orpheus aber ſang in ſeine Laute ein erhabenes Lied; da warfen ſie Flöte und Leier hinweg, und ſtürzten ſich hinab in die Tiefe des Meers, wo ſie fortan als furchtbargeſtaltete Felſen ragten. Dem Ulyſſes konnten dieſe verſteinerten Sirenen am ätnäiſchen Geſtade nicht mehr gefährlich ſeyn. Für ihn nahm der Dichter noch andere im tyrrheniſchen Meere an. Plato erdichtet acht Sirenen, die, auf den acht Kreiſen des Himmels umhergetragen, zuſammen die Sphärenharmonie anſtimmen, wo hier Andere die neun Muſen wählten. Man dachte jetzt nur an die Lieblichkeit ihres Geſangs, und vergaß der Schädlichkeit. Die Fabel erzählt von einem Wettgeſang, in welchen ſie ſich auf der Juno Antrieb mit den Muſen einließen. Die Muſen, welche obſiegten, rupften den Sirenen die Federn aus den Flügeln, und machten ſich Kränze daraus. Dieſe Flügel lieh ihnen der Bildner anfänglich nur, um den Schwung ihrer Begeiſterung anzudeuten; erſt ſpäter kam allerlei unter einander abweichende Vogelbildung hinzu. Nach Hygin empfingen ſie dieſelbe von der Demeter nach der Entführung der Proſerpina, weil ſie dieſer, in deren Gefolge ſie ſich befanden, nicht zu Hülfe gekommen waren. Ihre Zahl wird verſchieden angegeben.

Sirius oder Hundsſtern, der glänzende Stern erſter Größe an der Schnauze des großen Hundes. (S. Sternbilder.)

Sirocco, ſ. Samiel.

Sismondi (J. C. L. Simonde de), Mitglied der kaiſerlichen Univerſität zu Wilna und mehrerer andern Akademien, iſt 177. zu Genf geboren. Seine Familie ſtammt urſprünglich aus Florenz. Er ſcheint ſich aus Neigung von Jugend auf den Wiſſenſchaften gewidmet zu haben. Sein Hauptſtudium waren Geſchichte und Politik mit ihren Hülfswiſſenſchaften, dabei aber beſchäftigte er ſich, wie es ſcheint, aus innerer Neigung, eifrig und ernſt mit der Äſthetik und den Werken der Dichter. Eine ausgebreitete Sprachkenntniß erlaubte ihm, ſich außer den Franzoſen und Italienern auch mit den Originalen der vornehmſten Portugieſen, Spanier, Engländer und Deutſchen unmittelbar bekannt zu machen. Die Bekanntſchaft mit den Anſichten der Deutſchen über Kunſt, und vornehmlich über Poeſie erweiterte ſeinen Geſichtskreis, und ſetzte ihn in den Stand, freier und unbefangner als ſeine Landsleute über die Schranken der franzöſiſchen

Schule hinauszugehn und zu erkennen, daß die Geſetze der franzöſiſchen Äſthetik, ſo weit ſie dieſer ausſchließlich angehören, als begründet durch Convenienz und nicht in dem Weſen der Poeſie, keine allgemeine Gültigkeit haben, wie die Anmaßung und Unwiſſenheit der Franzoſen wohl behaupten. Sein Werk De la littérature du Midi, 4 Bände (deutſch mit Anmerkungen von L. Hain) macht in dieſer Hinſicht für Frankreich Epoche, und enthält auch für uns viel Neues und Lehrreiches, aber auch manches Einſeitige und Unſtatthafte. Im Felde der Geſchichte hat ſich Sismondi einen ehrenvollen Platz durch ſeine Histoire des republiques italiennes (bis jetzt 8 Bände), die ebenfalls ins Deutſche überſetzt iſt, erworben. Ein fleißiges Quellenſtudium, gefällige Darſtellung und neue Anſichten voll Geiſt und Scharfſinn zeigen ſich uns allenthalben in dieſem Werke. Welches Intereſſe Sismondi an den großen Ereigniſſen des Tages nahm und nimmt, und aus welchem Geſichtspunkte er ſie betrachtet, hat er durch zwei kleine politiſche Schriften dargethan, deren eine an die Vorſteher ſeiner Vaterſtadt gerichtet iſt, um ſie auf das, was ihm für Genf nach dem erſten pariſer Frieden nöthig und heilſam ſchien, aufmerkſam zu machen; die zweite verfaßte er nach Napoleons Rückkehr von Elba, und rühmt darin deſſen Zuſatzacte zur franzöſiſchen Conſtitution. Er gehört in der Politik zu den Liberalgeſinnten, denen die Rückkehr ſo vieler Mißbräuche und Verkehrtheiten gegen den Geiſt der Zeit mit Recht ein Gräuel iſt, die aber darin irren, daß ſie das Beſſere von einer Seite erwarteten, von wo es nie kommen konnte. Gegenwärtig lebt er zu Florenz.

Siſtrum iſt der Name eines muſikaliſchen Inſtruments bei den Alten. Die Ägypter, die es erfunden hatten, gebrauchten es bei dem Iſisdienſte, und noch jetzt findet man es in Ägypten und Abyſſinien. Es beſteht aus einem ovalen Metallreifen, der einen Stiel zum Anfaſſen hat; durch dieſen ovalen Reifen ſind Löcher gebohrt, in welchem ſich metallne Stäbe befinden, die bei der Bewegung des Inſtruments ein Geräuſch verurſachen. Der Ton des Inſtruments wird um ſo angenehmer ſeyn, je edler das Metall und je beſſer das Verhältniß zwiſchen den Löchern getroffen iſt.

Siſyphus, König von Corinth, das er nach Einigen erbaut hatte, ein Sohn des Äolus und der Enarete. Mit des Atlas Tochter Merope vermählt, ward er der Stammvater der Dynaſtie der Siſyphiden. Viel erzählen die Dichter von ſeinen Ränken und böſen Liſten. Theſeus, deſſen Gebiet er beunruhigte, erlegte ihn; andre ſchreiben ſeinen Tod der Rache des Zeus zu, weil er dem Äſopos den Raub ſeiner Tochter angezeigt habe. Die Sagen von ſeinen Betrügereien reichten bis über ſeinen Tod hinaus. Er feſſelte den gegen ihn geſendeten Tod, daß eine Zeit lang Niemand ſtarb; nachher überliſtete er den Hades, daß dieſer ihn auf der Oberwelt ließ, von welcher er nicht eher zurückkam, bis das Alter ſein Leben geendigt hatte. Dafür litt er die Strafe, in der Ulyſſes ihn befangen ſah:

— — von ſchrecklicher Mühe gefoltert,
Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt forthebend.
Angeſtemmt arbeitet' er ſtark mit Händen und Füßen,
Ihn von der Au' aufhebend zur Berghöh. Glaubt' er ihn aber

Schon auf den Gipfel zu drehn; da mit einmal ſtürzte die Laſt um;
Hurtig hinab mit Gepolter entrollte der tückiſche Marmor,
Dann von vorn arbeitet' er angeſtemmt, daß der Angſtſchweiß
Rings den Gliedern entfloß, und Staub umwölkte das Antlitz.

Situationszeichenkunſt (Planzeichnen). Die Situationszeichenkunſt lehrt die Abbildung gewiſſer Theile unſers Erdbodens und lebloſer Gegenſtände auf ihr im Grundriſſe ſo darſtellen, daß man ſowohl die einzelnen Gegenſtände, als auch die merkwürdige Beſchaffenheit derſelben noch deutlich unterſcheiden kann. Es ſoll Licht und Schatten auf einem Riſſe der Art gar nicht Statt finden, und nur bei einigen wenigen Gegenſtänden wird es erlaubt, ſie durch Schatten gehörig von einander zu trennen und zu unterſcheiden. Die Natur bezeichnet ſelbſt die Form zu ihrer Abbildung, nur beobachte man, daß je kleiner der Maßſtab iſt, deſto mehr die Gegenſtände von einander unterſchieden werden müſſen, ſo daß nur noch bei Landkarten gewiſſe Zeichen die Stelle der Bilder vertreten. Der Zweck, der durch einen Situationsgrundriß erreicht werden ſoll, beſtimmt die mehr oder mindere deutliche Darſtellung deſſelben. Auf einem topographiſchen Riſſe ſind Gebirgszüge, das Stromgeäder, die beſtimmte Angabe der Orte, die ſie verbindenden Straßen und alle Gränzen die wichtigſten Bedingungen. Bei einem militäriſchen Riſſe iſt die Lage der Gebirge, der Umfang und die Beſchaffenheit der Wälder, die Übergangspunkte über Flüſſe, die Angabe aller Wege mit beſonderer Bemerkung der Seiten- und Schleifwege eine wichtige Bedingung. Cammeraliſten und Ökonomen verlangen auf einem Riſſe die beſondre Angabe von Feldern, Wieſen, Huthung ꝛc. zu ſehen. Ein Forſtriß ſoll die Art des Holzes und die Eintheilung deſſelben zu ſeiner Benutzung angeben, und ſo unterſcheiden ſich auch hydrotechniſche, Bergbau-, Straßenbau-Riſſe u. ſ. w. — Die Darſtellung der Situation geſchieht entweder mit ſchwarzer Tuſche auf weißes Papier, oder indem man zur Unterſcheidung der einzelnen Gegenſtände ſich der Farben mit bedient (farbige Situation), und man hat gewiſſe Syſteme aufgeſtellt, worin die Art der Bezeichnung und die Verbindung der einzelnen Gegenſtände gelehrt wird. Unter den Anweiſungen hierzu verdient die vom verſtorbenen Major Lehmann für militäriſche Riſſe gefertigte, rühmlichſte Erwähnung. Der ſchwerſte Gegenſtand der geſammten Situationszeichenkunſt, die Bergzeichnung, iſt hier auf gewiſſe Theoreme zurückgeführt, ſo daß ſich aus dem Grundriß nicht allein die Steilheit des Berges, ſondern auch die Höhe deſſelben erkennen läßt; ſchade nur, daß die Verfahrungsart nach dieſem Syſteme einen guten Geometer und einen ſehr fertigen Zeichner vorausſetzt, die leider nur ſelten ſind. Unter den Forſtriſſen würden die im Forſtinſtitute zu Tharant gezeichneten die erſte Stelle einnehmen, wenn nicht die Beſtandskarten durch die vielen, wohl nothwendigen in einander greifenden Deckfarben ein etwas grelles Anſehen bekämen. Die in der Finanz-Plankammer zu Dresden gefertigten ökonomiſch-cammeraliſtiſchen Riſſe leiſten, was man von einem Riſſe der Art nur fodern kann. Die Riſſe zum franzöſiſchen neu gefertigten Steuercataſter gehörig, ſind für ihren Zweck ganz brauchbar. — Unter den eigentlichen Situationskarten zeichnen ſich zwei Manieren beſonders aus: bei der einen ſind die Gebirge durch Licht- und Schattenpartien von ein-

ander getrennt, was, obſchon der Wahrheit nicht gemäß, doch eine ſehr ſchnelle und deutliche Überſicht der Gebirgszüge gewährt, und hiernach ſind die ſo vorzüglichen Karten von Malte Brun bearbeitet. Die andre Weiſe iſt der Natur getreuer, aber auch um deſto ſchwieriger, und eben dieſerhalb bei Generalkarten kaum anwendbar. Hier werden die Gebirge nach ihrem Zuge nach Lehmanns Manier gezeichnet. Der Zeichner muß außerordentliche Fertigkeit beſitzen, wenn er nicht aus dem Maßſtabe kommen will, und in ganz kurzen Strichen die Krümmungen und Windungen der Gebirge deutlich andeuten. Rühls Karte von Sachſen liefert ein Muſter hiezu. Ungeübte Künſtler, die die Natur nicht ſtudirt, und die Theorie nicht ſattſam kennen, geben den Gebirgen raupenartige Geſtalten, was der Natur nicht angemeſſen und dem Auge widrig iſt. F. v. S.

Sixtus V. (Felix Peretti), unter den Päpſten der drei letzten Jahrhunderte als Regent und Staatsmann der größte, geb. den 13ten December 1521 zu Grotte a Mare, unweit des Städtchens Montalto in der Mark Ancona, verrieth frühzeitig einen emporſtrebenden Geiſt, mit dem die armſeligen Umſtände ſeiner Ältern im Widerſpruch ſtanden. Den niedrigen Arbeiten, durch die ſie ihr Brot erwarben, entzog ihn ein Bruder ſeines Vaters, der Franziscaner zu Montalto war. In den Schulen dieſes Ordens zu Montalto, Peſaro, Fermo, Bologna u. ſ. w. erhielt Peretti, ſeit 1534 ſelbſt Franziscaner, die gewöhnliche ſtrenge Mönchserziehung und gelehrte Bildung. Sein ſchneller Geiſt fand ſich bald in der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie, und in der römiſchen Literatur zurecht, 1544 lehrte er ſchon ſelbſt das canoniſche Recht zu Rimini, und 1546 zu Siena, 1548 wurde er Prieſter, Doctor der Theologie und Regent der Kloſterſchule zu Siena. Als gewandter Dialectiker und Prediger machte er ſich auch in Rom bekannt, wo die Gunſt einiger Cardinäle ihm ſeit 1551 Aufenthalt verſchaffte. Hier glänzte er nicht nur auf der Kanzel, ſondern auch durch fromme Werke, wie die Stiftung einer Brüderſchaft zur feierlichen Begleitung der Hoſtie zu den Kranken unter dem Namen der Geſellſchaft des heiligſten Sacraments und eines Zufluchtshauſes für arme Jungfrauen nach der Regel der h. Clara. Sein Werk über die myſtiſche Theologie und ſein goldnes Regiſter (Auszug) aus den Schriften des Ariſtoteles und ſeines Commentators Averroes waren ebenfalls Früchte dieſes römiſchen Aufenthalts, der ihm übrigens durch ärgerliche Händel, die ihm ſein unruhiger Kopf und ſein Widerwille gegen die Clauſur zuzog, verbittert wurde. Der Protector ſeines Ordens, Cardinal Capri, ſchützte ihn zwar gegen die Angriffe ſeiner Ordensgenoſſen, doch verwickelte ihn ſeine eigne Unverträglichkeit und der Mönchsneid über ſeinen Beifall als Miſſionsprediger in den bedeutendſten Städten Italiens in immer neue Streitigkeiten. Nicht beſſer ging es ihm zu Venedig, wo er 1556 Regent der Franziscanerſchule, und 1557 Generalinquiſitor wurde. Er verwaltete dieſe Ämter mit großer Strenge, und nicht ohne eigne Gefahr, da der Haß der Venetianer gegen die Inquiſition ihn einige Mal ſogar zur Flucht nöthigte. Gern ging er daher 1560 nach Rom zurück, wo ihn der Papſt zum Conſultor des h. Officiums (Inquiſition), und Profeſſor an der Univerſität ernannte, und ſein Orden auf Capri's Betrieb 1561 zum Generalprocurator

wählte. Aus dieſen Verhältniſſen zog ihn eine ehrenvolle Sendung nach Spanien, wohin er den päpſtlichen Legaten 1565 als Geſandtſchaftstheolog begleitete. Er lernte hier die Politik des ſpaniſchen Hofes kennen, und erwarb ſich durch ſeine Predigten, die ihm den Titel eines königlichen Hofpredigers verſchafften, die Achtung Philipps II. und ſeiner Großen. Inzwiſchen wurde der Cardinal von Aleſſandria unter dem Namen Pius V. 1566 Papſt, und gab ſeinem alten Freunde Peretti das erſte Zeichen der Gunſt durch ein Breve, worin er ihn zum Generalvicarius des Franziscanerordens erhob, auch machte er ihn noch in demſelben Jahre zum Biſchof von S. Agata de Goti und päpſtlichen Beichtvater. In dieſen Ämtern drang Peretti nachdrücklich auf Abſtellung der unter den Franziscanern eingeriſſenen Unordnungen, ſuchte die Sitten des Klerus ſeines Sprengels, den er nur einmal beſuchte, durch ſcharfe Hirtenbriefe zu verbeſſern, ſeinen ehemaligen Feinden aber verzieh er großmüthig. Schon 1570 erhielt er die Cardinalswürde, in der er ſich nun Montalto nennen ließ, weil die Cardinäle, wenn ſie von niederer Geburt ſind, den Familiennamen mit dem Namen ihrer Vaterſtadt zu vertauſchen pflegen. Wohlbekannt mit der Politik ſeiner Collegen glaubte er der dreifachen Krone, zu der ſein Ehrgeiz nun die Ausſicht geöffnet ſah, am ſicherſten bei einem Betragen entgegenzugehen, das keine Eiferſucht erweckte. Der ſonſt heftige, herrſchſüchtige, vielthätige, und dabei auch körperlich kraftvolle Mann ſchien mit dem Purpur gerade die entgegengeſetzten Eigenſchaften angenommen zu haben. Seinen Einfluß auf Pius V. brauchte er mit Mäßigung, nach deſſen Tode 1572 hielt er ſich im Conclave von jeder Parteiung entfernt, unter Gregor XIII. zog er ſich faſt ganz vom Hofe zurück, und nahm, wie er vorgab, an der Verbeſſerung des Calenders und den wichtigen politiſchen Verhandlungen mit Rußland und England, wobei ſein erfahrner Rath nicht entbehrt werden konnte, nur ungern Antheil. Sanft und verträglich zeigte er ſich gegen jedermann, Beleidigungen trug er ohne Rache zu ſuchen, ſeine armen Verwandten ließ er nur wenig von den Vortheilen ſeiner Erhebung genießen; dagegen wendete er ſeine ohnehin nicht bedeutenden Einkünfte zu frommen Stiftungen, wohlthätigen Werken und gelehrten Unternehmungen an, errichtete vergeſſenen Heiligen neue Denkmäler, ſpeiſ'te die Armen, beſorgte eine neue Ausgabe der Schriften des h. Ambroſius, und gab ſich überhaupt das Anſehn eines kränklichen, entkräfteten Alters, der vor allem die Ruhe und Andacht zu lieben ſchien. Doch ſammelte er unter der Hand im Beichtſtuhle, wo die lockern Großen ihm ihre Geheimniſſe am liebſten anvertrauten, und durch ſeine Hausgenoſſen genaue Nachrichten von der Stimmung und den Charakteren der bedeutendſten Römer, und bereitete ſich unter der Maske der frommen Einfalt und mitleiderregenden Altersſchwäche zu der hohen Beſtimmung vor, für die er geboren war. So hatte er alles um ſich her über ſeinen wahren Charakter getäuſcht, und die Mehrzahl der Cardinäle überzeugt, ein Papſt, wie er, werde ſich am leichteſten lenken laſſen, als Gregor XIII. 1585 ſtarb. Wirklich wurde Montalto nun in Folge dieſer Meinung durch Acclamation mehrerer tonangebenden Cardinäle gewählt und unter dem Namen des fünften Sixtus Papſt. Sobald er ſeiner Sache gewiß war, warf er noch in der Wahlcapelle den Stab, auf den er

ſich bisher geſtützt hatte, plötzlich weg, und trat zum Erſtaunen Aller mit einer Kraft und Majeſtät hervor, die den ſelbſtſtändigen Herrſchergeiſt ankündigte, in dem er während ſeiner fünfjährigen Regierung gehandelt hat. Gleich in den erſten Tagen zeigte er den Römern durch ſchnelle Hinrichtungen mehrerer Verbrecher, wie er die unter ſeinem Vorgänger erſchlaffte Gerechtigkeit handhaben wolle. Vergehungen wider öffentliche Zucht und Sicherheit beſtrafte er ohne Rückſicht auf die angeſehenſten Fürſprecher, die er unerbittlich zurückwies, auf der Stelle, und meiſt mit dem Tode; ſäumige Richter entſetzte er, den Kirchenſtaat reinigte er durch zweckmäßige Anſtalten von dem Unfuge der Banditen, und ſtellte die geſtörte öffentliche Ruhe mit Nachdruck her. So machte er durch eine Strenge am rechten Orte, in der er ſich immer gleich blieb, ſeinen Namen furchtbar, und zwang das zuchtloſe Rom in die Schranken der Ordnung. Doch wollte er nur das Schrecken der Böſen ſeyn, die unſchuldig Unterdrückten fanden bei ihm Recht und Hülfe, die Armen wurden aus ſeinen Magazinen geſättigt, und tauſend müßige Hände bei den Bauten beſchäftigt, die er zur Verſchönerung Roms mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ausführte. Die nach ihm benannte Waſſerleitung aqua felice, der große Obelisk auf dem Platz vor der Peterskirche und die Triumphſäulen des Trajanus und Marcus Aurelius, die er mit großem Aufwande aufrichten ließ, die prächtige Kuppel der Peterskirche, das Spital an der Tiber ſind Denkmäler ſeiner Sorgfalt für den Glanz und das gemeine Beſte ſeiner Hauptſtadt. Bleibenden Ruhm erwarb er ſich durch die Stiftung der vaticaniſchen Bibliothek, für die er ein prachtvolles Gebäude, und eine eigne Druckerei zur Ausgabe von Kirchenſchriftſtellern einrichtete. Aus dieſer vaticaniſchen Druckerei ging ſeine vollendete Ausgabe der Werke des h. Ambroſius und die von ihm verbeſſerte Vulgata hervor. Zu Fermo im Kirchenſtaat gründete er eine Univerſität, zu Rom das Collegium des h. Bonaventura für junge Franziscaner, und zu Bologna das Collegium Montalto, eine Bildungsanſtalt mit Freiſtellen für Jünglinge aus der Mark Ancona. Sein Hauptaugenmerk war jedoch die Regierung des Kirchenſtaats und die Leitung der auswärtigen politiſchen Angelegenheiten. In Rom ſuchte er Handel und Induſtrie durch Aufhebung läſtiger Zölle und durch Gründung von Wollen- und Seidenmanufacturen zur nützlichen Beſchäftigung der Armen zu beleben. Der Polizei- und Finanzverwaltung gab er eine verbeſſerte Einrichtung, und ſammelte einen Schatz von drei Millionen Scudi (5 Millionen Thaler), den er als Nothpfennig für öffentliche Bedürfniſſe in der Engelsburg niederlegte. Dieſen glänzenden Erfolg ſeiner Ökonomie hatte er durch Vermehrung und ſtrenge Beitreibung der öffentlichen Abgaben, durch die Confiscation des Vermögens der von ihm geächteten Verbrecher, durch den Ertrag neuer Leihhäuſer (Monti), durch Erhöhung des Preiſes der verkäuflichen Ämter und Ausdehnung dieſes Handels auf eine Menge andrer bisher noch nicht verkäuflicher und ganz neuer Stellen, und vorzüglich durch die ſtrengſte Sparſamkeit möglich gemacht. Die Koſten ſeiner Hofhaltung ſchränkte er auf das Unentbehrlichſte ein; obwohl freigebig gegen ſeine ehemaligen Gönner, bewies er doch auch als Papſt große Mäßigung in der Sorge für ſeine Verwandten, und begnügte ſich, ihnen anſtändigen Unterhalt zu verſchaffen. Zur Verwaltung der

Regierungs- und Kirchenangelegenheiten ſetzte er funfzehn Congregationen oder Behörden aus Cardinälen und andern Beamten nieder, unter die er die öffentlichen Geſchäfte mit weiſer Ordnung vertheilte. Die merkwürdigſten derſelben ſind die Congregationen für die Seemacht, welche auf zehn Galeeren zur Beſchützung der Küſten gebracht werden ſollte, für die Beſchwerden der Unterthanen, für die Cenſur zur Fortſetzung des Catalogs der verbotenen Bücher, für die Vollſtreckung und Auslegung der tridentiniſchen Kirchenverſammlung, für die h. Gebräuche und Ceremonien, und für die Juſtizpflege im Innern die Conſulta, die Sixtus geſtiftet hat. (Vergl. d. Art. Römiſche Curie.) Außer der Stiftung einiger Heiligenfeſte wurde ſeine Kirchenregierung dadurch wichtig, daß er die Anzahl der Cardinäle auf ſiebzig feſtſetzte und alle Biſchöfe der catholiſchen Chriſtenheit verpflichtete, nach Verhältniß der Entlegenheit ihrer Sitze, innerhalb 3, 5 oder 10 Jahre einmal nach Rom zu kommen, eine Anordnung, die, wenn auch nicht genau befolgt, ein Hauptmittel wurde, die alten Rechte des päpſtlichen Primats geltend zu machen, und die Biſchöfe feſter an das Oberhaupt der Kirche zu binden. In theologiſchen Streitigkeiten beobachtete Sixtus eine weiſe Neutralität, und legte den mit der Univerſität Löwen kämpfenden Jeſuiten, die er überhaupt nicht liebte, Stillſchweigen auf. Deſto lebendiger regte er ſich in den politiſchen Händeln ſeiner Zeit. Der Plan, Deutſchland in die ehemalige Abhängigkeit vom römiſchen Stuhle zurückzubringen, mußte freilich fehlſchlagen, doch wußte Sixtus den Kaiſer Rudolph II. zu nachdrücklichen Verfolgungen der Ketzer zu bewegen. Zwei proteſtantiſche Regenten, Heinrich von Navarra, und die Königin Eliſabeth von England, belegte er mit ſeinem Bannfluche, doch, wie es ſchien, nur anſtandshalber, denn im Herzen achtete er beide wegen ihrer Geiſteskraft, und wollte Spanien und die Ligue nie recht ernſtlich gegen den erſteren unterſtützen, weil er die Abſichten Philipps II. auf Frankreich bedenklich fand; auf der andern Seite gab er dieſem Könige zwar Subſidien zur Ausrüſtung der Armada gegen England, ließ aber zugleich engliſchen Unterhändlern merken, daß er eine kräftigere Theilnahme an dem niederländiſchen Freiheitskriege zur Beſchränkung der ſpaniſchen Macht nicht mißbilligen werde. Den König von Frankreich hielt er mit Verſprechungen hin, und munterte, um ihm ſeinen Einfluß zu zeigen, den Herzog von Savoyen zu einer Unternehmung gegen Genf auf. Nach der Ermordung der Guiſen that er Heinrich III. in den Bann, ohne darum die unter dem Herzog von Mayenne fortdauernde Ligue nachdrücklicher zu unterſtützen. So wußte der verſchmitzte Papſt, indem er mit allen Regenten ſeiner Zeit in leidlichem Vernehmen blieb, einen durch den andern zu ſchwächen, und von ſich abhängig zu machen. Dabei beſchäftigten ihn weit ausſehende Entwürfe zur Vergrößerung ſeiner landesherrlichen und kirchlichen Macht. Neapel nannte er immer ſein Königreich, und ließ den ſpaniſchen Vicekönig das Gewicht ſeiner Nachbarſchaft bei allen Gelegenheiten fühlen. Rußland wollte er durch den König Stephan Bathori von Polen, und Ägypten durch den Großherzog von Toscana ſeinem Stuhle unterwerfen, doch vereitelte der Tod beider Fürſten dieſe Unternehmungen. Bei ſeinem umfaſſenden Eingreifen in die Zeitereigniſſe und ſeiner Gewohnheit, als Landesherr durchaus ſelbſt zu regieren, wendete er,

um in der kurzen Friſt von fünf Jahren ſo viel und vielerlei ins Werk zu ſetzen, die raſtloſeſte Thätigkeit an. Durch ein ausgedehntes Syſtem der Spionerie, deren Werkzeuge nicht nur ſeine königlich beſoldeten Kundſchafter, ſondern auch die Beichtväter an den römiſchen Kirchen waren, ſetzte er ſich von allem, was vorging, in Kenntniß. Er war daher immer vorbereitet, und ließ ſich von den Cardinälen meiſt nur zum Schein berathen. Seine tiefe Geſchäftskenntniß und die Überlegenheit ſeines gewandten, ſtets gegenwärtigen, hohen Geiſtes flößten jedem, der ihm nahe kam, Bewunderung und Ehrfurcht ein. Berühmt ſind die launigen Einfälle und witzigen Antworten, mit denen er gleichſam ſcherzend Gegner niederſchlug, und ſeine Abſichten durchſetzte. Einfach in ſeinem Äußern und frei von ängſtlicher Sorgfalt für die Etikette, behauptete er ſein fürſtliches Anſehn durch einen majeſtätiſchen Anſtand und ſtrenge Conſequenz in ſeiner Handlungsweiſe. Selten milderten dieſen Ernſt Züge von Gutmüthigkeit, wie die Gunſtbezeigungen gegen alte Bekannte aus den Zeiten ſeiner ehemaligen Niedrigkeit. Im Herzen war er kalt, in ſeinen Berechnungen ſchlau und umſichtig, gegen ſeine Umgebungen verſchloſſen, und bis zur Unbiegſamkeit und Härte feſt in allem, was er ſich vornahm. Politiſche Rückſichten hatten bei ihm in der Regel das Übergewicht über die religiöſen, doch verfehlte er nichts, was dem Amte des heiligſten Vaters der Gläubigen geziemen mochte, und es gereicht ihm zum Lobe, daß er ſeine Gewalt nicht leicht zu perſönlicher Rache mißbrauchte. Geliebt wurde er nicht, aber allgemein gefürchtet. Als er am 24ſten Auguſt 1590 geſtorben war, riß das durch den Druck ſeiner Auflagen erbitterte Volk die ihm vom Senat auf dem Capitol errichtete Bildſäule nieder. Die Vermuthung, ſein Tod ſey auf Betrieb des ſpaniſchen Hofes, den er ſich durch ſeine Kälte gegen die Ligue und durch gewiſſe Annäherungen an Heinrich IV. allerdings zum Feinde gemacht hatte, durch Gift beſchleunigt worden, iſt auf keine hinreichenden Beweiſe geſtützt, ſoviel aber gewiß, daß die Fürſten ſich Glück wünſchten, ihn nicht länger auf dem päpſtlichen Throne zu ſehen. Denn was Genie und Charakterſtärke mit den Mitteln, auf welche die Reformation den Papſt eingeſchränkt hatte, in wenigen Jahren auszurichten vermögen, hat Sixtus V. beſſer als alle ſeine Nachfolger bewieſen, und die Geſchichte ehrt ihn als das letzte den Königen furchtbare Oberhaupt der römiſchen Kirche. E.

Skalden. So wie wir bei den Galliern in den Druiden und bei den alten Deutſchen in den Barden Sänger finden, welche, gleich den Dichtern der Griechen, das Lob der Götter, die Thaten der Helden beſangen, ſo finden wir auch noch im Norden unter den mannhaften kriegeriſchen Isländern, Dänen, Scandinaviern Männer, die in Liedern und Geſängen mancherlei Art als Dichter und Lehrer, gleich den Druiden und Barden bei den ſüdlichern damit ſo nahe verwandten Völkern, zu einer Zeit geachtet und nützlich waren, und die Cultur ihres Volks förderten, wo die bereits ſchon vom Gipfel der Cultur herabſteigende Mitwelt in Griechenland und Rom kaum eine Ahnung vom Daſeyn derſelben hatte. Die Geheimniſſe der Religion, die Thaten der Helden der Vorzeit und ihrer Zeitgenoſſen durch Geſang und Spiel zu verherrlichen: dies war das Ziel, das ſich ein Skalde auf der großen ſcandinaviſchen Halbinſel und den na=

hen Eilanden vorſteckte. In ſo fern verdanken wir ihnen noch jetzt die Hauptquelle aller uns zugekommener Mythologie des Nordens, die ſogenannte ältere und neuere Edda, der man, in ſo fern ſie in zerſtreuten Geſängen herumging, ein Alter von mehr als 4000 Jahren zuſchreibt. Sie wurden von einem gelehrten Isländer, Sämund Sigisfuß, zu Ende des 11ten Jahrhunderts in die lateiniſche Sprache übergetragen, geſammelt und aus den alten, in Runenſchrift aufbewahrten ſteinernen Inſchriften ergänzt; eine Arbeit, die noch nicht zwei Jahrhundert ſpäter ein andrer Isländer, Snorro Sturleſon, wiederholte, und womit er die jüngere Edda bildete, die, außer einigen, dort nicht bemerkten Sagen ꝛc., keine weſentlichen Vorzüge hat. — In ſo fern nun der Zweck das Weſentliche der Skalden mit dem der Druiden und Barden zuſammenfällt, ſo kann man ſich wohl von ihnen ein um ſo anſchaulicheres Bild entwerfen, wenn man ſich theils das des alten Oſſians ins Gedächtniß ruft, theils an das, was wir von den Barden und Druiden ſowohl aus dem Tacitus, dem Cäſar, als auch aus unſerm Klopſtock wiſſen, erinnern. So finden wir denn unſre Skalden gar oft heute als mächtige Kämpen in der Schlacht, morgen am Hofe eines nordiſchen Fürſten, als hochgeehrte Sänger und Dichter, und zuletzt, nach normänniſcher Sitte, als furchtbare Seeräuber auftreten. Als hochgefeierte Dichter wurden ſie gar oft reichlich für ihre Geſänge beſchenkt. So erhielt eine ſolche Sängerin, eine Skaldin, oder beſſer, eine edle Gothin, die ſich, von Skalden gebildet, als Dichterin auszeichnete, vom König der Schweden Seeland zum Geſchenke, das ſie hernach ihrem Gemahl Skiold, dem Dänenkönig, zubrachte. Es lag den Königen gar viel daran, von einem ſolchen Skalden beſungen zu werden, und oft ſetzten ſie anſehnliche Belohnungen aus, um einen dichteriſchen Wettkampf zu veranlaſſen, wo denn die Verſe, die den Preis davon trugen, in Stein gehauen wurden. So war dies mit dem Gedicht, das Hiarn, der Skalde, auf des Dänenkönigs Frode Tod gemacht hatte (373 nach Chr. Geb.) Allerdings war wohl jedem Vornehmen, jedem König in dieſem noch uncultivirten Lande ein ſolcher Wunſch, wie dem Dichter und Sänger ſo große Ehre vergönnt. Nur dieſer war, wo geſchriebene Sprache gänzlich mangelte, vermögend durch ſeine Geſänge das Lob des Fürſten, gleich den Thaten der Götter in jede Hütte, wie in die weiten Hallen der Großen zu tragen, und dort den Enthuſiasmus, hier die Freundſchaft dieſer zu erhalten; und obſchon die prieſterliche Würde und alles, was Religion war, zunächſt, in ſo fern es auf Gebräuche und Opfer hinauslief, mit der Perſon des Fürſten ſelbſt verknüpft war, ſo mußte doch der Einfluß von Männern, die jeden Augenblick den Zutritt zu den Edelſten des Volks hatten, um deren Gunſt alle buhlten, die zum großen Theil ſelbſt hoher Abkunft waren, nichts weniger als gleichgültig ſeyn. *r.

Skeptiker, Skepticismus, Skepſis. Um zuvörderſt nur keine falſchen Vorſtellungen zu veranlaſſen, die hier ſo leicht als gewöhnlich ſind, ſey im Allgemeinen geſagt, daß dies Philoſophen und ein Philoſophem waren, die ihren Namen von einem griechiſchen Worte skeptesthai, eigentlich mit vorgehaltener Hand in die Ferne ſehen, dann überhaupt forſchen, ſich beſinnen,

erhalten haben. Sie heißen auch Pyrrhonier, von ihrem angeblichen Haupte Pyrrhon aus Elis, geb. wahrſcheinlich um die 101ſte Olympiade, einem Mahler, nachherigem Schüler des Dryſon und Anaxarchos (ſ. d. Art. Pyrrhon); ferner Aporetiker, d. h. die Ungewiſſen, Zweifelnden, Ephektiker, Enthaltſame, von abſprechenden Urtheilen ſich Enthaltende; Namen, deren Grund und Bedeutung ſich nachher ergeben wird. Pyrrhon ſelbſt war eigentlich nur ein auf das werkthätige Leben geſtellter Mann, deſſen geſundes Dichten und Trachten, nach Diogenes von Laërte, nur dahin ging, ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn, der ſich um Speculation nicht kümmerte, da ſie, zumal in ihrer damaligen Geſtalt, jenes Streben nicht förderte. Er hat daher auch ſelbſt nichts geſchrieben, ſondern Timon aus Phlius in Achaja, einem Arzt und Philoſophen, von welchem wir mindeſtens Bruchſtücke haben, verdanken wir, was wir über ſeine Sinnesart wiſſen. Seine Philoſophie war alſo, wie dies wohl die rechte iſt, originelle Eigenthümlichkeit des Lebens und Charakters, ein lebendig gewordenes Wort. Und ſomit thut ſich gleich hier recht klar hervor, wie die geſchriebene Philoſophie, gleich der geſchriebenen Poeſie, eigentlich nur eine künſtliche, mehr oder weniger beſeelte, immer aber vereinzelte Richtung und Auferbauung des Geiſtes von Einem Punkte aus iſt. Doch wollen wir uns bei dieſer Idee um ſo weniger aufhalten, da ſie von ſelbſt hier in die Augen ſpringt. Wohl aber muß bemerkt werden, daß doch von dieſem Standpunkte aus die Klagen über Mangel ſchriftlicher Belehrung durch den Mann ſelbſt, wie ſie in den Compendien der Geſchichte der Philoſophie erſchallen, faſt ſo unſtatthaft und relativ ſind, als die über das Dunkel aller Urgeſchichte, da es hier wie dort gerade ſo hell iſt, als es ſeyn kann und ſoll; darum aber auch einſeitig, in wie fern man ſchriftliche Mittheilung und wiſſenſchaftliche Darſtellung höher anſchlägt, als ein gediegenes Leben ſelbſt. Eben darum würde es auch voreilig ſeyn, und Mißverſtand der Geſchichte, wie der geſetzlichen Entwicklung der Idee verrathen, von dem Leben dieſes Mannes, den man den Vater des Skepticismus zu nennen liebt, mehr oder weniger zu fodern, als daß es eben ein Leben geweſen, und nun dies Weſen, dieſe Geſammtheit deſſelben mißkennend, ſeine weitere Entwickelung und Ausbildung allein von der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung, mithin von einer Trennung innerhalb ſeines Weſens zu erwarten, und dieſe vorzugsweiſe zu preiſen. Die wenigen Nachrichten von ſeinem Leben ſtellen ihn auf als einen Mann von Gleichmuth, der allein unter den Menſchen gottähnlich hervorragte, den Meinungendienſt und Sophiſtendünkel abgethan, das Band alles Trugs und aller Überredung abgeſtreift, die Menſchen als Baumlaub nicht ſonderlich achtete, die Speculation, wie ſie eben damals als Dogmatismus war, für verfehlt hielt, und alſo ſich vor ihr verwahrte, woher auch der Name der Ephektiker. Mithin erblicken wir in dieſer ehrwürdigen Geſtalt den hiſtoriſchen Ausgangspunkt, gleichſam den Cryſtallkern deſſen, was ſpäterhin wiſſenſchaftlich um ihn anſchoß, indeß in ihm nur gediegener, in lebendiger Fülle und abgeſchloſſener hervortrat, was ſchon in den von ihm ſehr geachteten Demokritos und Sokrates ſich kund gab. Er war, mit Einem Worte, für das geſunde Leben in ſeiner

Geſammtheit, nicht für das Wiſſen, oder die Wiſſenſchaft, beſonders die damalige. Und ſo möchte denn von ihm aus das wahre Weſen des älteſten Skepticismus nur ſo, oder gar nicht zu beſtimmen ſeyn, oder wenn dieſe Skepſis ſpäterhin als Philoſophem etwas anders geworden, in andre Beziehungen zur Wiſſenſchaft überhaupt getreten ſeyn ſollte, anders woher ausgemittelt werden müſſen, nämlich aus dem Wiſſen ſelbſt, und ſeiner Geſtalt und Erſcheinung. Auch Timon, Metrodor, Aineſidemos, die wir wieder nur aus Sextus Empiricus kennen, wie dieſer letztere ſelbſt, müßten von dort aus verſtanden und gedeutet werden. Denn weder iſt es hier mit dem Wahlſpruch, der als Grundlage der ſkeptiſchen Epoche oder Enthaltſamkeit angeführt wird, daß nämlich jedem Ausſpruch ein gleicher Ausſpruch entgegenſtehe, dem Für ſein Wider und umgekehrt, abgethan, als gegen deſſen Wahrheit und Beſtand man ja aus ihm ſelbſt folgern könnte und gefolgert hat, noch mit den zehn, vermuthlich allmählig zu ſiebzehn erweiterten Topen (Orientirungspunkten) oder Tropen, d. i. Wendungen, Umkehrungen, Maximen, gegen das Wiſſen gerichteten Punkten, welche dieſe Lebensweiſe oder Leitung (agoge), wie ſie ſich lieber als Lehre oder Secte nannte, aufſtellt. Verwahrung vor aller Entſcheidung über das Wißbare (epoche), und daraus hervorgehende, wie dazu hinführende Unerſchütterlichkeit (Ataraxie) bei dem Wechſel alles Einzelnen, Endlichen, Beſondern, war ihre Aufgabe, man könnte ſagen, ihr Anfang und Ende. Die dazwiſchen fallenden Entwicklungspunkte werden ſich hernach ergeben. Überſchauen wir nämlich jene, vorzüglich von Aineſidemos aufgeſtellten Tropen, ſo finden wir damit die Unſtätheit, den Unbeſtand, das Wandelbare, Unſichere, namentlich des dünkelhaften Wiſſens, wie es als Dogma, Dogmatismus in Logik, Phyſik und Ethik auftrat, ausgeſprochen und erörtert; und darin liegt auch wohl die von Sextus Empiricus berührte Ähnlichkeit mit Herakleitos, dem alles in ſtetem Fluſſe war, oder mit den Stoikern, in welchen beiden Philoſophemen ſich wohl deutbare Berührungs- und Anknüpfungspunkte bieten, wenn ſie gleich urſprünglich in einer andern Gedankenreihe ſtanden. Die Tropen aber ſind folgende: 1. die Verſchiedenheit der Thiere und Empfindungen, 2. die Verſchiedenheit der Menſchen, 3. die Uneinigkeit der Sinne, 4. die zufälligen Zuſtände und Veränderungen des Subjects, 5. die Lage, Entfernung, und die Örter, 6. die Gemiſchtheit deſſen, was ſich den Sinnen darbietet, 7. Größe und Bau der Dinge, 8. das Bezügliche, Verhältnißmäßige der Dinge, 9. das häufige oder ſeltnere Geſchehen, 10. Bildung, Geſetze, Gewohnheiten, mythiſcher Glaube und Vorurtheile. In dieſen Tropen nun, man ordne oder reducire ſie, wie dies letztere Agrippa that, wie man wolle, tritt einander entgegen, nicht mehr überhaupt Leben und Wiſſen, Darſtellen und Erkennen, oder wie man dieſen Gegenſatz ſonſt faſſen mag, ſondern innerhalb des Wiſſensgebietes ſelbſt thut ſich ein Gegenſatz auf, und wird eine Spannung zwiſchen Wiſſen und Nichtwiſſen, Affirmiren und Negieren, Dogmatismus und Skepticismus, ſo daß, wenn jener älteſte Pyrrhonismus ein practiſcher, dieſer ſpätere ein theoretiſcher, wiſſenſchaftlicher war. Dies ſpricht ſich noch deutlicher in den fünf ſpätern Tropen aus, 1. der Verſchiedenheit der Lehrmeinungen, 2. des Treibens auf das Unendliche, 3. des Verhältniſſes,

4. der Vorausſetzungen, 5. des Gegenſeitigen. Innerhalb dieſes Kreiſes nun führte gegen Ende des zweiten Jahrhunderts Sextus Empiricus, gleichſam die Acten des Antiken ſchließend, den Skepticismus mit einem Aufwand von ſeltner Gelehrſamkeit und Scharfſinn durch, und ihm danken wir auch daher die Kunde des wiſſenſchaftlichen Skepticismus in ſeiner Reife. Das Ergebniß aus allem iſt, gemächlichſt mit Ruhe zu leben, ſtets unbekümmert und durchaus unbewegt, unachtſam ſüßgeſchwätziger Weisheit. Da wir hier einmal im hiſtoriſchen Gebiete verweilen, ſo nennen wir ſogleich die neuern Skeptiker: François de la Mothe Vayer, geb. 1586, geſt. 1672, der ſich für die geoffenbarte Erkenntniß erklärte; Dan. Huet, geb. 1630, geſt. 1721; Peter Bayle, geb. 1647, ein großer Charakter; Sanchez, geb. 1562; Jerome Hyrnham, Mich. Montagne. Auch Agrippa von Nettelsheim könnte hieher gerechnet werden. Unter den neueſten wird Schulz genannt. Gleich hier bemerken wir, was den neuern Skepticismus anlangt, daß in ihm mehr oder minder klar ausgeſprochen iſt, das innerſte geiſtige Seyn und Leben, ſo weit es in Offenbarung ruht, das einzig Wahre, Gewiſſe gegenüber dem trüglichen Wiſſen, gleichwie es dem alten die Unerſchütterlichkeit des geſammten werkthätigen Menſchenlebens war; das Wiſſen alſo als ein ſteuerloſes, ungewiſſes Umirren und Schwanken auf dem Meere von Meinungen und Anſichten. — Es fragt ſich nun nach dieſem treuhiſtoriſchen Überblick, was der Skepticismus, von dem jetzt gewonnenen Standpunkte der Wiſſenſchaft aus angeſehen, ſey. Daß der antike gegen das Wiſſen überhaupt, und fortſchreitend gegen das Wiſſen einer Zeit gerichtet war, daß er ganz dem Geiſt und Weſen des Antiken gemäß, das Wiſſen in ein Seyn, und zwar ein, Naturwerken gleich, anſchaubares umgewandelt, gleichſam veräußert haben wollte, iſt wohl klar geworden. In unſern Zeiten hat nun der wiſſenſchaftliche Geiſt und die Speculation, je freier ſie ſich pries, die Trennung nach innen, innerhalb des Geiſtes und ſeines Thuns, immer mehr und mehr geweckt und tiefer verfolgt. Sie ahnet, ja dringt allerdings auf ein Einsſeyn des Denkens und Seyns, des Allgemeinen und Beſondern, in, mit und durch die Idee, die Vernunft, das Abſolute, Gott, welches die Differenz des gemeinen Bewußtſeyns, des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes, des Begriffs unter ſich und in ſich aufgehen ſehe. Sie dringt auf eine Geſammtheit der Selbſtdurchdringung von Gott und Natur, welche aber, wenn wir es uns aufrichtig geſtehen wollen, doch, bei der Endlichkeit des menſchlichen Geiſtes, immer nur ein hohles Gedanken- oder Spiegelbild, mithin ein gedachtes Abbild, kein lebendiges, gleichſam innerlich und äußerlich erfahrnes, erlebtes Seyn bleibt, oder auch auf der höchſten Spitze der Speculation in das unentwickelte, obwohl unendlich entwickelbare, Nichts zerrinnt, oder geſteht. Die lange angeſtrebte, ſelbſt, wenn man dies zugeben müßte, glücklich gefundene Topik des Lebens iſt immer nur prophetiſch, ein Geſicht, das ſeine Ausführung und Verwirklichung der Zeit, oder vielmehr der die Zeit ordnenden höhern Hand empfiehlt und von ihr erwartet, ſo daß wir ja ſchon jetzt und immerdar darin begriffen wären. Tritt nun der Skepticismus hier in die Reihe, ſo muß er einer Seits auch wie der alte, dem hohlen Wiſſen, der vermeſſenen Freiheit der Speculation nothwendig die Spitze bieten, und iſt in ſo fern wieder die Ne-

gation des Wiſſens, gegenüber dem Poſitiven, dem Seyn, der Offenbarung des Chriſtenthums, welches daher auch bekanntlich jederzeit dem herrſchenden Wiſſen mehr oder weniger die Farbe lieh; andrer Seits, wenn er nun noch näher in das Gebiet des Wiſſens ſelbſt hineinrückt, muß er eben ſo nothwendig der Sphäre des gemeinen Bewußtſeyns und der Reihe von Endlichkeiten negirend gegenüber treten, als der die Idee verſtellenden, negirenden, aufhebenden Begriffsreihe. Er iſt alſo die negative Seite des Wiſſens überhaupt, oder der als Wiſſen auftretenden Philoſophie, oder endlich der beſchränkten Begriffsmäkelei des Dogmatismus. So kehrt er, nach durchmeßner Bahn, in ſein altes Strombett zurück, und iſt ſeinem innerſten Weſen und Vollendung nach das proteſtantiſche Widerſpiel der Einſeitigkeit des Wiſſens, als Speculation, welche das geſammte friſche Menſchenleben, als den fleiſchgewordenen Gott, in ein Gedankenſpiel verwandelt, in ſeiner wiſſenſchaftlichen Entwickelung und Ausbildung aber wird er jederzeit den Anmaßungen der übermüthigen, wie der Indolenz der faulen Vernunft ſich widerſetzen. Jenes halbſchürige, kindiſche Zweifeln aber an Einzelheiten, deren höhern Vereinigungspunkt und goldenen Ring man nicht einmal kennt, wie es ſich heut zu Tage mit ſeinem Halbbruder, dem ſeichten Eklekticismus, bläht, halte man doch ja nicht für Skepſis. Es iſt gerade meiſt ein Symptom der bequemen, oder auch der haltungsloſen, naſeweiſen Vernunft, da der wahre durchgreifende eine allerdings rüſtige Erſcheinung in Leben und Wiſſen, und gleichſam die Ironie des menſchlichen Geiſtes iſt. Sokrates bekanntes Nichtwiſſen, Platons Dialectik, wie ſie zumal im Parmenides auftritt, können, das eine als Reſultat, die andre als Übung des Skepticismus in hohem Sinne gelten, und wenn Sokrates darin, daß er die Weisheit vom Himmel auf die Erde rufte, und alſo das ethiſchwirkſame Leben foderte, den Antiken nicht verläugnete, ſo ahnete Platon in der Welt der Ideen, was durch Offenbarung geſichtet, vereinfacht, durch den Kern ihrer Geſchichte aber in Erfüllung gehend, den abtrünnigen gefallenen Menſchengeiſt vermittelnd zu Gott zurückzuführen ewiger Rathſchluß der erbarmenden Vorſehung iſt. Und ſo ſehen wir denn, wenn wir der Geſchichte unbefangen nachgehen, die Skepſis in antiker, wie in moderner Zeit feſt umriſſen, dort als Rüſtigkeit und Tüchtigkeit des geſammten äußern, darſtellenden Lebens, hier als Unerſchütterlichkeit des tiefſten, durch die Offenbarung wieder zu erlangenden Urlebens der Menſchheit, in beiden aber die Rechte des Lebens und ſeiner Geſammtheit oder Einheit durchgeſetzt gegen die Einſeitigkeit des Denkens und Wiſſens, das ſich vom Weſen und Seyn losgeriſſen. Aus dieſem Geiſte gehen auch die Warnungen des kräftigen Mannes gegen Philoſophie und loſe Verführung durch Menſchenlehre hervor, welcher das treffliche Wort ſagte: es iſt ein köſtliches Ding, daß das Herz feſt werde, welches geſchieht durch Gnade. Wa.

Skiagraphie, der Umriß des Schattens, den ein Körper macht; erſter Entwurf eines Gemähldes; überſicht des Inhalts eines Werks.

Skizze (italieniſch Schizzo, eigentlich ein Spritzfleck), in den bildenden Künſten, beſonders in der Mahlerei, eine flüchtig hingeworfne Zeichnung von einem künftig zu vollendenden Gemählde oder andern Kunſtwerke; flüchtiger Entwurf eines jeden

andern auszuführenden Werkes; Andeutung der wichtigſten Punkte einer Begebenheit, einer Schrift ꝛc. Daher Skizziren, den Umriß eines auszuführenden Werkes flüchtig entwerfen.

Sklavenhandel, Sklaverei der Schwarzen, der Weißen. Sklaverei überhaupt iſt der rechtloſe Zuſtand eines Menſchen, in welchem ihn ein Anderer als ſein Eigenthum behandelt. Durch ihn wird der Menſch eine Waare. Der Händler treibt ihn, dem Laſt- oder Maſtvieh gleich, auf den Markt, wo der Nichteuropäer auch Knaben und Sklavinnen als Werkzeuge ſeiner Wolluſt einkauft. Die Herabwürdigung des Weibes zum Thiere — ſey es immerhin ein ſchönes Spielwerk in dem reizendſten Serail! — iſt die ſchmählichſte Folge der von Hochaſien — nicht von Indien — ausgegangenen Sklaverei, die wie ein Fluch auf dem Orient laſtet, und die Afrika zu Boden gedrückt hat. Die Entſcheidung der Frage von der rechtlichen Möglichkeit eines ſolchen Zuſtandes hängt von dem Begriffe Menſch ab. In wie fern dieſer ein ſinnliches Vernunftweſen, und als Menſch in der Sinnenwelt nur ſo lange vorhanden iſt, als er ſeinen Vernunftcharakter behauptet: in ſo fern iſt er der Bürger einer unſichtbaren Welt, über welche die ſichtbare keine Gewalt hat. Er darf daher ſo wenig den Charakter der Vernunft je aufgeben, als ihn ein Anderer deſſelben zu berauben je befugt ſeyn kann. Nun iſt das Recht — eine Idee der Vernunft, — das einzige Mittel, durch welches der Menſch ſeinen Vernunftcharakter in der Sinnenwelt darſtellt; es iſt daher an ſich ſo unveräußerlich, wie die Vernunft ſelbſt: folglich iſt die Sklaverei, als ein rechtloſer Zuſtand, eben ſo ſittlich undenkbar, als in der Sinnenwelt rechtswidrig. Zwar kann der Menſch ſeinem Rechte auf ein Gut entſagen, oder deſſelben ſich verluſtig machen, aber dieß iſt nie von dem Rechte ſelbſt der Fall. Der Staat kann daher befugt ſeyn, einen Menſchen zum Tode zu verurtheilen, aber nie zur lebenslänglichen Sklaverei. Denn auch der Galeeren-Sklave wird nicht Eigenthum des Staats. Seine Beſtrafung hat ihre Gränzen, und dieſe Gränzen ſind ſein Recht. Eben ſo wenig darf der Kriegsgefangene Sklave werden, da der Krieg nur als Vertheidigung gerecht iſt, ſo weit man nämlich dem Feinde die Gewalt zu ſchaden entzieht. Er wird dagegen ungerecht, d. i. ein Raubkrieg, wenn man das feindliche Gut oder die Perſon des Feindes, bloß, weil beides feindlich iſt, in ſein Eigenthum verwandeln will. Durch einen Vertrag aber ſich zum Sklaven hingeben wollen, ſetzt voraus, daß man Perſon und Sache zugleich ſey, was unmöglich iſt: daher ſchon das römiſche Recht vertragsmäßige Sklaverei für undenkbar erklärt hat. Doch konnte ein Schuldner, wenn er zahlungsunfähig war, der Slave ſeines Gläubigers werden. — Dieſer Begriff vom Menſchen und von der ſittlichen Unmöglichkeit der Sklaverei iſt der Vernunft klar geworden, ſeit ſie — durch das Chriſtenthum — ſich ſelbſt richtig erkennen lernt. Doch hat es lange gewährt, ehe die Chriſten das klare Gebot der heiligen Urkunden: Alle Menſchen ſind Brüder! auch gegen die Nichtchriſten in Anwendung brachten; ja unter den Chriſten ſelbſt war die Leibeigenſchaft (ſ. d. A.) Jahrhunderte lang nicht minder ungerecht, als die Sklaverei, und dabei noch widerſinniger: denn ſie wollte, was die Sklaverei nicht will, den Menſchen zugleich als Perſon und Sache darſtellen. Iſt nun jede Sklaverei an ſich widerrechtlich, ſie ſey milde oder hart, ſo darf der Vortheil,

den ſie vielleicht hier und da gewährt, gar nicht in Frage kommen. Nicht einmal das ſinnliche Wohlbefinden des Sklaven, den ſein Herr aus eigennütziger Klugheit gut hält, oder als ein Glied der Familie menſchlich behandelt, kann hier entſcheiden. Die Klugheit hat es allein mit der Frage zu thun: Wie ſoll der Sklavenſtand aufhören? Soll der Sklave auf einmal entfeſſelt, oder ſoll er allmählig zur Freiheit vorbereitet werden? — Die Geſetzgeber und das Völkerrecht in Europa haben ſich in unſerm Zeitalter über Leibeigenſchaft und Sklaverei vernunftmäßig ausgeſprochen. Indeß kämpfen Vorurtheil, Eigennutz, Herkommen und Gewalt noch immer für die Beibehaltung eines Mißbrauchs, der ein Selbſtmord der Menſchheit an ſich ſelbſt genannt werden muß. Die geſchichtliche Entwickelung dieſes Gegenſtandes iſt daher nicht unwichtig. Der Orient erfand das Geſetz der Sklaverei. Hirtenweſen und Hausvaterſtand, die erſten Anfänge des Volkslebens, machten Herde und Familie von dem Hausvater und Oberhirten gleich abhängig. Einige Nomaden wurden Eroberer; einige Stammväter wurden Prieſter. Daher gingen urſprünglich in den Morgenländern alle geſellſchaftliche Formen entweder aus dem Willen der Eroberer, oder aus der Klugheit der Prieſter hervor. Der Eroberer erkannte nur Einen Herrn, ſich ſelbſt, dem Alle mit Leib und Gut unterworfen waren. Dies war und iſt die politiſche Sklaverei; aus ihr folgte unmittelbar die bürgerliche, oder die häusliche. Die Prieſter hingegen ſicherten ihre Gewalt, indem ſie jene politiſche Sklaverei der despotiſchen Reiche durch Abſtufung milderten. Sie richteten nämlich in der Caſtenordnung eine Pyramide von geſchloſſenen Ständen auf, deren Spitze ſie allein ſeyn wollten. Von nomadiſchen Völkern umgeben, ſahen die despotiſchen wie die Prieſterſtaaten, überall nur Herren oder Sklaven, keine Menſchen. Auch die gebildeten Völker des Abendlandes, die Griechen und Römer, von denen politiſche Freiheit allen Kaſtenzwang entfernt gehalten, konnten ſich nicht erheben zu dem Begriff: der Menſch ſey ein Vernunftweſen. Er ſtand ihnen nur an der Spitze der Thiere; ſie ſahen nie in ihm den Bürger einer höhern Welt. Daher galt ihnen der Menſch nichts als ſolcher, ſondern bloß als Staatsbürger; Fremde nannten ſie Barbaren, Feinde Sklaven. Ariſtoteles ſagt in ſeiner Politik: Bei den Barbaren beſteht die Familie aus dem Sklaven und der Sklavin; den Griechen aber gebührt die Herrſchaft über die Barbaren, weil jene den Verſtand zum Regieren, dieſe nur den Körper zum Gehorchen haben. Er nennt den Sklaven ein lebendes Werkzeug, gleich wie das Werkzeug ein lebloſer Sklave ſey. Indeß ſetzt er doch hinzu: In wie weit der Sklave Sklav iſt, gibt es gegen ihn keine Freundſchaft, wohl aber, in wie fern er Menſch iſt. — Auch dachten ſich die edleren Geiſter des Alterthums, wie Plutarch im Leben des Numa, ein frühes, goldenes Zeitalter, das des Saturn, wo es weder Herren noch Sklaven gegeben. — Außer dieſen erſten Quellen aller Knechtſchaft, der politiſchen Sklaverei und der Verachtung gegen barbariſche Völker, gab es noch eine dritte, welche die Fortdauer der Sklaverei erklärt. Dieſe war der Krieg. Auf die Verachtung der Feinde gründete ſich nämlich bei allen nicht chriſtlichen Völkern das Herkommen, die Kriegsgefangenen als Sklaven zu behandeln, weil man ſie zu tödten das Recht zu haben glaubte. Wenn aber chriſtliche Völker die Überwundenen zur Sklaverei ver-

dammten, wie die Spanier die Indianer in Amerika, ſo geſchah dies aus Raubſucht und Beuteluſt, welchen der Fanatismus den Vorwand lieh, es ſey leichter, Sklaven zum Chriſtenthume zu bekehren, als freie Völker. Dieſe Vorſtellung bewog auch, wie Montesquieu anführt, den allerchriſtlichſten König (Ludwig XIII. von Frankreich), das Geſetz zu unterſchreiben, welches die Neger in ſeinen Colonien für Sklaven erklärte. „Aber," ſagen neuere Vertheidiger der Sklaverei, „es iſt erlaubt, die Neger als Sklaven zu behandeln, denn ſie ſind keine Menſchen, wie wir." Der gelehrte Meiners hatte ſeine ganze Beleſenheit aufgeboten, um dieſe Sätze zu beweiſen, die er mit ſeiner Anſicht von den Menſchenracen zu vereinigen wußte. Montesquieu hat dieſen Buchſtabenwitz mit Worten des geſunden Menſchenverſtandes kurz und bündig widerlegt. S. Espr. des loix. XV. 5. Er ſetzt ſkoptiſch hinzu: „Beſchränkte Köpfe übertreiben gar zu ſehr die Ungerechtigkeit, welche man an den Afrikanern begeht; denn wäre ſie ſo groß, wie jene behaupten, würde es da nicht längſt den europäiſchen Fürſten, die ja ſo viel unnütze Verträge unter ſich abſchließen, eingefallen ſeyn, auch einmal zu Gunſten des Mitleids und der Barmherzigkeit einen allgemeinen Vertrag zu ſchließen?" — Dieſes Wort hat endlich gewirkt. — Über die Abſcheulichkeiten, die aus dem Sklavenſtande hervorgegangen ſind, wie die Verſtümmelung zu Eunuchen, Fechter-Schauſpiele, Vervielfältigung der gröbſten und wildeſten Sinnenluſt, über den Zuſtand der Sklaven in Griechenland und Rom, über das Verhältniß der Freigelaſſenen und ihren Einfluß auf das Sittenverderben in Rom, ſo wie über die Ausbrüche der Wuth, wenn der Sklav ſeine Ketten zerriß, von dem furchtbaren Sklavenkriege in Sicilien 134 vor Chr. Geb. bis zu den Gräueln auf Haiti unter Deſſalines, ſeit 1793 bis 1806, und dem blutigen Sklaven-Aufſtande auf Barbados im J. 1816, — müſſen wir auf die Schriften verweiſen von Reitemeier (Geſch. der Sklaverei in Griechenland), von Walch, Ölrichs und Hurter (über die römiſchen Sklaven), und was insbeſondere die Sklaverei der Neger betrifft, auf Gregoire (über die Literat. der Neger). — Der Zuſtand der Sklaven, von welchen oft die Ruhe und die Sicherheit der Staaten abhing, war ſchon in den ältern Zeiten ein wichtiger Theil der bürgerlichen Geſetzgebung, in welchem ſich der Geiſt und der Charakter der Völker ausſprachen. In Athen behandelte man die Sklaven mit großer Milde; in Sparta und im ſpätern Rom mit Härte. Das römiſche Recht verordnete (ſ. d. ſilanianiſche Senat. Conſ. in den Pand.) daß, wenn ein Herr getödtet worden, alle Sklaven, die mit ihm unter einem Dache, oder nahe genug geweſen, um ſein Geſchrei hören zu können, ohne Unterſchied zum Tode verurtheilt werden ſollten. Das Recht des Herren, Leben und Tod über ſeiner Sklaven wurde erſt unter den Antoninen ihnen entzogen, und der Obrigkeit zugetheilt. Wurden Sklaven von einem dritten gemißhandelt, ſo gab das aquiliſche Geſetz dem Eigenthümer nur die Klage auf Schadenerſatz; in Athen hingegen wurde der Thäter ſelbſt, und bisweilen ſogar mit dem Tode geſtraft. Die neuere Geſetzgebung hat theils den Schutz der Sklaven gegen die Mißhandlungen ihrer Herren, theils die Rechte derſelben in Beziehung auf ihre Freilaſſung berückſichtigt. Dieſe Beſtimmungen, die einen weſentlichen Theil der Colonialpolitik ausmachen, haben jedoch, wie die Mitglieder des afrikaniſchen Ver-

eins behaupten, das Schickſal der Sklaven nur ſehr unvollkommen verbeſſert, und der Prozeß gegen Th. Picton, den brittiſchen Statthalter in Trinidad, hat Abſcheulichkeiten an das Licht gebracht, die man in unſerm Zeitalter für unmöglich halten ſollte. Es iſt hier nicht der Ort, dieſen Theil der Colonialverwaltung darzuſtellen, welcher den Zuſtand der Negerſklaven betrifft. Wichtiger iſt die Geſchichte der Verſuche, den Negerhandel aufzuheben und die Sklaven frei zu machen: die Geſchichte der allmähligen Vertilgung der Sklaverei iſt zugleich die Geſchichte des Fortſchritts der Menſchheit, auf dem Wege zu einem ſittlichrechtlichen Zuſtande. Die Abſchaffung des Negerhandels, oder der Sklaverei der Schwarzen unter den Chriſten insbeſondere muß eine gänzliche Umbildung der Colonialwirthſchaft herbeiführen. Folgendes gehört zum Verſtändniß dieſer großen Angelegenheit der Menſchheit. Der Negerhandel wurde ſeit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts zuerſt von den Portugieſen, dann von allen chriſtlichen Colonialmächten bis in die neueſte Zeit getrieben. Im J. 1503 wurden die erſten Sklaven von den portugieſiſchen Beſitzungen in Afrika nach den ſpaniſchen Colonien in Amerika gebracht. Aus Mitleid gegen die von den Spaniern wie Laſtthiere behandelten, ſchwächlichen Amerikaner ſchlug hierauf Bartholomä de las Caſas dem Cardinal Ximenez die regelmäßige Einfuhr von Afrikanern vor. Ximenez verwarf den Antrag. Allein ſpäter ward jene Einfuhr von der ſpaniſchen Regierung, und in Frankreich von Ludwig XIII., in England aber ſchon von der Königin Eliſabeth förmlich geſtattet, weil man ſie ihnen als ein Rettungsmittel der Schlachtopfer des afrikaniſchen Despotismus darſtellte. Doch erklärte ſich Eliſabeth gegen den Zwangshandel. In Spanien wurde der Negerhandel zuerſt im J. 1517 nach Las Caſas Vorſchlag regelmäßig eingerichtet. Carl V. ertheilte ſeinem Günſtling le Breſa das Monopol zu jährlich 4000 Sklaven, das dieſer an die Genueſer verkaufte. Die Genueſer erhielten die in die Sklaverei verkauften Schwarzen von den Portugieſen, in deren Händen eigentlich der Handel war. Bald war die Sklaverei in den Pflanzungs-Colonien vorzugsweiſe eingeführt, und allgemeiner als in den Bergwerks-Colonien. Die Neger wohnen in Mittelafrika, und zwar vorzüglich in Senegambien (Weſtnigritien), Nigritien und Guinea (eine Landſtrecke von mehr als 800 deutſchen Meilen, vom Senegalfluſſe bis zum Cap Negro). Durch Farbe, Haare, Geſichtsbildung und Sitten merklich unterſchieden von den Mohren, ſtehen ſie auch in Hinſicht auf geiſtige Kraft tief unter dieſen. Die Neger ſind Fetiſch-Anbeter, die Mohren meiſt Mohammedaner; dieſe unterhalten vielfache Verbindungen mit den Küſtenländern und mit gebildeten Völkern; jene leben, von der Welt abgeſchnitten, an den einſamen Ufern des atlantiſchen Meeres, oder in den öden Binnenländern eines von dem Völkerleben der alten wie der neuen Welt faſt gänzlich geſchiedenen und wichtiger Lebensbedürfniſſe (z. B. des Salzes) entbehrenden Erdtheils: daher die Einflüſſe des tropiſchen Clima ungerechnet — der allgemeine Stumpfſinn der Negervölker, welchen manche Beobachter, doch ohne Grund, für eine natürliche Unfähigkeit gehalten haben. Seit undenklichen Zeiten ohne feſte Gränzen und in größere oder kleinere Maſſen zerſplittert, hat ſie der ſinnloſeſte Aberglaube mit dem gröbſten Despotismus im Bunde in einen faſt thieriſchen Naturſtand nieder-

gedrückt. Kaum bringen die Carawanenzüge der Mohren, oder innere Raubkriege, einige Bewegung in ihr einförmiges Pflanzenleben. Wenig Stämme machen eine Ausnahme durch geringe Kunſtbildung, und dieſe mißhandeln die übrigen. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Sklavenhandel das Meiſte beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Raub unter ihnen vervielfältigte. Er hat die Afrikaner ſo tief unter die Wildheit reißender Thiere herabgewürdigt, daß die Sklaverei zum Staatsſyſtem, zum einzigen Erwerbszweige, zum Gegenſtande fortwährender Kriege, ja ſolcher Gewaltthätigkeiten wurde, die alle Bande der Geſelligkeit auflöſ'ten; jeder mächtige Näger dachte nur darauf, für Rum und Spielzeug recht viele ſeiner Brüder dem Markte chriſtlicher Europäer zuzuführen. Als daher in Folge der franzöſiſchen Revolution der Menſchenhandel ſich vermindert hatte, ſchickte der König Dahome auf der Sklavenküſte im J. 1796 eine aus ſeinem Bruder und Sohne beſtehende Geſandtſchaft nach Liſſabon, welche die Herſtellung dieſes Handels und die Errichtung eines Bündniſſes mit Portugal gegen die übrigen europäiſchen Colonien zum Zweck hatte. Auch wiſſen wir aus des amerikaniſchen Matroſen Robert Adams Erzählung von Tombuctu, wo er ſelbſt geweſen, daß man daſelbſt gewöhnlich von vier zu vier Wochen einen Streifzug in die benachbarten Länder unternimmt, um Menſchen zu ſtehlen, da Sklaven für ſie die beſte Handelswaare ſind. Zwar behauptet man, daß ſonſt die Kriegsgefangenen getödtet wurden, was, ſeit man ſie als Sklaven verkaufte, aufgehört habe; allein keine Schändlichkeit rechtfertigt je die andre, und ſchneller Tod iſt weniger grauſam, als langſames Verſchmachten. Die Neger lernten alſo uns Europäer nur dazu kennen, um ſich in geiſtigen Getränken zu berauſchen, und aus wilder Habſucht einander unaufhörlich zu bekriegen. Die vornehmſten Märkte für europäiſche Sklavenſchiffe waren, nach Falconbridge, Bonny und Calabar an der Küſte von Guinea. Hier kaufte man für Branntwein, Spielwaaren, Gefäße, Eiſen, Salz u. ſ. w. die auf großen Meſſen im Innern, 200 engl. Meilen von der Seeküſte, eingehandelten Sklaven, und die Zahl derer, die ſeit 300 Jahren ihrem Vaterlande und der Freiheit entriſſen wurden, überſtieg die Summe von 30 Millionen. Auf der Überfahrt nach Amerika ſtarben wenigſtens 7 bis 8 vom Hundert, weil man die männlichen Sklaven gefeſſelt in dem Schiffraum über einander preßte. Denn ein Schiff von 240 Tonnen, mit 44 Seeleuten beſetzt, wurde mit 520 Sklaven beladen. Zwei und zwei ſchmiedete man ſie zuſammen, und der Raum für jeden war 5 Fuß in der Länge, und 2 Fuß 2 Zoll in der Höhe. Schon hier ergriff ſie die Verzweiflung. Oft mußten ſie zum Eſſen geprügelt werden; ja ſie erfanden eine Art des Selbſtmords, gegen welche ſich nichts vorkehren ließ: ſie verſchluckten ihre Zunge. So groß iſt, nach Parks, Goldberry's und Winterbottons Zeugniß, die Anhänglichkeit des Neger an dem vaterländiſchen Boden! Auf den amerikaniſchen Sklavenmärkten — ehemals Barbados, wo der höchſte Preis eines Neger zwiſchen 80 und 85 Pfund Sterlinge (bis 700 Thlr.) war, und noch jetzt Havannah, und in Braſilien Bahia — wurden ſie an die Pflanzer verkauft, und in Weſtindien vorzüglich zur Bearbeitung der Zucker-, Indigo-, Caffee- und anderer Pflanzungen gebraucht, welchen Arbeiten, beſonders bei dem mühſameren Zuckerbau, weder weiße noch Mulatten in demſelben Grade ge-

wachſen ſeyn ſollten. Bei der natürlicheu Trägheit des Neger bedurfte es einer eiſernen Ruthe, um ihn zur Arbeit anzutreiben. Indeß fehlte es nicht an Beiſpielen, daß auch Neger unter günſtigen Umſtänden große Anlagen entwickelten, und ſich eben ſo in ſittlicher als in geiſtiger Hinſicht auszeichneten. — Die erſten, welche ihren Sklaven die Freiheit gaben, und an der Abſchaffung des Negerhandels arbeiteten, waren einzelne Quäker in England und Nordamerika, und zwar ſchon die Stifter dieſer Secte, Georg Fox, Woolmann, Will. Penn und Andere vorzüglich ſeit 1727. Im J. 1751 ſchafften ihn die Quäker unter ſich ab. Hierauf ſprachen zuerſt im Parlamente Sidmouth, Wellesley u. A. für die Abſchaffung dieſes Handels. Grandville Sharp ſtudirte drei Jahre lang die engliſchen Geſetze, einzig in der Abſicht, um deſto kräftiger die Rechte der Afrikaner zu vertheidigen. Er bewirkte es, daß im J. 1772 auch die engliſchen Gerichtshöfe den früher ſchon in Frankreich rechtsgültigen Grundſatz anerkannten: der in England angekommene Sklave werde dadurch frei. Nun wurde von den Freunden der Sklaven im J. 1783 dem Parlamente eine Bittſchrift wegen Aufhebung des Sklavenhandels übergeben. Unermüdet verſuchten ſie Alles, um die öffentliche Meinung von dem Rechte der Menſchheit zu überzeugen. Clarkſon, der vor einigen Jahren eine Geſchichte der Aufhebung des Sklavenhandels in London herausgegeben hat, ſtiftete zu dieſem Zwecke den großen öffentlichen Verein, die African Institution, welche nicht verwechſelt werden darf mit der African Association, deren Zweck der Handel und die afrikaniſche Länderkunde iſt. Zugleich ſprach und wirkte der edle Wilberforce im Unterhauſe für die Abſchaffung. Das erſte Verbot der Einfuhr von Negerſklaven erließen bald nach Erringung ihrer Freiheit, die neun nördlichen und mittlern Provinzen der Freiſtaaten von Nordamerika. Die ſüdlichen Provinzen, Maryland, Virginien, Carolina und Georgien, traten jedoch dieſem Beſchluſſe nicht bei, weil ſie in ihren wärmeren Landſtrichen zum Tabak- und Reißbau die Neger-Sklavenarbeit für unentbehrlich hielten. Indeß verbeſſerte ſich überhaupt der Zuſtand der Sklaven in Nordamerika ſeit der amerikaniſchen Revolution; denn auch im brittiſchen Amerika wurden durch ein Geſetz (the consolidated slave law) vom J. 1784 jede grauſame oder harte Beſtrafung der Sklaven, z. B. mit eiſernen Halsringen, Gewichten oder Ketten, verboten, und der Weiße, welcher einen Schwarzen, er mochte ihm oder einem Dritten gehören, tödtete, ward am Leben geſtraft. Die Verſtümmelung eines Sklaven wurde mit einer Buße von 100 Pfd. Sterl. und 12 Monaten Gefängniß geahnet; auch erhielt in Fällen von Grauſamkeit der Sklave die Freiheit und ein Jahrgeld. Der Sklave durfte nie mit mehr als 39 Hieben gezüchtigt werden. Vergehungen der Sklaven, die nicht allzugeringfügig waren, unterſuchte die Obrigkeit und das Geſchwornen-Gericht. Die Zeit ihrer Arbeit ward von 5 Uhr früh bis 7 Uhr Abends beſtimmt mit halbſtündiger Ruhe zum Frühſtück, und zweiſtündiger zum Mittagseſſen. Vierzehntägig erhielten ſie einen Tag frei zum Anbau ihres eignen Beſitzthums; ſie hatten überdies die Sonntage für ſich. Sklavinnen, die ſechs Kinder erzogen, waren von aller Arbeit frei. Indeß war ihr Zeugniß vor Gericht nicht zuläſſig. Dieſes Geſetz wurde je länger je genauer befolgt, und die öffentliche Meinung erklärte ſich laut gegen jeden

harten Sklaven-Eigenthümer. Seitdem konnte der Neger durch eigenen Erwerb ſeine Lage verbeſſern; er lebte mit Weib und Kind unter dem Schutze der Geſetze und der Menſchlichkeit, ſ. Colonial Journal, Lond. Apr. 1816. In England ſelbſt war Wilberforce unablässig bemüht, durch Schriften die öffentliche Meinung für die gänzliche Abſchaffung der Sklaverei zu gewinnen. Die erſte Bittſchrift für dieſen Zweck, welche ernſtlich erwogen wurde, übergab dem Unterhauſe im Jahr 1788 Pitt, als Vertreter der Univerſität Cambridge. Nun überreichten London und mehrere Grafſchaften ähnliche Bittſchriften. Allein ſofort erhob ſich der Handelsgeiz. Der Kaufmann berechnete, daß die Zahl der Sklaven im brittiſchen Weſtindien 410,000 betrüge, deren Abgang zu erſetzen, jährlich 10,000 Sklaven erforderlich wären; daß die Britten jährlich in Afrika 30,000 erhandelten, folglich 20,000 an andre Nationen verkaufen könnten; daß ſie bei dieſem Handel über 800,000 Pfd. an brittiſchen Kunſterzeugniſſen ausführten, und mehr als 1,400,000 Pfd. an Werth zurückbrächten; daß endlich die Regierung durch die Sklaventaxe 256,000 Pfd. an Einkünften gewönne. Liverpool und Briſtol, welche den ſtärkſten Negerhandel trieben, widerſetzten ſich daher ſo kräftig, daß Wilberforce, Fox, Pitt, Will. Smith und ihre Freunde nichts weiter erlangten, als eine Unterſuchung der Beſchaffenheit dieſes Menſchenhandels, und Verfügungen, nach welchen die Ladung menſchlicher eingerichtet werden ſollte. Nach mehrmals erneuerten Anträgen, wobei Wilberforce am 18ten April 1790 eine allgemein bewunderte Rede hielt, und Fox ebenfalls in einer Rede, die noch für ein Meiſterſtück gilt, durchgreifende Maßregeln empfahl, bewirkten ſie endlich im J. 1792, daß das Unterhaus mit einer Mehrzahl ven 19 Stimmen die Abſchaffung des Sklavenhandels für d. J. 1795 beſchloß, allein das Oberhaus nahm dieſen Beſchluß ſo wenig an, als das von Wilberforce im J. 1794 vorgeſchlagene Verbot, an fremde Nationen Sklaven zu verkaufen. Unterdeſſen hatte der franzöſiſche Nationalconvent durch das Decret vom 4ten Februar 1794 den Negern und andern Sklaven aller ſeiner Colonien die Freiheit gegeben, und ſie gegen England bewaffnet. Danton rief bei dieſer Gelegenheit aus: Heute ſchleudern wir die Freiheit in die neue Welt! Von heute an iſt der Engländer todt! — Wilberforce brachte daher 1796, von Pitt unterſtützt, abermals eine Bill in das Unterhaus, des Inhalts, daß der Negerhandel auf den 1ſten März 1797, für immer abgeſchaft ſeyn, und alle, die ihn nachher noch treiben würden, als der Felonie ſchuldig, zu einer 14jährigen Verweiſung nach Botany-Bay verurtheilt werden ſollten. Fox und Pitt ſtimmten für die augenblickliche Abſchaffung; doch äußerte letzterer ſeine Beſorgniß in Anſehung der Folgen, welche dieſe Maßregel ſowohl in dem Geiſte der Neger, als für das Intereſſe der Pflanzer nach ſich ziehen könnte. Dundas widerſetzte ſich der Bill aus demſelben Grunde, ihre Annahme wurde daher auf des Generals Tarleton Vorſchlag nochmals verſchoben. Jetzt verdoppelten Wilberforce, ſo wie die in London 1788 errichtete afrikaniſche Geſellſchaft, ihren Eifer, um die öffentliche Meinung von dem heiligen Rechte der Menſchheit zu überzeugen. Auf den Betrieb dieſes Vereins wurde die Niederlaſſung an der Weſtküſte von Afrika zu Sierra Leone gegründet, welche die Unterweiſung der Negervölker im Landbau und Kunſtfleiß beabſichtigte, auch in der Folge ſeit 1809

die jungen Afrikaner im Engliſchen, Arabiſchen und in der Mathematik zu unterrichten anfing. Endlich ſiegte im Parlamente das menſchliche Gefühl über die herzloſen Vertheidiger des Sklavenmarkts. Der Miniſter Fox erhob ſich am 10ten Juni 1806, und erklärte dem Hauſe, daß er dieſe heilige Sache des ganzen Menſchengeſchlechts im Namen des edlen Wilberforce führen wolle. „Ich werde trauern", waren ſeine Worte, „daß ich mein politiſches Leben von faſt 40 Jahren ohne Nutzen zugebracht habe, wenn es mir nicht gelingt, dieſe Sache zu vollbringen." Er ſchlug hierauf vor, daß das Haus den afrikaniſchen Sklavenhandel für ein gegen Gerechtigkeit, Menſchlichkeit und wohlverſtandene Politik ſtreitendes Gewerbe erklären und ſofort die ernſthafteſten Maßregeln zu ſeiner gänzlichen Abſchaffung nehmen ſollte. Die Generale Tarleton und Gascoyne widerſetzten ſich vergebens. Nach langem Wortkampf ſiegten die vereinigten Bemühungen von Fox, Wilberforce, Francis, Windham u. A. mit 114 Stimmen gegen 15. Das Unterhaus beſchloß die Abſchaffung und zugleich eine Botſchaft an den König, daß er die ihm gutdünkenden Wege einſchlagen möchte, um Amerika und die Mächte Europa's zu bewegen, ſich mit England in dieſem Entſchluſſe zu vereinigen. Das Oberhaus genehmigte ebenfalls den Antrag. Allein der endliche Beſchluß dieſer berühmten Abolition Act of Slavery erfolgte erſt den 5ten und 6ten Februar 1807, wo auch der berühmte Schriftſteller Roscoe für die Abſchaffung ſprach, ungeachtet er Repräſentant der reichen Stadt Liverpool war, welche durch dieſen Handelszweig hauptſächlich zu ihrer Höhe ſich emporgeſchwungen hatte.. Der 1ſte Jan. 1808 wurde als das Endziel des Sklavenhandels beſtimmt. Bei dieſer Gelegenheit enthielten die brittiſchen Tageblätter folgende Bemerkung: „Es iſt eine traurige, aber unbeſtrittene Thatſache, daß der König Georg III., der Prinz von Wales und die ganze königliche Familie, mit ehrenvoller Ausnahme des Herzogs von Glouceſter, einſtimmig der Abſchaffung des Negerhandels entgegen geweſen ſind." Das Geſetz wurde gegen die Übertreter ſtreng vollzogen, und den 4ten Mai 1811 durch den Parlamentsſchluß verſtärkt, nach welchem der wiſſentliche Antheil am Sklavenhandel mit 14jähriger Landesverweiſung, oder harter Arbeit beſtraft werden ſollte. In Dänemark hatte, früher als England, König Chriſtian VII. (ſt. 1808) den Sklavenhandel abgeſchafft. Die vereinigten Staaten folgten dem Beiſpiele Englands; und die vereinigſen Provinzen von La Plata hoben ebenfalls im J. 1815 den Sklavenhandel auf. In dem Bundeshandelsvertrage aber, den England mit Braſilien d. 19ten Februar 1810 abſchloß, wurde der portugieſiſche Negerhandel wenigſtens auf einige Häfen an der afrikaniſchen Künſte beſchränkt. In Frankreich verſprach Napoleon als erſter Conſul den Negern in Domingo die Aufrechterhaltung der Freiheit, während er die Einwohner von Isle de France lobte, die Sklaverei beibehalten zu haben, und denſelben verhieß, daß Frankreich nie wieder die Sklaverei der Weißen durch Befreiung der Neger geſetzlich beſchließen werde. Als er hierauf St. Domingo erobert, und die Treuloſigkeit an Touſſaint l'Ouvertüre begangen hatte, ließ er den Sklavenhandel durch den geſetzgebenden Körper wieder einführen, wobei der Staatsrath Bruix ſagte: La liberté de Rome s'entouroit d'esclaves. Plus douce parmi nous elle les relègue au loin! und

Spanien gab ebenfalls den Negerhandel nicht auf. Endlich kam die Zeit, wo die öffentliche Stimme der brittiſchen Nation dieſe Angelegenheit zur Sache Europa's machen konnte. Lord Caſtlereagh drang im pariſer Frieden vom J. 1814 dem König Ludwig XVIII. das Verſprechen ab, daß Frankreich den Sklavenhandel abſchaffen und hierzu auch auf dem Congreſſe zu Wien thätig mitwirken wolle; allein die Handelskammer von Nantes bewirkte die dem Rechte und der Pflicht widerſprechende Einſchränkung, daß jener Handel den Franzoſen noch fünf Jahre geſtattet ſeyn ſollte. Damit war man in England äußerſt unzufrieden. Es begann ein lebhafter Schriftenwechſel für und wider die Sache. Die Franzoſen ſuchten unter den edlen Abſichten der Britten geheime Beweggründe des Eigennutzes. Indeß widerlegte der Erfolg die Widerſacher, welche aus der Abſchaffung lauter Unheil für den brittiſchen Handel kommen geſehen hatten. Liverpool verlor nichts von ſeinem Handel und ſeinem Wohlſtande, für ſo unglücklich es ſich auch anfangs durch die Abſchaffung des Sklavenhandels gehalten hatte. Die Inſel Mauritius, welche Frankreich abtreten mußte, wurde ſtatt der Sklaven, die man bisher aus Mozambique eingeführt, mit Verbrechern aus Indien bevölkert; und die Liſten aus den brittiſchen Colonien beweiſen, daß die Zahl der freien Neger überhaupt, ſeit der Verbeſſerung ihrer Lage, zugenommen, der Landbau aber durch die Aufhebung der Sklaverei nichts verloren habe. Nach Bryant Edwards Erfahrung läßt ſich nämlich auch in Zuckerpflanzungen der Pflug ſtatt der Hacke anwenden, und zu jenem bedarf es faſt nur des 21ſten Theils der Sklavenarbeit, die im letztern Falle erfoderlich iſt. So hat ſich u. a. auf St. Helena, wo der Pflug an die Stelle der Hacke eingeführt und die Sklaveneinfuhr ſchon 1792 abgeſchafft worden, im Landbau die Zahl der Acker ſeit 1769 bis 1812 von 4405 bis auf 6005 Acker, und die Bevölkerung ſeit 1803 bis 1812 an Weißen von 436 bis 582, und an Schwarzen von 1539 bis auf 1687 vermehrt; auch hat man mit Erfolg ſeit 1810 chineſiſche Ackerleute daſelbſt ſich anſiedeln laſſen. Auf Jamaica hatte ſich von 1800 bis 1815 die Zahl der Sklaven von 300,939 bis auf 313,814 vermehrt, doch gegen das J. 1811 um 13,000 vermindert. Auch in Guiana beſtätigte die Erfahrung, was die Menſchenliebe der afrikaniſchen Geſellſchaft gehofft hatte. Die öffentliche Stimme in England machte es daher dem Lord Caſtlereagh zur Pflicht, dahin zu wirken, daß auf dem Congreß zu Wien ein feſter Grund zur allgemeinen Abſchaffung des Negerhandels gelegt würde. Indeß richtete er, da Frankreich unthätig blieb, Spanien und Portugal aber widerſprachen, nur ſo viel aus, daß Spanien und Portugal demſelben nördlich von der Linie entſagten. S. d. Vertrag zwiſchen England und Portugal, Wien den 22ſten Januar 1815. Doch machte wenigſtens die von Caſtlereagh, Stewart, Wellington, Neſſelrode, Löwenhielm, Gomez Labrador, Palmella, Saldanha, Lobo, Humboldt, Metternich und Talleyrand, Wien den 8ten Februar 1815, unterzeichnete Erklärung öffentlich bekannt, daß, weil die allgemeine Stimme den Negerhandel als einen Schandfleck der europäiſchen Bildung verdamme, die Mächte den Zeitpunkt der gänzlichen und allgemeinen Abſchaffung deſſelben durch beſondere Unterhandlungen feſtſetzen wollten. Dieſe wurden im Oct. 1816 in London mit den öſterreichiſchen, preußiſchen, ruſſiſchen und franzöſiſchen Geſandten

wirklich eröffnet, womit zugleich die Errichtung eines allgemeinen Schutzvereins gegen die Menſchenräuberei der Barbaresken verbunden werden ſoll. Ludwig XVIII. willigte nach dem pariſer Vertrage vom 20ſten Nov. 1815 ebenfalls in die ſofortige Aufhebung dieſes Handels, wozu ſchon Napoleon, um die öffentliche Meinung in England für ſich zu gewinnen, im April 1815 ſich bereit erklärt hatte. England hat jetzt freie Hand, ganz Nordafrika zu civiliſiren. In dieſer Abſicht rüſtete die afrikaniſche Geſellſchaft zwei Schiffe unter dem Capitain Tuckey aus, welche in das Innerſte von Afrika mit Dampfböten eindringen ſollen, um die Quellen des Zaire und unter dem Major Peddie vom Senegal aus den Lauf Niger zu unterſuchen. Auch hat bereits der brittiſche Handel in Afrika ſeit Vertilgung des Sklavenmarkts große Fortſchritte gemacht. Die Einfuhr der für Afrika beſtimmten Waaren, welche vorher jährlich 455,000 Thlr. betrug, war nämlich im J. 1808 auf 2,242,000 Thlr. und im J. 1810 auf 3,481,000 Thlr. geſtiegen; die Ausfuhr hatte noch mehr zugenommen. So ſchnell erblühten an der ſonſt verödeten Küſte Landbau, Gewerbfleiß und Wohlſtand! Da jedoch die Spanier und Amerikaner den Sklavenhandel noch fortſetzen, ſo wurde im J. 1816 eine engliſche Eskadre zu Sierra Leone ſtationirt, welche auf alle Sklavenſchiffe Jagd macht, und die befreiten Sklaven in ihre Heimath entläßt, oder anſiedelt. Auch bildet England aus ihnen ſein transatlantiſches Heer, das bereits aus 8 Linien- und 4 leichten Regimentern Neger beſteht, größtentheils aus jenen afrikaniſchen Königreichen, wo ſonſt Portugal und Spanien ihre Sklaven holten. Doch Wilberforce ſteht noch nicht am Ziele des Werks der Menſchenliebe, das ſeit mehr als 30 Jahren die große Aufgabe ſeines Lebens iſt. Der erſte Schritt, die Aufhebung des Negerhandels, war geſchehn; noch iſt ihm der zweite zu thun übrig: die Freiwerdung oder Emancipation der Sklaven. Jener taſtete nur den Vortheil des Erwerbs an, Dieſer greift in den Rechtsbeſitz des Eigenthums ein. Wilberforce wagte dieſen bedenklichen Schritt. Er ſchlug den 19ten Juni 1816 im Unterhauſe vor, man ſolle die Sklaven gleich brittiſchen Unterthanen behandeln, und ihre Kinder zu einem freien Bauernſtande auferziehen. Dieß waren ſchon die Anſichten von Burke, Fox, Pitt, den Lords Landsdown, Howick u. A. Allein noch immer behauptet Windham u. A., die Neger ſeyen der Freiheit nicht fähig. Auch fürchten viele, die Neger möchten aus Ungeduld ihre Feſſeln zerbrechen, und das Beiſpiel von Haiti befolgen; eine Furcht, welche der Aufſtand der Sklaven auf Barbados im J. 1816 nur zu ſehr beſtätigt hat. Die Einregiſtrirungs-Bill der Sklaven, welche Wilberforce 1815 vorgeſchlagen hatte, um den Kauf und die Einfuhr neuer Sklaven, ſo wie die Knechtſchaft freier Leute in den brittiſchen Niederlaſſungen zu verhindern, ging daher nicht durch. Das Colonial Journal, London April 1816, enthält die Verhandlungen über dieſe wichtige Bill, auszugsweiſe aus 14 für und dagegen erſchienen Flugſchriften, ſo wie die Bill ſelbſt, und gibt die neueſten Nachrichten von dem Zuſtande der Sklaven in Jamaika im December 1815. Man wandte hauptſächlich ein, daß ſchon die vorhandenen Geſetze den Verkäufer und den Käufer eines Sklaven beſtraften, daß nichts das Unzureichende dieſer Geſetze erwieſe, daß die Bill eine fiscaliſche Unterſuchung des Eigenthums herbeiführte, daß ſie den ganzen Haushalt der

Pflanzer der Staatsaufſicht unterwürfe, und alle oft ſo nöthige Ortsveränderungen erſchwerte; daß, da nach der Bill jeder von dem Eigenthümer in der Liſte weggelaſſene Sklave frei werden ſollte, die Schwächlichen, Kranken und Unbrauchbaren, die ihr Herr geſetzlich verpflegen müſſe, abſichtlich verſchwiegen werden würden, daß die Bill der den Colonien zugeſicherten Grundverfaſſung entgegen wäre u. ſ. w. Dieſe Einwürfe entſchieden für das Recht des Eigenthums; denn nach Colquhoun machen die Sklaven auf Jamaika die Hälfte des Capitals des Geſammtvermögens aus. Auch überzeugte ſich das Haus durch die vorgelegten Berichte, unter welchen das Geſetz, die Rechte der Sklaven betreffend, in Jamaika den 14ten December 1809 gegeben, die wichtigſte Beilage iſt, von der Thatſache, daß der Rechtszuſtand der farbigen Menſchen in den brittiſchen Colonien geſichert ſey. Indeß iſt die Einregiſtrirung der Sklaven bereits auf Trinidad, St. Lucia, und Mauritius (1814), die der Krone unmittelbar gehören, eingeführt. Als das wirkſamſte Mittel, die Neger zu civiliſiren, hat man das Chriſtenthum erkannt; doch iſt man in den Colonien mit den fanatiſchen Predigern der Methodiſten ſehr unzufrieden, und gibt allgemein den Miſſionarien der Brüdergemeine den Vorzug. Nichts hielt vor Abſchaffung des Sklavenhandels die Civiliſation der Neger mehr zurück, als die Einfuhr neuer Ankömmlinge aus Afrika. Seit dieſe weggefallen iſt, hindert nichts, den Negerſklaven nach und nach an bürgerlich-häusliche Verhältniſſe zu gewöhnen, ohne die Ausbrüche von Wuth, zu der das heiße afrikaniſche Blut ihn hinreißt, zu befürchten. Man darf alſo mit Recht hoffen, daß das 19te Jahrh. die Sklaverei der Schwarzen unter den chriſtlichen Völkern nach und nach abſterben ſehen wird. Auch die Abſchaffung der Sklaverei der Weißen, dieſes Schandflecks der europäiſchen Staatskunſt, die von dem Schweiße der Völker Flotten erbaute und Heere aufrichtete, um Europa mit Blut zu düngen, während ſie Volk und Land gegen die Räubereien der Bareskeu höchſtens durch ſchimpflichen Tribut zu ſchützen bedacht war, wurde endlich auf dem Congreſſe zu Wien in Erwägung gezogen. Sie iſt eine Folge der Seeräuberei, welche, ſo alt wie die Geſchichte, in den Buchten des Mittelmeers ihren Sitz hatte. Schon die Griechen und Römer züchtigten die Seeräuber. Seit aber der Fanatismus den Islam und die Chriſtenheit vorzüglich zur Zeit der Kreuzzüge gegen einander bewaffnete, gleicht der von Türken und Mohren an den Chriſten verübte Menſchenraub einer Hydra, deren Köpfe immer wieder wachſen, ſo wie man ſie abhaut. Die Behandlung der weißen Sklaven iſt völlig willkürlich. Sie hängt von Umſtänden und der Laune des Herrn ab. Einige hundert Stockſchläge auf die Fußſohlen gehören zu ihren gelindeſten Strafen, und täglich iſt der Chriſtenſklave den Mißhandlungen des mauriſchen Pöbels ausgeſetzt. Im J. 1815 ſchätzte man die Zahl aller weißen Sklaven auf 49,000, in der Stadt Algier gegen 1600. Es war natürlich, daß Europa dieſen Hohn und Frevel nicht ertragen konnte. Schon 1270 ſchloſſen England und Frankreich eine „heilige Allianz" zur Züchtigung der Barbaresken. Philipp der Kühne griff ihren damaligen Hauptſitz Tunis noch vor der Ankunft der Engländer an, und zwang die Barbaren, alle chriſtliche Gefangene frei zu geben und eine ſtarke Geldbuße zu erlegen. Im J. 1389 unternahmen die Engländer, mit

den Franzoſen, Genueſen und Venetianern vereinigt, unter dem Grafen von Derby (nachher König Heinrich IV. von England) einen zweiten Zug nach Tunis mit demſelben Erfolge. Als aber der große algieriſche Staat, nach dem Sturze der Dynaſtie der Almoraviden, in mehrere Theile zerfallen war, erhoben ſich Oran, Algier, Tunis und Tripolis zu kleinen Freiſtaaten, welche durch Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien ſeit 1492 ſehr volkreich wurden. Um ſich zu rächen, fingen ſie ſchon 1494 mit verdoppelter Wuth wieder an, Seeräuberei zu treiben. Ferdinand der Catholiſche von Spanien rüſtete ſich mit ganzer Macht gegen ſie. Es gelang ihm von 1506 bis 1509, Oran, Tripolis u. A. m. zu erobern, Tunis und Algier zinsbar zu machen. Er baute auf der Inſel vor dem Hafen von Algier ein Caſtell, welches er mit einer ſtarken Beſatzung verſah, um die Freiheit des Handels zu ſchützen. Aber nach Ferdinands Tode (1516) riefen die Seeräuber einen türkiſchen Corſaren, Aruch Barbaroſſa, zu Hülfe, der mit ſeinem Bruder Cheredin und einer Schaar türkiſcher Soldaten nach Algier kam, und ſich gewaltſam des Throns bemächtigte. Die Tyrannei dieſer Türken war ſo arg, daß die Einwohner Spanien ſelbſt um Hülfe anflehten. Ein Sturm vernichtete die ſpaniſche Flotte. Doch ſchlug der Marquis von Gomarez, ſpaniſcher Statthalter zu Oran, nachdem er von Carl V. 10,000 Mann Verſtärkung erhalten, den tollkühnen Barbaroſſa ſo, daß er mit 1500 Türken auf dem Platze blieb. Sein Bruder Cheredin übergab nun ſein Königreich Algier, um ſich im Beſitze deſſelben zu behaupten, im J. 1519 den Sultan Soliman I. Dieſer ernannte ihn zum Paſcha, und ſchickte ihm 10,000 Janitſcharen zu Hülfe. Mit dieſen Truppen vertrieb Cheredin die Spanier aus der befeſtigten Inſel, welche er nunmehr (1529) durch einen Damm mit dem feſten Lande verband, ſo daß der Hafen von Algier ein ſichrer Zufluchtsort für ſeine Corſaren wurde. Carl V. züchtigte ihn 1535; allein Frankreichs kriegeriſche Eiferſucht hielt ihn ab, mehr zu thun. Erſt im J. 1541 unternahm er einen neuen Zug mit 100 Schiffen und 30,000 Mann, wobei es auf eine förmliche Anſiedelung abgeſehen war. Denn Kaufleute, Handwerker und Weiber hatten ſich mit eingeſchifft. Aber gegen den Rath des erfahrnen Doria erſchien Carl erſt im Spätjahre vor Algier. Er landete glücklich; allein den 28ſten Oct. zerſtörte ein fürchterlicher Sturm mit Erdbeben und Platzregen den größten Theil der Flotte und das Lager. Carl mußte Gepäck, Geſchütz und den größten Theil ſeines Heeres zurücklaſſen. Seitdem wuchs die Kühnheit der Barbaren. Algier wurde der mächtigſte Raubſtaat. Die Siege des tapfern D. Juan d'Auſtria im J. 1573 vereitelte Philipps II. despotiſche Selbſtſucht. Vergebens erneuerte Spanien 1703 ſeine Angriffe gegen Algier; es verlor ſogar Oran 1708. Nicht viel glücklicher waren die Engländer. Cromwells Admiral Blake zerſtörte 1655 den größten Theil der tuneſiſch-algieriſchen Flotte und befreite viele Gefangene. Allein in den Jahren 1669 und 1670 ließ Carl II. von England, im Verein mit den Niederländern, Algier ohne Erfolg beſchießen. Eben ſo vergebens bombardirten die Franzoſen Algier 1682, 83 und 88. Im J. 1683 warf der franz. Admiral Du Quesne 1200 Bomben in die Stadt und legte ſie zum Theil in die Aſche; allein der Dey Mezzo Morto ließ den franz. Conſul Vacher in eine Kanone laden und der franzöſiſchen Flotte

zuſchießen. Die Beſchränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der Algierer anwandte, die Eiferſucht der europäiſchen Staaten, der Fanatismus der Mohren und Türken, und die Scheu, welche ihre Barbarei einflößte; Alles trug dazu bei, Algier nur augenblicklichen Gefahren und Demüthigungen auszuſetzen. Dieſe Janitſcharen-Republik kennt keine Ordnung als den Willen des Deys, den die Soldaten wählen und abſetzen. In Tunis und Tripolis iſt zwar die Regentſchaft erblich; allein auch hier ſchalten türkiſche Milizen ohne Geſetz und Ordnung. Alle chriſtlich europäiſche Staaten haben ſich daher mehr oder weniger erniedrigt, durch ordentliche und außerordentliche Geſchenke den Frieden mit dieſen Barbaren auf kurze Zeit zu erkaufen. Bloß Frankreich ſtand mit ihnen in einem beſſern Verhältniſſe, und England ſchloß ſchon ſeit 1662 mit Algier, Tunis und Tripolis, und mit Marocco ſeit 1721 Verträge, nach welchen kein engliſcher Unterthan je zum Sklaven gemacht, oder als ſolcher verkauft werden ſollte, auch wenn er an Bord eines feindlichen Schiffes (nämlich als Reiſender) angetroffen würde; alle engliſche mit Admiralitätspäſſen verſehenen Schiffe konnten undurchſucht das Meer durchſegeln; die Ladungen der geſcheiterten Schiffe durften nicht eingezogen, ihre Mannſchaft nicht zu Sklaven gemacht werden, und die brittiſchen Kriegsſchiffe konnten ſich in den verſchiedenen barbariſchen Häfen mit Lebensmitteln verſehen, ohne Abgaben zu bezahlen. Indeß beobachteten die Barbaresken, Marocco ausgenommen, dieſe Verträge nur ſo lange ſie Luſt hatten. Öſterreich erhält durch ſeinen Internuntius in Conſtantinopel Schutz von der Pforte, ohne Tribut, und vermittelt denſelben Schutz für Toscana. Preußen läßt ſich durch die ſchwediſche Seemacht gegen dieſe Seeräuber vertheidigen. Schweden und Dänemark haben den Frieden erkauft. Portugal foderte ſeit 1795 von den Hanſeſtädten einen Beitrag zu Bewahrung des Strandes, um deren Schiffe an ſeinen Küſten zu beſchützen. Lübeck und Bremen ſchloſſen zuletzt noch 1806 Verträge mit Marocco; ſie mußten aber endlich doch ihre Schifffahrt im Mittelmeere größtentheils aufgeben. Amerika ſchützte ſeine Nationalehre durch den tapfern Decatur, der im J. 1815 Algier beſchoß, doch iſt der Friede zwiſchen Algier und den vereinigten Staaten vom Dey noch nicht beſtätigt. Zugleich erhob ſich aber auch die Stimme der Völker, und foderte die Fürſten zu ernſtlichen Maßregeln auf, um die Sklaverei der Weißen zu vertilgen. An die Spitze der öffentlichen Meinung trat der ritterliche Sir Sidney Smith. Er ſtiftete bald nach dem pariſer Frieden im J. 1814 einen Verein zur Abſchaffung der weißen Sklaverei und gegen die Seeräuberei zu Paris (Institution Anti-Pirate), welchem Fürſten und Edle aus den meiſten Ländern Europa's beigetreten ſind. Dieſer Verein wirkt wenigſtens durch vorbereitende Schritte und Erwägung aller Maßregeln: durch Tropfen, die den Fels höhlen. Sein letzter Generalbericht, Paris, 22ſten Juni 1816, enthält die Erfolge ſeiner Unterhandlungen mit den Raubſtaaten, und unter Nr. 14 der Actenſtücke, die Erklärung des Beis von Tunis, der die Bitte des Vereins angenommen: „daß nämlich im Falle eines Krieges mit einer der chriſtlichen Mächte kein Gefangener in Sklaverei gerathen, ſondern mit Menſchlichkeit als Kriegsgefangener und nach der in Europa üblichen Weiſe behandelt werden und in ſein Vaterland zurückgeſchickt werden ſoll."

Auch Lord Exmouth (ehemals Sir Edward Pellew), der Befehlshaber der brittiſchen Seemacht im Mittelmeere, hatte d. 17ten April 1816 mit dem Bei von Tunis, Mahmud Paſcha, einen Vertrag geſchloſſen, nach welchem dieſer die Gefangenen nicht als Sklaven zu behandeln, und bei Abſchluß des Friedens ohne Ranzion frei zu geben verſprach. England hatte den Schutz des wehrloſen Italiens, insbeſondre ſeiner Verbündeten, Sardinien und Neapel, gegen die Barbaresken auf ſich genommen. Darum war Lord Exmouth ſchon den 31ſten März 1816 vor Algier mit 6 Linienſchiffen, 7 Fregatten und mehrern kleinen Kriegsfahrzeugen erſchienen, und hatte durch Drohungen den Abſchluß des Friedens zwiſchen Sardinien und Algier, hierauf den zwiſchen Algier, Tunis und Tripolis mit Neapel bewirkt. Aber, was ganz Europa laut tadelte, und ein petersburger Tageblatt, der ruſſiſche Invalide (Nr. 129. 1816) bitter rügte, der König von Neapel mußte an Algier für jeden ihm geraubten chriſtlichen Unterthan 1000 Piaſter, und jährlich, ohne die außerdem noch üblichen Geſchenke, 24,000 Piaſter, d. i. einen Tribut, Sardinien aber für jeden Gefangenen 500 Piaſter bezahlen. Hannover wurde vom Dey in den Frieden mit England eingeſchloſſen. Tunis gab die ſardiniſchen Gefangenen umſonſt frei, die neapolitaniſchen aber nur für 300 Piaſter den Kopf. Auch Tripolis hatte ſich wie Tunis erklärt, die Chriſtenſklaverei ganz abzuſchaffen und die gewöhnlichen Geſetze der Kriegsgefangenſchaft einzuführen. Lord Exmouth erſchien jetzt den 15ten Mai 1816, ein zweites Mal vor Algier, um den Dey zu nöthigen, das europäiſche Völkerrecht in Anſehung der Kriegsgefangenen ebenfalls anzuerkennen. Allein der Dey und ſein Divan widerſetzten ſich dieſer Foderung, weil ſie ihren Staats- und Religionsgrundſätzen gleich zuwiderlief. Es kam zu Drohungen. Man machte ſich gegenſeitig auf einen blutigen Kampf gefaßt; aber der Lord konnte, vom Sturm gehindert, in den Molo nicht einlaufen, daher bewilligte er endlich dem Dey eine Friſt von 6 Wochen zu Einholung der Willensmeinung des Großſultan, ohne welche die Regierung von Algier eine Verbindlichkeit dieſer Art nicht eingehen wollte. Nun wurde am 20ſten Mai eine Übereinkunft unterzeichnet, nach welcher beide Theile die Feindſeligkeiten einſtellten, und die brittiſche Flotte denſelben Tag den Rückweg antrat. Sie lief den 24ſten Juni wieder in Portsmouth ein. Capitain Dundas aber brachte den algieriſchen Abgeordneten nach Conſtantinopel, wo er den 22ſten Juli ſeine Audienz bei dem Großveſſier hatte. Doch eine Treuloſigkeit ohne Gleichen hatte Alles verändert. Der Dey hatte, während der Unterhandlungen mit Lord Exmouth, von Wuth und Haß gereizt, Eilboten nach Oran und Bona an die dortigen Befehlshaber geſandt, mit dem Befehl, daß ſie ſich der Perſonen und des Eigenthums aller daſelbſt befindlichen Engländer bemächtigen, und ihre Schiffe in Beſchlag nehmen ſollten. Dies wurde aufs grauſamſte vollzogen. Denn an Chriſti Himmelfahrtstage, den 23ſten Mai, als die Chriſten eben die Meſſe hören wollten, überfielen algieriſch-türkiſche und mauriſche Soldaten, auf einen vor der Feſtung gelegenen Signalſchuß, die Schiffsmannſchaften von 359 italieniſchen Schiffen, die unter engliſcher Flagge und mit Päſſen vom engliſchen Generalkonſul zu Algier verſehen, die Erlaubniß Korallen zu fiſchen, gelöſ't hatten, und im Vertrauen auf die Verträge friedlich im Hafen zu Bona lagen. Die engliſche

Flagge wurde beſchimpft, der engliſche Conſul gemißhandelt, und ein großes Blutbad unter den Chriſten, die ſich vertheidigten, angerichtet. Wenige entkamen. Erſt die Ankunft eines Boten aus Algier, den der Dey ſogleich nach Abſchluß des Vertrags mit Lord Exmouth abgeſandt, machte der Barbarei ein Ende. Als die Nachricht davon nach England kam, erhob ſich der gerechte Zorn der Nation, und im Unterhauſe, wo Lord Caſtlereagh Bedenklichkeiten äußerte, ſprach auch nicht Ein Mitglied in ſeinem Sinne, ſondern Alle verlangten die Züchtigung der Barbaren. Und ſchon den 20ſten Jul. lief Lord Exmouth mit 6 Linienſchiffen, 2 Fregatten, 2 Briggs und 4 Bombardierſchiffen aus Portsmouth aus, wozu noch einige Schiffe in Gibraltar ſtießen. An ihn ſchloß ſich im mittelländiſchen Meere an der niederländiſche Admiral van der Capellen mit ſechs Fregatten. Admir. Penroſe ſtieß erſt den 28ſten Auguſt zu der Flotte. Wegen widrigen Windes erſchien die vereinigte, mit 6500 Seeleuten bemannte und 702 Kanonen führende, 32 Kriegsſchiffe ſtarke Flotte erſt den 27ſten Auguſt früh vor der Bay von Algier, wo der Dey unterdeſſen Alles zur hartnäckigſten Vertheidigung in Bereitſchaft geſetzt und mehr als 50,000 Mann Mohren und Araber unter den Mauern vor Algier verſammelt hatte. Lord Exmouth erließ ſofort an ihn die ſchriftliche Auffoderung: „da er alle Verpflichtungen durch die letzten Greuelthaten zu Bona gebrochen, ſo verlange der Prinz Regent: 1. unmittelbare Auslieferung aller Chriſtenſklaven ohne Ranzion; 2. Zurückgabe der bereits für ſardiniſche und neapolitaniſche Gefangene entrichteten Gelder, zuſammen 482,500 Piaſter; 3. die feierliche Verpflichtung, ſo wie Tunis und Tripolis die Rechte der Menſchheit zu ehren, und von jetzt an im Kriege alle Kriegsgefangene nach dem Gebrauche der europäiſchen Völker zu behandeln; 4. Friede mit dem Könige der Niederlande unter denſelben Bedingungen. Auf dieſe Vorſchläge erwarte der Lord des Deys Ja oder Nein." Unterdeſſen ſegelte die Flotte in die Bay hinein, und um 2 Uhr 15 Min. lag das Admiralſchiff einen Piſtolenſchuß vor den Batterien gerade beim Eingange des Hafendammes vor Anker. Nie war ein Unternehmen gefahrvoller; nie erfoderte eins mehr Unerſchrockenheit und Beharrlichkeit. Algier, das 80,000 Einwohner zählt, iſt längs des ſchroffen Ufers ſtark befeſtigt. Mehrere Reihen Batterien ſtehen über einander, und vertheidigen die Landzunge und den Molo, vor welchem die brittiſchen Schiffe vorbei mußten, um den innern Hafen zu beſchießen. Nahe vor dem Molo ſtellten ſich die Linienſchiffe auf, unter dem Kreuzfeuer von mehrern hundert Kanonen, damit hinter ihnen die Bombenſchiffe heranſegeln konnten. Durch dieſe kühne Bewegung nahm Lord Exmouth die feindlichen Batterien in die Flanke, und vermied zum Theil ihr Feuer. Das Feuer dauerte von 2 bis 9 Uhr Abends. Es war von Seiten der Angreifenden ſo gut gerichtet, daß ſie mit 702 Kanonen einen Theil des feindlichen Geſchützes, das aus 1000 Stück beſtand, unbrauchbar machten. Um 8 Uhr war faſt halb Algier und die algieriſche Seemacht (4 Fregatten, 5 Corvetten und 30 Kanonierſchaluppen) nebſt einigen Vorrathshäuſern im innern Hafen, und mehrern Handelsſchiffen gänzlich zerſtört. Das Übrige rettete ein Gewitter, das um 10 Uhr Abends mit einem heftigen Gußregen eintrat, und die ganze Nacht dauerte. Den Tag darauf ſandte Lord Exmouth, deſſen Flotte ebenfalls ſtark gelitten hatte,

eine neue Auffoderung an den Dey unter denſelben Bedingungen. Der Friede kam ſogleich zu Stande. Eine hinzugefügte Bedingung ſchaffte alle Conſulargeſchenke ab, mit Ausnahme der perſönlichen, die aber nie über 500 Pfd. betragen dürfen, und nöthigte den Dey, dem in Feſſeln gelegten Conſul Genugthuung und Schadenerſatz zu geben. Über die Kaperei ward nichts feſtgeſetzt; auch keine Bürgſchaft geleiſtet. Die Regierung von Algier hat alſo zwar die Sklaverei der Weißen für aufgehoben erklärt, jedoch das Recht, den verſchiedenen europäiſchen Mächten den Krieg zu erklären, ſich vorbehalten. Dieſer Friede, den England erkämpfte und den es behaupten wird, ward von Omar Paſcha, dem Dey, den 28ſten Auguſt 1816 mit England und den Niederlanden unterzeichnet, am 6ten d. Mon. Schawal im J. der Hegira 1231. Demſelben gemäß hat der Dey 382,500 Piaſter, welche er bereits von Neapel und Sardinien erhalten, zurückgezahlt, und 1083 Chriſtenſklaven an Lord Exmouth freigegeben. Die Schlacht war bei der Wuth, mit welcher die Algierer, unter der Anführung des Dey fochten, sehr blutig. Die Engländer hatten 128 Todte und 691 Verwundete, die Niederländer 13 Todte, und 52 Verwundete. Der Verluſt der Algierer war weit größer; es blieben 5000 Janitſcharen und 6000 Mohren, ohne die Weiber und Kinder; an Schiffen und Vorräthen aber war er ſo bedeutend, daß der Dey, dem nur eine Brigg, ein Schoner und eine Halbgaleere nebſt einigen kleinen Kriegsfahrzeugen übrig geblieben ſind, ſobald keinem ernſtlichen Angriff wird Widerſtand leiſten können. Für den Augenblick iſt alſo die Sklaverei der Weißen abgeſchafft; aber, fragen die Italiener, wer bürgt für die Erfüllung; wer verbietet den Barbaresken die Kapereien; und werden ſie nicht die Beſiegten ermorden, da ſie dieſe nicht zu Sklaven machen ſollen? Die Vollendung des mit brittiſchem Blute und Golde gegründeten Werks ſteht jetzt allein bei den Regierungen und Völkern Italiens und der übrigen Küſtenländer des mittelländiſchen Meeres. Spaniens Seemacht iſt in Verfall. Neapel richtet ein Landheer auf, ſtatt Kriegsſchiffe zu bauen; Sardinien fühlt erſt, ſeit es Genua erhalten, die Verpflichtung, den Handel ſeiner Völker durch eine Flotte zu beſchützen. Noch ſind die albaneſiſchen Seeräuber zu züchtigen übrig, was den Britten als Schutzherren des ioniſchen Freiſtaats obliegt. Die durchgreifendſte Maßregel würde eine große Unternehmung zu Lande ſeyn; denn der Janitſcharen-Pöbel in Nordafrika muß von der Erde vertilgt und die Nordküſte durch ein verſtändiges Colonialſyſtem gerettet werden. Dann erſt iſt die Sklaverei der Weißen vertilgt. Vielleicht führt dahin der Schutzverein, den die einzelnen Mächte unter ſich gegen die Barbaresken ſchließen. Spanien und die Niederlande haben dies bereits den 8ten Auguſt 1816 gethan, wo Cevallos und Zuylen van Nyeveld den Vertrag zu Guadalaxara unterzeichneten, nach welchem beide Mächte eine beſtimmte Zahl Kriegsſchiffe, Fregatten und Kanonierböte gegen die Barbaresken ſtellen, gegenſeitig ihren Schiffen die Häfen öffnen, und mehrere Mächte zum Beitritt einladen wollen. Zur Beurtheilung dieſer großen europäiſchen Angelegenheit iſt die Kenntniß des Zuſtandes jener Länder unentbehrlich. M. vergl. daher Blaquiere's Letters from the Mediterranean, containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta. Lond. 1813. 2 Bde. mit Kupf.; Tully's (des letztverſtorbenen engliſchen Gen.

Conſul in Tripolis) Narrative on a ten year's residence at the Court of Tripoli from the original corresp. containing an account of the domestic manners of the Moors, Arabians and Turks, Lond. 1816. 4. mit Kupfern; und des Obr. Maurice: Travels in Europe and Africa, welche wichtige Aufſchlüſſe über Marocco geben, Lond. 1816, 4.

Skolien waren die eigentlichen Tiſch = oder vielmehr Trinklieder der alten Griechen. Dieſe Lieder wurden von dem Worte σκολιός, welches ſo viel als ſchief, verſchränkt oder gewunden bedeutet, alſo genannt. Es herrſchte in Griechenland der Gebrauch, daß bei Gaſtmählern, nach Beendigung der gewöhnlichen Loblieder auf die Gottheit, welche von der ganzen Geſellſchaft geſungen wurden, von einzelnen Gäſten Geſänge angeſtimmt wurden. Ein jeder ſang, wenn ihn die Reihe traf, mit einem Myrthenzweige in der Hand, welcher, nach dem Range, den man bei der Tafel einnahm, aus Hand in Hand immer zum nächſten Nachbar überging. Als die Tonkunſt zu einer größern Vollkommenheit gediehen war, und man ſich bei den Gaſtmählern zur Begleitung des Geſangs der Leier bediente, wurden zur Ausführung der Trinklieder muſikaliſche Talente und Kenntniſſe erfodert, die natürlicher Weiſe nicht jeder haben konnte. Nur die hiezu geſchickten waren nun im Stande, bei Tiſche zu ſingen, und ihre Lieder nannte man Skolien, um entweder, wie Plutarch ſchreibt, dadurch anzuzeigen, wie ſchwer ein ſolches Lied zu ſingen ſey, oder nach Artemons Meinung, die unregelmäßige Lage derjenigen, welche ſangen, anzudeuten. Nach Plutarch, oder vielmehr nach Pindar, auf welchen ſich Plutarch bei dieſer Gelegenheit bezieht, muß die Erfindung und Einführung der Skolien einem gewiſſen Terpander zugeſchrieben werden, welcher gegen das 676ſte Jahr vor Chr. Geb. lebte. Unter den Skolien der Griechen können mit mehrerem Recht Trink = als Tiſchlieder verſtanden werden, weil ſie erſt gegen das Ende des Gaſtmahls, wenn alle Speiſen ſchon längſt aufgetragen waren, angeſtimmt wurden. Der Inhalt dieſer Lieder war ſehr verſchieden, oft ernſthaft und moraliſch, öfter noch ſatiriſch oder humeriſtiſch, und nicht ſelten waren Liebe und Wein die Gegenſtände, welche beſungen wurden.

Storbut, ſ. Scharbock.

Skoten, die Skoten oder Scoten, wahrſcheinlich celtiſchen Urſprungs, waren nebſt den Pikten die älteſten uns bekannten Einwohner des heutigen Schottlands. Sie wurden von den Römern, die einen Theil von England erobert und zur Provinz gemacht hatten, gefürchtet. Die römiſchen Feldherren legten daher zu verſchiedenen Zeiten Linien von zuſammenhängenden Feſtungen an, um ihre Eroberungen gegen die Caledonier, wie ſie die Bewohner Schottlands nannten, zu ſichern. Ungefähr um das Jahr 200 der chriſtlichen Zeitrechnung ließ Severus den Wall anlegen, von dem noch jetzt viele deutliche Spuren vorhanden ſind, und der ſich von einem Meere zum andern, von Wall's End am Ausfluſſe der Tyne in Oſten bis zur weſtlichen Küſte, in einer Länge von beinahe 69 engliſchen Meilen erſtreckte. Er war durch eine Menge von Thürmen und Caſtellen befeſtigt, in denen ſtets Truppen als Garniſon lagen, die nöthigenfalls bald zuſammengezogen werden konnten. Als die Römer im J. 422 England ganz verließen, und die Britten, die unter der römiſchen Herrſchaft ihren

ehemaligen kriegeriſchen Geiſt ganz verloren hatten, den erneuerten Einfällen der Skoten und Pikten nicht widerſtehen konnten, rufſten ſie die Angeln und Sachſen zu Hülfe, welche auch die Einfälle der Bewohner Schottlands zurücktrieben. Die Skoten und Pikten bekriegten ſich nun gegenſeitig. Gegen Ende des 9ten Jahrhunderts beſiegte der König der Skoten, Kenneth II., die Pikten, und von dieſer Zeit an war nur Ein Königreich in Schottland. Unter Jacob I. wurde im J. 1603 bekanntlich Schottland mit England auf immer vereinigt. Die Schottländer werden in Hochländer und Niederländer getheilt; jene, welche die Gebirge bewohnen (Bergſchotten), nennen ſich ſelbſt die alten Skoten, und zeichnen ſich eben ſo durch die Einfachheit ihrer Sitten aus, als ſie wegen ihrer Redlichkeit berühmt ſind. Die Niederländer ſind ein Gemiſch von verſchiednen Nationen.

Skrofeln (nicht Skropheln, denn es iſt abzuleiten von scrofa), iſt eine eben ſo häufige als bekannte Kinderkrankheit, die unter den mannichfaltigſten Zufällen auftritt, deren Begriff aber wohl auch von manchen Ärzten zu weit ausgedehnt wird, deren Weſen noch keineswegs ganz erkannt iſt. Man verſteht darunter chroniſche Anſchwellungen und Verhärtungen der Drüſen, die von einem Fehler der Lymphe oder des lymphatiſchen Syſtems abhängen, und mit einem beſondern Habitus des Körpers verbunden ſind. Die Anſchwellungen alſo ſind das conſtanteſte Symptom, der Fehler des Lymphſyſtems iſt die eigentliche Krankheit. Welcher Art aber dieſer Fehler ſey, ob er in einer ſchlechten Miſchung der Lymphe beruhe, oder ob bloß in einer veränderten Thätigkeit dieſes Syſtems, das iſt bis jetzt noch nicht ausgemacht; ganz unwahrſcheinlich iſt aber das Daſeyn einer ſkrofulöſen Schärfe. Ganz ausgemacht iſt es, daß der Entwickelungsprozeß auf die Entſtehung derſelben einen großen Einfluß habe, darum werden ſie auch nur in gewiſſen Jahren, nämlich vom 5ten und 6ten Jahre an bis zu den Jahren der Pubertät beobachtet, und kommen nach den climacteriſchen Jahren erſt wieder. Sowohl ein krankhaftes Vorauseilen als Zurückbleiben des Bildungsprozeſſes begünſtigt ſie; gleichen ſich die von jener Urſache herrührenden von ſelbſt bald aus, ſo gehen die andern nur allzuleicht in große, ſchwer zu beſiegende Übel über. Malfatti nennt die erſten echte (ſonſt auch äußere), die andern unechte (innere, meſaraiſche) Skrofeln; in den erſtern eile das animaliſche Leben voraus, in den letztern ſey ein Schwanken des vegetativen und animaliſchen Lebens zugegen, meint derſelbe Schriftſteller. — Zahllos ſind die verſchiednen urſächlichen Momente, von denen dieſe Krankheit herrühren ſoll; unter ihnen ſteht die Luſtſeuche der Ältern, ſo wie die Entnervung derſelben durch Ausſchweifung oder durch Krankheiten, die das reproductive Syſtem angehen, oben an; auch iſt es nicht in Zweifel zu ziehen, daß ſie erblich ſeyen; anſteckend ſind ſie jedoch nie. — Als Gelegenheitsurſachen erwähnen wir vorzüglich der fehlerhaften Erziehung, wo das Kind nicht mit Muttermilch, ſondern vielmehr mit mehlichten unverdaulichen Speiſen genährt wird, wo es zu frühzeitig Fleiſchſpeiſen erhält, an Caffee, Bier oder Wein gewöhnt wird. Mißbrauch verſtopfender Mittel gehört auch hieher; insbeſondre aber eine ungeſunde feuchte Luft und Unreinlichkeit, ſo wie Vernachläſſigung der Ausleerungen und der Bewegung. — Daß der größte Theil dieſer Urſachen vielmehr die

ſogenannten unechten, als die echten Skrofeln begünſtige, leuchtet ein. — Örtlich beobachtet man die Skrofeln gewöhnlich zuerſt am Halſe als kleine, ſchmerzloſe und ſcheinbar elaſtiſche Knötchen, die nur beim Druck einigen unbedeutenden Schmerz äußern, und Anſchwellungen der lymphatiſchen oder conglobirten Drüſen ſind, ſie haben im Anfange etwa die Größe einer Erbſe, werden unter ſchlechten Heilungsverſuchen oder andern begünſtigenden Umſtänden nach und nach größer, und erreichen wohl die Größe einer Wallnuß, ſie vergehen bisweilen und kommen wieder, und ſind dann auch an andern Stellen, vorzüglich in den Achſelhöhlen und den Weichen, zu bemerken, ſie ſind wenig geneigt zur Eiterung, und gehen nicht leicht in dieſe über, wenn nicht ſehr ſtarke Reize auf ſie wirkten, und wenn ſie nicht ganz verkehrt behandelt wurden. Im Frühlinge iſt jedoch dieſe Neigung etwas größer, ſo wie die Skrofeln überhaupt in dieſer Jahreszeit am häufigſten erſcheinen. Dann entſteht wirkliche Entzündung, die in Vereiterung oder Verhärtung am häufigſten ſich zu endigen pflegt. Man belegt dieſe Zufälle gewöhnlich mit dem Namen der örtlichen Skrofeln; man wird aber wohl zugeben müſſen, daß wenn auch die Zufälle, doch die Krankheit ſelbſt keineswegs örtlich ſey. Allgemeiner ausgebreitet erſcheint aber die Skrofelkrankheit ſchon in der ſogenannten ſkroſulöſen Anlage (habitus scrofulosus). Ein großer Kopf, dicker Hals, ſchwammiges aufgedunſenes Anſehn, ſchwammige hängende Muskeln, eine erweiterte und träge Pupille, dicke Naſe und Oberlippe, Knoblauchgeruch aus dem Munde, dicker aufgetriebner Leib, ſchleimiger, milchweißer Urin, in dem ſich eine geringere Menge von Phosphorſäure befindet, Neigung zu Schwämmchen und Wundwerden, zu Naſenbluten, Schleimhuſten, Stockſchnupfen, leicht vorübergehendem Röcheln auf der Bruſt; ein häufiger Wechſel der Farbe, die bald eine begränzte helle Röthe der Wangen gewährt, bald bleich iſt, unregelmäßige Verdauung, indem der Appetit bald fehlt, bald widernatürlich ſtark iſt, und Säure in den erſten Wegen nicht ſelten ſich offenbart, Colik, Blähungen, Neigung zu Verſtopfungen, Würmer, öftere unregelmäßige Fieberanfälle, eine Menge von Ausſchlägen von unbeſtimmter Form, die hartnäckig ſind, unregelmäßige ſpäte Entwickelung der Zähne, die bald auffallend weiß ſind, bald auch wieder ſchwarz werden; eine zu frühzeitige krankhafte Entwickelung des Geſchlechtstriebes, die zu Onanie führt, ſogar ſkroſulöſer Tripper — dies ſind die Zufälle, die unter abwechſelnden Gruppen bald mehr bald weniger hervortreten, bis zu den Jahren der Mannbarkeit fortdauern, und ſich dann endlich untet krätzartigen oder andern Ausſchlägen, Naſenbluten, Harnflüſſen und Catarrhen entſcheiden, als wobei ſich die ſkroſulöſe Anlage verliert, und Ausgleichung eintritt. — Erfolgt aber dieſe Entſcheidung nicht, oder wirken während dieſer Zeit neue Schädlichkeiten ein, oder rührten die Zufälle urſprünglich von zurückgebliebener Bildung her, ſo entſtehen viel größere Übel, die als ſelbſtſtändige Krankheiten in jedem Organe auftreten können, natürlich aber durch das Organ, wo ſie ihren Sitz aufgeſchlagen haben, modificirt werden. Aus dieſer Quelle entſpringen vorzüglich langwierige Augenentzündungen, Ohrenzwang mit Auflöſung verdorbenen Ohrenſchmalzes, das da ausfließt, Schwerhörigkeit, Speichelfluß mit Speichelſteinen und Fiſteln, Zahnſchmerzen mit Verkürzung

des Zahnfleiſches, beſchwerliches Schlucken von Geſchwülſten im Halſe, Steifigkeit und Schiefe des Halſes; Kopfſchmerzen, Schlagfluß und Epilepſie, Melancholie, Waſſerkopf, Lungenſucht und Bruſtwaſſerſucht, Colik und Darmgicht, Ruhren, Unterleibswaſſerſucht, Atrophie, Hautausſchläge, Flechten, Geſchwüre, Knochenleiden; Gliedſchwamm, Waſſerſucht der Gelenke, langſame Verrenkung der Rückenwirbel und daher rührende Krümmungen, Anchyloſen und paedorthocace. Viele dieſer Übel bringen das Leben in Gefahr, andre laſſen Spuren auf die ganze Lebenszeit zurück, alle aber ſind ſehr langwierig, wie die ganze Krankheit, und deſto ſchwerer zu heben, je unverſiegbarer die Quelle iſt. Im Allgemeinen iſt jedoch die Krankheit, wenn ſie gehörig behandelt wird, und mehr von Vorauseilen der Entwickelung herrührt, nicht ſo gar gefährlich. — Bei der Cur iſt die Berückſichtigung der Diät vorzüglich wichtig, die Nahrung muß geſund und angemeſſen, die Luft trocken und rein ſeyn; das Kind muß paſſende Bewegung ſich machen, und vorzüglich reinlich gehalten werden. Überdies ſind eine ſehr große Menge von Mitteln anempfohlen, und als ſpecifiſch gerühmt worden, von denen aber freilich keins ſeinen Zweck ganz erreicht, auch nicht in einem jeden Fall nützt. Unter denſelben werden vorzüglich häufig Antimonial- und Mercurialpräparate, die terr. ponderos. salita und die cala muriatica (ſalzſaure Schwererde und Kalk), und der rothe Fingerhut angewendet. Vorzüglich verdient auch der tägliche Gebrauch des Eichelcaffees Empfehlung, und nicht minder der warmen Bäder. Die große Menge verſchiedenartiger Zufälle macht jedoch eine gehörige Auswahl unter dieſen und andern Mitteln und Curmethoden nöthig. — Wie denn aber auch die Krankheit behandelt wird, ſo muß ſie doch, wie aus dem obigen ſchon hervorgeht, ſehr lange dauern; Geduld von Seiten des Arztes und Kranken, Vorſicht des erſten in der Anwendung ſtark wirkender Mittel, ſind zwei unerlaßliche Bedingungen; auch mag Niemand glauben, die ſkrofulöſe Krankheit ſey beſeitigt, wenn ein einzelner Zufall entfernt iſt. B. P.

Slaven (Sclaver oder Sclaven) iſt der Name einer einſt ſehr mächtigen Nation, die ſich durch Ungarn, Polen, Rußland, Preußen, Pommern, Böhmen, Schleſien ꝛc. ausbreitete. Sie kamen ungefähr im 6ten oder 7ten Jahrhundert aus dem innern Scythien, brachen mit ungeheuren Kriegsheeren in Europa ein, und zwar der eine Theil unter dem Anführer Lech, der andre unter deſſen Bruder Zech; bezwangen Thrazien, Möſien, Macedonien, einen Theil von Ungarn ꝛc., gingen über die Weichſel, und brachten alle Länder bis an die Elbe und das baltiſche Meer in ihre Gewalt. Von dieſen ihren glücklichen Unternehmungen ſollen ſie ſich auch den Namen Slaven (die Glorreichen, weil Slava Lob und Ruhm bedeutet), beigelegt haben. Man theilt ſie übrigens am füglichſten in die öſtlichen Slaven (welche anfangs unter den griechiſchen Kaiſern lebten, und nachher ſelbſt ein Königreich, das moraviſche, aufrichteten, welches auch bis auf Carl den Großen fortdauerte, aber von Heinrich I. wegen der vielen Unruhen, welche ſie ſtifteten, gänzlich vertilgt wurde), und in die nördlichen Slaven ein, zu welchen letztern die Wenden, Sorben u. ſ. gehörten. Sie waren übrigens Heiden. Ihr vornehmſter Gott hieß Bog, und ſeine Gattin Siwa. Außerdem hatten ſie noch einen guten Gott, Czernebog, und einen böſen,

Belbog genannt. Endlich unter Carl dem Großen, nach Andern unter Kaiſer Lothar dem Frommen bekehrten ſie ſich zum Chriſtenthum. Sie ſind übrigens unter allen europäiſchen Völkern die erſten, bei welchen die Bibel in ihre Mutterſprache überſetzt wurde. Heut zu Tage erſtreckt ſich dies Volk von den Gränzen Italiens oder des venetianiſchen und tyroler Gebiets in Weſten an dem linken oder öſtlichen Ufer des adriatiſchen Meeres abwärts neben Albanien, und zurück nach Norden bis an das Eismeer, dann über Kamtſchatka fort bis nach Nordamerika. Hauptſächlich aber findet man dieſe ſlaviſche Nation in Ungarn, beſonders in Dalmatien, Illyrien und Sclavonien (ſ. Sclavonien). Es iſt ein beherzter, munterer und gaſtfreier, den Trunk liebender Völkerſtamm. Zum Theil reden ſie noch ihre eigne Sprache, haben ihre eigenen Sitten und Gebräuche, ſind ſehr fleißig, und treiben meiſtens Ackerbau, oder auch ein Theil von ihnen (z. B. die Iſtrier u. ſ. w.) Weinbau. Auch übertreffen ſie die Ungarn bei weitem an Verſtand und Geſchicklichkeit.

Slaviſche Sprachen. Der ſlaviſche Sprachſtamm zerfällt in zwei Hauptmundarten, in die antiſche in Oſten, und in die ſlaviniſche in Weſten. Zu der öſtlichen Claſſe gehören die ruſſiſche Sprache und die Sprache der illyriſchen Slaven, zu der weſtlichen aber die polniſche, böhmiſche, ſerbiſche Sprache und die Sprache der nördlichen Wenden. In ihren Wurzeln ſowohl als in ihren ausgebildeten Wörtern zeigen die ſlaviſchen Sprachen viel Ähnlichkeit mit der griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen Sprache.

Sleidanus (Johann), eigentlich Philipſon, aus Sleida, unweit Cöln, wo er 1506 geboren war, einer der größten Statiſtiker ſeines Zeitalters, ſtudirte zu Lüttich, Cöln, Löwen, Paris und Orleans die Rechte, war einige Zeit in Dienſten König Franz I. von Frankreich, und wohnte als ſein Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. Weil er die reformirte Religion angenommen hatte, verließ er Paris, und kam 1542 nach Straßburg. Die Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes machten ihn mit einer Penſion zu ihrem Geſchichtſchreiber, der Rath zu Straßburg gebrauchte ihn zu wichtigen Geſandtſchaften, und ernannte ihn 1542 zum Profeſſor der Rechte. Die Proteſtanten ſchickten ihn 1545 zum Könige von England, und hernach zu der Kirchenverſammlung nach Trient, wo er in großem Anſehn ſtand. Er ſtarb zu Straßburg den 31ſten October 1556, einen bleibenden Ruhm hinterlaſſend durch ſein claſſiſches Werk: De statu religionis et reipublicae Imper. Carolo V. Argent 1555, fol. Die beſte Ausgabe iſt diejenige von Am Ende Frankfurt a. M. 1785, 3 Bde., 8., mit kritiſchen und erläuternden Anmerkungen; im letzten Bande befinden ſich Sleidanus Leben, ſeine Briefe u. ſ. w.; franzöſiſch von P. F. le Courayer, Haag 1767, 3 Bände, 4.; deutſch von Stroth, herausgegeben von Semmler, Halle 1771, 8., 3 Bände. Nur die älteſten Ausgaben liefern den unverfälſchten Text von dem Werke dieſes, wegen ſeiner genauen Kenntniß der Dinge, ſeiner ſchönen, gleichfließenden Schreibart, und wegen der für einen Proteſtanten jenes Zeitalters ziemlich weit gehenden Unparteilichkeit, gleich ſchätzbaren Mannes. Außerdem ſchrieb er De quatuor summis imperiis lib. III. Argent. 1556, 8., wel-

ches 55 Male aufgelegt, und von Schurzfleiſch bis 1676 fortgeſetzt wurde. Opuscula ed. Helias Putchius, Hanov. 1608, 8.

Smaragd iſt einer der vorzüglichſten Edelſteine, und ſtets von grüner Farbe. Schon die Alten kannten ihn, und es ſind mehrere Exemplare dieſer Steinart in den Ruinen Roms, Herculanums und Pompeji's gefunden worden. Wahrſcheinlich iſt er damals aus Ägypten gekommen. In Aſien iſt er, ſo viel man weiß, nirgends zu finden. In neuern Zeiten hat man ihn nur in Amerika gefunden, und zwar in der Statthalterſchaft Santa-Fé, und in dem Thale Tunka. Man braucht ihn zum Schmucke, wozu er wegen ſeines reinen herrlichen Grüns ſehr geſucht wird. Beim Schleifen erhält er gewöhnlich Tafelform mit wenigen Facetten auf den Kanten, weil er ſich ſo am ſchönſten darſtellt. Ein Smaragd, ein Karat ſchwer, koſtet, wenn er rein und von ſchöner Farbe iſt, gegen 12 Thlr., ein 12 Karat ſchwerer Smaragd vom erſten Waſſer und ganz fehlerfrei, gegen 8-900 Thlr. Die geringere Art wird mit 2 Thlr, für das Karat bezahlt. Die größte Smaragddruſe, welche man kennt, ſoll ſich in dem Schatze zu Loretto befinden, und auf 50 Säulen von 1 Zoll dick und 2 Zoll hoch, zählen.

Smith (Adam), der unſterbliche Verfaſſer der Unterſuchung über die Natur und Urſachen des Nationalreichthums, wurde zu Kirkaldy in Schottland, woſelbſt ſein Vater Controleur der Zollgefälle war, am 5ten Juni 1723 geboren. Er bezog nach erhaltener erſten Ausbildung die Univerſitäten zu Glasgow und Oxford, um ſich der Theologie zu widmen, allein ſeine Vorliebe für die Philoſophie und das Studium des Menſchen bewog ihn, dieſe Bahn zu verlaſſen. Ohne ſich um ein geiſtliches Amt zu bewerben, widmete er ſich dem akademiſchen Lehramt, zog 1748 nach Edinburg, und hielt daſelbſt Vorleſungen über die Rhetorik und die ſchönen Wiſſenſchaften. Um dieſe Zeit machte er die Bekanntſchaft des berühmten Hume, die bald in die vertrauteſte Freundſchaft überging. Im J. 1751 wurde er Profeſſor der Logik und der Moral zu Glasgow, ein Amt, das er dreizehn Jahre lang bekleidete, und mit vielem Ruhm ausfüllte. Er ſelbſt hielt dieſen Abſchnitt in ſeinem Leben für den glücklichſten, und erinnerte ſich deſſen mit Vergnügen. Als akademiſcher Lehrer zeigte Smith ſeine Talente im glänzendſten Lichte. Seine Vorleſungen las er nicht vom Blatte, ſondern er hielt ſie frei und mit Ausdrücken, wie ſie ihm auf der Stelle beifielen. Sein Äußeres, obgleich nicht einnehmend, war einfach und ungezwungen. Sein Ruf breitete ſich bald ſo ſehr aus, daß aus den entfernteſten Gegenden Großbritanniens Schüler nach Glasgow kamen, um Smith zu hören. Als Schriftſteller trat er zuerſt 1759 auf, mit ſeinem Werke theory of moral sentiments (Syſtem der Moralphiloſophie), das vieles Aufſehen erregte, und auch ins Deutſche überſetzt worden iſt. Im J. 1764 und 1765 begleitete er den Herzog von Buccleugh auf einer Reiſe durch Frankreich und Italien, wo er, durch Hume's Empfehlungen unterſtützt, die perſönliche Bekanntſchaft der berühmteſten franzöſiſchen Gelehrten, eines d'Alembert, Helvetius, Necker, Turgot und Anderer machte. Nach ſeiner Zurückkunft in Großbritannien blieb er zehn Jahre in ſeiner Vaterſtadt ohne Amt, bloß den Studien ſich widmend. Im J. 1776 erſchien endlich die würdige Frucht dieſer langen Eingezogenheit

und des angeſtrengteſten Fleißes unter dem Titel: Nature and causes of the wealth of nations, ein Werk, das mit Recht ſeinen Verfaſſer durch ganz Europa berühmt gemacht hat. Der Hauptzweck deſſelben iſt, zu zeigen, wie die Natur durch die Grundanlagen des menſchlichen Geiſtes, und durch die äußern Lagen, in welche ſie die Menſchen verſetzt, für die ſtufenweiſe Vermehrung des Reichthums der Völker geſorgt hat, und zugleich zu beweiſen, daß das wirkſamſte, oder vielmehr das einzige Mittel, ein Volk groß, blühend und reich zu machen, darin beſtehe, daß man der Natur in ihren Einrichtungen folgt, indem man einem jeden Menſchen, ſo lange er die ewigen Regeln der unwandelbaren Gerechtigkeit (nicht die der willkürlich gegebenen, oder vom Staate gemodelten) befolgt, freiſtellt, ſeinen Vortheil auf jedem beliebigen Wege zu verfolgen, und ſowohl ſeinen Fleiß als ſein Vermögen (Capital) mit dem Fleiße und dem Vermögen ſeiner Mitbürger frei und ungehindert auszutauſchen. Jede Regierung, welche entweder durch außerordentliche Aufmunterungen auf einen beſondern Zweig der Betriebſamkeit einen größern Theil des Capitals der Geſellſchaft hinzieht, als natürlicher Weiſe ihm zufließen würde, oder durch außerordentliche Einſchränkungen einer andern Art der Betriebſamkeit den Theil des Capitals entzieht, der ſonſt in ihm angewandt worden wäre, zerſtört den großen Zweck, den ſie zu befördern ſich vorſetzt. — Nur durch eine gänzliche Befreiung von allen Gewaltthätigkeiten und von jeder Art von Einſchränkungen und Beläſtigungen, womit man den Handel leiten will, die aber nur den Handel lähmen und unterdrücken, kann das Vermögen des Staats und folglich ſeine Kraft gehoben werden. Keine Ein- und Ausfuhrverbote, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, keine Zünfte, keine Prämien, keine Begünſtigungen einzelner Fabriken oder deren Unternehmer, keine Taxen, keine Monopolien, keine Eingriffe in die Rechte des Menſchen und des Bürgers predigt Smith auf jeder Seite ſeines trefflichen Werks. Vor allen Dingen empfiehlt er den Regierungen Gerechtigkeit, und wenn er die wahren Urſachen aufzählt, welche die Glückſeligkeit und den Wohlſtand Großbritanniens gegründet haben, ſo ſetzt er gleich vorn an: „Jene prompte und unparteiiſche Gerechtigkeitspflege, welche den allermächtigſten im Lande zwingt, das Recht des allergeringſten heilig zu achten, welche jedem die Früchte ſeiner Arbeit ſichert, und dadurch der mächtigſte Sporn für jede Art von Gewerbfleiß wird." — Man ſieht, daß die Reſultate dieſes Syſtems, welches man das Induſtrieſyſtem zu nennen pflegt, in den Hauptſachen durchaus mit denen des phyſiokratiſchen (6ter Bd. Seite 529) überein kommen, nur der Weg, auf welchem Quesnay und Smith auf dieſes Reſultat gekommen ſind, iſt ganz verſchieden. Jener erkennt nur den Grund und Boden als Nationalreichthum, den reinen Grundertrag als Nationaleinkommen, und will folglich nur das letzte beſteuert wiſſen, da ihm alles andre, was von Staatsbürgern producirt und erworben wird, nichts iſt, und nur ſcheinbar producirt und ſcheinbar erworben wird, wogegen Smith drei Arten von Producenten im Staate annimmt, nämlich 1. ſolche, welche die Producte der Natur ſelbſt abgewinnen, welchen Theil des Einkommens er **Landrente** nennt, 2. die, welche von den **Zinſen ihres Capitals** leben, und 3. welche von dem **Lohne ihrer Arbeit** leben, welche ſie andern leiſten.

Dieſe letzte Claſſe zerfällt ihm in productive Arbeiter und in unproductive. Jene ſind ſolche, welche für ihren Arbeitslohn eine Sache von höherm Werth zurückgeben, dieſe, welche dies nicht thun. Jene erwerben, dieſe nicht. Sonach ſtellt Smith ein ganz andres Auflagenſyſtem als die Phyſiokraten auf. Er erkennt den Handwerker, Manufacturiſten und Kaufmann als wirkliche Producenten an, und Induſtrie oder Arbeit iſt ihm die Hauptbeförderung des Nationaleinkommens, und daher der Name ſeines Syſtems. — In wie fern Smiths Grundſätze ihm eigenthümlich als Erfinder zugehören, läßt ſein Biograph Stewart unentſchieden. Aber gewiß, fährt er fort, werden auch die wärmſten Bewunderer der Phyſiokraten zugeben, daß von den zahlreichen Erklärern ihres Syſtems keiner ihm an Beſtimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe und in der ſyſtematiſchen lichtvollen Ordnung, mit der er die Lehrſätze aus den erſten Grundbegriffen leitet, nur von fern zu vergleichen ſey. — Turgot und Quesnay waren Smith von ſeiner Reiſe in Frankreich perſönlich bekannt. Mit jenem ſoll er ſogar einen Briefwechſel unterhalten, dieſem aber, welchen er als einen Mann von den einfachſten Sitten, und von der größten Beſcheidenheit ſehr hochſchätzte, und von deſſen Syſtem er urtheilte, es käme, ſeiner Mängel ungeachtet, der Wahrheit näher, als irgend eins, würde er ſein Werk zugeeignet haben, wenn Quesnay nicht früher geſtorben wäre. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß Smith durch den Umgang mit ihnen auf den Gedanken gebracht worden ſey, ſich Gegenſtänden dieſer Art vorzüglich zu widmen. Die Hauptideen ſoll er jedoch ſchon in ſeinen Vorleſungen zu Glasgow, ſo wie in einem ſchriftlichen Aufſatze vom J. 1755 niedergelegt haben. Wenn man Smiths Werk lieſ't, ſagt Say (in der Vorrede zu ſeinem traité d'économie politique, einem Buch, durch das man ſich ſehr zweckmäßig zum Studium des ſchwereren ſmithſchen Werks vorbereiten kann), ſo ſieht man, daß vor Smith noch gar keine Nationalökonomie exiſtirte. Mögen immerhin die Phyſiokraten, und der perſönliche Umgang mit ihnen ihm nützlich geweſen ſeyn. Aber zwiſchen der Lehre der Phyſiokraten und Smiths iſt derſelbe Unterſchied, der zwiſchen Tycho Brahes Syſtem und Newtons Phyſik Statt findet. Vor Smith hatte man oft ſehr wahre und richtige Principien geäußert, er hat aber zuerſt ihren Zuſammenhang unter ſich und ihre Verbindung mit der Natur der Dinge gezeigt. Man weiß aber, daß eine Wahrheit nicht dem angehört, der ſie zuerſt ſagt, ſondern dem, der ſie zuerſt beweiſ't. Er hat nicht bloß Wahrheiten vorgetragen, er hat auch die wahre Methode gelehrt, die Irrthümer leicht zu finden. Nicht einen einzigen Satz, nicht eine einzige Vorausſetzung erlaubt er ſich, die nicht den beſtändigſten Erfahrungen gemäß wäre. Sein Werk iſt eine Reihe von Beweiſen, welche mehrere Sätze zu dem Range unbeſtreitbarer Principien erhoben, und eine viel größere Zahl anderer in das Meer der Vergeſſenheit geſtürzt haben, wo Syſteme, vage Ideen und Schimären ſich einen Augenblick auf der Oberfläche mit vielem Geräuſch herumtummeln, und dann auf immer von dem Abgrunde verſchlungen werden. — Den letzten Abſchnitt ſeines Lebens brachte Smith zu Edinburg zu, denn zwei Jahre nach dem Erſcheinen ſeines Werks erhielt er die Stelle eines königlichen Commiſſärs für die Zölle in Schottland; ſeine Mutter und Miß Con-

glas, ſeine Couſine, folgten ihn. Er lebte jetzt in Überfluß, und nur der Tod dieſer beiden Perſonen, von denen er die letzte wie eine Schweſter geliebt hatte, trübte das Ende ſeines Lebens. Er ſtarb im Jahre 1790. — Smith überlebte die Herausgabe ſeines Werks nur 15 Jahre, und doch hatte er während dieſes kurzen Zeitraums das Vergnügen, nicht nur den gegen ſeine Theorie zuerſt ſich regenden Widerſpruch nach und nach verſchwinden zu ſehen, ſondern auch Zeuge von dem practiſchen Einfluſſe zu ſeyn, den ſeine Schriften auf einige Zweige der Handelspolizei ſeines Vaterlandes bekamen. Aber obgleich Smiths Lob jetzt im Munde aller Freunde der Staatswirthſchaft iſt, obgleich ſeine Grundſätze und Ausſprüche ſogar im brittiſchen Parlamente oft angeführt werden, ſo fehlt doch viel, daß man ſeine Vorſchläge allgemein befolgt, und der Nation ſelbſt die Vermehrung ihres Wohlſtandes frei und ungehindert überlaſſen hätte. Keine Regierung in der Welt, ſelbſt die brittiſche, unſtreitig die hellſehendſte, nicht, hat ſich practiſch von der Richtigkeit dieſes menſchenfreundlichen, weltbürgerlichen Syſtems überzeugen können. Durch ganz Europa herrſcht noch der Wahn, jedes Volk müſſe den Wohlſtand aller Völker, mit denen es Handel treibt, mit neidiſchen Augen anſehn, und was dieſe gewinnen, für ſeinen Verluſt halten. Niedrige Krämerkünſte ſind zu politiſchen Grundſätzen für die Verwaltung großer Staaten erhoben worden. Ja, ſo eingewurzelt iſt jetzt das Übel, ſo unglücklich ſind alle Verfügungen des kaufmänniſchen Syſtems, das ſeiner in die Augen ſpringenden Schwächen ungeachtet allenthalben herrſcht, daß ſie nicht nur im Staate große Unordnungen hervorbringen, ſondern auch die Hülfsmittel dagegen beinahe eben ſo gefährlich machen, als die Unordnungen ſelbſt waren. — Ich weine über das Elend der Menſchheit, ruft Filangieri in ſeinem vortrefflichen Syſtem der Geſetzgebung aus, wenn ich mitten unter ſo vieler Aufklärung, mitten unter dem Glanz der ſtets erleuchteten Wahrheit ewig den Irrthum triumphiren ſehe. Jedem fleißigen Bürger eine Geldſtrafe aufzulegen, den Kaufmann zur Bezahlung einer Geldbuße zu zwingen, deren Betrag nach Verhältniß der Wohlthat, die er dem Staat erweiſ't, ſteigt; den Handel feindlich zu behandeln, ſein friedſames Gepäck mit den Waffen in der Hand zu empfangen; alle Häfen, alle Seeufer, alle inn- und ausländiſche Handelspaſſagen mit Wächtern und Verräthern zu umgeben, jenen feilen und beſtochenen Geſchöpfen, die vom Staate, den ſie verrathen, vom Kaufmann, den ſie plagen, vom Schleichhändler, den ſie beſchützen, bezahlt werden; allen Plackereien und Betrügereien Raum zu geben, die die gedungenen Vollzieher eines ungerechten Geſetzes nur erdenken können; mit Einem Wort, den Kaufmann zu der Überzeugung zu verurtheilen, daß ſchon die bloße Annäherung an eine Zollbude entweder Schimpf oder Raub zubereitet: iſt das die Politik handelnder Nationen? — Und ſpäterhin, wo er von den gethanen Vorſchlägen gegen dieſe Übel ſpricht: Dieſe Schriften hatten bloß die Wirkung, die Laſt des Übels, das uns zu Boden drückt, noch fühlbarer zu machen, weil ſie uns die Leichtigkeit, ihm abzuhelfen, und die Faulheit derer, die uns davon befreien ſollten, zeigten. Es ſcheint, daß die, ſo an der Spitze der Geſchäfte ſtehen, die Augen vor dem Lichte verſchließen, wenn es ſich ihnen in der größten Klarheit zeigt. Eine Verbeſſerung, bei welcher Ge-

rechtigkeit, Wohlfahrt des Volks und des Fürſten ſo augenſcheinlich zuſammentreffen, iſt kaum noch verſucht, kaum in den Kabinetten der Könige in Vorſchlag gebracht worden, in denen man von nichts als vom Handel ſpricht, und doch nie unterläßt, ihn zu verfolgen. — Nichts deſtoweniger wird die Nachwelt Smiths Andenken hegen, und in ihm einen der größten Denker, einen der größten practiſchen Weltweiſen, einen Wohlthäter der Menſchheit bewundern. Glücklich aber wird das Land ſeyn, das ſeine Grundſätze practiſch annimmt, das zuerſt den leichten Satz begreifen wird, daß der Handel nur ein Tauſch ſey, bei dem beide Contrahenten gewinnen, und das dem elenden verächtlichen Wahn entſagt, auf die Armuth ſeiner Nachbarn das Gebäude ſeines Reichthums aufführen zu wollen.

Smith, (Sir William Sidney), ein berühmter, noch lebender brittiſcher Seeheld, wurde 1764 zu Tunbridge geboren. Sein Vater war Hauptmann und Adjudant des Lords Georg Sackville; ſeine Mutter war die Tochter eines ſehr reichen Kaufmanns, Pinkney Wilkinſon Esq. Nachdem er erſt zu Tunbridge, und darauf zu Bath einigen Schulunterricht erhalten hatte, ging er ſchon in ſeinem dreizehnten Jahre (1777) in Seedienſte, und wurde 1780 als fünfter Lieutenant auf dem Alcides, einem Kriegsſchiffe von 74 Kanonen, geführt von Sir Charles Thompſon, angeſtellt. Schon zwei Jahre darauf wurde er zum Befehlshaber der Schaluppe Furie von 18 Kanonen auf der Station von Jamaica ernannt. Den 7ten Mai 1783 wurde ihm die Stelle eines Poſtcapitains und der Oberbefehl über die Fregatte Nemeſis übertragen, und da bald nachher ein allgemeiner Friede erfolgte, ſo kehrte Smith mit dieſem Schiffe nach England zurück, wo die Mannſchaft abgedankt wurde. Nach einer fünfjährigen, ihm läſtigen Unthätigkeit, trat Smith 1788 mit Erlaubniß ſeiner Regierung bei dem Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Schweden und Rußland in ſchwediſche Dienſte. Hier erwarb er ſich durch ſein Betragen allgemeinen Ruhm, beſonders in der ſogenannten Galeerenſchlacht vom 9ten Juli 1790. Die ſchwediſche Flotte ward hier von dem Könige in Perſon, die ruſſiſche Flotte aber von dem Prinzen von Naſſau-Siegen befehligt. Das Gefecht dauerte 24 Stunden. Fünf Fregatten, funfzehn Galeeren, und dreiundzwanzig kleinere Schiffe wurden von den Schweden zerſtört oder genommen, die außerdem noch 4500 Gefangne machten. Wegen des vorzüglichen Heldenmuths, welchen der Capitän Smith bei dieſer Gelegenheit bewies, erhielt er das Großkreuz des ſchwediſchen Schwertordens, und nach bald darauf erfolgtem Frieden die Inſignien des engliſchen Bathordens. Nun trat Sir Sidney Smith als Freiwilliger in türkiſche Seedienſte, welche er jedoch bald mit den vaterländiſchen vertauſchte. Er wohnte darauf unter Lord Hood der Belagerung und Einnahme von Toulon bei. Hood ſah ſich jedoch durch das ſchlechte Betragen und die Verrätherei ſeiner Verbündeten, der Spanier und Neapolitaner, genöthigt, die Stadt wieder der republikaniſch-franzöſiſchen Armee zu räumen. Man beſchloß deßhalb, die Schiffe, welche nicht fortgebracht werden konnten, ſo wie auch die Magazine und das Zeughaus, in Toulon zu zerſtören. Der ſpaniſche Admiral Langara wurde hierzu beauftragt, er überließ es jedoch, während die Engländer mit der Einſchiffung der königlichgeſinnten Einwohner beſchäftigt waren.

Nun wurde jenes Wageſtück dem Sir Sidney Smith übertragen. Ungeachtet der Verrätherei und Treuloſigkeit, welche die Spanier hier abermals ſich zu Schulden kommen ließen, führte Sir Sidney den Auftrag ſo glücklich aus, daß er 1794 zum Befehlshaber des Diamant von 38 Kanonen ernannt wurde. Auf dieſem Schiffe unterſtützte er im October deſſelben Jahrs den Admiral Sir Edward Pellew bei der Wegnahme des franzöſiſchen Kriegsſchiffs der Revolutionär von 44 Kanonen. Zu Anfange des Jahrs 1795 ſegelte Smith mit einem Geſchwader Fregatten unter den Befehlen des Sir John Borlaſe Warren von Falmouth aus. Am 3ten Januar ſandte ihn Warren ab, um den Hafen von Breſt zu recognosciren. Smith gerieth durch widrigen Wind unter mehrere franzöſiſche Schiffe, die er aber ſo geſchickt zu täuſchen wußte, daß man auch ſein Schiff für ein franzöſiſches hielt. Überhaupt ſcheint dieſer Seeheld ſeit ſeinem erſten Eintritt in die kriegeriſche Laufbahn einen Hang zu den verzweifeltſten und gewagteſten Unternehmungen gehabt zu haben, und auch ſein Schickſal ſchien dieſe Neigung zu begünſtigen. So griff er mit der Brigg Liberty und dem Logger Ariſtokrat (17ten März 1796) eine aus einer Corvette, vier Briggs, zwei Schaluppen und drei Luggers beſtehende Convoy, welche in dem kleinen Hafen von Herqui bei Cap Trebel Schutz ſuchte, an. Ungeachtet des engen und gefährlichen Eingangs ſegelte Sir Sidney Smith hinein, ſtürmte und nahm die feindlichen Batterien, und verbrannte die ganze Flottille mit Ausſchluß eines bewaffneten Luggers. In dieſem kühnen Gefechte wurden nur zwei Engländer getödtet und fünf verwundet. Allein jetzt wurde Sidney Smiths ruhmvolle Laufbahn auf längere Zeit unterbrochen. Als er ſich auf der Höhe von Havre de Grace befand, recognoscirte er mit einigen Böten ſeines Geſchwaders, und nahm den 18ten April einen franzöſiſchen Lugger. Kaum ward dies von feindlicher Seite bemerkt, als man jenem ein größeres Schiff zu Hülfe ſandte. Sir Sidney Smith wehrte ſich lange mit der größten Entſchloſſenheit gegen die feindliche Übermacht, mußte ſich aber doch am Ende mit 19 Mann ergeben, indem auch der Diamant durch die tiefe Windſtille verhindert ward, ſeinem Befehlshaber Hülfe zu leiſten. Die Offiziere dieſes Schiffs ſchickten ſofort eine Waffenſtillſtandsflagge an die Franzoſen, um ſich zu erkundigen, ob Sir Sidney Smith verwundet wäre, und zugleich zu verlangen, daß er mit Güte behandelt würde. Der franzöſiſche Gouverneur erwiederte: Sir Sidney ſey vollkommen wohl, und man würde ihm mit der größten Menſchlichkeit und Achtung begegnen. Die franzöſiſche Regierung war aber weit entfernt, dies Verſprechen zu erfüllen. Das Unglück ihrer Marine, welches Smith ſchon in Toulon bewirkt hatte, die Thätigkeit, womit er nachmals die franzöſiſchen Küſten beunruhigte, hatten ihn den Machthabern Frankreichs vorzüglich verhaßt gemacht, und ſie weigerten ſich hartnäckig, ihn auszuwechſeln. Als er gefangen wurde, hatte er einen franzöſiſchen Emigranten von Adel bei ſich, der ſich, wie es verabredet war, für einen Bedienten des engliſchen Befehlshabers ausgab, um auf dieſe Weiſe ſein Leben zu retten. Bei Sir Sidney Smiths Ankunft in Frankreich wurde er mit beiſpielloſer Härte behandelt. Man ging ſogar damit um, ihn vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, und als einen Spion erſchießen zu laſſen. Indeſſen wurde er nebſt ſeinem Secretär und je-

nem Franzoſen, Herrn von Tr. nach Paris und in die Abtei gebracht. Hier beſchäftigten ſich die drei Unglücksgefährten hauptſächlich mit Entwürfen zur Flucht. Allein mehr als einmal wurden ihre Hoffnungen vereitelt, und man brachte ſie zuletzt in den Tempel, wo man ſie mit noch größerer Strenge und Aufmerkſamkeit bewachte. Auch hier verſuchten ſie alles Mögliche, ſich zu befreien. Frau von Tr., die Gattin jenes Emigranten, gewann einen jungen muthvollen Mann, der ſich Charles l'Oiſeau nannte, und ſeine royaliſtiſchgeſinnten Freunde La Vilheurnois, du Verne de Presle u. A., welche im Tempel gleichfalls eingekerkert waren, auch für Sidney Smith und ſeine Unglücksgefährten. Alle Anſtalten zur Flucht waren bereits getroffen, ein unterirdiſcher Gang, den l'Oiſeau mit Hülfe eines Maurers gemacht, und beinahe vollendet hatte, ſollte den Gefangenen ihre Freiheit wiedergeben, als plötzlich ein Stein aus dieſem Gange herabrollte, wodurch das ganze Geheimniß verrathen ward. L'Oiſeau und ſeine Helfer behielten glücklicher Weiſe noch Zeit genug, um ſich hinwegzubegeben. Endlich ſchlug man ein anderes, weniger gewaltſames, aber eben ſo gefährliches Mittel ein. Im September 1797 wurde von einem Herrn von Phelipeaux, einem Mann von unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit und Großmuth, und von einigen andern Freunden des Sir Sidney Smith demſelben der Vorſchlag gethan, ihn durch einen nachgemachten Befehl zu befreien. Dieſer Entwurf wurde genehmigt, und zwei Männer, als Offiziere verkleidet, erſchienen mit dem angeblichen Befehl des Directoriums, den engliſchen Commodore in ein andres Gefängniß zu bringen. Da das Siegel und die Unterſchriften dem Anſcheine nach völlig richtig waren, ſo ward der Gefängnißwärter leicht getäuſcht; Sir Sidney wurde gegen eine Quittung den angeblichen Offizieren übergeben, und eilte jetzt mit ſeinem Freunde Phelipeaux über Rouen nach England. Hier wurde er von ſeinen Landsleuten mit dem größten Jubel, und von ſeinem Monarchen mit der glänzendſten Auszeichnung aufgenommen. Im October jenes Jahrs erhielt er den Oberbefehl über das Linienſchiff der Tiger von 80 Kanonen, und im November darauf ſegelte er nach dem mittelländiſchen Meere ab, wo er ein ſehr ausgezeichnetes Commando an der ägyptiſchen Küſte übernahm. Bald darauf kam er zu Conſtantinopel an, um die Maßregeln zu beſchleunigen, welche die Pforte zur Vertreibung der Franzoſen aus Ägypten nehmen wollte. Als er jedoch die Türken noch nicht bereit fand, mit Erfolg etwas hinſichtlich der Wiedereroberung Ägyptens zu thun, ſchiffte er nach jener Küſte, und bombardirte Alexandrien, ohne aber den Franzoſen einen weitern Schaden als den Verluſt zweier Transporte dadurch zuzufügen. Hierauf ſegelte er dem Paſcha von Syrien zu Hülfe, der bloß für ſeinen Rückzug und die Fortſchaffung ſeines Schatzes und ſeiner Weiber, nicht aber für die Vertheidigung von St. Jean d'Acre beſorgt war. Zwei Tage vor Erſcheinung der Franzoſen daſelbſt ging Commodore Smith auf der Rhede Caiffa mit dem Tiger, dem Theſeus und der Fregatte Allianz vor Anker. Der Capitän Miller vom Theſeus, und Sidney's Freund, der Oberſt von Phelipeaux, welcher ihn auf dieſem Zuge begleitete, ſuchten mit der äußerſten Anſtrengung Caiffa ſo weit in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, um einer europäiſchen Armee widerſtehen zu können. Auch ſchienen

der Paſcha und ſeine Truppen durch die Anweſenheit der Fremden zu tapferer Gegenwehr ermuthigt zu ſeyn. Die feindlichen Vortrapps, welche in Syrien keine Seemacht von Bedeutung erwarteten, nahmen ihren Weg längs der Waſſerſeite, und ſetzten ſich dadurch dem Kartätſchenfeuer der engliſchen Boote aus, wodurch ſie augenblicklich in Unordnung gebracht wurden, und ſich auf den Berg Carmel zurückziehen mußten. Als die Hauptarmee die Straße zwiſchen dem Meere und dem Gebirge Carmel ſo gefahrvoll fand, zog ſie ſich nach Nazareth, und ſchloß Acre von der Oſtſeite her ein. Da der Feind bloß mit Musketen das engliſche Feuer erwiederte, ſo war es klar, daß man keine Kanonen mitgebracht hatte, und da ſie zur See erwartet wurden, ſo ſchickte Sir Sidney den Theseus auf die Höhe von Jaffa (Joppe), um ſie aufzufangen. Die feindliche Flottille, welche aus einer Corvette und neun Kanonenſchiffen beſtand, zog, wie ſie die engliſche gewahr wurde, augenblicklich ab, wurde aber verfolgt, und ſieben franzöſiſche Fahrzeuge mußten die Segel ſtreichen. Dieſer Verluſt, wodurch Bonaparte ſeine Ammunition und einen großen Theil ſeines Belagerungsgeſchützes einbüßte, nöthigte ihn, ſeine Vorpoſten zurückzuziehen, und ſeine Armee auf eine Anhöhe zu lagern. Obgleich übrigens von franzöſiſcher Seite die Belagerung von Acre mit allem Eifer betrieben wurde (ſ. Acre), ſo wurden doch durch jenen Sieg von Sidney Smith die Fortſchritte Bonaparte's in Syrien mächtig gehemmt. Indeſſen wurde der letztere mit Belagerungsgeräth verſtärkt, und neun Mal verſuchten die Franzoſen die Stadt mit Sturm zu nehmen, aber Sir Sidney's tapfere Gegenwehr machte es ihnen unmöglich. Endlich mußten ſie ſich in der Nacht vom 20ſten auf den 21ſten April zurückziehen. Der franzöſiſche Artillerietrain von 23 Feldſtücken fiel, mit Ausnahme der Wagen, welche verbrannt wurden, den Engländern in die Hände, und Smith eilte jetzt, noch früher zwiſchen Jaffa und Damiette anzukommen, als die franzöſiſche Armee den erſtern Ort würde erreichen können. Die Britten hatten während der 60tägigen Belagerung an Verwundeten, Todten, Vermißten und Gefangenen 216 Mann eingebüßt. Als der türkiſche Kaiſer von Sidney Smiths Verdienſten Nachricht erhielt, ſandte er ihm eine Aigrette und einen Zobelpelz, ſo wie Lord Nelſon empfangen hatte, 25,000 Piaſter an Werth. Auch ſeine Landsleute ertheilten ſeiner Tapferkeit den ſchuldigen Beifall, und beide Häuſer ſtatteten ihm und den brittiſchen Offizieren, Seeleuten und Truppen unter ſeinem Commando öffentlichen Dank ab. Hierauf beſuchte Sir Sidney mehrere Inſeln des Archipelagus, ſegelte ſodann nach Conſtantinopel, um ſeine kleine Flotte ausbeſſern zu laſſen, und mit der Pforte die nöthigen Maßregeln zur gänzlichen Vertreibung der Franzoſen aus Ägypten zu verabreden. Um dieſe Zeit wurde die blutige Schlacht bei Abukir (ſ. Abukir und Napoleon) geliefert, und Sir Sidney Smith, der gerade in die Bay einlief, war Zeuge dieſes Blutbads, ohne den Türken helfen zu können. Gegen das Ende des Octobers kam eine bedeutende Menge von Truppen und Schiffen von Conſtantinopel an, und nun beſchloß er, nach der Nilmündung von Damiette zu ſegeln, um dadurch dem Großvezier mit der türkiſchen Hauptarmee mehrere Freiheit zu ſeinen Operationen zu verſchaffen. Der Angriff von Seiten der Engländer war überaus lebhaft; am 1ſten November gewann

man einen beträchtlichen Vortheil über die Franzoſen, und ſie wären vollkommen geſchlagen worden, hätte nicht der Ungeſtüm von Osman Aga und ſeinen Truppen, womit er die Flüchtlinge verfolgte, das Schickſal des Tages zum Beſten der Franzoſen gewandt. Kleber hatte nach Bonaparte's Abreiſe aus Ägypten den Oberbefehl über die Franzoſen übernommen, und ſchloß, da er ſich zu ſehr bedrängt ſah, einen Vertrag mit der Pforte und mit England, welchen Sir Sidney Smith, Namens der brittiſchen Regierung, unterzeichnete, und wodurch den Franzoſen der freie Abzug nach Frankreich zugeſtanden wurde. Aber dieſe Vergünſtigung wurde von der engliſchen Regierung verworfen. Dies brachte den Feind zur Verzweiflung, und er bereitete ſich aufs neue, ein Land zu behaupten, das er ſo eben noch gutwillig hatte räumen wollen. Sobald auch Smith die Nichtannahme des Vertrages erfuhr, gab er dem franzöſiſchen General zu Cairo Nachricht davon, obgleich die Türken, die im Vertrauen auf die geſchloſſene Convention bis Heliopolis vorgerückt waren, dadurch in das größte Gedränge kamen. Schon dieſer Zug iſt hinreichend, um ſich von dem rechtlichen Charakter des brittiſchen Seehelden zu überzeugen, und obgleich Bonaparte ihn der Grauſamkeit gegen die gefangenen Franzoſen beſchuldigte, ſo bewieſen doch ſeine Handlungen ganz das Gegentheil. Mit der größten Sorgfalt nahm er ſich der kranken und verwundeten Feinde an, während der franzöſiſche Feldherr ſeine eigenen Truppen vergiften ließ. 1801, als eine ſtarke brittiſche Kriegsmacht nach Ägypten geſchickt wurde, zeichnete ſich Smith gleichfalls auf das ruhmvollſte als Anführer einer Abtheilung von Seeleuten durch unermüdete Thätigkeit aus, und wurde in der Schlacht vom 21ſten März, die dem General Abercromby das Leben koſtete, verwundet. Bald nachher ward Sidney Smith durch die Eiferſucht der Türken von der fernern Theilnahme an dieſem Kriege ausgeſchloſſen, und kehrte nach England zurück, wo ihm die Stadt London den 7ten December 1801 das Bürgerrecht, und einen koſtbaren Degen ſchenkte. 1803 wurde ihm der Befehl über eine Flotille aufs neue übertragen, und 1804 ward er zum Oberſten der Marine ernannt. Am 16ten Mai jenes Jahres hatte er ein ſcharfes Gefecht mit einer franzöſiſchen Flottille unweit Vließingen, die ſich mit der Flotte zu Oſtende vereinigen wollte; und wirklich erreichten die meiſten franzöſiſchen Schiffe ihren Beſtimmungsort, da die Engländer theils wegen der Seichtigkeit des Waſſers, theils wegen der feindlichen Batterien am Lande die Franzoſen nicht weiter verfolgen konnten. Jedoch wurde ein franzöſiſches Schiff genommen, und vier andre in Grund gebohrt. Um in der Folge ſeine Zwecke beſſer erreichen zu können, ließ Sidney Smith im September ein Paar Schiffe von ſeiner eigenen Erfindung zu Dover bauen, die nicht bloß in einem ſehr ſeichten Waſſer zu kriegeriſchen Unternehmungen, ſondern auch zum Transport von ſchwerem Geſchütze und Truppen auf das vortheilhafteſte gebraucht werden konnten. Am 9ten November 1805 wurde er zum Contreadmiral der blauen Flagge ernannt, wählte das folgende Jahr den Pompejus, ein Kriegsſchiff von 80 Kanonen, welches er ſelbſt (1798) zu Toulon erobert hatte, zu ſeinem Admiralſchiff, und beunruhigte mit ſeiner Flotte die Küſten des von den Franzoſen eroberten Königreichs Neapel. Bei ſeiner Ankunft daſelbſt hielt noch der tapfere Prinz

von Heſſen-Philippsthal Gaeta beſetzt, und Sidney Smith verſorgte ihn mit den nöthigen Vertheidigungsmitteln. Gerade, als Joſeph Bonaparte zum Könige von beiden Sicilien gekrönt wurde, erſchien der engliſche Seeheld vor Neapel, und es wäre ihm leicht geweſen, dieſe Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln, wenn er ſich hätte entſchließen können, die ohnehin unglücklichen Einwohner noch unglücklicher zu machen. Dagegen foderte er den franzöſiſchen Commandanten von Capri auf, dieſen für den Feind ſehr wichtigen Platz zu übergeben, und als dies abgeſchlagen wurde, landete er mehrere Truppen und Seeleute. Der Commandant blieb im Gefechte, und Sir Sidney bewilligte dem Nachfolger eine ehrenvolle Capitulation, und freien Abzug nach Maſſa auf der neapolitaniſchen Küſte. Nach der Einnahme jenes wichtigen Platzes war der Admiral Smith beſonders bemüht, die Operationen der engliſch-ſiciliſchen Landarmee zu unterſtützen, und erwarb ſich auch hier bei jeder Gelegenheit neue Lorbeern, die des Helden von Acre würdig waren. Seine kriegeriſche Thätigkeit endigte erſt mit dem allgemeinen Frieden. Sich einen neuen und würdigen Wirkungskreis zu verſchaffen, legte er den zum wiener Congreß verſammelten Monarchen den menſchenfreundlichen Plan zur Befreiung der Chriſtenſklaven in der Barbarei vor, und bemühte ſich, die Ritter aller chriſtlichen Orden dafür zu gewinnen. Der Erfolg war ſeinen edlen Abſichten günſtig, wie in dem Art. Sklaverei angeführt worden.

Smolensk (Schlacht von). Am 8ten Auguſt 1812 hatten ſich die beiden Hauptmaſſen der ruſſiſchen Streitkräfte unter Barcley de Tolly auf der einen, und unter Bagration auf der andern Seite unter den Mauern von Smolensk, nach beſchwerlichen, erſchöpfenden Märſchen, und nicht ohne bedeutenden Verluſt an Menſchen, vereinigt und machten Miene, die Franzoſen, denen ſie bisher ausgewichen waren, ſelbſt anzugreifen. Dieſe ſäumten inzwiſchen nicht, ihnen raſch entgegenzugehn, und ſo kam es bei Smolensk zu einer zwar nicht entſcheidenden, aber äußerſt blutigen Schlacht. Smolensk war gleich im Anfange des Jahrs nach Möglichkeit befeſtigt worden. Dies und der Dnieper mit ſeinen Höhen gab den Ruſſen viele natürliche Vortheile. Am 16ten Auguſt trafen beide Heere auf einander. Allein Barcley de Tolly hatte bereits ſeinen Plan geändert, und wenn er vorher keine Schlacht liefern wollte, weil Bagrations Heer nicht Antheil nehmen konnte, ſo hielt ihn jetzt das Übergewicht von Napoleon davon ab, alles in einer Hauptſchlacht aufs Spiel zu ſetzen, weil es den Franzoſen gelungen war, ihn auf dem linken Flügel gänzlich zu umgehen. Anſtatt ſich vor Smolensk aufzuſtellen, that er es hinter dieſer Stadt, und ließ dieſe, ſie gleichſam als einen feſten Punkt anſehend, der ſeinen Rückzug decken ſollte, von zwei Corps beſetzen, ſo daß die Eroberung dieſer Stadt am 17ten, beſonders da eine große Menge von Cavallerie alle Zugänge in der Ebene, eine Menge Infanterie an dem Dnieper beſetzt hielten, bis ſpät in die Nacht verzögert wurde. Die dicken Mauern, von 4000 Fuß im Umfange, und 15 Fuß dick, 25 Fuß hoch, mit Thürmen in Zwiſchenräumen, welche ſchweres Geſchütz trugen, die ſtarke Beſatzung, machten den Angriff, als die Außenpoſten vertrieben waren, äußerſt mörderiſch, und als nun die Ruſſen ſich herauszogen, um Barcley's Hauptmaſſe zu folgen, ſtand (es war Mitter-

nacht) die ganze Stadt theils durch ihre Brandfackeln, theils durch die Granaten der Franzoſen in Flammen, die 36 Stunden fortwütheten, und kaum ein Drittel übrig ließen. Die Ruſſen hatten nach eignen Berichten 4000, die Franzoſen mehr als doppelt ſo viel Menſchen verloren; und die Verwüſtung in der umliegenden Gegend, der Mangel in der eroberten Stadt waren ſo groß, daß der größte Theil der Verwundeten zugleich mit allen den zahlreichen Kranken und Maroden, die bei der ſchrecklichen Hitze, der feuchten Witterung, zurückblieben, in den zahlreichen Lazarethen ſtarben, und die furchtbarſte Epidemie entſtand. Die Ruſſen ſelbſt konnten es Barclay de Tolly nicht verzeihn, dieſe heilige Stadt, wie ſie ſie nennen, dieſe Vormauer von Moskau, ſo aufgeopfert, keine Hauptſchlacht geliefert zu haben, und Barclay de Tolly legte daher bald darauf unter dem Vorwand ſeiner geſchwächten Geſundheitsumſtände, das Commando nieder, um es Kutuſow zu übergeben. *r.

Smollet (Tobias), ein als hiſtoriſcher und humoriſtiſcher Schriftſteller, und als Romandichter berühmter Schottländer, wurde 1720 zu Dalqhure in Dumbartonſhire geboren. Nach einer gewöhnlichen Erziehung wurde er bei einem Wundarzt in Glasgow in die Lehre gegeben, und wohnte nebenher den mediciniſchen Vorleſungen bei. In dieſer frühern Periode gab er ſchon Beweiſe ſeines Talents zur Dichtkunſt, und verfaßte ſelbſt ein Trauerſpiel. In ſeinem neunzehnten Jahre ging er nach London, um dort eine Anſtellung zu ſuchen, und erhielt auch einen Dienſt als Schiffarztgehülfe. Das Schiff, worauf er ſich befand, ſegelte 1741 mit der Expedition unter Admiral Vernon und General Wentworth gegen Carthagena, und der junge Smollet entwickelte hier ſowohl ſeine Beobachtungsgabe, als ſeinen Hang zur Satire, womit er ſich über die ſchlechtgeleitete und unglückliche Expedition aufhielt. Er ward bald mit ſeinem Dienſte unzufrieden, und verließ ihn in Weſtindien. Indeſſen hatte er ſich mit den Sitten und der Sprache der Seeleute bekannt gemacht, die er in ſeinen Erzählungen ſo unterhaltend zu ſchildern weiß. Die Grauſamkeiten der königlichen Truppen nach der Schlacht bei Culloden (welche vielleicht in der Erzählung noch vergrößert wurden), riefen Smollets vaterländiſche Empfindungen auf, und veranlaßten ihn zu dem ſchönen Gedichte: „die Thränen von Schottland,“ welches, ſo kurz es auch iſt, doch dem Verfaſſer unter den Dichtern einen hohen Rang gibt. Hierauf folgten zwei Satiren, eine Dichtungsart, wozu die Reizbarkeit ſeines Gemüths ihm einen großen Hang gab. Dieſe Stimmung wurde durch die Widerwärtigkeiten ſehr befördert, mit denen er kämpfen mußte, als er einige dramatiſche Arbeiten auf die Bühne bringen wollte, und die ihn verleiteten, ſich in gemeine Schmähungen gegen die Schauſpieler und Unternehmer auszulaſſen. Er heirathete 1747 eine Frau, mit der er ſchon auf Jamaica bekannt geworden war, und durch die er ein Vermögen zu erlangen hoffte, wovon er am Ende ſehr wenig erhielt. Der große Fuß, auf welchen er lebte, verſetzte ihn bald in Geldverlegenheiten, und in die Nothwendigkeit, von Schriftſtellerarbeiten zu leben. 1748 gab er ſeinen erſten Roman: „Roderich Random,“ heraus, welcher mehrere Anſpielungen auf ſeine eigenen Schickſale enthielt, und ſehr viel Glück machte. Eine Reiſe nach Paris erweiterte ſeine Weltkenntniß,

und 1751 gab er ſeine „Abenteuer des Peregrine Pickle,“ heraus. In dieſem Werke herrſcht eine außerordentliche Lebendigkeit der Phantaſie, eine ſchöpferiſche Erfindungsgabe, und eine echt launige Darſtellung, obgleich oft auf Koſten des Wohlſtandes und der Sittlichkeit. Es wurde in faſt alle neuere gebildete Sprachen, und beſonders meiſterhaft von Mylius ins Deutſche überſetzt. Jetzt verſuchte er ſein Glück als practiſcher Arzt, allein er gab bald ſeinen Entſchluß auf, und man ſchreibt dies Mißglücken ſeines Vorſatzes ſeinem unbeugſamen Charakter, und ſeinem Widerwillen gegen die kleinen Künſte der Schmeichelei und Ränkeſucht zu. Vielleicht könnte es eher ſeiner geringen theoretiſchen und practiſchen Kenntniß der Arzneiwiſſenſchaft ſelbſt angerechnet werden. Nun nahm er wieder zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſeine Zuflucht, und gab gleich nachher ſeine „*Abenteuer von Ferdinand, Grafen Fathom*“ und eine neue Überſetzung des Don Quixote heraus. 1756 fing er an, die ſo berühmte und noch fortwährende engliſche Zeitſchrift Critical Review (kritiſche Überſicht) herauszugeben. Seine ſatiriſche und bittre Laune offenbarte ſich übrigens in dieſer Zeitſchrift ſehr bald, und verwickelte ihn beſonders mit dem Admiral Knowles, über deſſen Betragen bei der Expedition von Rochefort Smollet ſehr hart geurtheilt hatte, in einen Streit. Es ward eine Anklage wegen der Schmähung von dem Admiral übergeben, und Smollet trat auf eine ehrenvolle Weiſe hervor, und bekannte ſich als den Verfaſſer. Geldbuße und Gefängnißſtrafe waren die Folge für ihn. Ein Nachſpiel von ihm: „der Kaperbrief, oder die Matroſen von Altengland“ (the Reprisal or the Tars of Old England) wurde 1757 mit großem Beifall zuerſt aufgeführt, und 1758 gab er ein flüchtig geſchriebenes Werk: „*Vollſtändige Geſchichte von England ſeit der Landung des Julius Cäſar bis zum Frieden von Aachen,*“ in 2 Bänden heraus. Auch ſoll er Verfaſſer der Geſchichten von Frankreich, England und Italien, in der neuern engliſchen „Universal History“ ſeyn, welche damals erſchien. Sein vorzüglichſtes hiſtoriſches Werk aber iſt die „Fortſetzung der Geſchichte von England“ von der Revolution an, bei welcher Hume ſchloß, bis 1765, welche er 1761 und ferner in 5 Octavbänden herausgab. Als Lord Bute zu Anfange der Regierung Georgs III. ans Staatsruder kam, war Doctor Smollet einer der vielen Schriftſteller, welche, wahrſcheinlich nicht unentgeldlich, die Maßregeln jenes Miniſters unterſtützten, und mit andern vereint gab er zu dieſem Zweck ein Wochenblatt „the Briton“ heraus. *Wilkes* ſchrieb dagegen die noch berühmtere Zeitſchrift „the Nord Briton“ und die Bitterkeit, womit dieſe beiden politiſchen Kämpfer ſich zankten, löſ'te die lange zwiſchen ihnen beſtandene alte Freundſchaft auf. Die Schwermuth über den Tod ſeiner einzigen Tochter und ſeine abnehmende Geſundheit veranlaßten Smollet 1763 eine Reiſe nach dem Continent zu machen, wo er zwei Jahre lang in Frankreich und Italien ſich aufhielt. Nach ſeiner Heimkehr 1766 gab er ſeine „Reiſen“ heraus, die viele ſchöne und anziehende Bemerkungen enthalten, worin ſich aber ganz der finſtere ſchwermüthige Gemüthszuſtand, in welchen der Verfaſſer gerathen war, offenbarte, und weßhalb Sterne ihn in ſeinen *empfindſamen Reiſen* unter dem Namen *Smelfungus* beſpöttelte. Früherhin war ſchon ſein bekannter Roman

„die Schickſale von Sir Launcelot Greaves,“ erſchienen, und 1769 gab er auch „Schickſale eines Atoms“ (the Adventures of an Atom) heraus, wodurch er mehrere Maßregeln der Miniſter, beſonders des Grafen Chatam; lächerlich zu machen ſuchte. 1770 beſuchte er, ſeiner Geſundheit wegen, von ſeiner Gattin begleitet, Italien noch einmal, und ſchrieb unter großen körperlichen Leiden ſeine „Reiſen des Humphry Klinker,“ ein Werk, das ſich durch echt brittiſchen Humor, durch Satire und Schönheit des Styls faſt alle ſeine übrigen Hervorbringungen in dieſem Fache übertrifft. Bode hat es meiſterhaft überſetzt. Es war übrigens der letzte Blitz ſeines Genius. Er ſtarb den 21ſten October 1771 in der Nachbarſchaft von Livorno, 51 Jahr alt. Smollet war, ohne jedoch als Schriftſteller in irgend einem Fache den höchſten Gipfel zu erreichen, ein Mann von ungemeinen und mannichfaltigen Talenten. Seine Romane ſind vielleicht das beſte, was er geſchrieben hat, und wer in dieſer Hinſicht nicht mit zu großem Zartgefühl lieſ't, wird dadurch ſehr angenehm unterhalten werden. Als Geſchichtſchreiber hat er ſich mehr Ruhm durch die Eleganz und Lebhaftigkeit ſeines Styls, als durch die höhern Eigenſchaften der Genauigkeit, des Scharfſinns und der unparteiiſchen Unterſuchung erworben. Obgleich ſeine „Fortſetzung der engliſchen Geſchichte“ ſich an Hume's Werk anſchließt, ſo können dieſe beiden Schriftſteller doch in keiner Hinſicht als Hiſtoriker verglichen werden. Smollets dichteriſche Talente waren unſtreitig weit größer. Seine Thränen von Schottland und mehrere andere Stücke ſind überaus mahleriſch, zart und vollendet. Seine „Ode an die Unabhängigkeit“ hat einen erhabenern Flug, und es gibt vielleicht wenig lyriſche Gedichte, wodurch ſie in dieſer Hinſicht übertroffen wird. N. P

Smyrna (türkiſch Ismi'r), eine bedeutende Stadt an der Weſtküſte Natoliens, an einem gegen 10 deutſche Meilen in das Land hineingehenden Meerbuſen, der wegen ſeiner vielen Sandbänke nicht überall mit großen Schiffen befahren werden kann. Es verdankt ſeinen Urſprung Griechen, welche aus einem Theile der Stadt Epheſus, der Smyrna hieß, hieher kamen, und dem Theile des Golfs, wo ſie ſich in einzelnen Dörfern anbauten, den gleichen Namen gaben. Alexander, in der Abſicht, ſie zu einem Ganzen zu vereinigen, ließ ihnen eine Stadt am Fluſſe Meles bauen. Indem ſie die Städte Joniens in ihren Bund aufnahmen, ward ſie bald der Mittelpunkt des kleinaſiatiſchen Handels. Hier blühten die Künſte; aus ihnen gingen prächtige Denkmäler der Baukunſt hervor; Fremde aller Nationen ſchwelgten im Genuſſe der Reize dieſer Stadt; ſogar der weichere ioniſche Dialect lockte mehr an. Durch den Einfluß unruhiger Zeiten ward ſpäter aller Wohlſtand vernichtet, und im Anfange des 13ten Jahrhunderts waren nur noch Ruinen davon übrig. Als die Türken völlige Herren des Reichs geworden, blühte Smyrna wieder aus den Ruinen auf, und ſtand bald wieder da in neuen Häuſern am Ufer des Meers. Die Stadt zieht ſich vom Meeresufer nach einem Berge hinauf, auf welchem eine alte Burg ſteht; nicht weit davon liegt ein kleineres Schloß. Das von Europäern bewohnte Stadtviertel heißt die Frankenſtraße, hat nur ein Stockwerk hohe, hölzerne Häuſer, iſt der ſchönſte Theil von Smyrna, und liegt ganz an der See. Fuhrwerk iſt hier gar nicht gewöhnlich; daher

ſind die Straßen eng, oft 3 — 4 Ellen breit, und alle Einwirkung der Sonnenſtrahlen hindernd. Das Gewühl in dieſem vorzüglichſten Handelsorte der Levante iſt außerordentlich. Die Schlachtplätze und Seifenſiedereien liegen alle am Meere. Die Einwohnerzahl ſchätzt man auf 120,000; hierunter ſind gegen 50,000 Türken und über 12,000 Juden; der Europäer, Franken genannt, iſt nur eine kleine Anzahl. Es iſt eine griechiſche Gemeinde hier, welcher ein Biſchof vorſteht, eine armeniſche, ebenfalls mit einem Biſchof, eine catholiſche mit einem biſchöflichen Vicarius, einem Franziscaner- und einem Capuzinerklpſter, und eine proteſtantiſche, welche ihre Capellen bei den engliſchen, holländiſchen und deutſchen Conſuln haben. Die Juden haben eine Synagoge. Hoſpitäler ſind für die morgenländiſchen und abendländiſchen Chriſten angelegt. England, Schweden, Preußen, Venedig und Frankreich haben hier Conſuln. Die Stadt iſt nebſt ihrem Gebiet Eigenthum der jedesmaligen Mutter des Sultans; aber ein Kadi herrſcht an ihrer Statt und im Namen des Sultans, und ein Muſſelim erhebt die Einkünfte. Die Stadt wird oft durch Peſt und Erdbeben heimgeſucht, und Feuersbrünſte haben zu ihrer Verwüſtung auch das Ihrige beigetragen. Die hieſige Rhede iſt geräumig, und die Schiffe können ganz nahe am Lande ſicher liegen. — Smyrna iſt eine von den Städten, welche auf die Ehre Anſpruch machen, dem Homer das Leben gegeben zu haben. An den Ufern des hellen Meles zeigte man den Ort, wo ihn ſeine Mutter geboren, und an ſeinen Quellen die Stelle, wo er in dunkler Höhle ſeine unſterblichen Geſänge gedichtet. Unter den Säulen ſeines Denkmals verſammelten ſich die Bürger; auf den Münzen derſelben ſtand, gleichſam ſchützend, ſein Bildniß. — Eine kleine Stunde von hier, bei dem Dianenbade (mehrern Quellen, die vereinigt einen See bilden), hat man Ueberbleibſel des alten Dianentempels zu finden geglaubt. Die Stadt hat eine reizende Lage am Hafen. Um ſie her lagern ſich hohe Berge, deren mildere Höhen mit Ölbäumen, Palmen, Maſtixbäumen und Terebinthen bedeckt ſind.

Sobiesky, ſ. Johann III.

Soccus, eine Art niedriger Schuhe bei den Griechen (daher auch das deutſche Wort Socke), welche auch von römiſchen Frauenzimmern in den letztern Zeiten ſehr verziert getragen wurden. Ihrer bedienten ſich die Schauſpieler in der Komödie, um den hier dargeſtellten Verhältniſſen angemeſſen, in wirklicher Lebensgröße, ja (wenn man auf die ungeheuern Dimenſionen der alten Theater Rückſicht nimmt) in noch kleinerer Statur zu erſcheinen, ſo wie man ſich dagegen in der Tragödie des Cothurns bediente, um in heroiſcher, die gemeine Wirklichkeit überragender Größe aufzutreten. Daher kommt es, daß man das Wort Soccus auch für die Komödie ſelbſt braucht, und ferner darunter die niedrigere Schreibart verſteht; weil der Komödie, als Darſtellung einer, das Leben von ſeiner ſcherzhaften Seite ſchildernden und die Verhältniſſe der wirklichen Gegenwart berührenden Handlung keineswegs der erhabene Styl der Tragödie, ſondern eine, dem wirklichen Geſprächston ſich nähernde Schreibart angemeſſen iſt.

Societätsinſeln, oder die geſellſchaftlichen Inſeln, nennt man eine Inſelgruppe in Südindien oder Auſtralien,

die aus elf Hauptinſeln beſteht. Otaheiti, mit 16,000 (nach Andern jetzt nur mit 5000) Menſchen (m. ſ. d. Art. Otaheiti), iſt darunter die größte und vorzüglichſte. Sie ſind ſehr hoch, haben einen ſehr milden angenehmen Himmel, gute Bewäſſerung, und Korallenklippen. Zucker- und Bambusrohr, Brotfruchtbäume, Bananas, Kokusnüſſe, Plantanen, Piſang, Yams- und Arawurzeln, Palaten ꝛc., gehören zu den Hervorbringungen des Pflanzenreichs. An Thieren gibt es hier: Schweine, Hunde, Hühner, wilde Enten, Papageien, Eisvögel, Reiher, Wallfiſche, Haifiſche, Krabben, Auſtern u. ſ. f. Das Mineralreich liefert Thonerde, ſchwarzen Baſalt, Schwefel, Lava ꝛc. Die Einwohner ſind gutmüthig und gaſtfrei. Sie lieben die Muſik, und brauchen wegen der Fruchtbarkeit ihres Landes wenig zu arbeiten, da drei Brotfruchtbäume hinreichen, einen Menſchen zu ernähren. Faſt jede Inſel verehrt ihren eignen Schutzgeiſt mit Prieſtern, Opfern und gewiſſen Ceremonien. Die Engländer haben ihnen die chriſtliche Religion mittheilen wollen, und ſie zugleich mit den europäiſchen Krankheiten und Laſtern bekannt gemacht. Für ihre Könige hegen ſie die tiefſte Ehrfurcht.

Socinianer, eine Religionsgeſellſchaft, der zwei Italiener ihren Namen gaben. Lälius Socinus, aus dem vornehmen Geſchlecht der Sozzini, in Siena, 1525 geboren, ging von der Rechtsgelehrſamkeit, in der ſeine Vorfahren ſich Ruhm erworben, und der er ſelbſt ſeine Jugend gewidmet hatte, zu Forſchungen in der heiligen Schrift und der Gottesgelahrtheit über, und verfiel bald in Zweifel an mehrern Sätzen der Kirchenlehre, über die er zu früh ohne gründliche und umfaſſende Erkenntniß derſelben aburtheilte. Von Wißbegier getrieben, begab er ſich auf Reiſen, befreundete ſich in der Schweiz und in Deutſchland mit mehrern der damaligen Reformatoren, und lebte auch faſt drei Jahre in Wittenberg, wo er beſonders morgenländiſche Sprachen erlernte, und durch Talent und Fleiß ſich ſelbſt Melanchthons Beifall erwarb, ſeine Meinungen aber noch zurückhielt. Von dort begab er ſich nach Polen, wo er mit mehrern Gleichgeſinnten in Verbindung trat, doch nur geheim ſeine Lehren vortrug. Darauf kehrte er nach der Schweiz zurück, wo er mehrjährig ſeine Meinungen, zu einem Ganzen verbunden, ſchriftlich verfaßte, und ſie in der Stille auch mündlich vortrug. Darüber gerieth er in Verdacht und Unterſuchung, zumal er Einige, beſonders Verwandte und Freunde, von der Kirche abzog, und nur durch offenbare Verſtellung und Verheimlichung ſeiner wahren Überzeugung entging er drohender Gefahr. Sein unruhiges Leben endete ſchon 1562 in Zürich, aber ſeine Meinungen erbten fort, und wurden durch ſeinen Neffen, den Erben ſeiner Handſchriften, weiter verbreitet. — Dieſer, Fauſtus Socinus, geb. 1539, war dem Beiſpiel ſeines väterlichen Oheims gefolgt, hatte früh Unterſuchungen über Glaubenswahrheiten ſich ergeben, dabei in endloſe Zweifel ſich verſtrickt, und den Verdacht ketzeriſcher Anſichten auf ſich geladen. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte er deßhalb ſeine Vaterſtadt Siena verlaſſen müſſen, und dann in Lyon fortgearbeitet. Durch den Tod ſeines Oheims in den Beſitz der Handſchriften deſſelben geſetzt, beſchäftigte er ſich ſo angelegentlich mit dem Studium derſelben, daß die darin enthaltene Lehre, ſeinen vorgefaßten Meinungen entſprechend, ſich bald ſeiner

ganzen Überzeugung bemächtigte. In Florenz, wo er mehrere Jahre am Hofe des Großherzogs lebte, begann er die Verbreitung ſeiner Lehren durch kleinere Schriften, denen er aber ſeinen Namen nicht vorſetzte; in Baſel, wo er Schutz ſuchte vor den Gefahren der italieniſchen Inquiſition, befeſtigte er ſich immer mehr in ſeinen Irrthümern. Dieſe entwickelte er dann ungeſcheuter in Siebenbürgen, wo er viele Gehülfen fand, und ging endlich nach Polen, weil er dort auf noch zahlreichere Anhänger rechnen konnte. Aber die ſogenannten unitariſchen Gemeinden, die in dieſem Lande ſchon beſtanden, und von demſelben Irrwahn, der ihn befangen hielt, angeſteckt waren, fanden bei ihm doch ſo viele, von den ihrigen abweichende Lehrſätze, daß ſie ihn nicht einmal in ihre Gemeinſchaft aufnahmen. Gleichwohl gewann er viele Andre für ſeine Meinungen, und verband dieſe in mehrere kleine Gemeinſchaften; viele vom Adel, ſelbſt mehrere Geiſtliche wurden durch ſeine Beredſamkeit und ſein feines, einſchmeichelndes Betragen gewonnen, und ſchloſſen ſich jenen an. Indeß trafen ihn auch viele Verfolgungen in Polen; ſeine Güter in Italien waren eingezogen worden; ſchwere Krankheiten lähmten ſeine Kräfte; im Jahr 1604 ſtarb er in Polen. — Sein Name, ſchnell durch ganz Europa erſchollen, ward von vielen, die zu ähnlichen Spitzfündigkeiten, Zweifeln und ungläubigen Meinungen ſich hinneigten, mit Verehrung; von vielen frommen Chriſten mit Unwillen, von Eiferern mit Abſcheu genannt. Aber ſein Einfluß war groß und weit verbreitet; nicht die ſogenannte Kirchenlehre nur, auch weſentliche Bibellehren hatte er angefochten, den Glauben daran und an das Unbegreifliche überhaupt wankend gemacht, und mehrere widerſtreitende, zum Theil einander widerſprechende Lehren aufgebracht, die nicht einmal wiſſenſchaftlich begründet, ſondern nach dem eitlen Wahn einer übermüthigen, grundloſen Klügelei willkürlich erſtanden, und eben ſo willkürlich, loſe aneinander gereiht waren. — Er, und die Ähnlichgeſinnten gingen aus von Zweifeln an der Gottheit Chriſti; die Unſtatthaftigkeit derſelben vorausſetzend, weil ihnen die göttlich-menſchliche Natur des Erlöſers unbegreiflich und unerklärbar war, und ſie nur das Erklärbare für Glaubenswahrheit hielten, wiewohl ſie, im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, doch andre, eigentlich eben ſo unerklärbare Glaubensſätze annahmen, gingen ſie an das Leſen der heiligen Schrift, und konnten nun auch in dieſer jene unergründliche Lehre nicht finden. Sie mußten nun gleichermaßen nicht nur die kirchliche Dreieinigkeitslehre verwerfen, ſondern auch die Bibellehre von Vater, Sohn und Geiſt mißdeuten und entſtellen, indem ſie die ſeltſamſte und eigenmächtigſte Erklärungsweiſe ſich erlaubten. Und wie Ein Irrthum, den man lieb gewonnen, in welchem der Dunkel des eignen Wiſſens ſich befriedigt, immer tiefer in Irrthum verſtrickt, ſo verſank auch Socinus aus jenen Grundirrthümern in andere, die ihn mit der Lehre aller chriſtlichen Kirchengemeinden immer mehr in Zwieſpalt ſetzten. Ke.

Socinianiſmus bezeichnet zunächſt die Lehre des Socinus und der Socinianer, überhaupt aber die Denkweiſe und das Ganze der Lehren, die mehr oder minder mit jener übereinſtimmen. Schon vor den beiden Socinen, ſchon ſeit dem dritten chriſtlichen Jahrhundert waren Männer aufgetreten, die nicht nur ſelbſt über die Perſon Chriſti ketzeriſche, unbibliſche und un-

kirchliche Meinungen hegten, ſondern auch ganze Geſellſchaften, ſtreitende Secten im Bekenntniß ihrer Irrthümer verbanden. Sabellius, Paul von Samoſata, Arius und mehrere andre hatten ſeit dem dritten und vierten Jahrhundert durch die zuverſichtliche und hartnäckige Mittheilung ihrer Lehren, und durch ihre Sectirerei der Kirche einen ſchweren Kampf erregt, und ein verführeriſches Beiſpiel für die folgende Zeit hinterlaſſen. — Der Geiſt, der ſie verleitete, der Geiſt des ungläubigen Klügelns über Glaubenswahrheiten, des übergroßen Selbſtvertrauens, das die Erfindungen des eignen Nachdenkens für die unbedingte Wahrheit hielt, des ſelbſtgefälligen Abſprechens, das jede beliebige Erklärung, wenn ſie nur etwas Unbegreifliches begreiflich zu machen ſchien, und dem Menſchen die Demuth erſparte, etwas über die Schranken ſeiner Erkenntniß Erhabenes anerkennen zu müſſen, als die rechte Weisheit geltend machen wollte; dieſer Geiſt erwachte von neuem bald nach dem Beginn der Reformation, die das theure Gut der Glaubens-, Gewiſſens- und Denkfreiheit errettete, aber natürlich weder alle für dieſe köſtliche Freiheit ſogleich empfänglich machen, noch ihren Mißbrauch gänzlich verhüten konnte. Der kühne Streit der Reformatoren gegen die Tyrannei der Hierarchie, gegen einen unnatürlichen Glaubenszwang, gegen die geiſtlähmende Beſchränkung der Denk- und Lehrfreiheit, gefiel nicht bloß den Leſern, ſondern auch vielen zum Theil wohlmeinenden, aber verwegenen und Willkür liebenden Männern, die bald zu bemerken glaubten, daß jene mit ihrer weiſen Mäßigung nicht weit genug gingen, zu viele vermeintlich veraltete Meinungen und Gebräuche fortdauern ließen, überhaupt nicht genug das alles niederriſſen, was den ſchonungsloſen Zerſtörern entbehrlich oder irrig und ſchädlich ſchien. Ludwig Hezzer, Johannes Campanus, Michael Serratus, und mehrere Andre hatten den Socinen ſchon den Weg geebnet; in Italien, der Schweiz, Frankreich und ſelbſt in Deutſchland waren kühne Neuerer aufgetreten, die gegen die Bekenntniſſe der römiſchen wie der evangeliſchen Kirche gleich heftig ankämpften, und die Lehren früherer Ketzer erneuend, hie und da Beifall fanden, und je dreiſter und willkürlicher ſie ihre Meinungen vortrugen, eine leichtgläubige, die dargebotene Willkür und Selbſtmacht begierig ergreifende, in dem raſchen Umſturz aller beſtehenden Verhältniſſe, und dem ſchmeichelhaften Verwerfen alles deſſen, was ihnen zeither Ehrfurcht geboten, ſich gefallende Schaar gewannen, und ſo eine Menge kleiner Ketzerhaufen bildeten, die in vielen Punkten von einander abweichend, doch in gewiſſen Hauptlehren, und beſonders in einem gemeinſamen Streben übereinſtimmten. In den meiſten Ländern, wo man ſolche Sectirer entdeckte, wurden ſie gedrückt, verfolgt und vertrieben; nur in Siebenbürgen und Polen, wo ähnliche Geſellſchaften ſchon entſtanden waren, fanden ſie Zuflucht und geraume Zeit Schutz und Sicherheit. Man nannte ſie im Allgemeinen Unitarier, weil ſie beſonders die Lehre von der Einheit (unitas) Gottes im Gegenſatz gegen die kirchliche Dreieinigkeitslehre ſtreng auffaßten, und von dieſem Standpunkt aus, andre chriſtliche Lehren verwarfen. Weil die von Socinus geſtifteten Gemeinden beſonders zahlreich waren, nannte man ſolche unitariſche Gemeinden überhaupt Socinianer, wiewohl die meiſten ſich ſelber lieber Uni-

tarier, auch wohl chriſtliche Brüder nannten. So mannichfache Glaubensbekenntniſſe ſie bekannt machten, ſo war doch keins geeignet, ſie unter einander in Einverſtändniß zu bringen, und eine gemeinſame Überzeugung zu bewirken. Sie blieben in viele kleinere und größere Haufen geſpalten, die auch durch verſchiedne Parteinamen ſich unterſchieden. Nicht nur wichen die polniſchen Unitarier von den ſiebenbürgiſchen in weſentlichen Punkten ab, ſondern auch jene trennten ſich wieder in Pinczowianer und Rakauer (Namen von zwei polniſchen Städten, ihren Hauptſitzen), in Tarnorianer und Budnäiſten (Namen von zwei Parteihäuptern). Ihre berühmteſten Lehrer waren im 17ten Jahrhundert Johann Crell, Chriſtoph Oſterod, Jonas Schlichting, Valentin Schmalz, Johann Volkel, Martin Ruarus, Johann Ludwig Baron von Wollzogen, und beſonders Andreas Wilſowatius. — In der Regel waren ihre Glaubensbekenntniſſe nach der äußern Form des apoſtoliſchen, aber von dieſem in ihrem Inhalt durchaus abweichend, verabfaßt, indem ſie die Form nur beibehielten, um einen Schein von Rechtgläubigkeit zu gewinnen. Selten haben ſie ganz ehrlich und frei ihre wahre Überzeugung ausgeſprochen; immer den rechtgläubigen Ausdrücken und Formeln, deren ſie ſich bedienten, einen andern verſteckten Sinn untergelegt, und dadurch ihre Wahrheitsliebe ſehr verdächtig gemacht. Auch einzelne trugen kein Bedenken, ſelbſt in den öffentlichen Bekenntniſſen, denen ſie das Anſehn ſymboliſcher Bücher gegeben, ſich mannichfache Veränderungen zu erlauben. Ihre wichtigſten Schriften, die ihre Lehre erörterten und vertheidigten, ſind von Rakow ausgegangen, wo ſie eine eigne Druckerei und ein Seminarium hatten. Man lernt ihren Lehrbegriff ziemlich genau, wiewohl nicht vollſtändig aus dem rakower Catechismus kennen. — Als zu Anfang des 18ten Jahrhunderts eine heimliche ſocinianiſche Gemeinde in Altdorf entſtand, und von da aus ſich auf andre deutſche Univerſitäten zu verbreiten begann, wurde ſie ſchnell unterdrückt. Auch in Polen duldeten die Gemeinden viele Verfolgungen; doch erhielten ſie ſich; am blühendſten und zahlreichſten ſind ſie noch jetzt in Siebenbürgen, wo ſie Duldung gewannen, unter dem Namen der Unitarier; denn Socinianer zu heißen, verſchmähen ſie. — Alle dieſe Parteien berufen ſich auf die heilige Schrift, und belegen ihre Behauptungen mit gemißdeuteten Stellen derſelben. — In neuern Zeiten hat ein heimlicher Socinianismus viel Beifall gefunden, aber mehr eine Schule als eine wirkliche Religionspartei gegründet. Der geſammte Socinianismus iſt ein recht in die Augen fallender Beweis, welchen Irrthümern der Menſch ſich preisgibt, wenn er allein ſeinem übermüthigen Wiſſen vertraut, und nichts für wahr und wirklich erkennt, als was er mit ſeiner Beſchränktheit zu umfaſſen und zu durchdringen vermag. Ke.

Soffiten, ſ. Schaubühne.

Sokrates. An dieſem großen und ehrwürdigen Manne hat die Nachwelt auf eine glänzende Weiſe dargethan, daß das wahre Verdienſt nicht vergebens auf den gerechten Richterſpruch derſelben ſich berufe. Ihn, den Herrlichen, den die Eiferſucht engherziger und boshafter Zunftgenoſſen endlich unterdrückte, den die Raſerei eines verblendeten Pöbels zum Tode verdammte, ihn ehrt eine gerechtere Nachwelt als ein erhabenes Muſterbild echter

Humanität, in ihm erblickt ſie den Repräſentanten einer vernünftigen Denk- und Handlungsweiſe, auf ihn führt ſie alles zurück, was die vorzüglichſten Geiſter Griechenlands in der Weisheitslehre großes und preiswürdiges geleiſtet haben. Aber es iſt auch unwiderſprechlich gewiß, daß Sokrates, man mag nun die Kraft ſeines gebildeten Geiſtes, oder die Reinheit ſeiner edeln Geſinnung, oder den Inhalt ſeiner vortrefflichen Belehrungen, oder den Umfang ſeines nützlichen Wirkens, oder das Ende ſeines göttlich geführten Lebens betrachten, überall und in jeder Beziehung der aufrichtigſten und höchſten Bewunderung gleich würdig erſcheint. Sokrates wurde 470 vor Chr. Geb. am 27ſten April geboren. Sein Vater, ein unberühmter Bildhauer, hieß Sophroniskus, und ſeine Mutter, Phänareta, trieb die wohlthätige Kunſt einer Hebamme. Da ſeine Ältern unbemittelt waren, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſein Vater ihn den nächſten Weg zum Erwerb führte, und ihn die Fertigkeiten, die er ſelbſt beſaß, lehrte, wenn es auch nur ein Mährchen ſeyn ſollte, daß man noch bis auf die Zeiten des Pauſanias herab, drei Statuen der Grazien, als ſein Werk, am Eingange der Akropolis von Athen gezeigt habe. So unbefriedigend auch die wenigen zerſtreuten Nachrichten über die Jugendbildung des großen Mannes ſind, ſo kann man doch mit Gewißheit behaupten, daß er, ungeachtet der Dürftigkeit ſeines Vaters, eine gute Erziehung, nach dem Sinne der Griechen und des damaligen Zeitalters, erhalten habe, und alſo in der Muſik und Gymnaſtik unterrichtet worden ſey; denn dies waren die beiden Hauptbeſtandtheile einer edlen Erziehung. Es könnte auch wohl ſeyn, daß ſein reicher Freund Kriton, der mit ihm in gleichem Alter war, ſchon früh an ihm beſondern Antheil genommen, und ihm zur Befriedigung ſeiner Wißbegierde behülflich geweſen ſey. So viel können wir wenigſtens mit pſychologiſcher Gewißheit annehmen, daß der göttliche Genius des Sokrates früh die Schwingen geregt, und ihn ſelbſt angetrieben habe, die Schriften der berühmteſten Weiſen in Verſen und Proſa zu leſen, und alles aufzufaſſen, was ſeine Zeit und ſeine Vaterſtadt ihm an Licht und Aufklärung über die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens darbot. Gewiß waren alſo alle Fürſten der damaligen Weltweisheit ſeine Lehrer, aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß er von Keinem derſelben befriedigt wurde. Damals verwirrten die Sophiſten (ſ. d. Art.) die Köpfe und Herzen der griechiſchen Jugend. Sokrates, der von der heftigſten Begierde erglühte, die Geheimniſſe der Welt zu erforſchen, verſäumte nicht, den Unterricht der berühmteſten dieſer Irrlehrer zu benutzen; aber je mehr er darüber nachdachte, deſto dunkler wurden ihm die erhabenen Gegenſtände dieſer Forſchungen; und je mehrere Sophiſten er hörte, deſto ungewiſſer ward er ſelbſt über das, was ihm früher gewiß geweſen war. Unwillig über dieſe Vereitelung ſeiner feurigſten Wünſche, verließ er bald auf immer die Hörſäle der ſogenannten Weiſen, die ihm ſchon damals in ihrer ganzen innern Blöße und Leerheit erſchienen, und er beſchloß, nicht bloß nun durch Selbſtdenken zu finden, was ihm Andre nicht geben konnten, ſondern auch ſich eine neue Bahn zu öffnen, um auf derſelben ſicher zum Lichte hindurchzudringen. In dem unermeßlichen Leeren, in welchem ſich die Sophiſten und die früheren Weltweiſen verloren hatten, das mußte ſein klarer

Geiſt bald einſehen, war kein ſicherer Standpunkt zu finden, von welchem er bei ſeinen Forſchungen ausgehen konnte; dagegen machte die merkwürdige Inſchrift des delphiſchen Apollotempels: „lerne dich ſelbſt kennen,“ die wie eine Stimme Gottes aus höhern Sphären zu ihm tönte, einen wunderbaren Eindruck auf ihn, und mit einem freudigen: „Ich hab' es gefunden,“ begann er, dieſer göttlichen Aufforderung gemäß, in ſich einzukehren, über ſein Inneres, und namentlich über die Geſetze des Handelns nachzudenken, und faßte nun den Entſchluß, ſein ganzes Leben dem erhabenen Geſchäfte zu widmen, ſeine Mitbürger über ihr höchſtes Intereſſe aufzuklären, und ſie zu guten, frommen und rechtſchaffenen Menſchen zu bilden. Wie alle große Männer, glaubte er im freudigen Erſtaunen über dieſen herrlichen und göttlichen Gedanken von der Gottheit ſelbſt dazu berufen zu ſeyn, und in feſter Überzeugung hing er noch in den letzten Augenblicken ſeines wohlthätigen Lebens und mit liebenswürdiger Schwärmerei an dem Gedanken, daß er ein Gottgeſandter ſey. Ungefähr im dreißigſten Jahre ſeines Alters war es, da er den Entſchluß faßte, ſein Leben der wahrhaft menſchlichen und göttlichen Weisheit zu widmen, die abſcheulichen Verderber der Wiſſenſchaft und der Moral mit allen Waffen des heiligen Geiſtes zu beſtreiten, und ewige Keime für eine Saat auszuſtreuen, die, wie er ſelbſt kaum hoffen konnte, die herrlichſten Früchte hervorgebracht hat. Um zuerſt das Feld, welches er zu bearbeiten gedachte, von dem üppig wuchernden Unkraute zu ſäubern, ſetzte er ſich gegen die Sophiſten in den entſchiedenſten Gegenſatz. Während jene in ihrem Äußern alle Pracht und allen Reichthum prunken ließen, erſchien Sokrates mit rührender Einfachheit in einen Mantel von geringem Stoffe gehüllt, den er das ganze Jahr hindurch trug, und kleidete ſich nur an Feſten oder bei feierlichen Gaſtgelagen ſorgfältiger. Sogar Schuhe verſchmähte er, ſelbſt im Winter. Allerdings fehlten ihm die Mittel, ſich Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen; aber wie leicht würde es ihm geworden ſeyn, von ſeinen Freunden und Schülern ſo viel zu erlangen, als erfoderlich war, um ſich wenigſtens gegen Froſt und Hitze zu ſchützen. Doch ſeinem göttlichen Geiſte ſchien es unwürdig, die Weisheit wie gemeines Marktgut zu verhandeln, und ihm ſelbſt war die vollkommenſte Unabhängigkeit, die unbedingteſte Freiheit das höchſte Erdengut. Allerdings mag es uns räthſelhaft ſeyn, wie Sokrates ohne alle öffentliche und beſondre Unterſtützung nicht nur ſelbſt leben, ſondern auch ſeine Familie habe erhalten können. Aber durch zu viele authentiſche Zeugniſſe ſeiner Schüler iſt es beſtätigt, daß er alle Anerbietungen ſeiner reichern Freunde ausgeſchlagen, und von ihnen nicht das Geringſte angenommen habe. Er ſtellte alſo an ſich ſelbſt ein merkwürdiges Muſter auf, wie heldenmüthig er durch die Kraft ſeiner geläuterten und tugendhaften Denkart über einen der mächtigſten ſinnlichen Triebe zu ſiegen vermocht habe, ſo daß ſelbſt ſeine boshaften Gegner nicht wagten, ſeine Uneigennützigkeit nur von ferne anzutaſten. In der entſchiedenſten Beſchränktheit aller Annehmlichkeiten des Lebens bewährte er ſich ganz vorzüglich als einen wahrhaft göttlichen Menſchen, indem er allen ſinnlichen Genuß verachtete, und nur für die höhere nützliche Wirkſamkeit als Lehrer der Tugend und Religion lebte. In derſelben ſuchte und fand er ſein höchſtes Glück; ihr widmete er

jeden Augenblick ſeines Lebens; für ſie opferte er alles auf, was gewöhnlich Menſchen wünſchenswerth iſt. Dieſe Lehrthätigkeit des Sokrates hatte zwei verſchiedene Richtungen, die nur ſolche ausgezeichnete Geiſter als Sokrates und Chriſtus, um menſchlich von dem, der ſich ſelbſt Menſchenſohn nannte, zu ſprechen, vereinigen konnten. Sokrates war nämlich zuerſt Volkslehrer. Für einen an das athenienſiſche Volk von der Gottheit Geſandten hielt ſich Sokrates, wie er dieſes in der Apologie des Platon ſelbſt erklärt. Deßwegen war er von frühem Morgen an geſchäftig, Menſchen aufzuſuchen, um ſie über alles zu belehren, was dem Menſchen überhaupt und insbeſondre jedem nach ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen wichtig ſeyn kann und ſoll. Er ging daher alle Tage auf die öffentlichen Verſammlungsplätze, auf die volkreichſten Straßen, oder auch in die Wohnungen der Künſtler und Handwerker, und redete mit ihnen über die Pflichten der Religion, der geſelligen und ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe, über Freundſchaft, Sparſamkeit, Eintracht, Gerechtigkeit, Liebe, Dienſtfertigkeit, Mäßigkeit, Anſtand, kurz über alle Gegenſtände der Moral, aber auch über Ökonomie, Kriegswiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbe; ſuchte die herrſchenden irrigen Begriffe im Allgemeinen und Beſondern zu widerlegen, richtige Grundſätze an die Stelle der Vorurtheile zu ſetzen, durch eindringende Ermunterungen den beſſern Genius in den Gemüthern ſeiner Zuhörer zu erwecken, ſie zu ermuthigen und zu tröſten, zu erleuchten und zu beſſern, mit Einem Worte, Licht und Wärme überall zu verbreiten, und die Menſchen in ihrem innern Zuſtande zu beglücken. Da gab es keinen Gegenſtand des Lebens, über den er nicht eben ſo unbefangen als klar geſprochen, keinen Menſchen, an dem er nicht mit der ungekünſteltſten Herzlichkeit Theil genommen, kein Vorurtheil, das er nicht lebhaft beſtritten, keinen Gegner, den er nicht ſanftmüthig zurechtgewieſen, keine wichtige Wahrheit, die er nicht eingeſchärft und in ihrem wohlthätigen Einfluſſe dargeſtellt hätte. Eine ſolche Erſcheinung hatte Griechenland noch nicht geſehen, und die ganze Geſchichte ſtellt auch nur wenige glänzende Häupter auf, die mit ihm verglichen werden konnten. Er war wirklich der Göttlichen Einer, welche Zierden des menſchlichen Geſchlechts genannt zu werden verdienen. Daß nicht dieſe Wirkſamkeit mit mannichfaltigen Schwierigkeiten verbunden geweſen ſeyn ſollte, wie läßt ſich dies bezweifeln. War es nicht an und für ſich ſchon ein mühevolles Geſchäft? Und wie ſehr mußten die Äußerungen des Spottes, der Verblendung, der Bosheit, der Fühlloſigkeit, des Neides, der Undankbarkeit eine ſo reine Seele betrüben! Aber dieſer Weiſe war über alle Schwachheiten unſers Geſchlechts erhaben, ſein ganzes Weſen ſchien ſich in reine Vernunft aufgelöſ't zu haben, und er ſchwebte, wie ein Gott, über allem Irdiſchen, und ſchien völlig unerreichbar von den Dünſten der Erde zu ſeyn. In dieſem allerdings erhabenen Lobſpruch ſtimmen alle unbefangenen Kenner ſeiner Geſchichte überein, und wir dürfen deßhalb nicht fürchten, den Vorwurf der Übertreibung auf uns zu laden. Deßwegen thronte eine unumwölkte Heiterkeit auf ſeiner Stirne; eine ſich ſtets gleichbleibende Fröhlichkeit und Munterkeit belebte ſeine Blicke und Worte, auf dem Markte wie zu Hauſe, unter dem Volke, wie in dem traulichen Kreis der Edlern, die Liebe zur Wahrheit und Tugend mit ihm verband, war er ſtets der-

ſelbe, ſo daß ſelbſt Xanthippe, ſein Ehegemahl, beim Cicero von ihm rühmt, daß er beim Eingang wie beim Ausgang immer dieſelbe Miene gehabt habe. In dieſer Rückſicht iſt er vielleicht der Erhabenſte aller Sterblichen, und ein jeder greife in ſeine Bruſt, und prüfe ſich, welchen Kampf er beſtehen müßte, wenn er zu ſolchem unerſchütterlichen Gleichmuthe ſich heraufarbeiten ſollte. Daß dazu bei Sokrates eine glückliche Organiſation der Elemente des geiſtigen und körperlichen Lebens viel beigetragen habe, dies leidet keinen Zweifel. Aber Sokrates war nicht bloß ein Kind der Natur, ſondern der eignen ſchweren, aber preiswürdigen Selbſtbildung. Er ſelbſt behandelte ſeinen Körper als Diener, härtete ihn durch Ertragung von Beſchwerden aller Art ſo ab, daß ihm nun die Tugend der Mäßigkeit ſehr leicht wurde, und er bis in das höchſte Alter jugendliche Kraft des Geiſtes und Körpers ſich erhielt. Daher war er auch ein liebevoller Gatte und Vater, ſo wenig auch ſein Gemahl, Xanthippe, dieſes erhabenen Weiſen würdig war. Er betrachtete ſie mit einer ein bewunderndes Lächeln abnöthigenden Scherzhaftigkeit als ein vortreffliches Übungsmittel ſeiner Selbſtbeherrſchung, und nur bedauern können wir es, daß wir von der Art, wie er ſeine drei Söhne erzog, nicht mehr wiſſen, als was Xenophon in ſeinen Denkwürdigkeiten von dem Geſpräche mit ſeinem älteſten Sohne Lamprokles aufbehalten hat. Er lehrte aber nicht bloß ſeine Mitbürger, was ſie zu thun hätten, ſondern er leuchtete ihnen auch mit dem herrlichſten Beiſpiele vor. Er ſtellte wirklich ein Muſterbild erhabener Tugend dar. Wenn wir ihn als Menſchen im Verhältniß zur Gottheit betrachten, ſo erblicken wir ihn als einen eifrigen Verehrer des höchſten Weſens, der ſich ſogar hütete, ſeinen ſchwächern Mitbrüdern ein Ärgerniß zu geben, und daher alle religiöſen Gebräuche, die Alterthum und Sitte geheiligt hatten, mit Sorgfalt beobachtete. Was er ferner als Freund, oder im Verhältniß zu ſeinen Stammgenoſſen war, dies geht aus ſeinem Leben ſelbſt hervor. Aber ſelbſt als Staatsbürger erfüllte er mit muſterhafter Treue alle ihm obliegenden Pflichten. Drei Mal that er Kriegsdienſte, zum erſten Male in ſeinem 39ſten Jahre bei der Belagerung von Potidäa in Thrazien. Hier übertraf er alle ſeine Mitſtreiter durch die Leichtigkeit, mit welcher er die Beſchwerden eines Winterfeldzugs ertrug; zeichnete ſich durch Tapferkeit aus, rettete ſeinem Freunde Alcibiades das Leben, und überließ dieſem Jünglinge mit edler Uneigennützigkeit die Ehrenpreiſe, die ſeiner Tapferkeit beſtimmt waren. Sieben Jahr ſpäter führte er im Dienſte ſeines Vaterlandes abermals die Waffen bei Delium; und er war auf der Flucht der letzte. 420 zog er mit Kleon gegen Amphipolis bei Thrazien; und dies war das letzte Mal, daß er das Schwert zog. So entzog ſich alſo der erhabene Weiſe ſelbſt den niedrigern Dienſten des Vaterlandes nicht, wenn es galt, ſeiner Bürgerpflicht ein Genüge zu leiſten. Und wie muſterhaft war ſein Benehmen, als er im 65ſten Jahre ſeines Alters zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert gewählt wurde. Er erlangte ſogar die Würde eines Epiſtaten, der an dem Tage, da er dieſe Würde bekleidete (Epiſtat war man nur Einmal und an Einem Tage ſeines Lebens), die Volksverſammlungen leitete, und die Schlüſſel der Feſtung und des Schatzes bewahrte. Damals gerade waren 10 Admirale als Majeſtätsverbrecher angeklagt wor=

den, weil ſie nach der Schlacht bei den arginuſiſchen Inſeln die heilige Pflicht des Begrabens der Erſchlagenen wegen eines Ungewitters nicht hatten erfüllen können. Die Feinde der unſchuldigen Feldherren wendeten alle Künſte des Mitleids und der Bosheit an, um das Volk zu einem Todesurtheil gegen dieſelben zu bewegen. Durch Ränke wußten ſie mehrere Verſammlungen aufzuheben, da ſie ſahen, daß das Volk, die Unſchuld der Angeklagten anerkennend, zur Losſprechung geneigt war. Endlich wurde eine neue Verſammlung gehalten, und zwar gerade an dem Tage, da Sokrates Epiſtat war. Sie verlangten nun ſogar gegen ein altes Geſetz, daß in dieſer Verſammlung zugleich über Alle das Todesurtheil ausgeſprochen werden ſollte. Durch gedungene Böſewichter aufgereizt, foderte wirklich das Volk mit heftigem Ungeſtüm von den Vorſtehern (Prytanen) und von dem Sokrates dieſe Verletzung des Staatsgeſetzes. Aber keine wilde Drohung konnte die ſtandhafte Gerechtigkeitsliebe des hohen Weiſen erſchüttern, und ihm ward der beneidenswerthe Triumph, daß er in ſeinem eignen Gerichte ſeinen Feinden ins Angeſicht ſagen konnte, wie allein durch ihn jene zehn unſchuldigen Männer von dem nahen Verderben glücklich gerettet worden wären. Wo die That ſo laut ſpricht, bedarf es keiner rühmenden und lobpreiſenden Worte. Doch nicht bloß Lehrer des Volks war Sokrates, ſondern er widmete ſich auch ganz beſonders dem ehrenvollen Geſchäfte, lernbegierige Jünglinge für das Reich der Wahrheit zu bilden. Er hatte daher beſtändig einen Kreis edler Jünglinge und Männer um ſich, die ihn überall begleiteten, und die ſeinen Unterricht in allen Theilen der Wiſſenſchaft, ſo weit er ſie ſelbſt ergründet hatte, erhielten. Dieſe Schüler ſind es, welche durch ihn den Geiſt unbefangner Forſchung empfingen, und zugleich für das Höchſte, für Wahrheit, Religion und Tugend, wahrhaft begeiſtert wurden. Daher ſind alle ſpätern philoſophiſchen Schulen eigentlich auf ihn zurückzuführen, und er iſt als derjenige anzuſehen, welcher dem philoſophiſchen Nachdenken unter den Griechen die Richtung auf das einzig wahre Ziel gab. Welch ein Verdienſt! Zu ſeinen ausgezeichnetſten Schülern gehören Alcibiades, Kriton, Xenophon, Antiſthenes, Ariſtippos, Phädon, Äſchines, Kebes, Euklides und Platon. Dieſe ſcheint er ganz beſonders unterrichtet zu haben. Denn aus den zerſtreuten Nachrichten des Xenophon und Platon geht unwiderſprechlich hervor, daß er ihnen Staatsweisheit, Redekunſt, Logik, Moral, Arithmetik, Geometrie vortrug; mit ihnen die vorzüglichſten Dichter las, und ſie auf die Schönheiten derſelben aufmerkſam machte; außerdem ihre Begriffe über alle Gegenſtände des Lebens aufzuklären und zu berichtigen; ſie zur gewiſſenhaften Erlernung alles deſſen, was dem Menſchen wichtig ſeyn muß, zu ermuntern ſuchte. Kalokagathon, d. h., erleuchtete und tugendhafte Männer, wollte er aus ihnen machen, weil er den Zuſtand der Unwiſſenheit und Laſterhaftigkeit für höchſt traurig erklärte. Und wie belehrend, wie erregend, wie erleuchtend mußte für dieſe Männer ſein ſteter Umgang ſeyn! Kann es zweifelhaft ſcheinen, daß der Geiſt eines Platon mächtig entzündet werden mußte, wenn er auch nur als Zuhörer bei den Unterredungen des Sokrates mit Andern zugegen war! Jeder ſchlummernde Funke mußte hier geweckt, jede Kraft in Bewegung geſetzt werden. Und gerade daß Sokrates keinen Schulzwang kannte, ſondern einzig darauf aus-

ging, das Selbſtdenken zu wecken, mußte ungemein vortheilhaft ſeyn. Wie beſchränkt iſt daher die Anſicht derer, die deßwegen bedenklich den Kopf ſchütteln, weil Sokrates kein Syſtem aufſtellte. Platon und Ariſtoteles waren freilich größere Syſtematiker, aber dem Sokrates gebührt der große Ruhm, den Genius des Platon geweckt, und die Philoſophie vom Himmel auf die Erde gerufen, d. h. zur wahren Weisheit umgebildet zu haben. Wegen dieſes ihm eignen, erkennt auch das ganze Alterthum eine ſokratiſche Schule an, und der Name des Sokrates galt für Eine der ehrwürdigſten Autoritäten. Er war aber auch wirklich im eigentlichen Sinne des Worts originell, ſowohl in Rückſicht des Stoffes als der Form ſeiner philoſophiſchen Forſchungen. Um bei der letzteren anzufangen, ſo war ſie völlig von der bisherigen Methode verſchieden. Nicht in langen, ausgearbeiteten oder aus dem Stegreif gehaltenen Vorträgen beſtand ſein Unterricht, ſondern in freien Mittheilungen, die durch Frage und Antwort das größte Intereſſe erhielten. Er philoſophirte alſo nicht vor, ſondern mit ſeinen Schülern, und wirkte daher mit unwiderſtehlicher Macht auf das Innerſte ihres Geiſtes; er zwang ſie zum Selbſtdenken, und wer nur irgend einige Empfänglichkeit hatte, mußte durch ſeinen Umgang aufgeregt werden. Man überſieht gewöhnlich das Schwierige dieſer Lehrart. Nur ein ſeines Gegenſtandes völlig mächtiger Geiſt kann dieſelbe mit Glück befolgen; kann aber dann auch mit der größten Gewißheit auf Erfolg rechnen. Wie gewaltig der Stoß geweſen ſey, den Sokrates gab, ſieht man daraus, daß alle folgende Denker, den Ariſtoteles ausgenommen, in dialogiſcher Form philoſophirten. Dieſe Fragmethode war um ſo zweckmäßiger, da Sokrates erwachſene Männer vor ſich hatte, in deren Geiſte er ſchon eine verhältnißmäßige Menge von Begriffen vorfand, die er nur zu läutern und zu ordnen ſich bemühte. Offenbar hat man die Sokratik mit lächerlicher Verkehrtheit in Bauern- und Volksſchulen einzuführen geſucht, und eine dolziſche Catecheſe iſt von einem ſokratiſchen Geſpräche eben ſo verſchieden, als die leipziger Freiſchule von der ſokratiſchen. Es kann ſeyn, daß die Fragmente der ſokratiſchen Geſpräche, welche Xenophon mittheilt, uns oft ſehr unbefriedigt laſſen, aber in einer Vertheidigungsſchrift des Sokrates, und von einem Xenophon, darf man durchaus nicht den eigentlichen Geiſt dieſer Methode erwarten. Dieſen hat nur Platon erfaßt und dargeſtellt, daher auch von dem ganzen Alterthume Platon faſt für die einzige Quelle der ſokratiſchen Philoſophie angeſehen wurde, eine Bemerkung, welche die neueren Lobredner oder Tadler des Sokrates zu wenig berückſichtigt haben. Der hohe gewandte Geiſt des Sokrates richtete ſich bei dieſer Fragweiſe ſtets nach der eigenthümlichen und beſondern Beſchaffenheit ſeiner Zuhörer. Waren dieſe von Dünkel auf ihre vermeintliche Weisheit aufgeblaſen, ſo hüllte er ſich in ſeine Ironie, von welcher er als der Erfinder anzuſehen iſt. Dieſe Ironie beſtand in nichts anderm, als in der Kunſt, eingebildete Menſchen durch vorgelegte Fragen, bei denen Sokrates den Schein des Verfänglichen zu verbergen wußte, ihrer Unwiſſenheit zu überführen, und ihnen durch ihre eigenen widerſprechenden Antworten zu zeigen, daß ſie aller deutlichen und wahren Erkenntniß ermangelten, und daher des Unterrichts ſehr bedürftig wären. Oft beabſichtigte Sokrates, wenn er ſich mit ſolchen weiſen Thoren in

ein Geſpräch einließ, ſchlechterdings nichts weiter, als ſie ihres blendenden Scheins zu entkleiden, und ſie in ihrer Nacktheit darzuſtellen, daher Viele dieſer Geſpräche dem nach Gewißheit ſuchenden Leſer weniger Befriedigung gewähren, vorzüglich da Sokrates in denſelben ſeine Gegner mit ihren eigenen Waffen bekämpfte, und oft ſelbſt als Sophiſt erſcheint. Ganz anders verfuhr Sokrates mit ſolchen, die entweder im Denken ungeübt, oder zu ſchüchtern waren, um ſich auf ihre eignen Unterſuchungen zu verlaſſen. Mit der liebenswürdigſten Gutmüthigkeit trat er denſelben entgegen, ſuchte ſie durch herzliche Worte zu feſſeln, und ließ ſich ganz herab, um ihnen verſtändlich zu werden, und an ihre bereits erlangten Kenntniſſe ſeine Belehrungen anzuknüpfen. Dieſe theilte er nicht in hochtrabenden Ausdrücken mit, ſondern unter anſcheinend niedrigen und unbedeutenden Bildern und Gleichniſſen trug er ſie vor, erläuterte ſie durch Beiſpiele aus der Erfahrung, durch bekannte Dichterſtellen, oder auch durch Fabeln, kurz durch alle Mittel, die ihm ſein weiſer unerſchöpflicher Geiſt darbot. Allerdings kam es manchem verwöhnten Ohre ſonderbar vor, wenn es immer nur von Laſtefeln, Schmieden, Schuſtern und Gerbern hörte, aber hohe Weisheit war unter dieſer rauhen Schaale verborgen, und je tiefer man in den Geiſt und Sinn ſeiner Worte eindrang, deſto mehr fühlte ſich jede unverdorbene Seele angezogen und erweckt. Als ein wahrer Proteus verwandelte ſich Sokrates in eine geiſtige Hebamme, wie er ſich ſelbſt nannte, wenn er es mit talentvollen Jünglingen zu thun hatte, deren Kräfte er mit der ganzen Gewalt ſeines Geiſtes aufregen wollte. Sie ſelbſt ſollten Wahrheit finden lernen, und ob er dies ſchon auch auf dem Wege der Fragmethode zu bewirken ſuchte, ſo miſchte er doch längere Reden und Vorträge ein, in die er dann den ganzen Zauber ſeiner Beredſamkeit zu legen wußte. Daher legt ſelbſt Alcibiades beim Platon im Gaſtmahle, dieſer leichtſinnige, aber geiſtvolle Jüngling, folgendes Zeugniß ab: „Wenn ich ſonſt den Perikles, oder einen andern großen Redner hörte, ſo würde ich unterhalten und ergötzt, und ich fühlte, daß er ſchön geſprochen hatte. Aber bei keines Sterblichen Reden habe ich das empfunden, was mich dieſer durch bloße Worte bezaubernde Satyr hat empfinden laſſen. So oft ich ihn höre, ſo bin ich wie bezaubert und angefeſſelt. Mein Herz pocht mir, wie einem begeiſterten Corybanten; meine ganze Seele wird von ſeinen Worten, wie von Schlangenbiſſen verwundet, und iſt voll Unwillens, daß ſie noch immer ſo roh und ſo ſklaviſch geſinnt iſt. Ich weine oft Thränen des Unmuths, und ſtelle mir vor, daß ein ſolches Leben, als ich führe, elend und unrühmlich ſey. Und ich bin nicht der Einzige, der ſo kindiſch weint, und ſo an ſich verzweifelt, ſondern viele Andre thun deßgleichen.“ Welches Zeugniß! Wie gewaltig im Worte war alſo der Weiſeſte aller Griechen. Niemand ſehe ſich vergeblich im Xenophon nach ſolchen ergreifenden Vorträgen um. Theils läßt ſich der mündliche Zauber, die hohe Begeiſterung des Augenblicks nicht in die ſtumme Schriftſprache faſſen, theils ſcheint auch Xenophon gar nicht die Abſicht gehabt zu haben, das wahrhaft Idealiſche des Sokrates darzuſtellen, wenn wir ihm auch das Vermögen dazu nicht abſprechen wollen. Im Platon allein tönen echt ſokratiſche Klänge. Dieſe Kraft des Vortrags nun war es, die alle ſeine Schüler mit unwiderſtehlicher Gewalt an ihn feſſelte,

daß ſie wie bezauberte Liebhaber an ihm hingen, und daß von ihren Lippen das hohe Lob des großen Mannes in mächtigem Hall ertönte, ſo daß das ganze Alterthum und noch die Nachwelt davon widerhallte. Mögen nun einſeitige Krittler den Mangel ſyſtematiſcher Regelmäßigkeit an ſeiner Philoſophie tadeln; wir unſeres Ortes bekennen, daß dieſer wirkliche oder ſcheinbare Mangel uns in Nichts zu verſchwinden ſcheint, wenn wir die Wirkſamkeit des Sokrates in ihrem ganzen Umfange erwägen. Dazu gehört aber noch eine beſondre Darſtellung ſeiner philoſophiſchen Forſchungen. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß Sokrates die fruchtloſen Unterſuchungen über die Entſtehung des Weltalls und über die Zuſammenſetzung der einzelnen Theile deſſelben aufgab, weil er ſchlechterdings an der glücklichen Auflöſung dieſes großen Problems verzweifelte, und auch keinen practiſchen Nutzen daraus ziehen zu können meinte. Er behauptete, die Gottheit habe dieſe Gegenſtände abſichtlich in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, und es ſey Vorwitz, dieſen lüften zu wollen, um ſo mehr, da der Menſch ſo viele andre Dinge zu erforſchen habe, deren Kenntniß weit erſprießlicher für das Leben und Handeln wäre. Die Aſtronomie und Naturlehre verachtete er zwar keinesweges; allein bei dem damaligen Mangel an ſichern Kenntniſſen über die Gegenſtände dieſer Wiſſenſchaften beſchränkte er das Gebiet derſelben vielleicht zu ſehr. Er ſelbſt wählte ganz andre Gegenſtände für ſein Nachdenken, als die bisherigen Philoſophen, die ſpitzfündigen Eleaten, und die tiefſinnigen Phyſiker behandelt hatten. Er ſprach, wie Xenophon ſagt, immer von Dingen, welche die Menſchheit intereſſiren, und zeigte den Unterſchied zwiſchen Religion und Irreligion, erklärte, worin das Edle und Unedle, worin Recht und Unrecht, Vernunft und Thorheit, Tapferkeit und Feigheit beſtehe, lehrte, was ein Staat und Staatskünſtler ſey, ſprach von Beherrſchung der Menſchen, und von den dazu erfoderlichen Geſchicklichkeiten, und von allen andern Gegenſtänden, deren Kenntniß nach ſeinen Begriffen den würdigen und vollkommnen Mann ausmacht, und worin nur Menſchen von ſklaviſchen Seelen unwiſſend bleiben. Seine Forſchungen hatten durchaus eine practiſche Richtung, und das Theoretiſche ſchätzte er nur um des practiſchen Zweckes willen. Er ſetzte alſo zuerſt die Moral auf den Herrſcherſtuhl, und machte ſie zur Königin der Wiſſenſchaft, ein Verdienſt, welches nicht nur an und für ſich herrlich und groß iſt, ſondern auch um ſo glänzender wird, da ſein Leben in einen Zuſtand abſoluter wiſſenſchaftlicher Verworrenheit fiel. Im vollen Glanze der Mittagsſonne ſtrahlte daher das Geſtirn des weiſeſten aller Griechen am Himmel der Wiſſenſchaft. Von dem Urquell alles Empfindens und Denkens, von der Gottheit, ging Sokrates aus; denn von dem Daſeyn eines alles beherrſchenden, höchſt mächtigen, weiſen, gütigen, allwiſſenden, und unſichtbaren Weſens war er auf das feſteſte überzeugt. Die ganze zweckmäßige Einrichtung der Natur, und insbeſondre der weiſe Bau des menſchlichen Körpers ſchien ihm nicht den mindeſten Zweifel über den Schöpfer deſſelben übrig zu laſſen; und ſo wie der Menſch die Kraft zu denken habe, ſo müſſe dieſelbe in noch viel höherm Grade dem Urheber der Vernunft zukommen. Daß ſie nicht mit Händen gegriffen und mit den Augen geſchaut werden könne, dies ſey eben ſo wenig ein Grund, an dem Daſeyn der Gottheit zu zweifeln, als man das Vorhanden-

ſeyn gewaltiger, aber den Sinnen verborgener Kräfte, die aus ihren Wirkungen erkannt würden, läugnen könne. Über die Subſtanz dieſes erhabenen Weſens nachzugrübeln, hielt er für vorwitzig; es war ihm genug, ſeine geiſtige Natur in ein helles Licht zu ſetzen. Daß er nur einen einzigen Gott als Schöpfer der Welt und Richter der Menſchen verehrte, iſt gewiß, da er einige Mal beim Xenophon ausdrücklich bloß von Einem Gotte ſpricht, obwohl er in andern Stellen auch Götter nennt, welches er vielleicht aus Schonung zu weit verbreiteter und zu tief eingewurzelter Vorurtheile that. Von der Vorſehung und Güte dieſes höchſten Weſens leitete er alle die Beweiſe der allgemeinen und beſondern Vortheile des Menſchen ab, und behauptete, daß die allwiſſende und allgegenwärtige Gottheit alles erkenne, und die geheimen Gedanken und Handlungen des Menſchen beobachte. Aber eben deßwegen ſey es für den Menſchen heilige Pflicht, dieſes hocherhabene und gnadenreiche Weſen nach ſeinem Vermögen zu verehren, zwar auch nach den Sitten und Geſetzen des Staats, durch Opfer, aber auch dadurch, daß man ihren Willen vollbringe, und thue, was ſie gebieten. Nach demſelben Grundſatze, nach welchem der Heiland der Welt ſich den Gebräuchen ſeiner Kirche nicht entzog, und noch am vorletzten Tage ſeines Lebens das Oſterlamm aß, nach welchem auch Luther nicht gleich Meſſe und Abendmahl über den Haufen warf, entzog ſich auch Sokrates den äußern religiöſen Gebräuchen ſeines Volkes nicht, opferte und betete an den Altären der Götter ſeines Vaterlandes zu Hauſe und öffentlich, und glaubte auch an die Offenbarung des göttlichen Weſens durch allerlei Erſcheinungen der ſinnlichen Erfahrung. Ihm ſelbſt that ſie ſich nach ſeiner Erklärung durch ein ihn ſtets begleitendes Dämonium kund, welches ihn warne, und von dieſem oder jenem abrathe. Vergeblich iſt es, wie überall, ſo auch hier, die Überzeugung eines das Göttliche unmittelbar vernehmenden Selbſtbewußtſeyns auf einen Erfahrungsbegriff zurückführen zu wollen. Muß nicht jeder höhere Geiſt das unmittelbare Ergreifen der Wahrheit von einer Wirkung der Gottheit ableiten? Vernünftele, oder beſſer, deutele an dieſer Vorſtellung wer da will, nur taſte er nicht mit ſeinem beſchränkten Verſtande das an, was das reinſte Urbewußtſeyn der das Ideale und Überſinnliche vernehmenden und ſchauenden Vernunft als gewiß durch ſich ſelbſt vernimmt. Jenes Feſthalten der durch Sitte und Alter geheiligten Religionsgebräuche hinderte ihn jedoch nicht, den Mißbrauch und die Vorurtheile, die mit dem Opferdienſte verbunden waren, kräftig zu beſtreiten. Nicht erkaufen, ſondern verdienen müſſe man die Gnade Gottes; und dies könne man nur durch ein unſträfliches Leben, welches der einzig wahre und herrlichſte Gottesdienſt ſey. Daß mit dieſem tugendhaften Leben auch Gebet verbunden ſeyn müſſe, das ſchärfte der erhabene Weiſe ebenfalls als eine unerlaßliche Pflicht ein. Alſo lehrte er ſeine Jünger beten; Vater Jupiter, gib uns alles Gute, warum wir dich bitten und nicht bitten, und wende alles Böſe, auch wenn wir dich darum bitten, von uns ab. Segne alle gute Handlungen, und belohne ſie mit Glück und Wohlſtand. Wer möchte dem Herrlichen bei ſolchen Betrachtungen das erhabene Verdienſt abläugnen wollen, daß er dem todten Gerippe der damaligen Philoſophie Leben und Seele eingehaucht habe?

Gibt es irgend einen Werth des menſchlichen Geiſtes, ſo hat dieſen ein ſolcher, der Andern ſo göttliche Wahrheit lehrt. Nicht weniger würdige Vorſtellungen hatte Sokrates von der menſchlichen Seele. Daß ſie göttlichen Urſprungs, und von allem Körperlichen völlig verſchieden ſey, daß ſie aber auch eben deßwegen durch die Vernunft und das Denkvermögen überhaupt mit der Gottheit in Verbindung ſtehe, dies war ihm entſchieden. Er läugnete jedoch nicht den Unterſchied derſelben ab; behauptete aber, daß Übung und Ausbildung ſie läutern, und die geiſtigen Elemente verbeſſern könne. Zu dieſer Ausbildung foderte er ſeine Zuhörer und Freunde mit göttlichem Ernſte auf. Er erklärte Bildung des Geiſtes für das höchſte Gut, deſſen der Sterbliche theilhaftig werden könne. Als ein herrliches Mittel dazu empfahl er die Selbſtkenntniß, und hielt diejenigen für die thörichtſten aller Thoren, die alles andre, nur ſich ſelbſt nicht kennten. Übrigens unterſchied Sokrates eine ſinnliche und vernünftige Seele, und behäuptete, daß die Begierden zugleich mit jener in den Körper gepflanzt worden wären, und ſie reize, dem Körper gefällig zu ſeyn. Von der Unſterblichkeit der Seele war Sokrates, wie man ſich leicht denken kann, ebenfalls auf das feſteſte überzeugt. Er ſchloß dieſes aus der innern Würde der Seele; ferner aus der Vorausſetzung, daß die Seele erſt den Körper belebe; aus dem Zuſtande des Träumens, aus dem Glauben der Vorwelt, und aus der Natur des göttlichen Weſens, von welchem die Seele herſtamme. Er ſah daher das Sterben für die Guten nur als einen Übergang in ein beſſeres Leben an, und redet in der Apologie mit rührender Gewißheit und bewundernswürdiger Reinheit von ſeinen Hoffnungen. Freudig bewegt fühlt ſich ſeine reine Seele bei dem Gedanken, an die Vereinigung mit den beſſeren Menſchen der Vorwelt; unerſchrocken will er vor die unbeſtechlichen Richter des Jenſeit treten, und dort im Lande der Seligen hofft er das reine Glück zu finden, und mit dem Bewußtſeyn, nach Wahrheit geſtrebt und nach Tugend heldenmüthig gerungen zu haben, in reichem Maße zu genießen. Erſchütternd dagegen ſind die Ausdrücke und Bilder, in welchen er von der Unſeligkeit der Böſen ſpricht. Jene Seelen, welche durch Laſterhaftigkeit in den Zuſtand der Krankheit verſetzt, durch Unmäßigkeit, Weichlichkeit oder andre Begierden voll Narben und gleichſam mit Peſtbeulen bedeckt ſind, in die Meineide und Ungerechtigkeiten aller Art ſcheußliche Spuren eingedrückt haben, werden in Wohnungen der Qual hinabgeſtoßen, damit ſie dort durch Strafen gebeſſert und geläutert, oder Andern zum warnenden Beiſpiel gezüchtigt werden. Dieſe Vorſtellung von den Wirkungen der Laſterhaftigkeit auf die Seelenſubſtanz (es bedarf keines Beweiſes, daß ſie bloß ſymboliſch oder bildlich zu nehmen ſind) übertreffen an abſchreckender Originalität alles, was je darüber geſagt und behauptet worden iſt, daher ſich der große Geſchichtſchreiber Tacitus nicht enthalten kann, dieſelbe ausdrücklich zu erwähnen, als er den Anfang eines Schreibens des Tyrannen Tiberius an den Senat in ſeine Erzählung einwebt, in welchem das Ungeheuer bekennt, daß ihn die Götter noch gräßlicher untergehen laſſen ſollen, als er täglich verzehrt zu werden fühle, wenn er wiſſe, was er an die Väter ſchreiben ſolle oder nicht. Auf ſeine Religionslehre gründete Sokrates ſeine Moral. Die Gottheit wolle, daß der Menſch tugendhaft ſey, und darum ſolle er

gut handeln. Dieſes pflichtmäßige Handeln ſey ferner auch der einzige Weg zur Glückſeligkeit. So wenig als Sokrates den undämoniſtiſchen Beweggrund von ſeiner Tugendlehre ausſchloß, ſo weit war er davon entfernt, ihn als den einzigen darzuſtellen. Er knüpfte alſo ein enges Band zwiſchen Religion und Tugend, und ſchlug den Weg ein, auf den alle wahren Tugendlehrer am Ende zurückkommen müſſen, und auch zurückgekommen ſind. Die innere Würde der Tugend mahlte er mit den anziehendſten Farben. Für einen ſeligen Zuſtand der Freiheit erklärte er die Herrſchaft über die ſinnlichen Triebe, ſagte, die Tugend nur ſey wahre Weisheit, und behauptete, daß Laſterhaftigkeit von dem Zuſtande des Wahnſinns durchaus nicht verſchieden ſey. Als Princip ſeiner Moral kann man das Geſetz annehmen: thue was die Gottheit gebietet. Welches nun eigentlich der Inhalt dieſer Gebote ſey, dies leitete er mehr aus einem gewiſſen moraliſchen Gefühl her, das über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, über Edles und Unedles, kurz über Tugend und Laſter hinreichend entſcheide, als daß er es in ein beſtimmtes materiales Princip zuſammengefaßt hätte. Die Idee der moraliſchen Freiheit war ihm fremd. Statt deſſen behauptete er, daß der Menſch, der das Gute kenne, es auch thue, weil jeder nach ſeiner Erkenntniß zu handeln pflege. Dies befriedigt freilich den moraliſchen Metaphyſiker nicht; aber wer wollte von dem Morgen das Licht des Mittages erwarten. Die Tugend erklärte er für das Beſtreben, ſich ſelbſt und Andre ſo viel als möglich zu vervollkommnen. Er theilte ſie in zwei Cardinaltugenden, in Mäßigkeit und Gerechtigkeit, ein. Jene umfaßte gewiſſermaßen alle Selbſtpflichten, dieſe alle Pflichten gegen Andre. Seine Mäßigkeit oder Sophroſyne war alſo von ſehr weitem Umfange, und umfaßte die Beherrſchung aller ſinnlichen Triebe. Dieſe Selbſtbeherrſchung hielt er für die erſte Grundlage aller andern Tugenden, die ſich dann aus der moraliſchen Anlage und durch Erkenntniß des Guten von ſelbſt entwickeln müßten. Daher ermahnte er dringend zur Mäßigkeit, und ſeine Schilderungen der wohlthätigen Kraft dieſer Tugend ſind wirklich mit einer wahren Begeiſterung entworfen, ſo wie er im Gegenſatz die Unmäßigkeit abſchreckend darſtellte. Liebenswürdig war das Bild, welches er von einem Gerechten aufſtellte, indem er nämlich unter dieſem einen Mann ſich dachte, welcher alle göttlichen und menſchlichen Geſetze mit Treue erfüllt. Unrecht thun hielt er für ein großes Übel. Daher erklärte er, daß es Pflicht ſey, auch gegen Feinde die Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen, und in keinem Falle die Geſetze des Vaterlandes zu übertreten, ſelbſt wenn dieſelben auf eine ungerechte Art angewendet würden. Im höchſten Grade vortrefflich waren ſeine Anſichten von Freundſchaft, Geſelligkeit, ehelicher Liebe und Freuden des Lebens. Überall traf er die ſchöne Mittelſtraße, und alle ſeine Vorſchriften waren gleichweit von übertriebener Strenge als ſchädlicher Nachſicht entfernt; und wer ſie befolgte, mußte gewiß ein guter und edler Menſch werden. Dazu kam ſein vortreffliches Beiſpiel, welches ſo ſehr über allen Tadel erhaben war, daß ſein Freund und Schüler Xenophon in ſeinen Denkwürdigkeiten nicht nur behaupten durfte, niemand habe je etwas Gottloſes oder Frevelhaftes von ihm geſehen, ſondern auch am Schluſſe ſeines Werks folgendes Bild von ihm entwirft: „Alle Tugendfreunde, die den Sokrates gekannt

haben, ſind noch jetzt mit ſchmerzlicher Sehnſucht nach ihm erfüllt; denn ſie fanden in ihm den beſten Anführer zur Tugend. Ich wenigſtens erkläre, daß ich ihn, da er ſo fromm war, daß er nichts ohne den Rath und die Beiſtimmung der Götter that; ſo gerecht, daß er Niemandes Glück auf irgend eine Weiſe ſchmälerte, und hingegen denen, die ſeines Umgangs genoſſen, die nützlichſten Dienſte erwies; ſo mäßig, daß er nie das Angenehme dem Nützlichen vorzog; von ſo hellem Verſtande, daß er ſich nie in Unterſcheidung des Böſen und Guten irrte, und dies ohne fremde Hülfe, bloß durch ſich ſelbſt; dabei geſchickt, dieſe Dinge genau zu beſtimmen und zu erklären, auch Menſchen zu beurtheilen, Irrthümer zu beſtreiten, und Tugend und Rechtſchaffenheit zu empfehlen; — ich erkläre, daß ich ihn für den vortrefflichſten, aber auch glückſeligſten Mann halte!" — Einen ſolchen Mann nun verurtheilte der vornehme und geringe Pöbel von Athen zum Tode! Einen ſolchen Mann haben Einige einer ſchändlichen Liebe für fähig gehalten. Auf den letzteren Vorwurf verlohnt es ſich nicht der Mühe, Rückſicht zu nehmen; deſto wichtiger iſt es, die nähern Umſtände und Beweggründe ſeiner Verurtheilung zu beleuchten. Der letzte Theil ſeines Lebens fiel in die traurige Periode, da Athen durch den unglücklichen Ausgang des peloponneſiſchen Krieges in den Zuſtand der Anarchie und Despotie gerieth. Immer pflegen Moralität und Gerechtigkeit zu ſinken, wenn ein Staat ſich auflöſ't. Dies war auch der Fall in Athen. Ohnedies hatten ja die Sophiſten alle Grundſäulen der Wahrheit und Tugend zu untergraben geſucht, wie hätten unter dieſen Umſtänden die traurigſten Erſcheinungen ausbleiben können! Die Herrſchaft der dreißig Tyrannen war zwar durch den Thraſybul geſtürzt, aber immer noch fluthete und wogte es in Athen, wie das Meer nach einem ungeheuren Sturme, und bei der allgemein verbreiteten Unſittlichkeit fanden der Haß, der Neid, die Bosheit Mittel und Spielraum genug, um ihre verruchten Plane auszuführen. Schon früher, 320 vor Chr. Geb., war Sokrates durch die Wolken des Ariſtophanes auf der Bühne verſpottet worden. Das Zerrbild ſprach der Wahrheit zu laut Hohn, als daß es keinen allgemeinen Beifall hätte finden können. Deſto mehr mußte die Wuth der Feinde des Sokrates entflammt werden. Es fanden ſich endlich wirklich drei Männer, welche durch einen Juſtizmord den zahlreichen Widerſachern alles Guten und Großen gefällig werden wollten. Melitos, ein junger tragiſcher Dichter von keinem Werth, Lykon ein öffentlicher Redner, und Anytos, Gerber und Staatsmann zugleich, traten als gerichtliche Ankläger des Sokrates auf, und konnten um ſo eher durchdringen, da Sokrates durch ſeine freien Äußerungen über die Unzweckmäßigkeit einer Ochlokratie das Volk beleidigt hatte. Ihre Anklage, „daß Sokrates neue Götter einführe, und die alten des Vaterlandes läugne, und ein Verderber der Jugend ſey," brachten ſie nicht bei dem Areopag, ſondern bei einem Volksgerichte, der Heliäa, an. Die Gründe, auf die ſie ihre Anklage ſtützten, beſtanden in nichts, als in verdrehten, einſeitig aufgefaßten und aus dem Zuſammenhange geriſſenen Äußerungen des Sokrates, ſo wie auch der Umſtand, den ſie anführten, daß der Tyrann Kritias, und der Staatsfeind Alcibiades ſeine Schüler geweſen, offenbar keinen rechtmäßigen Grund zur Anklage geben konnte. Sokrates, im hohen Bewußtſeyn ſeiner

moraliſchen Würde, verſchmähte es, ſich gegen dieſe Beſchuldigungen weitläuftig zu vertheidigen. Den Tod fürchtete er nicht; und die Richter achtete er nicht. Übrigens glaubte er, daß ein ganzes langes Leben, unter den Augen der Richter und des Volks zugebracht, die herrlichſte und beredteſte Vertheidigung seyn müſſe. Dennoch ließ er ſich herab, aber kurz und mit edlem Stolz, die Nichtigkeit der Beſchuldigungen darzulegen, und auf ſeine Verdienſte hinzuweiſen. Ein großer Theil der boshaften oder verblendeten Richter wurde durch dieſen Stolz beleidigt, und ſie verurtheilten ihn mit einer Mehrheit von drei Stimmen zum Tode. Als ſie ihm aber die Beſtimmung der Strafe überließen, und Sokrates erklärte, daß er nicht des Todes, ſondern als ein Wohlthäter des Volks der Ehre des Prytaneums würdig ſey, ward er von dem tobenden Pöbel, der durch dieſe Äußerung ſich beleidigt glaubte, zum Giftbecher verurtheilt. Mit unveränderter Heiterkeit ging er in das Gefängniß. Er tröſtete ſeine betrübten Freunde, und machte ſie darauf aufmerkſam, daß ja die Natur von dem Tage ſeiner Geburt an über ihn das Todesurtheil ausgeſprochen habe. An ihm bewährte ſich die Kraft eines religiöſen und moraliſchen Glaubens, ſo wie die himmliſche Gewalt eines reinen Bewußtſeyns. Da gerade an dem Tage, an welchem er in das Gefängniß eingeſchloſſen wurde, das heilige Schiff von Athen nach Delos abging, ſo mußte, einem alten Geſetze gemäß, die Vollziehung des Todesurtheils bis zur Rückkehr deſſelben ausgeſetzt bleiben. Eine köſtliche Friſt für den Weiſen und ſeine Schüler! Alle Morgen verſammelten ſich ſeine Freunde bei ihm, und er unterredete ſich mit ihnen, wie er vorher gepflegt hatte. Er ſtärkte ſie noch im Guten, belehrte ſie über die erhabenen Gegenſtände ſeiner Forſchungen, und bewies ihnen durch ſein Beiſpiel, daß die ſtrenge Befolgung ſeiner Vorſchriften innerlich wahrhaft beſelige. In den Stunden der Einſamkeit dichtete er einen Hymnus auf den Apollon, und brachte mehrere Fabeln des Äſop in Verſe. So getröſtet Sokrates ſelbſt war, ſo troſtlos waren ſeine Freunde bei dem Gedanken an den nahen unerſetzlichen Verluſt. Es war ihnen daher wohl zu verzeihen, daß ſie Anſtalten trafen, ihren geliebten Lehrer aus dem Gefängniſſe zu befreien. Einer derſelben, Simmias von Theben, war bereit, ſo viel Geld herzugeben, als erfoderlich war, den Frohnvogt zu beſtechen. Allein ohne Sokrates Einwilligung durften ſie natürlich nichts unternehmen. Bei der ihnen bekannten Denkart deſſelben ſchien es allerdings unwahrſcheinlich, daß er ihren Bitten Gehör geben werde. Doch wollten ſie wenigſtens den Verſuch machen. Der treue und alte Freund des Sokrates, Kriton, übernahm das Geſchäft, den Sokrates zu dem von ihnen ſo ſehr gewünſchten Entſchluſſe zu bewegen. Er ging insgeſammt ſo ſehr gewünſchten Entſchluſſe zu bewegen. Er ging deßhalb in aller Frühe des vorletzten Tages zu ihm. Noch ſchlummerte der Gute! Kriton ließ ſich leiſe an ſeinem Lager nieder, und wartete, bis er erwachte. Hierauf trug er ihm mit rührender Innigkeit die Bitte ſämmtlicher Freunde vor, und fügte noch alles hinzu, was die beſondern Verhältniſſe des Sokrates, namentlich die pflichtmäßige Sorge für ſeine Familie, eindringendes darboten, um ihn zu bewegen, auf die Erhaltung ſeines Lebens bedacht zu ſeyn. Sokrates ließ ſeinen Freund ausreden, dankte ihm für dieſen Beweis ſeiner Freundſchaft, erklärte aber, daß er

den Vorſchlag zur Flucht mit ſeinen Grundſätzen nicht vereinigen könne. Der Raum dieſer Blätter geſtattet keinen Auszug aus dem platoniſchen Geſpräche, welches Kriton überſchrieben iſt, und dieſe Scene ſchildert. Es gehört aber zu den anziehendſten Gemählden des vortrefflichen Platon, und flößt die innigſte Bewunderung gegen Sokrates ein, der am Rande des Grabes mit unerſchütterlicher Feſtigkeit an ſeinen edeln Grundſätzen hing, und ſelbſt durch die ſchreiendſte Ungerechtigkeit nicht bewogen werden konnte, die Pflicht des Bürgergehorſams zu verletzen. So brach denn der verhängnißvolle Tag an, an welchem Sokrates den Giftbecher trinken ſollte. Seine Freunde und ſeine Familie verſammelten ſich früh, um noch die letzten Stunden bei ihm zuzubringen. Da ſeine Gattin Xanthippe zu heftig bewegt war, und durch lautes Geſchrei ihren Schmerz über die Trennung von ihrem Manne zu erkennen gab, ſo gab Sokrates dem Kriton einen Wink, ſie wegzuführen. Der erhabene Weiſe wollte die letzten Augenblicke in feierlicher Ruhe zubringen. Als dies geſchehen war, redete er mit ſeinen Freunden zuerſt über ſeine Gedichte, dann über den Selbſtmord, und endlich über die Unſterblichkeit der Seele. Mit dieſen erhabenen Betrachtungen brachte er den größten Theil des Tages zu. Er enthüllte ihnen auch in dieſen Geſprächen noch einmal den himmliſchen Glanz ſeiner ſchönen Seele, und ſprach mit einer Begeiſterung von den Hoffnungen ſeines Glaubens, daß er nicht als ein ſterblicher, ſondern als ein verklärter Geiſt ſeinen Freunden erſchien. Als endlich die Sonne ihre letzten Strahlen auch von den Häuptern der Berge zurückzog, da mahnte die nahende Dämmerung den Sokrates, daß ſeine Stunde gekommen ſey. Er foderte den Giftbecher, und als er ihn in der Hand hielt, da bemächtigte ſich ſeiner Freunde der Schmerz mit ſolcher Gewalt, daß ſie in Thränen und lautes Schluchzen ausbrachen. Er allein blieb ruhig und gefaßt. Darauf trank er langſam das Gift hinunter. Noch jetzt tröſtete er ſeine Freunde, in dem Zimmer auf- und abwandelnd. Als ſeine Beine ſchwer zu werden anfingen, legte er ſich auf das Lager nieder, fühlte, wie ein Glied nach dem andern erſtarrte, und ehe noch das Herz, das einen Himmel in ſich trug, aufhörte zu ſchlagen, rief er: Freunde, wir ſind dem Asklepios einen Hahn ſchuldig! Nach dieſen Worten hüllte er ſich in ſein Gewand, und verſchied. Dies geſchah im J. 400 vor Chr. Geburt. Kl.

Soldaten im eigentlichſten Sinne ſind Krieger, welche gegen einen beſtimmten Sold oder Gehalt Militärdienſte leiſten. Im allgemeinern Sinne nennt man alle Krieger, und alſo auch ſolche, die keinen Sold erhalten, z. B. Freiwillige, die blos Ehren halber Kriegsdienſte thun, Soldaten. — Der Krieg iſt, nach Moſes Erzählung, ſo alt als die Menſchheit, denn ſchon mit Kains Brudermorde begann die lange Kette blutiger Thaten, welche Menſchen gegen Menſchen verübten; allein erſt ſpät hat ſich der eigentliche Soldatenſtand gebildet. Als die Menſchen noch keine Staatsgeſellſchaften kannten, als noch jeder Hausvater der Geſetzgeber und Fürſt ſeiner Familie war, da führten die Familien unter ſich ihre Kriege, an denen jedes waffenfähige Mitglied Antheil nahm. Dies erhellt ſchon aus der Bibel, wo Abraham, obgleich nur das Haupt einer einzelnen Familie, gegen ſeine Feinde zu Felde zog.[1] Aus mehreren mit einander verwandten, oder von einem Stammvater her-

kommenden Familien, die ſich feſter an einander anſchloſſen, bildeten ſich nach und nach die verſchiedenen Völkerſchaften, die Kriege einzelner Familien hörten auf oder verminderten ſich, und an ihre Stelle traten die Völkerkriege, an denen aber alle waffenfähige Männer thätigen Antheil nahmen. Dies war, ſo weit die Geſchichte darüber Aufſchluß gibt, bis in die Mitte des vierten Jahrtauſends nach der moſaiſchen Zeitrechnung bei den Hebräern und ihren Nachbarn, den Kananitern, Arabern, Ägyptiern, Syriern, Aſſyriern und Babyloniern, bei den Völkern Kleinaſiens und Griechenlands, bei den ſcythiſchen und celtiſchen Horden und den Bewohnern von Afrika der Fall. Gewöhnlich geſchahen dieſe Kriegsunternehmungen aus eignem freien Entſchluß der Nationen oder auf das Machtwort ihrer Zwingherren, entweder von allen Waffenfähigen oder auch von einem Ausſchuſſe derſelben, ohne daß jedoch von ſtehenden Heeren die Rede geweſen wäre. Oft auch verbanden ſich einzelne Abenteurer freiwillig zu kriegeriſchen Zügen, oder wurden durch das Anſehen einzelner Häuptlinge dazu vermocht; ſie führten aber dann immer *ihren eignen* Krieg, und dieſen *ihren* Krieg führten zuweilen auch die vorherrſchenden Stämme in größern Reichen, welche etwa als Eroberer dahin eingewandert waren, die eingebornen Horden unterjocht, und ſich vorzugsweiſe das Recht der Waffen vorbehalten hatten, welches zum Theil mit den aſſyriſchen Stämmen in Großaſſyrien und mit den Chaldäern im babyloniſchen Reiche der Fall war. Selbſt wo ein ſolches Caſtenſyſtem die Krieger von den übrigen Ständen bleibend abſonderte, blieben die Kriege fortwährend Nationalkriege; denn ein erblicher Soldatenſtand iſt noch kein ſtehendes Heer. Den ägyptiſchen Kriegern und Prieſtern ſtand das Grundeigenthum ausſchließend zu, und da aus der Mitte der erſtern der König war, und ſie in dem Beſitze der meiſten Nationalrechte ſich befanden, ſo kann man ſie als die Nation ſelbſt betrachten. Ein Ähnliches war bei den indiſchen Kſchettris und den Kriegerſtämmen der alten Perſer der Fall. Überall waren ſolche Krieger entweder die Nation ſelbſt, im Gegenſatz des Sklavenhaufens, oder doch der herrſchende Theil derſelben, oder endlich auch ein Volk für ſich. Sie ſind alſo weſentlich von den gegenwärtigen ſtehenden Heeren verſchieden. Das erſte Beiſpiel von den letztern und von Miethtruppen findet ſich, mit Ausſchluß kleiner Schaaren von Trabanten oder Leibwächtern einzelner Könige und Tyrannen, um das Jahr 3098 in Carthago. Dieſer Staat, der bei einer mäßigen Bürgerzahl und der auf Gewerbsfleiß und Handel faſt ausſchließlich verwandten Thätigkeit nach Eroberungen ſtrebte, errichtete zuerſt ein ſtehendes Heer von Miethtruppen; doch blieb jeder Bürger verpflichtet, zur Zeit der Noth gleichfalls ins Feld zu rücken. Jene Söldlinge verzehrten jedoch die beſten Kräfte des Staats, erſchütterten ihn durch Empörung und Verrath, und zeigten ſich bei den meiſten *Volkskriegen* muthlos und ſchwach. Darüber ging das von zahlreichen Flotten und Heeren gedeckte Carthago unter den Streichen eines damals nur mäßigen, aber mit eigner Kraft ſtreitenden Volks unter. Dem Beiſpiel Carthago's folgten Syrakus und andere Staaten von Sicilien und Unteritalien; auch ſie errichteten ſtehende Heere, aber durchaus mit gleichem Erfolge. Auch in Ägypten zu den letzten Zeiten dieſes Reichs unter dem Pſammittich und deſſen Nachfolgern gab es dort Miethtruppen (nach 3300), allein ſchon nach dem Verluſt einer Schlacht

gegen die babyloniſchen Horden ſtürzte nach einer zweiten einzigen Schlacht gegen Kambyſes (3459) der Thron der Pharaonen ein, und bewies die Unzuverläſſigkeit ſtehender Heere. Dennoch breitete der Gebrauch der letztern ſich immer weiter aus. Die Perſer, die Beſieger Ägyptens, welche ihre Kriege bis dahin mit ganzer Nationalkraft geführt hatten, fingen an, den Kriegsdienſt auf ihre edlern Stämme zu beſchränken, welche bald die Natur ſtehender Heere annahmen, und die größere Maſſe der Nation verſank in kriegeriſche Unthätigkeit und leidende Ruhe. Nur in beſonders wichtigen Kriegen ergingen noch Aufgebote an das ganze Volk. Man hätte Feldzüge dieſer Art, wie den des Xerxes, Nationalkriege nennen können, wenn nicht ein Nationalkrieg unter der Herrſchaft und auf das Machtwort eines Zwingherrn, und ohne, vielleicht gar wider den Willen des Volks unternommen, etwas Widerſprechendes wäre. Bei zunehmender Weichlichkeit der herrſchenden perſiſchen Stämme wurden auch ihre ſtehenden Heere je mehr und mehr aus fremden, unter den barbariſchen Horden, und in Griechenland geworbenen Miethlingen gebildet, und ſo ſank das mächtige perſiſche Reich bei dem entſchloſſenen Angriff des macedoniſchen Räubers in Nichts. Auch die Kernmaſſe von Alexanders Heer beſtand aus ſtehenden Truppen, allein es waren Eingeborne des Reichs, welches als Feind des perſiſchen auftrat, die durch das Genie ihrer Feldherrn erhoben, für ihre Nationalehre fochten. In den ſchönern Zeiten Griechenlands hatte man dort nur Nationalſtreiter geſehen. Der Sieg bei Marathon, der herrlichſte von allen, wurde von 10,000 atheniensiſchen und platäenſiſchen Bürgern unter ihren Stadtobrigkeiten über unzählbare perſiſche Schlachthaufen erfochten. Als aber Athen und Sparta anfingen, um die Oberherrſchaft zu ſtreiten, als die innern Kriege häufiger wurden, und immer größeres Verderbniß einriß, da kamen auch hier die Lohnſoldaten auf, und nicht die größere Tapferkeit der Bürger, ſondern der größere Sold entſchied den Ausgang der Kriege. Die Nationaltruppen hörten zwar nicht auf, ſie wurden aber beſchränkt, und durch die unglückliche Schlacht bei Chäronea gerieth Greichenland in Feſſeln. Von dem Aufkommen der ſtehenden Heere an beginnt eine traurige Epoche in der Geſchichte. Die Menſchen und Völker erſcheinen nicht mehr thätig, ſondern bloß leidend. Dafür ſieht man überall nur Truppen und Truppenführer, die mit wilder Wuth die Länder durchſtürmen. Jede glückliche Kriegerſchaar errichtet ein Reich, jeder Feldherr wird ein Fürſt. So erhoben ſich die glänzenden Thronen der neumacedoniſchen, der ſeleucidiſchen und ptolemäiſchen Herrſchaft, und neben ihnen viele kleinere, ihnen ähnliche. Selbſt in Griechenland ſahe man, bis ſpäterhin in Ätolien und Achaja wieder ſchöne Freiſtaaten aufblühten, in jeder Stadt einen Tyrannen, d. h. das Haupt einer Kriegerſchaar, zu welcher die wehrloſen Bürger zitternd aufblickten. Doch die macedoniſchen Reiche wankten auf ihrer ſoldatiſchen Grundfeſte. Nur die allen gemeinſchaftliche Schwäche und der Abgang eines aufſtrebenden Genies hielt ihren Sturz noch auf. Sie fielen aber alle und ſchnell nach einander, als die Nationalheere der Römer gegen ſie auftraten. Dagegen waren die kleinen ätoliſchen und achäiſchen Eidgenoſſenſchaften ſchwerer zu beſiegen, als der weitgebietende Antioch, und ihre Nationalſtreiter wurden mehr durch Hinterliſt und Verrath, als durch Waffengewalt überwunden. In Rom waren es bis zu

den letzten Zeiten der Republik nicht Söldlinge, ſondern der wehrhafte Theil des Volks, der nach der allgemeinen Verfügung des Geſetzes, von den Magiſtraten aufgefodert, unter die Fahnen trat. Der Dienſt war geraume Zeit unentgeldlich, und als ſpäter bei längern Kriegen der Sold aufkam, diente man doch nicht um des Soldes willen, ſondern empfing ihn bloß als eine Beihülfe zum Dienſt. Bis zu den Zeiten des Marius und Sulla gab es keine ſtehenden Heere und eigentliche Miethstruppen in Rom, und in dieſe Periode fallen faſt alle wahrhaft herrlichen Triumphe der Römer, die gefahrvolle Eroberung Italiens, der Rieſenkampf mit Carthago, und die Unterwerfung und Demüthigung der alexandriniſchen Reiche. Jetzt erſt, als die Eroberungsplane ſich immer vergrößerten, und Volk und Verfaſſung immer ſchlechter wurden, traten allmählig ſtehende Heere auf, und Soldaten die, obgleich aus Bürgern geworben, doch keine Bürger mehr waren. Marius rief, den alten Geſetzen zuwider, die Capite censos vorzugsweiſe in die Legionen, und kann als Urheber des veränderten Geiſtes der römiſchen Kriegsverfaſſung gelten. Von jetzt ward der Kriegsdienſt ein Gewerbe, zu dem ſich feile Menſchen ohne Gemeinſinn und edlen Stolz drängten, die bald nicht mehr Streiter des Vaterlandes, ſondern des Feldherrn waren. Obgleich Marius noch die Cimbern und Teutonen, und Sulla den Mithridates ſchlug, ſo verrieth ſich doch ſchon die beginnende Erſchlaffung der edlern Streitkraft. Indeſſen blieben noch längere Zeit die Heere wenigſtens zum Theil Volksheere, und die Feldherren, welche nach Herrſchaft ſtrebten, konnten, indem ſie ſich der ſtehenden Legionen zu verſichern, und die neugeworbenen Truppen bald möglichſt aus Bürgern zu Soldaten zu machen ſuchten, doch gegen die Stimmung des noch ſtreitbaren Volks nicht gleichgültig ſeyn. Erſt der gänzliche Sturz der Freiheit machte die völlige Abänderung des Syſtems nöthig. Schon früher hatte man zur Vertheidigung der Gränzen und zur Beruhigung der gedrückten Provinzen ſtehende Heere gehalten; aber in Rom und Italien mußte das Heer die Majeſtät des Volks und das Anſehen der Magiſtrate ehren. Selbſt die oft blutigen Parteienkämpfe auf und außer den Comitien wurden noch meiſt zwiſchen Bürgern und Bürgern geführt. Die Soldaten des Sulla waren die erſten, welche ohne Scheu und unbeſtraft die vatermörderiſchen Hände gegen ihre Vaterſtadt erhoben. Von da an mehrten ſich dieſe Frevel, und das Volk unterlag dem Übermuthe der Feldherren, der ſtehenden Heere, mitunter des bewaffneten Pöbelhaufens, bis endlich nach langem Parteienkampf der glücklichſte und verſchmitzteſte Anführer die geſammte Kriegsmacht unter ſich vereinigte und als alleiniger Imperator unumſchränkter Gebieter des Volks und des Heeres ward. Von jetzt an gab es in den letztern keine Nationalſtreiter mehr, bloß Soldaten des Fürſten. Je mehr nun im Innern die Despotie ſich ſtärkte und vervollſtändigte, je mehr die barbariſchen Nationen das Reich von außen bedrängten, deſto zahlreicher und regelmäßiger organiſirt wurden die ſtehenden Heere, die einzigen Stützen des Throns von innen und nach außen. Die alten Geſetze, welche alle Bürger zum Kriegsdienſte verpflichteten, kamen allmählig in Vergeſſenheit, und die Soldaten ſonderten ſich von den Bürgern immer mehr ab! Man erkannte, daß man, um das Volk in der Sklaverei zu erhalten, freiwillige Sklavenhüter gebrauche, und man lockte ſolche Freiwillige durch erhöheten Sold, und mancherlei Gunſt-

bezeigungen unter die Fahnen. Späterhin warb man Miethlinge unter den barbariſchen Horden, deren Intereſſe noch mehr von dem des römiſchen Volks getrennt war. Nur in Nothfällen nahm man zu gezwungenen Werbungen im Innern ſeine Zuflucht. Dadurch ward es möglich, die Despotie zu erhalten und zu verſtärken. Die Imperatoren, hiervon überzeugt, ertheilten den Soldaten mit faſt ausſchließender Vorliebe Begünſtigungen, Geſchenke und Vorzüge, und ſo ſonderte ſich die Nation in zwei feindſelige, an Verhältniſſen und Rechten einander ganz entgegengeſetzte Claſſen, wovon die eine, durch Schwäche und Entartung unter das Geſetz erniedrigt, alles zu erdulden hatte, was Übermuth und Grauſamkeit drückendes erſinnen können, die andre hingegen, über dem Geſetz, durch Anmaßung und Gewalt ſcham- und straflos jeden Frevel übte, welche Laune und Leidenſchaft eingaben. Dieſer Fluch, vom Thron ausgehend, wirkte auf ihn zurück, und ſo wie das Volk vor dem Imperator bebte, mußte dieſer vor ſeinen Soldaten zittern, und durch unerſchöpfliche Freigebigkeit und Schmeichelei ihre Gunſt erwerben, um kein Opfer ihres Grimms zu werden. Die gerechten, bürgerfreundlichen Kaiſer, ein Pertinax, Alexander Severus, Papienus und Balbinus, Probus, Gratian u. ſ. w., wurden von den Soldaten getödtet, dagegen die Ungeheuer, wie Caligula und Commodus, über deren Tod das Volk ſich freute, von den Soldaten betrauert wurden. Endlich wurde das Reich durch die Parteiungen unter den Soldaten und ihren Feldherren, die abwechſelnd den Purpur nahmen, auf das äußerſte erſchüttert, und die Kraft dieſes unermeßlichen Reichs verzehrte ſich in unnatürlichen innern Kriegen. So ward es den ſcytiſchen und germaniſchen Volksſtämmen leicht, das weltbeherrſchende Rom, welches hundert Nationen unter ſeinen Scepter vereinigte, die Hülfsquellen und Streitkräfte der ſchönſten, reichſten und beſtverwahrteſten Länder, alle Verfeinerung der erfahrenſten Kriegskunſt, eine ſtehende Heeresmacht, die drei Mal größer war als jene, womit Rom einſtens die Welt bezwungen, — zu überwältigen. Und doch waren jene Scythen bloße Schlachthaufen armer, barbariſcher, aber mit voller ungeſchwächter Naturkraft und in Nationalmaſſen ſtreitender Stämme. Dazumal beſtand bei den germaniſchen Völkern der Unterſchied zwiſchen **Edeln** und **Gemeinen** bloß in der **freiwilligen** Achtung, die man dem größern Verdienſt, dem größern Reichthum oder dem Andenken berühmter Vorfahren zollte. Jeder wehrhafte Mann zog ins Feld, wenn der Krieg nach einem Nationalbeſchluß geführt ward. Die **Germanen** (**Wehrmänner**, **Waffenmänner**) waren ein Volk von Kriegern, und in der Regel war der **Krieg** dem Beſchluß und der Führung nach **Nationalſache**, nicht Sache eines beſtimmten Standes. Als die Deutſchen in den eroberten römiſchen Ländern ſich feſtgeſetzt hatten, blieben die Grundſätze des Kriegs die nämlichen. Wenn das Volk oder auch der König, als Haupt des Volks, den Krieg beſchloſſen hatten, ſo mußte jeder wehrhafte Mann zum Schwert greifen, und ſpäterhin wurde dieſe Verbindlichkeit auf ein gewiſſes Maß des Beſitzthums beſchränkt (wer nämlich 5 Maß beſaß, mußte nach Carls des Großen Capitul von 807 perſönlich ins Feld rücken), geringern Beſitzern lag ſolche Kriegspflicht nur collectiv, von **Einem** ſtellvertretend für Mehrere zu leiſten, ob. Auf dieſe Weiſe bildete der edlere und reichere Theil des Volkes vorzugsweiſe das Kriegs-

heer. Indeſſen zogen die Veränderungen der politiſchen Lage auch Veränderungen in dem Kriegsweſen nach ſich. Die erobernde Nation, welche die beſiegten Einwohner einer Provinz oft ganz, oder doch zum Theil von dem Genuſſe der politiſchen und bürgerlichen Rechte ausſchloß, behielt gewiſſermaßen ein fortwährend feindliches Verhältniß gegen dieſelben, und es mochte der eingewanderte herrſchende Stamm in ſolcher Beziehung als ein cantonnirendes Kriegsheer betrachtet werden. Daher hatten ſolche Staaten das Schickſal der von Despoten beherrſchten, und von ſtehenden Heeren beſchützten und unterdrückten Reiche. Einige unglückliche Schlachten konnten ſie umſtürzen, wie die Geſchichte der Vandalen, der Oſtgothen ꝛc. zeigt. Nur wo Eroberer und Beſiegte mit einander ſich vermiſchten, und zu Einem Gemeinweſen verſchmolzen, oder wo der erobernde Stamm noch der Anzahl nach der vorherrſchende war, bildeten ſich Staaten von feſter Conſiſtenz, wie fränkiſche, und die ſpäterhin aus demſelben hervorgegangenen Reiche waren, indem die Beſiegten, in die Gemeinſchaft der bürgerlichen und politiſchen Rechte aufgenommen, die Maſſe der Nationalkraft verſtärkten. Aber allmählig verdrängte in dem fränkiſchen und in andern Reichen das Syſtem des Lehnsweſens die Allodialfreiheit. Hiezu gab die alte Gewohnheit der Germanen nicht nur in Nationalkriegen, ſondern auch im Geleite oder Gefolge unter freigewählten Anführern zu fechten die Veranlaſſung; denn diejenigen Anführer, welche durch ein zahlreiches Geleite (eine freiwillige, von ihnen angeführte Schaar) ſich beſonders verdient gemacht, die Edlen, welche im Heerbann durch Muth und Einſicht oder durch die Menge ihrer mitgebrachten Leute ſich ausgezeichnet hatten, und endlich vor Allen der König oder oberſte Heerführer erhielten bei der Theilung des eroberten Landes große Strecken zum Eigenthum, welche ſie den Leuten ihres Gefolges zur Nutznießung als Lehen überließen, und jene dadurch zur fortwährenden Treue und zum Kriegsdienſte ſich verbanden. Die einreißende Geſetzloſigkeit jener Zeiten nöthigte die kleineren Allodialbeſitzer (die gemeinen Freien, und die kleinern Edlen), ihre freien Güter mächtigen Herren als Lehen aufzutragen (m. ſ. Lehnsweſen, auch Stamm- und Lehngüter). So verſchwand nach und nach faſt alles freie Beſitzthum, und man ſahe faſt nichts weiter als Lehen. Dieſe Veränderung wirkte mächtig auf das Kriegsweſen, aus den Nationalkriegen wurden jetzt Fürſtenkriege fürs ausſchließende oder doch vorzügliche Intereſſe des Hauptes, nicht mehr zum gemeinſamen Vortheil der Freien. Der Heerbann kam jetzt allmählig in Abnahme, ja faſt in Vergeſſenheit. Die Könige und Fürſten boten lieber ihre Vaſallen und Lehnsleute zum Kriegsdienſte auf, da, hiezu kein Beſchluß der Nation nöthig war. Die Vaſallen und Aftervaſallen bildeten ein eigentlich ſtehendes Heer, welches auf jeden Wink dem Oberlehnsherrn zur Folgeleiſtung bereit ſtand, und ſo wurden die Überreſte der Volksfreiheit vertilgt, der alte Adel der Freiheit verdrängt, und der Lehnsadel, d. h. der Adel der militäriſchen Knechtſchaft und des Fürſtendienſtes, ſchwang ſich empor. Wer nicht Vaſall der Krone oder eines mächtigen Großen war, verlor ſich im Haufen des zur Leibeigenſchaft herabgeſunkenen Volks. In der Folge änderte ſich zwar der Geiſt des Lehnsweſens und der damit verbundenen Kriegsdienſte, aber die Unterdrückung des Volks, d. h. der Maſſe der Nation, dauerte fort,

und wurde noch ſtärker. Die Vaſallen wurden immer mächtiger, die Lehen wurden nach und nach erblich, und die größern Lehnsleute von der Gnade des Lehnsherrn faſt unabhängig. Sie gehorchten ihm forton nicht weiter, als ihr jedesmaliges Intereſſe, ihr Vortheil und ihre Laune es heiſchten, oder auch ein perſönliches Anſehen des Lehnsherrn ſie dazu nöthigte. Noch immer konnte man ſie wie ein ſtehendes, aber ſchlecht disciplinirtes Heer ohne Subordination betrachten. Leicht wären jetzt die Staaten, deren Vertheidigung auf dem Dienſt der Lehnsmannſchaft beruhte, durch äußere Gewalt über den Haufen geworfen worden, aber der gleiche Zuſtand von Schwäche, worin ſich Alle befanden, ſicherte die Einzelnen. Deſto heftiger wütheten im Innern der Reiche die Verheerungen des Fauſtrechts, die Anarchie und Tyrannei mehrere Jahrhunderte fort, bis endlich die Könige und der aus langem Todesſchlummer erwachende dritte Stand, (die Grundmaſſe der Nation) durch ein zwiſchen ihnen geſchloſſenes Bündniß mit vereinter Kraft den ariſtokratiſchen Übermuth der großen Vaſallen brachen. Da bildeten ſich in den wieder frei gewordenen Städten die Bürgermilizen, echte Nationalſtreiter (im Gegenſatz der Fürſtenknechte), d. h. ſolche, die für ſich ſelbſt und für ihr Gemeinweſen — (ihr näheres, und nach den Zeitverhältniſſen oft ihr einziges Vaterland) ſtritten. Die Könige aber, Philipp Auguſt von Frankreich unter ihnen der erſte (vom J. 1180 — 1223), errichteten ſtehende Truppenheere, um ihre Throne gegen den Trotz der Vaſallen zu ſchützen, und ihr Anſehen zu behaupten. Das unter dem Adels- und Prieſterdruck ſeufzende Volk betrachtete das, was der Thron an Feſtigkeit gewann, als eignen Vortheil, ohne den aus der Errichtung der neuen ſtehenden Heere entſpringenden künftigen Schaden zu ahnen. Obgleich der Lehnsdienſt noch fortdauerte, ſo breiteten ſich doch die ſtehenden und geworbenen Truppen immer mehr aus. Auch Städte, Freiſtaaten und Bundesſyſteme (wie die Hanſa) unterhielten geworbene ſtehende Heere nach Maßgabe ihrer Verhältniſſe. Bald ſchien durch das Vordringen der Osmanen in Europa eine Vermehrung der geworbenen Kriegsheere nothwendig. Murath I. (von 1360 bis 1389) ſtiftete die Jenitſcheri oder Janitſcharen und gewann dadurch ein drohendes Übergewicht über alle Nachbarſtaaten, die ihm weder ein gleich ſtarkes Heer, noch eine wohlgeordnete Nationalvertheidigung entgegenſetzen konnten. Allein der Vermehrung der ſtehenden Heere ſetzten ſich große Hinderniſſe entgegen. Wollte man den Kriegsdienſt zu einem Gewerbe und einem bleibenden Stande machen, ſo mußte das ſtehende Heer billiger Weiſe aus Freiwilligen gebildet werden. Deßhalb war ein anſehnlicher, zum Kriegsdienſt einladender Sold nöthig. Die Heere ſchienen mehr im Dienſte der Fürſten als der Nationen zu ſtehen, und die Einkünfte der erſtern erlaubten ihnen nicht, große Heere zu beſolden. Deßhalb erhielt man in Friedenszeiten die nöthige Anzahl zur Erhaltung der innern Ruhe, und nahm im Kriege ganze Schaaren von Söldnern unter ihren eignen Anführern in Miethe. Nachher wurden ſie abgedankt, und trugen dann ihre Dienſte einem Andern an. Für dieſe Miethlinge, welche mit ihren Banden abwechſelnd hier und dort dienten, war der Krieg ein wahres Gewerbe, welches ſie mit kaufmänniſcher Speculation oder nach den Grundſätzen gemeiner Räuberpolitik betrieben, indem ſie

ſich wechſelſeitig — des gemeinſchaftlichen Vortheils wegen — ſchonten, und gegen die Unterthanen der Fürſten, gegen die Bürger, deren Intereſſe man dem Namen nach verfocht, deſto ſchrecklicher verfuhren. Die Banden dieſer Jedermann feilen Kriegsknechte waren Schulen der Rohheit und gefühlloſeſten Barbarei. Indeſſen fanden die Fürſten ein verführeriſches Mittel zur Erhöhung der Abgaben. Man berief Abgeordnete der Nation — mehr oder minder echte Repräſentanten derſelben — zu allgemeinen Verſammlungen, deren veraltete Gebräuche man in einem ſchwachen Schattenriſſe nachahmte, und von ihnen durch gute und böſe Mittel, durch Beſtechungen, Standeserhöhungen u. ſ. w. die Bewilligung höherer Steuern erſchlich. Nun glaubten die Völker viel für ſich gewonnen zu haben, da ſie das wichtige Recht der Selbſtbeſteurung ausübten, und wurden auf den Reichstagen eben ſo ſehr von ihren Repräſentanten, wie von ihren Fürſten getäuſcht. Gern bewilligte man Abgaben zur Truppenvermehrung, um dagegen gewünſchte Privilegien zu erhalten, aber indem die Völker ſich es gefallen ließen, wehrlos zu ſeyn, und die Kriegsmacht von den Finanzquellen abhängig gemacht ward, fielen alle Schranken hinweg, welche den Anmaßungen der Fürſten, ihrer Eroberungsſucht und dem Volksdrucke entgegenſtanden. Der letztere mußte um ſo heftiger werden, je mehr Gewalt die Fürſten durch die Vergrößerung ihrer Finanzen und der von ihnen allein abhängigen Heere erlangten. Dadurch, daß man ihnen zur Verſtärkung der letztern die Mittel in die Hand gab, erlangten ſie zugleich die Macht, die Auflagen nach Willkür zu ſteigern. Der König von Frankreich, der erſte, welcher ein ſtehendes, geworbenes Truppencorps errichtete, ging auch in der Vermehrung deſſelben, und in der Herabſetzung ſeiner großen Vaſallen, in der anfänglichen Befreiung, und darauf wieder folgenden Unterdrückung der Gemeinen, in Erhöhung der Abgaben, in allen Planen einheimiſcher Despotie und auswärtiger Herrſchſucht Schritt vor Schritt voran. Ungefähr 100 Jahre nach Philipp Auguſt, der ſeinen Thron durch bewaffnete Söldlinge zuerſt befeſtigt hatte, trat (1285 — 1314) ſein Nachfolger Philipp IV. oder der Schöne ſo glücklich und beharrlich in ſeine Fußſtapfen, daß der franzöſiſche Thron unter allen andern mächtig hervorglänzte. Unter Richelieu's gewiſſenloſer Staatskunſt hielt nichts mehr den immer höher ſtrebenden Geiſt der franzöſiſchen auswärtigen Herrſchgier und die furchtbar wachſende Größe des Heeres auf. Europa erfuhr es in jener Reihe von verderbenden Kriegen, womit Ludwigs XIV. unerſättliche Habſucht, ſeine freche Anmaßung und ſeine niemals raſtende Vergrößerungsſucht daſſelbe verheerte. So wie Frankreich durch Vergrößerung ſeines Heeres ein drohendes Übergewicht errang, ſo mußten auch die übrigen nähern und entferntern Staaten verhältnißmäßig demſelben nachſtreben. Einigen gebot es wirkliche Noth, um ihre Selbſtſtändigkeit zu ſchützen, andere wurden durch das Beiſpiel fortgeriſſen, noch andere benützten den Vorwand der Gefahr, im Grunde aber aus Abſichten, welche jenen Frankreichs ähnlich waren. Endlich wurde beſonders in Deutſchland ſeit Friedrichs II. Zeit Frankreich ſelbſt der Rang abgelaufen, da ein großer Kriegsſtaat für das Erſte und Weſentlichſte, wornach die Fürſten zu trachten hätten, gehalten wurde. Die Größern ſtrebten darnach, als nach einem Mittel zur Behauptung und Erweiterung ihrer Gewalt; die Kleinern hielten

es für die ihrer Hoheit würdigſte und angenehmſte Hofpracht. Allen dünkte es eine Bürgſchaft ihrer Uneingeſchränktheit im Innern, ihrer Unabhängigkeit von außen, und ein Maßſtab ihrer Fürſtenehre zu ſeyn. Jetzt nahmen die Kriege zu, da die Werkzeuge zum Kriege allenthalben ſo ſehr vermehrt waren. Weder zu den Zeiten des Allodial, noch zu denen des knechtiſchen Lehnsſyſtems wurde Europa von ſo allgemeinen und anhaltenden Kriegen bedrängt. Die Auflagen und alle Staatslaſten ſtiegen zu einer ungeheuern ſchwindelnden Höhe. Die höchſte Vervollkommnung des Ackerbaues und aller Gewerbe, die Entſagung auf jeden Lebensgenuß von Seiten der Unterthanen waren kaum hinreichend, die Foderungen des öffentlichen Schutzes zu befriedigen. Die Despotie wurde immer furchtbarer, immer feſter. Alle verfaſſungsmäßigen und geſetzlichen Schranken brachen ein beim Anſtoß der Heeresmacht. Ein wehrloſes Volk vermochte nichts gegen die bewaffneten Diener der Willkür. Eine Begebenheit, die Erfindung des Schießpulvers im 14ten Jahrhundert, welche eine gänzliche Veränderung im Kriegswesen herbeiführte, beſchleunigte die Entwickelung dieſer traurigen Verhältniſſe. Der eine lange Übung heiſchende Artilleriedienſt, und die mit dem Gebrauch des Pulvers zuſammenhängende künſtlichere Tactik ſchienen ſtehende Heere gebieteriſch zu fodern. Die Anſchaffung des ſchweren und leichten Geſchützes, der Ammunition, die Anlegung der Feſtungen und der Bildungsanſtalten für den Kriegsdienſt machten größere Ausgaben nothwendig. Dieſe hätten die Völker noch verſchmerzen mögen, aber die mit dem Mark der Unterthanen bezahlte, von den Fürſten allein abhängige Militärmacht verſtärkte das Übergewicht der Staatshäupter und ihrer Söldlinge über die Völker und gab dieſe rettungslos der Herrſcherwillkür der Philippe und Ludwige, ja ſelbſt der Richelieu's und Pompadours Preis; denn die geſammte Kraft eines zur Verzweiflung gebrachten, mit Artillerie nicht verſehenen Volks muß an todten Batterien und Feſtungswerken zerſchellen. Von jetzt an genoſſen nur noch wenige Völker eines mäßigen Glücks anders, als durch die Gnade der Fürſten, und konnten ſich keines Beſitzthums, ſelbſt nicht ihrer eigenen Kinder erfreuen, als wenn es ihnen gutwillig gelaſſen ward. — Durch die Laſt der Heere war Europa zur Verzweiflung gebracht, als die franzöſiſche Revolution begann. Wir wiſſen, was die Nationalheere der Franken gegen die ſtehenden beſoldeten Heere der Fürſten ausführten, welch ein Übergewicht ſie in die Schaale Frankreichs gegen das ganze Europa legten. Als aber in Frankreich auf den Trümmern der unhaltbaren geſetzloſen Freiheit ſich eine neue Despotie erhob, da erſann Napoleon der, wie alle Tyrannen, die Nationalkraft fürchtete, die ſchreckliche Conſcription, wodurch das nachwachſende Geſchlecht regelmäßig und unausweichlich dem Kriege gewidmet, die Blüthe des ganzen Volkes zum Heere gemacht, und dieſe Geſammtmaſſe der Streitkräfte ſo organiſirt werden ſollte, daß ſie dem Geiſte nach immer ſoldatiſch, niemals national wäre. Zwar hatte ſchon vor der Revolution in verſchiedenen Staaten eine Conſcription beſtanden, ſie ſollte aber bloß ergänzen, was die Werbung nicht aufbrächte, Taugenichtſe und Polizeiverbrecher, die ſich für den Kriegsdienſt paßten, wurden dazu voraus genommen; über die mittelſt der Conſcription dazu Beſtimmten entſchied das Loos. Auch blieb ganzen Gemeinden und Einzelnen

vergönnt, Stellvertreter für ſich zu kaufen, und die höhern Stände waren, vielleicht nicht mit dem beſten Rechte, ganz frei. Das neue franzöſiſche Conſcriptionsgeſetz machte hingegen alle Bürger zu gebornen Kriegsknechten: eine jährliche Ernte, fielen ſie ohne Unterſchied der Fahne anheim, ſobald ſie das waffenfähige Alter erreicht hatten. Sollte die jährlich anwachſende Jugend nicht hinreichen, die Lücken der Schlachtreihen zu füllen, ſo blieb auch, wer nach überſtandenen Dienſtjahren in den Bürgerſtand zurücktrat, zum Kriegsdienſte pflichtig, und die ganze Nation, ſo weit ſie ſtreitbar und beweglich war, konnte ausgeſchickt werden in den Kampf für die Launen des Fürſten. Doch dieſe unerhörte Steigerung der Militärmacht konnte Frankreichs Sturz nicht hindern. Mit Ausnahme des Landſturms oder des Aufgebots in Maſſe war die Bewaffnung Frankreichs nicht national, ſondern bloß ſoldatiſch, das Volk ſtritt nicht für eigene ſondern bloß für fremde Zwecke, und beſaß alſo nicht die hohe Begeiſterung, die Energie und Kraftfülle eines ſtreitenden Volks. Von den Heeren der gegen Frankreich kämpfenden Mächte beſtand freilich ein ſehr großer Theil aus ſtehenden und für Sold dienenden Truppen, allein ſie waren mit Nationalgeiſt erfüllt, und daher als wirkliche Nationalheere zu betrachten. Aus den vorausgegangenen hiſtoriſchen Thatſachen ergibt ſich der Unterſchied zwiſchen National- und ſtehenden oder Soldtruppen. Nationalkrieger ſind alſo ſolche, welche ihren eigenen Krieg, Soldaten aber ſolche, welche den Krieg eines Herrn führen. Die erſten ſtreiten als freie Leute, die andern als Knechte: die erſten wollen den Gegenſtand des Krieges, die zweiten begehren nur Sold oder gelegentlichen Gewinn; den erſtern iſt der Krieg die Ausübung einer allgemeinen und natürlichen Pflicht, den zweiten eine poſitive Verpflichtung; den erſtern iſt er eine aus dem Geſellſchaftsbande fließende Verrichtung des Bürgers, den zweiten ein beſonderes Gewerbe. Daß das letztere ein bleibendes Gewerbe ſey, liegt nicht in dem Begriff des Soldaten, ſelbſt nicht in jenem des ſtehenden Heeres. Es kann Soldaten geben, ohne ſtehendes Heer; das letztere kann aber nur aus Söldlingen gebildet werden; auch kommt es nicht darauf an, ob es durch freiwillige oder gezwungene Werbung geſchieht. Es gibt demnach Soldatenkriege und Volkskriege, Kriege der bewaffneten Macht, welche dem Herrſcher oder der Nation dient, und Kriege der Nation ſelbſt. Hat die Nation durch ihre eigene oder ihrer echten Repräſentanten Stimme den Krieg beſchloſſen, wird er um ihrer Intereſſen, oder auch Meinungen und Leidenſchaften willen geführt, ſo iſt er ein Nationalkrieg: — hat ihn der Wille des Herrſchers dictirt, ſo iſt er ein Herrſcherkrieg. Gewöhnlich ſind die letztern zugleich Soldatenkriege, nur wo der Despotismus die höchſte Vollendung erreicht hat kann er ganze Völker wie Kriegsknechte behandeln. Auch hört der Begriff eines Volkes dann auf, weil eine Sklavenſchaar kein Volk iſt. Dahingegen können Kriege, welche nach ihrem Beſchluß oder Gegenſtande national ſind, ſowohl durch Söldlinge, als durch Nationalſtreiter geführt werden. Carthago in alten, England und Holland in neuern Zeiten geben hiervon Beiſpiele. Billig ſollte kein Regent andere als Nationalkriege führen, oder Falls er bloß für ſein und ſeines Hauſes Intereſſe kriegte, dies nur mit fremden gedungenen Soldaten thun. Obgleich die ſtehenden Heere durch die beſtändige kriegeriſche Übung, worin ſie erhalten werden, einen

höhern Grad von Gewandtheit erhalten, ſo iſt doch unläugbar, daß Nationalſtreiter, man möge ſie nun Landwehr, Heerbann oder anders nennen, bei denen nicht der Sold, ſondern der Gegenſtand des Krieges dasjenige iſt, warum ſie fechten, in der Geſchichte faſt aller Völker ſich als die vorzüglichern bewährt haben. Die Schlachtfelder von Marathon, Thermopylä, Leuktra, die Großthaten der Schweizer, Holländer, Tyroler und Spanier beweiſen, daß nicht phyſiſche Kraft oder die Maſſe, daß nicht bloß Kriegsgeübtheit, ſondern der Geiſt, von dem der Krieger beſeelt iſt, den Sieg verleihe. Außerdem, daß ſtehende Heere die Stütze des Despotismus und eine Laſt der Unterthanen ſind, wird durch ſie die Bevölkerung ſicherlich vermindert, obgleich ein vortrefflicher Schriftſteller über dieſen Gegenſtand (Carl von Rotteck über ſtehende Heere und Nationalmiliz, Freiburg 1816), dem wir übrigens in vieler Rückſicht gefolgt ſind, dies läugnen will. Eine Menge arbeitsfähiger Menſchen, die Familien ernähren könnten, werden am Heirathen verhindert, und da wie Rotteck ſelbſt ſagt, „die kräftigſte Mannſchaft angezogen und zum eheloſen Stande gezwungen wird, ſo muß dadurch auch im Ganzen die Kraft und Größe des nachwachſenden Geſchlechts ſich mindern.“ Die Sittenloſigkeit und die Ausſchweifungen, welche überdies durch das zum Theil ganz müßige Leben der Soldaten noch befördert werden, tragen zur Verſchlechterung der Race und zur Auflöſung aller geſelligen Ordnung, deren Beſchützer der Soldat in Friedenszeiten doch ſeyn ſoll, bei. Überdies werden die Völker, welche ihre Vertheidigung einem beſondern Stande ausſchließlich überlaſſen haben, feig, und ſobald das ſtehende Heer geſchlagen iſt oder ſie verläßt, ſind ſie eine wehrloſe Beute des erſten beſten Eroberers. Noch ſchlimmer iſt es für jede bürgerliche Tugend, wenn die Soldaten vorzugsweiſe vor den Bürgern begünſtigt, und jenen nächſt den höhern Ständen allein Anſprüche auf Ehre zuerkannt werden. Die Conſcription oder die gezwungene Dienſtpflichtigkeit der Waffenfähigen auf gewiſſe Jahre iſt das größte Verderbnißmittel für den Staat und die Sittlichkeit ſeiner Bürger. Der Jüngling, noch ehe er einmal die Kenntniſſe zur Erwerbung ſeines Unterhalts im bürgerlichen Leben erlangt hat, wird aus ſeiner Laufbahn geriſſen, zum Kriegsdienſt genöthigt, wo er mit allen Laſtern bekannt, und durch den häufigen Müßiggang arbeitsſcheu wird. Bei ſeiner Entlaſſung aus dem Kriegsdienſte wird es ihm ſchwer werden, das Verſäumte nachzuholen; den meiſten fehlt alle Luſt dazu, ihre Untugenden theilen ſie andern noch unverdorbenen jungen Leuten mit, und werden nur zu häufig nicht bloß unnütze, ſondern höchſt ſchädliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft. Möchten daher doch alle ſtehenden Heere abgeſchafft werden, welches wie der angeführte Schriftſteller ſagt, „das dringendſte Bedürfniß iſt, und die größte Wohlthat für jeden einzelnen Staat ſeyn würde!“ Dann wäre den Völkern ein ewiger Friede und ein blühender Wohlſtand, den Fürſten die Liebe ihrer Unterthanen geſichert; aber dieſe Wünſche werden ſchwerlich jemals erreicht werden, wofern es nicht durch das Machtwort der Nationen geſchieht, und auch dann würde es vorher noch viele blutige Opfer koſten. — Jeder Bürger eines Staats iſt zur Vertheidigung deſſelben verpflichtet, aber nicht verpflichtet, um die Herrſchſucht oder die Laune des Staatsoberhaupts zu befriedigen, Blut und Leben zu opfern. Schwerlich würden die Bürger ſich dann, wenn die ſtehenden Heere aufgehoben wären, willig

finden laſſen, auf Verlangen des Staatsoberhauptes, und um deſſen Macht zu vergrößern von dem friedlichen Heerde hinweg in den Krieg zu ziehen. Unſere Fürſten brauchten ſich dann nicht wegen des Gleichgewichts ihrer Staaten zu ängſtigen, ſo wenig wie die Unterthanen jetzt ſich über das Gleichgewicht ihrer Geldbörſen quälen; denn keinem Volke würde es in unſern Zeiten einfallen, ein anderes zu unterjochen, und führe ein ſolcher Gedanke einem Staatsoberhaupte oder ſeinen Miniſtern durch den Sinn, ſo würde man ihnen den freundlichen Rath geben, ſich ein größeres Land anderweitig zu ſuchen, wenn ihnen das ihrige zu klein ſey. Würde indeſſen doch ein Volk das andere noch angreifen und bekriegen wollen, ſo bliebe ja die Landwehr, wozu jeder waffenfähige Bürger verbunden iſt. Dieſer Verpflichtung zum Kriegsdienſte für das allgemeine Beſte des Staats darf ſich Keiner entziehen. Wo aber weder die Nation, noch ihre echten Repräſentanten den Krieg beſchloſſen haben, und er zum Beſten des Staats ſelbſt geführt wird, fällt jede Verpflichtung der Staatsbürger zur Theilnahme an demſelben hinweg. Wo der Krieg nach ſeinem Gegenſtande oder Beſchluſſe nicht Nationalſache iſt, da läuft es gegen den Begriff der Nation, daß ſie ihn führe, und thut ſie es gleichwohl, ſo iſt ſie kein Volk mehr, ſondern ein leibeigner Haufe ſeiner Treiber. Aber auch die Nation ſelbſt kann zur Führung ihrer heiligſten Kriege, wenn ſie nicht den Heerbann aufruft, mit Recht nur durch freiwillige Werbung ihre Armeen bilden. Wohl zum vorübergehenden Kriegsdienſte, wenn die Noth oder der Nationalwille ihn heiſcht, nicht aber zum bleibenden Kriegsſtande iſt der Bürger als ſolcher verpflichtet, und mehr erfodert auch der Zweck des Staatsvereins nicht. Der Zwang zu einem Stande iſt Kränkung der unveräußerlichen und angeſtammten Rechte des Menſchen; der Zwang zum Kriegsſtande iſt Grauſamkeit, da er die größten Opfer verlangt: um ſo weniger kann folglich ein Staat dazu befugt ſeyn, da es, er mag haben, welche Verfaſſung er wolle, ſein Zweck iſt, die unveräußerlichen Rechte ſeiner Bürger zu beſchützen. Indem wir dieſen Artikel, ſo weit er Soldaten und Kriege in politiſcher Hinſicht betrifft, ſchließen, empfehlen wir die angeführte geiſtreiche Schrift von C. von Rotteck. — Soldaten in juriſtiſcher Beziehung ſind in rechtlicher Hinſicht von andern Staatsbürgern ſehr verſchieden. Nach dem gemeinen Rechte genießen ſie mehrere Vorzüge 1. beſonders in Hinſicht ihrer Teſtamentserrichtungen (ſ. Teſtamente und Codicille); 2. über das von ihnen während des Kriegsdienſtes erworbene Vermögen (peculium castrense) haben ſie, wenn ſie noch unter väterlicher Gewalt ſtehen, die Rechte eines Patris Familias, d. h. ſie können auf jegliche Weiſe nach ihrem Belieben darüber verfügen, und auch mit ihrem Vater, unter deſſen Gewalt ſie ſtehen, gültige Contracte darüber ſchließen; 3. ihre Rechtsunwiſſenheit kommt ihnen zu Statten, wenn von Vermeidung eines Schadens, nicht aber wenn von Erlangung eines Vortheils die Rede iſt; 4. haben ſie einen privilegirten Gerichtsſtand. Dagegen können ſie nicht a) Vormünder (Tutores) werden. Doch leidet dies wohl nach heutigem Rechte an den meiſten Orten eine Ausnahme, beſonders wenn bloß von einer Curatel, einer Aufſicht über das Vermögen, die Rede iſt. b) Was eigentliche Soldaten (die für Sold dienen) erobern, iſt nicht ihr, ſondern Staatseigenthum, wofern ihnen nicht von beweglichen Sachen oder Moventien etwas überlaſſen wird,

Doch leidet dies auch große Beſchränkungen, indeß müſſen öffentliche Caſſen, die ſie erbeutet haben, unter jeder Bedingung von ihnen abgeliefert werden. In Hinſicht auf dritte Perſonen iſt zu bemerken, daß diejenigen, welche zur Anſchaffung einer Kriegsrüſtung etwas herleihen, im Concurſe ein qualificirtes Pfandrecht haben. Was die nicht gemeinrechtlichen, durch die beſondern Kriegsartikel eines jeden Staats beſtimmten Vorſchriften hinſichtlich der militäriſchen Verbrechen und Strafen betrifft, müſſen wir um ſo mehr übergehen, da dieſe Strafen nach Maßgabe der größern oder geringern Bildung der Völker ſehr verſchieden ſind. (Man vergl. noch Standrecht). N. P.

Soleniten, Scheiden, Scheidenmuſcheln; ein Conchyliengeſchlecht, von welchem elf, nicht immer ſehr von einander abweichende Arten bekannt ſind. Man findet ſie in Europa und Aſien. Die meiſten Arten dieſes Thieres können gegeſſen werden. Die Schale beſteht aus zwei Klappen, iſt länglich, an beiden Seiten offen, und hat Ähnlichkeit mit einer Rinne. Man findet dieſe Muſcheln auch häufig verſteinert.

Solfeggiren oder Solmiſiren bedeutet urſprünglich in der Muſik die Stimme nach den aretiniſchen (von Guido von Arezzo zur Bezeichnung der Töne erfundenen) Sylben ut, re, mi, fa, sol, la (die Solmiſation), wozu man ſpäterhin noch die Sylbe si ſetzte, üben, dann jedes üben im Notenſingen und Notenleſen ohne Text, wobei man nur die Töne nennt, wie z. B. nach den deutſchen Namen c, d, e, f, g, a, h, c (abcdiren), oder mit untergelegten Vocalen (vocaliſiren). Die textloſen Übungsſtücke für den Geſang, welche zu dieſem Behufe verfertigt ſind, heißen Solfeggi. Man trägt dies auch zuweilen auf andre Inſtrumente, z. B. auf das Clavier, über, und verſteht darunter Stücke, welche bloß zu Übungen im Notenleſen und Intervallentreffen beſtimmt ſind. Es ſind, was den Geſang anbetrifft, zu Erlangung einer reinen Intonation, Gewandtheit der Stimme und Fertigkeit im Notentreffen Übungen dieſer Art ſehr nothwendig und vortheilhaft; ſie machen das Erſte einer gründlichen Schule aus. Denn indem hier weder die Ausführung beſtimmter Melodien Zweck iſt, noch das Ausſprechen des Textes Statt findet, ſo kann ſich die Aufmerkſamkeit lediglich auf die Reinheit und Richtigkeit der Verhältniſſe (Intervalle) beſchränken, und die Stimme durch öftere Übung eine Fertigkeit in mannichfaltigem Vortrage der Töne und Tonfiguren auf einfachem Wege gewinnen. Letzteres findet beſonders bei dem Singen nach bloßen Vocalen Statt. Das Singen mit Notenbenennungen (Sylben) befördert mehr das Notenleſen, weil ſich auf dieſe Weiſe mit dem Namen der Töne auch die Noten ſelbſt imprimiren. — Das Ausſprechen der Worte oder des Textes einer Sprache zu den Tönen iſt eine weitere Übung, welche mit Vortheil erſt dann vorgenommen wird, wenn man der Töne ſelbſt mächtig iſt. Aus dieſem Grunde möchten wir das Vocaliſiren früherhin noch vorziehen. — Übrigens haben die größten Meiſter des Geſanges Solfeggien geſchrieben. Man findet dergleichen in den beſten Singſchulen, z. B. in der Singſchule und in den Singübungen des pariſer Conſervatoriums; zu den vorzüglichſten gehören Creſcentini's Übungen für die Singſtimme ohne Worte (Leipzig, bei Breitkopf u. Härtel).

Soliman II., von ſeinen Unterthanen Canuni oder der Geſetzgeber, von den Chriſten der Prachtvolle genannt, ein türkiſcher Kaiſer, war der einzige Sohn Selims I., dem er 1520 in der Regierung folgte. Drei Tage vor dem Tode ſeines Vaters, wurde er zu gleicher Zeit, als Carl V. zu Aachen als Kaiſer gekrönt ward, zum Sultan ausgerufen. Er war nicht nach der Weiſe der ottomaniſchen Fürſten erzogen worden. Man hatte ihn in alle Geheimniſſe der Staatskunſt eingeweiht. Seine Gerechtigkeitsliebe zeigte ſich ſchon bei dem Anfange ſeiner Regierung; er gab allen denen ihr Vermögen zurück, denen ſein Vater es entriſſen hatte; er ſtellte das Anſehn der Gerichtshöfe wieder her, welches beinahe vernichtet war; und gab nur ſolchen Perſonen Ämter und Statthalterſchaften, welche Vermögen und Rechtlichkeit beſaßen. „Ich will," ſagte er, „daß ſie den Flüſſen gleichen, welche die Länder, durch welche ſie fließen, fruchtbar machen; aber nicht den Strömen, die Alles, was ihnen begegnet, mit ſich fortreißen." Gazeli Beg, Statthalter von Syrien, hatte ſich zu Anfange der Regierung gegen Soliman aufgelegt, und einen Theil Ägyptens in ſeine Empörung verwickelt. Als Soliman ihn durch ſeine Feldherren bezwungen hatte, vernichtete er auch die Mammelucken in Ägypten, und ſchloß einen Waffenſtillſtand mit Ismael Sophi. So, von der Seite Syriens und Ägyptens beruhigt, beſchloß er, Europa anzufallen, und belagerte und nahm 1521 Belgrad. Im folgenden Jahr faßte er den Entſchluß, auch die Inſel Rhodus, welche ſich ſeit 212 Jahren in den Händen der Johanniter-Ritter befand, anzugreifen. Er ſchrieb den Rittern einen ſehr ſtolzen Brief, worin er ſie auffoderte, ſich zu ergeben, wenn ſie nicht alle über die Klinge ſpringen wollten. Dieſe Eroberung koſtete ihm viel Menſchen; aber endlich mußte die Stadt, auf das äußerſte gebracht, ſich 1522 ergeben. Der Sieger wandte nun ſeine Waffen gegen Ungarn, wo er 1526 die Schlacht von Mohatz gewann. Ludwig II., König von Ungarn, verlor dabei in einem Moraſt ſein Leben. Der türkiſche Eroberer nahm (1529) Buda ein, ging nach Wien, und machte in 20 Tagen 20 Stürme auf dieſe Stadt; er ward aber endlich genöthigt, die Belagerung mit einem Verluſt von 80,000 Mann aufzugeben. 1534 ging er nach dem Orient, nahm Taurien weg, verlor aber eine Schlacht gegen Schah-Tamasp, und 1565 hatte ſein Kriegsheer vor der Inſel Malta daſſelbe Schickſal, wie vor Wien. 1566 nahm er die Inſel Chio ein, und endigte den 30ſten Auguſt deſſelben Jahrs ſein Leben bei der Belagerung von Sigeth in Ungarn, im 76ſten Jahre ſeines Alters, und vier Tage vor der Einnahme jener Feſtung von den Türken. Seine ſiegreichen Waffen machten ihn in Europa und Aſien gleich furchtbar. Sein Reich erſtreckte ſich von Algier bis zum Euphrat, und vom Ende des ſchwarzen Meers bis zum äußerſten Ende von Griechenland und Epirus. Er hatte eben ſo große Fähigkeit zu den Friedens- als zu den Kriegsgeſchäften. Als Feldherr beſaß er eine bewundernswürdige Thätigkeit, hielt ſtrenge ſein Wort, war Freund der Gerechtigkeit, und nur die Liebe zu der Sultanin Roxolane, und deren Überredungskunſt konnte ihn vermögen, alle Kinder, die ihm eine andre Sultanin geboren hatte, umzubringen, um dem Selim, dem Sohn Roxalanens, die Thronfolge zu verſchaffen. Überhaupt war er grauſam, und befleckte dadurch ſeinen Ruhm. Nach

dem Siege bei Mohatz wurden auf ſeinen Befehl 1500 der vornehmſten Gefangenen in einen Kreis geſtellt, und in Gegenwart der ſiegreichen Armee enthauptet. Soliman hielt nichts für unmöglich, wenn er es befahl. Als einer ſeiner Feldherren ihm ſchrieb, daß der Befehl, über die Drau eine Brücke zu ſchlagen, unausführbar ſey, ſandte er demſelben ein leinenes Band mit der Antwort zurück: Der Sultan, dein Herr, befiehlt dir, durch den Curier, den du ihm geſandt haſt, ohne Rückſicht auf die Schwierigkeiten, welche du dabei findeſt, die Brücke über die Drau zu vollenden. Er läßt dich zugleich wiſſen, daß wenn dieſe Brücke nicht bei ſeiner Ankunft vollendet ſeyn wird, er dich mit dieſem Stück Leinen, welches dir ſeinen höchſten Willen ankündigt, wird erwürgen laſſen. Soliman bediente ſich der unbeſchränkten Gewalt, die er beſaß, um Ordnung und Sicherheit in ſeinem Reiche herzuſtellen. Er theilte es in verſchiedene Diſtricte, von denen jeder eine beſtimmte Anzahl Soldaten ſtellen mußte. Der Ertrag eines gewiſſen Theils von Ländereien in jeder Provinz war zum Unterhalte der Truppen beſtimmt, und er ſorgte für alles, was ſich auf die Kriegszucht, die Bewaffnung u. ſ. w. bezog, mit dem größten Eifer. Er führte ein Syſtem der Finanzverwaltung in ſeinem Reiche ein, und damit die Auflagen nicht allzudrückend werden möchten, war er ſehr genau und ſparſam in ſeinen Ausgaben. Soliman iſt der größte unter allen ottomaniſchen Kaiſern geweſen. Er dehnte ſeine Macht durch die Gewalt der Waffen am weiteſten in Aſien und in Europa aus. Unter ſeiner Regierung erlangten die Türken den höchſten Gipfel ihres Ruhms; allein dieſer verſchwand allmählig unter ſeinen Nachfolgern, die nur ſelten an der Spitze ihrer Armee erſchienen; und das beſtändige Glück, welches bis dahin die türkiſchen Waffen begleitet hatte, endete mit ihm. Er war im höchſten Grade herrſchſüchtig, ehrgeizig und thätig, und jedes Jahr ſeiner Regierung war durch eine große That ausgezeichnet. Gewiſſenhafter Beobachter ſeiner Religion, war er weniger verderbt, allein weit unterrichteter als ſeine Vorgänger. Er liebte die Mathematik und das Studium der Geſchichte war eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen. Es fehlten ihm wenig Eigenſchaften, um zu den wirklich großen Fürſten, aber die meiſten, um zu den guten gerechnet zu werden. Noch bemerken wir, daß er von denen, welche die türkiſchen Kaiſer erſt von der Eroberung Conſtantinopels zu zählen anfangen, Soliman der Erſte genannt wird. N. P.

Solmiſiren, ſ. Solfeggiren.

Solms, eine der berühmteſten altgräflichen und fürſtlichen Familien in der Wetterau, deren Stammhaus ſeit dem 10ten Jahrhundert Braunfels war. Sie theilt ſich in mehrere Linien, von denen 1. **Solms-Braunfels** ſeit 1742, und 2. **Solms-Lich** und **Hohenſolms** ſeit 1792 in den Fürſtenſtand erhoben ſind. Beide fürſtliche Häuſer bekennen ſich zur reformirten Kirche. Die gräfliche Linie iſt **Solms-Laubach**; dieſe theilt ſich wieder in die Äſte a) Solms-Großkripe, b) Solms-Sonnewald, c) Solms-Baruth zu Rödelheim und Aſſenheim, d) Solms-Wildenfels-Laubach, e) Solms-Wildenfels-Wildenfels, f) Solms-Sachſenfeld, g) Solms-Baruth. Dieſe gräflichen Linien ſind ſämmtlich der lutheriſchen Religion zugethan. Die Grafſchaft **Solms** liegt in der Wetterau. Der Fürſt von Solms-Braunfels beſitzt den wich-

tigſten zuſammenhängenden Theil davon, nämlich auf 6 Quadratmeilen 18,000 Einwohner, und ungefähr 100,000 Gulden Einkünfte. Der Fürſt von Solms-Lich und Hohen-Solms hat ungefähr 3½ Quadratmeilen mit 12,000 Einwohnern, und 80,000 Gulden Einkünfte; Solms-Laubach 2 Quadratmeilen, 6000 Einwohner, und 50,000 Gulden Einkünfte; Solms-Rödelheim beſitzt nur abgeriſſene Stücke in der Gegend von Frankfurt und Friedberg. Dieſer letztere Zweig beſaß aber auch jenſeit des Rheins die Herrſchaften Rohrbach, Scharfenſtein und Hirſchfeld. Zur Entſchädigung für ſeinen Verluſt erhielt der Graf von Solms-Rödelheim 1802 die im ſolmſiſchen gelegenen Abteien Altenberg und Arensburg mit 50,000 Fl. Einkünften, und der Fürſt von Braunfels erhielt eine Virilſtimme auf dem Reichstage. Die Grafſchaft hat guten Getreidebau, vortreffliche Viehzucht, und vorzüglich viel Eiſen. Auch wird Leinwand aus inländiſch gebautem Flachſe ausgeführt. 1804 kam durch einen Familienvergleich Arensburg an den Fürſten von Solms-Braunfels, Altenberg aber an die gräfliche Linie. Die Fürſten und Grafen zu Solms gehörten ſonſt zum wetterauiſchen Grafencollegium, und hatten darin, wie auch auf den Kreistagen vier Stimmen. Jetzt ſtehen ihre Länder aber theils unter großherzoglich-heſſendarmſtädtiſcher, theils unter königlich preußiſcher und herzoglich naſſauiſcher Oberherrſchaft. Das urſprüngliche Stammhaus Solms, eine alte verfallene Burg, liegt unweit Braunfels an dem Waſſer Solms.

Solo, in der Muſik, heißt ein Tonſtück, oder Satz deſſelben, in welchem eine einzelne Stimme oder ein Inſtrument ſich ganz allein (d. i. ohne Begleitung) oder vor allen übrigen Stimmen hervortretend (als Hauptſtimme) hören läßt. So hat man Violinſolo's, Clavierſolo's ꝛc., d. i. Tonſtücke für eine Violine, für das Clavier; aber man nennt auch Violinſolo einen Satz, in welchem die Violinſtimme vor allen andern Stimmen hervortritt. Dann zeigt Solo auch in einer von mehreren Inſtrumenten oder Singſtimmen beſetzten Partie eine Stelle an, die nur von einem dieſelbe Partie ſpielenden Inſtrumente ausgeführt werden ſoll. Dagegen zeigt Tutti (Alle) an, daß wieder alle Stimmen oder Inſtrumente einer Partie zuſammenſpielen oder ſingen ſollen. Soli in der Mehrzahl zeigt an, daß zwei oder mehrere Inſtrumente oder Stimmen hervortreten (vergl. d. Art. Obligat). Der Vortrag des Solo's, beſonders im erſten Sinne, iſt freier, und namentlich in Hinſicht des Tactes nie ſo ſtreng, als des Tutti's; doch muß der Soloſpieler nicht den Tact willkürlich vernachläſſigen. Er bedarf aber auch, wo nicht die bloße Übung beabſichtigt wird, einer größern Freiheit, Leichtigkeit, und Herrſchaft über ſein Spiel oder ſeinen Geſang, um nicht bloß regelrecht das Vorgeſchriebene zu leiſten, ſondern das Gegebene durch Gefühl und Erfindung zu beſeelen. T.

Solon, einer der griechiſchen Weiſen, und der berühmte Geſetzgeber der Athenienſer, lebte im 6ten Jahrhunderte vor Chr. Geb. Er ſtammte von den alten Königen von Athen und vom Codrus ab, weil er aber dürftig war, ſo widmete er ſich in frühern Jahren der Handlung, um ſich Vermögen zu erwerben. Er beſaß viel dichteriſches Talent, hatte ſich auf ſeinen Reiſen große Kenntniſſe erworben, und ward deßhalb zu den ſieben Weiſen

Griechenlands gerechnet. Dabei war er von ſanften einnehmenden Sitten, ein Freund anſtändiger Vergnügungen, und, ohne Habſucht, nicht gleichgültig gegen den Reichthum. In Athen von Allen geachtet, verſchaffte er ſich bald wichtigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Er war vorzüglich Urſache, daß die Einwohner von Cirrha wegen eines an dem Tempel zu Delphi begangenen Frevels geſtraft; daß diejenigen, welche die Anhänger des Cylon (der ſich der Oberherrſchaft über Athen hatte bemächtigen wollen), gegen ihr gegebnes Wort an heiliger Stätte umgebracht hatten, vor Gericht gezogen und verurtheilt, und daß Epimenides aus Creta geholt wurde, um die Stadt von aller Schuld zu reinigen, und die verwilderten Gemüther der Athener durch religiöſe Eindrücke ſanfter zu machen. Plutarch ſagt, daß Solon ſich dieſes Mannes als Vorläufer oder Vorbereiter zu ſeiner Geſetzgebung bedient habe. Einen Beweis ſeiner Vaterlandsliebe gab er, als er ſogar mit Gefahr ſeines Lebens die Athenienſer zur Wiedereroberung von Salamis zu bereden wagte. Dieſes war von den Megarenſern erobert worden, und alle Verſuche der Athenienſer, es wieder einzunehmen, waren unglücklich ausgefallen. Deßhalb hatten ſie bei Todesſtrafe verboten, keiner ſolle einen ſolchen Verſuch wieder in Vorſchlag bringen. Solon, deſſen Vaterlandsſinn hiedurch gekränkt war, verfaßte eine Elegie, die in den ſtärkſten Ausdrücken den Athenienſern ihre Feigheit vorwarf, ſtellte ſich wahnſinnig, und las als ein ſolcher das Gedicht mit der größten Heftigkeit vor dem verſammelten Volke ab. Der Eindruck, den es machte, wurde durch die Zuredungen des Piſiſtratus, der ſich unter den Haufen miſchte, befördert, ein neuer Krieg ward beſchloſſen, und dem Solon entweder als Oberfeldherrn in Begleitung des Piſiſtratus, oder dieſem in Begleitung des Solon die Führung deſſelben anvertraut. Durch beider Klugheit und Tapferkeit ward Salamis wieder erobert, und dem athenienſiſchen Gebiete einverleibt. Jetzt wäre es dem Solon ein Leichtes geweſen, ſich zum Oberherrn von Athen zu machen, aber alle Anerbietungen und Auffoderungen dazu ſchlug er ſtandhaft und edelmüthig aus, feſt überzeugt, daß die Beglückung ſeiner Mitbürger und die Erſchaffung einer neuen heilſamen Regierungsform ihm größern und dauerhaftern Ruhm bringen würde. Dracons ſtrenge blutige Geſetze hatten dem innern unglücklichen Zuſtande des Staats nicht abhelfen können. Athen war in mehrere Parteien getheilt, wovon die eine die andre zu unterdrücken und zu vernichten ſtrebte. Das gemeine Volk war den Reichen und Vornehmen faſt ganz unterthan, und wurde von denſelben aufs grauſamſte gemißhandelt. Die Reichen zwangen die Armen, ihre Schuldner, entweder als Leibeigene ihre Felder zu bauen, oder ihre eigenen Kinder zu verkaufen, oder ſich ſelbſt ihnen als Sklaven zu übergeben, weßhalb viele Bürger ihr Vaterland verließen. Sie plünderten ſogar den öffentlichen Schatz und die Tempel. Alles wünſchte eine beſſere Verfaſſung, und die Reichen ſelbſt ſahen die Nothwendigkeit davon ein. Man übertrug deßhalb dem Solon, welchen alle Parteien verehrten und liebten, im 3ten Jahre der 86ſten Olympiade (etwas weniger als 600 Jahre vor Chr. Geb.) das Amt eines Archonten, und bevollmächtigte ihn zum Geſetzgeber. Solon hob nunmehr die meiſten von den grauſamen Geſetzen des Draco auf, vernichtete entweder die Schulden ganz, oder

verminderte ſie ſo, daß ſie dem Schuldner nicht mehr beſchwerlich ſeyn konnten. Obgleich anfangs Reiche und Arme hiemit unzufrieden waren, da die letztern eine gleiche Austheilung der Ländereien gewünſcht hatten, ſo ſahe man doch bald die Nothwendigkeit und Weisheit jener Maßregel ein. Zugleich verbot er auf ewige Zeiten, daß Jemand ſich ſelbſt oder ſeine Kinder Schulden halber als Sklave dem Gläubiger übergeben ſollte. Als Grundlage der Staatsverfaſſung beſtimmte er, daß das ganze Volk die höchſte Gewalt, und allein die Macht haben ſollte, in ſeinen Verſammlungen Krieg und Frieden zu beſchließen, Bündniſſe zu machen und aufzuheben, Magiſtratsperſonen zu wählen und abzuſetzen, Geſetze abzuſchaffen und einzuführen. Die Gerichtsbarkeit vertheilte er unter das Volk und die ſchon beſtehenden Tribunäle. Öffentliche Verbrechen gehörten vor den Areopag und die übrigen Gerichte; Privatſtreitigkeiten übergab er einigen neuen Tribunälen, die aus dem ganzen Volke durchs Loos gewählt wurden. Er theilte die Bürger in vier Claſſen ein. Drei davon wurden nach der Verſchiedenheit der Größe ihres Vermögens beſtimmt; die vierte Claſſe begriff diejenigen, welche gar kein Vermögen hatten, und dieſe waren von allen öffentlichen Ämtern ausgeſchloſſen, jedoch wurden ſie zu den allgemeinen Volksverſammlungen zugelaſſen. Dadurch bewirkte er, daß die Geringern immer in Thätigkeit und Fleiß erhalten wurden, um einſt das zu genießen, wovon ſie jetzt ausgeſchloſſen waren, und daß die Staatsämter immer von gebildeten, einſichtsvollen und angeſehenen Perſonen verwaltet wurden. Dadurch, daß die Magiſtratsperſonen nicht durchs Loos, ſondern durch die Stimmen gewählt wurden, ſicherte er gleichfalls dem vornehmen und gebildeten Theil des Volks ſeinen Einfluß auf die Wahlen. Mit den Ämtern verband er bloß Ehre, aber keine Einkünfte; wodurch der Habſucht Schranken geſetzt und Unwürdige abgehalten wurden, nach Staatsämtern zu trachten. Um die Geſchäftigkeit der Armen noch mehr anzuſpornen, trug er dem Areopagus auf, jeden Müßiggänger zu ſtrafen, und ſprach die Söhne von der Verpflichtung frei, ihre Ältern zu ernähren, wenn dieſe ſie kein nützliches Geſchäft hatten lernen laſſen. Das größte Gleichgewicht gegen die Gewalt des Volks legte Solon in die Hände des Areopagus und des hohen Raths, den er zuerſt einſetzte. Denn der erſtere richtete nicht nur über Leben und Tod, ſondern führte auch die ſtrengſte Aufſicht über Sitten und Lebensart aller Bürger, und über die Beobachtung aller Geſetze. In den Zeiten der Noth übten ſie auch wahrſcheinlich die ganze höchſte Gewalt aus, gleich den römiſchen Dictatoren. Noch mehr Macht bekam der neue Senat der Vierhundert, welchem Solon den größten Theil der Vorrechte der bisherigen Archonten übertrug. Auf die Befeſtigung der Staatsverfaſſung zweckte auch die Einrichtung Solons ab, daß kein einem vorhandenen Geſetze zuwider laufender Beſchluß Gültigkeit haben, und daß, wer ein Geſetz abſchaffte, auch an deſſen Stelle ein neues vorſchlagen ſollte. Um zu verhindern, daß nicht der arme und dürftige Pöbel ſich zu ſehr vermehren möchte, erſchwerte er den Fremden die Erwerbung des athenienſiſchen Bürgerrechts. Verſchwendern und ausſchweifenden oder ſonſt unſittlichen Bürgern unterſagte er, vor dem Volke öffentlich zu reden, und ſchloß ſie dadurch von allen Staatswürden aus. Beſtechungen wurden ſowohl

an den Gebern als an den Nehmern mit dem Tode oder mit zehnfachem Erſatz oder mit Ehrloſigkeit beſtraft. Ehebrecher, Verführer einer freien Perſon und Kuppler, wurden gleichfalls am Leben geſtraft, und eine ehebrecheriſche Frau mußte von ihrem Manne verſtoßen werden, und durfte bei keinen öffentlichen Feſten erſcheinen. Die Stunden des öffentlichen Jugendunterrichts wurden auf das genaueſte beſtimmt, und fremden erwachſenen Perſonen durchaus aller Zutritt zu den Gymnaſien verſagt. Die Bildung der Knaben, Jünglinge und Männer war durch eigene Geſetze vorgeſchrieben, und beſondre Magiſtratsperſonen mußten über das Betragen der Lehrer und Schüler wachen. Wer zu arm war, ſeine Kinder in ein Gymnaſium zu ſchicken, mußte ſie den Ackerbau oder ein Handwerk lernen laſſen. Die Religion ließ Solon unverändert, außer daß er dem Areopagus in dieſer Hinſicht die höchſte richterliche Gewalt übertrug, und mehrere Tempel, z. B. der Venus Pandemos (zu deren Prieſterinnen er öffentliche Weibsperſonen beſtellte) erbaute. Als Solon ſeine Geſetze gegeben hatte, ſuchte er um die Erlaubniß an, ſich auf zehn Jahre von Athen zu entfernen, und verpflichtete die Athenienſer durch einen Eid, in dieſer Zeit nichts an ſeinen Geſetzen zu ändern. Er beſuchte mehrere Länder, Ägypten, Creta, Cypern, Lydien, Milet, wo er ſich mit dem Thales unterredete, und mehrere Städte des eigentlichen Griechenlands. Damals gab er auch dem Cröſus, Könige von Lydien, die Belehrung, die dieſem in der Folge das Leben rettete (ſ. Cröſus). Nach zehn Jahren kehrte Solon nach Athen zurück, allein der alte Parteihaß war wieder ausgebrochen, und hatte den Staat aufs neue zerrüttet. Er wurde mit der ausgezeichnetſten Achtung empfangen, und alle Parteien legten ihm ihre Sache zur Entſcheidung vor. Unter den Anführern zeichnete ſich beſonders Piſiſtratus, der an der Spitze der Volkspartei ſtand, aus. Er ward von Solon geſchützt und geliebt, fand aber auch bald an ihm einen Gegner, als er ſich ſeine Abſicht, ſich zum Oberhaupte des Staats zu machen, merken ließ. Solon verließ jetzt Athen auf immer. Dieſen Zeitpunkt überlebte er nicht lange; wann aber, und wo er geſtorben, iſt zweifelhaft. Nach der gewöhnlichen Meinung ſtarb er im 80ſten Jahre ſeines Alters, im zweiten Jahre der 55ſten Olympiade. Von ſeinen Gedichten und übrigen Schriften iſt uns nichts übrig geblieben. Die Briefe an den Piſiſtrates und einige der ſieben Weiſen ſind untergeſchoben.

Solothurn (franzöſiſch Soleure), ein Canton der Schweiz (ſ. d. Art.), welcher gegen Weſten an Frankreich, gegen Norden an den Canton Baſel, gegen Oſten an den Canton Aargau, und gegen Süden an den Canton Bern ſtößt, und ganz catholiſch iſt. Er iſt mit Freiburg 1481 zugleich in den Bund getreten. Sein Flächeninhalt beträgt 15 Quadratmeilen, und die Volksmenge 48,000 Seelen. Das Land wird zwar von einigen hohen und rauhen Ketten des Juragebirges durchſchnitten, der größere Theil ſtreckt ſich aber an den Ufern der Aar, und hat einen fruchtbaren ſehr gut angebauten Boden. Auch die Berge werden theils zur anſehnlichen Viehzucht, theils zum Ackerbau benutzt, und Solothurn iſt der einzige helvetiſche Canton, welcher bei ſeiner großen Bevölkerung nicht nur hinreichendes Getreide hat, ſondern noch eine beträchtliche Menge davon ausführen kann. Anſehnlich ſind

auch der Obſt- und Flachsbau, minder bedeutend der Weinbau. Flachs und Baumwolle wird viel, allein meiſt für auswärtige Manufacturen geſponnen; die Einwohner leben größtentheils nur von den Erzeugniſſen ihres Bodens. Jeder Landbewohner war ehedem den Bürgern der Hauptſtadt unterthan, und in dieſer hatten nur die Altburger oder 80 Patricierfamilien, unter welchen ſich auch Adelige befanden, Antheil an der Regierung, bei welcher der große Rath von 100 Mitgliedern dem Namen nach die höchſte Gewalt hatte; in der That lag ſie aber in den Händen des kleinen Raths von 33 Gliedern. Der Canton erhielt bei den durch Frankreich bewirkten Umänderungen der Schweiz ſeine alte Ausdehnung, bis auf einen kleinen, jenſeit der Birs gelegenen Strich, der an Frankreich abgetreten wurde, jetzt aber zurückgegeben iſt. So iſt auch die alte Verfaſſung jetzt ſeit 1815 mit gewiſſen Modificationen wieder hergeſtellt. Die Hauptſtadt Solothurn iſt eine wohlgebaute und feſte Stadt von 4000 Einwohnern, in einer ſchönen Ebene mit guten Wällen und ſchönen Spaziergängen auf denſelben, und einer vortrefflichen Brücke über die Aar. Die Einwohner werden als gegen Fremde ſehr gaſtfrei und gefällig gerühmt. Die prächtige Pfarrkirche zu St. Urſus und das Collegium der Jeſuiten ſind ſchöne Gebäude, und auch wegen der Gemählde und Gypsarbeit ſehenswerth. Auch das Zeug- und Rathhaus mit ſeinen zwei Thürmen gewährt einen ſchönen Anblick. Übrigens gibt es hier vortreffliche Gärbereien, viele Uhrmacher und Büchſenſchmiede. Der franzöſiſche Geſandte an die Schweizercantons hatte hier vormals ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt.

Solözismus, Fehler gegen die Richtigkeit im mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucke, ſogenannt von Soli, einer Stadt des öſtlichen Ciliciens in Kleinaſien, deren Einwohner durch den fehlerhaften Gebrauch der attiſchen Sprache jene Benennung veranlaßten, mit welcher die Römer ſpäterhin ſogar das fehlerhafte Geberdenſpiel auf der Bühne zu bezeichnen pflegten. Die Alten unterſchieden Solözismen und Barbarismen, und verſtanden unter den letztern das Fehlerhafte im Gebrauche einzelner Wörter, unter den erſtern aber jeden Verſtoß gegen die Syntax (ſ. Quinctilians Anweiſ. zur Redek. B. 1. Cap. 5). Neuere Sprachlehrer haben jene Kunſtausdrücke beibehalten, jedoch mit veränderter Bedeutung, indem ſie mit dem Namen Barbarismus die Fehler gegen Sprachreinheit, mit dem des Solözismus aber die gegen Sprachrichtigkeit bezeichnen. Allein auch ſo noch laufen die Gränzen beider oft in einander, und Manches iſt Solözismus und Barbarismus zugleich. Es bildet und entwickelt ſich nämlich jede Sprache im Laufe der Zeit bis zu einem gewiſſen Grade, mit langſamerem Fortſchreiten, ſo lange ſie nur noch im Munde des Volks lebt; raſchern Ganges, wenn ſie Schriftſprache geworden. Sie kann an äußerer Schönheit, an Fülle und Wohlklang verlieren, aber ſie wird, ſo lange das Volk, dem ſie angehört, im geiſtigen Fortſchreiten begriffen iſt, jenen Verluſt durch Reichthum, Beſtimmtheit und Regelmäßigkeit erſetzen. Die beſſeren Schriftſteller werden Muſter, und die Sprachlehre, den Geiſt der Sprache und den Gebrauch ihrer Claſſiker beachtend, führt das Einzelne, in der Erfahrung Gegebene auf allgemeine Regeln zurück und macht wieder gut, was bei Ent-

wickelung und Bildung der Sprachformen im Verlaufe einer unmündigen Zeit der blindlings waltende Zufall verbrach. Alles, was gegen jene Regeln in Form, Biegung und Verbindung der Wörter verſtößt, habe es nun ſeinen Grund in dem abſichtlichen Gebrauch veralteter Formen (Archaismen), fremder ſprachwidriger Wortverbindungen (Barbarismen im engern Sinne) oder in der grammatiſchen Unkunde des Schreibenden und Sprechenden, heißt Solözismus. Wahr iſt es indeſſen, daß in einer lebenden Sprache, die, wie die deutſche, durch keine Akademie in ihren Bildungen gebunden iſt, ſondern ſich frei entfaltet nach dem Geſetz der Analogie, das Beiſpiel einiger Muſterſchriftſteller zur Beſtimmung deſſen, was auszuſcheiden iſt, nicht hinreicht, und daß Vieles, was früher von ſtrengern Sprachlehrern als Solözismus verdammt wurde, von neueren, die den freien, geſchmeidigen Geiſt unſerer Sprache erkannten, mit Recht wieder aufgenommen worden. Nur darf dabei der Grammatik, wie wohl oft geſchieht, nicht abſichtlich Hohn geſprochen werden; es diene denn das Fehlerhafte den Abſichten des Schreibenden, wie oft in dem niedrig-komiſchen Styl. So heißt es von dem Nachtwächter im wandsbecker Boten: „Und nun was das ſein Methodus: Er thät das Horn auf's Maul und bluß, und dann pflegt' er zu ſagen: Das Klock hat zehn geſchlagen" ꝛc., welche Stelle zugleich nicht nur Beiſpiele für den Solözismus überhaupt, ſondern auch in den veralteten und fremdartigen Ausdrücken, was für war, bluß, thät und Methodus, Beiſpiele für ſolche Solözismen enthält, welche zugleich als Barbarismen im Allgemeinen verwerflich ſind, und nur unter gewiſſen Bedingungen entſchuldigt werden können. K. F.

Solſtitium, ſ. Sonnenwenden.

Somerville (William), ein ſehr ausgezeichneter engliſcher Dichter, der Sohn von Robert Somerville, auf deſſen Landſitze zu Edſton in Warwickſhire er 1692 geboren ward. Er wurde auf der Schule zu Wincheſter erzogen, und ſtudirte nachher zu Oxford. Hier machte er ſich mit der claſſiſchen Literatur bekannt, und bildete ſein dichteriſches Talent aus. Seine Ode an den Herzog von Marlborough über deſſen Entlaſſung von ſeinem Poſten, welche Somerville ſchon zu dieſer Zeit dichtete, zeugt nicht bloß von großer Fertigkeit in der Verſification, ſondern auch von einem gebildeten Geſchmack. Er war ein Anhänger der Whigpartei, welches er durch die Lobeserhebungen von Addiſon, Stanhope und Marlborough zeigt. Somerville hatte von ſeinem Vater ein bedeutendes Gut geerbt, wovon er lebte, und ſich beſonders mit der Jagd und den Wiſſenſchaften beſchäftigte. Er war höflich, gaſtfrei, ein Freund von Geſellſchaften und um die Haushaltung wenig bekümmert. Dieſe Lebensart brachte ihn in Geldverlegenheiten, wodurch er in einen Zuſtand gerieth, der ſein Leben verkürzte. Er ſtarb 1742 und ſein Freund, der Dichter Shenſtone, kündigte ſeinen Tod einem Andern mit dieſen Worten an: „Unſer alter Freund iſt todt! Ich konnte mir nicht vorſtellen, daß ich ſo traurig bei dieſem Umſtande ſeyn würde, wie ich bin. Ich kann jetzt alle ſeine Schwachheiten entſchuldigen, und ſie dem Alter und dem Drange der Verhältniſſe zuſchreiben. Die letztere Anſicht quält mich ſogar, wenn ich daran denke! Denn ein hochſinniger Mann, der ſich bewußt iſt, daß er (wenigſtens in einem Geiſteswerk) allgemein der Welt gefallen hat,

und nun von Unfällen bedroht und gemartert wird, die in jedem Verſtande ſchrecklich ſind; der gezwungen iſt, die Schmerzen des Körpers einzutauſchen, um den Qualen des Gemüths zu entgehen, iſt ein — Elend!" Als Dichter iſt Somerville vorzüglich durch ſein Gedicht „die Jagd" in reimloſen Verſen bekannt, welches unter den beſchreibenden und didaktiſchen Gedichten einen hohen Rang behauptet. Der Verfaſſer war mit ſeinem Gegenſtande auf das genaueſte bekannt und ein leidenſchaftlicher Liebhaber deſſelben; daher die Lebhaftigkeit, die Begeiſterung und die Richtigkeit ſeiner Gemählde, die man ſelten in Gedichten dieſer Art in ſo hohem Grade vereint findet. Seine Sprache iſt frei und kräftig, und ſein Versbau zeugt von einem ſehr geübten und feinen Gehör. Ein anderes Gedicht, mit jenem in Hinſicht des Gegenſtandes verwandt, unter dem Titel: Field Sports (Feldjagd) beſchreibt bloß die Falkenjagd. Sein Gedicht: Hobbinal or rural Games, iſt von der heroiſch komiſchen Art, und das Burleske iſt ziemlich glücklich darein verwebt. Seine übrigen komiſchen und ernſthaften Gedichte verdienen weniger, obgleich ſie in die Sammlung der engliſchen Dichter aufgenommen ſind, bemerkt zu werden. Auch hat man unter dem Titel: Poems by William Somerville, Lond. 1772 8. eine ſehr gute Ausgabe ſeiner geſammelten dichteriſchen Werke.

Sommer. In der gewöhnlichen Umgangsſprache verſtehen wir unter Sommer überhaupt die mildere Jahreszeit, etwa vom April bis October. Der aſtronomiſche Sommer fällt zwar auch in dieſe Zeit, zwiſchen Frühling und Herbſt, hat aber ſeine beſtimmtern Gränzen. Er nimmt ſeinen Anfang, wenn die Sonne ihren höchſten Stand gegen Norden erreicht hat, alſo um den 21ſten Junius, und endigt ſich, wenn ſie zum zweiten Male im Jahre den Äquator berührt, um den 23ſten September. Unſer Sommer fällt in die Sonnenferne (ſ. Sonnennähe und Ferne), d. h. in die Zeit, wo dieſes Geſtirn am weiteſten von uns entfernt iſt, und daher auch ſich am langſamſten bewegt. Dies iſt die Urſache, warum der Sonnendurchmeſſer im Sommer merklich kleiner erſcheint als im Winter, und warum der Sommer der nördlichen Halbkugel $93\frac{1}{2}$ Tag, alſo einige Tage länger dauert als der Winter, folglich auch als der Sommer der ſüdlichen Halbkugel. Ungeachtet der weitern Entfernung der Sonne im Sommer, wirken ihre Strahlen doch ungleich kräftiger als im Winter, weil ſie in minder ſchräger Richtung auf die Erde fallen, und weil die Sonne im Sommer viel früher auf= und viel ſpäter untergeht, alſo einen weit größern Bogen am Himmel beſchreibt, als im Winter. In dem Augenblick des Sommer=Sonnenſtillſtands, oder wenn die Sonne auf ihrer ſcheinbaren Bahn den Wendekreis des Steinbocks berührt, alſo am höchſten ſteht, und am längſten über dem Horizont bleibt, ſollte man eigentlich die größte Hitze vermuthen. Die Erfahrung aber lehrt, daß dieſe erſt im Auguſt Statt findet, und zwar auf der ganzen nördlichen Halbkugel bis mehrere Grade über den Polarkreis hinaus. Der Grund davon liegt darin, daß die Sonne jetzt ſchon länger gewirkt hat, und innerhalb des Polarkreiſes bis etwa 10 oder 12 Grade vom Pole endlich das Eis gebrochen und die Witterung etwas milder geworden iſt; daher die Luft aus jenen nördlichen und aus den öſtlichen Gegenden nicht mehr ſo kalt zu uns kommt. — Der Sommer iſt überall, wo Vegetabilien gedeihen, die Jahreszeit der Entwickelung und Ausbildung

derſelben und ihrer Früchte. Seine wohlthätige Wärme bringt in der ganzen organiſchen Schöpfung Leben, Wonne und Wohlſeyn hervor

Sommer (fliegender), Sommerfäden, Mariengarn, Alter=Weiber=Sommer, nennt man die feinen weißen Seidenfäden, die in warmen heitern Herbſttagen alle Wieſen, Triften, Felder und Plätze überziehen und vornehmlich auf den Stoppelfeldern ſichtbar ſind, auch häufig in langen, dicken, fadenähnlichen Klumpen ſich in die Luft erheben und an hervorragenden Gegenſtänden anhängen. Dieſe Fäden ſind das Geſpinnſt einer Spinne, die ſich im Herbſt in unglaublicher Menge erzeugt. Dieſe iſt von der Größe eines mittelmäßigen Stecknadelknopfes, hat einen länglichen Kopf und einen eirunden Hinterleib, und nährt ſich unſtreitig von ganz kleinen eirunden Inſecten. Den Winter über ſcheint ſie in Erſtarrung in der Erde zuzubringen, denn man findet ſie im Frühjahr auch, nur in ungleich geringerer Anzahl.

Sommerflecke (Sommerſproſſen, ephelis), ſind gelbliche, bräunliche, ſchwärzliche Flecken von der Größe einer Linſe, die vorzüglich an ſolchen Stellen erſcheinen, die von Kleidern nicht bedeckt der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenſtrahlen ausgeſetzt ſind. Darum glaubt man auch, daß dieſe die genannten Flecke hervorbringen, und erklärt ſich ihre Entſtehung folgendermaßen: Im Frühling iſt die Haut theils der wärmern Winterbekleidung, theils anderer Urſachen wegen, reizbarer; nun erſcheinen die Sonnenſtrahlen und es bilden ſich leicht hie und da Schweißtröpfchen, die nicht ſo ſchnell wie im Sommer zuſammenfließen; durch dieſe Tropfen aber wird der Strahl wie durch ein convexes Glas in einen Focus vereinigt, dieſer trifft auf das rete Malpighi und verurſacht, daß hier der Kohlenſtoff halbgeſäuert wird; halbgeſäuerter Kohlenſtoff aber hat überall eine dunkle Farbe. Auf ähnliche Weiſe entſteht auch die allgemeine dunklere Färbung der Haut im Sommer (ephelis umbrosa von Frank genannt) und vom Feuer bei ſolchen, die in der Nähe deſſelben arbeiten; der letztre Fehler wird von Frank eph. spuria genannt. Schaden für die Geſundheit bringen dieſe Fehler nicht; nur daß ſich unſre Damen dadurch entſtellt glauben, iſt ihr Nachtheil und der Grund, warum man ſie zu verhüten ſucht. Das verſtehen unſre Damen auch recht gut, die ſich vorzüglich im Frühjahr durch Schleier, Tücher und beſchattende Hüte zu ſchützen wiſſen. Um ſie zu entfernen, ſoll man die Haut zuerſt durch Waſchen mit Molken, milder Seife, Rahm, zu erweichen ſuchen, und dann durch Einreiben von aromatiſchem Waſſer mit Eſſig, oder Salmiak, Linimenten, Kampfereſſig, die Hautgefäße reizen, damit ſie das ſtockende aufſaugen. Der Eſſig ſcheint unter den genannten Mitteln das vorzüglichſte; und es iſt bekannt, daß ihn viele auch zu trinken pflegen, um eine weiße Haut zu bekommen und zu behalten. F. P.

Sömmering, ein hoher Berg der Alpenkette, über welchen ein Hauptpaß führt. Auf ſeinem Gipfel ſteht eine Gedächtnißſäule, die Kaiſer Carl VI., der Erbauer dieſer Straße, im J. 1728 errichten ließ. Hier iſt die Gränze zwiſchen Steyermark und Öſterreich und eine weite Ausſicht auf die Gebirge umher und die tänariſchen Schlünde in der Tiefe. Unten am Fuße liegt die Pfarrey Spital am Sömmering, von Ottokar II. herſtammend, der hier zum Beſten der nach Paläſtina über den Berg ziehenden Kreuzfahrer,

ein Spital errichtete, welches damals Spital im Zerrenwald hieß.

Sommerpunkt iſt derjenige Punkt in der Ekliptik, in welchem die Sonne bei ihrem ſcheinbaren Jahresumlauf die größte Abweichung gegen Norden erreicht hat. Dies iſt der Anfang des aſtronomiſchen Sommers. Sonſt fiel dieſer Punkt in das Sternbild des Krebſes, daher der nördliche Wendepunkt auch den Namen erhielt; jetzt iſt an die Stelle das Zeichen der Zwillinge gerückt. Darauf wird indeß in der gewöhnlichen Rechnung keine Rückſicht genommen. Durch den Sommerpunkt geht der Wendekreis des Krebſes. Vom Frühlingspunkt iſt der Sommerpunkt um 90 Grad entfernt; daher auch ſeine gerade Aufſteigung 90 Grad oder 3 Zeichen beträgt. Seine Abweichung iſt nördlich und der Schiefe der Ekliptik gleich.

Somnambulismus (Schlafwachen, Traumwachen, Schlafwandeln), iſt die Bezeichnung eines Zuſtandes, der freilich nicht in dem Wandeln und Gehen allein beſteht; da aber in dieſem Zuſtande das Gehen ganz vorzüglich auffällt, ſo iſt von dieſem der Name hergenommen. Eigentlich aber macht in dem ſomnambuliſchen Zuſtande das Bewußtſeyn die Hauptſache aus. Dies ſcheint uns im natürlichen Schlafe ganz aufgehoben, weil es ſich weder durch Empfindung noch willkürliche Bewegung äußert. Was aber, ohne ſich zu äußern, in der Seele etwa vorgeht, das wiſſen wir nicht, und laſſen es daher hier lieber ganz unberührt. Und je weniger Bewußtſeyn im Schlafe zugegen iſt, deſto vollkommner, erquickender und ſtärkender iſt er. — Dem Schlafe ähnlich verhalten ſich manche Krankheiten, in denen wir auch das Bewußtſeyn erloſchen ſehen, als ſoporöſe, apoplectiſche, cataleptiſche, epileptiſche und viele andre Zufälle. — Beobachten wir nun aber, daß in einem ſolchen eigentlich unbewußten Zuſtande und während derſelbe fortdauert, das Bewußſeyn erwacht, wenigſtens Handlungen vollzogen und Empfindungen geäußert werden, die dies ſchließen laſſen; ſo bekommt ein ſolcher Zuſtand den Namen des Somnambulismus. In demſelben wird die Seele ſich natürlich auf eine andre Weiſe äußern, als in dem gewöhnlichen Wachen. Schon ſeit den älteſten Zeiten iſt aber ein ſolcher Zuſtand in dem anſcheinend unnatürlichen Schlafe, der dann höchſtens etwas tiefer, feſter, als gewöhnlich war, unter der Bezeichnung der Mondſucht beobachtet worden. Vorzüglich bei hellem Scheine des Vollmondes verlaſſen manche Individuen mit feſt geſchloſſenen Augen ihr Lager, wandeln im Zimmer herum, ohne ſich an etwas zu ſtoßen, vollziehen manches Geſchäft, was im wachenden Zuſtande ihnen oblag; man hat Bediente geſehen, die aufſtanden, ein Licht ergriffen, die Treppe herabſtiegen, als ob ſie Jemand vorleuchteten, und an der Hausthiere ein tiefes Compliment zum Abſchiede machten; andere putzten Löffel, brachten die Mobilien in Ordnung, wenn ſie durch ein Gaſtgebot derangirt worden waren; Gelehrte ſtanden auf, gingen an ihr Pult, und ſchrieben das bei weitem genügender nieder, was ſie im Wachen beſchäftigt hatte, als es ſonſt würde geſchehen ſeyn, machten beſſere Verſe als ſonſt u. ſ. w. An einen ſolchen Zuſtand ſchließt ſich der Traum ſehr nahe wenigſtens an, wenn ſich auch die gerade Identität des Zuſtandes nicht beweiſen läßt; und es iſt derſelbe ein Traum, der in Handlung übergeht; indem er dies aber thut, verändert er nothwendig ſeine Natur. — Einige Somnambulen die-

ſer Art ſcheinen eine vorzügliche Sehnſucht nach dem Monde zu haben; ſie ſuchen deßwegen ſich dieſem ſo ſehr als möglich zu nähern, erklettern die höchſten Gegenſtände, die Dächer u. ſ. w., ſelbſt ſolche, die ſie im wachenden Zuſtande nur mit großer Schwierigkeit erſteigen würden; alle aber kehren, nachdem ſie ihre Promenade gemacht haben, in ihr Bette wieder zurück und ſchlafen fort. Aus dem ſomnambulen Zuſtande ſind ſie durch Zurufen ihres Namens zu erwecken; aber auch dann, ſo wie wenn ſie aus ihrem natürlichen Schlafe erwachen, erinnern ſie ſich an nichts von alle dem, was ſie vornahmen; einige wenige nur erzählen von Träumen, die ſie die Nacht hatten, und die das enthielten, was ſie wirklich verrichteten. Mit Recht wird die Vorſchrift gegeben, keinen Nachtwandler, wenn er ſich an gefährlichen Orten befindet, durch Zurufen ſeines Namens zu erwecken, ſondern damit zu warten, bis er wieder herabgeſtiegen. Dies iſt der Krankheitszuſtand, der von Sauvage mit dem Namen von Somnambulismus vulgaris belegt wird, und mit dem eben keine andern Krankheitsſymptome ſich verbinden. Die Anfälle werden veranlaßt durch Trunkenheit, reichliche Speiſe, vorzüglich blähende und harte, ſchwerverdauliche, durch zu ſchwere Decke, durch die Lage auf dem Rücken, mit niedriger Lage des Kopfes, durch den Genuß des Opiums, Hanfſaamens, durch Studiren nach dem Abendeſſen, ſo wie dadurch, daß der Kranke mit vollem Magen zu Bette geht, die Krankheit ſelbſt aber ſcheint bisweilen angeboren, ja ſogar erblich zu ſeyn. — Mit Arzneimitteln hat man wenig ausgerichtet, die Electricität nur ſoll etwas genutzt haben; mehr Nutzen ſollen Schläge geſchafft haben, mit denen die Kranken aus ihren Paroxysmen erweckt wurden. — In der Mitte des verfloſſenen Jahrh. aber machte zuerſt Sauvage auf eine andere Art von Somnambulism aufmerkſam, die er an einem Dienſtmädchen beobachtete, und in den Mém. de l'Acad. R. des scienc. an 1742 beſchrieb. Er nennt ihn in ſeiner nosolog. method. doch wohl zu einſeitig Somnambulismus catalepticus, weil der von ihm beobachtete Fall mit catalept. Anfällen anfing und endigte. Seitdem ſind ähnliche Fälle nicht ſelten beobachtet worden und es finden ſich Beſchreibungen davon in Hopfengärtners Bemerkungen über die menſchlichen Entwickelungen ꝛc. (Stg. 1792); im hannöverſchen Magazin (im 64ſten St. d. J. 1787 von Roth erzählt); in Bruckmanni enarrat. Chor. St. Viti et epilepsiae per fontes et thermas Emsenses curatorum; in Unzers Arzt (3. Thl. St. 74); in den breslauer Samml. 19. Verſ. S. 192; in Moriz Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde (2. Bd. S. 69); de Haen ratio medendi (T. IV. cap. 5. §. 3.); in Dumas physiologie (sec. éd. Par. 1806. p. 424); Stieglitz über den thier. Magnetism (S. 254, wo ein Fall aus London med. and phys. Journal, Sept. 1808 erzählt wird); Strombeck, Geſchichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animaliſchen Magnetismus und der durch denſelben bewirkten Geneſung (Braunſchweig 1812); Puchelt diss. sistens observationem febr. intermittentis complicatae una cum epicrisi. (Lips. 1811), in Hufelands und Harles Journal (40 Bd. 2tes St. Februar 1815, wo Renard mehrere, und Klein eine ſehr merkwürdige Beobachtung mittheilt). Dieſe Art von Somnambulism iſt immer als Krankheit anzuſehen und mit andern krankhaften Symptomen des Nervenſyſtems vorzüglich verbunden; bald befinden ſich die Kranken in einem ſoporöſen Schlafe,

aus dem ſie zu erwachen ſcheinen, bald beginnen die Paroxysmen mit den heftigſten Krämpfen, die nicht ſelten die Form von jeder Art Convulſionen annehmen, bald ſind es offenbare cataleptiſche Anfälle, in denen der Somnambulism vorkommt. Ja es iſt ſelbſt eine Krankheit des Nervenſyſtems oder der Senſibilität als Bedingung dieſes Somnambulism nothwendig, der deßhalb immer erſt nach längern Leiden dieſes Syſtems eintritt; insbeſondere ſcheinen Leidenſchaften und Affecten zu ſeiner Entſtehung beizutragen; endlich aber iſt zu vermuthen, daß auch die Entwickelung der Geſchlechtsfunctionen ihn begünſtige; ſehen wir ja doch, daß andre Entwickelungsperioden vorzüglich oft durch Leiden des Nervenſyſtems ausgezeichnet ſind; und der Schreiber dieſes beobachtete ihn ſelbſt in zwei Fällen an Knaben, die ſich dieſer Periode näherten. — Nachdem nun eine kürzere oder längere Zeit dieſe oder jene Beſchwerden vorausgegangen, immer aber der Kranke ſich in einem anſcheinend unbewußten Zuſtande befunden hat, erſcheinen Zeichen von Bewußtſeyn, der Kranke erhält Sinneseindrücke bald auf dem gewöhnlichen Wege, und es ſind dann die Augen offen und er ſieht und hört, wie Andre, bald aber auch auf verändertem Wege, und es ſind dann die Augen geſchloſſen, die Finger- und Zehenſpitzen ſind Organe des Sehens geworden, endlich ſcheint die Pſyche gar keiner Organe zu bedürfen, und ſie erhält Eindrücke von außen, ohne daß man ein Medium entdecken kann; dann kommt aber nicht alles zum Bewußtſeyn des Kranken, was ihn umgibt, ſondern nur das, was in irgend einer beſondern, jedoch noch nicht gehörig beſtimmten Beziehung zu ihm ſteht; nun erhält er aber auch Eindrücke, die der Geſunde nicht hat, und die ſich vorzüglich auf ſeinen eignen Zuſtand beziehen, deſſen Urſachen der Kranke anzugeben weiß, ſo wie er auch die Dauer der Zufälle, die Zeit der Rückkehr derſelben, das, was in ihnen ſich zutragen wird, vorher verkündigt und die Heilmittel gegen die Krankheit ſelbſt beſtimmt. Man hat wohl auch von Divinationen geſprochen, die ſich mehr auf das Äußere des Kranken beziehen, indeſſen iſt dies noch nicht außer allen Zweifel geſetzt. — Die Sprache fehlt den Kranken bisweilen ganz, und ſie deuten dann das, was ſie ſagen wollen, durch Zeichen ſehr beſtimmt und deutlich an, oder ſchreiben es auch wohl auf. Haben aber die Kranken die Sprache behalten, ſo iſt ſie doch immer, ſowohl was den Ton als auch den geiſtigen Ausdruck angeht, ſehr verändert; gewöhnlich iſt ſie höher, lebhafter, ſchneller, geiſtreicher, gewandter, oft auch ſcherzhafter als in dem geſunden Zuſtande. Manche Buchſtaben können die Kranken bisweilen nicht ausſprechen, verwechſeln auch wohl die Bezeichnungen der Wörter. — Der Kranke befindet ſich gewöhnlich in einer Heiterkeit, die ſich durch die Geſichtszüge ſowohl, als auch durch die Sprache und jede Bewegung ausſpricht; nicht ſelten ſucht er ſich und die Umſtehenden zu beluſtigen, und neckt bald dieſen, bald jenen. Aber auch Ab- und Zuneigung zu einzelnen Individuen äußert ſich ſehr beſtimmt; die letztre erhält ihn in ſeinem behaglichen Zuſtande, die erſtere ſtürzt ihn in Nacht und Krämpfe zurück, die überhaupt nicht ſelten, gewöhnlich von dem Kranken vorher verkündigt, den lichtvollen und heitern Zuſtand unterbrechen. — Die Muskelbewegung iſt gewöhnlich ſo geſtört, daß der Kranke das Bette nicht verlaſſen kann, aber in demſelben bewegt er ſich frei, wenn er keine Con-

vulſionen hat. — Unter ſolchen abwechſelnden Scenen dauert der Paroxysmus eine längere oder kürzere Zeit, mehrere Stunden aber faſt immer, und nun kommt er denn endlich in ſeinen gewöhnlichen wachenden Zuſtand wieder zurück, und kann ſich alsdann gewöhnlich von alledem, was er in dem Paroxysmus vornahm, ſagte, erfuhr, entweder gar nichts erinnern, oder es iſt die Erinnerung ſehr dunkel und wie aus einem Traume; aber in dem folgenden Anfalle erinnert er ſich an das Alles ſehr beſtimmt und deutlich, was in den frühern Anfällen geſchah. — Die Krankheit, in der die beſchriebnen Zufälle vorkommen, dauert gewöhnlich lange und zwar mehrere Monate, doch hat man in den bis jetzt beſchriebnen Fällen immer endlich Geneſung erfolgen ſehen, ohne daß irgend eine Curmethode oder ein Heilmittel einen namhaften Einfluß darauf gehabt hätte. Ja es iſt ſelbſt die Frage, ob nicht gerade der ſomnambuliſche Zuſtand eine kritiſche Erſcheinung ſey, die die Geneſung vorzüglich unterſtützte und beförderte. — Die dritte Art des Somnambulism iſt endlich der durch die Anwendung des ſogenannten thieriſchen Magnetismus veranlaßte, der jedoch unter dem Artikel Magnetismus genügend beſchrieben worden iſt, ſo daß wir auf denſelben verweiſen können. — Daß in allen dieſen drei Arten von Somnambulism etwas Identiſches ſey, leuchtet ein, und wir erkennen dies a) darin, daß das Bewußtſeyn in einem anſcheinend unbewußten Zuſtande neu zu erwachen ſcheint; b) darin, daß manche Geiſteskräfte in demſelben erhöht ſind; c) andre (nämlich der Verſtand und die Vernunft) beinahe gänzlich ſchweigen; d) die Sinnesthätigkeit zwar zugegen, aber anders modificirt iſt, und von andern Bedingungen abhängt. Sie unterſcheiden ſich aber auch bedeutend genug von einander und zwar darin, daß ſich bei den Nachtwandlern vorzüglich in den ſogenannten willkürlichen Muskeln und durch dieſe das zum beſonnenen Willen geſteigerte Gemeingefühl; bei den beiden andern Arten aber das Leben ſich in dem zum Sinne geſteigerten Gemeingefühle als Sinn vorzugsweiſe äußert. Endlich hat auf den nicht magnetiſchen Somnambulism die Phantaſie einen größern Einfluß, als auf den magnetiſchen; in dem letztern, möchte man ſagen, tritt die ganze Intelligenz als Sinn auf, und äußert ſich als ſolchen. Täuſchungen ſind daher hier ſeltner, als in jenem, mit welchem nicht ſelten wahre Delirien verbunden ſind. Indeſſen iſt es allerdings möglich, daß der Wille und der Einfluß des Magnetiſeurs den magnetiſchen Somnambulism vielleicht ausbilden, und den Somnambulen erziehe; dahingegen in Krankheiten derſelbe verwildert aufſchießt, ohne geregelt und geleitet zu werden. Iſt dieſe Vermuthung richtig, ſo würde daraus folgen, daß beide Arten an ſich eigentlich vollkommen identiſch ſeyen. — Sind dieſe Zuſtände als Krankheiten anzuſehen? Allerdings jederzeit, und wenn auch der Somnambulism noch ſo rein, und die Somnambule noch ſo allwiſſend ſchiene; immer treten ja die einzelnen Partien des Geiſtes aus ihrem Gefüge heraus, und der unbewußte Zuſtand, in welchem das neue Bewußtſeyn erwacht, iſt doch gewiß Krankheit. Ob dies aber ſo ſelten geſchehe, als es bis jetzt beobachtet worden iſt, bezweifeln wir, vermuthen vielmehr, daß ſich gar oft in ſogenannten nervöſen Fiebern (im Typhus vorzüglich) und den Geiſteskrankheiten, vielleicht ſogar auch im natürlichen Schlafe das Bewußtſeyn ermuntere und ſo ein (oft vielleicht nur ſchnell vorübergehender) Somnambulism entſtehe, der entweder gar nicht beobachtet, oder für das,

was er iſt, nicht anerkannt wird. Dem Schreiber dieſes ſind Fälle bekannt, die dies ſehr wahrſcheinlich machen, und die er bei einer andern Gelegenheit dem nicht bloß neugierigen, ſondern wiſſenſchaftlich forſchenden Leſer mitzutheilen gedenkt. B. P.

Somnus (mythol.) griechiſch Hypnos, ein Sohn des Erebus und der Nacht, oder allein der Nacht, Zwillingsbruder des ruhegebenden — nicht des ſchnellereilenden oder furchtbaren Todes (Thanatos) war der Gott des Schlafes oder Schlummers. Er wohnt am Eingange zum Gebiete des Hades (ſ. Hades) am abendlichen Ende der Welt, mit dem Tode in einem Pallaſte, wo er nie die Sonne erblickt. Ruhig und ſanft wallt er über Meer und Erde hin. Bei Homer ſucht ihn Juno in Lemnos auf, als ſie den Jupiter einſchläfern wolle. Er lebte hier, weil er die liebreizende Nymphe Paſithea liebte, die dort bei Aphrodite war, und weil er hier beſonders verehrt wurde. Doch war dies nicht ſein beſtändiger Wohnort. Juno bat ihn, den mächtigen Hypnos, den Beherrſcher der Menſchen und unſterblichen Götter, die Augen des Gemahls einzuſchläfern, ſobald ſie ihn liebend umarmt haben würde, und verſprach ihn dafür einen ſchönen mit Gold belegten Schemel, von Hephäſtos verfertigt. Hypnos weigerte ſich. Jeden andern Gott wolle er einſchläfern, ſelbſt die Fluthen des Oceans, nur nicht den König der Götter. Denn er hatte ſchon einmal den Verſuch gemacht, als Juno den Hercules nach Kos verſchlug, da wollte Jupiter, dadurch erbittert, ihn aus dem Olymp in das Meer ſchleudern. Kaum konnte er ſich zu ſeiner Mutter, der Nacht, retten, und bloß aus Achtung gegen dieſe ſchonte ihn Jupiter. Endlich verſprach ihm Juno die Paſithea zur Gemahlin. Dieſer Lockung gab er nach. Er ſetzte ſich auf eine hohe Tanne, verbarg ſich unter die Zweige und ſchläferte den Gott ein. Die Dichter geben uns manche liebliche Bilder des Hypnos. Er breitet die Flügel der Vergeſſenheit über die Iris und beſprengt die Augen mit dem Waſſer aus Lethe. Auch ſetzt er ſich auf die Augenlieder, und umſchattet die Menſchen mit ſeinen Flügeln. Ovid läßt ihn bei den Scythen und Cimmeriern in einer Berghöhle wohnen, wo kein Sonnenſtrahl eindringt, und alles mit Nebel bedeckt iſt. Kein wachſames Thier, kein rauſchender Baum ſtörte hier die ewige Ruhe, aber der Fluß Lethe ging unter dem Felſen hervor, und wiegte ſanft murmelnd alles in Schlaf. Am Eingange der Höhle wuchſen Mohn und andere narcotiſche Pflanzen. Somnus, von Träumen umgaukelt, lag in der Höhle, auf einem, mit ſchwarzen Decken umhangenen Bette von Ebenholz. Nach Statius (Thebais X. V. 84 ꝛc.) war eine Höhle in Äthiopien ſein Aufenthalt, vor welcher die Vergeſſenheit und Trägheit ihren Sitz haben, und das Geräuſch, damit es die ewige Stille nicht ſtöre, abhalten. Sorgenlos liegt er hier auf einſchläfernden Blumen in der Höhle, und Schaaren dunkler Träume umſchweben ihn. Noch Andere verſetzen ihn auf eine Trauminſel, wo er König iſt und die Bewohner der herrlichen Stadt, alle verſchieden geſtaltet, Träume ſind. Fledermäuſe beleben einen Wald von Mandragorabäumen, welcher die Stadt umſchließt, und in derſelben ſind zwei Tempel, einer der Nacht, einer dem Hahne geweiht. Die Statthalter des Somnus dort ſind Taraxione, der Sohn des Mataogenes, und Plutokles, des Phantaſions Sohn. Die Kinder des Schlafs waren die Träume und die vornehmſten von

ihnen Morpheus, Icalus und Phobetoe. Seine Geſchwiſter waren, außer dem Tode, die Hoffnungen. Die Griechen erbaueten ihm keine Tempel, ſondern bloß Bildſäulen. Man bildete ihn als einen ſchlafenden Knaben, halb liegend, halb ſitzend, mit Mohnköpfen in der Hand, und zu ſeiner Seite eine Eidechſe oder Erdratze, weil dieſe Thiere viel ſchlafen. Auch ſtellt man ihn als einen Genius mit umgeſtürzter Fackel dar, und gab ihm zuweilen ein Horn, aus dem er die Träume ſchüttelt, oder das mit Mohn angefüllt iſt.

Sonate. (Sonata oder suonata ital. von suonare Klingen) iſt ein einfaches Inſtrumentalſtück, welches verſchiedene Empfindungen in verſchiedenen Sätzen, dem Charakter des ſpielenden Inſtruments gemäß, ausdrücken ſoll. Es iſt, oder war wenigſtens urſpünglich einfach, denn man pflegte das Inſtrument nicht mehrfach zu beſetzen, auch können die muſikaliſchen Gedanken der Sonate ſelbſt, wenn ſie dem Charakter des ſpielenden Inſtruments gemäß ſeyn ſollen, keinesweges ſo vielfach und verwickelt ſeyn, wie in einem mehrſtimmigen Inſtrumentalſtücke. Urſprünglich ſchrieb man Sonaten nur für ein Inſtrument, beſonders für die Violine, ſpäterhin und jetzt faſt ausſchließend für das Clavier. Und ſo war die Sonate gleichſam der Monolog eines Inſtruments, (ſ. auch den Art. Solo). Noch ſpäter kamen erſt die Sonaten auf, in welchen das Clavier oder Fortepiano von andern Inſtrumenten, z. B. Violine oder Flöte begleitet wird, doch nannte man dieſe auch wohl Trios. Den letztern ſteht im Wege, daß der Ton des Claviers zu ſchwach iſt, und auch der Ton des Fortepiano ſich mit dem Ton anderer Inſtrumente keinesweges wohl verträgt. Als Inſtrumentalſtück will die Sonate Empfindungen ohne Worte ausdrücken, und da ſie dieſes dem Charakter eines oder weniger Inſtrumente gemäß thut, ſo erklärt ſich wohl, warum die Sonate vorzüglich ein Spiel der Töne wird (Klangſtück), das weniger im Einzelnen als im Ganzen charakteriſtiſchen Ausdruck hat. Der Ausdruck der Sonate iſt endlich durch den Charakter des Inſtruments beſtimmt; eine Forderung, welche die neuern Sonatencomponiſten nicht immer vor Augen gehabt haben. Sie würde ſich vom Inſtrumentalconzert nur dadurch unterſcheiden, daß es hier mehr auf Leiſtungen höherer Virtuoſität abgeſehen iſt, und das conzertſpielende Inſtrument nur mit dieſen aus der Begleitung der übrigen Inſtrumente hervortritt, dagegen in der Sonate mit weniger Anſtrengung unter geringerer Mitwirkung das ſpielende Inſtrument ſeinen Charakter entwickeln ſoll. In Sonaten für mehrere Inſtrumente wird entweder das Hauptinſtrument nur unterſtützt und verſtärkt, z. B. bei vielen mit Violoncello begleiteten Clavierſonaten, oder die Inſtrumente ſuchen abwechſelnd ſich in dem Ausdruck einer Empfindung und Ausführung eines muſikalichen Grundgedankens zu vereinigen; ſo erweitert ſich die Sonate gleichſam zum Dialog der Inſtrumente, welcher, was das harmoniſche Verhältniß der Stimmen anlangt, in dem Quartett (ſ. d. Art.) die Form des vollkommenen muſikaliſchen Geſprächs erhält, von welchem ſich mithin die urſprüngliche einfache Sonate allerdings bedeutend unterſcheidet. Die Zahl und Anordnung der Sätze war ſonſt einförmig beſtimmt. Gewöhnlich begann die Sonate mit einem muntern Satze in mäßiger Bewegung, ein Andante oder Adagio folgte; hierauf Menuett und Trio und endlich ein Rondo oder Preſto; ſtatt des zweiten, drit-

ten oder letzten Satzes bedient man ſich auch der Variationen. Überhaupt hat man gegenwärtig mit Recht den alten Schnitt der Sonaten verlaſſen, und ſchreibt Sonaten von zwei, drei und vier Sätzen. Weniger iſt die Sonate gegenwärtig nach der Phantaſie hin begränzt, zu welcher Alles hinfließt. Man unterſcheidet übrigens Sonaten zur Übung für den Anfänger; an ſie kann man in Hinſicht der Compoſition billigere Forderungen machen, deſto größer in Hinſicht der Methode; und Sonaten für den fertigen Spieler. Eine leichtete Sonate, ſo wie eine kleinere, aus weniger ausgeführten Sätzen beſtehende Sonate nennt man Sonatine. T.

Sonde heißt 1. in der Schiffkunſt das Senkblei (Bleiwurf, Bleiloth,) oder das an einer Schnur befindliche Blei, um damit die Tiefe des Waſſers zu erforſchen; 2. in der Chirurgie ein Werkzeug, womit der Wundarzt die Wunde unterſucht. Daher heißt: ſondiren, meſſen, die Tiefe ergründen, und figürlich: etwas ausforſchen, Jemand ausholen.

Sonett (ital. Sonetto, franz. Sonnet), eine meiſt auf 14 gleich lange Zeilen beſchränkte poetiſche Form, die älteſte der italieniſchen Poeſie. Früher ſchon war ſie unter den Provençalen einheimiſch und bereits im 13ten Jahrhundert gedenkt ihrer der Graf Thibaut von Champagne als einer allgemein üblichen und bekannten Dichtart. Ein völlig geregeltes provençaliſches Sonett, in welchem Wilhelm von Amalrichi dem Könige Robert von Neapel Glück wünſcht, vom J. 1321, findet ſich bei Noſtradamus, aus dem es Crescimbeni in ſeiner Storia della volgar poesia T. I. p. 163 mittheilt. Auf italieniſchem Boden ward das Sonett ungefähr um die Mitte des 13ten Jahrh. einheimiſch, als mit dem Geiſte provençaliſcher Dichtkunſt auch die Formen derſelben in dem ſprachverwandten Nachbarlande einzogen. Fra Guittone von Arezzo, der erſte namhafte ital. Dichter (ſt. 1295), war auch der Erſte, der dem Sonett, wenigſtens in Italien, jene regelmäßigere Geſtalt gab, die von Petrarca (geſt. 1374) zur höchſten Vollendung gebracht, ein ſtehender Typus für alle nachfolgende Zeit ward. In Frankreich ward nach dem Untergange der provençaliſchen Poeſie das Sonett nicht weiter bearbeitet, bis es erſt im 16ten Jahrh. dahin zurückkehrte, aber als bout rimé zum leeren Witz- und Reimſpiel herabſank. In Deutſchland kam es zuerſt durch Weckhrlin (ſt. um 1650) und Opitz (ſt. 1639) zu Ehren. Der Name Klanggedicht, mit dem ſie das fremde Kunſtwort nur zu treu überſetzten, konnte leicht die Meinung veranlaſſen, als ob das Weſen des Sonetts lediglich im Klange liege und folglich bloß ein muſikaliſches ſey. Und wirklich erſchien nach jenen Vorgängern, nur nicht in ihrem Geiſte, eine ſolche Menge ſchlechter Sonette, daß ſchon Joh. Riſt (geſt. 1667) ſehr ernſtlich gemeinte Klagen über „ſtümpernde Sonettenſchmide" laut werden ließ. Die ſüdlichen Klänge mußten eine Zeit lang verſtummen, um in ſpäterer Zeit deſto ſchöner wieder erweckt zu werden. Nach mehrern verunglückten Verſuchen Anderer, z. B. von Weſtermann 1765 und im deutſchen Merkur 1776, rief Bürger die beinahe verſchollene Weiſe wieder ins Leben. Ihm folgten A. W. Schlegel, Tieck, Novalis, Iſidorus, Freimund, Reimar (Rückert) u. A. Unſere Zeit darf ſich rühmen, die tiefere Bedeutung dieſer ſchönen Form begriffen zu haben, wenn auch Mancher, bald aus Bequem-

lichkeit und abgeſchreckt durch die Mühſeligkeit der Geſtaltung, bald aus zu weit getriebener Anhänglichkeit an altgriechiſch-römiſche Weiſen, bald um einige krankhafte Witzeleien zu Tage zu fördern, mit Hohnlächeln auf ſie herabſah. — Was den dem Sonett eignen Mechanismus der Form anbetrifft, ſo beſteht daſſelbe in der Regel aus 14 elfſylbigen Zeilen iambiſchen Maßes (wir halten nämlich gegen Bürgers Beiſpiel auch im Deutſchen die weiblichen Reime — ſeltene Fälle ausgenommen — für weſentlich) und enthält zwei Hauptabtheilungen von ungleicher Länge, von denen die erſte in zwei vierzeilige (Quadernarien), die letztre aber in zwei dreizeilige Strophen (Terzinen) zerfällt. Jede der beiden Hauptabtheilungen hat ihr abgeſchloſſenes Reimgebiet, ſo nämlich, daß die beiden Quadernarien (Quatrains) durch zwei vier Mal wiederkehrende Reime ſich verſchlingen, in den beiden Terzinen (Terzets) aber je zwei und zwei oder je drei und drei Verſe zuſammenreimen. Über die Stellung der Reime nach dem Vorgange der italieniſchen Meiſter, an die man ſich bei einer von ihnen entlehnten Form doch wohl zunächſt zu halten hat, gibt die Sprachlehre des wackern, für die italieniſche Sprachkunde zu früh verſtorbenen Fernow genügende Auskunft. Sie kann in den beiden vierzeiligen Strophen eine dreifache ſeyn: entweder ſo, daß die 1ſte, 4te, 5te und 8te, und eben ſo die dazwiſchen liegenden 4 Zeilen eine Reimverſchlingung bilden (geſchloſſener Reim, rima chiusa), oder daß, was ſeltner iſt, die Reime regelmäßig mit einander abwechſeln (Wechſelreim, rima alternata), oder daß, was noch ſeltner vorkommt, beide Weiſen verbindend, das erſte Quadernario mit wechſelnden, das zweite aber mit geſchloſſenen Reimen gebildet wird (gemiſchter Reim, rima mista). In den beiden dreizeiligen Strophen herrſcht entweder der gedritte Reim (rima atterzata) mit zweimaliger Wiederkehr derſelben Reimſylben, oder der Kettenreim (rima incatenata) mit drei Reimen, die ebenfalls wieder auf mannichfaltige Weiſe geſtellt und unter einander verſchlungen werden können. Übrigens kann es nicht auffallen, daß ſich in einer Literatur, die ſich, wie die italieniſche, in ihren lyriſchen Darſtellungen, außer der Canzone, faſt allein auf das Sonett beſchränkt, mancherlei Abweichungen von jener Normalform vorfinden. Dahin gehören die ſogenannten anakreontiſchen Sonette, mit kürzeren, meiſt achtſylbigen Zeilen; ferner die geſchweiften mit einem Anhange (coda) von einer oder mehrern dreizeiligen Strophen; endlich der Sonettenkranz, der aus einem durch gleiche Reime verſchlungenen Cyclus mehrerer Sonetten beſteht. So viel über die Form. — Jene beiden obengenannten Hauptabtheilungen ſind nicht bloß willkürlich erſonnene, bedeutungsloſe Formen, ſondern hervorgegangen aus dem Weſen des Gedankens, der ſich unwillkürlich in Satz und Gegenſatz, Bild und Gegenbild zerſpaltet. Es muß daher nothwendig nach den erſten acht Zeilen ein Ruhepunkt, ein Abſchnitt auch in dem Gedanken eintreten. Ja wir wagen es zu behaupten, und würden im Stande ſeyn, es durch Beiſpiele aus der Sonettenſammlung des Meiſters in dieſer Gattung, Petrarca, zu belegen, daß das Sonett erſt dann ſeine wahre Vollendung erreiche, wenn nicht bloß zwiſchen jenen Hauptabſchnitten, ſondern auch noch außerdem zwiſchen den einzelnen Quadernarien und Terzinen eine ähnliche gegenſeitige, am liebſten antithetiſche Beziehung Statt findet. K. F.

Sonne nennen wir jenen groſsen, am Firmament befindlichen Körper, der ſein eigenthümliches Licht hat, und elf andern Weltkörpern (ohne die Trabanten), die ſich um ihn in geſetzmäßigen Bahnen bewegen, Licht und Wärme mittheilt. Nach Copernicus Annahme verändert die Sonne, wie jeder Fixſtern, ſeine Stellung gegen die andern Sterne nicht, und wir finden ſie zu jeder Zeit an einem und demſelben Orte. Nur uns ſcheinbar bewegt ſich die Sonne um die Erde, indem eigentlich die Erde um die Sonne läuft. Die Sonne hat einen Durchmeſſer von 193,360 Meilen, wodurch ſie an Flächenraum die Größe aller um ſie ſich bewegenden Planeten einſchließt. Sie bewegt ſich um ihre Axe in einem Zeitraum von $25\frac{1}{2}$ Tage. Der mittlere Abſtand der Erde von der Sonne beträgt 20 Millionen und etwa 851,000 Meilen oder 24,260 Erdhalbmeſſer. Am 1ſten Juli iſt die Erde um 815 ihrer Halbmeſſer, oder 700,000 Meilen weiter von der Sonne, als am 1ſten Januar, welches eine Folge der Excentricität ihrer Bahn iſt, wodurch man zugleich ſieht, daß ein Unterſchied von $\frac{11}{100}$ einer Secunde Parallaxe, 24,000 Meilen im Abſtande der Erde von der Sonne ausmachen. Die eigentliche Natur der Sonne, ſo wie die Urſache des immer und ohne Abnahme von ihr ausſtrömenden Lichts, iſt wohl durch manche ſcharfgedachte Hypotheſe gemuthmaßt worden, doch hat Niemand noch die eigentlichen Stoffe ergründet, und es ſcheint auch, als wenn für unſere Sinne hier immer noch ein undurchdringliches Dunkel bleiben würde. Durch die beſten Teleſkope werden wir nur in ihr helle und dunkle Stellen gewahr, die bald weiter aus einander rücken, bald näher zuſammenkommen, und die unter dem Abſchnitt Sonnenflecken näher beſchrieben ſind. P. S.

Sonnenberg (Franz Anton Joſeph Ignaz Maria, Freiherr von), dieſer durch ſein dichteriſches Genie, noch mehr vielleicht durch ſein trauriges Ende in der Blüthe der Jahre berühmt gewordne Jüngling war zu Münſter in Weſtphalen den 5ten September 1778 geboren. Von Kindheit auf ſcheint ſeine kühne, rieſenſtarke, aber ungeregelte Phantaſie das Übergewicht über die übrigen Seelenkräfte behauptet zu haben, und da durch ſeine Erziehung dieſes Mißverhältniß nicht aufgehoben wurde, ſo trat es, als er ſich in einer bedeutungsvollen Zeit ohne beſtimmten Wirkungskreis ſah, nur noch greller hervor und riß ihn endlich in den Untergang. Bereits in einem Alter von elf bis zwölf Jahren, wo er auf dem pauliniſchen Gymnaſium Unterricht genoß, entwarf er nach Klopſtocks Meſſiade, mit der er zufällig bekannt wurde, den erſten Plan zu einem Epos, das Weltende (Wien, 1 Theil 1801, 8.), das alle Fehler eines regelloſen gigantiſchen Umriſſes, einer meiſt ſchwülſtigen unnatürlichen Diction und einer wilden Phantaſie vereinigt. Vielleicht mehr um fremde als eigne Wünſche zu befriedigen, ſtudirte er die Rechte, machte in ſeinem neunzehnten Jahre eine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Frankreich, kam in ſein Vaterland zurück, entfernte ſich aber zum zweiten Male aus demſelben, und durchirrte andere Gegenden Deutſchlands. Er lebte ſodann zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, Donatoa (erſchienen nach ſeinem Tode zu Halle, 1806, 2 Bd.), welches dergeſtalt ſeine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speiſe, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Allein ſeine excentriſche Natur zerſtörte ſich

durch ihre eigne Kraft; er endigte freiwillig ſein Leben am 22ſten November 1805, indem er ſich zu Jena aus dem Fenſter ſtürzte. Sonnenberg hatte die Dichtkunſt zu ſeiner eigentlichen Sphäre gewählt, und würde darin bei einer harmoniſchern Ausbildung ſeines Innern gewiß etwas Bleibendes geleiſtet haben. Die Donatoa zeigt ihn als einen Nacheiferer Klopſtocks. Bei allen Fehlern in Plan und Ausführung findet man in einzelnen Stellen Tiefe und Fülle, Kraft und Hoheit, und wo er das Zarte und Liebliche, das Rührende und Pathetiſche darſtellt, eine tiefe Innigkeit des Gemüths. Außer der Donatoa erſchienen nach ſeinem Tode auch ſeine übrigen Gedichte, herausgegeben von Gruber, Rudolſtadt 1808.

Sonnenfels (Joſeph Reichsfreiherr von), ein ſehr verdienſtvoller deutſcher Schriftſteller, geboren zu Nikolsburg in Mähren 1733, wurde bei den Piariſten daſelbſt erzogen, und galt, obgleich ſein Geiſt wenig gebildet war, für einen ihrer beſten Schüler. Zum Glück vergaß er das Meiſte wieder, was er bei jenen Mönchen gelernt hatte, und aus Mangel an Ausſichten beſſerer Art ward er in ſeinem ſechzehnten Jahre Soldat, brachte es in fünf Jahren bis zum Unteroffizier, und lernte von Überläufern aus Frankreich und Italien franzöſiſch und italieniſch und nebenher auch böhmiſch. Einige alte deutſche und franzöſiſche Schriften verdarben ſeinen Geſchmack mehr, als ſie ihn bildeten, indeſſen las er doch, was er nur erhaſchen konnte. Nach Ablauf ſeiner Dienſtzeit ſtudirte er zu Wien die Rechtswiſſenſchaft, und wohnte zugleich den Vorleſungen bei, welche ſein Vater — der jüdiſcher Herkunft war — einigen Ordensgeiſtlichen über hebräiſche Sprache hielt; auch gab ihm ſein Vater Unterricht in der rabbiniſchen Sprache, und da er auch hierin große Fortſchritte machte, wurde er demſelben als Interpres des Hebräiſchen bei der niederöſterreichiſchen Regierung adjungirt. Zugleich arbeitete er, um ſich practiſche Rechtskenntniſſe zu verſchaffen, als Gehülfe eines vornehmen Juſtizbeamten, und ſuchte beſonders ſich gründliche Kenntniß der deutſchen Sprache zu verſchaffen. Endlich trat er mit einigen deutſchen Aufſätzen öffentlich als Schriftſteller auf, und der Beifall, womit ſie von den berliner und leipziger Recenſenten aufgenommen wurden, beſtärkte ihn in dem Vorſatze, ſich ganz der deutſchen Literatur zu widmen. Nachdem er ſich vergebens um eine Profeſſur in Wien beworben hatte, mußte er die Stelle eines Rechnungsführers bei der ehemaligen Arcierengarde annehmen. Dadurch ward er mit Petraſch, dem erſten Lieutenant dieſer Garde, bekannt, der ihm 1763 zur Lehrerſtelle der Staatswiſſenſchaften auf der Univerſität zu Wien verhalf. Durch ſeine Freimüthigkeit zog er ſich bald Feinde zu, ließ ſich aber nicht in ſeinem Eifer für die Beförderung der Wiſſenſchaften, die Ausbildung der deutſchen Sprache und die Aufklärung ſeines Vaterlandes ſtören. Er bewirkte durch ſeine Schrift über die Abſchaffung der Folter (noch früher als Beccaria ſein Werk über Verbrechen und Strafen ſchrieb), die Abſchaffung der Tortur in den öſterreichiſchen Staaten. Trotz der Bemühungen ſeiner Feinde, ihn als einen Religionsſpötter und Majeſtätsverbrecher zu ſtürzen, wurde er von der Kaiſerin zum k. k. Rath, 1779 zum wirklichen Hofrath bei der geheimen böhmiſchen und öſterreichiſchen Hofkanzlei, und zum Beiſitzer der k. k. Studienhofcommiſſion er-

nannt, und 1797 in den Reichsfreiherrnſtand erhoben. Sonnenfels Schriften ſind nicht Werke von großer Erfindungskraft, aber freimüthig und reichhaltig an edeln menſchenfreundlichen Geſinnungen. Er hat im peinlichen Rechte, in der Polizei und im Finanzweſen Verbeſſerungen gelehrt und durchſetzen helfen, die ihm zum unvergeßlichen Ruhme gereichen. Auf der Bühne und in den Hörſälen ſeines Vaterlandes führte er einen beſſern Geſchmack ein, und in ſeinen Werken findet man das Gedrungene und Glänzende, mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und lachende Satire mit rührender oder ſtrafender Moral vereinigt. — Sonnenfels geſammelte Schriften, 10 Bände, Wien 1783 bis 1787, 8.

Sonnenferne ſ. Sonnennähe.

Sonnenfinſterniß ſ. Finſterniß.

Sonnenflecken. Dieſe wird man in der Sonnenſcheibe beſtändig in parallelen und ähnlichen Linien gewahr, ohne daß ſie ihre Entfernung gegen einander für uns merklich ändern. Die für uns am öſtlichen Rande der Sonnenſcheibe erſcheinenden Flecke bewegen ſich anfangs langſam, gehen nachher immer geſchwinder fort, bis ſie gegen die Mitte der Scheibe kommen, wo ihre Geſchwindigkeit am größten wird; dann nehmen ſie wiederum, je mehr ſie ſich dem weſtlichen Rande nähern, an Geſchwindigkeit ihrer Bewegung ab. Ferner bemerkt man, daß die Flecken, wenn ſie an den Rändern der Sonnenſcheibe ſich befinden, am ſchmalſten ſind, ſich aber immer mehr ausbreiten, je näher ſie dem Mittelpunkte rücken. Es ſcheint dies zu beweiſen, daß die Sonne eine Kugel iſt, die ſich ſtets um ihre Axe von Morgen gegen Abend zu drehet. Vermöge dieſer körperlichen Form ſehen wir auch die Seitentheile ihrer Oberfläche nur ſchief, und alſo die auf ihnen liegenden Flecken unter immer kleinern Winkeln, je näher ſie den Sonnenrändern ſind. Für uns ſind dieſe Flecken gewöhnlich 12 bis 13 Tage auf der Sonnenſcheibe ſichtbar, wo, wenn ſie am weſtlichen Rande für uns verſchwunden ſind, erſt nach 14 Tagen am öſtlichen Rande zum Vorſchein kommen. Caſſini hat durch eine große Menge Beobachtungen gefunden, daß die Zeit, in welcher ein Sonnenflecken ſich einmal ganz herumdreht, bis er wieder auf derſelben Stelle der Sonnenſcheibe erſcheint, wo er ſich vorher zeigte, 27 Tage 12 Stunden 20 Minuten beträgt. Da in den erſten Tagen des Junius und Decembers die Sonnenflecken in geraden Linien fortgehen und dieſe die Ekliptik unter einem Winkel von 7 Graden 20 Minuten durchſchneiden, ſo folgt wohl daraus, daß die Sonnenaxe die Ebene der Ekliptik unter einem Winkel von 82 Graden 40 Minuten durchſchneidet. Übrigens ſind die Flecken der Sonne gemeiniglich pechſchwarz und dieſes beweiſ't ſchon, daß es nicht bloße in der Sonnenatmoſphäre befindliche Dünſte ſind. Sie ſind zuweilen größer als die Oberfläche der ganzen Erde, bald in großen Maſſen, bald einzeln zerſtreut aufgefunden worden. P. S.

Sonnenmikroſcop iſt eine, einer Zauberlaterne ähnliche Einrichtung, die ſtatt dort durch eine Lampe, hier durch das Sonnenlicht erhellet wird. In einem verfinſterten Zimmer ſtellt es auf einer weißen Wand kleine Gegenſtände ſo vergrößert dar, daß ihre zarteſten Theile ſehr genau unterſchieden werden können. Es beſtehet das ganze Sonnenmikroſcop aus einer kleinen Röhre, die mittelſt einer runden Büchſe in einer viereckigen Platte ſo be-

feſtigt iſt, daß ſie nach allen Seiten hin gedreht werden kann. Dieſe Platte kommt nun um das Loch eines Fenſterladens zu liegen, durch welches die Röhre geſteckt wird, ſo daß alles Licht von außen nach dem verfinſterten Zimmer nur durch die Röhre paſſiren kann. Dieſe Röhre hat vorn eine Erleuchtungslinſe, von innen aber eine Vergrößerungslinſe, hinter welcher eine Vorrichtung angebracht iſt, daß man die zu erleuchtenden Gegenſtände quer durchſtecken kann. Über der Erleuchtungslinſe iſt noch von außen ein platter Spiegel angebracht, der ſo geſtellt werden kann, daß er die Sonnenſtrahlen auffängt und ſelbige auf die Erleuchtungslinſe parallel mit der Axe wirft, wodurch ſie den in ihrem Brennpunkte befindlichen eingeſchobenen Gegenſtand erleuchtet. P. S.

Sonnennähe und *Sonnenferne*. Die genauen Beobachtungen über die Bewegung der Planeten um die Sonne haben uns gelehrt, daß die Bahnen derſelben nicht Kreiſe ſeyn können, ſie nähern ſich zwar denſelben, haben aber doch ſchon elliptiſche Form, in deſſen einem Brennpunkte die Sonne ſich befindet. Es wird daher jeder Planet eine *Sonnennähe* (perihelium) und *Sonnenferne* (aphelium) haben. Die Bewegung der Planeten geſchieht auch nicht mit gleichförmiger Geſchwindigkeit, ſondern in der Sonnennähe am geſchwindeſten, und am langſamſten in der Sonnenferne. Dieſe Abwechſelung in der Geſchwindigkeit trägt nicht allein zur Ungleichheit der natürlichen Tage bei, ſondern verurſacht auch, daß die Jahreszeiten nicht gleich ſind. Auf unſerer Erde dauern Frühling und Sommer zuſammen ungefähr 186 und Herbſt und Winter 179 Tage. P. S.

Sonnenſyſtem. Jeder Fixſtern oder jede Sonne, die, nach Copernicus Sätzen, ihren Ort nicht verläßt, ihr eignes Licht hat und andern Weltkörpern, die ſich in gemeſſenen Bahnen um ſie bewegen, Licht und Wärme mittheilt, bildet mit dieſen ein Syſtem, welches man ein *Sonnenſyſtem* nennt. Außer den *Planeten* die ſich alſo unmittelbar um ihre Sonne bewegen, rechnet man noch hierzu, die *Trabanten* oder *Monden*, die ihren Lauf um die Planeten und mit dieſen erſt um den gemeinſchaftlichen Fixſtern nehmen, und endlich die *Cometen*, deren Weg von dem Laufe der andern Weltkörper ſehr abweicht, weit ausſchweift und oft nach Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtauſenden erſt zurückkehrt. Die Natur dieſer Weltkörper, ihr beſonderes Licht, der ihnen ſtets folgende glänzende Streif, alles dieſes iſt zur Zeit noch in tiefes Dunkel gehüllt. Zu unſerm Sonnenſyſtem gehören folgende Planeten: *Mercur* zunächſt der Sonne, nur in einem Abſtande von 8 Millionen Meilen, mit einem Durchmeſſer von 690 Meilen, vollendet ſeinen Umlauf in 87 Tagen 13 Stunden 15 Minuten unſerer Zeit. Dieſem folgt die *Venus* in einer Entfernung von 15 Millionen Meilen von der Sonne, hat einen Durchmeſſer von 1669 Meilen, und ein Jahr von 224 Tagen 16 Stunden 49 Minuten. Dann kommt unſere *Erde* in einer mittleren Entfernung von der Sonne von etwa 20 Mill. Meilen, hat einen Durchmeſſer von 1720 Meilen, und läuft in 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten um die Sonne. *Mars* hat bei einem Abſtande von 32 Mill. Meilen einen Durchmeſſer von 1146 Meilen und vollendet ſein Jahr in 1 Jahr 321 Tagen 23 Stunden unſerer Zeit. *Ceres* vom Aſtronom Piazzi in Sicilien am 1ſten Januar 1801 entdeckt, iſt 58 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, hat einen

Durchmeſſer von 400 Meilen, und vollendet ihre Bahn in 4 Jahren 222 Tagen. Pallas, von Olbers zu Bremen am 28ſten März 1802 entdeckt, iſt an 58 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, hat einen Durchmeſſer von 455 Meilen, und braucht zu ihrem Umlaufe 4 Jahre 221 Tage unſerer Zeit. Juno, vom Aſtronom Harding am 1ſten September 1804 entdeckt, ſoll nur 57½ Mill. Meilen von der Sonne entfernt ſeyn, hat 309 Meilen im Durchmeſſer und braucht 4 Jahre 137 Tage zum Umlaufe. Veſta, von Olbers am 29ſten März 1807 entdeckt, iſt nur 48 Mill. Meil. von der Sonne entfernt, legt ihre Bahn in 3 Jahren 228 Tagen zurück. Ceres, Pallas, Juno, Veſta ſind nur durch gute Fernröhre zu erkennen. Der Jupiter, 108 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, hat einen Durchmeſſer von 19,566 Meilen, und gebraucht zu einem Jahre 11 Jahre 315 Tage 14 Stunden unſerer Zeit. Saturn hat eine Entfernung von 199 Millionen Meilen von der Sonne, einen Durchmeſſer von 17,160 Meilen, und gebraucht zu einer jährlichen Bahn 29 Jahre 167 Tage 1 Stunde. Uranus, von Herſchel in London am 13ten März 1781 entdeckt, macht den Beſchluß, iſt 396 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, hat einen Durchmeſſer von 7241 Meilen, und vollendet ſeinen Lauf in 84 Jahren 8 Tagen 18 Stunden unſerer Zeit. Übrigens hat unſere Erde einen Trabanten, den Mond, der 51,353 Meilen vom Mittelpunkte der Erde entfernt iſt, 468½ Meilen im Durchmeſſer hat und ſeinen Lichtwechſel in 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 3 Secunden vollendet. Jupiter hat deren 4, Saturn 7 und Uranus 6. Nach Bradley's Beobachtungen iſt unſere Sonne von dem nächſten Fixſterne wahrſcheinlich mehr als 400,000 mittlere Halbmeſſer der Erdbahn entfernt, theilt man dieſes in zwei Hälften, ſo kommt für den Wirkungskreis unſerer Sonne die Weite von 4 Billionen Meilen heraus, die eine Kanonenkugel erſt in 5 Mill. Jahren, wenn ihre Kraft durch nichts geſchwächt wird, durchlaufen könnte. Das große Syſtem aber, zu welchem unſere Sonne wiederum gehören mag, iſt noch von der Milchſtraße durch einen ungemein großen leeren Raum, den man ſogar mit bloßen Augen wahrnehmen kann, getrennt. Dieſe Milchſtraße beſteht ſelbſt aus einem ungeheuern Heer von Sternen, von denen Herſchel auf einmal 588 zugleich in dem Felde ſeines Teleſkops zählte, und in einer Viertelſtunde 116,000 bei ſeinem Rohre vorbeigingen. P. S.

Sonnenuhr iſt ein Werkzeug, bei Sonnenſcheine durch den Schatten eines Zeigers die Tagesſtunden zu erkennen, und beruht das Weſentlichſte auf die Vergleichung gewiſſer Linien auf einer Fläche, worauf der Sonnenſchatten des eingeſteckten Zeigers eine Zeit nach der andern zu erkennen gibt. Die Kunſt, Sonnenuhren zu fertigen (Gnomonik), iſt daher die Lehre, auf jeder ebenen Fläche eine Sonnenuhr zu verzeichnen. Man theilt die Sonnenuhren ab in unbewegliche und bewegliche; erſtere ſtehen auf Poſtamenten an Wänden und Mauern, und theilen ſich in Horizontal-Uhren, oder ſolche, wo die Stunden auf wagerechter Fläche verzeichnet ſind, und Vertical-Uhren, die ihre Eintheilung auf ſenkrechter Fläche haben, ab. Eine ſolche Uhr iſt regulär, wenn die ſenkrechte Fläche gerade gegen eine der vier Weltgegenden gerichtet iſt, es gibt daher Morgen-, Abend-, Mittag- und Mitternacht-Uhren, irregulär iſt ſie, wenn die Fläche nicht ganz wagerecht, ſondern auf eine oder die andere Seite geneigt iſt, und

kann dann zwei Seiten haben, eine obere, die gegen den Himmel, und eine untere, die gegen die Erde gekehrt iſt. Die beweglichen Sonnenuhren können nach der Polhöhe jedes Orts gerichtet werden, und ſtellen in einer runden oder viereckigen Büchſe eine horizontale Sonnenuhr vor, die mittelſt einer kleinen darin ſchwebenden Magnetnadel geſtellet wird. Im Jahr 1741 wurde auf dem tuſculaniſchen Berge aus den Ruinen einer Villa die erſte alte Sonnenuhr hervorgezogen. Der Körper dieſes Stundenzeigers iſt ohne das Fußgeſtelle, ein Parallelepipedum von gleicher Breite und Höhe von etwa 8 Zoll und hat 18 Zoll Länge. Die Fläche des Sonnenwendecirkels ſteht auf dem Geſtelle der Uhr ſo, daß ſie mit derſelben einen rechten Winkel macht. In dieſe Maſſe iſt eine faſt ſphäriſche Höhlung gehauen, die den vitruvianiſchen Halbkreis zwei Mal darſtellt, einmal in Horizontal- und einmal in Verticalfläche. Die darauf gezogene Stundenlinie ſchneidet elf Mal die drei Linien oder Bogen, von denen der mittlere den Äquator vorſtellt, und die beiden äußern Sonnenwendecirkel ſind. Der Stundenzeiger war bis auf eine Kleinigkeit für die dortige Polhöhe, wo er gefunden worden, richtig. Man ſagt, um die 50ſte Olympiade ſollen die Sonnenuhren aus Babylon nach Griechenland gekommen ſeyn, und Herodot iſt wohl der erſte unter den Griechen geweſen, welcher der zwölf Tagtheile und des Schattenzeigers gedenkt; Plinius ſchreibt dem Anaximenes von Mileto, einem Schüler des Anaximander, die Erfindung der Sonnenuhren zu. Die tragbaren magnetiſchen Sonnenuhren ſind von dem berühmten Papſt Sylveſter im 10ten Jahrhundert erfunden. Sebaſtian Münſter, zu Ingelheim 1489 geboren, ſchrieb die erſte gründliche Anweiſung zur Gnomonik. Später ſind mehrere ſehr ſinnreiche und ſchätzbare Veränderungen mit dieſem einfachen Inſtrumente vorgenommen worden, unter denen beſonders die Theorie der Azimuthaluhr von Lambert und Hahns Äquinoctial-Minuten-Sonnenuhr die merkwürdigſten ſind. Im vorigen Jahrhundert hat Caſſini, ein berühmter Aſtronom zu Bologna, ein Gnomon auf einem horizontalen Boden einer Kirche entworfen, wo er eine ſehr genaue Mittagslinie zog und dann gegen Süden 1000 Zoll über den Boden eine ſchmale Öffnung anbrachte, durch welche das Sonnenlicht in dem Augenblick des Mittags gerade auf dieſe Linie fiel. P. S.

Sonnenwenden. Die Zeiten der längſten und kürzeſten Tage nennt man die Zeiten der Sonnenwenden (Solstitia); ſie treten zwei Mal im Jahre ein, nämlich um 20ſten März und 23ſten September, wo auf der ganzen Erde die Länge des Tages und der Nacht gleich iſt, überall die Sonne genau um 6 Uhr auf- und um 6 Uhr untergeht. Man nennt dieſe Zeit auch die Tag- oder Nachtgleichen (Aequinoctia). Zu jeder andern Periode iſt an den meiſten Orten die Länge der Tage und Nächte, die von der geographiſchen Breite abhängt, verſchieden, ſie erfolgt ganz regelmäßig und daher geht die Sonne an jenen Örtern nie zwei Tage nach einander um dieſelbe Zeit auf und unter. Dieſe Erſcheinung wird deutlich, wenn man die ſcheinbar gegen den Äquator ſchräge liegende und um 23½ Grad gegen denſelben ſich neigende jährliche Kreisbahn (die Ekliptik) betrachtet. Die Sonne rückt nach dieſer Annahme vom Äquator nach und nach gegen Norden oder Süden zu dem Krebs- oder Steinbockswendecirkel und ſo fängt ſie an, ihre Strahlen um eben ſo viele Grade in Anſehung des Punktes vom

Meridian, der ſenkrecht unter ihr liegt, jenſeit des Pols zu werfen, gegen den ſie rückt, und von dem gegenüber liegenden Pole in der Maße zurückzuziehen, als ſie ſich vom Äquator entfernt hat. Erreicht ſie endlich in einem Abſtande von 23½ Grad nordwärts dem Krebswendecirkel, ſo ſteht ſie ſenkrecht über jenem Punkt und ihre Erleuchtung reicht bis 23½ Grad diſſeit des Südpols. Eben ſo verhält es ſich, wenn die Sonne den Steinbockswendecirkel 23½ Grad ſüdwärts vom Äquator erreicht. Im erſtern Falle werden daher alle vom nördlichen und im letztern alle vom ſüdlichen Polarcirkel eingeſchloſſenen Polargegenden beſtändig von der Sonne erleuchtet werden. Die vom ſüdlichen Polarcirkel begränzten Gegenden aber in jenem und die vom nördlichen in dieſem Falle beſtändig in der dunkeln Halbkugel bleiben. Iſt aber die Sonne zwei Mal im Jahre, nämlich am 20ſten März oder am 23ſten September, im Äquator ſelbſt, ſo muß auf der ganzen Erde Tag und Nacht gleich ſeyn, nämlich jede Dauer 12 Stunden betragen, weil dann vom Äquator als einem größten Kreiſe unter allen Zonen, von ihm bis zu den Polen, obgleich unter einem kleinern Neigungswinkel, die Hälfte über dem Horizont ſteht. P. S.

Sonnenzeit heißt die nach dem ſcheinbaren täglichen Umlaufe der Sonne beſtimmte Abmeſſung und Eintheilung der Zeit. Sie iſt gewöhnlich zu verſtehen, wenn man ohne allen weitern Zuſatz von Zeit redet. Es gibt eine wahre und eine mittlere Sonnenzeit. Der wahre Sonnentag iſt der Zeitraum von einem Mittag oder Durchgange des Mittelpunkts der Sonne durch den Mittagskreis zum andern. Man theilt ihn, er mag lang oder kurz ſeyn, in 24 gleiche Theile, welches die wahren Sonnenſtunden ſind. Die Stunde wird wieder in 60 Minuten, die Minute in 60 Secunden, die Secunde in 60 Tertien u. ſ. w. eingetheilt. Da die Sonne mit einer eignen ſcheinbaren Bewegung in der Ekliptik fortrückt, und nicht immer bei denſelben Sternen erſcheint, ſondern täglich faſt um einen Grad weiter morgenwärts von dem vorigen Fixſtern kommt, ſo gibt ihre ſcheinbare Laufbahn kein unveränderliches Zeitmaß. Dies gewährt nur der Sterntag. Wenn der Fixſtern, mit dem die Sonne geſtern durch den Mittagskreis ging, heut durch den Mittagskreis geht und der Sterntag vorbei iſt, ſo ſteht die Sonne faſt noch einen Grad morgenwärts vom Mittagskreiſe ab, und hat noch gegen 4 Minuten nöthig, um ihn völlig zu erreichen. Mithin ſind die Sonnentage um beinahe 4 Minuten länger als die Sterntage. Die Sonnentage ſind aber unter ſich ſelbſt von ungleicher Länge, weil das ſcheinbare Fortrücken nicht jeden Tag gleich viel beträgt. Dieſe Ungleichheit rührt theils von dem ungleichen Laufe der Sonne in der Ekliptik her, indem ſie im Sommer täglich nur 57 Minuten, im Winter aber 61 Minuten fortrückt; theils wird ſie dadurch verurſacht, daß dieſes Fortrücken in der Ekliptik geſchieht, deren Richtung im Mittagskreiſe nur ſelten gerade morgenwärts geht, daher die Sonne ſich nicht um die ganze Größe ihres Fortrückens in der Ekliptik, ſondern nur um einen Theil derſelben morgenwärts ſchiebt. Die wahren Sonnentage ſind alſo um die Winterſonnenwende am längſten, weil um dieſe Zeit die Sonne nicht nur am ſchnellſten, ſondern auch ganz parallel mit dem Äquator fortzurücken ſcheint. Aus dem Angeführten wird klar, daß unſere Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht mit der wahren Sonnenzeit übereinſtimmen

können; dieſe Übereinſtimmung findet nur bei den Sonnenuhren Statt. Eine Ausnahme macht jedoch die Akademieuhr in Berlin, die vermöge eines eignen kunſtreichen Mechanismus das ganze Jahr hindurch die wahre Sonnenzeit anzeigt. Um nun doch ein gleichförmiges Zeitmaß aus dem Laufe der Sonne zu erhalten, nahm man aus den ungleichen Längen der wahren Sonnentage eine mittlere Größe im Durchſchnitt, welche man die mittlere Sonnenzeit oder mittlere Zeit nennt. Bei derſelben bleiben ſich die Tage einander völlig gleich, folglich ſind auch ihre Stunden, Minuten, Secunden u. ſ. w. ganz gleichförmig. Um die wahre Sonnenzeit in die mittlere leicht verwandeln zu können, hat man eigne Tabellen. Eine Uhr, welche die mittlere Zeit genau angibt, muß zwiſchen zwei Culminationen eines Fixſterns um 23 Stunden, 56 Minuten und 4 Secunden fortrücken.

Sonntagsbuchſtabe iſt in der Chronologie derjenige Buchſtabe, welcher im Calender den Sonntag das ganze Jahr durch andeutet. Man ſehe den Artikel Cyclus. P. S.

Sonntagsſchulen ſind, wie ſie jetzt beſtehen, Surrogate, die hauptſächlich in ſolchen Staaten unentbehrlich werden, wo das Volksſchulweſen nicht gehörig eingerichtet, und für die regelmäßige Theilnahme der Jugend am Schulunterrichte in den Wochentagen nicht ernſtlich geſorgt iſt. Weil es allenthalben Lehrlinge und Dienſtboten gibt, deren Geiſtesbildung vor ihrem erſten Abendmahlsgenuſſe vernachläſſigt wurde, und an Fabrikörtern die Kinder, die man in den Wochentagen zur Arbeit braucht, die öffentliche Schule gar nicht beſuchen können, ſo hat man hier und da die Einrichtung getroffen, daß ſolche verwahrloſ'te Individuen Sonntags einige Stunden lang im Leſen, Schreiben, Rechnen und der Religion unterrichtet werden. Dies iſt in Öſterreich, Bayern und einigen kleinern Staaten Deutſchlands auf Befehl der Regierungen, anderwärts freiwillig für die aus der Schule entlaſſene Jugend, in England aber für die Kinder der Armen und Fabrikarbeiter durch die Armenpfleger und wohlthätige Geſellſchaften veranſtaltet worden. Sonntagsſchulen, wie ſie in den Zuſammenhang einer zweckmäßigen Verfaſſung des Volksſchulweſens gehören, müßten Gelegenheiten zur vollkommnern Ausbildung in nützlichen Kenntniſſen und Kunſtfertigkeiten für die der Schule entwachſene Jugend ſeyn, damit dieſe nicht nur vor dem unter der Laſt der Werkeltagsarbeit gewöhnlichen Vergeſſen des in der Schule erlernten bewahrt, ſondern auch weiter geführt werde, als in den Kinderjahren geſchehen kann. E.

Soolbäder. Dieſe Bäder ähneln den Seebädern. Zwar geht ihnen der große Eindruck ab, womit der Anblick des Meeres die Seele erfüllt, es fehlt ihnen die Seeluft und das eigenthümliche Wogen; dafür hat aber die Soole den Vorzug, daß ſie das Seewaſſer ſo ſehr an Gehalt übertrifft, daß auch die ſchwächſte Soole doch noch einmal ſo viel feſte Theile enthält, als das Waſſer der Oſtſee. Selbſt die ſchwächſte Soole bedarf eines Zuſatzes von Waſſer, und man kann daher den Soolbädern durch Hülfe einer Soolenſpindel immer einen beſtimmten Gehalt geben, und ihn nach und nach verſtärken. Der Kranke bleibt ſo lange im Bade, bis die Haut warm und roth wird. Das Bad wird auf 18 bis 20 Grad Reaumur erwärmt, anfangs wärmer und nachher immer

kühler gemacht. So wie ein puſtulöſer Ausſchlag auf Bruſt und Rücken entſteht, hört man auf zu baden. Mit der Abſchuppung deſſelben ändern ſich gewöhnlich die Zufälle, wider welche man das Bad genommen hat. Durchgehends macht daſſelbe Appetit und befördert den Schlaf. Vermöge des in ihnen enthaltenen Kochſalzes haben die Soolbäder folgende Wirkung: Sie vermehren die Thätigkeit der Haut, daher ihre Wirkſamkeit in allen Arten von Hautkrankheiten, beſonders in Knochengeſchwüren ſkrophulöſer Kinder; ſie wirken auf die Saugadern, daher die Kräfte derſelben gegen alle ſkrophulöſe Affecten, Atrophien, böſe Augen, angeſchwollne Drüſen, Knochenfraß, Leucorrhoe und ähnliche Übel; ſie leiten durch ihren Hautreiz die Säfte von den innern Theilen nach der Oberfläche und können daher bei mancherlei Congeſtionen heilſam ſeyn. Man rühmt ſie bei Bruſtkrankheiten, dem Blutſpeien, Lungenknoten u. ſ. w. — Auch kann man die Soole trinken, wobei man ſie gewöhnlich mit Milch verſetzt. — Muſterhaft iſt das von Reil eingerichtete Soolbad bei Halle.

Sophiſten. Dieſer Name einer gewiſſen, durch eigenthümliche Merkmale unterſchiedenen Claſſe griechiſcher Lehrer der Beredſamkeit und Philoſophie, welche in dem 5ten Jahrhunderte vor Chr. Geb. lebten, bezeichnet eigentlich Weiſe, und wurde aus gelehrtem Stolz von dieſen Männern angenommen. Da ſie aber die Wiſſenſchaft, welche ſie lehrten, auf eine unerhörte Weiſe mißbrauchten, durch Dünkel und Anmaßung ſich lächerlich machten und wegen ihrer ſchädlichen und höchſtverderblichen Grundſätze, welche ſie mit der empörendſten Frechheit und Schamloſigkeit predigten, ſich den Haß und die Verachtung nicht bloß der ſokratiſchen Schule, ſondern aller Vernünftigen zuzogen, ſo ward dieſer Name zum Schimpfnamen, und bezeichnet Menſchen, die durch Trugſchlüſſe den Verſtand verwirren, und durch nichtige Spitzfündigkeiten und ſcheußliche Grundſätze die klare Überzeugung von den erhabenen Lehren einer vernünftigen Theologie und Moral zu trüben ſuchen. Die Geſchichte des griechiſchen Volks nennt eine bedeutende Zahl von Männern, die in die Claſſe der Sophiſten gehören, ſo verſchieden ſie auch ſonſt durch Geburtsort und Kenntniſſe waren. Die berühmteſten ſind: Gorgias von Leontium in Sicilien, Protagoras von Abdera, Hippias von Elis, Prodikus von Keos, Thraſimachus von Chalcedon in Kleinaſien. Alle dieſe Männer lebten in Einem Jahrhunderte, in dem Zeitalter des Perikles und Sokrates, und kamen darin mit einander überein, daß ſie Lehrer der Phyſik, Geometrie und Arithmetik, Aſtronomie, Muſik, Theologie, Moral, Dialectik und Beredſamkeit waren. Schon dieſe Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden, die ſie unter einem Volke, welches in der höchſten Blüthe ſtand, lehrten, kann zum Beweiſe dienen, daß ſie ihren Geiſt in einem gewiſſen Grade ausgebildet hatten, und in der That erwarben ſie ſich Verdienſte um die Wiſſenſchaft, indem ſie die erſten Bearbeiter der Kunſt zu ſprechen, ferner der Grammatik, und der Moral waren. Und da ſie alle dieſe Kenntniſſe in einer blühenden Sprache mündlich und ſchriftlich vortrugen, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie überall, wo ſie auftraten, mit Enthuſiasmus aufgenommen, und mit Entzücken und Bewunderung angehört wurden. Ihren Unterricht ließen ſie ſich theuer bezahlen, und auch dadurch machten ſie ſich kenntlich. Übrigens waren ſie nicht müßige Denker und Stubengelehrte, ſon-

dern ſie zeichneten ſich auch nicht ſelten im Dienſte für ihr Vaterland aus. Wenigſtens iſt es gewiß, daß Gorgias, Prodikus und Hippias nicht ſelten bei ſchwierigen Unterhandlungen gebraucht wurden. Aber ſo glänzend auf der einen Seite die Sophiſten als Männer erſcheinen, die mit ihrem Geiſte den ganzen Vorrath der Kenntniſſe ihres Zeitalters umfaßten, nicht ohne glücklichen Erfolg bearbeiteten und vermehrten, ſo wenig kann geläugnet werden, daß ſie, von ihrer Schattenſeite betrachtet, um ſo verwerflicher und haſſenswerther ſind. Zuerſt thaten ſie ſich durch die unverſchämte Prahlerei, mit welcher ſie ſich für die alleinigen Inhaber aller göttlichen und menſchlichen Weisheit ausgaben, als lügenhafte oder eingebildete Großſprecher kund. Zweitens mißbrauchten ſie die Wiſſenſchaft, um die verächtlichſte aller Begierden, Habſucht, zu befriedigen. Drittens wurden ſie eine wahre Peſt ihrer Zeitgenoſſen, indem ſie wirkliche Prediger der Irreligioſität und Unſittlichkeit waren, und alles über den Haufen warfen, was dem beſſern Menſchen heilig und theuer iſt. Sie läugneten nämlich geradehin das Daſeyn eines mächtigen und verſtändigen Weſens, erklärten alles für Wirkungen des blinden Ungefährs, und leiteten alle religiöſen Begriffe von der verſchmitzten Klugheit irgend eines liſtigen Mannes ab, der, nachdem die Menſchen lange als Vieh in den Wäldern gelebt, und ſich mit Knitteln und Fäuſten um Eichelmaſt geſchlagen, dieſen Barbaren durch die Erdichtung von ſtrafenden Göttern Furcht eingeflößt und ſie zu einer beſſern Ordnung der Dinge genöthigt habe. In Rückſicht der Moral waren ihre Grundſätze nicht weniger ſcheußlich. Das Fauſtrecht, behaupteten ſie, ſey das einzige Naturgeſetz; alle Handlungen ſeyen gleichgültig, weder gut noch böſe. Dieſer Unterſchied werde erſt durch die poſitiven Landesgeſetze beſtimmt, daher die verſchiedenen Völker auch verſchiedene Begriffe von der Sittlichkeit oder Unſittlichkeit einzelner Handlungen hätten. Thorheit ſey es, Güte oder Gerechtigkeit zu beweiſen; denn eine ſolche Handlungsweiſe, lehrten ſie, iſt mit ſo vielen Nachtheilen verknüpft, daß kein Menſch von geſundem Verſtande ſich dazu entſchließen kann. Nach dieſen Principien erklärten ſie denn jede Art von Betrug, von Diebſtahl, von Raub, von Gewaltthätigkeit für erlaubt; behaupteten, daß Mäßigkeit und Enthaltſamkeit nur Merkmale ſchwacher Seelen ſeyen; daß vielmehr die wahre Glückſeligkeit des Menſchen in der Befriedigung aller Begierden beſtehe. Dies war die ſchändliche Lehre der Sophiſten, die noch haſſenswerther erſcheinen, wenn man ſieht, daß ſie dieſe Grundſätze auch um deßwillen vortrugen, weil ſie durch dieſelben recht viele Zuhörer, die ihre Geldſucht befriedigten, an ſich zu ziehen hofften. Denn dieſelben Menſchen, welche das Laſter ſo ungeſcheut predigten, waren eben ſo beredte Lobredner der wahren Sittlichkeit, wenn ſie fürchten mußten, hier oder dort durch jene Grundſätze anzuſtoßen, und reiche Schüler von ſich zu entfernen. Galt es alſo, durch wahre Sittenlehre Geld zu verdienen, ſo arbeiteten ſie die zierlichſten Reden zum Lobe der Tugend aus. Eine ſolche Rede iſt die herrliche Erzählung des Prodikus von Hercules am Scheidewege, die eine der ſinnvollſten, ausgearbeitetſten und lehrreichſten Dichtungen des ganzen Alterthums iſt. Sie wird vom Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates Buch II. Cap. I. mitgetheilt, und verdient mit Recht die Lobſprüche, die ihr zu allen Zeiten von den einſichtsvollſten Richtern in Sachen des Geſchmackes ertheilt

worden ſind. Die Sophiſten waren ferner die Erfinder und Bearbeiter der verderblichen Sophiſtik, das iſt, der Kunſt, alles, ſelbſt entgegengeſetzte Sätze, zu vertheidigen; die unläugbarſten Wahrheiten ungewiß und die größten Ungereimtheiten wahrſcheinlich zu machen. Dieſes bewirkten ſie vorzüglich durch eine Menge von Trugſchlüſſen und verfänglichen Fragen, durch welche ſie ihre Gegner ſo zu verwirren wußten, daß dieſe den Weg aus dem Labyrinthe des Irrthums nicht fanden, und ihnen am Ende alles zugaben, was ſie behaupteten. Dieſe Kunſt war ein deſto gefährlicheres Werkzeug in den Händen jener Wiſſenſchaftsverderber, weil ſie durch dieſelbe bei der unerfahrnen Jugend ſich in das Anſehen von alles umfaſſenden Weiſen ſetzten, und dieſe glauben machten, daß ſie im Beſitze aller Geheimniſſe des Himmels und der Erde wären. Viele ihrer Beweisführungen und Schlüſſe waren allerdings ungereimt; aber ſie überraſchten und blendeten auf den erſten Anblick. So bewies zum Beiſpiel Gorgias in einer Schrift von der Natur, 1. daß gar nichts wirklich ſey, 2. daß, wenn auch etwas wirklich wäre, dieß doch gar nicht erkannt werden könne, und 3. daß, wenn es auch erkennbar wäre, es doch in Worten ſchlechterdings nicht mitgetheilt werden könnte. Prodikus aus Keos bewies in einer Rede, die Äſchines anführt, daß das Leben kein wünſchenwerthes Gut ſey, und die Furcht vor dem Tode ſuchte er dadurch zu entfernen, daß er den Tod für ein Unding erklärte, indem derſelbe die Lebenden nicht träfe, weil dieſe mit dem Tode nichts zu ſchaffen hätten, und die Verſtorbenen auch nichts angehe, weil dieſe gar nicht mehr ſind. Protagoras hob durch dergleichen ſophiſtiſche Künſte allen Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Falſchheit auf. Er behauptete, daß der Menſch der Maßſtab aller Dinge ſey, und daß nur das wirklich exiſtire, was und wie er es ſich vorſtelle. Da nun aber jeder Behauptung eine andere entgegengeſetzt werden könne, auch werde, ſo ſey es Thorheit, ſich über eine Sache zu ſtreiten, und Widerlegung ſey vollends unmöglich. Alle dieſe Gedanken haben doch eine Richtung auf große und wichtige Gegenſtände; aber unter der Schaar von Schülern, welche die Sophiſten hatten, gab es auch eine große Menge, die ſich durch die lächerlichſten, trivialſten und abſurdeſten Behauptungen in ein gewiſſes Anſehn zu ſetzen ſuchten. Oder wollten ſie vielleicht als elende Poſſenreißer bloß das Zwerchfell ihrer Zuhörer erſchüttern, und dadurch etwas verdienen? Nach der Natur gezeichnet ſind dergleichen elende Wichte von Platon in dem Euthydemos, in welchem Geſpräche er, in den Perſonen des Euthydemos und Dionyſodorus, das ganze Gezücht abſchildert und der Verachtung preis gibt. Nur Ein Beiſpiel finde hier Platz. Dionyſodorus ſpricht: Sage mir, Kteſippus, haſt Du einen Hund? Kt. Ja, und zwar einen ſehr böſen. D. Hat er Junge? Kt. Ja, von eben der Art. D. Iſt nicht ein Hund der Vater derſelben? Kt. Ich habe ſelbſt geſehen, wie ſie ſich begatteten. D. Iſt nicht der Hund auch Dein? Kt. Allerdings. D. Nun ſo iſt er als Vater Dein! Alſo iſt Dein Vater ein Hund, und die jungen Hunde ſind Deine Brüder! — Durch ſolche elende Spitzfündigkeiten, die auf Vermiſchung grammatiſcher und phyſiſcher Verbindung beruhten, ſuchten dieſe gelehrten Klopffechter als feine Denker und tiefe Forſcher zu erſcheinen. So gering aber auch der eigentliche wiſſenſchaftliche Werth aller dieſer Äußerungen der Denkkraft war, ſo dienten ſie doch dazu, den Geiſt in Thätigkeit zu ſetzen, und

wir müſſen den Verluſt ſämmtlicher Schriften der Sophiſten auch in ſo fern bedauern, als wir bei dieſem allgemeinen Untergange der ſchriftlichen Denkmale von ihnen ſelbſt nur aus den Nachrichten andrer Schriftſteller über ſie urtheilen können. Dieſe ſind indeſſen ſo einſtimmig und ſo gewichtvoll, daß wir wohl nicht anders urtheilen würden, wenn wir auch mit eignen Augen ſehen könnten. Die eigentliche Blüthe der Sophiſten fällt, wie ſchon bemerkt, in die Periode von den perſiſchen Kriegen 490 bis zum Tode des Sokrates, 400 vor Chr. Geb. Einen flüchtigen Blick verdient noch der Umſtand, woher es kam, daß unter den Griechen ſolche Männer, als die Sophiſten waren, nicht bloß auftreten konnten, ſondern auch eine geraume Zeit hindurch herrſchten. Wir können uns aber darüber eben ſo wenig wundern, als wir es nicht befremdend finden, daß ein Sokrates in Griechenland reifte. Der univerſelle Geiſt der Griechen hat ſich in allen möglichen und denkbaren Formen gezeigt, eine Bemerkung, die einer beſondern Unterſuchung wohl werth wäre. Übrigens läßt ſich auch aus dem damaligen Zuſtande der wiſſenſchaftlichen und religiöſen Cultur unter den Griechen die Erſcheinung der Sophiſten hinreichend erklären. Nur im Werden war dieſelbe; nur Anfänge der Wiſſenſchaften waren vorhanden; Moral und Theologie waren noch gar nicht zum Gegenſtande tiefer und gründlicher Forſchungen gemacht worden. Dieſes große Verdienſt erwarb ſich erſt ſpäter die ſokratiſche Schule. Kann es uns daher befremden, wenn habſüchtige und zugleich ſeichte Menſchen, die nichts weniger als gründliche Forſcher waren, ſich an jenen erhabenen Gegenſtänden des menſchlichen Wiſſens ſo ſchrecklich verſündigten, vorzüglich da die eleatiſche Schule die Objectivität der Erfahrung und Sinnenerkenntniß ungewiß gemacht, und die Logik in eine Dialectik verwandelt. Endlich ziehe man noch die demokratiſche Vorſtellung der griechiſchen Staaten, die jeder Geiſtesthätigkeit völlig freien Spielraum ließ, in Erwägung. So wenig daher auch unter dem hebräiſchen Volke oder unter den Römern Sophiſten entſtehen konnten, ſo begreiflich iſt dieſe Erſcheinung bei den Griechen. Kl.

Sophokles. Indem wir im Begriff ſind, von einem Individuum zu ſprechen, in welchem ohne alle Widerrede das griechiſche Drama ſeinen Silberblick, oder, verſtändlicher zu reden, ſeine höchſte Blüthe gefunden hat, von einem Dichter, der es zweifelhaft gemacht hat, ob man ſagen ſolle: ihn habe das Drama verherrlicht, oder er habe dieſem erſt ſeine Ehre gegeben — können wir es uns nicht verſagen, einiges Wenige über das griechiſche Schauſpiel überhaupt, nach unſrer Anſicht, vorauszuſchicken. Läßt man unſern Geſichtspunkt wenigſtens für uns gewähren — und warum ſollte man das nicht jedem gern zugeſtehen, da doch jeder nur mit ſeinen Augen ſehen kann? — ſo ſind wir dann am beſten im Stande, uns über den trefflichen Dichter verſtändlich vernehmen zu laſſen. — Wir verkennen das Bedeutungsvolle der ſchlegelſchen Unterſcheidung zwiſchen griechiſchem und romantiſchem Schauſpiel, und der Vergleichung des erſtern mit dem Plaſtiſchen und des letztern mit dem Pittoresken keineswegs, aber weniger ſind wir mit den Anſichten des trefflichen Äſthetikers von Drama dem Epos gegenüber zufrieden. Daß das griechiſche Schauſpiel nicht etwa bloß die zufällige Frucht der Feſtgeſänge an den Dionyſien der Athener war, ſondern eine der ſchönſten und eigen=

thümlichſten Blüthen, die nach dem Rathe der Götter in dem ſinnreichen Volke der Griechen aufgehen ſollten, überhaupt eine der vielen herrlichen Hervorbringungen, die der ewigwaltende Genius der Menſchheit der alten heidniſchen Welt zum Erbe und Mußtheil angewieſen hatte, gibt wohl jeder Verſtändige zu. Aber was war nun griechiſches Drama? — Wir werden in der Kunſt und Poeſie immer den Alten den Vorzug und den Preis laſſen müſſen, zufrieden, daß uns dafür das heilige Myſterium des Wiſſens, der Wahrheit, aufgeſchloſſener und zugänglicher iſt, als es jenen war. Die alte heidniſche Welt war ſelbſt nur Symbol und Typus durchgängig, und ſo konnte ihre höchſte geiſtige Blüthe keine andre ſeyn, als Poeſie, Kunſtbildung, dieſe herrliche Puppenhülle, in welcher die himmliſche Pſyche eingeſargt, einpapillotirt iſt, bis ſie zur Zeit der Reife durchbricht, und frei im Sonnenlicht umherflattert. Aber das griechiſche Volk war der Liebling und das freilich auch ſehr genug verzärtelte Schooskind des Muſengottes, die eigentliche Blüthe am herrlichen Stamme der Kunſt der alten Zeit. Der Charakter der griechiſchen Kunſt iſt darum dasjenige, was eben Charakter der Kunſt überhaupt, nämlich da, wo es nur der Kunſt gilt, iſt reine Idealität der Form, verſteht ſich nach der Individualität des griechiſchen Geiſtes, der ſelbſt ein treuer Abdruck ſeines Bodens und Clima's war, mit dem Stempel des Edeln und Einfachen bezeichnet. — Merkwürdig iſt es nun, bis in die fabelhafte, ungeſchichtliche Zeit des griechiſchen Volks geht die Entſtehung des einzigen Epos, das die Welt kennt, des homeriſchen Gedichts zurück, in jene Zeit, wo das alte herrliche Heldengeſchlecht nicht einmal ganz vergangen und das griechiſche Volk noch in der ſchönen Epoche ſeines kindlichen Lebensgenuſſes war, der das Spiel noch als Ernſt behandelt, und den wandernden Sänger als einen wahren Boten Gottes aufnimmt. — Das Drama aber ſehen wir in einer Zeit des griechiſchen Staatenbundes entſtehen, mit Blitzesſchnelle den höchſten Gipfel erreichen und eben ſo eilig wieder ſinken, in welcher Griechenland ſeine höchſte politiſche Höhe erreicht hatte, über die Periode der Kindlichkeit und Kindheit längſt weg war, fein bürgerlich und hausväterlich ſeine Verfaſſung handhabte und, in den proſaiſchen Lebenstag übergegangen, das Spiel als Spiel zu behandeln verſtand. Betrachten wir dieſen Umſtand genauer, und er wird uns einen hellen Aufſchluß über das Weſen des griechiſchen Drama geben. — Es war eine herrliche Zeit für das griechiſche Volk, die Zeit nach dem glücklich beſtandenen großen Kampfe mit den Perſern, nach den Schlachten bei Marathon, Salamis und Platäa; und nach der ſinnreichen Zuſammenſtellung unſers Leſſing benutzte die tragiſche Muſe ſogar den einen der genannten geweihten Orte, ihre drei Lieblinge „in einer vorbildenden Gradation" zu verſammeln. „Der kühne Äſchylus half bei Salamis ſiegen. Der blühende Sophokles tanzte um die Trophäen; und Euripides ward am Tage des Siegs auf eben der glücklichen Inſel geboren." Jetzt war die politiſche Exiſtenz Griechenlands geſichert. Seinem Wohlſtande thaten ſich von allen Seiten her die ergiebigſten Quellen auf. In dem großen glänzenden Athen ſtiegen die Künſte und Wiſſenſchaften ſchnell zu einer außerordentlichen Höhe. Die eigenthümliche Anlage des griechiſchen Volks bildete ſich nun eigentlich univerſell, das ganze Volk in den

Kreis der Bildung hereinziehend, aus. Die Periode der Cultur (ſo könnten wir ſie etwa bezeichnen), die Periode, in welcher eine Nation, der Kindheit entwachſen, was ſie dadurch an Innigkeit und Lebendigkeit der Poeſie verloren hat, an Klarheit und ſchöner Vollendung der Form wieder gewinnt, und was in dem Kindesalter, auf Einzelne gehäuft, dieſe zu Rieſengeſtalten vergrößerte, nun über alle vertheilt, zwar den Anſtrich des Großen und Wunderbaren entbehrt, dafür aber auch über das in die natürliche Geſichtslänge geſetzte Profil des Ganzen einen durchgängig ungetrübten Schimmer des Ideals verbreitet, ahnet man wohl, was wir in dieſer unverhältnißmäßigen Kürze andeuten wollen? Die Periode der Cultur war für Griechenland erſchienen. — In dieſer Periode entſtehen eigentlich erſt die rechten Werke der Kunſt eines Volks, und wenn die Pyramiden Ägyptens offenbar in eine Zeit gehören, wo noch die Kraft und Bildung des ägyptiſchen Volks, nach wahren Rieſenverhältniſſen, in einem vereinigt war, indeß die übrigen Menſchen nur wie die Blätter an dem herrlichen jugendlichen Stamme rauſchten, ſo gehören die Ruinen zu Perſepolis größtentheils einer Periode an, wo das Reich des Orients in ſeiner höchſten und weitverbreitetſten Blüthe ſtand, und der Baum nicht mehr bloß Blätter trieb, ſondern im reichſten Blüthenſchnee prangte. In dieſer Periode gilt der Sänger nichts mehr, der von Haus zu Haus wandert, und mit ſeiner himmliſchen Leier dieſen oder jenen Einzelnen ergötzt. Ein Volk, zumal ſo für die Kunſt beſtimmt, wie das griechiſche, fodert nun Geſang und Spiel für alle, und die Sonne in der Mittagshöhe beſcheint nicht mehr bloß die Kronen der Berge, ſondern ihr glühender Strahl dringt auch in das niedrige Thal, und vergoldet die mit Reben umzogene Hütte des Einſiedlers. Jetzt konnten in Griechenland die Phidias und Praxiteles ihre Meiſterwerke aufſtellen, und das Volk gab willig ſeine Schätze her, um an dieſen Kunſtaltären zu opfern. Jetzt entſtanden in Athen die herrlichen Propyläen, das Odeum, die ewigen Tempel der Götter. Jetzt bildeten ſich in Griechenland die wunderbaren Spiele zu Olympia, Nemäa und auf dem Iſthmus aus, die die wahre Kunſtblüthe des ganzen Volks waren. — Und welche andre Dichtungsart konnte jetzt an die Stelle des kindlichen homeriſchen Epos, mit welchem der Rhapſode von Orte zu Orte wanderte, und das vom Anfang gewiß nur ein bunter Blumenſtrauß griechiſcher Romanzen war, treten, als das Drama? — Drama im eigentlichen Sinne. — Schauſpielhäuſer, die ein ganzes Volk faßten, wurden gebaut, und in dieſe gehörte auch nur eine Dichtungsart, die das ganze Volk vernehmen konnte, und nur das Drama hat dieſen univerſellen Charakter, und Schauſpiel kann ſich darum überall erſt dann bei einem Volke entwickeln, wenn es jene Periode der über das Ganze verbreiteten Cultur und Verfeinerung erreicht hat. Nehmen wir nun, daß doch unter allen Künſten Poeſie die höchſte und herrlichſte iſt, und erinnern wir uns ferner an das, was wir ſchon vorhin berührten, daß das griechiſche Volk in aller Kunſt die Palme erſiegt hat, ſo muß uns die dramatiſche Poeſie der Griechen als ein köſtliches Juwel erſcheinen, deſſen Werth nicht hoch genug angeſchlagen werden kann, ja es liegt am Tage, ſie iſt höher und herrlicher als das homeriſche Epos, denn ſie iſt dies ſelbſt, für die griechiſche Nation in ihrer ſchönſten Blüthe,

und ſehr bedeutungsvoll aber keineswegs eben ſehr demüthig, wie es gewöhnlich verſtanden wird, nannte Äſchylus ſeine Dramen das Deſert des Homers (τεμαχη Ομηρȣ). — Wenn wir aber ferner und gewiß mit allgemeiner Zuſtimmung behaupten, daß Sophokles der dramatiſchen Poeſie der Griechen, in welcher das Trauerſpiel die Komödie gar ſehr überglänzt wie überall der Ernſt den Scherz, die höchſte Vollendung gegeben habe, und in dem Drillingsgeſtirn griechiſcher Tragiker als der Stern erſter Größe leuchte, ſo iſt es nicht zu verkennen, welche hohe Stelle wir ihm damit anweiſen, und die darauf gegründete h o h e Verehrung für dieſen herrlichen Dichter muß es rechtfertigen, wenn wir ſo weit ausholten, ehe wir es uns erlauben konnten, über ihn ſelbſt zu ſprechen. Wenden wir uns nun zu unſerm eigentlichen Zwecke, den wir mit Wenigerm zu erreichen ſuchen müſſen, als nach dieſer Einleitung zu erwarten ſeyn möchte. — Äſchylus, der Vater des griechiſchen Trauerſpiels, hatte ſchon dem alten, formloſen Chaos der dramatiſchen Poeſie eine herrliche Form aufgeprägt. Er hatte den großen Kampf der neuen Götter mit den Titanen als ein wahrer Jupiter herrlich beſtanden, und im Blitz und Donner verſinkt ſein gefeſſelter Prometheus, als ein Sinnbild des ungebeugten, die Form verſchmähenden Übermuths der alten, kindlichen Poeſie, die die Wirklichkeit der vorigen Zeit ſelbſt war. Er hatte das griechiſche Drama geboren, als ein herrliches, kraftvolles Kind, das, ein zweiter Herakles, ſchon in der Wiege die Schlangen erwürgte. Es mochte wohl oft in ſeinem kindlichen Muthwillen und Wohlbehagen das rechte Maß überſchreiten, aber es bedurfte nun doch weiter nichts, als daß der Überfluß beſchnitten, und der äußere Strom in ein ſchönes, ſich anſchmiegendes Bett gefaßt wurde. Jetzt erſchien Sophokles. Äſchylus hatte die griechiſche Freiheit erkämpfen helfen. Sophokles wuchs unter dem Frohlocken der freigewordenen Sieger heran, und wir möchten in der That ſelbſt dieſes Zuſammentreffen für bedeutungsvoll erklären. Wenigſtens mußte Äſchylus auch in der dramatiſchen Poeſie kämpfen, und Sophokles brach die herrlichen Früchte des Siegs; jener ringt und ſtreitet, dieſer wohnt in dem reinen Äther des errungenen Triumphs und des glücklich beendigten Kampfs. — Sophokles mochte vielleicht faſt ein Vierteljahrhundert jünger als Äſchylus, und beinahe eben ſo viel älter als Euripides, welchen er noch überlebte, ſeyn, und in dem fünften Jahrhundert vor unſrer chriſtlichen Zeitrechnung (man gibt das zweite Jahr der 20ſten Olympiade als ſein Geburtsjahr an) den größten Theil ſeiner Lebensrolle geſpielt haben. Als Knabe, und vielleicht da ſchon fähig, das Große der Dinge, die um ihn vorgingen, zu ahnen, war auch er in jener Bedrängniß, die Attika von den Perſern erfuhr, in die hölzernen Mauern des Themiſtokles geborgen und auf die Inſel Salamis geflüchtet worden. Aus einer angeſehenen und reichen Familie abſtammend, in dem herrlichen Athen (eigentlich in dem zu Athen gehörigen Flecken Kolonos), das bald in dem ſchönſten Glanz, nämlich in dem Schmuck der perſiſchen Beute, aus ſeinen Trümmern wieder emporſtieg, ein freier Bürger geboren, ſelbſt mit den trefflichſten körperlichen Vorzügen (das Einzige, eine tönende Stimme ſoll ihm die Natur verſagt haben) neben den vollkommenſten geiſtigen Anlagen geſchmückt, ſtand ihm eine glänzende Laufbahn offen, und was das Leben des

Athenienſers überall ſo reizend machte, die doppelte Krone des Künſtler- und Bürgerverdienſtes konnte er erringen. Es war ja eine natürliche Folge griechiſcher Art und Lebens, daß der Künſtler auch das Ruder des Staats, mitunter am beſten, lenken konnte, und ein Lorbeer die Stirne des Helden und des Dichters ſchmückte. Hat auch die Dichterkrone des Sophokles ſeine Mauer- und Bürgerkrone weit überwogen, ſo führt ihn doch die atheniſche Geſchichte als Archonten neben Perikles und Thucydides im Kriege gegen die Samier auf, und auch in der Reihe der Prieſter Athens glänzt der Name des herrlichen Dichters. Die Natur ſchien es, nach den Worten ſeines neuſten Lobredners, unſers Schlegels, faſt darauf angelegt zu haben, ihn unſterblich zu machen; ſo lange ſchob ſie ſeinen Tod hinaus, und dieſen, in ſeinem 95ſten Lebensjahre erfolgt, hat die Fabel ſo ſchön und mannichfaltig ausgeſchmückt, daß auch über ihm der ſchöne Zauber der Idealität ſchwebt. Bald ſoll er am Genuß einer Weinbeere erſtickt, bald von der Freude über einen unverhofften Sieg eines ſeiner Dramen in den olympiſchen Spielen getödtet worden ſeyn, bald wieder in einem eigentlichen Schwanengeſange, über dem Vorleſen der eben vollendeten Antigone, ſein melodiſches Leben ausgehaucht haben. Um das herrliche Dichterleben recht rein und fleckenlos bis zum letzten Hauche durchzuführen, mußte den Trefflichen die Muſe bis ins hohe Alter in ihrer jugendlichen Lebendigkeit begleiten, und folgender Zug bleibt immer bedeutend in ſeiner Geſchichte. In ſeinem achtzigſten Lebensjahre verklagte ihn ein undankbarer Sohn, als ſey er vor Alter unvermögend, ſeinem Hausweſen vorzuſtehen; und er brauchte nichts weiter, als ſeinen ſo eben gedichteten Ödipus auf Kolonos ſeinen Richtern vorzuleſen, um von ihnen freigeſprochen und im Triumph nach Hauſe begleitet zu werden. — Wir wenden uns zu Sophokles als Dichter, und bemerken nochmals, daß ſchon die äußern Anſtalten, die die Natur für ihn getroffen hatte, uns etwas ausgezeichnetes erwarten laſſen, da die weiſe Mutter der Dinge keinen Schritt ſo leicht umſonſt thut. Die ſchöne Klarheit und Reinlichkeit, die über ſeinem ganzen äußern Leben ſchwebt, iſt gewiß auch ein Symbol der eigenthümlichen Klarheit und Durchſichtigkeit, die den göttlichen Dichter ſo auszeichnet. Scholiaſten haben angemerkt, daß er als reiner Lyriker begonnen habe, aber ſchon in ſeinem 28ſten Jahre trat er als dramatiſcher Dichter neben Äſchylus auf, und wußte bald den Beifall dieſes auf ſich ſelbſt überzuleiten. Glänzend war der erſte Sieg, den er ſeinem dramatiſchen Ahnherrn gegenüber errang, und noch neunzehn Mal gewann er den erſten, noch öfter den zweiten Preis, aber nie wurde ihm nur der dritte zuerkannt. Sein Ruhm drang ſehr bald zu den Ohren der Ausländer. Mehrere Könige ſuchten ihn an ihren Hof zu ziehen. Aber er blieb ſeinem Vaterlande treu, und war überhaupt ſo wenig von dem Weihrauch des Beifalls betäubt, den er erhielt, daß er bei dem Tode des mit ihm wetteifernden Euripides ſelbſt in Trauerkleidern erſchien, und ſogar ſeine Schauſpieler ohne Kränze auftreten ließ. Das Weſen des griechiſchen Drama's in ſeiner ſchönen Vollendung läßt ſich unſtreitig am beſten an Sophokles aufzeigen, und in dieſem Sinne wollen wir noch das Wichtigere unſrer Charakteriſtik, die poetiſche Eigenthümlichkeit unſers Dichters, auffaſſen. Von ſeinen vielen Dramen, die von einigen auf 130 berechnet

worden, ſind ſieben auf unſre Zeiten gekommen, aber dieſe ſieben ſind ſämmtlich ſo vollendet und herrlich, daß ſie freilich die lebhafteſte Sehnſucht nach den verloren gegangenen anregen, wiewohl es Frevel ſeyn würde, bei dieſer hohen Vortrefflichkeit des Geretteten noch damit, daß deſſen nicht mehr iſt, unzufrieden ſeyn zu wollen. Wir führen ihre Überſchriften an: 1. der wüthende Ajax, 2. Elektra, 3. Antigone, 4. Ödipus Tyrannos, 5. Ödipus auf Kolonos, 6. die Trachinerinnen, 7. Philoktetes, und geben eine kurze Überſicht ihres Inhalts, bemerken aber noch, daß wir bei Sophokles keine Tetralogien mehr unterſcheiden können, wie bei Äſchylus, wiewohl zwiſchen dem königlichen Ödipus, und dem auf Kolonos der innere Zuſammenhang nicht zu verkennen iſt. Die Scholiaſten haben bemerkt, daß Sophokles zuerſt die Sitte aufbrachte, nur mit einem Stücke um den Preis zu werben, und dadurch die Abtheilung des tragiſchen Stoffs nach Trilogien, welchen dann noch ein ſatiriſches Stück beigefügt zu werden pflegte, faſt außer Gebrauch brachte. Im Ajax ſehen wir jenen unverwundbaren Helden der Griechen, durch Odyſſeus beim Streit über die Waffen des Achilles an ſeiner Ehre gekränkt, in einem ſchrecklichen Wahnſinn befangen, endlich aus ſeiner düſtern Verwirrung wieder zum Lichte zurückkehren, und nun, wie von der ſchauderhaften Entdeckung geblendet, mit männlicher Überlegung ſich ſelbſt ermorden, worauf der durch eine ſo ernſte Buße entſündigte Leichnam die heilige Weihe der Beſtattung erhält. — Die Elektra gehört in den ſchauderhaften Cyklus der einzig tragiſchen Greuelthaten in dem Geſchlecht der Pelopiden, und enthält die Ermordung der Mutter des Oreſtes, Clytämneſtra's, die mit dem Buhlen Ägiſthus ihren Gatten Agamemnon gewürgt hatte, durch die Hand des Sohnes unter der Leitung der Schweſter Elektra, wobei durch einen großen Aufwand von Kunſt die, welcher die Natur die bloße Nebenrolle angewieſen hatte, Elektra, zur Hauptperſon erhoben worden iſt. Freilich konnte bei allen Aufgeboten unerſchöpflicher poetiſcher Reſerven die ſchwache Seite dem Äſchylus in ſeinen Choephoren gegenüber nicht aushalten. Dieſer, der frühere in der Bearbeitung, konnte natürlich auch das Recht des frühern ausüben, und ſein Drama in der naturgemäßen Ordnung anlegen, ohne eine unangenehme Concurrenz mit dem Nebenbuhler fürchten zu dürfen. Aber eben dies gibt doch wieder dieſem Drama etwas eigenthümlich Pikantes, und das entſtellende Muttermal iſt wenigſtens mit den herrlichſten Blumen und den leuchtendſten Edelſteinen überdeckt. — Neben der heroiſchen, ſiegesfrohen Elektra ſehen wir in der Antigone den höchſten Triumph echter Weiblichkeit, die gerade im Unterliegen am ſchönſten iſt, und in dem Prisma der Thränenperlen, in welchen das weibliche Herz bricht, einen wehmüthiglieblichen, wunderherrlichen Farbenſchmuck entfaltet. Antigone, die unglückliche Tochter des unglücklichen Ödipus, und durch keine andre Schuld als die der Verkettung ihres Schickſals mit dem ihrer Erzeuger in das Verderben der Labdaciden mit hinabgezogen, iſt das einzige menſchliche Weſen im unterdrückten Theben, welches der despotiſchen Tyrannei des neuen Herrſchers ſich nicht unterwirft, und ihre Heldenthat iſt die höchſte, reinweiblichſte, ganz in ihrer unendlichen Lieblichkeit angedeutet in jener Antwort, die die Heldin

dem Tyrannen, auf die Rede: ihr geächteter Bruder, Polyneikes, ſey ein Feind des Vaterlands geweſen, ertheilt:

„Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben bin ich da.“

Es iſt das Weib in ſeiner eigenthümlichſten Sphäre, in welcher die rauhe Hand des Mannes durchaus nicht wirken kann, und in dieſer das Höchſte mit einer bis zum Ende durch und durch reizenden Reinlichkeit und Zartheit erkämpfend — beſſer: mit den Demantketten weiblicher Weichheit feſthaltend. Ihren geächteten, vor Theben im ſchrecklichen, gegenſeitigen Brudermord erwürgten Bruder Polyneikes, deſſen Begräbniß die Tyrannei des unberufenen Herrſchers hart verpönt hatte, muß die geliebte Schweſter im Tode ſchmücken, — auf ihn den die Schuld zudeckenden Staub werfen, und — nachdem ſie den ſchönen Liebesdienſt dem geliebten Todten erwieſen hat, geht ſie mit weiblicher Zartheit, aber unerſchrocken, den traurigen, einſamen Weg ins kalte, ſteinerne Bett, das ihr bereitet iſt. — Im Ödipus Tyrannos und Ödipus auf Kolonos hängt die Fabel zuſammen, und in ein erſchütterndes Doppelgemählde iſt der tragiſche Sinn der Geſchichte des Ödipus niedergelegt, die hohe Lehre, daß der Menſch ſeinem Schickſale nicht entfliehen könne, und durch ſeine eigne Weisheit, auch da, wo ſie die höchſte und umfaſſendſte iſt, doch den Knäul der Geſchicke nur feſter zuſammenzieht, bis er das Allgewaltige durch freiwillige Selbſtbüßung und Verläugnung verſöhnt. Im erſtern entwickelt ſich grauenvoll ſchrecklich das Geheimniß, deſſen unwillkommnes Licht die Augen des unglücklichen Schickſalsopfers nicht länger vertragen können. Der unbewußte Vatermörder und Gatte ſeiner Mutter und Bruder ſeiner Söhne und Töchter, Ödipus ſteht da, eine Hülle iſt nach der andern von ihm gefallen, und er kann nichts anders thun, als ſich ſelbſt wieder mit Gewalt die Finſterniß zurückgeben, die ihm entriſſen worden war. Er blendet ſich und ſtößt ſich in Elend und Verbannung. Dieſem ſchaudervollen Gemählde gegenüber erſcheint im zweiten Ödipus der von der Schuld niedergedrückte, vom Silber des Alters, vielleicht eben um der Schuld willen, zu früh umfloſſene Unglückliche. Alle harte Farben der ſchrecklichen Cataſtrophe hat die Zeit gemildert. Liebliches Abendroth verbreitet einen ſanften Schimmer um den Unglücklichen und ſeine Schuld; abgebüßt iſt ſie durch langes, beſchwerliches Irrſal. Im Hain der Rachegöttinnen ſelbſt, von welchen die ganze Greuelkette ausgegangen war, endet ſich auch wieder der furchtbare Kreislauf, und erreicht ſo ſein natürlichſtes Ende. Ödipus findet auf Kolonos, unter den Zinnen Athens, an dem unnahbaren Orte, wo die Erinnyen wohnen, endlich Ruhe und ein Grab. Der Eindruck dieſes Drama's auf Athens Bürger mußte einzig ſeyn. Denn eine ſchönere Apotheoſe konnte der Stadt der Athener, nachdem ſie ſchon die Furien des Oreſtes beim Äſchylus beruhigt hatte, nun nicht wiederfahren. Die Trachinerinnen ſind ein herrliches Fragment aus dem großen Mythencyklus vom Herakles *),

*) Ein merkwürdiges Beiſpiel, dünkt uns, davon, wie auch der geiſtreichſte Kritiker von einer ſchiefen erſten Anſicht verleitet, ungerecht gegen das größte Meiſterſtück der tragiſchen Muſe werden kann, hat A. W. Schlegel in der Beurtheilung der Trachinerinnen gegeben. S. ſeine Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, 1ſten Theils

ſein letztes Leiden und Tod und Verklärung. Dejanira wird im Übermaß der Liebe zum herrlichen Helden ſelbſt ſeine Mörderin und in jenem gleichſam vom Schickſal ſelbſt gefärbten Gewande wird der Gewaltige gefangen, wie einſt Agamemnon in einem ähnlichen unauswirrbaren Gewande, nur daß hier der Getödtete ſchuldloſer als Herakles, und dort die Mörderin unſchuldiger als Clytämneſtra war. — Im Philoketes kehrt die heilige Siebenzahl der ſophokleiſchen Dramen wieder zum geheiligten Boden des trojaniſchen Kriegs zurück. Der tapfere Erbe der Waffen des Herakles hat Jahre lang auf der wüſten Lemnos geſchmachtet, von den undankbaren Griechen und dem Ränke erſinnenden Odyſſeus zurückgelaſſen, im Zuſtand eines magiſchen Schlummers, der ihm jedes Mal nach einem wüthenden Anfall ſeiner Schmerzen einen Tropfen Linderung gab. Aber endlich erbarmt ſich das Schickſal ſeiner, nöthigt ſeine Feinde ſelbſt, ihn wieder aufzuſuchen, weil es Verhängniß iſt, daß ohne den Bogen Herakles Troja nicht gewonnen werden kann. Dies nun führt ihn einer neuen, noch ſchrecklichern Unbill entgegen. Neoptolem, der treuherzige, unverdorbene Sohn des Achilles, muß ihm den Bogen rauben, um ſo den Hülfloſen zwingen zu können, mit gegen Troja zu gehen; aber das gerade, offene Gemüth des Äaciden kann dieſen Betrug nicht über ſich gewinnen, wenigſtens nicht bis zu Ende ſpielen, und nun erſcheint der verklärte, durch Irrſal und Leiden vollendete Herakles, Verſöhnung bringend, dem Kranken Geneſung verheißend, und ſo ihn beſtimmend, den Undank der Griechen zu vergeſſen, und ihren Bitten zu folgen. — Das Weſen der griechiſchen Kunſt iſt das Edle, oder, wie wir es in einem frühern Artikel beiläufig erklärten, *ſchöne Einfachheit*. Schon die griechiſche Natur in ihrer herrlichen, idealiſchen Simplicität, ſchon die ſchöne, edle Geſtalt des griechiſchen Körpers beſtimmte dieſen Charakter. Darum nun tritt in allen Werken der griechiſchen Kunſt die Form ſo beſtimmt, ausgebildet, abgerundet, und in ſich ſelbſt beſchloſſen hervor. Denn wo nur Weniges aufgefaßt wird, da kann und muß dies Wenige auch bis in die feinſten Nuancen ausgebildet ſeyn. Darum iſt der äußere Schmuck in ihren Werken überall ſo einfach, und kein Volk konnte das Nackte mit ſolch einem unſchuldigen Sinne, und mit ſolch inniger Vorliebe betrachten als das griechiſche. Darum iſt nirgends ſonſt die Charakterzeichnung ſo vollendet und ausgebildet; eben darum iſt auch bei keinem Volke weiter dieſe Vollendung in Farben und Verhältniſſen, und beſonders bei der Poeſie im Versbau anzutreffen. Und dies mußte den Charakter des Trauerſpiels ebenfalls ſehr bedeutend afficiren. Trauerſpiel, Spiel des Ernſtes, wie es Schlegel ſo treffend bezeichnet hat, des Ernſtes, der das Leben in den Rahmen einer höhern idealiſchen Welt faßt, und ihm erſt dadurch Beſtand und Sicherheit gibt, — und nun in dem ſchönen Gewande des Edeln, der höchſten äſthetiſchen Einfachheit, — da kann kaum etwas anders entſtehen, als das *griechiſche* Drama. Sein Eigenthümliches iſt Kürze auf Einheit der Zeit und des Orts ge-

1ſte Abth. S. 195 ff. Hätte der Treffliche den großen Gegenſatz zwiſchen Dejanira und Herakles nicht überſehen, hätte er überhaupt die rechte Bedeutung der Fabel vom Herakles vor Augen gehabt, wie anders würde das Urtheil ausgefallen ſeyn!

gründet, mit wenig Figuren, aber ſie alle vollendet gezeichnet; der Plan wenig verwickelt aber groß angelegt, und bis an die geheimnißvolle Schwelle des Schickſals ſtreifend, — die Sprache höchſt würdig und correct, — der Versbau bis zu der äußerſten Feinheit und rhythmiſchen Vollkommenheit durchgearbeitet. Das Ungeheure, das Gigantiſche iſt ihm fremd, und konnte höchſtens nur im Anfang ſeines Entſtehens (im Äſchylus) Entſchuldigung finden. Denn das *Schöne* iſt ſein Charakter. Und — eben ſo wenig das Weiche, Weinerliche, wie es im Euripides, als ſchon die Blüthe der griechiſchen Dramatik vorüber war, zum Vorſchein kam, und nachmals von verwandten franzöſiſchen Seelen geprieſen wurde. Denn es iſt auch *einfach* in ſeiner Schönheit. In allen dieſen Foderungen hat Sophokles den Preis und höchſt verdient davon getragen, und er iſt ſo die Blüthe der griechiſchen Poeſie geworden. Wie in einem ätheriſchen Lichtmeere rudert der königliche Schwan, und über die ſtille, unbewegte Waſſerfläche zieht er ſeine herrlichen Kreiſe, das Auge zu unermüdeter Betrachtung einladend. Unter den tauſend Mal tauſend Bäumen des Waldes ſteht nur *einer* ſchlank und in ſchöner Vollendung da, mit herrlichem Schaft und ſchön gegliederten Zweigen und Äſten, und ein herrliches Laubgewölbe über ſich ſchlagend, und das iſt Sophokles im reichen Dichtergarten griechiſcher Poeſie. Wie ein herrlicher Demant, durch und durch fleckenlos und leuchtend, ohne zu blenden, verſchmäht er ſchon von Natur jede Unreinheit, und kann nur von einem gleichen Gemüthe in ſeiner Tiefe und Gediegenheit erkannt werden. — Die *Plane* ſeiner Dramen ſind ohne künſtliche Intrigue höchſt genau gegliedert angelegt, und die Beſtimmtheit und ſcharfe Geſchiedenheit der Scenen tritt wie mit plaſtiſcher Rundung überall hervor. Sein Ödipus Tyrannos bleibt in dieſer Hinſicht wohl das größte Meiſterſtück, ſo wie ſeine Elektra; vielleicht aus Schuld jenes Mißgriffs, den der Dichter der Rivalität zu Liebe in der Wahl der Hauptperſon that, zwar die künſtlichſte aber doch verunglückteſte Anlage zu haben ſcheint. Der *tragiſche* Inhalt ſelbſt iſt nicht ſelten faſt fromm, immer aber das Leben in ſeiner höchſten Bedeutung auffaſſend, und ſein Ernſt iſt nicht der erſchütternde, grauſenerregende der Eumeniden des Äſchylus, ſondern eine heilige Altarflamme, die wärmend und erleuchtend in das Innerſte jeder reinen Seele dringt. — Seine *Charaktere* ſind wohl ohne allen Zweifel das vollendetſte, genau beſtimmteſte und individuellſte, dabei mit allem Zauber des Ideals ausgeſtattet, das es nur geben kann. Konnte Göthe die Charaktere Shakſpeare's mit Uhren vergleichen, die etwa ſo künſtlich eingerichtet wären, daß man an ihnen neben der Zeitbeſtimmung auch zugleich den Gang der Räder und Maſchinen, von welchen ſie getrieben werden, beobachten könnte, ſo ſind die Perſonen des Sophokles herrliche, vollendete Pygmalionsſtatuen, die, von dem Zauber der Phantaſie belebt, von ihren Geſtellen herabſteigen und einer Welt angehören, die die höhere Idee iſt, nach welcher das Edelſte und Beſte in dieſer Welt geſchrieben und gebildet iſt, die, ohne ihre Beſtimmtheit zu verlieren, doch von dem Äthermeer des Schönen beſtändig umfloſſen ſind. — Seine *Chorgeſänge* ſind zu aller Zeit als die ſchönſten Früchte der dramatiſch-lyriſchen Poeſie gerühmt worden, und gewiß, ſo unentbehrlich der Chor der griechiſchen Tragödie iſt, ſo zuverläſſig konnte der Idee des

griechiſchen Drama's auch in dieſer Hinſicht nicht vollkommner Genüge geleiſtet werden, als es durch Sophokles geſchehen iſt. Auch dieſe Geſänge ſind nach Umfang und Inhalt ſo vollkommen in den Plan des Ganzen eingeſtimmt und eingefugt, ſo genau in ihrer Form im Verhältniß zum Ganzen abgemeſſen, daß neben ihnen die äſchyleiſchen Chorgeſänge in ihrer unendlichen Länge als aus der noch ungeregelten, überfließenden Kraft einer ausſchweifenden Jugend hervorgegangen, und die des Euripides in ihrer loſen Verbindung mit der Fabel als die letzten unſchmackhaften Früchte der erſchöpften Kraft eines welken Greiſes erſcheinen. War es anders zu erwarten, als daß auch die Sprache des Sophokles in dieſer Harmonie des Ganzen nicht zurückblieb, ſondern um ihm die Krone aufzuſetzen, ſelbſt in der höchſten Vollendung erſchien? So edel und correct hat kein Tragiker der alten und neuen Zeit gedichtet, und freilich iſt wohl die Sprache des Sophokles, eben darum, weil ſie ſo ganz die rechte Tochter des dem griechiſchen Volke eigenthümlichen Trauerſpiels war, für jede andre ſchlechterdings unerreichbar. Der Charakter der Schärfe und Beſtimmtheit tritt überall hervor an ihr, und doch auch wieder ſo herrlich mit dem Grazienmantel des Schönen in ſeinen Ecken und Schärfen überkleidet und drapirt, — abermals das rechte Mittel zwiſchen Äſchylus Schwulſt und Euripides Plattheit und ſophiſtiſcher Spitzfündigkeit. — Mit der Sprache verbindet ſich bei unſerm Dichter ein Versbau, der nirgends ſonſt auf dieſer Höhe der reinen äſthetiſchen Ausbildung ſteht, und es iſt in der Kritik des Sophokles ſchon längſt anerkannt, daß ſeine Jamben die reinſten und geregeltſten ſind, die gefunden werden, ſo wie ſeine lyriſchen Versmaße ſich durch Bedeutſamkeit und harmoniſche Rundung vor denen ſeiner Vorgänger und Nachfolger auszeichnen. — Sehr zu bedauern mag es wohl ſeyn, daß wir nicht einmal hoffen dürfen, jemals einen deutſchen lesbaren Sophokles zu erhalten, und daß wir beinahe zu dem Glauben getrieben werden, was bisher geleiſtet worden, ſey ſo ziemlich das Höchſte, wozu es hierin etwa noch gebracht werden dürfte. Was ſo aus dem eigenthümlichen Weſen der griechiſchen Kunſt hervorgegangen, und ſo innig mit ihr verwachſen iſt, daß wir es faſt als die einzige Blüthe betrachten müſſen, die dieſer Stamm getragen hat, und auf welche es bei allem Wachsthume des Stammes abgeſehen war, das läßt ſich nicht wie die Haare eines Polypen oder die Wurzel eines Weinſtocks ablegen, und in ein andres Erdreich verſetzen, um fortzuwachſen. Brich, wie das Kind, die Blumenkrone ab, und pflanze ſie auf deinen Sandhügel, ſie wird bald verwelken, und wenig Spuren ihrer alten Pracht an ſich tragen. Aber glücklich können wir uns doch preiſen, daß wir von unſerm großen Dichter ein Kunſtwerk beſitzen, über welchem der Geiſt des Sophokles bildend und brütend unverkennbar geſchwebt hat, und das noch jedem, der nicht zu dem Urborn des griechiſchen Dichters ſelbſt aufſteigen kann, einen herrlichen Vorſchmack von der Idealität des helleniſchen Dichters geben mag. Ich meine die köſtliche Iphigenie unſers Göthe, ein herrliches Juwel in der reichen Diamantenkrone dieſes deutſchen Genius. Wer der Deutſchen den erſten Tragiker ahnen will, und unſre Lobpreiſungen nicht für übertrieben hält (und ſie ſind es nicht), den laden wir ein, aus dieſer zwar abgeleiteten, aber ungetrübten Quelle zu ſchöpfen, und

ſo des Honigs ſich zu freuen, den die deutſche Biene von jener attiſchen (ſo hieß Sophokles bei ſeinem Volke) als eine würdige Enkelin zum Erbtheil erhalten, und nun wieder uns ſo königlich freigebig mitgetheilt hat. M-s-r.

Sophonisbe, die ſchöne Tochter des Asdrubal, eines Sohnes des Gisgo. Ihr Vater hatte ſie anfangs dem Maſiniſſa zur Ehe verſprochen, um ihn für Carthago zu gewinnen. Da dieſer aber nachmals aus ſeinem Reiche vertrieben wurde, und ſein Bündniß den Carthagern nichts mehr helfen zu können ſchien, ſo gab er die Tochter dem mächtigen Syphax, der auch wirklich das Bündniß mit den Römern aufhob, und Carthago's Alliirter wurde. Maſiniſſa ging dagegen zu den Römern über, und bald eroberte er mit deren Hülfe ſein väterliches Reich wieder, und nahm den Syphax gefangen. Als er in Cirtha, der Hauptſtadt, eingerückt war, eilte er zu dem königlichen Palaſte mit dem feſten Vorſatze, Sophonisben für ihre Untreue zu ſtrafen. Aber von ihren Reizen gefeſſelt, machte er ſie zu ſeiner Gemahlin, mußte ſie aber doch den Römern ausliefern, und konnte ſie nur durch den Tod von einer ſchimpflichen Sklaverei befreien. (Man ſ. d. Art. Maſiniſſa.)

Sopran (ital. soprano), Oberſtimme, Discant (nach dem Lateiniſchen), franzöſiſch le dessus, die höchſte der vier Singſtimmen, welche nur Knaben, Frauenzimmer und Caſtraten (daher man auch einen Caſtraten, um euphemiſch zu reden, einen Soprano oder einen Sopraniſten nennt). Indeſſen iſt der Discant der letztern mehr Falſet und weniger volle Bruſtſtimme wie bei jenen. Man unterſcheidet dem Umfang der Töne nach einen höhern und tiefern Sopran; des Ausdrucks zweiter Discant bedient man ſich oft gleichbedeutend mit Alt, und mehr in Hinſicht auf die Singpartei. Doch iſt der Discant von dem Alt nicht ſowohl in Hinſicht des Umfangs der Töne, als vielmehr durch die Art des Tons ſelbſt, welcher ſchärfer, heller und feiner iſt, als der des Alts verſchieden. Der Umfang eines gewöhnlichen Discants iſt von $\overline{C}$ bis $\overline{\overline{h}}$; und iſt für eine Chorſtimme vollkommen zureichend. Ein hoher Discant, welcher zum Bravourgeſang nothwendig iſt, kann in der Höhe $\overline{\overline{\overline{f}}}$ $\overline{\overline{\overline{g}}}$ erreichen; der tiefe reicht von g bis $\overline{\overline{h}}$. Selten aber wird man einen vollen Umfang von g bis $\underline{\underline{c}}$ bei völliger Gleichheit der Töne finden. Gewöhnlich geht bei gewaltiger Anſtrengung zur Hervorbringung der höhern Töne die Anmuth der wichtigern Mitteltöne verloren. Auch iſt die Bildung der Stimme von größerm Werth als ein ungewöhnlicher Umfang, und Beurtheiler verrathen ihren Ungeſchmack, wenn ſie der bloßen Höhe applaudiren. Dem Sopran kommt an ſich die Melodie zu, auch iſt er der mannichfaltigſten Verzierungen und Läufer fähig, da von Natur die höhern Töne ſich zu dieſen mehr eignen, und wie alle hohen Töne auf ſchnelleren Schwingungen beruhen, ſo auch höhere Stimmen ſchneller reden und ſingen können als tiefere. Aus dieſem Grunde und in dieſer Hinſicht iſt der Sopran die Hauptpartie, deren vorzügliche Ausbildung dem Tonſetzer obliegt (ſ. d. Art. Melodie), welcher die Empfindung

rein und kräftig charakteriſiren will. Derſelbe muß auch, wenn er ſeinem Geſang eine gelungene Ausführung wünſcht, ſo wie die Sängerin, welche durch ihren Geſang Wirkung hervorbringen will, die Beſchaffenheit und Verhältniſſe der Sopranſtimme kennen lernen, damit er wiſſe, was mit Leichtigkeit und ohne ungünſtige Anſtrengung ausführbar iſt, auf welchen Tönen der Sopranſtimme man deutlich ſprechen, oder nur vocaliſiren kann, welches die natürlichen Abſchnitte der Stimme ſind ꝛc. Übrigens ſchreibt man die Discantpartie jetzt gewöhnlicher in den wegen Bezeichnung der höhern Töne bequemern Violinſchlüſſel, als in den ſonſt gewöhnlichen Discantſchlüſſel (ſ. Schlüſſel). T.

Sorben waren gleich den übrigen wendiſchen Völkern ſlaviſchen Urſprungs, drangen im 5ten Jahrhundert nach Chr. Geb. aus dem unterſten Theile Sarmatiens bis in die Mitte des nördlichen Deutſchlands, und ſetzten ſich auf der linken Seite der Oberelbe feſt, nachdem ſie vorher die bisherigen Einwohner zum Theil vertrieben, zum Theil erſchlagen hatten. Das ganze Markgrafthum Meißen nebſt dem Oſterlande oder dem heutigen Fürſtenthum Altenburg, ingleichen einen nicht unbedeutenden Strich des niederſächſiſchen Kreiſes hatten ſie inne, und wußten diese ihre Eroberungen gegen ihre Nachbarn, die Thüringer, welche deutſchen Abkommens waren, und auf der linken Seite der Saale und Unſtrut lebten, mehrere Jahrhunderte hindurch muthig zu behaupten. Kamen ſie ja zuweilen gegen die Sachſen, Thüringer oder Franken ins Gedränge, ſo hatten ſie von den Luſitzen in der Lauſitz, von den Lechen in Polen, von den Czechen in Böhmen, von den Hevelkern und Ubern in Brandenburg, ihren urſprünglichen Landsleuten, den thätigſten Beiſtand zu erwarten. Dieſe Sorben (oder richtiger Sorben-Wenden) hatten gleich anfangs ihre Fürſten, von denen ſie in Friedenszeiten regiert, und in Kriegen gegen ihre Feinde geführt wurden. Zwar waren dieſe Fürſten nicht erblich, aber oft pflegte die allgemeine Stimme dem würdigſten ſeiner Söhne das Land zu übertragen. Dieſes Volk nun hat ſich eigentlich bis zu den ſächſiſchen Kaiſern als eine eigne ganz unabhängige Nation zu erhalten gewußt; von da aber wird ihr Land zu einer deutſchen Provinz, von Grafen, und in der Folge von Markgrafen regiert, das Land ſelbſt aber zu einem Markgrafthum (Meißen) erhoben, welche Eigenſchaft es auch bis den 20ſten December 1806 behielt. Übrigens iſt es geſchichtswidrig, wenn man einen Theil der Einwohner in den beiden Lauſitzen Sorben nennt. Es ſind Wenden, oder richtiger, Lutitzer Wenden. Ältere Schriftſteller bemerkten dieſen Unterſchied ſehr wohl, und benannten in der Lauſitz Lutizy oder Lutitizy, diejenigen, welche in den meißniſchen Landen wohnten, Sorben, auch Milſicy oder Miſicy.

Sorbet (Tſcherbet), ein bei den Türken ſehr gewöhnliches Getränk, aus Früchten und Zucker, Limonenſaft, Roſenwaſſer und Ambra zubereitet. Der gemeine Türke verſchafft ſich dieſen Trank nur aus einem abgeſüßten, über geſtoßene Roſinen gegoſſenen Waſſer.

Sorbonne heißt urſprünglich eine Bildungsanſtalt (Collegium) für junge Weltgeiſtliche auf der Univerſität zu Paris nach Robert von Sorbon in Champagne, einem pariſer Theologen, der ſie um das Jahr 1250 ſtiftete, und mit Einkünften verſah,

die in der Folge ſehr vermehrt worden ſind. Dieſes akademiſche Inſtitut, deſſen Lehrer die jedesmaligen Doctoren und Profeſſoren der Theologie waren, erlangte ſo große Bedeutung, daß ſein Name auf die ganze theologiſche Facultät der pariſer Univerſität überging, welche bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts die Sorbonne genannt worden iſt. Ihre Gutachten und Beſchlüſſe hatten entſcheidenden Einfluß auf den Geiſt und die nationale Geſtaltung des Catholicismus in Frankreich, die Könige unternahmen nicht leicht einen Religion und Kirche betreffenden Schritt, ohne die Doctoren der Sorbonne um ihr Urtheil befragt zu haben, und ſelbſt außer Frankreich galten ihre Ausſprüche oft mehr, als die Meinungen andrer Akademien. Den Jeſuiten nicht weniger feind, als der Reformation, hielt die Sorbonne ſtreng auf die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche, widerſetzte ſich der Bulle Unigenitus, und ſtand in den janſeniſtiſchen Streitigkeiten zwar nicht auf der Seite von Portroyal, doch der jeſuitiſchen Partei immer entgegen. In ſpäteren Zeiten hat ſie ſich mehr die Vertheidigung der Rechte, als die Vervollkommnung der wiſſenſchaftlichen und practiſchen Behandlung des alten Glaubens angelegen ſeyn laſſen. Ihr unbehülflicher pedantiſcher Eigenſinn, und nicht ſelten blinder Eifer für den Buchſtaben der alten Kirchenlehre ſetzte ſie in einen ungünſtigen Contraſt mit den gewandten Philoſophen, Schön- und Freigeiſtern des 18ten Jahrhunderts, und ihre Verdammungsurtheile über die Schriften des Helvetius, Rouſſeau und Marmontel zogen ihr mehr Spott, als dieſen Lieblingsautoren der Aufgeklärten Nachtheil zu. Die Sorbonne hatte daher ihren Ruhm ſchon längſt überlebt, als in der Revolution auch ihr Name erloſch, und ihre Fonds zerſplittert wurden. Merkwürdig war die Geduld- und Diſputirprobe, die die Candidaten der theologiſchen Doctorwürde bei der Sorbonne zu beſtehen hatten. Sie mußten von früh 6 Uhr bis Abends 6 Uhr ununterbrochen ihre Sätze vertheidigen, und durften ſich dazwiſchen kaum eine leichte Collation auf dem Catheder erlauben. E.

Sordine, ſ. Dämpfer.

Soubiſe (Charles von Rohan, Prinz von), Marſchall von Frankreich, geboren 1715, hat den Namen Roßbach in der Geſchichte verewigt. Er war bei dem Ausbruche des ſiebenjährigen Kriegs vielleicht der Reichſte des franzöſiſchen Adels, und ohne Feldherrntalente zu beſitzen, war er doch nach dem Commandoſtabe begierig, den er auch als Günſtling der Marquiſe von Pompadour bekam. Er erhielt das Commando eines beſondern Corps, das jedoch von der franzöſiſchen Hauptarmee unter dem Marſchall d'Etrées abhängig ſeyn ſollte; eine Bedingung, die ſeinen Ehrgeiz tief kränkte. Deßhalb trennte er ſich im Sommer 1757, da er noch Generallieutenant war, und ſo eben ſein Commando in Weſtphalen übernommen hatte, von der Hauptarmee, vereinigte ſich mit der deutſchen Reichsarmee, und wollte nun Sachſen ganz von den Preußen befreien. In der Mitte des Septembers hatte er Gotha erreicht, wo er ſich mit ſeiner ganzen Generalität und 8000 Mann in der Stadt befand, um ſich von den Beſchwerlichkeiten des Marſches zu erholen. Eben hatte man auf dem herzoglichen Schloſſe zum Mittage ein herrliches Gaſtmahl für ihn und ſeine Generalität zubereitet, als der preußiſche General von Seydlitz mit 1500 Mann vor den Thoren von Gotha er-

ſchien. Soubiſe und ſeine Begleiter eilten beſtürzt mit ihren Truppen aus der Stadt, wo nun Seydlitz mit ſeinen Offizieren die für die franzöſiſche Generalität beſtimmte Mahlzeit an der herzoglichen Tafel einnahm. Schon dieſer Vorfall ließ keine glänzenden Siege von dem Prinzen Soubiſe erwarten. Allein, im Vertrauen auf ſeine zweimal ſtärkere Armee, als die ihm unter Friedrichs eigener Anführung entgegenſtehende, war er des Sieges gewiß, und fürchtete nur, daß der König, der bei dem Dorfe Roßbach ſein Lager aufgeſchlagen hatte, ihm entfliehen würde. Am 4ten November fieng er an, Friedrichs Lager einzuſchließen, und ſuchte ihm am folgenden Tage in den Rücken zu kommen. Allein plötzlich, ehe er ſein Heer noch in Schlachtordnung ſtellen konnte, fiel ihm der General Seydlitz mit der preußiſchen Reiterei in die Flanken, und die Niederlage der Franzoſen war allgemein. Ohne eigentlich geſchlagen zu ſeyn, wurden ſie gänzlich zerſprengt, und ihr Rückzug (noch ſchimpflicher für ſie, als der Verluſt der Schlacht ſelbſt) war kein Rückzug, ſondern wilde Flucht. Der Verluſt dieſer Schlacht war nicht bloß für Frankreich, ſondern auch für Friedrichs Feinde überhaupt von größter Wichtigkeit, indem dadurch bewirkt wurde, daß England die Convention von Kloſter Seeven für aufgehoben erklärte, und daß Friedrichs Verbündete ſämmtlich zu ihm zurückkehrten. Alles dieſes und ſelbſt der in Frankreich allgemeine Spott, der ihn wegen dieſer Schlacht traf, verhinderten den Prinzen von Soubiſe nicht, im folgenden Jahre von neuem ein Commando zu übernehmen, wobei er jedoch den Herzog von Broglio zum Beiſtande erhielt. Ungeachtet der Eiferſucht, die zwiſchen Beiden herrſchte, wurde dieſer Feldzug (1758) doch mit Glück gegen die Heſſen geführt. Auch erhielt Soubiſe, als Sieger bei Lutternberg (am 10ten October 1758) den Marſchallsſtab, obgleich dieſes Treffen, welches für Frankreich ohnehin keinen großen Vortheil ſchaffte, eigentlich auf Broglio's Rechnung kam, oder vielmehr durch die mit den Franzoſen vereinigten Sachſen gewonnen wurde. Man ging endlich in Frankreich nach und nach ſo weit, Broglio'n dem Prinzen unterzuordnen, und endlich ganz von der Armee zu entfernen. Dieſer Umſtand zog dem franzöſiſchen Heere viele Unfälle zu, denen nur der Friede (1763) ein Ende machte. Soubiſe, der ſeine Unfähigkeit zum Feldherrn hinlänglich bewieſen hatte, kehrte nun mit Spottgedichten überhäuft nach Frankreich zurück, arbeitete längere Zeit im Cabinet, und ſtarb den 4ten Julius 1787. Als Privatmann beſaß er übrigens ſehr ſchätzbare Eigenſchaften und einen wohlwollenden Charakter.

Souterrain nennt man die Erd- oder Kellergeſchoſſe in großen Gebäuden, Paläſten ꝛc., welche halb in, halb außer der Erde ſich befinden, und worin gewöhnlich die Küchen, die Zimmer der Dienerſchaft u. ſ. w. angebracht ſind. Auch nennt man in der Kriegsbaukunſt einen gewölbten Ort oder unterirdiſchen Gang, wo Truppen oder Munition vor den Bomben ſicher ſind, Souterrain.

Southcote (Johanne), eine Schwärmerin, die im J. 1814 mehrere Monate hindurch unter dem großen Haufen in London viel Aufſehn erregte, und von der es ungewiß iſt, ob ſie mehr Betrügerin oder ſelbſt Betrogne geweſen. Sie eſuchte fleißig eine Capelle in St. Georgesfield, und verſammelte da immer ei-

nen großen Haufen um ſich. Ob ſie gleich ſchon 65 Jahre alt war, behauptete ſie doch, ſie ſey mit dem wahren Meſſias ſchwanger, und werde ihn bald zur Welt bringen. Dieſer unſinnige Wahn verbreitete ſich unter ihren Anhängern, deren Anzahl ſich auf einige Tauſende vermehrte. Man machte der Schwärmerin prächtiges Kinderzeug und andre Koſtbarkeiten zu ihrer bevorſtehenden Niederkunft zum Geſchenk. Eine angeſtellte Unterſuchung ſchien den Wahn noch mehr zu beſtärken, und in einigen Journalen wurden Beiſpiele von Frauen angeführt, die in gleichem, oder noch höherm Alter, als die Southcote, Mütter geworden waren. Da der erwartete Meſſias der Southcote nicht zur Welt kam, ſo ſuchte man ein fremdes Kind unterzuſchieben, und zwei ihrer Anhänger wurden ertappt, als ſie zu Crewkerke einer armen Frau eines ihrer Zwillingskinder abzuhandeln ſuchten, um es nach London zu ſchicken. Die beiden Unterhändler wurden nebſt dem Bildniſſe der Southcote zur Schau, unter dem ausgelaſſenen Spotte des Pöbels, herumgeführt. Am 27ſten December 1814 ſtarb die Southcote. Ihr Leichnam wurde in Gegenwart von funfzehn Doctoren und Chirurgen geöffnet, welche ſämmtlich eine Erklärung unterzeichneten, daß die Southcote nicht ſchwanger geweſen, und daß ihr Tod eine Folge von natürlichen Urſachen ſey. Man hatte die Eingeweide ſehr ausgedehnt, und in der Gallenblaſe eine Anzahl Gallenſteine gefunden. Ein großer Haufen Neugieriger hatte ſich während der Section vor der Wohnung der Southcote verſammelt, und als man erfuhr, daß von dem Meſſias nicht mehr die Rede ſey, wurden die Anhänger der Schwärmerin von dem Pöbel durch Beſchimpfungen und Steinwürfe zur Flucht gezwungen.

Souverain, Souverainität, Souverainitätsrechte. Souverain (als Subſtantiv und Adjectiv) nennt man die einfache oder zuſammengeſetzte (moraliſche) Perſon, welche die Obergewalt (suprema potestas) oder Landesgewalt ausübt: der bürgerliche Oberherr, und was zu dieſer oberherrlichen Macht und Eigenſchaft gehört. Souverainität (welches franzöſiſche Wort mit der deutſchen Landeshoheit (ſ. d. Art.) in gewiſſem Sinne gleichbedeutend iſt) bezeichnet daher im Allgemeinen 1. die Staatsgewalt (d. i. den Inbegriff aller Hoheits- und Regierungsrechte), in ſo fern ſie insbeſondre als höchſte und darum zugleich einzige Gewalt im Staate betrachtet werden muß, — Obergewalt; 2. die Oberherrſchaft, d. i. die wirkliche Ausübung oder den Beſitz der Obergewalt. Da nun die Staatsgewalt ſich nicht bloß nach innen, ſondern auch nach außen, d. h. in Beziehung auf andre Völker und Staaten wirkſam zeigt, ſo redet man von innerer und äußerer Souverainität. Und wie die innere darin beſteht, daß keine andre Inſtanz im Staate ſich der innern oder äußern Hoheitsrechte anmaßen, und den Oberherrn zwingen darf oder kann — mithin in der rechtlichen oder factiſchen Unabhängigkeit der Perſonen, welche die Obergewalt handhaben, von jeder andern Macht im Staate, ſo beſteht die äußere Souverainität, welche man auch die völkerrechtliche nennen kann, und welche aus der Natur der Staatsgewalt oder der Souverainität im allgemeinen Sinne fließt, darin, daß kein Staat von einem andern in der Ausübung ſeiner innern oder äußern Hoheitsrechte rechtlich oder factiſch abhängig iſt, — oder

in dem Rechte als beſondrer Staat zu beſtehen und zu handeln, und in der wirklichen Selbſtſtändigkeit deſſelben. — Was das Verhältniß und die Formen beider betrifft, ſo kann die äußere Souverainität keineswegs Statt finden ohne die innere, weil jene auf dieſe gegründet iſt, wohl aber kann die innere Souverainität Statt finden ohne die äußere, oder doch bei Beſchränkung derſelben, und zwar a) (factiſch), wo ein Staat den andern unterdrückt, ſelbſt wenn er ihm die Souverainität angeblich zugeſteht (wie einſt Napoleon den Staaten des Rheinbundes), oder b) ſo daß ein Staat, als Beſtandtheil eines Bundesſtaates oder Mitglied eines Staatenbundes, in Hinſicht einiger Hoheitsrechte durch eine höhere mehreren Staaten gemeinſchaftliche Regierung oder den Zweck und die vertragsmäßigen Bedingungen des Bundes (rechtlich) beſchränkt iſt. Dieſe Beſchränkung kann nur die äußern Hoheitsrechte treffen (ſ. Hoheiten), wie z. B. in einem Staatenbunde, in welchem man ſich gegenſeitigen Schutz verſpricht, das Recht mit einer andern Macht Krieg zu führen beſchränkt wird, denn bei einer Beſchränkung der innern Hoheitsrechte von außen läßt ſich eine höchſte Staatsgewalt, und folglich auch ein ſelbſtſtändiger (ſouverainer) Staat nicht denken. Hieraus ergibt ſich, daß Souverainetät im engern völkerrechtlichen Sinne in der Unabhängigkeit eines Staats von dem andern in Hinſicht der Ausübung ſeiner innern Hoheitsrechte, oder darin beruhe, daß ein Staat von andern Staaten in ſeinem Innern unmittelbar nicht beſchränkt iſt. Die Fürſten des ehemaligen deutſchen Reichs nannte man in dieſer Hinſicht nicht ſouverain, denn ihre Landeshoheit war durch die Reichshoheit auch im Innern beſchränkt. — Dagegen ſchließt der Begriff der Souverainität eine conſtitutionelle Beſchränkung der Hoheitsrechte überhaupt nicht aus; wenigſtens verſtehen die Franzoſen unter dem Ausdruck Souverain den Oberherrn eines Staats ſchlechthin, er mag durch Conſtitution und repräſentative Verfaſſung beſchränkt ſeyn oder nicht. So wird der König von England, obgleich er in der Ausübung ſeiner Hoheitsrechte durch die conſtitutionellen Formen ſeines Reichs ſo beſchränkt iſt, daß man das Parlament als Theilhaber an der Staatsgewalt anſehen muß, eben ſowohl, als ein despotiſcher Gewalthaber Aſiens, deſſen Regierung nur von ſeinen eignen Launen abhängt, Souverain genannt. Der Grund liegt darin, daß bei einer conſtitutionell beſchränkten Regierung die Staatsgewalt nur unter mehrere (phyſiſche oder moraliſche) Perſonen deſſelben Staats getheilt iſt, von denen doch eine die überwiegende Gewalt, d. i. die executive, beſitzen muß, welche das weſentliche Kennzeichen der Obergewalt iſt. — Die volle Souverainetät beſteht aber in der Verbindung der äußern und innern. — Betrachten wir nun die Beſtandtheile der Souverainetät im völkerrechtlichen Sinne, oder des Rechts als ſelbſtſtändiger von andern unabhängiger Staat zu beſtehen, oder mit andern Worten, die Souverainetätsrechte, ſo betreffen dieſe ſeine Fortdauer und Würde, die Unverletzbarkeit ſeiner Form (Verfaſſung und Verwaltung), ſeiner ſubjectiven und objectiven Beſtandtheile (Unterthanen und Gebiet), und aller ſeiner urſprünglichen oder erworbenen Rechte, mithin auch ſeine auf dieſen beruhende Verbindungen, Verhältniſſe und Handlungen im Krieg und Frieden. T.

Spaa, eine Stadt von 350 Häuſern, im ehemaligen Bisthum Lüttich, das ſeit dem Februar 1815 nach den Verfügungen des wiener Congreſſes zum Königreich der Niederlande gehört. Der hieſige, ſchon ſeit einigen Jahrhunderten bekannte Sauerbrunnen zieht jährlich viel Badegäſte dahin, und wird auch häufig auswärts verführt; er ſoll dem Lande jährlich über 60,000 Thlr. einbringen.

Spahis oder Sipahis, machen einen Theil der türkiſchen Cavallerie aus. Dieſes Corps ſoll in der Hälfte des 14ten Jahrhunderts von Amurath I., der auch die Janitſcharen einführte, errichtet worden ſeyn. Man gibt die Stärke deſſelben auf 20,000 Mann an. Die Spahis werden vom Großſultan beſoldet; der geringſte Sold iſt 12 Aſpern (nicht ganz 3 Gr.) täglich; aber es gibt auch einige, die wegen beſondrer Verdienſte, oder durch Begünſtigung, einen höhern Sold erhalten. Dieſer Sold wird ihnen nur vierteljährlich, aber nicht immer ganz regelmäßig bezahlt. Wenn der Großſultan in Perſon zu Felde geht, ſo erhält jeder Spahi, ſo wie jeder Janitſchar, zufolge einer alten Gewohnheit, ein Geſchenk an Geld. Die Spahis beſtehn aus zwei Claſſen; Spahaoglari, die eine rothe, und Silhatari, die eine gelbe Fahne führen, wenn ſie ins Feld rücken. Die letztern, welche von Hali, Mohammeds Schüler, errichtet worden zu ſeyn behaupten, waren in ältern Zeiten die angeſehnere Claſſe; jetzt aber ſind es die erſtern. Die gewöhnlichen Waffen der Spahis ſind ein Säbel, eine Lanze und ein Wurfſpieß von zwei Fuß Länge (Gerit), den ſie mit Kraft und Geſchicklichkeit zu werfen verſtehn; ein zweiter Säbel, oder vielmehr breiter Degen, iſt an dem Sattel des Pferdes angeſchnallt; einige führen Bogen und Pfeile, auch Piſtolen und Carabiner, aber ſie machen von dem Feuergewehr wenig Gebrauch. Dieſes Corps der Spahis iſt im Kriege nur ein unordentlicher Haufe, ohne alle Disciplin; ſie ſind weder in Regimenter noch Compagnien abgetheilt, ſondern marſchiren truppweiſe (en peloton). Ihr erſter Angriff in der Schlacht iſt heftig, um die feindlichen Reihen zu trennen, aber wenn ihnen dieſes nach einem dreimaligen Verſuche nicht gelingt, ſo retiriren ſie zerſtreut und unaufhaltſam. Außer den oben erwähnten zwei Claſſen gibt es noch einige andre Claſſen, die immer erſt beim Anfange eines Kriegs, wenn die Umſtände es erfodern, geworben werden, und eine angeſehnere Claſſe als alle übrigen, Mutaſaraca genannt, die aus ungefähr 500 Mann beſteht, deren jeder 40 Aſper tägliche Löhnung erhält. Die eigentliche Beſtimmung der letztern Claſſe iſt, den Großherrn auf ſeinen Promenaden und Reiſen als Leibwache zu begleiten.

Spalding (Johann Joachim), einer unſrer ehrwürdigſten und verdienſtvollſten Theologen, war geboren zu Triebſees in Schwediſchpommern den 1ſten November 1714, und ſtarb den 26ſten Mai 1804 als Oberconſiſtorialrath, Propſt und erſter Paſtor an der Nicolaikirche zu Berlin. Sein Vater, welcher Rector der Schule und nachmals Prediger war, beſtimmte ihn zum Theologen. Auch widmete ſich der Sohn dieſen Studien mit ganzem Eifer auf den Univerſitäten zu Roſtock und Greifswalde; zugleich aber erwarb er ſich auch in andern Wiſſenſchaften ſo gründliche Kenntniſſe, daß mehr als eine Laufbahn ſich ihm öffnete. Nachdem er in lateiniſcher und deutſcher Sprache Schriften über die Kirchengeſchichte, Philoſophie und Moral (die letzte aus dem

Engliſchen überſetzt) herausgegeben hatte, ſtand er von 1745 bis 1747 als königlich ſchwediſcher Geſandtſchaftsſecretär bei dem Geſandten Rudenſkiold in Berlin, ohne darum die Theologie und den Predigerberuf aus dem Auge zu verlieren. Vielmehr nahm er 1749 eine Predigerſtelle zu Laſſahn in Schwediſchpommern an, und kam von da 1757 als erſter Prediger nach Barth, ebenfalls in Schwediſchpommern. Jetzt trat er als populärer theologiſcher Schriftſteller auf, und ſah ſeine Werke mit dem allgemeinſten Beifall aller Gebildeten gekrönt. Sie zeichneten ſich vornehmlich aus durch die lichte, ſtets conſequente Beziehung auf die Moral, mit welcher er die Religion behandelte, und durch ſeinen reinen gediegenen Styl. Der Ruf ſeiner Verdienſte verbreitete ſich bald durch ganz Deutſchland, und hatte zur Folge, daß er 1764 zum Paſtor Primarius und Propſt an der Nicolaikirche in Berlin erwählt wurde, wozu ſpäter auch eine Stelle im Oberconſiſtorium kam. Die mit Milde und Feinheit verbundene Würde, womit er nicht nur ſeine Ämter führte, ſondern auch ſeine ganze Handelsweiſe während ſeines langen Lebens ſchmückte, erwarben ihm die allgemeinſte Verehrung. Vorzüglich groß war ſein Wirkungskreis als Prediger, und die Religion erhielt durch ſeinen Vortrag eine unwiderſtehlich eindringende Gewalt, da er auf eine bewundernswerthe, ihm ganz eigenthümliche Art das Edle mit dem Populären, die Herzlichkeit mit den richtigſten Verſtandesbegriffen, das Anmuthige mit dem Erhabenen zu vereinigen wußte. Seine Stimme war nicht ſtark, aber biegſam, in hohem Grade wohllautend, und durch richtige Accentuation verſtändlich, und ihr war ſo viel Herzliches beigemiſcht, daß ſie ſchon deßwegen nicht überhört werden konnte. So wirkte er unermüdet für religiöſe Aufklärung und Sittlichkeit, bis er 1788 durch das unter Friedrich Wilhelms II. Regierung erſchienene Religionsedict und andre drückende Reformen in Kirchenſachen veranlaßt wurde, ſein Predigeramt niederzulegen. Die hohe Achtung, in welcher er allenthalben ſtand, wurde dadurch nur noch vermehrt. In dieſem ſchönen Bewußtſeyn, und glücklich als Gatte und Vater erreichte er ein ſeltenes Alter. Er hatte einen wohlgebauten, dauerhaften Körper; ſein fleckenloſer Wandel, ſeine auf die feſteſten Stützen begründete Seelenruhe verbreiteten eine ſchöne Heiterkeit über ſein ganzes Leben, und führten ihn bis zu einer der höchſten Stufen des Alters bei wenig geſchwächten Kräften des Leibes und der Seele. Als neunzigjähriger Greis verſchied er, ohne eigentliche Krankheit, ſanft und ohne Schmerz. Ausgezeichnete Geiſtesgaben, edle Anwendung derſelben, weit ausgebreitete Gelehrſamkeit, helle Denkungsart, reine Sittlichkeit, Eifer für die Wahrheit, Sorgfalt in ſeinen Ämtern, und die ſchönſte Übereinſtimmung zwiſchen Kraft und Mäßigung durch einen echt geläuterten Geſchmack, der ſich zu der edelſten Lebensweisheit erhob: das waren die hohen Vorzüge Spaldings. Einfach war ſeine Religion. Sittliche Ordnung, Güte, Thätigkeit waren ihm die Grundlagen ſeines Glaubens an Gott und ſeiner Hoffnung auf Unſterblichkeit. In der Literatur- und Culturgeſchichte des nördlichen Deutſchlands wird ſein Name ſtets mit Ehrfurcht auch dann noch genannt werden, wenn die Reſultate ſeiner Lehre durch Wort und Buchſtabe in den Beſtrebungen und Überzeugungen eines raſch fortſchreitenden Zeitalters kaum mehr bemerkbar ſind. Entſchieden ſind ſeine Ver-

dienſte um die practiſche Philoſophie und um die fruchtbare Darſtellung der Religionslehre. Reiner Eifer für die gute Sache, Deutlichkeit der Begriffe, völlige Correctheit des Ausdrucks, der nur ſelten durch eine etwas veraltete Form daran erinnert, daß Spalding eigentlich in dem Zeitalter ſeinen Styl bildete, wo die deutſche Sprache ihre höhere Reife erſt zu erhalten anfing, und ſo viel Leben in der Darſtellung, als nöthig iſt, um dieſelbe dem Gefühle näher zu bringen, bezeichnen ſeine Schriften. Von dieſen ſind die vorzüglichſten ſeine Predigten, ſein Werk über die Beſtimmung des Menſchen, ferner Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Chriſtenthum, über die Nutzbarkeit des Predigtamts, Religion, eine Angelegenheit des Menſchen u. ſ. w. — Sein Sohn, Georg Ludwig Spalding, Profeſſor am berliniſch-cölniſchen Gymnaſium und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, geboren eben daſelbſt 1762, war einer der gründlichſten Philologen unſrer Zeit, der in der alten und neuen Literatur umfaſſende Kenntniſſe beſaß, und ſich als Lehrer durch ſeine ſtrenge Methode große Verdienſte erwarb. Wir beſitzen von ihm eine ſehr ſchätzbare Ausgabe des Quintilian, an deren gänzlicher Beendigung ihn jedoch ſein 1811 erfolgter Tod hinderte. Minder befriedigend iſt ſeine Ausgabe des Panegyricus des Iſokrates. Auch verdanken wir ihm die Herausgabe der Selbſtbiographie ſeines Vaters. Seine Gedichte, bei denen ihm Haller zum Vorbild gedient hat, ſind correct und moraliſch, aber ſteif und kalt.

Spallanzani (Abbate Lazaro), ein berühmter Naturforſcher und Phyſiker, geboren zu Scandiano bei Reggio in Italien 1729, ſtudirte zu Bologna, lehrte nachher die Naturwiſſenſchaften zu Reggio, Pavia und Modena, und zog durch ſeine neuen Entdeckungen eine Menge von Zuhörern und Bewunderern an. 1779 durchreiſ'te er einen Theil der Schweiz, und 1785 machte er eine Reiſe nach Conſtantinopel, Corfu und Cypern, und beſchrieb die Merkwürdigkeiten dieſer Gegenden in geologiſcher und naturhiſtoriſcher Hinſicht. Nachdem er auch die Ruinen von Troja und einen Theil Deutſchlands beſucht hatte, begab er ſich nach Wien, zu dem Kaiſer Joſeph II., und von dort zurück nach Pavia, wo er das Muſeum mit mineraliſchen Seltenheiten der Vulcane bereicherte, zu welchem Zweck er 1788 eine Reiſe nach beiden Sicilien und mehreren Theilen der Apenninen unternahm. Er ſtarb den 12ten Februar 1799. Durch die Beſchreibung dieſer Reiſen (Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini) die auch ins Deutſche überſetzt iſt, hat er ſich um die Naturkunde höchſt verdient gemacht. Seine Entdeckungen, Verſuche und Schriften über das Verdauungsgeſchäft, über die Fortpflanzung der Fröſche, über die Infuſionsthierchen, über den Kreislauf des Bluts, und ſeine Beobachtungen über einen den Fledermäuſen eigenen Sinn ſind gleichfalls für die Naturforſcher von der größten Wichtigkeit. Von Charakter war Spallanzani überaus mäßig, wohlthätig und theilnehmend, und ein ſehr geiſtreicher angenehmer Geſellſchafter.

Spangenberg (Georg Auguſt), geſtorben 1806 als Profeſſor der Rechte zu Göttingen, wo er im J. 1738 geboren war, und in der Folge auch ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte. Nachdem er von 1761 bis 1766 Führer zweier Grafen von Stolberg-Stolberg geweſen, erhielt er 1771 eine außerordentliche, und

1784 eine ordentliche Profeſſur der Rechte zu Göttingen. In der gelehrten Welt machte er ſich durch ſeine Beſorgung der gebauerſchen Ausgabe des Corpus juris civilis, Tom. I, Goetting. 1776–97, 4. bekannt. Seine Gattin, eine geborne Wehrs, welche 1808 ſtarb, zeichnete ſich durch Bildung und Kenntniſſe aus, und nahm nicht nur an mehreren gelehrten Zeitſchriften Theil, ſondern war auch eine gefühlvolle Dichterin; ihre zum Theil religiöſen Gedichte ſtehen in Muſenalmanachen zerſtreut, meiſtens mit der Unterſchrift Ämilie.

Spanien bis 1808. Die Natur des Bodens und die Lage der pyrenäiſchen Halbinſel haben auf das Schickſal und den Charakter der hiſpaniſchen Völker einen weſentlichen Einfluß gehabt; daher gehe hier das Naturbild des Landes ſeiner Geſchichte und der Darſtellung ſeines gegenwärtigen Zuſtandes voraus. — Spanien liegt, von Frankreich und Europa durch den Pyrenäen-Wall abgeſondert, durch drei Meere hingegen (das mittelländiſche, atlantiſche und biscayiſche) mit den Hauptſtraßen des Seehandels verbunden, und durch ſein politiſches Schickſal von dem weſtlichen Portugal getrennt, innerhalb des 8ten (47′) und des 21ſten Längengrades öſtlich vom erſten Meridian, unter dem ſchönen Himmel des 36ſten bis 43ſten (48′) Breitengrades, wo die längſten Tage 14½ bis 15½ Stunde dauern. Nach ſeinem Flächenraume (8010 Quadratmeilen) iſt es das ſechste unter den großen europäiſchen Ländern. Der Meerbuſen von Biscaya öffnet es dem nordiſchen Handel; die Meerbuſen von Alicante und Roſas, nebſt den Balearen, bieten den Kauffahrern aus Italien, der Levante und Nordafrika, ſichere Häfen und Rheden; der Meerbuſen von Gibraltar und die dritthalb Meilen breite Straße würden ihm die Bewachung der uralten Hercules-Pforte, des Seethors des mittelländiſchen und des atlantiſchen Meeres, anweiſen, wenn es jene Felſenburg im Angeſichte Afrika's zu behaupten gewußt hätte. Doch zeigen ihm die Baien von Coruña und Cadiz den Seeweg durch das Weltmeer nach beiden Indien, und die Mittel, Portugal zu überflügeln. Unter den hundert Wegen, die über die Pyrenäen nach Frankreich führen, ſind nur drei fahrbar, und zwei für Maulthiere gangbar. Der bequemſte geht von Vittoria über Irun und die Bidaſſoa nach St. Jean de Luz und Bayonne; ein andrer von Pampelona und Tafalla nach St. Jean de Pie de Port; ein dritter von Gerona nach Perpignan. Von den Pyrenäen (ſ. d. Art.) deren Thalgewinde Spaniens Gränzländer bedeckt, ziehn ſich im Norden die cantabriſchen Gebirge durch Aſturien nach Galizien, wo ſie mit dem Cap Finis terre in das atlantiſche Meer abfallen. Südöſtlich ſtreicht die Sierra d'Occa, von welcher fünf Gebirgsäſte faſt gleichweitig von Oſten nach Weſten laufen, und die Flußgebiete des Minho (die Nordgränze von Portugal), Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir abgränzen; zwei davon aber ſüdweſtlich die äußerſten Spitzen von Europa bilden. In ſüdöſtlicher Richtung fallen die Stromthäler des Xucar und Ebro ab. Jene Sierra's, unter denen die Somo-Sierra, die Guadarrama, die S. Morena, die Alpuxarras, die S. Nevada, und die S. de Ronda die bekannteſten ſind, umgürten die Ebenen von Caſtilien und la Mancha (die höchſten in Europa von ſolchem Umfange nach Humboldt) mit ſtarken Bollwerken, und trennen ſelbſt die Bewohner der verſchiednen Landtheile in ſittli-

cher Hinſicht. So ſcheint das Land aus mehrern großen verſchanzten Feldlagern zu beſtehn, und ganz für den Stellungs- und Feſtungs-, vorzüglich aber für den kleinen Krieg geſchaffen zu ſeyn. Daher aber auch der Mangel an Bewäſſerung, ungeachtet der 150 größern Flüſſe, wovon die wenigſten ſchiffbar ſind. Außer dem Albufera in Valencia gibt es keine bedeutende Seen; Moräſte aber nur im Gebiete des Guadiana. Die trockne, reine Gebirgsluft macht die Bewohner ſtark von Bruſt und Nerven; an den Küſten thut dies die See; doch weht auch oft von Afrika her nach Südſpanien der betäubende Solano. Schnee liegt auf den Gebirgen, ſelbſt vor den Augen der Hauptſtadt, noch im Juli. Madrid ſelbſt liegt mitten in einer Ebene, und dennoch funfzehnmal höher als Paris. Aber mit üppiger Kraft treibt bei geringer Hülfe, wo nur Waſſer nicht fehlt, der Boden geſunde Pflanzen in Menge hervor, dabei nahrhafter als irgendwo. London iſt der große Fruchtmarkt des ſüdlichen Spaniens. Die edelſten Weine wachſen für das Ausland bei Alicante, Malaga, Xerez u. a. a. O., für die Caſtilianer aber in reichem Überfluß der feurige Mancha, beſonders der Valdepeñas; doch zu weit entlegen von der Küſte, um ausgeführt werden zu können. Der Ackerbau iſt in Verfall ſeit der Vertreibung der Mauren. Kaum $\frac{2}{3}$ des tragbaren Bodens werden benutzt. In Valencia bringt der Weizen 20 bis 40fältige Frucht. Der andaluſiſche Weizen iſt theurer auf dem ſpaniſchen Markte, als der nordiſche, weil er beſſer iſt. Noch ſind Haupterzeugniſſe Oliven, Safran, Anis, Kummel, Kork, Spartum, Soda u. a. m. In den wärmern Gegenden gedeiht das Zuckerrohr und der Banana-Baum. Selbſt die Steppen oder Länder ſind mit wohlriechenden Kräutern und Sträuchern bedeckt. Dagegen ſind nicht hinlänglich vorhanden Holz (ausgenommen in den Küſtenprovinzen), das z. B. in Madrid nach dem Gewicht gekauft wird, und Getreide, mit Ausnahme der Gerſte. Für die Meſta (Eigenthümer der Heerden) gewinnreich, aber dem Landbau nachtheilig ſind die Merinos, fünf Millionen wandernder Schafe. Valencia gewinnt viel Seide; Andaluſien zieht vortreffliche Pferde; doch ſind die Stutereien nicht mehr die vorigen. Auch Maulthiere gibt es von vorzüglicher Güte. Die Gold- und Silberminen werden ſeit Jahrhunderten ſchon nicht mehr benutzt; doch baut man auf Eiſen, Kupfer, Zinn und Blei. Silbergruben werden zu Guadalcanal in der Sierra Morena benutzt, und das Queckſilberbergwerk zu Almaden in La Mancha iſt reichhaltig, doch für den Bergbau in Amerika nicht hinreichend. Es fehlt nicht an See-, Quell- und Steinſalz, und mineraliſche Quellen findet man in mehreren Orten. — Die hiſpaniſche Nation iſt ein Volk, das, aus celtiſch-iberiſchen Urſtoffen entſproſſen, theilweiſe mit puniſch-carthagiſchen, dann mit römiſchen Anſiedlern vermiſcht, hierauf von germaniſchem, beſonders gothiſchem Blute durchdrungen, endlich mauriſche Beſtandtheile in ſich aufnahm. Indem es aber die letzteren größtentheils wieder ausſtieß, ging es, nach vielfach heißem Kampfe der nordiſchen und der ſüdlichen Natur, durch den ritterlichen Geiſt des Mittelalters und durch den Sieg der römiſchen Kirche über das Judenthum und den Islam, bei fortwährendem Ringen nach einer auf den Naturgränzen des Landes ruhenden Selbſtſtändigkeit, neugeſtaltet, aus blutiger Trennung als ein Ganzes hervor, doch

ſo, daß es noch jetzt die Spuren einer zweitauſendjährigen Zeit in ſich bewahrt. Celtiſch-gothiſcher Trotz und ſüdliche Gluth, germaniſcher Freiheitsſinn und Römerſtolz, in den verſchiedenen Völkern der Halbinſel vielfach ſchattirt, bewegen noch immer den Nationalgeiſt, und treiben ihn an, alles fremdartige von ſich abzuhalten. I. Rom und Carthago ſammelten und übten in Spanien ihre Streitkraft. Sagunt kämpfte 219 vor Chr. Geb. gegen Hannibal, wie Xativa 1707, und Barcelona 1714 nach Chr. Geb. gegen Philipp V., und Saragoſſa 1808 und 1809 gegen Napoleon. Mehr als ein römiſches Heer fand hier den Untergang. Der Luſitane Viriathus widerſtand an der Spitze ſeiner Landsleute der römiſchen Kriegskunſt, bis er durch Meuchelmord fiel (140 vor Chr. Geb.). Hierauf trotzte Megara an der Spitze der Celtiberer in Numantia vierzehn Jahre den römiſchen Waffen, bis Scipio der Jüngere (133 vor Chr. Geb.) nur über die Aſche der Stadt triumphirte, deren Einwohner ſich ſelbſt verbrannt hatten. Dann ward das in ſich feſt verwahrte Land der Zufluchtsort mehrerer in Rom geſtürzten Volkshäupter. So lebte der Marianer Sertorius in Luſitanien bis 72 vor Chr. Geb.; ſo die Söhne des Pompejus in Hispania Bätica gegen Cäſar 45; und Sextus Pompejus, der dem Sieger bei Munda entrann, unter den Celtiberern. Erſt nach faſt zweihundertjährigem Kampfe, als Auguſts Feldherr Agrippa die Cantabrer beſiegte 25 vor Chr. Geb., unterlag ganz Spanien der Macht Roms. Damals gründete Auguſt ſelbſt die Colonien Caesar Augusta (Saragoſſa) und Augusta Emerita (Merida). Seine Rückkunft beſang Horaz, III, 14. Vierhundert Jahre hindurch wurzelte römiſche Sitte und Sprache in den hispaniſchen Provinzen, welche ſchon zu Cäſars Zeit eine Bevölkerung von 40 Millionen gehabt haben ſollten. Merida z. B. ſtellte eine Beſatzung von 90,000 Mann; Tarragona hatte 2½ Million Einwohner; Männer, wie Seneca, Lucan, Trajan und Theodos der Große waren geborne Spanier. Nur in Cantabrien erhielt ſich die celtiſche Sprache, noch jetzt in Biscaya kennbar. II. Mit dem Anfange des 5ten Jahrhunderts begann für Spanien die Zeit der Weſtgothen. Dieſes germaniſche Volk drängte die Vandalen, von denen Andaluſien den Namen erhielt, nach Afrika, und beſiegte die Sueven, welche ſich in Galizien bis 585 behaupteten. Der kühne Wallin gründete ſchon 419 das Reich der Gothen in Spanien, welches der große Eurich erweiterte, und 484 durch Geſetze befeſtigte. Unter Reccared I. erhob ſich durch die Einführung des catholiſchen Glaubens 586 die verdorbne römiſche Landesſprache über das Gothiſche, und ſeitdem beruhte die Einheit der hispaniſchen Völker auf ihrem Catholicismus und dem politiſchen Einfluſſe ihrer Geiſtlichkeit. Aber nach 125 Jahren rief eine bei der Königswahl übergangene Familie die Araber aus Afrika herbei. — III. König Ruderich fiel in der Schlacht gegen Tarif bei Xeres de la Frontera in Andaluſien (717), und der größte Theil von Spanien — bis 756 eine Provinz des Khalifats der Abaſſiden zu Bagdad, — ward unter den Ommajaden ein eignes Khalifat zu Cordua, bis 1038, wo einzelne Statthalter ſich unabhängig machten und Könige nannten. So regierten arabiſche Fürſten zu Saragoſſa von 853 bis 1115, zu Toledo, zu Valencia und zu Sevilla. Hier wurden faſt allgemein mauriſche Sprache und Sitten

herrſchend; doch behielten die Chriſten vorzüglich unter den Morabethen freie Religionsübung; auch ließen die Araber ihren neuen Unterthanen (Mozaraben, d. i. unechte Araber genannt) ihre Sprache, Geſetze und Obrigkeiten. Zu gleicher Zeit breiteten ſich die Juden ſehr in Spanien aus. Indeß behaupteten die Weſtgothen unter Pelagius in den Gebirgen Aſturiens und Galiziens ihre Freiheit. Da nun die mauriſchen Staaten durch Stammwechſel und innere Trennung ſich ſchwächten, ſo gelang es den chriſtlichen Königen, ein Land nach dem andern den Arabern zu entreißen, bis nach dem großen Siege, den die vereinten chriſtlichen Fürſten bei Toloſa in der Sierra Morena 1220 über die Almohaden erfochten, den Arabern zuletzt nur das Königreich Granada blieb, welches aber auch 1246 die caſtiliſche Lehnshoheit erkennen mußte, bis es 1491 von den catholiſchen Königen, Ferdinand und Iſabella, erobert ward. In der arabiſchen Periode blühten in Spanien Landbau, Künſte und Wiſſenſchaften. Auch die Volksmenge war beträchtlich. In Tarragona lebten 80,000 Familien oder 350,000 Einwohner. Die Stadt Granada enthielt in 70,000 Häuſern 250,000 Bewohner, und ſtellte 50,000 Krieger. Ihr Handel blühte. Die Ommajaden ſtanden mit den byzantiniſchen Kaiſern in Verbindung. Die hohen Schulen und die Bibliotheken zu Cordua u. a. a. O. wurden von den Chriſten beſucht, als der Sitz der griechiſch-arabiſchen Literatur und der ariſtoteliſchen Philoſophie. Das übrige Europa erhielt von hier aus die neuen Zahlzeichen, Kenntniß des Schießpulvers u. a. m. Unter den gothiſchen Spaniern hingegen erhob ſich der ritterliche Muth religiöſer Begeiſterung, welcher zur Stiftung mehrerer Ritterorden die Veranlaſſung gab. Der große Cid, (ſ. d.) oder Don Rodrigo Diaz de Vivar, el Campeador, der Kampfheld ohne Gleichen, wurde der Held des Zeitalters wie der Ritterpoeſie. (Er ſtarb zu Valencia 1099. S. über ihn Johannes v. Müllers Werke VIII.) Der romantiſche Aufſchwung eines Nationalgefühls, das im Glauben und in der Kirche ſeine Stütze fand, rettete die einzelnen chriſtlich-gothiſchen Staaten, Navarra, Aragonien und Aſturien, aus vielen innern und äußern Gefahren. Die Nachfolger des Pelago in Aſturien wählten erſt Gijon, dann Oviedo, endlich 996 das eroberte Leon zu ihrem königlichen Sitze. Die Grafſchaft Caſtilien, anfangs Burgos genannt, wurde 1028 ein eigenes Königreich, und Ferdinand I. vereinigte mit demſelben Leon nebſt Aſturien, durch Vermählung 1035. Für ihn eroberte der große Cid ein Stück von Portugal. Das Königreich Navarra beſtand ſchon ſeit dem 9ten Jahrhunderte. Mit ihm gränzte Carls des Großen ſpaniſche Mark, oder das den Arabern bis an den Ebro entriſſene Land ſüdlich von den Pyrenäen. Hier regierten in der Grafſchaft Barcelona, oder dem jetzigen Fürſtenthum Catalonien, angeſehene fränkiſche Vaſallen, bis einer derſelben, Raymund V., durch Vermählung König von Aragonien 1135 wurde, deſſen Mannsſtamm daſelbſt 258 Jahr regierte. Damals eroberte Alphons VI. (er ſtarb 1109) König von Leon, Caſtilien, und Galizien nebſt Portugal bis an den Mondego, das arabiſche Reich Toledo, oder Neucaſtilien; doch überließ er Portugal (ſ. d. Art.) ſeinem Schwiegerſohn Heinrich von Burgund. Noch mehr that Ferdinand III., der Heilige. Er eroberte Cordua, Murcia, Jaen, Sevilla, Cadiz, und machte ſich Granada lehns-

und zinsbar. Insbeſondre wurde er 1252 der eigentliche Gründer des caſtilianiſchen Staats durch das Geſetz der Untheilbarkeit und der Erſtgeburt. Doch blieb das Ganze ein unvollkommner Verein einzelner Länder, indem die zweiundzwanzig Provinzen, welche das Königreich Caſtilien ausmachten, nur nach und nach an Leon und Burgos angereiht worden waren. Die innere Ausbildung aber wurde durch fehlerhafte Einrichtungen, beſonders der Steuern, durch übermächtige Vaſallen, ſchlechte Könige und Familienſtreitigkeiten ſehr gehindert, ſo daß auch der dritte Stand in Caſtilien 200 Jahre ſpäter (nicht vor 1325) und mit wenigern Vorrechten aufkam, als in Aragonien. Indeß ſchränkten die Cortes, oder die Reichsſtände, welche aus der Geiſtlichkeit, dem hohen Adel, den Ritterorden und (18) großen Städten (Ciudades) beſtanden, die königliche Macht ein, ohne daß dadurch ein geſetzmäßiger Zuſtand befeſtigt wurde. In Aragonien hingegen (ſeit 1035 ein Königreich) das Alphons I., der Schlachtengewinner, nach Saragoſſa's Eroberung 1115, ganz beſaß, hob ſich, zuerſt unter allen europäiſchen Staaten, der dritte Stand, ſchon vor der Mitte des 12ten Jahrhunderts, und es bildete ſich daſelbſt eine feſtere politiſche Ordnung. Die Streitigkeiten zwiſchen dem Könige und den Ständen, oder dieſer unter einander entſchied ein Oberrichter, Juſtitia genannt. Daher und durch die Weisheit ſeiner Könige wurde das Land blühend. Aragonien begriff, außer dem ſchon 1135 damit verbundenen Catalonien nebſt Cerdagne, auch noch die Grafſchaft Rouſſillon, Montpellier, die Balearen oder Majorca ſeit 1220 u. folg. (wo jedoch von 1276 bis 1344 eine Seitenlinie regierte); ferner Valencia ſeit 1238, Sicilien, ſeit der Ermordung der Franzoſen in der ſicilianiſchen Veſper 1282, und Sardinien ſeit 1326. Indeß bildeten, nach Jacobs II. des Gerechten Anordnung vom J. 1319, nur die Staaten Aragonien, Catalonien und Valencia, jedes mit ſeiner eignen Verfaſſung eine ewige Vereinigung. Nach manchem Regenten- und Länderwechſel legte die Vermählung des Prinzen Ferdinand von Aragonien (ſ. d. Art. Ferdinand der Catholiſche) mit Iſabellen, der Erbin von Caſtilien, im J. 1469, den Grund zur **Vereinigung der Krone von Caſtilien und Aragonien.** Dieſe erfolgte mit Ferdinands Thronbeſteigung im J. 1479. — IV. Spanien hatte damals eine Bevölkerung von ungefähr 14 Millionen, die aber durch Sitten und Geſetze vielfach getrennt waren. Es begann daher jetzt für ſie eine gänzliche Umbildung zur **Nationaleinheit**, welche drei Menſchen von ſolcher Kraft und ſolchem Charakter, wie **Iſabella, Ferdinand** und **Ximenez** waren, die 43 Jahre nach **einem** Plane arbeiteten, wohl gelingen mußte. Zuerſt ward durch eine ſtrenge Rechtspflege und durch die Errichtung der Hermandad in Caſtilien und Aragonien der allgemeine Landfriede hergeſtellt. Insbeſondre gewann aber die königliche Macht an Kraft und Umfang durch die Einführung des Inquiſitionsgerichts 1484, und durch die Verbindung der Großmeiſterthümer der drei großen caſtilianiſchen Ritterorden mit der Krone. Granada ward nach einem zehnjährigen Kampfe erobert 1491; bald darauf nahm aber die für Spanien ſo verderbliche und im Verfahren eben ſo ungerechte als grauſame Verfolgung der Juden und Mauren ihren Anfang. Sie ſollten ſich taufen laſſen, oder Spanien räumen. Wurde hierdurch Ruhe und Wohlſtand im Innern

zerrüttet, ſo zog die im J. 1492 von Iſabelle durch Chriſtoph Colon ausgeführte Entdeckung Amerika's die Thätigkeit der Nation vom Anbau des Mutterlandes immer mehr ab, und Habſucht mit Fanatismus gepaart, erſchuf in Weſtindien ein unvernünftiges Colonialſyſtem. Auch Spaniens Politik nahm unter Ferdinand dem Catholiſchen bei Gelegenheit der Erwerbung von Neapel, der Ligue von Cambray und der Eroberung des dieſſeitigen Navarra, den Charakter der Hinterliſt und Ländersucht an, ſo feſt übrigens der Kriegsruhm der Nation durch einen der erſten Feldherrn ſeines Zeitalters Gonzalo Fernandez von Cordova und durch des großen Ximenez (ſ. d. Art.) Feldzug in Nordafrika gegründet ward. Als nun der mit Philipp von Burgund vermählten Infantin Johanna Sohn, Carl I, (als Kaiſer in Deutſchland V. ſ. d. Art.) ſeinem Vater in den Niederlanden, ſeinem mütterlichen Großvater 1519 in Spanien, und ſeinem väterlichen Großvater in den öſterreichiſchen Erblanden 1519 gefolgt, und der Aufſtand des Volks in Valencia und Majorca, beſonders aber in Caſtilien 1520, wo der dritte Stand eine freiere Verfaſſung foderte, mit Hülfe des Adels unterdrückt, und der wichtigſte Theil der bisherigen Nationalrechte durch die Trennung der ſtändiſchen Berathungen vernichtet war, ſo erhob ſich Spanien in den vier Kriegen, die Carl mit König Franz I. von Frankreich führte, und durch die er Mailand erwarb, zur erſten militäriſchen und politiſchen Macht in Europa. Der Sieg bei Pavia am 24ſten Febr. 1525, nach welchem Franz I. Carls Gefangener in Madrid bis zum Frieden von Madrid (14ten Januar 1526) war, und Carls glorreicher Zug nach Nordafrika im Jahr 1535, verbreiteten den Ruhm der ſpaniſchen Waffen in ganz Europa. Doch floſſen die Reichthümer des von Cortez ſeit 1518 eroberten Mexico, und des von Pizarro und Almagro ſeit 1528 eroberten Peru und Chili bei weitem nicht hinreichend für Carls Kriege in die königliche Schatzkammer, ſo daß die Kroneinkünfte erſchöpft, die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden mußten. Dagegen beförderte die 35jährige Verbindung Deutſchlands mit Spanien den Völkerverkehr beider Länder. Allein die Kraft der gewaltigen Monarchie ward, ohne einen großen Plan, erſchöpft in 42jähriger Herrſchſucht von Philipp II. (ſ. d. Art.). Tyranniſcher Druck und Glaubenszwang, Krieg und Aufruhr riſſen die Niederlande los und entvölkerten die übrige Monarchie, ohne daß die Eroberung von Portugal (ſ. d. Art.), das mit Spanien von 1581 bis 1640 verbunden blieb, den Verfall des Reichs aufgehalten hätte. England und Holland ſiegten über Spaniens Seemacht und Handel, und Philipp ſtarb 1598, wie ein bankbrüchiger Schuldner. Unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern, Philipp III. (ſtarb 1621), Philipp IV. (ſtarb 1665) und Carl II. (ſtarb 1700), riſſen die Mißbräuche in der Verwaltung immer tiefer ein. Eine unheilbare Wunde ſchlug dem Lande die Vertreibung von 600,000 Moriscoes im Jahr 1609. Überhaupt betrug der Verluſt an Menſchen, den Spanien durch die Verfolgung der Araber erlitt, gegen 2 Mill. und der durch die Vertreibung der Juden gegen 800,000 Menſchen. Auch wurden die ſüdlichen Küſten durch die fortwährenden Raubzüge der nordafrikaniſchen Corſaren entvölkert; daher belief ſich im Jahr 1688 die Volksmenge in Spanien nur noch auf 12 Mill. Menſchen. Günſtlinge, wie Lerma und der Graf von Oliva, ſpielten ſtolz oder leichtſinnig mit den

Kräften des Reichs. Strenge Mittel, die Olivarez anwenden wollte, erregten Aufruhr, und Mazarin nöthigte Spanien im pyrenäiſchen Frieden 1659, die Überlegenheit Frankreichs anzuerkennen. Es verlor hierauf im aachner Frieden 1668 und im nimwegiſchen 1678 und durch die Reunionen Ludwigs XIV. mehrere Plätze in den Niederlanden und die Franche Comté. Nach dem Tode Carls II. aber im Jahr 1700 ſank die ſpaniſche Monarchie in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege ganz von ihrer alten Höhe herab, und die Volksmenge, welche im Jahr 1688 in Spanien noch 8 Mill. betrug, verminderte ſich in den erſten 14 Jahren des 18ten Jahrhunderts bis auf 6 Mill. — V. Carl II., der letzte ſpaniſche Habsburg, hatte in ſeinem zweiten Teſtamente den zweiten Enkel ſeiner ältern Schweſter, der Gemahlin Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, den zweiten Sohn des Dauphin, zum alleinigen Erben aller ſeiner Reiche eingeſetzt, um die von England, Holland und Frankreich in dem ſogenannten Partage-Tractate beſchloſſene Theilung der ſpaniſchen Monarchie zu verhindern. Ludwig XIV. erkannte ſeinen Enkel Philipp als König nach dem Teſtamente an. Dagegen nahm der öſterreichiſche Habsburg, Kaiſer Leopold I., aus mehrern Verwandtſchaftsgründen, ebenfalls die ganze ſpaniſche Monarchie in Anſpruch, während Wilhelm III., König von England und Erbſtatthalter von Holland, aus Gründen des europäiſchen Gleichgewichts für die Theilung der Monarchie entſchieden blieb. Ludwigs XIV. Anmaßungen riefen endlich England zum Kampf heraus. So entſtand der 12jährige ſpaniſche Erbfolgekrieg, (ſ. Eugen, Marlborough, utrechter Friede), in welchem der Bourbon Philipp V., nach manchem Wechſel des Glücks, durch Berwicks und Vendome's Siege gegen Carl von Öſterreich (nachmals Kaiſer Carl VI.) auf dem ſpaniſchen Throne ſich behauptete. Allein im utrechter Frieden 1713 mußte er die ſpaniſchen Nebenländer in Europa, Neapel, Sicilien, Sardinien, Parma, Mailand und die Niederlande an Öſterreich und Savoyen abtreten; auch behielten die Engländer Gibraltar und Minorca. Unter den Bourbons verlor die Nation ihre letzten Verfaſſungsrechte; denn Aragonien, Catalonien und Valencia wurden von Philipp V. als eroberte Länder behandelt. Der letzte Reichstag ward 1713 in Caſtilien gehalten, und in Saragoſſa 1720. Nur Biscaya und Navarra behielten einige herkömmliche Freiheiten. In den auswärtigen Angelegenheiten verwirrte des Cardinals Alberoni (ſ. d. Art.) Ehrgeiz (1717 flg.) nur kurze Zeit Europa. Doch erlangte Spanien 1735 wieder den Beſitz von beiden Sicilien für den Infanten Carlos, ſo wie 1748 den von Parma für den Infanten Philipp. Neapel und Sicilien wurden einem nachgebornen ſpaniſchen Bourbon abgetreten. Unter Carls III. rühmlicher Regierung (1759—1788) verwickelte der bourbonſche Familien-Tractat von 1761 Spanien zu ſeinem Nachtheil in den franzöſiſch-engliſchen Krieg. Auch mißlangen die Unternehmungen gegen Algier, und im Kriege von 1779 — 1783, die Belagerung von Gibraltar. Doch ſtörte dieß den Gang der innern Verwaltung nicht, an deren Verbeſſerung Männer wie Aranda, Campomanes, Olavides und Florida Blanca arbeiteten. Sie ſorgten vorzüglich für die Beförderung des Ackerbaues, des Kunſtfleißes und des Handels. Daher nahm die Volksmenge wieder zu. Nach der Zählung von 1768 belief ſie ſich auf 9,300,000 und 1789, auf 10,061,000 Menſchen. Auch die Inqui-

ſition ward beſchränkt, und der geheime Widerſtand der Jeſuiten durch die pragmatiſche Sanction vom 2ten April 1767, welche ſie aus allen ſpaniſchen Ländern verwies und ihre Güter einzog, mit einem Schlage vernichtet. Dieſer Fortſchritt zum Beſſern war in Spanien auch unter Carls IV. Regierung (1738 — 1808) ſichtbar bis 1792, in welchem Jahre mit D. Godoi, Herzog von Alcudia (ſ. d. Art.) eine Günſtlings-Regierung eintrat, die bei der Einwirkung der franzöſiſchen Revolution eben ſo planlos als nachtheilig für den Staat zur größten Erbitterung der Nation geführt wurde, ſo daß im J. 1808 der Sturz des glücklichſten und ſtolzeſten Günſtlings der neuern Zeit den Fall des königlichen Hauſes ſelbſt zur unmittelbaren Folge hatte. Anfangs nahm Spanien mit hoher Begeiſterung und großer Anſtrengung — die freiwilligen Beiträge der Nation zu den Kriegskoſten beliefen ſich auf 73 Million Fr. — an dem Kriege gegen die Republik Frankreich Antheil; allein der Günſtling, welcher aus ſeinem Palaſte den Krieg leiten wollte, verdarb alles, und eilte, den basler Frieden 1795 abzuſchließen, in welchem Spanien ſeine Hälfte von St. Domingo abtrat, worauf Alcudia die Herrſchaft und den Titel eines Fürſten de la Paz erhielt. Dann ſchloß er mit der Republik, deren Häupter ihn mit der Ausſicht äfften, ein ſpaniſcher Prinz könne den franzöſiſchen Thron beſteigen, den verhängnißvollen Schutz- und Trutzbund von St. Ildefons 1796, und erklärte den Krieg an England; allein zur See geſchlagen, verlor Spanien durch den Frieden von Amiens Trinidad 1802. Bei der gänzlichen Unterbrechung ſeines Colonialverkehrs vermehrten ſich die Auflagen und Schulden, während der Staatscredit immer tiefer ſank. Zwar zog ſich der Fürſt von der Leitung der Geſchäfte zurück; allein ſein Verwandter Cevallos ward nach des talentvollen Urquijo Verbannung, 1800 erſter Miniſter; der Fürſt behielt ſeinen Einfluß und ſtieg zu höhern Würden empor. Er lehnte ſich jetzt an Napoleons Politik an, zog 1801 gegen Portugal zu Felde, das im Frieden zu Badajoz Olivenza an Spanien abtreten mußte, während Frankreich Parma in Beſitz nahm, deſſen Herzog zum König von Etrurien erhoben wurde (1801), wofür aber Spanien Louiſiana an Napoleon abtrat, der dieſe wichtige Provinz 1803 an die vereinigten Staaten verkaufte. Als hierauf Carl IV. im Kriege Englands mit Frankreich 1803 ſeine Neutralität durch monatlichen Tribut von Napoleon erkaufte, griffen die Engländer die ſpaniſchen Fregatten an, welche das Gold aus Amerika nach Cadiz brachten (im Oct. 1804); und das durch vielfache Noth, Theurung und die Peſt des gelben Fiebers niedergedrückte Spanien mußte deßhalb den Krieg an England erklären. Die Niederlage bei Trafalgar (21ſten October 1805) zerſtörte ſeine Seemacht; der kühne Miranda reizte im ſpaniſchen Amerika das Gefühl nach Unabhängigkeit auf (ſeit 1806) und Napoleon ſtürzte den Thron der Bourbons in Neapel um. Alles aber, was in der innern Verwaltung Zweckmäßiges, ſelbſt zur Beſchränkung der Macht der Geiſtlichkeit gethan wurde, geſchah nicht ſelten willkürlich, aber gewaltſam, und bezog ſich doch nur zuletzt auf die Anſtrengung der Streitkraft des Landes für Frankreich. Daher ſtieg der Unwille in allen Ständen über den Stolz des Emporkömmlings immer höher; und ſchon im Jahr 1806 ſah der unbefangene Beobachter in Spanien den Ausbruch des Haſſes und der Erbitterung des Volks

im allgemeinen Aufſtand voraus. Jetzt ſuchten die unzufriedenen Großen durch den Prinzen von Aſturien dem Könige über die Lage des Reichs die Augen zu öffnen. Hieraus entſtand der Prozeß vom Escorial, welcher den Aufruhr in Aranjuez und die gänzliche Umwälzung des Landes zur Folge hatte. (S. d. folgenden Art.).

Spanien ſeit 1808. Der Fürſt de la Paz hatte durch einen am 3ten October 1806 an die Nation erlaſſenen Aufruf zu einer allgemeinen Bewaffnung, Napoleons Vertrauen auf die Ergebenheit der ſpaniſchen Regierung unwiederbringlich zerſtört. Um Spanien daher zu ſchwächen, verſetzte der franzöſiſche Kaiſer ein ſpaniſches Heer unter Romana nach Dänemark, und ein anderes unter Ofarill nach Toscana. Hierauf ſchloß er mit dem Fürſten de la Paz, deſſen Unterhändler der Staatsrath Izquierdo war, zu Fontainebleau den 27ſten October 1807, einen geheimen Theilungsvertrag über Portugal, nach welchem die Königin von Etrurien, welche Toscana im Dec. 1807 an Frankreich überlaſſen mußte, die Provinz zwiſchen dem Minho und Duero als Entſchädigung, und der Prinz de la Paz Alentejo und Algarbien als ein ſouveraines Fürſtenthum erhalten, das übrige Portugal aber bis zum allgemeinen Frieden von Frankreich beſetzt bleiben und nur gegen Gibraltar und Trinidad dem Hauſe Braganza wieder gegeben werden ſollte. Dann wollte Frankreich die portugieſiſchen Colonien mit Spanien theilen, und der König von Spanien den Titel eines Kaiſers von Amerika annehmen. Dieſem Vertrage zu Folge rückte ein franzöſiſches Heer von 28,000 Mann, das von Spanien verpflegt wurde, in Spanien ein, zu welchem ein ſpaniſches von 11,000 Mann ſtieß. Zugleich ſollten 10,000 Spanier die Provinz zwiſchen dem Minho und Duero nebſt Oporto, und andre 6000 Mann Alentejo und Algarbien beſetzen. Noch zog Frankreich bei Bayonne ein Heer von 40,000 Mann zuſammen, um nöthigen Falls durch Spanien nach Portugal zu marſchiren. Indem Napoleon ſchon durch dieſen Tractat Spanien in Feſſeln legte, ſah er ſeine Entwürfe durch den Zwieſpalt in der königlich ſpaniſchen Familie begünſtigt. Der Prinz von Aſturien hatte ſich geweigert, die Schwägerin des Fürſten de la Paz zur Gemahlin zu nehmen. Um ſich gegen die Ränke des beleidigten Günſtlings ſicher zu ſtellen, ſchrieb er auf den Rath ſeines ehemaligen Lehrers Escoiquiz, Erzdechanten zu Toledo, aus dem Escorial den 11ten October 1807, an den Kaiſer Napoleon, um ſeinen Schutz und die Hand einer Nichte deſſelben ſich zu erbitten. Napoleon beantwortete dieſen Brief erſt den 16ten April 1808, als der Prinz ſich auf dem Wege nach Bayonne befand. Zugleich hatte der Prinz eine Vorſtellung an ſeinen Vater aufgeſetzt, über die Fehler in der Staatsverwaltung, und den König darin gebeten, vor den Eingebungen ſeiner Vertrauten auf der Hut zu ſeyn, und dem Prinzen einige Theilnahme an den Geſchäften zu erlauben. Die Königin gerieth bei dieſer Entdeckung außer ſich; der Prinz wurde verhaftet, hierauf auch ſeine Rathgeber, Escoiquiz und der Herzog von Infantado. Carl IV. aber ſchrieb auf des Fürſten de la Paz Rath den 29ſten Oct. an den Kaiſer Napoleon, ſein Sohn habe ihn entthronen und ſeiner Mutter nach dem Leben trachten wollen, er ſey daher mit dem Verluſte der Thronfolge zu beſtrafen. Ein königl. Decret vom 30ſten October machte das Verbrechen des Sohnes der Nation kund. Allein die niedergeſetzte Junta ſprach einmüthig den Prin-

zen und die übrigen Verhafteten frei; daher veranlaßte der Günſtling den Prinzen von Aſturien, ſeinen Vater und ſeine Mutter ſchriftlich um Vergebung zu bitten. Dies that er den 5ten Nov. 1807, worauf der König dieſe Briefe in die Zeitung von Madrid einrücken ließ, und durch ein Decret erklärte, daß er auf des Prinzen Reue die ſtrafbare Verirrung väterlich verziehen habe. So endigte der Prozeß im Escorial. Unterdeſſen waren ſchon den 23ſten Oct. die franzöſiſchen Truppen unter Laborde in Spanien eingerückt. Als Verbündeten öffnete ihnen Carl IV. die Thore von Figueras, Barcelona, St. Sebaſtian und Pampluna; die ſpaniſchen Truppen zogen gegen Portugal. Da ſchienen plötzlich dem Fürſten de la Paz über Napoleons geheime Abſichten die Augen aufzugehen. Vielleicht hatte ihn Izquierdo gewarnt. Der ſpaniſche Hof traf nämlich Anſtalten, Aranjuez zu verlaſſen und nach Sevilla zu gehen. Es hieß, er wolle ſich nach Mexico flüchten. Darüber gerieth das Volk von Madrid in Bewegung. Es ſtürmte nach Aranjuez. Hier dachten die königlichen Garden wie das Volk. Ihre Wuth brach daher am 18ten März 1808 gegen den Günſtling los. Er ward auf einem Dachboden entdeckt, gemißhandelt und nur mit Mühe von dem Prinzen von Aſturien gerettet, der dem Volke verſprach, ihn vor Gericht zu ſtellen. Auch in Madrid und an andern Orten äußerte ſich der öffentliche Haß gegen den Friedensfürſten auf eine furchtbare Weiſe. Alles, was ihm gehörte, ſelbſt nützliche Anlagen, die er gemacht, wurden zerſtört, oder verbrannt; aber nichts ward geraubt. An demſelben Tage meldete Carl IV. dem Kaiſer Napoleon, daß der Prinz de la Paz ſeine Entlaſſung gegeben, und daß er, der König, nun ſelbſt den Oberbefehl über Heer und Flotte übernehmen wolle. Der Aufruhr vom 18ten März hatte aber dieſen ſchwachen Monarchen ſo in Angſt geſetzt, daß er den 19ten die Krone niederlegte zu Gunſten ſeines Sohnes, des Prinzen von Aſturien. Auch dies meldete er dem Kaiſer in einem Briefe vom 20ſten März. Unter allgemeinem Jubel ward Ferdinand VII. zum König ausgerufen. Er hielt hierauf den 24ſten ſeinen feierlichen Einzug in Madrid, — welche Stadt bereits den 23ſten Murat Großherzog von Berg, Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heeres, auf die erſte Nachricht von den Ereigniſſen in Aranjuez beſetzt hatte, und ſandte drei ſpaniſche Granden an den Kaiſer Napoleon, um ihm ſeine Thronbeſteigung zu melden. Allein Napoleon beſchied ſie nach Bayonne, wo er ſelbſt den 15ten April ankam. Hier waren die Abgeordneten aus Portugal angelangt, welches Königreich der franzöſiſche Marſchall Junot ſeit dem 30ſten November 1807 beſetzt hielt. Napoleon fragte ſie, ob ſie Spanier werden wollten? Allein das heldenmüthige Nein, das der Graf von Lima vor ihm ausſprach, brachte den franzöſiſchen Kaiſer von dieſem Gedanken ab. Unterdeſſen hatte Carl IV., von ſeiner Gemahlin, die für das Leben des Günſtlings zitterte, bewogen, ſeine Abdankung in einer geheimen Erklärung vom 21ſten März, die er dem Großherzog von Berg zuſtellen ließ, widerrufen. Aber an demſelben Tage hatte auch die Königin an Murat geſchrieben, und ihn um Schutz, vorzüglich für den Friedensfürſten gebeten. „Sie wünſche ſich mit dem Könige und dem Fürſten an einen Ort zu begeben, der ihrer Geſundheit zuträglich ſey.“ Dieſes Schreiben der Königin gedachte ſo wenig als zwei andre von ihr und der Königin von Etrurien vom 22ſten März jenes Widerrufes; ſie baten

bloß um einen andern Wohnſitz als Badajoz, wohin ſich nach Ferdinands VII. Verlangen der alte Hof begeben ſollte. Der Widerruf war alſo wahrſcheinlich mit dem Großherzog von Berg, der den Baron Monthion am 23ſten nach Aranjuez geſandt hatte, verabredet, und der Tag jener Urkunde auf den 21ſten zurückgeſtellt worden. Carl IV. übergab dem Baron Monthion einen Brief an Napoleon vom 23ſten, worin er ihm ſeinen Widerruf meldete. Da wurde der franzöſiſche Kaiſer gleichſam aufgefodert, Richter in dieſem wichtigen Familienprozeſſe zu ſeyn. Daher verſchob es Murat, Ferdinand VII. als König anzuerkennen; er gab dem alten Könige eine Leibwache von franzöſiſchen Truppen, und erſuchte den jungen König, den Friedensfürſten an Napoleon auszuliefern, und dieſem ſelbſt bis Burgos entgegenzugehen. Denn da dem Kaiſer Napoleon alles daran lag, die ganze königlich ſpaniſche Familie nach Bayonne zu ziehen, ſo hatte er abſichtlich verbreitet, daß er ſelbſt nach Madrid kommen wolle. Das Volk widerſprach laut der Abreiſe des jungen Königs. Endlich beſtimmte Ferdinand VII. dazu den 8ten April Napoleons Abgeſandter, der General Savary, durch die Verſicherung, daß er bei ſeiner Ankunft in Bayonne ſofort als König werde erkannt werden. Savary kannte jedoch ſo wenig als die übrigen Napoleons geheime Abſichten. Ferdinand ging nun dem Kaiſer bis Vittoria entgegen, und als Nopoleon nicht kam, von da zu ihm nach Bayonne. Obgleich von mehreren hellſehenden Männern dringend gewarnt, folgte er dem Rathe ſeiner Vertrauten Cevallos, Escoiquiz und Infantado; auch überredete ihn Savary, der ihm ein Antwortſchreiben von Napoleon auf ſeinen Brief aus dem Escorial gebracht hatte. Franzöſiſche Truppen mußten das Volk, welches ſich dieſer Reiſe widerſetzte, aus einander treiben. Napoleon empfing den Prinzen bei ſeiner Ankunft in Bayonne den 20ſten April mit großen Freundſchaftsbezeigungen. Aber ſchon nach den erſten Beſuchen kündigte ihm Savary Napoleons Verlangen an, er ſolle auf den Thron von Spanien Verzicht leiſten. Der Kaiſer ſelbſt hatte über dieſen Gegenſtand denſelben Tag Abends mit Escoiquiz jene berühmte Unterredung, die ſo viel Licht über die bayonner Ränke verbreitet. (S. De Pradt Mémoires sur la Révolut. d'Espagne. Paris 1816. S. 267.) Ohne alle Umſtände bot Napoleon den Bourbons für die Abtretung Spaniens Etrurien und Stücke von Portugal an. Lange konnten die ſpaniſchen Staatsmänner ſeine Erklärungen nicht für Ernſt halten. Er wolle, glaubten ſie, damit nur die Abtretung einiger Provinzen oder Colonien erzwingen. Daher war jede Unterhandlung des Erzbiſchofs De Pradt mit Escoiquiz und auch der franzöſiſchen Miniſter mit Cevallos fruchtlos. Nun zog Napoleon den alten König und den Friedensfürſten in das Spiel. Die von Ferdinand VII. in Madrid niedergeſetzte Regierungs-Junta mußte den Fürſten an Murat ausliefern, worauf er den 26ſten April in Bayonne ankam. Ihm folgte den 1ſten Mai der König und die Königin; dann die übrigen Glieder der königlichen Familie, mit Ausnahme des Cardinals von Bourbon und deſſen Schweſter, der Gemahlin des Friedensfürſten. Jetzt wurde der gegen ſeinen Sohn höchſt aufgebrachte Carl IV., vor dem Ferdinand als Unterthan und Rebell wie vor ſeinem Richter ſtand, durch den Prinzen de la Paz und die Königin, welche ſogar von Napoleon verlangte, daß er ihren Sohn auf das Blutge-

räſte ſchicken ſollte, leicht dahin gebracht, ſeinen Sohn und ſeine ganze Familie zugleich mit der Krone von Spanien gegen ein Jahrgeld den Planen Napoleons aufzuopfern. Der Prinz widerſtand lange; endlich erzwang man von ihm, als die Nachricht von dem blutigen Auftritt in Madrid vom 2ten Mai in Bayonne angekommen war, durch die Drohung, ihn als Majeſtätsverbrecher, der gegen das Leben ſeiner Ältern ſich verſchworen, zu richten, den 5ten Mai, unbedingt die Krone an ſeinen Vater zurückzugeben. Darauf erpreßte auch Napoleon von dem ſich ſträubenden Prinzen, mit dem Drohworte: „Prinz, Sie haben die Wahl nur zwiſchen Abtretung oder Tod!" am 10ten Mai die Entſagung auf alle ſeine Rechte an Spanien. Dieſelbe Erklärung ſtellten die Infanten D. Carlos und D. Antonio aus; ſelbſt der Cardinal von Bourbon erkannte in ſeinem Schreiben (Toledo, den 22ſten Mai) dieſe Abtretung an, und huldigte dem Kaiſer Napoleon als dem nunmehrigen Oberherrn von Spanien und Indien. Die Königin von Etrurien wurde mit ihren Anſprüchen auf Entſchädigung ganz mit Stillſchweigen übergangen. Frankreich bezahlte der entthronten Familie Jahrgelder. Carl IV., ſeine Gemahlin, der Friedensfürſt und die Königin von Etrurien begaben ſich nach Compiegne, und nach mehrerem Ortswechſel endlich nach Rom. Der Prinz von Aſturien und die Infanten wurden in Valençay, einem Schloſſe des Prinzen Talleyrand, von Gendarmen bewacht. Nun berief Napoleon, als König von Spanien, eine Junta von 150 ſpaniſchen und amerikaniſchen Abgeordneten nach Bayonne. Darauf ernannte er ſeinen Bruder Joſeph, bisherigen König von Neapel, zum Könige von Spanien und Indien, indem er die Unabhängigkeit der ſpaniſchen Monarchie in ihren bisherigen Gränzen anerkannte. Den 15ten Juni eröffnete die Junta, welche dem neuen Könige, der den 7ten Juni in Bayonne angekommen war, ſofort gehuldigt hatte, ihre Sitzungen. Sie beſtand nur aus 90 Deputirten. Den 7ten Juli war die ſpaniſche Conſtitution von 150 Artikeln entworfen und beſchworen, worauf König Joſeph von den Mitgliedern der Junta und allen Miniſtern des vorigen Königs begleitet, den 9ten Juli Bayonne verließ, und den 20ſten in Madrid ſeinen Einzug hielt. — Napoleon zweifelte keinesweges an dem Gelingen ſeines Planes. „Glauben Sie mir, Canonicus, ſagte er zu Escoiquiz, Länder, wo es viele Mönche gibt, ſind leicht zu unterjochen. Ich weiß dies aus Erfahrung. In jedem Falle wird der Widerſtand nicht groß ſeyn." — Wie wenig kannte er das Land und die Nation! Und wie wenig den ſpaniſchen Mönch, der zu allen Zeiten fanatiſch und ſtolz auf ſein Vaterland war! Die aufgeklärtern Spanier wünſchten eine beſſere Staatseinrichtung. Es erwachte ſogar die alte Vorliebe für einen Habsburg, für den Erzherzog Carl. Aber keiner mochte das Neue, auch das Beſſere nicht, von einem fremden Volke empfangen; am wenigſten von Franzoſen; am allerwenigſten von Napoleon. Er hatte Ferdinand VII. argliſtig und unredlich in das Garn gelockt; er hatte das Vertrauen eines Theils der ſpaniſchen Nation betrogen; er hatte den Friedensfürſten dem Nationalgericht entzogen; er wollte jetzt das ſtolze Volk mit einem Heer von kaum 80,000 Mann, zum Theil neugeworbene Mannſchaft und Kinder, in Unterwürfigkeit erhalten. Da ſchlug die Stunde, in der die Völker erwachen. Zuerſt, ſchon im Mai, in Aragonien, in Sevilla, Badajoz, Oviedo und Aſturien. Pala-

for brachte von Bayonne nach Saragoſſa den Befehl des Prinzen von Aſturien, zu den Waffen zu greifen, und die Junta erhielt von ihm die Erlaubniß, nach Befinden die Cortes zu berufen. Nun brach die Wuth des Volks furchtbar aus gegen die Franzoſen und deren Anhänger. Mehrere Spanier von hohem Range fielen als Opfer. Der Adel und alle Behörden gehorchten endlich dem Ungeſtüm des Volks. Ganz Spanien wurde eine Vendée, der Krieg ein allgemeiner Kreuzzug. Die franzöſiſchen Heere waren zu ſchwach, nur die Hauptpunkte zu beſetzen; kaum konnten ſie das offene Feld behaupten. Moncey mußte ſich vor Valencia zurückziehen. General Dupont und Wedel wurden in Andaluſien umzingelt und (den 19ten und 20ſten Juli 1808) bei Baylen (ſ. d.) geſchlagen und gefangen. Dies erhöhte die Kühnheit des Spaniers zum wildeſten Trotz. Die Franzoſen mußten die Belagerung von Saragoſſa aufheben (ſ. d. Art.), und vom 2ten Mai bis zum 31ſten Juli 1808, wo Joſeph aus Madrid nach Vittoria entfloh, erhoben ſich 12 Millionen zu dem Kampfe für Unabhängigkeit, und der allgemeine Schlachtruf war: Siegen oder Sterben für das Vaterland und für Ferdinand VII.! (Das Feldzeichen war ein rothes Band mit der Inſchrift: Vencer o morir por Patria y por Fernando VII.) Schon am 6ten Juni hatte die Junta von Sevilla, als oberſte Inſurrections-Behörde, das Kriegsmanifeſt erlaſſen; der Rath von Caſtilien befahl jetzt die Aushebung von 300,000 Mann. An Linientruppen zählte Spanien 85,000 Mann, ohne die 15,000 unter Romana. Sofort zwangen die Spanier die franzöſiſche Escadre in Cadiz zur Übergabe (den 14ten Juni). Sechs Tage darauf brach der Aufſtand auch im mittlern und nördlichen Portugal aus. Nun folgte am 4ten Juli die Erklärung der britiſchen Allianz mit der ſpaniſchen Nation. Zu gleicher Zeit drang General Cueſta aus Galizien mit 40,000 Mann hervor, und griff den Marſchall Beſſieres bei Medina del Rio Secco am 14ten Juli an. Nach hartem Kampfe erhielt der Feind den Sieg. Es fielen 27,000 Mann auf beiden Seiten. Da rief — zu ſpät! — Napoleon ſeine alten Krieger von den Ufern des Niemen herbei bis in das Herz von Spanien, (vom 15ten Auguſt bis zum 20ſten Nov. 1808); aber die Tapfern waren nicht zahlreich genug, um überall zu ſiegen. Napoleon, der Siegestrunkene, wollte Alles auf einmal, und erlangte zuletzt nichts. Indeß rüſtete ſich Öſterreich. Darum verſicherte ſich der franzöſiſche Kaiſer der Freundſchaft Rußlands in der Zuſammenkunft mit Alexander zu Erfurt vom 27ſten Sept. bis z. 14ten Oct. 1808. Aber der Friedensantrag an England war vergeblich, weil dieſes ohne die Abgeordneten ſeines Bundesgenoſſen, der ſpaniſchen Nation, im Namen Ferdinands VII., nicht unterhandeln mochte. Unterdeſſen hatte der General Romana (den 11ten Auguſt) einen Theil ſeines Heeres aus Fühnen auf engliſchen Schiffen an die Küſten von Spanien (bei St. Ander den 9ten October) verſetzt, und Wellesley den 21ſten Auguſt bei Vimeira die Franzoſen unter Junot geſchlagen, worauf dieſer den 22ſten zu Cintra capitulirte, den 30ſten Liſſabon und bald ganz Portugal räumte. Jetzt ſtand ein engliſches Heer auf der Halbinſel, und Joſeph wartete ängſtlich am Ebro auf Hülfe von ſeinem Bruder. Endlich kam Napoleon mit dem Heere den 6ten November in Spanien an; und ſchon den 10ten ſchlug Soult den Mittelpunkt des großen ſpaniſchen Heeres unter dem unerfahrnen Marquis de Belvedere, bei Gamonal, worauf er

mit den Fliehenden zugleich in Burgos eindrang. Hierauf öffnete am 11ten Victors und Lefebvre's Sieg bei Espinoſa über den linken Flügel den Weg nach Aſturien und der Nordküſte; Lannes Sieg bei Tudela am 22ſten November über den rechten Flügel des großen ſpaniſchen Heeres warf die Fliehenden nach Saragoſſa, (ſ. d. Art. und Palafox). Nun drangen die Franzoſen in die Mitte des Reichs vor. Unter Napoleons Augen und Beſſiere's Anführung erſtürmten Polen und Franzoſen den Gebirgspaß der Somoſierra am 30ſten Nov. und ſchon am 2ten December ſtand das franzöſiſche Heer vor Madrid. Binnen 36 Stunden war der verſchanzte Buen-Retiro, welcher Madrid den 4ten dem Kaiſer Napoleon öffnete, in franzöſiſcher Gewalt. Joſeph fand alles in ſeinem Palaſte, wie er es verlaſſen. Die Hauptſtadt huldigte ihm aufs neue. Aber der Krieg wüthete fort auf der ganzen Halbinſel. Nur durch Verrath, glaubte der Spanier, könne der Fremde ſiegen; und von ſolchem Argwohn ward mehr als einmal der eigene Heerführer ermordet. Zwar fielen die Feſtungen Roſas (den 5ten December 1808) und nach ſechsmonatlicher Vertheidigung Girona den 10ten December 1809. Gouvion St. Cyr ſchlug die Sieger von Baylen bei Wals, und der engliſche Feldherr Moore führte das brittiſche Heer, als Napoleon den 22ſten December über die Guadarama gegangen, um ihn vom Meere abzuſchneiden, den 24ſten von Saldagna bis Galizien zurück, wo er jedoch von Soult bei Corunna den 16ten Januar 1809 vergebens angegriffen, mit ſeinem Tode den Sieg und die Einſchiffung des Heeres am 17ten errang. Corunna und Ferrol wurden nun von den Franzoſen beſetzt. Bald darauf öffnete Victors Sieg über Cueſta bei Medellin den 28ſten März, und Sebaſtiani's Sieg bei Ciudad Real den 27ſten März dem franzöſiſchen Heere den Weg über die Sierra Morena nach Sevilla. Allein die Sieger in offner Schlacht blieben nur Meiſter des Orts, wo ſie eben ſtanden. Überall von Guerillas oder fliegenden Truppenhaufen umringt, waren ſie ſtets überflügelt oder umgangen. Der Spanier führte den Krieg orientaliſch, wie der Parther und Araber. Er floh vor dem Feinde, um ihn zu morden. Der durchſchnittene, unwegſame Boden gewährte große Vortheile für den kleinen Krieg, an dem alle Stände, ſelbſt Weiber und Kinder, Theil nahmen. Bald fehlte den Franzoſen der Unterhalt. Keine Verbindungslinie war feſt genug, ihre Stellung oder Bewegung zu ſichern. Jede Zufuhr erfoderte ſtarke Bedeckung. Vergebens hatte Napoleon die lieberalen Ideen zu ſeinem Belſtand aufgerufen, und ſchon am 4ten December 1808 die Feudalrechte abgeſchafft, und die Inquiſition aufgehoben, deren Gefängniſſe man leer und in deren Schatze man nur 750,000 Fr. fand. Vergebens hatte er die Häupter der Inſurrection, den Herzog von Jufantado und A. m. geächtet; vergebens dem Marquis de St. Simon das Leben geſchenkt; vergebens that auch Joſeph Alles, um die Liebe der Nation zu gewinnen, und allerdings war er der Mann dazu. Nichts konnte den von fanatiſchen Mönchen beherrſchten Volkswillen beugen, noch den beleidigten Nationalſtolz verſöhnen. Überdies ſtand das größte Thor der Halbinſel, Liſſabon, den Engländern offen. Moore's Feldzug hatte Napoleon verhindert, es ihnen zu verſchließen. Da griff Öſterreich zu den Waffen , um die Schmach des preßburger Friedens zu vertilgen. In dieſer Gefahr vertraute Napoleon Spanien ſeinen Marſchällen an,

und eilte am Ende des Januars 1809 nach Paris, um ſich auf Öſterreich zu werfen. So ward Sevilla und gewiſſermaßen Spanien ſelbſt ſchon damals gerettet. Napoleons Abreiſe erſchien den Spaniern als ein Sieg. Er habe, glaubten ſie, das unbezwingliche Land aufgegeben. Seitdem erſchöpften fünf Jahre hindurch Napoleons Feldherren Alles, was Talente, Kriegskunſt und Tapferkeit vermochten, um die Halbinſel zu unterwerfen. Ihnen fehlte der Zauber von Napoleons Perſönlichkeit, und gegen ſie trat Wellington auf. (S. d. Art. und die Schrift: Arthur, Herzog v. Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach Elliot, Clarke und A. bis zum September 1816. Leipzig 1817). Dazu kam der Zwieſpalt zwiſchen Napoleon und Joſeph. Jener ſah in dem letztern kaum ſeinen Lieutenant. Er verzieh ihm nicht, daß er Madrid ſo leicht verlaſſen, und ſetzte ihn ſeitdem ſo zurück, daß er ſchon dadurch den Spaniern verächtlich werden mußte. Aber auch der Eigennutz trennte beide Brüder. Napoleon hatte bisher den Krieg mit franzöſiſchem Gelde geführt. Jetzt ſollte Joſeph die Koſten beſtreiten, und — alle Einkünfte ſtockten! Da wollte, ſeinem feierlichen Worte zu Bayonne entgegen, Napoleon Spanien theilen, oder Provinzen abreißen. Nur Joſeph widerſprach ihm. Dies machte aber ſelbſt Joſephs Anhänger wankend, und der Nationalhaß kämpfte um ſo verzweifelter für die Erhaltung des Ganzen. In ſechs blutigen Feldzügen, vom 2ten Mai 1808 bis zur Schlacht bei Toulouſe den 10ten April 1814, wurde der große Kampf ausgekämpft; der erſte zwiſchen einer Nation und Napoleon. Überall und täglich floß Blut, von Cadiz bis Pampeluna, und von Granada bis Salamanca. Dieſer Krieg kannte kein Erbarmen und keine Ruhe. Die Loſung war: Zerſtörung und Tod! Die ſpaniſchen Frauen ermordeten gefangene Franzoſen unter Martern. Man erſäufte 700 franz. Gefangene im Minho. In Oporto und Coimbra wurden die Kranken in den franzöſiſchen Sieghäuſern um das Leben gebracht. Man tödtete ſelbſt die Heerbeamten, die nicht fochten. Dieſer Wuth entſprach die leidenſchaftliche Thätigkeit der oberſten Junta, mit der ſie neue Heere an die Stelle der geſchlagenen zuſammenbrachte. Indeß waren Napoleons Anſtrengungen nicht geringer. In ihrer größten Stärke betrug die franzöſiſche Heeresmacht auf der Halbinſel, als Maſſena mit mehr als 80,000 Mann gegen Portugal marſchirte, 200,000 Mann Fußvolk, und 30,000 Mann Reiterei, und im Jahr 1813, als Madrid und Valladolid von den Franzoſen verlaſſen wurden, 130,000 Mann zu Fuß und 20,000 Pferde. Außerdem ſtieg die Zahl der Kriegsbeamten, die nicht in der Linie fochten, wenigſtens auf 40,000 Mann. Und in dieſen Reihen wütheten Schwert, Dolch, Seuche und Mangel. Denn als der Guerilla-Krieg immer mehr ſich entwickelte, war die Verpflegung eben ſo mangelhaft als koſtbar. De Pradt ſchätzt den Verluſt, den Frankreich an baarem Gelde, das in den ſechs Jahren nach Spanien floß, erlitt, auf 230 Million Fr., ohne was ihm durch den unterbrochenen Handesverkehr entzogen ward. Zwei Gegenſtände beſchäftigten im Jahr 1809 und 1810 die franzöſiſchen Heerführer in Spanien: die Wiedereroberung Portugals und das Vordringen über die Sierra Morena gegen Cadiz. Nachdem die Britten Meiſter von ganz Portugal geworden, und die nördliche Küſte Spaniens, auch Ferrol und Corunna (den 22ſten Juni) ihren

Landungen geöffnet waren, gelang zuerſt den Franzoſen unter Ney und Kellermann die Wiedereroberung Aſturiens, vom 14ten bis 20ſten Mai 1809. Allein Sir Arthur Wellesley (nachmals Lord Wellington) drang von Liſſabon her über Alcantara den Tajo hinauf, und Cueſta ſtieß mit ihm unweit Truxillo zuſammen, während der engliſche General Wilſon über Placenzia, und der Spanier Venegas von der Sierra Morena herab gegen Madrid vorrückten. Dieſen kühnen Angriffsplan vereitelte die Schlacht bei Talavera den 27ſten und 28ſten Juli. Zwar ſiegten die Britten unter Wellesley über die Franzoſen unter Victor Jourdan, und dem Könige Joſeph; allein von den Spaniern zu wenig unterſtützt, und von den anrückenden Soult und Ney in der Flanke bedroht, mußten ſie ſich gegen Portugals Gränze zurückziehen, worauf auch Venegas den Rückzug antrat, auf welchem er den 11ten Auguſt bei Almonacid vom Könige Joſeph geſchlagen wurde. Daſſelbe Schickſal hatte Wilſon gegen Ney in den Engwegen von Baros. Madrid war gerettet; und der Sieg gab dem Könige den Muth, den 8ten Auguſt die ſpaniſchen Mönchsorden aufzuheben. Allein dies war Öl in die Flamme gegoſſen. Die Central-Junta zu Sevilla entſchloß ſich jetzt, der allgemeinen Foderung nachzugeben, die Cortes zu berufen und eine Regentſchaft zu ernennen. Neue Heere wurden ausgerüſtet. Arezaga rückte mit 55,000 Mann über Toledo bis Ocanna vor, wo er aber von Mortier den 18ten November gänzlich geſchlagen wurde. Madrid war alſo ein zweitesmal gedeckt, allein in Catalonien, Aragonien und Biscaya wurde der blutigſte Krieg mit den einzelnen Inſurgentenhaufen geführt. Einer der berühmteſten Guerilla-Anführer, Empecinado, machte ſich ſelbſt in der Nähe von Madrid furchtbar. In Altcaſtilien ſtreiften die Banden des Barrioluchio, des Couvillas, Rodriguez und Jacobe. Der ſtärkſte Haufe, unter dem gefürchteten Marqueſito, ehemaligem Obriſten des Regiments Aragonien, beſtand aus 4500 Mann, und beſchäftigte mehrere franzöſiſche Generale im offenen Felde. Vergebens legten die Franzoſen auf ihren Heerlinien feſte Plätze an, und ſuchten durch mobile Colonnen den Rücken des Heeres frei zu halten. Indeß gelang ihr Hauptplan gegen Andaluſien. Mit 22,000 Mann glaubte der unbeſonnene Arezaga die funfzehn Stunden lange, verſchanzte und minirte Linie auf der Sierra Morena, in deren Mitte der feſte Paß von Peraperos lag, zu behaupten, gegen 60,000 Mann Kerntruppen unter den erſten Feldherren Europa's. Jede Bewegung gelang. Deſſolles und Gazan nahmen den 20ſten Jan. 1810 den Paß von Despenna-Peras; Sebaſtiani erſtürmte den Engpaß von St. Eſtevan, und bemächtigte ſich der Brücken über den Guadalquivir; eben ſo drangen unaufhaltſam die übrigen Heerſäulen vor, und den 21ſten Jan. zog Joſeph in Baylen ein. Jaen ward erobert, Cordova unterwarf ſich. Sebaſtiani beſetzte Granada den 29ſten Jan., Mallaga den 6ten Februar, und Joſeph hielt den 1ſten Febr. ſeinen Einzug in Sevilla, von wo die Junta den 25ſten Januar nach Cadiz entflohen war. Sofort wurde dieſe allein noch freie Stadt von der Landſeite den 6ten Februar gänzlich eingeſchloſſen. Alle Bemühungen, das von 16,000 Spaniern unter Albuquerque, und von 4000 Engländern unter Graham vertheidigte, überdies durch eine brittiſch-ſpaniſche Flotte geſchützte Cadiz zu erobern, ſcheiterten an der feſten Lage dieſes Platzes, ſo wie jedes gütliche Überre-

dungsmittel an dem feſten Sinne der jetzt auf 160,000 angewachſenen Volksmenge. Unterdeſſen dauerte der Krieg in Catalonien, Aragonien und Aſturien ununterbrochen fort. Nach glücklichen Gefechten in Leon eroberten die Franzoſen Aſtorga den 23ſten April. Jetzt richteten ſie ihren Angriff auf Portugal. Hier ſtand nördlich vom Tajo unter Wellington ein brittiſches Heer von 30,000, und unter Beresford ein portugieſiſches von 59,500 Mann, wozu noch 52,800 Mann Milizen kamen. An Wellingtons linken Flugel bei Badajoz lehnte ſich ein ſpaniſches Heer von 20,000 Mann unter Romana, und ein Heerhaufe von 8000 Mann unter Ballaſteros. Die Hauptmacht der Verbündeten ſtützte ſich auf die unangreifbar gemachten Anhöhen vor Liſſabon. Wellingtons Plan war daher Vertheidigung. Maſſena, an der Spitze des großen franzöſiſchen Heeres, begann ſeine Operation im Juni mit der Belagerung von Ciudad Rodrigo. Nach einer entſchloſſenen Vertheidigung übergab der tapfre Herraſti die Feſtung den 10ten Juli. Hierauf drang Ney den 24ſten Juli über die Coa in Portugal ein, doch hielt Almeida, das der Engländer Coxe vertheidigte, Maſſena auf bis zum 27ſten Auguſt, wo es capituliren mußte. Wellington ließ nun alle Gegenden verheeren, durch welche Maſſena ihm ins Innere von Portugal folgen konnte. Dieſer mußte daher vier Wochen lang für die Verpflegung ſeines Heeres Anſtalten treffen, ehe er weiter vorrückte. Zugleich beſchäftigte Wellington die Franzoſen bis vor Cadiz durch mehrere Bewegungen, um Romana's Heerſtellung zu ſichern. Endlich drang Maſſena den 18ten September über den Mondego gegen Coimbra vor. Auf dieſem Marſche wurde er zwar den 27ſten bei Buſaco geſchlagen, erreichte aber dennoch die Höhen von Sardico, welche ihm die Ebene vor Liſſabon öffneten. Allein jetzt rückte auch Wellington in die ſtarke Stellung von Torres Vedras ein, welche aus zwei Linien auf den Höhen vor Liſſabon beſtand, die durch 107 vortheilhaft angelegte Werke und 444 Feuerſchlünde vertheidigt wurden. Maſſena fand ſie unangreifbar, und zog ſich nach mehrern kleinen Gefechten den 14ten November nach Santarem zurück, hier ſtand er bis zum März 1811, wo ihn der Mangel an Lebensmitteln Portugal gänzlich zu verlaſſen nöthigte. Kaum gelang es ihm durch den zweitägigen Kampf bei Fuentes D'Onnoro, die Beſatzung von Almeida, welche die Werke ſprengte und unter Brenier ſich durchſchlug, an ſich zu ziehen. Dagegen ſiegten die Franzoſen auf andern Punkten. Suchet eroberte den 2ten Januar 1811 die wichtige Feſtung Tortoſa in Catalonien, Hierauf den 28ſten Juni nach einem fünftägigen mörderiſchen Sturme die Feſtung Tarragona; Soult nahm die Gränzfeſtungen gegen Portugal Olivenza und Badajoz den 10ten März; und Victor ſchlug den engliſchen General Graham, welcher Cadiz frei machen wollte, den 3ten März bei Chiclana. Im Herbſt unternahm der Marſchall Suchet den Zug gegen Valencia. Nachdem er das valenzianiſch-aragoniſche Heer unter Blake geſchlagen hatte, fiel Sagunt den 26ſten October, und Valencia ergab ſich den 9ten Jan. 1812. Nun drang Wellington wiederum in Spanien ein. Er eroberte den 19ten Jan. Ciudad Rodrigo. Hätten ihn nur die in Cadiz verſammelten Cortes und die Regentſchaft durch Eintracht, Feſtigkeit und Vertrauen beſſer unterſtützt! Jetzt ſtand Marmont an der Spitze des Heeres von Portugal. Aber der Verluſt der entſcheidenden Schlacht bei Salamanca den 22ſten Juli 1812 nö-

thigte ihn, Madrid, von wo Joſeph entfloh, den Britten Preis zu geben. Nun erhoben ſich die Guerillas aufs neue; am furchtbarſten machte ſich Espoz y Mina in Navarra. Madrid capitulirte den 14ten Auguſt, und den 25ſten Auguſt 1812 hoben die Franzoſen die Belagerung von Cadiz auf. Sie zogen ihre Macht aus Südſpanien und drängten ſie in den öſtlichen und nördlichen Landſchaften zuſammen. Hierauf verfolgte Wellington den Feind bis Burgos; allein die Belagerung des Schloſſes von Burgos hielt ihn nach mehrern abgeſchlagenen Stürmen vom 19ten September bis zum 20ſten October auf, wo er, da unterdeſſen das franzöſiſche Heer anſehnliche Verſtärkungen erhalten, die Spanier aber ihn nicht gehörig unterſtützt hatten, die Belagerung aufhob, und ſein Heer nach dem Duero zurückzog. Nach mehreren Gefechten verlegte er den 24ſten November ſein Hauptquartier nach Freynada an der Gränze von Portugal. So endigte das Jahr 1812, in welchem die 184 Mitglieder der Cortes ein neues Verfaſſungsgeſetz für die Monarchie entworfen und den 18ten März in Cadiz unterzeichnet hatten. Die Regentſchaft beſchwor daſſelbe den 20ſten März. Dieſe Conſtitution hatte viel Gutes, aber den Hauptfehler, daß ſie die Cortes gleichſam zu Mitregenten erhob, und dadurch die Kraft der monarchiſchen Regierung zu ſehr beſchränkte. Endlich entſchied Napoleons Feldzug in Rußland auch das Schickſal der pyrenäiſchen Halbinſel. Soult wurde im Anfange des Jahres 1813 mit 30,000 Mann aus Spanien abgerufen. Suchet räumte darauf Valencia im Juli; doch entſetzte er Tarragona, das Bentink belagerte, im Auguſt, und behauptete ſich hierauf gegen Clinton am Lobregat. Aber ſchon hatte Joſeph den 27ſten Mai abermals Madrid verlaſſen müſſen, und Wellington hatte Salamanca den 26ſten Mai beſetzt. Das franzöſiſche Heer unter Joſeph und Jourdan zog ſich nun gegen Vittoria zurück. Hier ereilte Wellington den Feind, und erkämpfte am 21ſten Juni den glänzenden Sieg bei Vittoria, nach welchem das in Unordnung gerathene franzöſiſche Heer, von Graham und Hill verfolgt, über die Pyrenäen nach Bayonne zu, ſich zurückzog. Es verlor das ganze Heergeräth. Kaum entrann König Joſeph der Gefangenſchaft mit Hinterlaſſung ſeines koſtbaren Haushalts. Sofort umzog nun Wellington Pampluna; Graf Abisbal bemächtigte ſich des Paſſes Pancorbo, und Graham belagerte St. Sebaſtian. Wellington betrat jetzt Frankreichs Gränze, wo er durch ſeinen Aufruf vom 9ten Juli die Beobachtung der ſtrengſten Kriegszucht ſeinem Heere zur Pflicht machte. Unterdeſſen hatte Napoleon in Dresden den Marſchall Soult den 1ſten Juli zu ſeinem Lieutenant und Oberfeldherrn der franzöſiſchen Heere in Spanien ernannt. Dieſer vereinigte die geſchlagenen Heerhaufen, und ſtellte eine beträchtliche Macht dem andringenden Sieger entgegen. Den 24ſten Juli begann der Kampf in den Pyrenäen. Man ſchlug ſich auf allen Punkten bis zum 1ſten Auguſt; doch Wellington behauptete ſeine Stellung. Hierauf ward den 31ſten Auguſt St. Sebaſtian mit Sturm genommen, nachdem man den Feind, der zum Entſatz heranrückte, mehrmals zurückgeworfen hatte. Indeß drang Wellington erſt den 7ten October 1813 aus den Pyrenäenpäſſen in das ſüdliche Frankreich vor, und ging über den Bidaſſao. Als nun auch Pampeluna den 31ſten October gefallen war, ſtand, außer in Barcelona und einigen andern cataloniſchen Plätzen, kein Feind

mehr auf ſpaniſchem Boden. Wellington griff nun mit verſtärkter Macht den 10ten November die feindliche Heerlinie an den verſchanzten Ufern der Nivelle an, und Soult zog ſich in das verſchanzte Lager vor Bayonne zurück. Doch konnte Wellington nach dem Übergange über die Nivelle erſt am 9ten und 10ten December über die Nive ſetzen. Bis zum 13ten waren alle Angriffe des Feindes zurückgeſchlagen, und Wellington hatte feſten Fuß in Frankreich gefaßt. Sein Hauptquartier war St. Jean de Luz. Von hier aus warf er im Januar 1814 Suchets Angriffe an der Gave zurück. Dann ging er im Februar über die Gave d'Oleron, und lieferte dem Oberfeldherrn Soult den 27ſten bei Orthies eine Schlacht, in welcher er ihn aus ſeiner feſten Stellung warf, und bald in unordentlicher Flucht gegen die obere Garonne hin zurücktrieb. Zugleich ging das brittiſche Heer über den Adour. Wellington folgte nun dem feindlichen Heere, das ſich unter Soult nach Toulouſe zog, auf dem Fuße. Hier machte der blutige Sieg am 10ten April, und die Einnahme der Stadt Toulouſe dem Kriege ein Ende. Unterdeſſen hatten bereits am 15ten Januar 1814 die ordentlichen Cortes ihre erſte Sitzung wieder in der Hauptſtadt gehalten. Sie beſchloſſen, der König Ferdinand VII. ſollte, ſobald er den ſpaniſchen Boden beträte, auf die Verfaſſung der ſpaniſchen Monarchie ſchwören, auch ſollte er nicht eher für frei angeſehen, noch ihm eher als König gehorcht werden, als bis er in der Volksverſammlung den vorgeſchriebenen Eid geleiſtet hätte. Der Friedens- und Allianztractat, den Napoleon und Ferdinand VII. zu Valençay den 11ten December 1813 mit einander abgeſchloſſen hatten, wurde von den Cortes verworfen, weil er für England feindſelig war. Der König Ferdinand, der erſt den 13ten März Valençay verlaſſen, kam endlich den 24ſten März 1814 mit ſeinem Bruder, dem Infanten D. Antonio, in Gerona an. Sein Bruder D. Carlos wurde vom Marſchall Suchet erſt gegen eine ſchriftliche Verſicherung des Königs, daß die franzöſiſchen Truppen aus den cataloniſchen Plätzen freien Abzug haben ſollten, freigelaſſen. Von Gerona begab ſich der König nach Valencia; aber ungeachtet der dringenden Einladungen der Cortes, bald nach der Hauptſtadt zu kommen, begab er ſich nach Saragoſſa, und kehrte hierauf den 16ten April nach Valencia zurück. Hier empfing er eine Deputation der Cortes, deren Wortführer, der Cardinal Bourbon, in ſeiner Anrede unter andern ihm ſagte: „Das Vaterland ſetzt Ihrer Macht keine andern Gränzen, als welche durch die von den Stellvertretern angenommene Verfaſſungsurkunde vorgezeichnet ſind. An dem Tage, an welchem Sie dieſelben überſchreiten werden, wird der feierliche Vertrag, den daſſelbe heute mit Ihnen eingeht, gebrochen ſeyn." Der Redner ſchlöß mit den Worten: „Der Himmel ſchütze und verlängere Ihre Lebenstage, wenn ſie der Nationalwohlfahrt gewidmet ſeyn werden." Auf die Frage aber, wann der König nach dem Beſchluſſe der Cortes auf die Verfaſſung ſchwören wolle, antwortete er kalt: „Daran habe ich noch nicht gedacht." Denn verſichert von der Anhänglichkeit der Städte Cataloniens, Aragoniens und Valencia's, ſo wie von der Treue der nördlichen Provinzen, und umgeben von Truppen, die ihm den Eid der Treue geſchworen, erklärte er, von einflußreichen Rathgebern, beſonders dem Herzog von Infantado bewogen, in einer zu Valencia am 4ten Mai er-

laſſenen Kundmachung die ihm von den Cortes zur unbedingten Annahme vorgelegte Conſtitution für nichtig. Hierauf ließ er den 10ten in Madrid die Miniſter Alvarez Guerra, Garcia Xereros und Odonojo, und die vorzüglichſten Mitglieder der Regentſchaft Agar und Ciscar, ſo wie der Cortes (D. Auguſtin Argueles, genannt el Divin, und 63 andre) verhaften, und hielt den 14ten Mai daſelbſt ſeinen Einzug. Das Volk empfing ihn mit Begeiſterung, weil er die ſtrengen Formen der königlichen Würde milderte. Deſto härter verfuhr er gegen die Anhänger der Cortes und Joſephs. Alle Offiziere, bis zum Capitain herab, welche dem König Joſeph gedient hatten, wurden mit ihren Weibern und mündigen Kindern aus Spanien für ihre Lebenszeit verbannt. Ein gleiches Schickſal traf die Civilbeamten vom Staatsrath bis zum Kriegscommiſſär. Denen vom niedrigern Range wurde zwar die Rückkehr erlaubt, jedoch mußten ſie ihr Betragen vor Militär-Reinigungs-Commiſſionen rechtfertigen. Auch wurde der Freimaurerorden aufgehoben, und die Inquiſition wieder hergeſtellt; den Mönchen und Klöſtern wurden ihre Güter zurückgegeben, und den Jeſuiten die Rückkehr in alle Städte der Monarchie erlaubt. Zwar verſprach der König eine auf liberalen Grundſätzen beruhende Verfaſſung einzuführen, und die Cortes zu berufen; allein nichts von dem iſt geſchehen, bis in den Februar 1817. Nun begann ein politiſcher Juſtizdespotismus, der jeden Edeldenkenden empörte. Die Parteien feindeten ſich überall an; und es fehlte nicht an unruhigen Auftritten und Verſchwörungen. Doch war die Maſſe des Volks für die Ideen der Liberalen nicht empfänglich, ſondern mit dem Syſtem der Regierung zufrieden. Indeß verübten die Streifzüge der Guerillas noch im J. 1816 vielen Unfug. — Ferdinand VII. ſchloß jetzt neue Verbindungen und Verträge mit Großbritannien und Frankreich, beſchickte den Congreß zu Wien, und ließ ein Heer an die Gränze rücken, als Napoleons Rückkehr auf den Thron den Krieg 1815 zur Folge hatte. Die meiſte Thätigkeit wurde auf Rüſtungen gegen Amerika gewandt, wo mehrere ſpaniſche Colonien ſich vom Mutterlande getrennt hatten. Bei der Zerrüttung der Geldkräfte des Staats konnten aber dieſe Rüſtungen nur langſam von Statten gehn, ſo daß die Caper der amerikaniſchen Inſurgenten im Angeſichte der ſpaniſchen Küſte Schiffe wegnahmen, während königliche Marineoffiziere, da kein Sold ausgezahlt wurde, im eigentlichen Sinne Hungers ſtarben. Endlich erhielt die Stadt Cadiz die Erlaubniß, auf eigne Koſten Fregatten auszurüſten, um ihren Handel zu vertheidigen. Dabei fehlte es nicht an drückenden außerordentlichen Steuern und Anleihen. Unterdeſſen wurde das Urtheil über die verhafteten Mitglieder der Cortes, nachdem die dazu niedergeſetzte Commiſſion mehrmals aufgelöſ't worden war, vom König ſelbſt ausgeſprochen. Sie wurden theils nach Feſtungen gebracht, theils in Klöſter verwieſen, theils unter das Militär geſteckt. Die Unſicherheit in den Regierungsgrundſätzen, oder das geheime Ränkeſpiel beweiſ't der häufige Miniſterwechſel. So entließ der König zum ſechstenmale am 30ſten October 1816 den erſten Staatsſecretär D. Pedro Cevallos, welcher vielen Antheil hatte an der Verfolgung und den harten Bedrückungen der Mitglieder der Cortes. Nach dieſem allen iſt der gegenwärtige Zuſtand von Spanien ſehr traurig. Vergebens ſucht die Regierung

durch das Verbot der engliſchen Baumwollenwaaren den inländiſchen Kunſtfleiß zu beleben. Zum Schutz der Schifffahrt und der Küſten gegen die Raubſtaaten hat Spanien im J. 1816 mit den Niederlanden ein Schutzbündniß geſchloſſen, zu dem auch andre Mächte beitreten können. Den Verluſt der Colonien hofft man durch gütliche Vorſchläge zur Verſöhnung noch abzuwenden, nachdem die blutigen Anſtrengungen keine großen Erfolge gezeigt haben. (S. d. Art. ſpaniſche Colonien unter Südamerika.) Wichtige Folgen könnte die Doppelheirath des Königs und ſeines Bruders mit zwei portugieſiſchen Prinzeſſinnen (im J. 1816) haben, wenn die proviſoriſche Beſitznahme des linken Plataufers, welche das gegen Montevideo beſtimmte portugieſiſche Truppencorps vollzogen hat, eine Vertauſchung Portugals an Spanien gegen Buenos Ayres an Braſilien, zur Folge haben ſollte; eine Veränderung, in welche Großbritannien, deſſen Einfluß Portugal ganz hingegeben iſt, wohl nie einwilligen dürfte.

Spanien, wie es im Jahr 1817 iſt. Land und Volk befinden ſich jetzt in einem Zuſtande politiſcher Schwäche, der um ſo unheilbarer erſcheint, da die Urſachen deſſelben ſeit Jahrhunderten ſchon, eben ſo tief in dem Volkscharakter eingewurzelt, als in die Verhältniſſe des häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Lebens verflochten ſind. An phyſiſchen und geiſtigen Kräften fehlt es nicht, wohl aber an jener Freiheit des höheren menſchlichen Daſeyns, durch welche allein das geſellige Leben der Cultur empfänglich wird. Mit einem Worte: Verſtand und Vernunft, welche jene Kräfte unter ſich verbinden, und in freier Thätigkeit veredeln ſollten, ſind durch Geſetz, Denkart und Sitte in Spanien ſo gebunden und gehemmt, daß wohl einzelne Funken im Leben des Volks aufſprühen, nie aber — wenn Alles ſo bleibt, wie es war und iſt — zu einem hellen Lichte oder zu einer wohlthätigen Flamme ſich vereinigen können. Es gibt in Spanien keine öffentliche Meinung. Ein ſtolzes, auf dunklen Vorſtelluugen von der inwohnenden Kraft und auf der Erinnerung an ehemalige Größe, beruhendes Nationalgefühl erſetzt nur unvollkommen den gänzlichen Mangel eines politiſchen Nationalcharakters. Der Haß gegen Frankreich hat mehr eingewirkt auf die glorreichen Beſtrebungen der Nation in dem Kriege ſeit 1808, als der Wunſch nach Freiheit und nach einem beſſern Zuſtande der Dinge. Die wenigen helldenkenden Männer, welche Volk und Land aus ſeiner politiſchen Ohnmacht erwecken wollten, konnten nicht die öffentliche Stimme gewinnen, weil es keine gab; dafür traten ihnen Vorurtheil und Leidenſchaft entgegen; ja ſie ſelbſt handelten nicht ohne Leidenſchaft. Einbildungskraft und Sinnlichkeit beherrſchen den feurigen Spanier, auch wenn er groß denkt und handelt. Mehrere gute Eigenſchaften des Volks aber gleichen rohen Demantkieſeln. Sie bilden kein Ganzes, und ſtehn weder mit dem Herzen, noch mit dem Kopfe in Einklang. So iſt der Spanier mäßig, ſtandhaft, verſchwiegen und großmüthig, dabei wahrheitliebend, und eifrig devot. Der ſpaniſche Ernſt iſt jedoch mehr bei den Männern in den vornehmen Ständen wahrzunehmen, als bei den Frauen, und überhaupt im gemeinen Volke. Dieſes zeigt vielmehr viel Lebendigkeit, fröhliche Bewegung, Witz, oder ſorgloſe Behaglichkeit. Der gemeine Spanier iſt genügſam, und dabei ſo gleichgültig gegen äußere Güter, daß

man ihn für einen practiſchen Weiſen aus der Schule des Dioge- nes halten müßte, wenn er weniger höflich gutmüthig wäre. Doch leuchtet bei jedem Anlaſſe ſein Hochmuth hervor, und ſein Stolz auf Stamm, Geburt, Rang und Glaube; dabei iſt er arg- wöhniſch, empfindlich und ſehr rachgierig. Jener Stolz ſcheidet aber auch die einzelnen Völkerſchaften. Der nördliche Spanier, vor allen der Biscayer und der Aſturier, ſehen vornehm herab auf den ſüdlichen, der brauner von Geſichtsfarbe, und kleiner gebaut, Spuren mauriſcher Abkunft nicht verläugnen kann. Vorzüglich begründet dort die alte chriſtliche Abkunft einen Volksadel, der in den Provinzen, wo Mauren und Juden zum Chriſtenthume übertreten mußten, nicht gilt. Der Briefadel, den der König ertheilt, iſt ſeit der Vertreibung der Mauren aufgekommen. Man unterſcheidet die titulados: Granden (im J. 1787 129), die vor dem Könige ſich bedecken dürfen; Marquis, Grafen und Vicomtes (überhaupt im J. 1787 535), und den niedern Adel: Cavalleros, Ritter, Escuderos und Hidalgos, d. i. Edelleute. — Der Spanier iſt, wie der Südländer überhaupt, ſinnlich froh, doch weniger Genußmenſch als der Franzoſe, und weniger lär- mend, beweglich oder geſchwätzig, als der Portugieſe und Neapo- litaner. Muſik, Geſang und Tanz ſind Nationalvergnügungen. Jene beiden ſind einfach, oft eintönig, aber voll tiefer Empfin- dung; dieſer iſt üppig ſchwärmeriſch. Auf dem Theater iſt der Bolero beliebt; überhaupt im Freien, wie in der Familie, der Fandango, bei welchem die Tänzer mit den an den Händen befe- ſtigten Caſtagnetten den Tact ſchlagen, und der Sequedilla, den vier Paare nach der Cither tanzen, und wo der Spielende zur Muſik fünf Verſe ſingt. Körperliche Spiele, wie die Barra, das Werfen einer eiſernen Stange nach einem Ziele, und Ballon, ſind allgemein üblich. Das berühmteſte Volksfeſt, das Stiergefecht, wurde im J. 1805 unterſagt, von Ferdinand VII. aber wieder erlaubt. Die ganze Lebensweiſe des Volks iſt der Nerven- und Muskelſtärke ſehr vortheilhaft. Die Spanier ſind meiſtens von mittlerer Größe; ſie haben einen wohlgebauten, feſten Körper, größtentheils ſprechende Geſichtszüge, feurige, ernſtblickende Au- gen, weiße Zähne und ſchwarzes Haar. Das vornehmere männ- liche Geſchlecht iſt jedoch bei weitem nicht ſo phyſiſchkräftig, wie das Volk und die Frauen überhaupt. Die Spanierinnen zeichnen ſich durch einen ſchönen Wuchs und durch eine edle, ſtolze Haltung aus. Ihre Geſichtsfarbe iſt weder weiß, noch zart, aber geſund. Sie wiſſen ſich vortheilhaft zu kleiden, und bewegen ſich furcht- los leicht und feſt. Dabei ſind ſie unbefangen, höchſt natürlich, und in der heiterſten Laune oft von ausgelaſſenem Witz, beſon- ders unter dem Volke. Überhaupt iſt die Spanierin geiſtreich und tief empfindend, ſtark, feſt und treu; aber ohne Unterricht, vom Zufall erzogen, faſt unwiſſend. Das häusliche Leben iſt für die Frauen jetzt weniger ſtreng als ſonſt, und für die Männer we- niger ſteif. Das Mauriſch-Orientaliſche der Sitten verſchwindet immer mehr. Die Kleidung iſt öffentlich, und beim Volke noch immer national; im häuslichen Cirkel der Vornehmen franzöſiſch, im Ganzen reich und prunkvoll. Geht der Spanier aus, ſo hüllt er ſich in einen langen Mantel (Capa), gewöhnlich von brauner, bei Reicheren auch von weißer Farbe. Unter der Capa trägt der Bürger ein offnes Camiſol (Chupa) von Seide, Sammt oder

Tuch, und eine Unterweſte (Almilla); ferner einen breiten, bunten Leibgürtel von Seide, Faxa genannt; kurze Beinkleider, weißſeidne Strümpfe, und Schuhe mit Bandſchleifen oder Schnallen; auch Überſtrümpfe von gewichstem Leder oder Tuch. Das Haar ſteckt gewöhnlich unter einem Netze, Retesilla, das mit bunten Schleifen geſchmückt iſt; über daſſelbe ſetzen die Männer den Hut. Die allgemeine Farbe der Kleider der niedern Stände iſt braun oder ſchwarz. In den Städten erſcheinen die Frauenzimmer nie ohne Schleier, Mantilla, die ſie ſchön um ſich ſchlagen, und ohne ſchwarz taftnen Überrock, Basquina; dabei lieben ſie viel kleinen Putz und Schmuck in Haaren, an Ohren, Armen, Fingern und um den Hals. — Das erſte Element des ſpaniſchen Volkslebens iſt die Religion; der Prieſterſtand iſt der erſte Stand, und jede Familie ſucht durch einen Oheim oder Bruder mit demſelben ſich zu verbinden. Die Religion beſteht daher faſt einzig im Kirchendienſt, im Ausüben guter Werke, und in der kindlichen Achtung für Prieſter und Mönche. Als der Schutzheilige des Königreichs wird der Apoſtel Jacob der Größere verehrt; allein ſein Anſehn iſt gefallen, nachdem Carl III. mit den Reichsſtänden 1760 die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria beſchworen, und ſie zur Patronin der ſpaniſchen Monarchie erklärt hat. Die Anbetung der h. Jungfrau iſt daher das höchſte; um dieſen Punkt bewegt ſich die ganze Gottesverehrung. Dies und eine große Zahl von Heiligen für jedes Alter, jeden Stand, jedes Geſchäft u. ſ. w. bildet gleichſam eine Kette von glänzenden Kirchenfeſten, welche die Erde unaufhörlich gen Himmel zieht: daher die Macht der Einbildungskraft über das Gemüth des Spaniers, und ſeine practiſche Gleichgültigkeit gegen bloße Verſtandeszwecke und gegen alles Irdiſche, was nicht die Einbildungskraft durch die Sinne berührt. Die Geiſtlichkeit, beſonders die höhere, beherrſcht die Volkserziehung und die Literatur; dadurch hat die ſpaniſch-catholiſche Kirche den Beſitz der höchſten Gewalt im Staate erlangt, ob ſie gleich den äußern Schein dieſer Gewalt klug verhüllt. Die Inquiſition und die Jeſuiten ſind ihr als neue Stützen wieder gegeben. Das aufgeklärteſte geiſtliche Collegium in Spanien war und iſt noch das Capitel von S. Iſidoro. Allein eben deßhalb wird es jetzt des Janſenismus beſchuldigt und verfolgt. Man zählte in Spanien vor den durch die franzöſiſche Revolution veranlaßten Kriegen 256,000 geiſtliche Perſonen, darunter acht Erzbiſchöfe (Primas der zu Toledo), unter denen 48 Biſchöfe ſtehn, über 69,000 Mönche in 2122, und über 35,000 Nonnen in 1130 Klöſtern, die jetzt, wo es nur möglich iſt, wieder hergeſtellt und mit Adelspatenten und Titeldiplomen, welche ſie verkaufen, beſchenkt werden. (Dagegen betrug im J. 1799 die Zahl der arbeitenden Claſſe nur 269,781 Perſonen.) Nach der ungefähren Schätzung eines Mitgliedes der Cortes betrugen vor 1808 die Einkünfte des Klerus und der Klöſter in Spanien, bloß von ihren liegenden Gütern, jährlich 51 Mill. Piaſter. Und nach dem Anſchlage des Finanzminiſters Arguelles zur Zeit der Cortes überſtiegen die Kirchengüter um ⅓ die Staatsgüter. Die religiöſe Denkart des Spaniers äußert ſich vorzüglich in Werken der Barmherzigkeit. Nirgends wird wohl der Unglückliche mit ſolcher frommen Achtung behandelt, wo nicht unterſtützt, als in Spanien. Aber dieſes himmliſch-ſinnliche Leben, deſſen Heimath die

vielen Prunkfeſte der Kirche ſind, zieht ſchon an ſich das Volk vom Anbau des irdiſchen Bodens ab. Die Trägheit des Spaniers iſt nicht ſtumpfe Schwäche, ſondern Folge ſeiner Genügſamkeit, ſeiner Freude am Kirchendienſte, und ſeiner Gleichgültigkeit gegen alles bloß Nützliche, deſſen Bedürfniß er oft nicht einmal hat; dazu kommt die Leichtigkeit, mit welcher wenig Arbeit den Bedarf erzeugt, die Fruchtbarkeit des Bodens, der Genuß des Weins, welcher unter dem heitern, ſüdlichen Himmel, bei der reinen, ſtärkenden Luft, Sorgen nicht aufkommen läßt, und vor allen die Schwierigkeit des freien Erwerbs. Das Steuerſyſtem und die Vorrechte einzelner Stände und Vereine ſind dem Fleiße hinderlich. Doch hat die Betriebſamkeit ſeit Carls III. Regierung zugenommen, und aufgeklärte Staatsmänner haben mehrere Fabrikzweige nach richtigen Grundſätzen zu einem bedeutenden Grade von Vollkommenheit gebracht. Nur zwei Fehler halten den Fortſchritt noch auf: zuerſt der Mangel an Einheit in den verſchiedenen Culturentwürfen, die gewöhnlich nur einzelne Gegenſtände betreffen, ohne daß die übrigen dazu nothwendigen Mittel ſie gehörig unterſtützen; dann der Umſtand, daß die meiſten Fabriken auf königliche Rechnung angelegt und als Monopole verwaltet, dadurch aber zu koſtbar werden, abgeſehen von den Mißbräuchen, welche ſich in den Betrieb einſchleichen können. Die größte Betriebſamkeit herrſcht in den Seeſtädten, und überhaupt in den Provinzen am Meere, wo der Fleiß ſeines Lohnes gewiß iſt. Vorzüglich ſind die Wollfabriken; doch liefern ſie nur den 20ſten Theil des nöthigen Tuches. Die beſten ſind zu Guadalaxara und Segovia. Engländer und Franzoſen kaufen die ſpaniſche Wolle um 20 Procent theurer, und doch ſind ihre Tücher wohlfeiler. Seidenfabriken ſind zu Talavera, Madrid, Segovia, Toledo, Valencia u. a. a. O., aber bei weitem nicht ſo blühend, wie im 15ten und 16ten Jahrhundert, oder wie der Zuſtand der Gewerbe in Spanien zur Zeit der Carthager und Römer war. Man denke nur an die hiſpaniſche Purpurfärberei, und an den celtiberiſchen Stahl. Der Verfall des ſpaniſchen Gewerbfleißes war am größten im 17ten Jahrhunderte. Er fing wieder an aufzublühen ſeit 1750. Jetzt führt man aus Biscaya Eiſen- und Stahlwaaren, aus Valencia wollene Decken, aus Barcelona ſehr feine Schnupftücher aus. Das ſchwarze Corduanleder von Cordova iſt von vorzüglicher Güte. Die Hutfabriken zu Valencia, Segovia u. a. a. O. und die Segeltuchfabriken ſind im Zunehmen. Die Glas- und Spiegelfabriken zu St. Ildefons liefern gute, aber theure Waaren. Die Porzellanfabrik in Madrid (la China) ſtand dem ausländiſchen, wohlfeilern Erzeugniß an Güte weit nach; ſo auch die Hauteliſſeweberei in Madrid. Die größte Tabaksfabrik hat Sevilla. Ein eigenthümliches ſpaniſches Product liefert die ſehr nützliche Binſenart, Esparto, aus der man an vierzig verſchiedne Artikel webt und flicht. Es fehlt überhaupt an keinem Zweige des Kunſtfleißes ganz; aber die wenigſten reichen hin für den Bedarf. Leinwand muß aus Deutſchland und Frankreich, Papier aus Frankreich und Genua, Stahlwaaren, Tauwerk, und ſogenannte kurze Waaren müſſen vom Auslande eingeführt werden. Im J. 1799 betrugen nach amtlichen Verzeichniſſen, ſämmtliche Kunſterzeugniſſe Spaniens aus dem Pflanzenreiche, an Werth über 324 Mill. Realen, die aus dem Thierreiche über 372 Mill.

die aus dem Mineralienreiche über 344, und die aus mehreren vermiſcht, über 113 Mill. Realen: der ganze Werth belief ſich auf 1156 Mill. Realen, oder 289 Mill. Franken. Die erſten Erzeugniſſe des Landbaus, der Viehzucht und des Bergbaus hingegen wurden auf 3515 Mill. Realen (beinahe 879 Mill. Franken) geſchätzt. Zur Beförderung des Landbaus haben ſich ökonomiſche Geſellſchaften vereinigt in Madrid, Valencia und Saragoſſa. Über den Ertrag der einzelnen Zweige in den verſchiedenen Provinzen gibt ein auf königliche Koſten mit großer Pracht gedrucktes tabellariſches Werk, das aber nicht in den Buchhandel gekommen iſt, nähere Auskunft. Es ſind nämlich über den Gewerbfleiß, den Handel und die Bevölkerung Spaniens drei Cenſo's aus den amtlichen Eingaben der Provinzialverwaltungen vom J. 1799, auf Befehl des Miniſteriums für die Behörden im J. 1803 gedruckt worden. Von dem Cenſo der Bevölkerung ſollte eine dritte Ausgabe im J. 1807 oder 1808 erſcheinen, was aber des Krieges wegen unterblieben iſt. Aus dem Censo de la Riqueza territorial e industrial de España en el año de 1799, oder dem Censo de Frutas y Manufacturas de España é yslas adyacentes, ordenado sobre los datos dirigidos por los Intendentes, por el oficial D. Juan Polo y Catálina. Madrid en la Imprenta Real, 1803 (208 S. Fol. ohne die Tabelle) mögen folgende Angaben hier noch angeführt werden. Spanien hatte 1799 in ſeinen einunddreißig Provinzen und den Inſeln (Balearen und Canarien) auf 15,356 Quadratmeilen (20 = 1°) 10,504,985 Einwohner in 2,100,997 Familien zu fünf Perſonen; deren Geſammtvermögen auf 6300 Mill. Realen (beinahe 1600 Mill. Fr.) geſchätzt wurde. Der Grad der Bevölkerung in Spanien iſt demnach um zwei Drittel geringer als in Deutſchland, Frankreich, England und Niederland. (Über die Urſachen der Entvölkerung ſ. Kronos 1816.) Der Handel ſieht einer gänzlichen Veränderung entgegen, da die Colonien wohl größtentheils für das Mutterland verloren ſind. Die Seeſtädte Spaniens ſind wichtige Factoreiplätze für das Ausland; reich, aber dem innern und eignen Handel der Nation nicht förderlich; nur für die Regierung als Geldquellen wichtig. Spanien war bisher im europäiſchen Handel eben ſo unthätig wie Portugal. Beſonders wurden Fabrikwaaren, Getreide und geſalzene Fiſche in Menge eingeführt, die theils mit eignen rohen Landesproducten (worunter die Wollausfuhr über eine Mill. Piaſter betrug), theils mit amerikaniſchen Producten, beſonders mit Gold und Silber bezahlt wurden. Aus ſeinen Colonien (ſ. Südamerika) zog Spanien jährlich für 35 Mill. Piaſter an Gold und Silber, und für 20 Mill. an Cochenille, Roucou, Cacao, Vanille, Zucker, Tabak, rohen Häuten, Baum- und Vigognewolle, Chinarinde, Färbehölzern, Ipecacuanha, Saſſaparille u. ſ. w. Der Handel mit den Colonien war allen auswärtigen Nationen verboten, aber in Spanien (mit Ausnahme Biscaya's) freigegeben. Jetzt bemächtigten ſich Amerikaner, Engländer und Holländer des ſpaniſchen Colonialhandels. Der Einfluß fremder Kaufleute, beſonders Engländer, auf den innern Handel Spaniens, iſt zwar ſehr beſchränkt worden; allein noch immer ſind die Aſſecuranzgeſellſchaften zu Coruña, Cadiz und Barcelona, und die St. Carlos Bank in Madrid zum Theil von Fremden abhängig. Der Landhandel in Spanien ſelbſt liegt bei der drückenden

Zolleinrichtung und bei dem Mangel an Verbindungswegen und Fuhrweſen darnieder. Doch treibt Madrid, im Mittelpunkte der wenigen, größtentheils vortrefflich angelegten Kunſtſtraßen, einen ziemlich lebhaften Handel. Unter den fünf unvollendeten Canälen iſt der Kaiſercanal (unter Carl V. angelegt) oder der Canal von Aragonien der bedeutendſte. Über die einzelnen Artikel der Ein- und Ausfuhr, nach den verſchiedenen Völkern findet man die amtlichen Angaben in der Balanza del Comercio de España con las Potencias Extrangeras, en el año de 1792 (Madrid 1803. fol.) — Die Regierungsform iſt monarchiſch. Der König, welcher den Titel catholiſche Majeſtät führt, regiert in Caſtilien, Aragonien und auf den Inſeln unumſchränkt; doch haben die drei nördlichen Provinzen, Biscaya, Guipuzcoa und Alava, nachdrücklich ihre Privilegien behauptet, und nur unter der Bedingung der Beſtätigung derſelben und des Abzugs der dorthin verlegten Truppen in die Bezahlung der außerordentlichen Abgaben 1816 gewilligt. — Wichtig iſt die Geſchichte der Cortes (d. i. Höfe, Stände). Der erſte Keim derſelben lag in dem Militärſyſtem der Gothen. Er wurde entwickelt durch den Beitritt der Geiſtlichkeit. Als aber Adel und Geiſtlichkeit das königliche Anſehn niederdrückten, ließen die Könige die Bewohner der Städte durch Abgeordnete an den Berathſchlagungen über die öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen. Das Grundeigenthum war auch bei den ſpaniſchen Cortes die Baſis der National-Repräſentation. So groß indeß zu Zeiten die Vorrechte der Cortes geweſen ſind, ſo hat es doch nie für Spanien vor der letzten Verſammlung der Cortes in Cadiz eine Periode gegeben, wo die Nation wäre nach Geſetzen regiert worden, welche weſentlich von ihr ſelbſt hergerührt hätten. Am Ende des 17ten Jahrhunderts beſtanden die Cortes aus den Deputirten von einundzwanzig Städten. Sie verſammelten ſich in der Hauptſtadt. Dieſe war anfangs Burgos, dann Toledo, ſeit dem 15ten und 16ten Jahrhundert aber Madrid. Die Hauptangelegenheit der Cortes war immer eine außerordentliche Bewilligung. Doch war auch von Handlungen der Gnade und Gerechtigkeit die Rede, ſo oft der König wollte, daß darüber berathſchlagt würde. War das Königreich nicht in den Cortes verſammelt, ſo wurde es durch die Deputation repräſentirt. Zum allmähligen Untergange der Cortes trug vorzüglich die Entdeckung von Amerika bei, welche Spaniens Könige immer unabhängiger von der Bewilligung der Nation machte. Nach der Verſetzung des Hauſes Bourbon auf den ſpaniſchen Thron hörte alles politiſche Leben der Nation auf; und dies iſt ſeit der Rückkehr Ferdinands VII. wiederum der Fall. — Die Thronfolge iſt auch in weiblicher Linie erblich. Der Kronprinz heißt Prinz von Aſturien, und die übrigen königlichen Kinder Infanten und Infantinnen. Der König iſt Großmeiſter der verſchiedenen Ritterorden: 1. des goldenen Vließes, 2. des San Jago-Ordens, 3. des von Calatrava, 4. des von Alcantara, 5. des von Monteſa, 6. des Ordens Carls III., 7. und des Damenordens Marie Luiſe, deſſen Großmeiſterin die Gemahlin des Stifters Carls IV. war. Das ſpaniſche Wappen zeichnet ſich durch ein goldenes Caſtell mit drei Thürmen im rothen Felde aus, wegen Caſtilien. Ein rother gekrönter Löwe im ſilbernen Felde bezeichnet Leon; ein geöffneter Granatapfel im ſilbernen Felde Granada, und vier rothe Pfähle

im goldenen Felde bezeichnen Aragonien. — Die Staatseinkünfte betrugen vor 1808 ungefähr 50 Mill. Thaler, wozu die Einkünfte der Colonien mit ungefähr 38 Mill. Piaſter (1 Thlr. 9 Gr. 6 Pf.) kamen. Aber die Staatsſchuld betrug ſchon damals über 430 Mill. Thaler. Nach dem Budget von 1817 überſtiegen die Rückſtände von 1815 und 1816 die Summe von 35 Mill. Piaſter; und ſelbſt in der Einnahme von 1817 iſt bereits ein Deficit von 10 Mill. Piaſter nicht zu decken geweſen; daher ſtocken alle Soldzahlungen, und am Schluſſe des J. 1816 verloren die königlichen Vales (Staatspapiere), deren Summe ſich auf 500 Mill. Franken belaufen ſoll, 84 Procent. Außerordentliche Anleihen und Auflagen erhalten die Staatsfinanzmaſchine nur mit Mühe in ihrem gebrechlichen Gange. Selbſt die Militärmacht Spaniens kann unter ſolchen Umſtänden nicht beſtehen, noch weniger angeſtrengt werden. Die Zurüſtungen gegen die amerikaniſchen Inſurgenten erſchöpfen die letzte Kraft des Staats. Die Landmacht beſtand im J. 1815 aus 128 Regimentern Fußvolk, jedes zu 1000 Mann, aus 24 Regimentern Reiterei und 30 Milizregimentern, unter acht General-Capitains, 120 General-Lieutenants, 195 Maréchaux de Camp, und 387 Brigadiers. Allein die wenigſten Regimenter waren vollzählig oder gehörig ausgerüſtet. Die Seemacht war vor dem Kriege in die drei Departements von Cadiz, Ferrol und Carthagena eingetheilt, und beſtand aus 268 Kriegsſchiffen, darunter 42 von der Linie und 30 Fregatten. Gegenwärtig iſt auch nicht eine Fregatte ausgerüſtet, die Spaniens Küſte und Handel gegen Seeräuber ſchützen könnte. Der Staat wird in Hinſicht auf die Localverwaltung in 31 Provinzen abgetheilt; allein in Hinſicht auf Provinzialrechte und Auflagen unterſcheidet man die Provinzen der caſtiliſchen und aragoniſchen Krone. Zu jenen gehören die Königreiche Alt- und Neucaſtilien (mit den Provinzen Burgos, Soria, Segovia, Avila, Madrid, Toledo, Guadalaxara, Cuença und La Mancha); Leon (mit der Provinz Leon, Palencia, Toro, Zamora, Valladolid und Salamanza); Galizien, Granada, Andaluſien (mit den Provinzen und Königreichen Sevilla, Cordova und Jaen, nebſt der freien Stadt Antequera); Murcia, das Fürſtenthum Aſturien und die Landſchaft Eſtremadura; zu dieſen die Königreiche Aragonien, Valencia, Mallorca und das Fürſtenthum Catalonien. Dazu kommen das Königreich Navarra, oder Obernavarra, im Gegenſatze des franzöſiſchen Niedernavarra, und die Herrſchaft Biscaya (mit den Provinzen Guipozcoa, Alava und Biscaya). Die Einwohner von Navarra und Biscaya reden die alte baskiſche Sprache. Die Colonialbeſitzungen Spaniens betrugen 1808 überhaupt 310,798 geographiſche Quadratmeilen mit 13,416,000 Einwohnern. In Aſien beſitzt es die Philippinen, Marianen, Carolinen, Baſhe-Inſeln und Magindanao. Hier iſt der wichtigſte Ort Manila auf der Inſel Luzon, von wo das Manilaſchiff, jährlich einmal, von Manila nach Acapulco ſegelt. Dieſe Inſeln werden aber weder ſo verwaltet, noch ſo benutzt, daß ſie, wozu ihre Lage ſie eignet, der Stapel für den indiſch-chineſiſch-amerikaniſchen Handel ſeyn könnten. In Afrika beſitzt Spanien die Städte (Preſidios) Ceuta, Melilla, Pennon de Velez, — Ueberreſte der ehemaligen Eroberungen in Nordafrika), ferner die canariſchen Inſeln (zwanzig an der Zahl,

darunter die wichtigſten Teneriffa und Canaria), und die drei Guinea-Inſeln: Annobon, Prinzeninſel und Fernando del Po. In Nordamerika beſaß bisher Spanien Alt- und Neumexico, Florida, Neu-Navarra und Californien; in Südamerika: Terra ferma, einen Theil von Guiana, Peru, Chili, Paraguay mit Tucuman, Magelhaenland und die Falklandsinſeln; in Weſtindien: die Inſeln Cuba, Portorico, einige Jungferninſeln, und ſeit dem pariſer Frieden von 1814 den 1795 an Frankreich abgetretenen Theil von St. Domingo. (Über den Zuſtand des ſpaniſchen Amerika, wo ſeit 1810 mehrere Republiken ſich gebildet haben, die noch mit dem Mutterlande um ihre Unabhängigkeit kämpfen, ſehe man den Artikel Weſtindien). Die Staatsverwaltung iſt theils fünf Staatsminiſtern oder Staatsſecretären, die unter dem Vorſitz des Königs den Staatsrath bilden, anvertraut, theils hohen Rathsverſammlungen. Unter dieſen iſt die vornehmſte der königliche höchſte Rath, oder der Rath von Caſtilien, der ſeit 1246 beſteht. Er iſt ſowohl ein Regierungscollegium, als ein höchſter Gerichtshof, der über gewiſſe Sachen ausſchließlich erkennt, und an den von den übrigen Gerichtshöfen in beſtimmten Fällen appellirt werden kann. Für das Finanzweſen (Hacienda), das Kriegsweſen, die Inquiſitionsangelegenheiten, die indiſchen Sachen, und die königlichen Ritterorden, die Verwaltung der Kreuzbulle, Handels-, Münz- und Bergweſen, Tabaksmonopol, Poſtweſen u. ſ. w. ſind beſondre königliche Verwaltungsräthe niedergeſetzt. Die Juſtiz wird in den Städten, Flecken und Dörfern von den Alcalden verwaltet, deren es fünf Claſſen gibt. Die Alcaldes mayores heißen auch Corregidores. Von ihnen appellirt man an die zwölf königlichen Gerichtshöfe, Kanzleien oder Audiencias zu Valladolid, Granada u. ſ. w. Bei jeder befindet ſich ein Criminalgericht. Die Geſetze und die Gerichtsverfaſſung bedürfen einer ſtrengen Durchſicht. Vorzüglich haben die Escribanos oder Notarien einen oft nachtheiligen Einfluß auf den rechtlichen Geſchäftsgang. Doch dieſer Zweig der innern Verwaltung erwartet, wie jeder andre, eine neue Entwickelung, indem früher oder ſpäter die Regierung zu einer Umbildung des Ganzen ſich wird entſchließen müſſen. In Anſehung der auswärtigen Verhältniſſe iſt das Verhältniß der ſpaniſchen Monarchie und Kirche zum apoſtoliſchen Stuhle das wichtigſte. So ergeben der Spanier dem Papſte, und ſo eifrig er für die Satzungen der römiſchen Kirche iſt, ſo iſt dennoch die Gewalt des Papſtes in Spanien nicht mehr ſo groß, wie ehemals. Sein Geſandter hat ein eignes Gericht zu Madrid, welches in geiſtlichen und Kirchenſachen erkennt. Allein nach einer königlichen Verordnung von 1761 gelten keine päpſtlichen Bullen und Breven, wofern ſie nicht vorher dem Könige zur Einſicht und Billigung vorgelegt worden ſind. Auch hat ſich der Monarch von dem Papſte das Recht zugeſtehen laſſen, alle große Pfründen bis auf den dritten Theil ihrer Einkünfte zu beſchatzen. Überdies muß die Geiſtlichkeit von den Gütern, die ſie ſeit 1737 erworben hat, gleich andern Unterthanen, die Auflagen entrichten. In den weltlichen Angelegenheiten der Kirchenpfründen hat der Papſt keine Gerichtsbarkeit. Der König ernennt ſetzt zu allen geiſtlichen Stellen, und zieht die Einkünfte, ſo lange ſie erledigt ſind, jedoch nur zu frommen Zwecken. Auch gehören ihm die Annaten,

die halben Annaten und ähnliche Abzüge. Doch hat der Papſt das Vorrecht, 52 der beſten geiſtlichen Stellen frei und unabhängig von der Krone zu beſetzen; auch übt er die oberſte Gerichtsbarkeit aus in allen Streitſachen, die vor einen geiſtlichen Gerichtshof gehören. — Über Spanien vergleiche man die Werke von Bourgoing und Fiſcher, Townſend, Laborde, Rehfues, und das wichtige Diccionario geografico-historico de España, por la Real Academia de la Historia. Madr. 1802. 4. K.

Spaniſche Colonien, ſ. Weſtindien.

Spaniſcher Reiter, auch friſiſcher Reiter genannt, iſt in der Kriegskunſt ein wichtiges Hinderniß, welches man beſonders bei Verſchanzungen einem vorrückenden Feinde entgegenlegt. Sie beſtehen aus viereckigen oder ſechseckigen Balken, die in Entfernung von 6 zu 6 Zoll Löcher haben, durch welche man an beiden Enden zugeſpitzte Pfähle ins Kreuz durchſtecken kann. Die Länge eines ſpaniſchen Reiters beträgt gemeiniglich 10 bis 12 Fuß. Werden mehrere neben einander geſtellt, ſo müſſen ſie feſt mit einander durch eiſerne Haken oder Ketten verbunden werden, damit ſie der Feind nicht einzeln ausheben und ſich Öffnungen machen kann. Ihre Anwendung iſt beim Feſtungskriege mehr als bei Vertheidigung von Feldſchanzen im Gebrauch, da man ſie nur ſelten haben kann und ihre Inſtandſetzung gelernte Arbeiter, Handwerkszeug und viel Zeit erfodert. Gegen Infanterie ſind ſie kein beſonderes Hindernißmittel, weil die Federn leicht abgehauen, oder auch abgebrochen werden können; gegen Cavallerie kann man ſie mit mehr Nutzen gebrauchen, beſonders wenn man ſich gegen Überfälle decken will. Man hat auch ſpaniſche Reiter, die aus einander genommen werden können, und dieſe haben vor den gewöhnlichen darin den Vorzug, daß ſie ſich auf Wagen leichter von einem Orte zum andern ſchaffen laſſen. P. S.

Spaniſche Sprache, Poeſie, Kunſt und Literatur. Wir ſtehen vor einem ſchönen Zaubergarten voll lieblicher Blumen und wahrer Hesperidenäpfel, indem wir die herrlichen Kleinodien und wahren Reichsinſignien der ſpaniſchen Nation, des alten Hesperiens, welche die Überſchrift dieſes Artikels nennt, in Betrachtung ziehen wollen; und wir laden unſre Leſer mit Vertrauen zu unſerm Gemählde ein, da ihm eine ſo ſchöne, herrliche Natur zu Grunde liegt, zugleich verſichernd, daß wir wenigſtens mit vieler Liebe an unſre Arbeit gehen. Möchten wir freilich ein zweiter Herakles ſeyn, um, wie er, die goldne Frucht in dem von Göttern und Menſchen geliebten Lande ſelbſt pflücken zu können! Wir verſprechen nur eine räſonnirende Darſtellung der bezeichneten Heiligthümer; denn über die Gränze dieſer kann ſich das, was wir zu geben im Stande ſind, nicht erſtrecken, und wir ſind zufrieden, wenn wir nur unſre Leſer in einen Geſichtspunkt zu ſtellen vermögen, von welchem aus ſie die Charta magna hiſpaniſcher Herrlichkeit nach ihren leitenden, allgemeinſten und höchſten Stützpunkten überſehen können. Wer das Einzelne durchwandern, in die herrlichen Orangenthäler und idylliſchen Sierren Caſtiliens ſich vertiefen, die lieblichen Geſänge des dichteriſchen Volks in ihrer Mannichfaltigkeit vernehmen und den großen, idealiſchen Geiſt ſpaniſcher Frömmigkeit im Detail erblicken will, dem wird das jetzt ſo lebhaft unter den Deutſchen erwachte Studium ſpaniſcher Sprache und Poeſie, das von unſerm Schlegel dem Ältern ange-

regt, von Gries nicht unwürdig fortgeleitet wird, Gelegenheit genug geben, ſeinen Durſt zu befriedigen, und dann uns ſelbſt noch manche Schätze Heſperiens mitzutheilen, die wir wohl ahnen, die aber jetzt noch unter dem Bann des hütenden Drachen beſchloſſen ruhen. Wir müſſen einleitend unſre Anſicht von ſpaniſchem Charakter und Sitte vorausſchicken. — Die Natur hat dem Spanier ein herrliches Land gegeben, und ſchon die Römer wußten es zu ſchätzen, nach der bekannten Schilderung Claudians:

Dives equis, frugum facilis, pretiosa metallis.
Roſſebegabt, gedeihlich der Saat, koſtbar an Metallen.

Reich an allem Segen der Natur, den ein ſüdliches Land haben mag, liegt es abgeſchloſſen und getrennt von dem übrigen Europa, wie ein eigner Welttheil, da, umgürtet von dem blauen Gürtel Amphitritens und im Rücken geſchützt von dem unnahbaren Rieſen des Pyrenäengebirges. Bedeutungsvoll bleibt ſelbſt die Stelle, die es im Bild der Jungfrau Europa einnimmt; und wie das Haupt frei ſich bewegt, und alle Glieder des Leibes beherrſcht, ohne von ihm beherrſcht zu werden, ſo liegt Spanien da, ſeine Locken im herrlichen Äther des Weltmeers badend, gleichſam von der Natur ſchon beſtimmt, frei und unabhängig von den übrigen Ländern Europens zu herrſchen — wohl ſelbſt über die übrigen Glieder des großen Leibes zu herrſchen. In dieſem Lande geboren und unter ſeinen Orangen aufgewachſen, und von ſeinem feuerreichen und tief und ernſt durchglühenden Weine begeiſtert, konnte das Volk nicht anders, als einen ernſten, würdigen und feſten, echt nationalen und tiefpoetiſchen Charakter haben. Kamen auch Fremdlinge hin, ſie mußten bald, wie die Lotophagen der Odyſſee, der vorigen Heimath vergeſſen und des ſüßen Lotos des neuen Vaterlandes ſo gewohnen, daß ſie, nicht gerade mit nordiſchem Ernſte und helvetiſcher Treue — dieſe wie jener kann in dem romantiſchen Gemüthe des Südländers nicht aufkommen — aber mit einem edeln Stolz auf ihr ſicheres und herrliches Land, ein poetiſches, in der Sonne der Idee gezeitigtes Leben führten. Edler, männlicher Stolz, eine ernſte Würde im Reden und Thun, aber von ſüdlicher Gluth durchflammt, nicht gezwungen, bei dem Reichthume des Landes mit zu harten, niederdrückenden Sorgen des Lebens ſich zu befaſſen und darum empfänglicher für die geiſtigen Güter der Menſchheit, *Glaube und Kunſt*, — ſüdlicher, romantiſcher Geiſt, aber dabei höchſt national und eben ſo individuell, ſelbſtſtändig, original, wie die Halbinſel ſelbſt — das ſind die vornehmſten Züge in dem Charakter des Spaniers, ſchon durch die Natur ſeines Landes bedingt. Und dazu geſellte ſich nun noch ſpäterhin die merkwürdige Vermiſchung ſpaniſchen und arabiſchen Geiſtes, vermittelt durch jene folgenreichen Kämpfe, die über ſieben Jahrhunderte dauerten und nichts geringeres galten, als die Behauptung Spaniens, je nach dem es traf, fürs Kreuz oder für den Halbmond! Wie hier Arabien dem Spanier ſeine Gewandtheit und ſein adeliges Thun und manches an orientaliſchem Farbenſchmuck reiche Lied mittheilte, ſo entzündete es auch durch ſeinen Widerſpruch den religiöſen Fanatismus im Gemüthe des Chriſten, und legte ſo den Grund zu der hohen chriſtlichen Begeiſterung, die den Spanier noch bis dieſe Stunde ausgezeichnet hat. — Aus dieſen Datis erklären ſich, meinen wir, alle beſondern Eigenſchaften dieſer edeln Nation zur Genüge. Fern von der leichtſinnigen

Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit des Franzoſen, der eigentlich gar kein Vaterland hat, und eben ſo entfernt von der Heimtücke und Falſchheit des Italieners, ſteht der Spanier da, der wahre Dichter unter den Nationen, mit der kindlichen Einfalt und dem originalen, excentriſchen Stolze einer poetiſchen Natur, und wenn der Deutſche und der Britte über der Sache die Form zu ſehr vernachläſſigt, ſo iſt es beim Spanier beinahe umgekehrt, und Förmlichkeit eine ſpeciſiſche Eigenſchaft deſſelben. Er iſt tapfer im Krieg, aber, wenn er gereizt iſt, auch grauſam, wie der erbitterte Löwe, und ſein Zorn, vom afrikaniſchen, dauernden Feuer im Wein und in der Atmoſphäre durchglüht, ſchrecklich. Die Eroberung Amerika's hat es mit ſchauderhaften Zügen gewieſen, und da war die Erbitterung doch größtentheils nur die Frucht einer ſehr unedeln Leidenſchaft, des Geizes. — Er war allein fähig, das Ritterthum, die Chevalerie, ſo ernſthaft zu nehmen, und ſo vollkommen auszubilden, wie es bei ihm wirklich geſchehen iſt, ſo wie es uns nun nicht wundern darf, daß er der Freie, vom Stolz der Ehre vor allem Geleitete, ſeinen Nacken ſo unbedingt und ſklaviſch unter den Fuß der Damen, der Kirche und ſeines Königs beugte — daß er ſelbſt die ſchauderhafte Feſſel der Inquiſition als einen zierlichen Armſchmuck mit Heiterkeit tragen konnte. — Er muß glühend in der Liebe, aber nicht von flüchtigen, ſchnell auflodernden und eben ſo ſchnell wieder verlöſchenden Flammen ſeyn; eiferſüchtig bis zur Chimäre, und furchtbar in der Rache gekränkter Liebestreue. — Sein ganzes Leben wird zur Poeſie und darüber gar oft der proſaiſche Theil verſäumt, ſo daß in dem geſegneten Lande Tauſende in Dürftigkeit ſchmachten, der Staat bei ſeinen unermeßlichen Hülfsquellen höchſt arm und das Land kaum zur Hälfte ſo bevölkert iſt, als es ſeyn ſollte. Er nimmt nie die Sitten fremder Völker an, und wird nie ſehr nach Gemeinſchaft mit ihnen geizen. Wehe dem Fremden, der ihn antaſtet und unterjochen will. Er flieht in ſeine Berge und kämpft von da ein Jahrtauſend, bis er ſeinen Feind ermüdet hat und ſo bezwingt. — — Das iſt der Spanier vom Anfang geweſen, und ſonach ein recht treues, natürliches Kind ſeines Bodens und Landes. Die alten Celten kämpften vor der Römer Zeiten mit Phöniciern und Carthaginienſern, bis ſie dieſe ungebetenen Gäſte los wurden, in ſolchem ritterlichen Geiſte. Die römiſchen Spanier nahmen bald dieſelbe Gemüthsart an. Von dieſen ging der nämliche Geiſt auf die Weſtgothen über, die im 5ten Jahrhundert Spanien gewannen, und deren kurze frühere Geſchichte viel herrliche Züge echt ſpaniſchen Sinnes entwickelt. — Ihr unglücklicher Kampf gegen die Araber im 8ten Jahrhundert, die berühmte Schlacht bei Xerez de la Frontera im J. 714, wo der letzte weſtgothiſche König Roderich blieb, nöthigte ſie, ſich in die Gebirge und ans Meer zurückzuziehen; aber von da aus ſtärkten und ſtärkten ſie ſich auch wieder, bis ſie nach einer Prüfung von ſieben Jahrhunderten ihr Vaterland wieder frei ſahen. — Für unſern Zweck iſt dieſe kurze Charakteriſtik genügend, und wir fragen: mußte dies alles nicht auf die Sprache der Nation einen ſehr bedeutenden Einfluß äußern, und ſie zu dem machen, was ſie wirklich geworden iſt? Die Sprache iſt der unmittelbarſte Abdruck der Volkseigenthümlichkeit, und wird darum auch am beſten da erkannt und beurtheilt werden können, wo ein Volk ſeine Eigen-

thümlichkeit noch nicht verloren, und ſich den übrigen zu ſehr aſſimilirt hat. Wir bemerken über das Geſchichtliche der ſpaniſchen Sprache folgendes: Die älteſte Landesſprache war vielleicht die der alten Cantabrier, die noch in der ganz eigenthümlichen Sprache der Anwohner der Pyrenäen, die vaskiſche oder baskiſche genannt, zum Theil übrig ſeyn mag. Auf dieſe, die vielleicht ſchon mit phöniciſchen und carthaginienſiſchen Worten und Formen bereichert worden war, folgte unter der römiſchen Weltherrſchaft die lateiniſche, und in dieſer gab Spanien den Römern ſelbſt ihren vornehmſten Theoretiker der Beredſamkeit, einen Quinctilian. Unter den Weſtgothen aber entwickelte ſich auch in Spanien ein Romanzo, ohne doch vor dem Einfall der Mauren das Lateiniſch verdrängen, oder auch nur überhaupt ſich ſonderlich ausbilden zu können. Als die Araber Spanien größtentheils bezwungen hatten, und die zurückgebliebenen Einwohner ſehr großmüthig behandelten, fand die damals ſchon fein und ſelbſt für Poeſie höchſt ſorgfältig ausgebildete arabiſche Sprache ſehr bald Eingang bei dem Volke, und in kurzer Zeit ſprach man überall das Arabiſche mit vieler Geläufigkeit. Indeß in den allmählig im Kampf mit den Mauren entſtehenden kleinern Königreichen nach den Küſten und den Gebirgen zu erſtarkte das vertriebene Romanzo mit den Kräften und Siegen des Volks zugleich. Beſiegt von dem leichtgewandten Araber, aber nicht bezwungen, gleichwohl genöthigt, den größten Theil des Landes zu verlaſſen, zogen ſich die weſtgothiſchen Spanier theils, und zwar unter Anführung eines ihrer übergebliebenen Prinzen, Namens Pelayo, hinauf an die Küſte des atlantiſchen Meers, in die Gebirge des nachmaligen Aſturiens, Galliziens und Biscaya's, theils nordöſtlich nach der pyrenäiſchen Gebirgskette, in Navarra und Aragonien; und wie die Kraft ſpaniſchen Heldenthums, gleich ſeinem Lanzenſchaft, am feſten Schilde des Arabers in viele Trümmer zerſplitterte, und nach allen Richtungen der nördlichen und öſtlichen Himmelsgegend hin zerſtäubte; ſo entſtanden aus ihnen eine Menge kleiner Königreiche und Fürſtenthümer, die, alle eins im Kampfe gegen die afrikaniſchen Beſieger, oft durchs Bedürfniß mit einander verbunden wurden, eben ſo oft aber auch, aus einer ſehr leicht erklärlichen gegenſeitigen Eiferſucht, wenn es nicht den Mauren galt, einander erbittert gegenüber ſtanden. Vornehmlich von dem cantabriſchen Meer herab, und dann auf der Seite der Pyrenäen bildete ſich der Keim des neuen Spaniens am kräftigſten aus; und wenn dort das Königreich Leon, anfangs das ganze nachmalige Portugal mit ſich vereinigend, groß und mächtig ſich erhub, ſo war hier Aragonien der Mittelpunkt des kräftigſten Widerſtandes gegen die mauriſche Herrſchaft; und zwiſchen und neben beiden bildeten ſich als die verbindenden Glieder die Reiche: Alt- und Neucaſtilien, Navarra, Catolonien, Valenzia u. ſ. w. aus. Unter dieſen letztern ſtieg in der Folge Caſtilien, den größten Theil der nordweſtlichen ſpaniſchen Länder vereinigend, neben dem ſelbſtſtändig gewordenen Portugal, zum höchſten Gipfel der Macht empor, und überglänzte ſelbſt das mächtige Aragon, bis auch dieſes, nach der Vertreibung der Mauren im 15ten Jahrhundert, unter dem mächtigen Ferdinand, durch ſeine Vermählung mit der caſtiliſchen Fürſtin Iſabelle, auf immer mit ihm vereinigt wurde. — Dieſe Theilung und Zerſplitterung Spaniens mußte auf die Sprache

nothwendig zurückwirken, und wir treffen in den Jahrhunderten des Kampfes mit den Mauren eben ſo viel Dialecte des ſpaniſchen Romanzo an, als neue ſpaniſche Reiche entſtanden, die aber mit der Vereinigung der Provinzen auch nach und nach in einander ſchmolzen. — Den urſprünglichen Geſetzen aller Sprachentwickelung gemäß hatte ſich das Romanzo ſchon früherhin in den Küſtenländern eigenthümlich gebildet, und merkwürdig! wie auf der Küſte von Murzia, Valenzia, Catalonien, in demſelben Geiſte im Grunde entfaltete es ſich auf den portugieſiſchen Küſten bis hinauf nach Gallizien, wo es ſelbſt mit dem Namen der gallizischen Sprache beehrt, ſogar von einem großen, caſtiliſchen Könige geübt wurde. Dort nahm es vielleicht mehr den Charakter des nähern provençaliſchen oder limoſiniſchen, ſo daß es auch der Poeſie der ſpaniſchen Troubadours vindicirt wurde, hier des caſtiliſchen Idioms an. Aber der eigentliche Grundton war in beiden derſelbe, nämlich die größere Weichheit und Zartheit, die der Charakter aller meeranwohnenden Sprachen iſt. Die gallizische Sprache erhielt ſich, und entwickelte ſich ſpäter, indeß ſie in der Provinz Gallizien ſelbſt nur noch als Volksſprache übrig iſt, in der portugieſiſchen zu einem Idiom, das mit der benachbarten, bald näher zu bezeichnenden caſtiliſchen Sprache bis in die neuſten Zeiten herab wetteiferte. Die cataloniſche blühte in der Zeit der Troubadours, und nachdem ſie ſich in das Königreich Aragon verbreitet hatte, ſo lange, als es überhaupt in Spanien provençaliſche Poeſie gab. Sie wurde jedoch ganz von ihrer Nachbarin, der caſtiliſchen, verdrängt, als Aragon mit dem herrlichen Caſtilien unter einem Scepter ſich vereinigte. — In dem Herzen von Spanien nun, aus den Provinzen Aſturien und Leon, die dem neuen Scepter huldigen mußten, eigentlich hervorgegangen, bildete ſich im Kampfe gegen die Mauren ein herrliches Königreich, ſchon ſeiner Lage nach zum Centrum und dem belebenden Mittelpunkte der ganzen herrlichen Halbinſel beſtimmt, das Königreich der beiden Caſtilien, welchem Aragon und Portugal als die beiden tragenden und hebenden Flügel angeſetzt ſcheinen mögen. Entfernter von der Küſte, die, wie auf Charakter, ſo auch auf Sprache des Volks immer einen verweichlichenden, verfeinernden aber auch dadurch ſchwächenden Einfluß hat, und unberührt von dem, oft wohl ſogar ſentimentalen Geiſt franzöſiſch-romantiſcher (provençaliſcher) Dichtkunſt, der nur bis Aragon ſich verbreitet hatte, war Caſtilien mit ſeinen Gebirgen und Sierren von einem heldenmüthigen, tapfern Volke bewohnt, in welchem ſich der eigenthümliche, hohe, ſüdlich erhabene Charakter des Spaniers am beſten und ungeſtörteſten entfalten konnte. Hier entſtand die caſtiliſche Poeſie und caſtiliſche Sprache, beide die ſchönſten Juwele des gott- und menſchengeliebten Landes. Dieſe Poeſie und Sprache verdrängte bald ihre Nachbarinnen, cataloniſche Poeſie und Sprache, deren Landſtriche zuletzt ja auf immer, wie geſagt, mit Caſtilien vereinigt wurden. Aber die portugieſiſche zu beſiegen, gelang ihr nur darum nicht, weil Portugal ſchon ſeit dem 12ten Jahrhundert ein eignes Königreich bildete, das mit Caſtilien immer rivaliſirte; doch verhinderte ſie dieſer Umſtand nicht, mit jener bis auf die neuſten Zeiten herab in einem ſteten Wetteifer zu bleiben. Ja, portugieſiſche Sprache und Literatur hat wohl ihre Blüthe vornehmlich der

beſtändigen Reibung mit der caſtiliſchen zu danken. Den Ruhm behauptete ſie auch fortan ununterbrochen, daß caſtiliſche Sprache ſo viel galt als ſpaniſche, und daß ſie Hof- und Gelehrtenſprache wurde, indeß alle übrigen Dialecte zu bloßen Volksidiomen herabſanken. — So finden wir zuletzt im ſpaniſchen Romanzo drei Hauptdialecte, von welchen aber auch der dritte, der cataloniſche, nicht bis auf unſre Zeit gedauert hat; und um ſpaniſche Sprache zu bezeichnen, brauchen wir alſo bloß das Caſtiliſche näher zu betrachten. Jedes Romanzo iſt eine Miſchung germaniſcher Sprache mit der lateiniſchen; aber in Spanien mußte, ſchon der Natur des Landes nach, dieſe Miſchung eine eigenthümliche ſeyn. Dazu kam noch der große, nicht genug zu beachtende Einfluß, den, größtentheils wohl unbeabſichtigt und eigentlich auch wider Willen, die hohe Bildung der arabiſchen Eroberer auf Entwickelung ſpaniſcher Sprache, ſo wie auf ſpaniſche Bildung überhaupt haben mußte. Sehen wir das Flüchtige, Leichte, nach außen hin Glänzende, als das Eigenthümliche des franzöſiſchen Romanzo an, ſo bleibt das Zärtliche, zwiſchen Innerm und Äußerm Getheilte für das ſonore, ſchmeichelnde und lautreiche italieniſche, und der Ernſt, die Tiefe, das Geiſtreiche und Bedeutungsvolle für das ſpaniſche; und dieſer eigenthümliche Charakter des letztern bekam noch eine beſonders anziehende Färbung durch den reichen, üppigen Bilderſchmuck, mit glühendem, feuerbeſtändigen Farbenſchmelz, orientaliſcher Art und Rede. Die caſtiliſche Sprache war von den Gebirgen des innern Spaniens herabgekommen, und wie ſchon die bergbewohnenden Dorier unter den Griechen breitmundige hießen, ſo wird ſchon daraus ein Theil des Breiten und Tieftönenden der ſpaniſchen Sprache erklärt, was in der dem Joniſchen in der griechiſchen Sprache zu vergleichenden portugieſiſchen Mundart mehr vermiſcht iſt. — Ernſt, Tiefe, aber freilich romantiſcher Ernſt und Tiefe iſt unbeſtreitbar der Charakter des Spaniſchen. Durch das letztere Beiwort unterſcheidet es ſich vor allen nordiſchen Sprachſtämmen. Die Fülle, die Idealität, der Reichthum und das Überfließende der Phantaſie, Vorzüge, die der Süden überall vor dem müh- und arbeitsvollen Norden, wo auch der Ernſt viel dichter, körniger, conſiſtenter gleichſam, iſt, voraus hat — dieſe Eigenſchaften hat die ſpaniſche Sprache mehr als irgend eine der übrigen romaniſchen, da wohl kaum eine ſo rein und individuell ausgebildet worden iſt, wie ſie. Bei dem größten Überfluß der reinſten, volltönendſten Vocale iſt faſt jede Rede in ihr voller Aſſonanzen und der Reim ihrer Poeſie iſt der natürlichſte und vollkommenſte, wie kunſtreichſte, den eine der neuern Sprachen aufzuweiſen hat. Das ſchöne, reichgeſchmückte Land, die volle, üppige Natur gibt ihr einen unendlichen Zufluß der lieblichſten, farbenreichſten Bilder. Die ſtete Begleitung der Guitarre hat ihre Verſe ſo geſchmeidig und fließend gemacht, daß ſie in dem einfachen aber häufig wechſelnden Bett der Redondilien, wie ſchlüpfrige Schmerlen, ſanft dahin gleiten. Aber wie lieblich nimmt ſich nicht auf dieſem ſüdlichen Grund der ſchöne Ernſt und die Würde der ſpaniſchen Sprache aus! — Sie verſchmäht die weichen, mit bedeutendem, lärmenden Klingeln, hinter welchem nicht viel iſt, hinſtürmenden Naſenlaute der Franzoſen, die ſchon bei dem Italiener viel ſanfter und ſeltner geworden ſind. Unter

ihren Ziſchlauten finden ſich die kräftigſten und nachdrucksvollſten, indeß ihre Nachbarin es damit nur zu dem einfach zuſammengeſetzten gebracht hat, den jene als ein Zeugniß der Weichheit und Schwäche faſt ganz ausgeſchloſſen; ſie häuft die Conſonanten überhaupt gar nicht, und weiß in der Ausſprache noch manchen durch einen untergeſchobenen Vocal zu verbergen, um das Bunte des Conſonantengedränges zu vermeiden. Und von den Vocalen liebt ſie die tiefen vor allen, die denn der ſpaniſchen Rede eine ſo herrliche, imponirende Würde ertheilen, daß ſie wohl ganz vorzüglich zu einem feierlichen Vortrag ſich eignet, und in dem Pathetiſchen, in dem Würdevollen, in dem erhabnen Ausdrucke eine ſeltene, tiefergreifende (verſteht ſich, ſüdliche) Stärke hat. Auch die kleinſte Periode im Spaniſchen, ſelbſt in der nur aus der Grammatik erlernten, wohl ſehr mangelhaften Ausſprache vorgeleſen, vergegenwärtigt dem Ohr durch ſeine gehäuften A, beſonders vor dem O, den edeln Spanier in ſeiner würdevollen Grandezza und glänzenden Ernſthaftigkeit. — Einfachheit iſt überall die Begleiterin des Ernſtes, der Tiefe, und ſo ſehen wir ſelbſt in den Beugungen der ſpaniſchen Wörter den Urſprung noch viel weniger entſtellt als bei den übrigen ſüdlichen Sprachen; und wenn die Franzoſen ein Geklingel von unnützen Beugungsſylben anhängen, die nicht einmal ausgeſprochen werden, ſo verſchmäht der Spanier dieſen unnützen Zierrath, dieſes leichtfüßige Schnörkelwerk ohne Bedeutung. Er hat es ſogar nicht der Mühe werth gefunden, mit Zuſammenziehungen ſonderlich freigebig zu ſeyn, und hält es unter ſeiner Würde, mit ſolchen Kleinigkeiten etwas erſparen zu wollen. So hat denn freilich ſeine ganze Sprache, ſelbſt im muthwilligſten Scherz, etwas Feierliches; und wenn ſie uns nicht die luſtigen Gaukelſpiele der Franzoſen vormacht, ſo iſt ſie in Wortſpielen deſto kühner und freigebiger, und ſucht, ihrem Ernſte angemeſſen, weit öfter zugleich auch im Worte Bedeutung und ſinnreiche Beziehung, als, mit Vorbeigehung des Worts, bloß in den Sachen. — Die Franzoſen, und zum Theil auch die Italiener, haben die Gewohnheit, eine Menge Worte zu häufen, und zu gewiſſen ſtehenden Formeln auszuprägen, um ein Warum oder Darum auszudrücken. Aber wie weit einfacher iſt hier der Spanier! Lieber iſt er dann in Häufung der Gedanken und Bilder verſchwenderiſch, bisweilen in Schwulſt und Bombaſt verfallend, als daß er leer in leeren, nutzloſen Worten ſeyn ſollte. Selbſt in ſeinen ſehr genau beſtimmten Höflichkeitsbezeigungen iſt jedes Wort von feſter, beſtimmter Bedeutung. Sehr natürlich erklärt ſich hieraus auch der Reichthum an Sprichwörtern und ſprichwörtlichen Redensarten, den ſeine Sprache beſitzt; und wenn derſelbe für ihr Verſtehen läſtig und mitunter auch wirklich überſchüttend ſeyn mag, ſo iſt er auf der andern Seite auch ein Schmuck derſelben, der ihren Geiſtesreichthum und ihre Bedeutſamkeit aufs beſtimmteſte beurkundet. Gewiß wird niemand aus den mit den Früchten der Levante und den begeiſternden Trauben des Südens gezierten Zaubergärten dieſer Sprache zurückkommen, ohne eine gewiſſe Vorliebe für dieſelbe mitzubringen, und noch lange den mit Entzücken den Ton ihres Ernſtes in ſich nachklingen zu hören. Erſt unſer Zeitalter hat angefangen, den lange entbehrten Genuß dieſer Sprache unſerm Volke, aus welchem ſie ſelbſt ein ſo ſchönes Erbtheil erhalten, aber auch treuer als ir-

gend eine andre bewahrt hat, zu verſchaffen; und wir können nicht umhin, unſrer Jugend recht ernſtlich zuzurufen: hic Rhodus, hic salta! — Iſt nun aber die Sprache eines Volks der treuſte Abdruck ſeiner Eigenthümlichkeit in allen ſeinen übrigen Beſtrebungen, ſo wird es uns nicht ſchwer werden, nach den hier geführten weitläuftigern Unterſuchungen uns kürzer über Poeſie, Kunſt und Literatur des ſpaniſchen Volks zu faſſen. Literatur, Poeſie und Kunſt ſtehen in dem Lebenskreis eines Volks ſo nahe an einander, daß man jede derſelben nur als eine nach einer beſondern Seite zugewendete Offenbarung eines und deſſelben Princips anſehen kann. Selten ſind die Völker, unter welchen ſich alle dieſe drei Blüthen eines Stammes in gleicher Vollkommenheit und Herrlichkeit entwickelt haben; und wenigſtens hat immer eine der drei Schweſtern die andre überglänzt und ſich zu derjenigen Höhe erhoben, auf welcher die übrigen ihr dienen und ihr den Vorzug einräumen mußten, für das Ganze tonangebend zu ſeyn, und die Grundfarbe beſtimmen zu können. Eigentlich poetiſche Nationen haben darum auch dann erſt eine Literatur, wenn das ſchönſte Zeitalter ihrer Blüthe ſchon vorüber iſt, und der ſinkende Geiſt des Volks, in der Gefahr des Verlierens, die Trümmer ſeiner vorigen Herrlichkeit noch zu retten und durch die Schrift dauernd zu machen ſucht. Die Abbildungen der Wunder alter Baukunſt ſind erſt von ihren Ruinen genommen, und gleichſam der Gypsabzug von dem ſchon entſeelten Leichnam. — Aber Poeſie, wo ſie in reiner Geſchiedenheit und ſelbſtſtändig auftritt, läßt auch ſelbſt die übrigen Künſte immer nur als ihre Dienerinnen in ihrem Geleite auftreten, und verſtattet ihnen nicht, ſich zu einem völlig ausgebildeten und unabhängigen Daſeyn zu erheben. — Die ſpaniſche Nation glauben wir unbedenklich eine reinpoetiſche Nation nennen zu dürfen. Ihre geiſtigen Beſtrebungen haben alle rein dichteriſchen Charakter und die Geſchichte ſagt es denn auch offenbar genug, indem ſie uns die faſt zahlloſe Menge ihrer Gedichte bei dem kleinen Umfang der Literatur vorhält, daß ſie in Poeſie ihren ſchönſten Kranz gewunden hat. Ihre Literatur wird deßhalb am füglichſten beiläufig mit erwähnt werden können, wenn wir von Poeſie handeln. — Und in der Kunſt ſehen wir faſt überall den Spanier nicht über den erſten Anfang hinaus, wenigſtens nicht weiter gehn, als zur Verherrlichung der Dichtkunſt nöthig war. Um etwas genauer ins Detail einzugehen — an Werken der Beredſamkeit, der geiſtlichen ſowohl als der weltlichen, iſt keine Sprache ſo arm als dieſe, wiewohl ſie nicht ohne ſchöne Anlagen dazu iſt, die ſich ſelbſt in den komiſchernſthaften Reden des Edlen von Mancha verrathen. — Für die Baukunſt war Spanien vielleicht wichtig durch die folgenreiche Berührung, in welche hier arabiſche und gothiſche Kunſt mit einander kamen. So gewiß die herrliche gothiſche Baukunſt aus dem ganzen Geiſt der neuen, chriſtlichen Völker überhaupt hervorgegangen iſt, und Germanien weit mehr angehört als Spanien, Italien und England, ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß das, was man neugothiſche Bauart nennt, in der Nachbarſchaft der leichten, glänzenden und üppigen Baukunſt der Mauren ſich lieblicher und kunſtreicher entwickelte. Die Araber waren in der Zeit, wo ſie Spanien beherrſchten, in allen Künſten und Wiſſenſchaften, und ſo vornehmlich in der Baukunſt die weit gebildetſten

und in ihrem herrlichen Königreiche Granada, das ſie unter allen am längſten beſaßen, in der Hauptſtadt gleiches Namens, ſteht noch jetzt der mauriſche Palaſt Alhambre, ein bleibendes Denkmal arabiſcher Pracht und Herrlichkeit, da, mit ſeinen zahlreichen Thürmen und dem noch jetzt ſo reizenden Königshauſe Xeneralife. Wäre es zu viel vorausgeſetzt, wenn man behauptete, die Spanier hätten, wie in andern Künſten, ſo auch in der Baukunſt, wenn auch nicht die runden ſtatt der ſpitzigen Bogen, doch manches der leichten Schnörkel und des künſtlichen Beiwerks von ihren gebildetern Nachbarn angenommen? — Ihre zahlloſen Kirchen ſind im gothiſchen Geſchmack gebaut, wie die ältern Kirchen Deutſchlands und Englands, und unter ihnen gibt es wohl manche köſtliche, aber ſchwerlich einen ſtraßburger Münſter, eine wiener Stephanskirche oder londoner Weſtminſterabtei. Eine Merkwürdigkeit ſpaniſcher Baukunſt und Größe überhaupt bleibt aber doch gewiß das berühmte Kloſter Escorial, das ſeinem königlichen Erbauer, dem zweiten Philipp, 25 Millionen Ducaten gekoſtet und über 1000 Schritte im Umfang haben mag. — Muſik, Tanzkunſt, Mahlerei und die bildenden Künſte überhaupt konnten natürlich bei einem ſo poetiſchen Volke nicht fehlen. Die Muſik mußte ihre Lieder und Romanzen begleiten, und jeder Hirt weiß noch jetzt ſein Inſtrument zu ſpielen, um ſeinen ſelbſtgedichteten Geſang zu beleben. Der Tanz, der nothwendig in das Leben eines ſüdlichen Volks gehört, wurde ſelbſt national ausgebildet, und auch da verdankt der Spanier noch jetzt dem leichten Araber manchen faſt allegoriſchen Tanz. Die Mahlerei und Bildhauerkunſt mußte ihre Kirchen und Paläſte ſchmücken, und Madrid hat ſelbſt eine Academia de las tres nobles artes, Pintura, Escultura y Arquitectura, ſo wie der königliche Palaſt daſelbſt, und die Sakriſtei des Escorial Gemähldegallerien. Aber eine eigne Schule in dieſen Künſten zu bilden und es darin zur Meiſterſchaft zu bringen, dazu hatte die Nation dem freundlichen Dienſte der Poeſie ſich zu treu und feſt verpflichtet, und ſah ſelbſt die Schauſpielkunſt mehr als ein Mittel zur Verherrlichung ihrer Gedichte an, als daß ſie Poeſie zur Vervollkommnung jener gebraucht hätte. — Wir gehen darum zur Poeſie des Spaniers über, und betrachten dieſen herrlichen Juwel in ſeiner Krone mit einer wahren Bewunderung. Kurz können wir ſeyn in der allgemeinen Beſtimmung des Geiſtes ſpaniſcher Dichtkunſt, bemerken aber zum Voraus, daß wir überzeugt ſind, derſelbe Hauch der Muſe, der den Caſtilianer begeiſterte, habe, dem Grunde und dem Weſen nach, auch in Portugal geathmet. Beide ſind die Repräſentanten eines ganz eigenthümlichen Geſchlechts romantiſcher Dichtung, das vielleicht noch dazu die edelſte Frucht iſt, die dieſer dichteriſche Stamm getragen hat. Es iſt merkwürdig, daß, nachdem das Geſchlecht der Troubadours — die wahren Rhapſoden und ioniſchen Sängerſchulen des Mittelalters — ſein Zeitalter durchlaufen hatte, in Italien durch Dante, Arioſto, und zuletzt Taſſo die provençaliſche Dichterweiſe beſchloſſen, und dafür eine andre, die ſchöne Romanzendichtungsart, künſtlich in den Garten eines bunten, ſchillernden, romantiſchen Epos zuſammengepflanzt, erweckt wurde; und daß dagegen der Caſtilianer die limoſiniſche Poeſie gar nicht einmal bei ſich einbürgerte, ſondern, noch ehe ſie von der cataloniſchen Küſte herüber den Weg durch Aragon zurückge-

legt hatte, eine eigne, nationale, romantiſche Poeſie ihr entgegenzuſtellen wußte, die, in Spaniens Geiſte geſtaltet, für daſſelbe eben das war, was die italieniſche für ihr Vaterland — rein entfalteter und über die Kindheit hinaus entwickelter, romantiſcher Geſang. Die Zeit des Aufblühens ſpaniſcher Dichtkunſt fällt, mit dem Aufblühen der italieniſch-epiſchen zuſammentreffend, gerade in die Zeit, wo (auch in Spanien) die provençaliſche ihre Endſchaft erreichte, in die Mitte des 14ten Jahrhunderts. Unwillkürlich nöthigt uns dies hier eine große Epoche, einen eigentlichen Wendepunkt in der Geſchichte der neuern Poeſie anzunehmen; und wenn die Poeſie der Troubadours ihrer Kindheit angehört, wo das Spiel eben als eigentlicher Ernſt behandelt wird, und Poeſie die wahre Lebensarbeit iſt, ſo fällt die ſpaniſche und ſpätere italieniſche Poeſie (von Dante an nach 1350) in das ernſtere Alter, wo Spiel und Arbeit ſich geſchieden haben, und der Ernſt des Lebens zum ſchönen Spiele der Poeſie ſich flüchtet, um da ſich den Schweiß von der Stirne zu trocknen. Das Weitere davon im Art. Troubadour. — In Spanien hatte die Kindheitsperiode der Poeſie aus nationalen Gründen nur kurze Zeit (und dieſe kaum bemerkbar) dauern können. Im Kampf mit den fremden Überwindern, der die ganze Periode des Erwachens ſpaniſchen Geiſtes ausfüllt, hatte die ernſte Seite des Lebens, die Arbeit der Schlachten und des Kriegs, gleich anfangs ſich zu geltend gemacht; und ſpäterhin hatte der edle Caſtilianer ſchon den Honig einer erwachſenern Poeſie zu reichlich gekoſtet, als daß er noch an dem oft kleinlichen, tändelnden Spiel der limoſiniſchen, die wohl von Aragon herüberzudringen verſuchte, Gefallen finden und in ihr ſeine erkämpfte Muſe hätte verſchwelgen ſollen. Bloß am Hofe des Königs von Aragon und ein einzigesmal an dem des von Caſtilien, gab es Liebeshöfe und wandernde Sänger, und hier war es, wo einſt ein König, von ſeinen unruhigen Großen genöthigt, den Thron auf eine Zeit lang mit einem dichteriſchen Aufenthalte in einer herrlichen Waldgegend vertauſchte, und unter den Wettgeſängen der Vögel und ſeiner Dichter das Bittere ſeines Schickſals zu vergeſſen wußte. Als Caſtilien herrſchend vom Herzen Spaniens aus ſich verbreitete, zog ſich die provençaliſche Dichtung auch aus Aragon, Catalonien und Valencia weg und nach Frankreich zurück, das, als es dieſe im Lauf der Zeiten auch verlor, nachmals, weil es immer ein Kind blieb, gar keine Poeſie mehr gehabt hat. — Romantiſch war vom Anfang und blieb die caſtiliſche Poeſie; aber wie geſagt, eigenthümlich romantiſch. Sie ging vom Epiſchen, der Romanze, aus, nahm den Roman in die Mitte, und erreichte ihre höchſte Höhe im Drama — der recht naturgemäße Entwickelungsgang des Romantiſchen. — Der Spanier verdankt ſeinem Lande eine edle Selbſtſtändigkeit, eine männliche Würde und Gediegenheit, eine Ruhe und Feſtigkeit, die treu und unwandelbar an dem Ergriffenen feſthält — aber, wie öfters geſagt, die Gluth, der reiche Farbenſchmelz des Südens iſt darüber ausgegoſſen; und die üppige, überfließende Mannichfaltigkeit des Romantiſchen mit jenen ernſtern Eigenſchaften gepaart, beſtimmt auch die Eigenthümlichkeit der ſpaniſchen Poeſie, wodurch ſie von italiſcher Kunſt ſich ſo ſehr unterſcheidet. Wohl hat auch der Orientalismus der Araber ſeinen Einfluß gehabt, um den Farbengrund noch tiefer und glühender zu machen, ſo wie er zugleich

das Zauberſpiel morgenländiſcher Feerei, die in ihrer wunderbaren, kühnen Leichtigkeit doch ſo ernſthaft ſich ausnimmt, dazu gebracht hat. Einen gewiſſen vollen, ſchweren Gang hat die ſpaniſche Poeſie überall; aber ihr Weg geht auf kühn geſprengten Brücken über ſchroffe Felſenſchründe, oder durch ſanfte, blumenreiche Auen, oder in lieblich duftenden Orangenwäldern. Es mußte dies Zuſammentreffen, nach einer ſehr natürlichen pſychologiſchen Entwickelung, ihr eine beſondre Anlage zu jenen ſchwerfälligen Scherzen und Witzeleien geben, die wie die Begeiſterung eines alten, ſchweren Weins durch ihre Dichterwerke ſich hindurch ziehen, ſo wie zu dem nirgends ſo weit getriebenen Haſchen nach Allegorien. Aber auch der Zweig, der wirklich der geſuchte goldene Zweig des Äneas in der Krone des herrlichen Baums iſt, verdankt dieſer Berührung zweier Entgegengeſetzten ſeinen Urſprung, ich meine, die hohe Ausbildung der Intrigue, die von dem Spanier alle romantiſch-dichtenden Nationen geerbt, wenigſtens bei ihm in der ſchönſten Vollendung gefunden haben. Verſchlingung und Verknüpfung der Fabel, die gerade die verwickeltſten Knoten am eifrigſten ſucht, um ſie dann mit allem Ernſte aufzulöſen — dieſe Eigenthümlichkeit des Romantiſchen konnte unter den oberflächlichen Dichtern Frankreichs und den leichtfertigen Italiens durchaus nicht ſo gedeihen, als in dem ernſtern, langſamern, aber auch kräftigern Spanier. Und ſie iſt die Seele ſpaniſcher Dichtung, und hat in ihren Dramen unſtreitig die höchſte Ausbildung erhalten. Wir können darum den Geiſt ſpaniſcher Poeſie, ſeinem Inhalt nach, wenn wir ihn zumal in ſeinen Meiſterwerken, den des Lope de Vega und des Calderon betrachten, am füglichſten in folgende Schilderung zuſammenfaſſen: er iſt bedeutend im Kleinen, künſtlich in dem Natürlichen, tragiſch zugleich in dem höchſt Komiſchen, und ſchwer und gewichtig auch da, wo er am leiſeſten auftritt; und ritterlicher und chriſtlicher Sinn wohnt in keiner Poeſie ſo edel und ernſthaft als in dieſer. — Dies alles mußte auch eine eigenthümliche Form derſelben bedingen, und wir ſehen hier ebenfalls den Spanier ſeinen eignen Weg gehen. Ihre größte Eigenthümlichkeit in dieſer Rückſicht, die Redondilien (redondillas) die, wie bei keiner Nation, bei ihr nicht nur das ſtehende Sylbenmaß für die Romanze, ſondern auch für das Drama wurden, mit den nur bei ihr zur höchſten Vollendung ausgebildeten Aſſonanzen, ſind ein wahres eigenes Gewächs ſpaniſchen Bodens. Redondilien, größtentheils vierfüßige trochäiſche Verſe, eignen ſich, bei dem Ernſt und der Feſtigkeit der Trochäen, in ihrer Kürze und ſteten Abwechſelung ſo ganz für die ſpaniſche Poeſie, daß die Verſe de arte mayor (daktyliſche Stanzen) nicht gut neben ihnen aufkommen konnten. In den Sonetten, die auf ſpaniſchem Grunde erwachſen waren, ehe noch an Bekanntſchaft mit Italien zu denken war, wurden ſie am volksgemäßeſten ausgebildet, ſo wie die kunſtreiche Verſchlingung dieſes Metrums wohl keinem Volke mehr zuſagen mußte, als dem ſpaniſchen. Und der Reim, der vollkommne allein, war ihnen nicht hinreichend, ſondern um Beziehungen in allen möglichen Rückſichten zu finden und anzubringen, wurden Endſylben nicht nur, ſondern oft ganze Verſe in ein Aſſonanzverhältniß gebracht, das wie eine liebliche Echo durch ihre Gedichte wandelt, und ihnen eine Fülle und einen Tonreichthum gibt, welcher der innern

Farbengluth aufs beſte entſpricht. — Spaniens Poeſie ging in den Zeiten des Mittelalters aus Romanzen und Volksliedern hervor, und die politiſche Stellung des Landes in dieſer Zeit hatte es, wie geſagt, verhindert, daß ſie, ihre liebliche Kindheit in Ruhe verſpielend, ſich ſo ungeſtört und frei, wie die provençaliſche, welcher es aber eben darum, als einem in beſtändigem Schutz emporgewachſenen Baume, an Kraft und Haltung fehlte, entwickeln konnte. Der Spanier wurde frühzeitig in den Ernſt des Lebens hineingeriſſen, aber da ſein Volk ein poetiſches war, ſo entwickelte ſich auch an und mit dem Kampfe ſeine Dichtung, und in ihr klang jedesmal ſein wirkliches Leben verſchönert wieder. Das Lied war der nothwendige Reflex, in welchem ſich jede That des ritterlichen Helden abſpiegelte. Kein Volk hat einen ſolchen Reichthum an Romanzen als das ſpaniſche, aber ſeine Romanzen, zumal in der frühern Zeit, ſind auch weiter nichts als die treue, kindlich poetiſche Erzählung einer ritterlichen That. Man mag ſie wohl mit Recht in die Romanzen nach den Ritterromanen (beſonders aus der fabelhaften Geſchichte Carls des Großen, in die man nun auch mauriſche und ſpaniſche Helden, z. B. Don Gayteros, Calaynos, Alarcos ꝛc. miſchte), und in hiſtoriſche eintheilen; und dieſer letztern mußte es bei der Natur der Kämpfe mit den Mauren eine unendliche Menge geben. Nach den Romanzen, die in die erſten Zeiten dieſer Kämpfe fallen, in das 9te und 10te Jahrhundert, erhoben ſich glänzend und für die Dauer geeignet die herrlichen Romanzen vom Cid, dem trefflichen Helden des erſten caſtiliſchen Königs Ferdinand, Rodrigo Diaz de Vivar, genannt el campeador (der Kämpfer). Ihr Inhalt iſt uns in dem wahrſcheinlich älteſten, übergebliebenen längern Gedichte: el poema de Cid (abgedruckt in unſers Schuberts bibliotheca castellana, portugues y proençal, T. I., Altenburg bei Rink 1804) ausführlich erzählt — ein Gedicht, deſſen Kindlichkeit und durchgehendes, poetiſches Colorit, dünkt uns, ſo auffallend iſt, daß wir nicht begreifen können, wie man ſeinen Werth ſo höchſt verſchieden hat anſchlagen mögen. Man hat vergeſſen, daß es nichts weiter iſt, und in dieſer frühen Kindheit ſpaniſcher Poeſie nichts weiter ſeyn konnte, als eine verlängerte, hiſtoriſche, altſpaniſche Romanze, mithin ohne Entwickelung, ein treues Naturgemählde, das uns den ſchönſten Theil eines herrlichen Stroms mit ſeinen lieblichen Uferumgebungen darſtellt, der aber, wie er aus einer andern Gegend ins Gemählde einſtrömt, ſo auch darüber hinaus in andre weiter fließt. Die Sprache iſt offenbar ſehr altcaſtiliſch, und die Verſe, die manche für Alexandriner gehalten haben, was ſie bei ihrer großen Unbeſtimmtheit ganz und gar nicht ſeyn können, zwar iambiſch, aber höchſt wahrſcheinlich bloß darum nicht Redondilien, weil ja das Gedicht keine Romanze, ſondern wirklich etwas anders ſeyn ſollte, freilich nur nach der Kategorie der Quantität. Es gehört allem Vermuthen nach noch in das 12te Jahrhundert. — Die trefflichen Romanzen nun vom Cid ſelbſt kennen wir näher durch die Bemühungen unſers großen Herders und ihrer mögen noch über hundert vorhanden ſeyn. An ſie ſchloſſen ſich die aus der Geſchichte der Mauren, von welchen viele in der historia de los Vandos de los Zegris y Abencerrages (wohlfeiler Abdruck in bibliotheca española T. I. Gotha por Steudel y Keil 1805), die ſelbſt eine romanzenartige

Chronik der mauriſchen Helden iſt, ſtehen; und mehrere andre aus der Volksgeſchichte. Wenig von den Romanzen unterſchieden war das Lied (cancion) und vielleicht reducirt ſich, beſonders in den Zeiten des 13ten und 14ten Jahrhunderts der ganze Unterſchied darauf, daß das Lied in Coplas oder kleine Strophen abgetheilt war. Späterhin wurde das Lied mehr lyriſch, und hier entſtanden: die eigentlich ſogenannten Canciones (in zwölf Zeilen, dem Madrigal und dem Epigramm vergleichbar), die nahe damit verwandten Villancicos (Stanzen von ſieben Zeilen), und die poetiſchen Gloſſen (Variationen, Paraphraſen bekannter Lieder und Romanzen, bei welchen man die alten Lieder zeilenweiſe mit unveränderten Worten in die neue Compoſition einflocht. Eine dem Spanier allein eigenthümliche Dichtungsart!) — Spanien hat hier den ſchönen Vorzug, den größten Theil ſeiner Romanzen und Lieder in große Sammlungen niedergelegt und ſo für die Nachwelt aufbewahrt zu haben, bei welchen nur die größtentheils mangelnde Angabe des Alters und der Verfaſſer zu bedauern iſt — jene in dem im 16ten Jahrhundert entſtandenen Romancero general (von Miguel de Madrigal 1604, und Pedro de Flores, 1614), nachdem die ältern in dem Cancionero de Romances etc. Anveres 1555 ſchon aufbewahrt waren; dieſe in dem Cancionero general von Fernando del Caſtillo im Anfang des 16ten Jahrhunderts, welchem ein Cancionero de poetas antiguos unter Johanns II. Regierung voranging. — Spanien hatte im 16ten und 17ten Jahrhundert ſeine höchſte Höhe erreicht, und als der Enkel Ferdinands des Catholiſchen, der berühmte Carl V, mit der ſpaniſchen Königs- auch die deutſche Kaiſerkrone vereinigte, und noch in Italien mächtig gebot, hatte er Spanien ſo hoch erhoben, daß die nachfolgenden Philippe recht zügellos die Kraft ihres Reichs verſchwenden konnten, ohne ſie doch eher aufgezehrt zu haben, als gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, wo, nach dem Tode des ſchwachen Carls II., der bourboniſche Stamm auf dem Thron ſaß, und nun das ganze 18te Jahrhundert hindurch es nicht weiter bringen konnte, als das erſchöpfte Leben des Staats nothdürftig hinzufriſten, bis in der neuſten Zeit ein gewaltiger Stoß von außen die ſchlummernde Kraft des Volks, wir hoffen es, für eine neue Blüthe wieder geweckt hat. Mit der höchſten Erhebung der Monarchie ſchritt auch die Poeſie zu bedeutendern Unternehmungen vor. Gekrönte Häupter, wie Alphons X. im 13ten Jahrhundert, der caſtiliſche Prinz Don Juan Manuel (ſtarb 1362), hatten ſchon früherhin in Poeſie und Proſa ſich verſucht, und Manuels Werk: der Graf Lukanor, eine Sammlung wichtiger Lebensregeln für Fürſten, bleibt ein ſchönes Denkmal ſpaniſcher Bildung im 14ten Jahrhunderte. Die Ritter ſelbſt, und nicht, wie in andern Ländern, bloß Mönche, hatten ſich mit Chronikenſchreiben beſchäftigt, und der ſpaniſche Chronikenſtyl iſt dadurch würdiger und edler geworden. Überhaupt war Leben und Wiſſenſchaft in Spanien ſo innig verbunden, daß ihre größten Helden im Kampfe auch die wiſſenſchaftlich Gebildetſten waren, und nicht ſelten als die erſten Dichter glänzten. Dies von den älteſten Zeiten bis in die jüngſten der ſpaniſchen Blüthe. So im 15ten Jahrhunderte am Hofe des caſtiliſchen Johanns II., des berühmten Gönners der Poeſie, der Marquis Enrique de Villena, und ſein noch berühmterer Zögling Don

Iñigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, deſſen Brief über die älteſte ſpaniſche Poeſie (überſetzt vor der ſchubertſchen Bibliothek) ſo berühmt worden iſt; und mehrere andre, von dem genannten König ausgezeichnet begünſtigt. Natürlich mußten nun in allen Fächern der Kunſt Verſuche gemacht werden. Schon unter der Regierung Johanns IX. und ſeiner Tochter, der berühmten Iſabelle, regte ſich zuerſt der dramatiſche Sinn. Der Marquis de Villena veranlaßte allegoriſche Schauſpiele, und zum Dank ergoß ſich ein unbekannter Verfaſſer in dem berühmten ſatiriſchen Schäferdialog: Mingo Rebulgo, über den Dichterhof des Königs. Darauf folgte der dramatiſche Roman von Calliſtus und der Meliböa, welcher auch eine tragicomedia genannt wurde. Einige hiſtoriſche und biographiſche Werke von Bedeutung erſchienen zu gleicher Zeit; unter den letztern beſonders: los claros viros von Fernando de Pulgar. Da trat denn die Periode ein, wo unter Ferdinand dem Catholiſchen ſich die ganze Monarchie bleibend vereinigte; Spanien und Italien durch die Eroberung Neapels unter dem großen Feldherrn, Gonſalvo Fernandez de Cordova, in Berührung kamen; die Inquiſition, die, den Glauben des Spaniers ritterlich feſſelnd, ſeiner Phantaſie deſto freiern Spielraum ließ, eingeführt wurde, und Amerika entdeckt ward — Umſtände, von welchen beſonders die Verbindung mit Italien entſcheidend wurde. — Boſcan (ums J. 1526), genährt durch italiſchen Geiſt, erhub caſtiliſche Poeſie zuerſt zu dem Rang einer claſſiſchen, indem er das Gute der italiſchen Vorbilder zur Polirung und Abglättung der ſpaniſchen Eigenthümlichkeiten anwendete, ohne doch dieſe zu verwiſchen, auf welchem Wege man dann raſch fortwandelte. Anfangs nicht ohne Widerſpruch der alten Romanzendichtung, die ſich auch nicht verdrängen ließ, zuletzt doch mit überwiegender Partei. Er blieb indeß bei Sonetten und Canzonen ſtehen; aber ſchon ſein Freund und Nachfolger, Garcilaſo de la Vega, der als Held im 33ſten Lebensjahre, von einem befeſtigten Thurme in Frankreich commandirend, die tödtliche Wunde gewann, wurde der berühmte Verfaſſer allgemein beliebter Schäfergedichte, welche ſpäterhin der Portugieſe Saa de Miranda und Montemayor, letzterer in ſeinem Schäferroman: Diana, veredelte. — Höher als Beide ſteht der berühmte Staatsmann Diego de Mendoza, Carls V. gefürchteter Stellvertreter in Italien, zugleich der Verfaſſer des in ganz Spanien gefeierten komiſchen Romans: Lazarillo de Tormes, und der Geſchichte des Rebellionskriegs in Granada, in ſeinen vielfältigen Canzonen, poetiſchen Epiſteln und ſatiriſchen Gedichten; und in der Odendichtung in dem neuern claſſiſchen Styl verſuchten ſich Herrera und Luis de Leon mit vielem Glücke. — Nun wollte zwar das Beſtreben, das romantiſche Epos der Italiener zu hispaniſiren, in keine Weiſe gelingen, ſo viel Mühe man ſich gab. Ja epiſche Kunſt überhaupt gelang ſelbſt in den ſpätern Zeiten nicht, wenn man nicht etwa die Araucana des Alonzo de Ercilla y Zuñiga (nach 1556) ausnimmt, welche die Beſiegung eines tapfern amerikaniſchen Volksſtammes erzählt. Aber dagegen war nun für die Blume, die in dem Blüthenhain des ſpaniſchen Parnaſſes die ſchönſte geworden iſt, die Stunde des Aufblühens gekommen. Wir meinen die dramatiſche Poeſie. In ihr hat Spanien ſeinen höchſten poetiſchen Triumph errungen, und die Geſchichte dieſer iſt

fortan beinahe allein die Geſchichte ſpaniſcher Poeſie. Spaniens Dramatik wurde, wie erinnert, zuerſt unabhängig in der Zeit Johanns II., iſt aber urſprünglich aus den geiſtlichen Spectakelſtücken hervorgegangen, mit welchen darum auch immer ein großer Theil ihrer Productionen verbunden blieb. Sie kennt nicht die griechiſche Unterſcheidung der Komödie und der Tragödie, aber dafür hat ſie die ihr eigenthümliche Eintheilung in comedias divinas y humanas. Jene wurden ſeit Lope de Vega in Lebensgeſchichten der Heiligen (vidas de Santos) und in autos sacramentales (Stücke, die am Frohnleichnamsfeſte aufgeführt wurden, und die Verherrlichung der Sacramente zum Zwecke hatten) eingetheilt; und dieſe bildeten drei Claſſen: 1. die heroiſchen (eigentlicher: hiſtoriſchen); 2. die Mantel- und Degenſtücke (comedias de capa y espada) aus der Claſſe des eleganten Lebens, voll der verwickeltſten Intrigue; 3. die Figurirſtücke (comedias de figuron), wo ein windiger Glücksritter oder Dame die Hauptrolle ſpielt. Daneben gab es nun noch Vorſpiele (Loas), Zwiſchenſpiele, meiſt komiſch (entremeses) und gewöhnlich mit Muſik und Tanz begleitet (Saynetes). Schon dies deutet darauf hin, daß das ſpaniſche Drama ein eigenthümliches Gewächs war, und wir können es mit unſerm A. W. Schlegel in ſeinen dramatiſchen Vorleſungen am füglichſten durch die Bezeichnung des romantiſchen Schauſpiels unterſcheiden. Wir ſehen überhaupt nicht ein, warum wir den eigenthümlichen Werth der dramatiſchen Kunſt der chriſtlichen Zeit herabſetzen ſollen, um nur das griechiſche Drama zu erheben, da dies offenbar Mißkennung der neuen Ära beurkundet? Wir wiſſen es, daß es in der neuern Dramatik eigentlich durchaus nur eine Form, die Komödie der Spanier (nicht durch Luſtſpiel, ſondern am füglichſten durch Schauſpiel zu überſetzen) geben kann. Schätzen wir nun aber die neuere dramatiſche Kunſt nach ihrem wahren, dem romantiſchen Gehalte, ſo überzeugen wir uns gewiß auch bald, daß zwei Nationen in ihr die Palme, jede dem Geiſte ihres Landes gemäß und zugleich den allgemeinen und nothwendigen Foderungen menſchlicher Entwickelung entſprechend, erſiegt haben — auf der einen Seite die engliſche in ihrem Shakſpeare, und auf der andern, noch herrlicher wohl, die ſpaniſche in ihrem Lope de Vega und Calderon. Iſt das Eigenthümliche des neuern Schauſpiels die Intrigue, dieſer natürliche Reflex des buntſchillernden, romantiſchen Farbenſpiels, ſo ſehen wir ſie bei dem Engländer ſchon mehr in dem großen, durch die rohe Kraft des Inhalts imponirenden Styl des Norden auftreten. Aber dem Spanier war es vorbehalten, ſie mit der ganzen Würde der caſtiliſchen Tiefe, aber auch zugleich in dem bunteſten, glanzreichſten Formenſpiel des Süden durchzuführen, und ſie zu einer Stufe der Bildung zu erheben, auf welcher ihm keine Nation nachkommen, wohl aber oft genug von ihm borgen konnte. Dabei war ihm die geiſtliche Komödie eigenthümlich, und die einzige Andacht am Kreuze von Calderon beweiſ't, welche Herrlichkeit die Poeſie des Chriſtenthums erlangen kann — gewiß ein bei weitem noch nicht genug gewürdigter Vorzug der ſpaniſchen. Auch die Redondilien gaben ihren Dramen eine Zartheit und ſüdliche Farbe, die niemand weiter theilte, ſo wie ſelbſt die Abtheilung ihrer Stücke in drei Jornadas oder Acte ſie, nicht ganz ohne Bedeutung, auszeichnete. Dürfen wir uns wundern, wenn im Ernſt behauptet

werden will, daß wir die wahre Herrlichkeit des neuen Drama gar noch nicht kannten, ſo lange uns unſer Schlegel nicht in Spaniens Blumenhaine eingeführt hatte? — Ohne aber noch weitläuftiger darüber zu werden, als wir es ſchon ſo über die Gebühr geworden ſind, geben wir noch einige Züge aus der Geſchichte dieſer Poeſie. Nachdem in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts eine gelehrte Partei, in dem unbeſtimmten Sehnen nach Theater, das griechiſche und römiſche Drama dem Volk aufzudringen, unglücklich verſucht hatte, trat Torres Naharro auf, und legte den Grund zur echtſpaniſchen Komödie, welchem der große Lope de Rueda, ſelbſt Schauſpieler, mit Stücken in Proſa folgte. Aber das Theater der Spanier war damals, wie das der Griechen unter Thespis und Phrynichus, noch ſehr arm, und beſtand nach Cervantes aus einigen Brettern und Bänken, und einer Garderobe, die ſich nebſt den Decorationen in einen Sack packen ließen. Ausgebildeter wurde ſchon das Drama durch Cervantes, den Nebenbuhler des großen Lope de Vega, ohne ihm doch gleich zu kommen. Aber den erſten Ruhepunkt ſeiner Ausbildung fand es in dem zuletzt genannten, dem vor Calderon allgemein Gefeierten (geb. 1562), der in allen oben angeführten Gattungen ſpaniſcher Komödie ſich mit ungeheuerem Beifall verſuchte, und deſſen berühmteſte Stücke mit Ausſchluß der Autos und Vor- und Zwiſchenſpiele allein 25 Bände anfüllen. Ihn bezeichnet unerſchöpfliche Erfindungsgabe, eine höchſt verwickelte Intrigue; aber ihm fehlt die innere, feinere Politur und — wie konnte es auf dieſer Stufe und bei dieſer Fruchtbarkeit anders ſeyn? Ihn umgab ein Heer von Nachahmern, welches die Komödie bis zur zweiten und höchſten Stufe begleitete, die durch den unſterblichen Pedro Calderon de la Barca (geb. 1600) beſtimmt genug angezeigt iſt. Er, der Hofdichter des vierten Philipp, der mit der größten Vorliebe für das Theater ſorgte, war der Erwählte, um das ſpaniſche Theater zum höchſten Gipfel zu erheben, und niemand hat wahrer von ihm geſprochen als A. W. Schlegel, aber auch eben dadurch ſiegreich erwieſen, daß in dem Kranze romantiſcher Dramatiker überhaupt er die koſtbarſte Perl ſey. An Fruchtbarkeit fehlte es ihm auch nicht, und man ſchreibt ihm 127 Komödien, und 95 Autos zu. — Auch ſeine Sonne lockte eine Menge Nachahmerſchwärme hervor; aber nach ihm ſank mit der Monarchie auch der poetiſche Gehalt. Mit der franzöſiſchen Dynaſtie kam der leere, franzöſiſche Geſchmack auch über die ſpaniſche Bühne, und erſt in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts erweckte Vincente Garcia de la Huerta das altſpaniſche Theater wieder, und gewiß wird das neuſte Schickſal Spaniens nicht ohne ſchöne dichteriſche Nachblüthe auch für die Komödie ſeyn, da ja jetzt noch mancher edle Dichter, ein Juan Melendez Valdes, ein Leandro Fernandez de Moratin, ein D. Luciano Francisco Comella u. A., in Spanien blühen mag. — Nachdem wir uns aber beim Drama der Spanier ſo lange verweilt haben, wäre es wohl Unrecht, wenn wir nicht, nachholend, über eine der ſchönſten Dichtungsarten, den Roman, uns noch erklären wollten, für welchen Spanien ſo viel gethan hat. Im Roman, der früherhin als Ritterroman im Amadis (wahrſcheinlich von Vaſco Lobeira im 14ten Jahrhunderte) eine eigenthümliche, originale Ausbildung erhalten hatte, und lange blühte und viele Zweige trieb, die man aus dem hochnothpeinlichen Halsge-

richt im Don Quixote am beſten kennen lernt, hatte Diego de Mendoza in ſeinem ſchon angeführten Lazarillo de Tormes den Ton zu den nachmals ſo vervielfaltigten Schelmenromanen (del giusto picaresco) angegeben, unter welchen Don Guzman de Alfarache von Mattheo Aleman (1599) Auszeichnung verdient. Eine Fluth von Novellen, unter welchen die von Timoneda und Perez de Montalvan genannt werden müſſen, ergoß ſich daneben. Aber hier trat der unſterbliche Miguel de Cervantes Saavedra (geb. 1547) mit ſeinem höchſt originalen Don Quixote auf, und überglänzte alle ſeine Vorgänger und Nachfolger. Hier fand die ſpaniſche Proſa ihre eigentliche Vollendung; aber auch für die Gattung des Romans ſelbſt hebt mit dieſem Werke eine neue Epoche, die wahre Geburtsſtunde, an, ein Umſtand, den man nicht überſehen hätte, wenn man nicht ſo lange gewohnt geweſen wäre, den Edeln von Mancha nur als einen Schwank und Poſſe zur Unterhaltung zu betrachten und darüber gar nicht zu bemerken, daß er treuſtes und höchſtes Bild des ganzen Menſchenlebens iſt, freilich in ſeiner pittoresken Manier. So vollendete ſich denn der Kreis der Poeſie ausgezeichnet ſchön in Spanien, und können wir ſie auch nicht die reichſte nennen, wenn wir auf die Zahl ihrer Werke ſehen, ſo müſſen wir ſie doch zu den vollſtändigſten rechnen, die der herrliche Menſchenbaum getragen hat. — Ihr allmähliges Sinken mit dem Sinken des Staats iſt ſchon beiläufig erwähnt worden, und nach Calderon tauchte kein ihm nur von fern gleichender Genius aus der immer höher ſteigenden Sündfluth empor. Die gewöhnlichen Erſcheinungen einer ſinkenden Poeſie und Literatur ließen ſich auch hier beobachten. Luis de Gongora de Argote (nach 1600) brachte gar bald Schwulſt und Verſchrobenheit zu einem hohen Gipfel, und fand Anhänger genug, die Proſa und Poeſie radebrechten und verrenkten. Auch Spanien hatte da, wie Italien ſchon früher, ſeine Mariniſten oder Concettiſten, und neben dieſen noch eine beſondre Claſſe, die Culturiſten genannt, die ſichs angelegen ſeyn ließen, hinter Schwulſt und Bombaſt und hochtönenden Phraſen ihre Geiſtloſigkeit zu verbergen. Sie blieben freilich nicht ohne Gegner; und der berühmte ſpaniſche Satiriker Franc. de Quevedo Villegas (im Anfange des 17ten Jahrhunderts), ſo wie der ſpaniſche Anakreon, Eſtevan Manuel de Villegas, hielten, der erſtere, welcher die Mariniſten mit bitterm Spotte geißelte, mehr als der letztere, die altſpaniſche Einfachheit zum Theil noch aufrecht. Aber die Zeit des Verwelkens war einmal gekommen; und daß auch die Einführung des franzöſiſchen Styls unter den Bourbonen kein Heil bringen konnte, ſondern die tiefgeſunkene nur noch leerer und hohler machen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Auch die 1713 geſtiftete Real Academia Espanuola zu Madrid hat ihr größtes Verdienſt ſich erworben durch die Herausgabe des ſechs Foliobände ſtarken Diccionario de la Real Academia, wodurch zugleich der caſtiliſche Dialect förmlich zur allgemeinen Sprache geſtempelt worden iſt. Noch bemerken wir, daß, wenn auch in den meiſten Wiſſenſchaften die literariſche Productivität Spaniens vor der poetiſchen nicht aufkommen konnte, wie wir denn aus dem Gebiete der Kritik — hier iſt Ignacio de Luzàn la poetica 1737, fol. in franzöſiſchem Geiſte geſchrieben, wohl das bedeutendſte — der Philoſophie, der Theologie u. ſ. w. nichts von Wichtigkeit anzu-

führen haben, ſo war doch nicht nur der proſaiſche Styl keineswegs vernachläſſigt worden, wie wir ſchon beim Don Quixote bemerkten, ſondern die hiſtoriſche Kunſt, beſonders in der Geſchichte der Nation, wurde auf eine eigenthümliche und glückliche Weiſe geübt. Der gelehrte Theolog Perez de Oliva (ſt. 1533) hatte die didaktiſche Proſa ſehr cultivirt; und ſein Schüler und Neffe Ambroſio de Morales, der Hiſtoriograph Philipps II., ging auf ſeinem Wege fort. So fand der große Diego de Mendoza eine gebildete Sprache, um ſeine Geſchichte des Kriegs in Granada mit der ihm eignen hiſtoriſchen Kunſt zu ſchreiben; und Geronymo Zurita beurkundete ſich als pragmatiſchen Geſchichtſchreiber in ſeinen Anales de la Corona de Aragon. Antonio de Solis ſchrieb im 17ten Jahrhundert noch ein herrliches Werk über die Geſchichte der Eroberung Mexico's; aber nach ihm drang beſonders durch Lorenzo und Balthaſar Gracian auch in die Proſa der verderbliche Gongorismus ein. M-s-r.

Sparta ſ. Lacedämon.

Spartacus, von Geburt ein Thrazier, hatte das Unglück, als Sklav nach Italien geſchleppt, und in die berühmte Fechterſchule zu Capua geſteckt zu werden. Er war es, der in Verbindung mit 70 andern Unglücksgenoſſen die Riegel ſeines Kerkers zerbrach, auf den Veſuv ſich rettete, und von dort aus im Jahre 73 vor Chr. Geb. die weltbeherrſchenden Römer bekriegte. Schmachvoll war es für die ſtolzen Eroberer, daß ſie gegen eine Handvoll verächtlichen Sklavengeſindels zu Felde ziehen ſollten, und welche Demüthigung erfuhren ſie, als der handfeſte Gladiator den römiſchen Prätor Vatinius, der ihn mit Einem Schlage zu vernichten gedachte, mit ſeiner Legion völlig vernichtete. Dieſer glückliche Streich verſchaffte dem Spartacus ein Heer von 10,000 Mann. Mit demſelben zog er ſich an die Alpen und überfiel den Conſul Lentulus, der ihm nachrückte, mit ſolchem Glück, daß er auch dieſes Heer auf das Haupt ſchlug. Gleich wandte er ſich hierauf gegen den zweiten Conſul Gellius, und zwang dieſen, hinter den Wällen der feſten Städte vor den Todesſtreichen des entſchloſſnen Fechters Schutz zu ſuchen. Nie war der Stolz der Weltſtadt empfindlicher gekränkt worden, als da Spartacus ſämmtliche römiſche Gefangene, den Manen ſeines erſchlagenen Bundesgenoſſen Cnixus zu Ehren, bei deſſen Todtenfeier ſchlachtete. Sein Heer wuchs nun ſchnell auf 120,000 Mann an. Mit dieſem ungeheuren Haufen rächte er durch wilde Räuberzüge in Italien die Schmach, welche das römiſche Volk durch ſeine ſcheußlichen Fechterſchulen dem menſchlichen Geſchlechte zufügte. In den Gebirgen des untern Italien oder des heutigen Königreiches Neapel, nahm er eine feſte Stellung, und rüſtete ſich zur ernſtlichen Fortſetzung des Krieges. In dieſer Gefahr, da Rom vor einem Sklavenfeldherrn zitterte, ſtellte der Senat den bewährten Liccinius Craſſus, den nachherigen Triumvir, an die Spitze des Heeres. Nur mit ſechs Legionen glaubte dieſer, jene Fechterhaufen überwältigen zu können. Er ſchickte ſeinen Unterfeldherrn Mummius mit zween derſelben voraus, um die Bewegungen des Feindes genau zu beobachten. Aber der Unbeſonnene ließ ſich in ein Gefecht mit der Überzahl des Feindes ein, und ward geſchlagen. Nun ging Craſſus ſelbſt, nachdem er ein ſchreckliches Beiſpiel der Strenge an 500 Soldaten des Mummius gegeben hatte, indem er den zehnten Mann derſelben hinrich-

ten ließ, gegen Spartacus, ſchlug 10,000 Plünderer, und ſchloß den Hauptanführer bei Rhegium (Reggio) durch einen ſechs Meilen langen Graben ein. Entſchloſſen ſchlug ſich Spartacus in der Nacht unter unglaublicher Anſtrengung durch das römiſche Heer; doch Craſſus, welcher dem Tollkühnen wohl das Wageſtück zutraute, auf Rom geradesweges loszugehen, verfolgte ihn, und ſchlug einen beträchtlichen Theil ſeines Heeres, der ſich aus Unzufriedenheit mit dem Oberanführer getrennt hatte. Nun zog ſich Spartacus wieder zurück. Allein er ward von ſeinen eignen Anhängern genöthigt, ſie gegen die Römer zu führen. Mit einer Tapferkeit, die wohl zu ſiegen verdient hätte, fochten die Soldaten des Spartacus, der ihnen ſelbſt ein glänzendes Beiſpiel von Muth und Geſchicklichkeit gab. Aber er vermochte nicht, der Kriegserfahrung des Craſſus und ſeiner Legionen zu widerſtehen. Nachdem er lange mit beiſpielloſer Hartnäckigkeit, ſelbſt auf den Knieen, gefochten hatte, fiel er, von unzähligen Wunden durchbohrt, über einen Haufen Römer hin, die er ſeinem gerechten Zorne aufgeopfert hatte. 60,000 Aufrührer ſollen, nach dem Berichte der Römer, in dieſer Schlacht gefallen ſeyn. 6000 wurden gefangen, und auf der appiſchen Straße von Capua bis Rom in kurzen Entfernungen von einander an das Kreuz geſchlagen. Zwar retteten ſich Viele des großen Heeres, und leiſteten auch noch Widerſtand, wurden aber noch in demſelben Jahre von dem berühmten Pompejus völlig vernichtet. Dieſer Krieg heißt in der römiſchen Geſchichte der Sklaven- oder Fechterkrieg. Kl.

Spath nannte man in der alten Bergmannsſprache ſolche Steine und metalliſche Kalke, die nicht nur ein blättriges Gefüge, ſondern auch eine, dem zwei- oder mehrfachen Durchgang ihrer Blätter entſprechende, meiſt rautenförmige Bruchgeſtalt haben. Einige Mineralien, die nach dieſer Beſtimmung hieher gehörten, wurden jedoch nicht zu den Spathen gezählt, z. B. der Diamant. Dagegen begreift man jetzt mancherlei dichte Abarten darunter, auf die jener Begriff nicht anwendbar iſt.

Species, Art, die Unterabtheilung der Gattung, ſiehe Claſſe.

Speckbacher (Joſeph), geboren am 14ten Auguſt 1768 in dem tyroliſchen Dörfchen Rinn, zwiſchen den Städten Innsbruck und Hall, eines der vorzüglichſten Häupter der tyroler Inſurrection von 1809. Obſchon ſeine Ältern nicht unvermöglich waren, brachte er dennoch ſeine Jugend als Wildſchütze zu, weit berühmt durch ſein herrliches Auge, ſeine Stärke und Gewandtheit, wie er denn ſchon als Knabe einen Raubbären erlegte, und einen gefangenen Lämmergeier mit bloßen Händen fortſchleppte. Späterhin beſtellte er theils in Ruhe und Frieden ſein Gütchen, theils lieferte er Holz zu den Salinen von Hall. Er war ſeit Jahren einer der Vertrauten des Sandwirths Hofer, und nach der ſchmerzlichen Losreißung Tyrols von Öſterreich einer der Mittelpunkte der mit der bayerſchen Regierung Mißvergnügten, und nach dem alten Herrn Verlangenden. Am 12ten April 1809, dem Tage des Ausbruches der Inſurrection, überfiel Speckbacher die bayriſche Garniſon der Stadt Hall, und fing mit dem haller Kronenwirthe Joſeph Straub die von Innsbruck entkommene bayeriſche Cavallerie. In den Treffen vom 25ſten und 29ſten Mai, welche die Hauptſtadt Innsbruck und ganz Tyrol zum zweitenmale befreiten, that ſich

Speckbacher beſonders hervor. Sein zehnjähriger Sohn blieb ihm von Stunde an zur Seite. Nicht geringeren Muth und Reichthum der Erfindung zeigte er bei der Blokade von Kufſtein. — Als kraft des znaimer Waffenſtillſtandes, die Öſterreicher Tyrol evacuirten, dieſes aber dennoch fortfuhr verzweifelte Gegenwehr zu leiſten, war auch Speckbacher unter den Vorderſten in den Gefechten vom 4ten, 6ten und 7ten Auguſt, und in der Schlacht bei Innsbruck am 13ten Auguſt, welche den Marſchall Herzog von Danzig zwang, gänzlich aus Tyrol hinwegzufliehen. — Nach dieſer dritten Befreiung verband Speckbacher der tyroliſchen Vertheidigung auch das ſalzburgiſche Gebirgsland, am 16ten September erfocht Speckbacher bei Lofer und Luftenſtein entſcheidende Vortheile, wurde aber am 16ten October bei Mellek geſchlagen, ſein Sohn gefangen; er ſelbſt entkam nur mit genauer Noth. Die Kundmachung des wiener Friedens in Tyrol ließ das oft getäuſchte Volk in vielfältigem Zweifel. Auch Speckbacher ließ ſich täuſchen, und glaubte an eine Wiedererneuerung des Kriegs. Er flüchtete nun mit unglaublicher Raſtloſigkeit von Alpe zu Alpe, verbarg ſich geraume Zeit unter Schnee und Eis in einer unbekannten Höhle, ſieben Wochen lang war er in ſeinem eigenen Stalle verſcharrt, endlich im Mai 1810 flüchtete er über die Gebirge nach Wien. Hier erhielt er Obriſtens-Penſion, und ſollte die für die Tyroler im temeswarer Banat neugeſtiftete Colonie organiſiren. Beim Ausbruche des Krieges von 1813 ſchlich er ſich wiederum nach Tyrol hinein, und obgleich es zu keiner entſcheidenden Waffenthat kam, leiſtete er dennoch vortreffliche Dienſte. Nach ſo vielen Auszeichnungen, Mühſeligkeiten und Gefahren verdiente er es allerdings, an dem unvergeßlichen feierlichen Tage der Anführer der bewaffneten Schützenmannſchaft zu ſeyn, an welchem die längſterſehnte Wiederkehr unter die alte geliebte Herrſchaft von Öſterreich durch die dem Kaiſer Franz in Perſon geleiſtete Erbhuldigung beſiegelt wurde. Bmr.

Speckſtein, iſt gewöhnlich von weißer, ſeltner von grüner, grauer, rother und gelber Farbe, und zeichnet ſich durch ſeine Weichheit und Mildigkeit, durch ſeine Fettigkeit und das Nichtanhängen an der Zunge aus. Er hat die Eigenſchaft, daß er dem Siegellack durch Reiben negative Electricität ertheilt. In Cornwallis wird er zur Porzellan-Bereitung bergmänniſch gewonnen. Sonſt braucht man ihn zum Fleckausmachen, zum Putzen der Treſſen, zum Poliren, zum Glattmachen radirter Stellen im Papier, verſetzt mit Farben zu einer beſondern Art von Paſtellfarben ꝛc. Da er ſich gut auf der Drehbank verarbeiten läßt, ſo drechſelt man daraus allerhand Bilderwerke, die zum Theil hart gebrannt werden. Er äußert eine ſo ſtarke Anziehungskraft gegen das Glas, daß er, darauf geſtrichen, faſt gar nicht wieder wegzubringen iſt. Am mächtigſten bricht er in Cornwallis und im Bayreuthiſchen. Er hat auch die Namen: Seifenſtein, Schmerſtein, Schneideſtein, ſpaniſche Kreide, brianҫoner Kreide, Steatit.

Spedition (in der Handlung), iſt überhaupt die Verſendung und Fortſchaffung von Waaren und Gütern, insbeſondere aber nennt man Spedition die Verſendung fremder Waaren und Güter; daher Speditionsgeſchäfte bei Kaufleuten ſolche Geſchäfte ſind, wo Jemand nicht für eigene, ſondern für fremde Rechnung fremde, ihm nicht zugehörige Waaren weiter ſendet. Ein ſolcher

Mann heißt Spediteur, und dieſe Art von Geſchäften über= haupt wird Speditionshandel genannt. Jeder Spediteur hält ein Speditionsbuch, worin verzeichnet wird 1. wann und von wem er Waaren zur Verſendung oder Spedition empfangen hat; 2. an wen; 3. wann und 4. auf welche Weiſe ſie abgeſandt worden ſind. Die Gefahr für die zu ſpedirenden Waaren trägt nicht der Spediteur, ſondern der Abſender und der Empfänger, je nach dem dies durch die Art des Handels beſtimmt wird. Jedoch muß der Spediteur auch für den Zufall ſtehen, wenn er die Waaren auf eine andre, als die ihm vorgeſchriebene mögliche Art und Weiſe ſpedirt, und dadurch ein Nachtheil entſteht. Übrigens muß jeder Spediteur die ihm zur Spedition aufgegebenen Güter auf eine ſichere Weiſe, zur rechten Zeit und an die rechte Perſon ſpediren. Außer den Koſten für die Fortſchaffung erhält der Spediteur zur Vergütung für ſeine Mühe die Speſen oder die Proviſion, deren Betrag gewöhnlich nach dem Werthe der Waaren und den Bemühungen der Verſendung ſich richtet. Die Speditions= briefe ſind Handlungsbriefe, welche die zu Lande oder zu Waſ= ſer verſendeten Güter, die Namen der Fuhrleute, Schiffer und der Schiffe, die ſolche führen, was dabei Fracht bedungen, das Ge= wicht der Waaren u. ſ. w. beſchreiben. Die Speditionsbriefe zu Lande werden gewöhnlich Frachtbriefe, und die zu Waſſer Con= noiſſemens genannt.

Spener, (Philipp Jacob), der Reformator des religiöſen Le= bens der lutheriſchen Kirche im 17ten Jahrhundert, war den 13ten Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Ober=Elſaß geboren, wo ſein Vater das Amt eines Raths und Regiſtrators des Grafen von Rappolſtein bekleidete. Früh zum geiſtlichen Stande beſtimmt, neigte ſich ſein Herz auch bald zu den frommen Geſinnungen, die die gottesfürchtige Gräſin, ſeine Gönnerin, bei ihm erweckte und durch das Beiſpiel ihrer Vorbereitung zum Tode, deſſen Zeuge der 14jährige Knabe war, befeſtigte. Die Bibel und Erbauungs= bücher, wie Arnds wahres Chriſtenthum, leiteten den Jüngling auf dieſem Wege weiter uud hielten ihn von Ausſchweifungen zu= rück. Seine erſte wiſſenſchaftliche Bildung verdankte er dem Hof= prediger Stolle zu Rappelſtein, deſſen Predigtmanier und catteche= tiſche Lehrart er ſich ſpäterhin zum Muſter nahm. Nach kurzem Verweilen im Gymnaſium zu Colmar begann er 1651 ſeine theolo= giſchen Studien zu Straßburg, wurde 1652 Magiſter, 1654 Füh= rer der beiden Prinzen Chriſtian und Ernſt Johann Carl von der Pfalz, die er beſonders in der Heraldik und Genealogie unterrich= ten mußte, und hielt, neben fortgeſetztem Fleiß in der Theologie, öffentliche Vorleſungen über die philoſophiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften. In den Jahren 1659 bis 62 bereiſ'te er zu ſeiner Ausbildung die Univerſitäten Baſel, Tübingen, Freyburg, Genf, und Lyon. An letzterm Orte hatte der Jeſuit Meneſtrier, ein be= rühmter Heraldiker, Speners Intereſſe für dieſe hiſtoriſche Hülfs= wiſſenſchaft von neuem angeregt. Die Früchte dieſer Lieblingsbe= ſchäftigung waren mehrere genealogiſche und heraldiſche Werke, z. B. Theatrum nobilitatis Europaeae 1668, Commentarius historicus in insignia domus Saxonicae 1668, Historia insignium illustrium 1680, Insignium theoria 1690, durch welches noch jetzt ſehr geſchätzte Hauptwerk Spener die wiſſenſchaftliche Behand= lung der Wappenkunde in Deutſchland zuerſt begründet hat. Zu

Straßburg ſetzte er nach ſeiner Rückkehr die akademiſchen Vorleſungen fort, wurde 1663 Freiprediger und 1664 an Einem Tage Doctor der Theologie und Gatte. Schon im Jahre 1666 übernahm er, empfohlen durch den Ruf ſeiner Gelehrſamkeit und Frömmigkeit, das wichtige Amt eines Seniors der Geiſtlichkeit zu Frankfurt am Main. Zu gewiſſenhaft, um ſich mit dem großen Beifall, den ſeine von der bisherigen dogmatiſch polemiſchen Methode ganz abweichenden erbaulichen Predigten fanden, zu begnügen, ſtellte er hier ſeit 1670 jene berühmten Collegia pietatis an, die wider ſeine auf Separatismus und Sectirerei gar nicht ausgehende Abſicht die erſte Quelle des Pietismus wurden. Von dieſer Zeit an gehört Speners Leben faſt ganz der Geſchichte dieſer merkwürdigen Veränderung des religiöſen Zuſtandes an, deren Grundbewegkraft ſein Beiſpiel und der Geiſt ſeiner theologiſchen Schriften war. Wir verweiſen daher, um uns nicht zu wiederholen, auf die in dem Art. Pietiſten über Speners Einfluß auf ſein Zeitalter gegebnen Notizen. Der beſcheidne Mann, der nie ein Reformator heißen wollte, hatte bei jenen häuslichen Erbauungsſtunden nur die ſittliche und religiöſe Verbeſſerung ſeiner Gemeinde im Auge und keinen ſeiner ungewöhnlichen Schritte ohne Billigung ſeiner Collegen und der Obrigkeit gethan. Weil er aber in ſeinen frommen Wünſchen (pia desideria), die zuerſt als Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Arnds Poſtille erſchienen, in den Abhandlungen vom geiſtlichen Prieſterthum und von der allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Chriſten und rechtſchaffenen Theologen, die zu ſeiner Rechtfertigung gegen einige wegen jener Wünſche von Seiten der orthodoxen Eifrer für den Buchſtaben der Concordienformel erhobenen Anfechtungen herausgab, den Mangel an moraliſcher Wirkſamkeit der bisherigen Führung des Predigtamtes, die leidenſchaftliche Polemik und das geiſtloſe Formelweſen in der Behandlung der Theologie und die Vernachläſſigung des chriſtlichen Sinnes über dem Streben nach Rechtgläubigkeit mit ſo großer Freimüthigkeit rügte und zur Demüthigung des pfäffiſchen Stolzes Erkenntniß und Übung der Religion für ein Gemeingut aller Stände erklärte, ſah er ſich von den Theologen alten Styls bald heftig angegriffen und einer gefährlichen Neuerungsſucht beſchuldigt. Allerdings konnten ſie ihm mit Grund eine Verwechſelung der practiſchen Religion mit der wiſſenſchaftlichen Theologie zeihen, die von dem Mangel an philoſophiſcher Schärfe und Beſtimmtheit des Ausdrucks in ſeinen überhaupt etwas breit gedehnten Schriften herrührte. Doch offenbar ſchadeten ſie ihrer eignen Sache, wenn ſie ſeine milde Herablaſſung zu den Bedürfniſſen des Volks und ſeinen Eifer für die Verbeſſerung des Unterrichts für bedenklich und erniedrigend erklärten. Die dankbare Nachwelt erkennt in Spenern, der ſich noch als Oberhofprediger zu Dresden 1686 bis 91 mit dem Religionsunterrichte der Jugend abgab, den Wiederherſteller der faſt ganz vergeſſenen catechetiſchen Kunſt. Die Einrichtung der ſehr nützlichen Catechismusprüfungen, welche die Prediger mit der Schuljugend und dem Landvolke halten, iſt ſein Verdienſt, denn auf ſeinen Betrieb wurden ſie zuerſt in Sachſen angeordnet; auch war er der erſte, der den Nutzen der öffentlichen Confirmation ins Licht ſtellte. Eine ſchriftliche Vorhaltung, die er ſich bei ſeinem Beichtſohne, dem Churfürſten Johann Georg III., erlaubte, um ihn auf die Fehler

ſeines Wandels aufmerkſam zu machen, zog ihm die Ungnade dieſes Fürſten zu, die ſeine Feinde eifrig benutzten, um ihm den Aufenthalt in Dresden zu verleiden. Daher ging er 1691 als Propſt und Inſpector der Kirche zu St. Nicolai und Aſſeſſor des Conſiſtoriums nach Berlin, wo er allgemeine Verehrung und ein ruhiges Alter genoß. Hier hatte er an der Stiftung der Univerſität Halle großen Antheil, ſchlichtete die ſchadiſchen Beichthändel mit der Vorſicht und Milde, die alle ſeine Schritte bezeichnete und erlebte noch 1698 die Genugthuung, daß der dresdner Hof ihn in ſeine vorigen Ämter zurück berief, eine Ehre, die er jedoch ablehnte. Denn wie unverſtändig ihm auch die theologiſche Facultät zu Wittenberg zu ihrer eignen Schande 1695 in einer förmlichen Klagſchrift 264 Irrthümer vorgeworfen hatte, ſeiner Frömmigkeit, Einſicht und Thätigkeit für das Gute ließen alle Unbefangnen Gerechtigkeit wiederfahren und die Menge ſeiner Anhänger ſtieg mit jedem Jahre. Wenn durch ſchwärmeriſche Köpfe unter dieſen Manches übertrieben und verdorben ward, was in ſeiner Hand Segen ſchaffte, wenn er ſelbſt die Schwachheit hatte, dergleichen Menſchen bisweilen ernſtlicher in Schutz zu nehmen, als die Klugheit es geſtattete; ſo blieb dabei doch ſein Verdienſt, der Kirche ihre Gebrechen gezeigt und den Geiſt wahrer Verbeſſerung in der Verwaltung des Predigtamtes (vergl. d. Art. Prediger) eingeflößt zu haben, ungeſchmälert. In ſeinen theologiſchen Bedenken, Gutachten und Briefe über religiöſe Angelegenheiten, die ſeit 1700 erſchienen, ſpricht überall ein echter chriſtlicher Sinn, eine ſanfte Duldung, eine feine geübte Menſchenkenntniß und der redlichſte Eifer für das Gute. Die Kirche, die er von ſcholaſtiſchen Feſſeln befreit, und zur wahren Gottſeligkeit geleitet hatte, immer auf dem Herzen tragend, ſtarb er zu Berlin den 5ten Februar 1705. Die Geſchichte nennt ſeinen Namen mit großer Achtung neben dem edeln Fenelon. E.

Spenſer (Edmund), einer der größten und ausgezeichnetſten unter Englands ältern Dichtern, wurde wahrſcheinlich 1553 geboren. Er ſcheint von niederer Herkunft geweſen zu ſeyn, obgleich er in einigen ſeiner Gedichte ſich der Verwandtſchaft mit dem adeligen Hauſe Spencer in Northamptonſhire rühmt. Von ſeiner Erziehung iſt nichts bekannt; wahrſcheinlich ward er als ein Sizer oder armer Student, der unentgeldlich beköſtigt und gekleidet wird, 1569 in das Pembroke-Collegium zu Cambridge aufgenommen. Er erhielt zwar den Grad eines Baccalaureus und Magiſters der Künſte, aber ſeine übrigen Hoffnungen ſchlugen fehl. Deßhalb ging er nach Nordengland, wo er ſich bei ſeinen Verwandten aufhielt. Hier betraf ihn ein Umſtand, der in dem Leben eines Dichters von wichtigen Folgen iſt. Er verliebte ſich, aber die ländliche Schöne, welche der Gegenſtand ſeiner erſten Zärtlichkeit war, und die er unter dem Namen Roſalinde verewigt hat, ward ihm, nachdem ſie einen gewöhnlichen Roman mit ihm geſpielt hatte, ungetreu. Dies gab wahrſcheinlich zu ſeinen Schäfergedichten (Sepherds Calendar), welche verliebte und zärtliche Klagen enthalten, und das erſte waren, was öffentlich von ihm (1579) erſchien, die Veranlaſſung. Er eignete ſie unter dem demüthigen Namen: Immerito, dem berühmten Philipp Sidney zu, mit dem er durch einen Freund, Gabriel Harvey, der ihm gerathen hatte, ſein Glück in London zu ſuchen, auf eine, der Sage nach, ſonderbare Art

bekannt geworden war. Spenſer ließ ſich nämlich bei Sidney melden, und ihm zugleich einen Geſang aus ſeinem Gedichte, die Feenkönigin (Fairy Queen), welches er damals bearbeitete, überreichen. Einige Stanzen davon entzückten Sidney ſo ſehr, daß er ſeinem Haushofmeiſter befahl, dem Dichter 50 Pfund Sterling auszuzahlen. Kaum hatte er noch eine Stanze geleſen, als er die Summe verdoppeln ließ. Sidney las noch eine Stanze, und befahl nun, das Geſchenk auf 200 Pfund zu erhöhen, aber ſogleich auszuzahlen, weil er ſonſt, wenn er weiter läſe, in Verſuchung käme, ſein ganzes Vermögen hinzugeben. Sidney führte ihn nun bei ſeinem Oheim, dem Günſtling Leiceſter, ein, der ihn zu ſeinem Geſchäftsführer im Auslande annahm. 1580 begleitete er den Lord Grey, der zum Statthalter von Irland ernannt war, dorthin, als Secretär. In dieſem Verhältniſſe entwickelte Spenſer ſolche Talente für Geſchäftsführung, die man gewöhnlich, aber ungerechter Weiſe, für unvereinbar mit dem dichteriſchen Genius hält. 1582 kehrte er mit Lord Grey zurück, und bewarb ſich vielleicht einige Jahre lang bei Hofe um eine Anſtellung oder Belohnung, wodurch er die große Kenntniß von den Ränken und Täuſchungen erwarb, die an den Höfen gebräuchlich ſind, und die er ſo kräftig in ſeinem Gedichte: „Mother Hubbard's Tale," geſchildert hat. Für ſeine Geduld ward er endlich 1586 mit mehr als 3000 Äckern Landes in der Landſchaft Corke belohnt. Spenſer nahm Beſitz von ſeinem Gute. Seine Wohnung war das Schloß Kilcolman bei Doneraile, wo er ſich in dem Tone ländlicher Dichtung als einen Hirten beſang, der ſeine Herden weidet, „und oft die kühlen Schatten der grünen Erlen an Mulla's Geſtade beſucht." Hier erhielt er 1589 von dem Prachtliebenden Sir Walter Raleigh einen Beſuch, der unter Lord Grey in Irland befehligt hatte, und jetzt gleichfalls eine große Beſitzung von der Krone geſchenkt erhalten hatte. Spenſer feierte ihn in einem Gedicht unter dem Titel: der Schäfer des Oceans, worin er ihn wegen ſeiner glänzenden Talente und ſeiner feinen Sitten ſehr hoch erhebt. Unſer Dichter war damals mit dem großen Gedicht, die Feenkönigin, beſchäftigt, wovon er die drei erſten Bücher vollendet hatte; und als er im folgenden Jahr mit Raleigh nach London ging, gab er ſie mit einer Zueignung an die Königin Eliſabeth, und einem zur Einleitung dienenden Briefe an Raleigh heraus. Spenſer behauptete, Raleigh habe ihm zuerſt die Gunſt der Königin zugewandt; allein Philipp Sidney hatte ihn zuerſt bei ihr eingeführt. Dadurch wird auch die Geſchichte unwahrſcheinlich, daß ſchon früher von der Königin ihm ein Jahrgehalt ausgeſetzt worden, der ihm von dem ſparſamen Cecil vorgeworfen worden ſey, weßhalb er dieſen großen Staatsmann immer als ſeinen Feind betrachtet habe. Wahr iſt es hingegen, daß er ein Sonett in Hinſicht auf ſeine Feenkönigin an Cecil richtete, worin er ſich wegen „ſeiner eiteln Reime, der Arbeit verlorner Zeit, und wegen ſeines unſtäten Witzes" vertheidigt, aber die Hoffnung äußert, daß „der tiefere Sinn" Cecils Beifall erhalten werde. Eliſabeth belohnte 1591 ſeine Dichtung und Zueignung durch einen Jahrgehalt von 50 Pfund Sterlinge; auch wurde er zu ihrem Hofpoeten ernannt, obgleich ihm dieſer Titel nicht förmlich beigelegt wurde. Spenſer kehrte 1591 nach Irland zurück, und verheirathete ſich in ſeinem 40ſten Jahre mit einem Landmädchen von

niederm Stande, welches aber Reize genug beſaß, ihn zu einem ſchwärmeriſchen und wirklich poetiſchen Hochzeitsgedichte zu begeiſtern. Nicht lange genoß er ſeines ehelichen Glücks, da es durch die Unruhen des Grafen von Tyrone geſtört wurde, weßhalb er wahrſcheinlich 1595 wieder nach England ging. Hier gab er einige Gedichte heraus; auch entwarf er einen Plan zur Unterwerfung Irlands, den er im nächſten Jahr vollendete, unter dem Titel: View of the State of Ireland, welcher erſt 1633 im Druck erſchien, und eben ſo ſehr wegen der darin entwickelten Kenntniſſe und Einſichten gerühmt, als wegen des Mangels an Mäßigung in einigen Rathſchlägen getadelt wurde. 1596 gab Spenſer ſeine Feenkönigin aufs neue, und zwar mit drei Büchern vermehrt heraus, wodurch nach dem urſprünglichen Entwurf nur die Hälfte des Gedichts vollendet war. Die ſechs übrigen Bücher ſollen von einem Bedienten, der ſie nach England bringen ſollte, verloren worden ſeyn. Allein dies iſt ungewiß, und vielleicht wurden ſie nie vollendet. Nur zwei Geſänge haben wir von dieſen ſechs Büchern erhalten, die ſich unter dem Titel: Cantos of Mutability, bei allen vollſtändigen Ausgaben des Gedichts befinden. 1597 kehrte er nach Kilcolman zurück; da aber Tyrone im nächſten Jahre ſich öffentlich empörte, und die ganze Grafſchaft Cork einnahm, ſo mußte Spenſer mit ſeiner Gattin nach England fliehen, und das Seinige der Wuth und Raubgier der Inſurgenten Preis geben. Sein Haus wurde verbrannt und der Sage nach auch eins ſeiner Kinder, welches nicht mit fortgebracht war. Er ſelbſt ward dadurch in gränzenloſe Armuth verſetzt, und erlag unter dieſen Leiden entweder ſchon 1598 oder zu Anfange des drauf folgenden Jahres. Seinem Andenken erfuhr indeſſen die ſchuldige Ehre; auf Koſten des edelmüthigen und hochherzigen Grafen von Eſſex ward er in der Weſtminſter-Abtei begraben; mehrere Dichter begleiteten ſeine Leiche dahin, und die Gräfin Anna von Dorſet ließ ihm ein Denkmal errichten. Einer ſeiner Nachkommen ward unter Carl II. in ſeine Güter in Irland wieder eingeſetzt. Über die Sitten und den Privatcharakter unſers Dichters iſt nichts bekannt, aber nach den achtungswürdigen Freunden, welche er hatte, darf man annehmen, daß auch ſein geſelliges und bürgerliches Betragen ſeines dichteriſchen Ruhmes nicht unwürdig war. Seine Werke ſind von dem Geiſte der Andacht und Liebe und einer reinen erhabenen Sittlichkeit beſeelt; und obgleich er oft den Großen in ſeinen Gedichten ſeine Achtung bezeigte, ſo machte er ſich doch keiner niedrigen Schmeicheleien ſchuldig, wie ſo viele der ausgezeichnetſten Männer jener Zeit thaten. Spenſers dichteriſcher Ruhm wird jetzt hauptſächlich durch ſeine Feenkönigin erhalten; denn ſeine allegoriſchen, ſprachreichen Hirtengedichte würden ſchwerlich einen gebildeten Geſchmack völlig befriedigen, das letztere gilt auch von ſeinen Sonetten, Hymnen und andern vermiſchten Stücken, ſo ſehr ſie ſich auch durch manche Schönheiten der Sprache, der Gedanken und Empfindungen und durch ihren harmoniſchen Versbau vor andern gleichzeitigen, und manchen ſpätern engliſchen Gedichten auszeichnen. Spenſers Feenkönigin aber iſt bis jetzt das größte und gewiß eines der vortrefflichſten allegoriſchen Rittergedichte. Eine überaus blühende und lebhafte Einbildungskraft, ein Reichthum der Erfindung, und Mannichfaltigkeit an intereſſanten Charakteren, ſchönen Empfindungen und Darſtellungen geben dieſem Gedichte einen hohen Werth.

Aber es iſt auch nicht zu verkennen, daß die Allegorie, welche durchgehends darin herrſcht, ihm wenigſtens bei den meiſten Leſern unſerer Zeit viel von dem Intereſſe entzieht. Oft ſind auch dieſe allegoriſchen Darſtellungen dunkel und fehlerhaft, und die Abenteuer zu übertrieben. Die Feenkönigin iſt übrigens in achtzeiligen Stanzen geſchrieben, und jedes der ſechs vollendeten Bücher enthält wiederum zwölf Geſänge. Die beſte und bekannteſte Ausgabe von Spenſers Werken iſt die von Hughes (London 1715, 6 Vol. 8. und 1778, 8 Vol. 12). Man vergl. auch Warton's Observations on the Fairy Queen (London 1762, 8.) Duff Critical Observations (London 1770, 8.) und die ſchleswigſchen Literaturbriefe, erſte Sammlung, S. 21 ff. N. P.

Speſſart, iſt einer der größten Wälder Deutſchlands, an den weſtlichen Gegenden von Franken und den öſtlichen vom ehemaligen oberrheiniſchen Kreiſe. Er verbreitet ſich über eine hohe Bergſtrecke, enthält über 200,000 Morgen, und beſteht größtentheils aus Laubholz, als Eichen, Buchen ꝛc. Kleine Theile gehören zu Löwenſtein-Werthheim, zum ſchönbornſchen und erbachſchen mediatiſirten Gebiete. Die Hauptmaſſe beſitzt aber jetzt der König von Bayern, als Fürſt von Aſchaffenburg.

Speyer oder Speier (lat. Spirae), 1. ein ehemaliges Bisthum im oberrheiniſchen Kreiſe zwiſchen Churpfalz, Badendurlach, Nieder-Elſaß und der Grafſchaft Leiningen. Das Ganze hatte auf 28 Quadratmeilen gegen 55,000 Einwohner, größtentheils catholiſcher Religion, welche ſich vom Wein-, Getraide-, Obſtbau und von den Salinen zu Bruchſal nährten. Manufacturen gab es nicht. Die jährliche Einnahme des Fürſtbiſchofs wurde auf 300,000 Gulden geſchätzt. Durch den Revolutionskrieg und den darauf erfolgten Frieden kam die kleinere Hälfte des Landes auf dem linken Rheinufer (12½ Quadratmeile) an Frankreich. Die größere wurde im Jahr 1802 an den Churfürſten von Baden gegeben, und gehört noch jetzt nebſt der Hauptſtadt Bruchſal zum Großherzogthum Baden. Dieſer Theil hatte damals 29,075 Einwohner und trug 100,000 Gulden, iſt aber noch großer Cultur fähig. Die ordentliche biſchöfliche Haupt- und Reſidenzſtadt war Bruchſal. Der Biſchof ſtand unter dem Erzbiſchofe von Mainz. Auch war der Biſchof gefürſteter Probſt von Weißenburg, welches gleichfalls an Frankreich kam. 2) Speyer, eine ehemalige Reichsſtadt im Umfange des Bisthums gleiches Namens, am Rhein, wo ſich der kleine Fluß Speyer oder Speyerbach hineinſtürzt. Sie wurde 1689 von den Franzoſen völlig zerſtört, und ſeit dem ryswicker Frieden 1697 wieder von neuem aufgebauet. Der Rath und die meiſten Bürger ſind lutheriſch, und kaum 30 der letztern Catholiken. Die Zahl der Reformirten iſt auch nicht groß. 1789 hatte die Stadt 650 Bürger, und die ganze Bevölkerung wurde auf 5000 Seelen geſchätzt. Da Speyer aber durch den Revolutionskrieg viel litt, ſo fanden ſich bei der franzöſiſchen Zählung 1802 nur 3744 Einwohner, von welchen die größere Hälfte Lutheraner waren, die Zahl der Catholiken betrug damals 926, und der Reformirten 463. Die Domkirche, welche überaus reich war, iſt nur dem Chore nach wieder hergeſtellt; aber die vormaligen marmornen Grabmäler, die ſilbernen Särge und die Gebeine verſchiedener alten Kaiſer und Kaiſerinnen, die hier begraben waren, ſind von den Franzoſen zerſtört, geraubt und zerſtreut worden. Außerdem

findet man funfzehn catholiſche Kirchen und Klöſter in Speyer, worunter das Collegium der vormaligen Jeſuiten ſich beſonders auszeichnet. Ferner zwei lutheriſche Kirchen und das dazu gehörige Gymnaſium, welches zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft in eine Secundärſchule verwandelt wurde. In ältern Zeiten haben die Kaiſer viele Reichstage zu Speyer gehalten, auch war hier bis zum Jahr 1689 das kaiſerliche Reichskammergericht, welches ſich durch den verwickelten und langſamen Prozeßgang ſo merkwürdig machte, daß man mit Recht ſagte: Spirae lites spirant, et non expirant! (Zu Speyer leben die Prozeſſe, und ſterben nie). Unter franzöſiſcher Herrſchaft war Speyer der Hauptort eines Bezirks, welcher 1801 132,812 Menſchen enthielt, zum Departement Donnersberg gehörte, und die Cantons Dürkheim, Edenkoben, Frankenthal, Germersheim, Grünſtadt, Mutterſtadt, Pfeddersheim, Neuſtadt, Speyer und Worms begriff. Gegenwärtig iſt Speyer die Hauptſtadt der königlich bayerſchen Rheinprovinz, und der Sitz dieſer Provinzialbehörden.

Sphäre. Dies Wort bezeichnet im Griechiſchen überhaupt eine Kugel. In der Aſtronomie bedeutet es theils das blaue Gewölbe, welches uns überhaupt zu umgeben ſcheint, und welches ſich uns als eine Kugel darſtellt, in deren Mittelpunkt das Auge ſteht, deren untere Hälfte durch den Horizont oder vielmehr durch die Erdfläche verdeckt wird, und die ſich mit allen darin befindlichen Geſtirnen in 24 Stunden um eine feſtſtehende Axe dreht; theils auch die Nachbildung dieſes Weltgebäudes im Kleinen, oder das aus lauter Cirkeln zuſammengeſetzte Inſtrument, woran man ſich das Weltgebäude vorſtellen kann. Beſonders bedient man ſich des Worts Sphäre, wenn die verſchiedenen Stellungen der Himmelskugel und ihrer Kreiſe gegen verſchiedene Orte der Erde betrachtet werden. Figürlich nennt man dann auch Sphäre den Kreis, innerhalb deſſen einer iſt oder bleiben ſoll: den Wirkungskreis, den Geſichtskreis. So ſagt man z. B., er iſt nicht in ſeiner Sphäre, d. h. in einem ſeinen Fähigkeiten angemeſſenen Wirkungskreiſe; oder: das iſt über ſeine Sphäre, d. h. über ſeine Faſſungskraft, über ſeine Fähigkeiten.

Sphinx. Es gibt ſowohl in der griechiſchen, als ägyptiſchen Mythologie eine Sphinx, von denen aber die Vorſtellungen und Erzählungen der Alten verſchieden waren. Der griechiſchen Sphinx legten ſie zwei Eigenſchaften: Grauſamkeit und räthſelhafte Reden bei. Juno, erzählt die Mythe, war auf die Thebaner erzürnt, und ſandte deßhalb die verderbliche Sphinx, eine Tochter des Typhon (m. ſ. Typhon) und der Echidna, von denen überhaupt alle Ungeheuer abſtammen. Sie nahm ihren Wohnort auf dem phiceiſchen Berge bei Theben, und legte den Thebanern allerhand von den Muſen erlernte Räthſel vor, insbeſondere auch dies: welches Thier geht am Morgen auf vier, des Mittags auf zwei, und am Abend auf drei Füßen? Wer das Räthſel nicht löſ'te, wurde zerriſſen und aufgefreſſen. Oft kam ſie auch in die Verſammlungen der Thebaner, gab Räthſel auf, und ergriff, wenn ſie nicht aufgelöſ't wurden, wen ſie erhaſchen konnte. Endlich ward auch des Königs Kreon Sohn, Ämon, gefreſſen. Der Vater verſprach daher dem, der jenes Räthſel löſen würde, ſeine Schweſter Jocaſte und mit ihr das Königreich zu geben. Ödipus löſ'te es. Es iſt der Menſch, der als Kind auf Händen und Füßen kriecht, als Mann

auf zwei Füßen einhergeht, und im Alter noch den Stab zu Hülfe nimmt. Die Sphinx ſtürzte ſich verzweifelnd vom Felſen herab, und Theben war befreiet. — Palaephatus in ſeinem Werke über Unglaublichkeiten hält die Sphinx für die erſte Gemahlin des Cadmus, welche, als der letztere die Harmonia heirathete, aus Eiferſucht ihren Gemahl verließ, und von dem phiceiſchen Berge aus den Thebanern viel Schaden zufügte, bis ſie endlich vom Ödipus getödtet ward. — Die ägyptiſche Sphinx unterſchied ſich in der Vorſtellung dadurch, daß die Grauſamkeit und die Kunſt, ſpitzfündige Räthſel aufzugeben, nicht zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört zu haben ſcheinen. — Die Sphinx wird verſchiedentlich dargeſtellt. Palaephatus gibt ihr den Leib einer Hündin, ein Mädchenhaupt, Menſchenſtimme und Flügel; andre fügten noch einen Drachenſchwanz hinzu. Die ägyptiſchen Sphinxe auf Münzen ſind immer wie ein Löwe gelagert, mit vorgeſtreckten Vorderfüßen, auf der Stirn eine kleine Schlange, am Kinn bisweilen ein falſcher Bart, auf dem Kopfe das in Falten gelegte Kopftuch. Häufig werden ſie auch anders abgebildet. In der Nähe der Pyramidengruppe von Cairo befindet ſich eine aus einem einzigen Felsſtück gehauene Sphinx, 143 Fuß lang, und vorn 62 Fuß hoch; ſie ragt jetzt aber nur noch 27 Fuß hoch aus dem Sande hervor. Heutiges Tages pflegt man wohl Sphinxe zur Zierde auf Treppen und an den Pforten großer Gebäude aufzuſtellen.

Sphragiſtik, ſ. Siegelkunde.

Spiegel. Dunkle undurchſichtige Körper werfen, wenn ihre Oberfläche gehörig geglättet iſt, einen Theil des Lichts, welches leuchtende Körper auf ſie werfen, zurück, man ſagt dann, ſie ſpiegeln. Solche dunkle Körper geben vorzüglich Glas und Metall ab, und man macht daher Spiegel aus jeder dieſer beiden Materien. Beim Glas wird die hintere Seite mit einer von Queckſilber zerfreſſenen Zinnplatte belegt, weil dieſes Amalgama ſich ſehr feſt ans Glas hängt, und das Spiegeln ungemein befördert. In einem verticalen Spiegel bildet ſich jeder verticale Gegenſtand auch vertical und in ſeiner natürlichen Lage ab; in einem horizontalen Spiegel aber erſcheinen alle Gegenſtände verkehrt; ſo ſieht man auf einer Waſſerfläche Bäume, Häuſer und andere Gegenſtände in ihrer natürlichen Größe, aber verkehrt, und in einem an der Decke eines Zimmers angebrachten Spiegel ſcheinen die Menſchen, die im Zimmer gehen, mit den Köpfen nach unten gekehrt. Die ebenen Spiegel von Glas ſind ſtets eine Zierde der Zimmer geweſen; je größer und reiner das Glas und je gleicher die Belegung dahinter iſt, deſto koſtbarer ſind ſie. Die krummen Spiegel werfen auf eben die Art das Licht zurück, wie die ebenen, es iſt bei ihnen das Einfallsloth in den Punkten, auf welche ein Strahl fällt, ſenkrecht auf die Ebene, welche die krumme Fläche in jenem Punkte berührt, weil dieſe daſelbſt mit der Ebene einerlei Lage hat. Gemeiniglich ſind die krummen Spiegel Stücke der Oberfläche einer Kugel, bei dieſen, ſie mögen nun concav oder convex ſeyn, geht das Einfallsloth durch den Mittelpunkt ihrer Krümmung. Hohlſpiegel dieſer Art werden auch Brennſpiegel genannt. Der bekannte tſchirnhauſiſche Brennſpiegel hat einen Halbmeſſer von 8 Fuß, und alſo eine Brennweite von 4 Fuß, es wird daher dieſer Spiegel 24,305 Mal das Sonnenlicht verdichten, wenn er alles, was er von daher empfängt, in dem Son-

nenbilde vereinigt. Man hat auch walzenförmige oder kegelartige Spiegel, welche die Bilder der Gegenſtände ungemein verzerren, weil ſie nach der Höhe oder Länge wie gerade, und nach der Breite wie krumme Spiegel wirken. In der Catoptrik, oder der Lehre von den Spiegeln und dem zurückgeworfenen Lichte, die einen Theil der optiſchen Wiſſenſchaften ausmacht, auch Anatamptik heißt, wird von dergleichen Spiegeln ausführlich gehandelt. P. S.

Spiegellineal. Dieſe Erfindung des Lieutenant Fallon iſt ſehr ſinnreich, und zu topographiſchen Meſſungen für den Militär beſonders brauchbar. Es beſteht aus einem hölzernen Diopternlineal, von etwa 10 Zoll Länge, das Oculardiopter hat die gewöhnliche Form, ſtatt des Objectivdiopters iſt aber in meſſingner Einfaſſung ein Spiegel und in derſelben Ebene darüber ein Glas aufgerichtet. Durch Spiegel und Glas iſt dann in der Verticalfläche mit dem Oculardiopter die Mittellinie eingeſchnitten. Das Objectivdiopter kann um ſeine Axe gedreht, und unter dem Winkel von 45 Graden gegen das Lineal geſtellt werden. Sieht man nun durch das Ocular, ſo daß der Strich auf der Glastafel unter dieſer 45 Grad Stellung nach einem entfernten Gegenſtande gerichtet iſt, ſo wird ſich unter dem Schnitt der Spiegelplatte ein anderer Gegenſtand präſentiren, der auf jener Linie, wohin das Lineal gerichtet iſt, unter einem rechten Winkel ſich befindet, und zwar der Perpendikel von demjenigen Punkte aus, wo ſich das Auge des Viſirenden befindet. Kann man nun die Entfernung nach dem viſirten und reflectirten Punkte meſſen, und ſetzt dieſe Operation von einem Standpunkte zum andern fort; ſo erhält man auf dieſe Weiſe ein Netz von mehreren Punkten, zwiſchen welchem ſich die Situation leicht einzeichnen läßt. P. S.

Spiegeltelescope nennt man Fernröhre, in denen ein Hohlſpiegel die Stelle des Vorder- oder Objectivglaſes vertritt. Dergleichen catoptriſche Fernröhre kennt man auch unter dem Namen der Telescope oder Reflectors. Das vorzüglichſte derſelben iſt dasjenige, was Newton zu Stande gebracht hat. Es bildet eine vorn offene Röhre, in welcher hinten ein Hohlſpiegel von Metall angebracht iſt. Des Gegenſtandes Bild, deſſen Licht auf ihn fällt, wird, ehe es noch zu Stande kommt, durch einen andern runden metallnen Spiegel, der gegen die Axe des Hohlſpiegels unter einem Winkel von 45 Graden geſtellt iſt, aufgefangen, und durch den Brennpunkt der Linſe geworfen, durch welche das Auge daſſelbe betrachtet, und die in einer Seitenöffnung der Röhre angebracht iſt. Dieſe Art Fernröhre zeigen, wie die aſtronomiſchen, alle Gegenſtände verkehrt, und vergrößern auch in demſelben Verhältniſſe. P. S.

Spielkarten, ſ. Kartenſpiel.

Spießglanzglas iſt ein hyazinthrothes Glas, welches im Glühfeuer aus einem grauen Oxyd entſteht, das der Rückſtand einer Sublimation des rohen Spießglaſes iſt.

Spießglas oder Spießglanz (Antimonium), iſt ein Metall, welches ſchon zu den Zeiten Jeſebels bei den Juden bekannt war, welche es zum Färben der Haare brauchten. Es iſt im Mineralreiche nicht ſehr häufig verbreitet. Man findet es gediegen, geſchwefelt im Grau- und Rothſpießglaserze, unvollkommen oxydirt im Weißſpießglaserze, und vollkommen oxydirt im

Spießglasocker. Es iſt leicht, weich und ſteht, außer dem Braunſtein, allen Metallen an Dehnbarkeit nach. Wenn es erhitzt und dann der atmoſphäriſchen Luft Zutritt geſtattet wird, ſo verwandelt es ſich in einen weißen Rauch, welcher ſich in der Geſtalt ſchöner weißer Nadeln anlegt, und Spießglasſchnee heißt. Durch die oxygenirte Salzſäure wird das Spießglas zu einer breiartigen, ätzenden Subſtanz, welche Spießglasbutter genannt wird. Eine Verbindung des weinſteinſauren Spießglaſes mit ſpießglashaltigem, weinſteinſaurem Kali gibt den Brechweinſtein. Solches Spießglas mit Queckſilber zuſammengerieben, gibt den Spießglasmohr. Das gediegene Spießglas wird zum mediciniſchen Gebrauch, zu Teleskop-Spiegeln, Buchdruckerlettern, zur Reinigung des Goldes, zu Metallcompoſitionen ꝛc. angewendet.

Spießrecht war bei den alten Deutſchen eine ganz beſondre Art von Kriegsgericht, welches im Felde, bei außerordentlichen Fällen, über einen ſchweren Verbrecher von dem Kriegsvolke gehalten, und wobei das Urtheil von Geſchwornen gefällt, und ſogleich vollzogen wurde; nämlich ſo, daß der Delinquent, wenn er ſchuldig erkannt wurde, durch eine Gaſſe von Kriegern hindurchgehn mußte, die ihre langen Spieße dann in ihn ſtießen, bis er vom Leben zum Tode gebracht war. Heut zu Tage iſt natürlich dieſes Spießrecht ganz außer Gebrauch gekommen, aber wahrſcheinlich rührt die Art, das Standrecht zu halten, wie auch das der Procedur nach noch ähnlichere Spießruthenlaufen davon her. (M. ſ. Spießruthen und Standrecht.)

Spießruthen wird jene militäriſche Züchtigung genannt, wo der zu beſtrafende auf dem Rücken entblößt, durch mehrere Reihen mit Ruthen verſehener Soldaten laufen muß, die ihm, ſo wie er bei ihnen vorbeikommt, jeder einen Hieb ertheilen. Zur Zeit des ſiebenjährigen Kriegs ließ man harte Verbrecher bis auf den Tod laufen, in neuern Zeiten iſt dieſe entehrende Züchtigung ſehr abgekommen, und bei manchen Armeen iſt ſie ganz verboten. P. S.

Spillgelder (von dem Worte Spill, welches Spindel, die Hauptbeſchäftigung der Weiber unſerer Vorfahren, bedeutet) hießen im deutſchen Rechte diejenigen Gelder, über welche die Eheweiber ganz allein, und ohne Autorität ihres Mannes oder ihres Geſchlechtsvormundes unumſchränkt verfügen können. — Die Römer kannten dieſe Art von Privatvermögen der Frauen nicht; auch bei uns werden die Spillgelder nicht vorausgeſetzt, ſondern müſſen bedungen werden; ausgenommen das Pathengeld der Frau, welches für Spillgeld gerechnet wird.

Spillmagen nannte man bei den alten Deutſchen die Verwandten von mütterlicher oder weiblicher Seite, im Gegenſatz von Schwertmagen (ſ. d. Art.). Die Benennung Spillmagen kommt übrigens von Spille (Spindel) her, weil die Hauptbeſchäftigung des weiblichen Geſchlechts ehedem im Flachsſpinnen beſtand.

Spinet, Spinett (clavichordium, épinette), ein mit Drathſaiten bezogenes Taſteninſtrument, ein kleiner Flügel von nicht vollen vier Octaven in Form eines länglichen, an einem Ende ſchmal zugehenden Käſtchens, in welchem die Saiten ſchräg von der rechten zur linken gezogen ſind, die Taſtatur aber an der

geraden Seite liegt. Die größern Spinetts, welche man ſonſt Clavicymbel, *clavessin*, nannte, haben mehr Tonumfang. Endlich nennt man auch wohl einen **Flügel** (ſ. d. Art.) Spinet.

Spinnen ſind ein bekanntes Geſchlecht ungeflügelter Inſecten, welches über hundert Gattungen begreift, an Geſtalt und Größe ſehr verſchieden iſt, indem es Spinnen von der Größe einer ausgebreiteten Mannshand gibt, und wieder andre, die ſo klein ſind, daß man ſie nur mit einem Vergrößerungsglaſe entdecken kann. Ihren Namen führen die Spinnen von dem bewundernswürdigen, ihnen eigenen Kunſttriebe, feine Fäden zu einem künſtlichen Netze zuſammenzuweben. Unter den inländiſchen Spinnen werden beſonders die größern Gattungen von den mehrſten Menſchen, jedoch mit Unrecht, als giftig gefürchtet; ja ehedem hielt man ſie ſogar für verlarvte böſe Geiſter, und noch jetzt halten Einfältige das Erſcheinen einer Spinne für üble Vorbedeutung. Übrigens iſt es außer Zweifel, daß in wärmern Ländern der Biß einer Spinne, z. B. von der Tarantel in Italien, und noch mehr von der Orange- oder Curaſſao-Spinne ſehr gefährlich, und ſelbſt tödtlich werden kann. Ungeachtet ihres ſcheuen furchtſamen Naturells laſſen ſich die Spinnen leicht zähmen, und man hat Beiſpiele, daß ſie ſo zutraulich wurden, daß ſie ſich locken ließen. Im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts machte Quatremère d'Isjonval in einem eigenen Werke (l'Aranéologie) die Spinnen als die ſicherſten Wetterpropheten bekannt, und verſicherte, daß er durch die Nachrichten, welche er über das jedesmal bevorſtehende Wetter, von ſeinem Gefängniſſe aus, dem General Pichegru zur Eroberung von Holland behülflich geweſen ſey, und ſich bei jenen Nachrichten nach dem Benehmen der Spinnen gerichtet habe. Die Wahrheit dieſer Sache iſt wohl nicht zu bezweifeln, und d'Isjonvals Bemerkungen in dem angeführten Werke ſind auch von Andern richtig befunden. (Vgl. **Arachnologie**.)

Spinnen, Spinnmaſchinen. Spinnen heißt eigentlich, einen flockigen Stoff zu einem Faden zuſammendrehen; nur uneigentlich wird es auch von andern Stoffen geſagt, die nicht flockig ſind, ſich aber auch zu einem Faden drehen laſſen, wie einige Metalle, Glas u. ſ. w. Das Spinnen geſchieht entweder mittelſt eines Rades oder einer Spindel und der Menſchenhand, oder mittelſt eigner Maſchinen. Das gewöhnliche Spinnrad zum Flachsſpinnen ſoll von einem Steinmetz Jürgens zu Wolfenbüttel im J. 1530 erfunden ſeyn. Die Spindel, deren Erfindung ſich in das höchſte Alterthum verliert, wird im Ganzen dem Rade vorgezogen, weil ſie einen feinern, geſchmeidigern und lockerern Faden liefert, der ſich beſſer bleichen und färben läßt. Höchſt ſinnreich ſind die von Richard Arkwright (ſ. d. Art.) im J. 1774 erfundenen Spinnmaſchinen, welche entweder durch ein Mühlwerk oder durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt werden, und eine große Menge von wollenen und baumwollenen Fäden auf einmal ſpinnen. Die Zahl der Arbeiter iſt verhältnißmäßig ſehr gering, und das Geſpinnſt von größter Vollkommenheit. Für den Flachs hat die Maſchinenſpinnerei noch nicht gelingen wollen, obgleich Napoleon einen Preis von einer Million Franken auf die Erfindung einer dazu geeigneten Maſchine ſetzte. Dagegen ſind die Spinnmaſchinen für Wolle und Baumwolle auch außer England ziemlich verbreitet.

Spinoza (Baruch, oder wie er ſich überſetzte, Benedict), den 24ſten November 1632 zu Amſterdam aus einer portugieſiſchen Judenfamilie geboren, zeigte ſchon früh einen richtigen Verſtand und freien Geiſt, welchen gerade der mangelhafte frühere jüdiſche Unterricht weckte. Er verſchloß ſich, da ihm ſeine Rabbinen nicht genügten, ſchon früh in ſich ſelbſt, nur eigener Forſchung vertrauend. Seine natürliche Gutmüthigkeit konnte jedoch zwei Andringlinge nicht zurückweiſen, die, nachdem ſie ſeine Denkart erſpäht, ihn verläſterten und bei der Synagoge verklagten. Die Ruhe und Gelaſſenheit, womit er die Anklage für falſch erklärte, trotz allen Androhungen einer Seits, und feigen Begütigungs- und Bekehrungsverſuchen andrer Seits, hatte endlich doch nichts zur Folge, als daß der Bannfluch über ihn geſprochen ward. Gleichmüthig nahm er ihn auf, bekannte ſich aber darum zu keiner poſitiven Religion, ſo viel er auch Einladungen dazu hatte; wie man denn namentlich einen Brief eines gewiſſen jungen Mannes Albert Bürgh in ſeiner Briefſammlung findet, der dieſen Zweck hinſichtlich des Catholicismus hatte, aber eine ſehr folgebeſtändige, gehaltene und entſchiedene Beantwortung fand. Nach jenem Ereigniß lernte Spinoza bei einem holländiſchen Arzt van der Ende griechiſch und lateiniſch, verliebte ſich in deſſen Tochter, blieb aber, überboten von einem gewiſſen Kerkering, ledig. Van der Ende ſelbſt wurde ſpäter in Frankreich als politiſcher Unruhſtifter vom Chevalier Rohan und la Truaumont gebraucht, und endlich gehenkt. Die Judenverfolgungen gegen Spinoza dauerten fort, und gingen bis zum verſuchten Meuchelmord, dem er aber glücklich entging. Er forſchte indeß immer weiter, anfangs nach Descartes, wie ſeine Principien der carteſiſchen Philoſophie Zeugniß geben, und lernte, um ſich etwas zu verdienen, Glasſchleifen. Durch die Judenränke wurde er vom Magiſtrat, damit doch etwas geſchähe, auf einige Monate aus Amſterdam verwieſen, und bezog ruhig ein Landhaus eines Freundes, auf dem Wege nach Auwerkerke. 1664 ging er nach Rynsburg bei Leyden, und mit Ausgang des Winters nach Vorburg bei Haag, wo er drei bis vier Jahr lebte, bis er endlich auf Bitten mehrerer Freunde ſich in Haag niederließ, anfangs auf dem Veerkaay, bei der Witwe van Velden, dann aber, weil es ihm zu hoch kam, auf dem Paviliong-engragt bei Heinrich van der Spyck. Hier gab er ſeine beiden Hauptwerke heraus, die weiter unten erwähnt werden. Nach ſeiner Feinde Zeugniß ſelbſt war er höchſt mäßig, ordentlich und haushälteriſch, ſo daß er von ſich ſelbſt zu ſagen pflegte, er ſey wie die Schlange, die, den eignen Schwanz im Munde, einen Kreis bilde; im Umgang ſanft und ruhig, ſtets gleichmüthig, anredſam und geſprächig, duldſam, angeſtrengt fleißig, ſo daß er zu drei Monaten daheim blieb, und ſich höchſtens bei einer Pfeife Tabak, oder einem Spinnenkampfe, der ihn recht von Herzen ergötzte, erholte. Seinen Uneigennutz bewies ein ausgeſchlagenes Geſchenk von 2000 Fl. und bedeutendes zugedachtes Vermächtniß ſeines Freundes Simon van Vries, den er aber ſeines Bruders erinnerte, worauf er ihm einen Jahrgehalt von 500 Gulden ausſetzte, den wiederum Spinoza auf 300 herabſetzte. Eben ſo überließ er ſeinen Schweſtern die gegen ihre Habſucht ihm gerichtlich zugeſprochene väterliche Erbſchaft, bis auf ein Bette, nur daß er ſein Recht behaupten wollte. Er hatte viele bedeutende Freunde.

Der Prinz Condé wollte ihn 1672 in Utrecht kennen lernen, und ſendete ihm durch den Oberſt Stoup einen Paß. Spinoza reiſ'te ab, fand ihn aber nicht mehr, weil ihn Geſchäfte abgerufen hatten. Auch dieſen Schritt, wobei Spinoza höflich alle Anträge und Verſprechungen ablehnte, mißdeutete man ſo ſehr, daß ſein Wirth, nur durch die ſchuldloſe Unerſchrockenheit beruhigt, ſich bewegen ließ, ihn im Hauſe zu behalten. Auch erfolgte weiter nichts. Der Churfürſt von der Pfalz, Carl Ludwig, wollte ihn als Lehrer der Philoſophie mit voller Lehrfreiheit in Heidelberg anſtellen, und ließ ihm dies durch Dr. Fabricius antragen; aber Spinoza ſchlug es aus. Über zwanzig Jahre war er ſchwindſüchtig, und auch darum höchſt mäßig, aber vielleicht eben ſo durch die Macht ſeines klaren Geiſtes, als durch die Wohlthätigkeit der Natur gegen dieſe Art Kranken, getroſt. Am 22ſten Februar 1677, Sonnabends Nachmittags um vier Uhr, kam ſein Wirth aus der Predigt nach Hauſe, Spinoza ging hinunter zu ihm, ſprach bei einer Pfeife Tabak lange über die Predigt, ging dann wieder auf ſein Zimmer, und legte ſich früh ſchlafen. Sonntags früh vor der Kirche ſprach er wieder mit ſeinen Wirthsleuten. Er hatte einen Arzt aus Amſterdam kommen laſſen, welcher ihm Huhnbrühe zu Mittag zu geben befahl. Es geſchah. Spinoza aß mit Appetit. Nachmittags, während die Wirthsleute wieder in der Kirche waren, war er um drei Uhr ſanft entſchlafen. Die nachtheiligen Gerüchte von ſeinem Tode, wie mißwillige Eiferer ſie ausbreiteten, erwieſen ſich als falſch. Van der Spyck bezahlte einige kleine Rechnungen für ihn, um derentwillen man ihn nicht begraben laſſen wollte, und ſo wurde er am 25ſten Februar beerdigt. Sein Nachlaß, der im Ganzen 400 Fl. 13 Sous, nach Abzug der Unkoſten 390 Fl. 14 Sous betrug, ward von der Schweſter nicht angenommen. Seine Schriften ſind: 1. die Principe der carteſiſchen Philoſophie 1664; 2. Anhang metaphyſiſcher Gedanken; 3. theologiſch-politiſche Abhandlung, worin gezeigt wird, daß Denkfreiheit nicht nur ohne Nachtheil der Frömmigkeit und des Staatsfriedens geduldet, ſondern nur mit Staatsfrieden und Frömmigkeit aufgehoben werden könne, 1670; 4. nachgelaſſene Werke, nämlich: a) die Ethik, geometriſch erwieſen, b) eine politiſche Abhandlung, c) ein unvollendetes Werk über die Berichtigung des Verſtandes, d) eine unvollendete hebräiſche Grammatik, und e) Briefe. — Der Name Spinoza war bis vor nicht gar langer Zeit ſo übel berüchtigt, daß Spinoziſt und Atheiſt für gleichbedeutend galten — man erinnert ſich der jacobi-leſſing-mendelsſohnſchen Erörterungen — und vielleicht mag dies bei manchem berufenen, obgleich nicht auserwählten, Zionswächter noch der Fall ſeyn. Überſchaut man indeß zuvörderſt nur ſein Leben, ſo iſt auffallend und wie aus einem Guſſe mit ſeinem Wiſſen des Mannes heitere, einfache, folgebeſtändige Geiſteskraft, ja Macht und Gewalt, die Andern gern das verliehene Kraftmaß gönnt, und nur auf Gott hinweiſ't, wie ſie ſich denn in ſeinem Verhältniß zu ſeinem Wirth vorzüglich ausſpricht, aber auch in allem übrigen. Nach innen hat ſein Geiſt eine unerbittliche wiſſenſchaftliche Strenge, Beharrlichkeit und Sicherheit, einen unermüdlichen Drang hinweg über das Beſchränkte und Endliche nach dem Unendlichen, ſo daß man das Allgemeine der Vernunft kräftig vorwalten ſieht, das freie Verknüpfungs- und Hervorbringungsvermögen aber, die

Phantaſie, als Quell der Eigenthümlichkeit, zurückſtehen; weßhalb ihm auch, nach der Bemerkung eines unſerer geiſtreichſten Männer, die Idee der Kunſt gänzlich abging. Was ſeine Wiſſenſchaft anlangt, ſo halten wir uns, da ſie beſonders und am vollſtändigſten in ſeiner Ethik niedergelegt iſt, einzig an dieſe, ohne die übrigen Erklärungsmittel, beſonders die Briefe, zu vernachläſſigen, ohne uns jedoch bei den mancherlei Anſichten und erläuternden Verſchwemmungen, wie ſie ſich vorfinden, beſonders aufzuhalten, welches wir mindeſtens als mühſamen Umweg fanden. Zuvörderſt bemerken wir, daß dieſe Ethik aus fünf Theilen beſteht, 1. von Gott, 2. von der Natur und dem Urſprung des Geiſtes, 3. von Urſprung und Natur der Affecten, 4. von der menſchlichen Knechtſchaft, oder der Macht der Leidenſchaften, 5. von der Macht des Verſtandes oder von der menſchlichen Freiheit. Jenen alten nämlich, obgleich, laut aller Religionen Ausſpruch, nicht urſprünglichen Zwieſpalt und Widerſpruch unſerer Natur im Sehnen, Wollen und Sollen, und wiederum Nichtwollen, kurz jenes, uns allen anklebende, ſeine Schatten in unſer Leben werfende, am Ende doch durch eine ſündige Unthat ſelbſt verſchuldete Elend, welches Anlaß und Aufgabe aller philoſophiſchen Forſchungen iſt, fühlte Spinoza ganz klar, und eben ſo klar die nothwendige Erlöſung aus demſelben. Er ſah es in dem Widerſtreit des Leibes und der Seele nicht allein, ſondern innerhalb der Seele ſelbſt, und ſeinem ſtolzen, kräftigen Geiſte ſagte es zu, den Geiſt in, mit und durch das Erkennen zum Verſöhner und Arzt ſeiner ſelbſt zu machen. Es drängte ihn, ſich in eine Welt zu erheben, wo dieſer Zwieſpalt ausgeglichen und aufgehoben, welche gleichſam dieſer veranſchaulichte und verwirklichte Drang ſelbſt und zugleich unverrückbare Grundlage alles Fortſchreitens im Denken war. Sein Trieb und Gefühl, die ihn hoben, ſollten Eins ſeyn mit dem Erkenntnißvermögen, und ſich ihm gediegen geſtaltet phyſiciren. Dieſe Welt nun war ihm die Urſubſtanz und dieſe Gott. Er verſtand darunter, was in ſich iſt und durch ſich begriffen wird, oder deſſen Begriff nicht den Begriff eines andern Dinges bedarf. Dieſe Subſtanz hat Attribute, d. i. was der Verſtand als ihr Weſen Ausmachendes gewahrt, und Modes, d. i. Affectionen, oder was in einem Andern iſt, wodurch es auch begriffen wird. Dieſe Attribute ſind unendliches Denken und unendliche Ausdehnung (Gott iſt ein denkendes und ein ausgedehntes Ding), welche alſo an ſich die Eine, nur bald unter dieſem, bald unter jenem Attribut begriffene Subſtanz ſind. Die Subſtanz aber iſt, laut ihres Begriffs, Eine; zu ihrem Weſen gehört das Daſeyn. Sie iſt ferner nothwendig unendlich, untheilbar, Eins und Alles, wirkt alſo nach nothwendigen Geſetzen ihrer Natur, hat daher, weil nur durch ſich, aber durch nichts außer ihr beſtimmbar und beſtimmt, keinen Verſtand, noch Willen, noch Zweck, und iſt die inwohnende bleibende Urſache aller Dinge. Die beſondern Dinge ſind nur Affectionen oder Modi, welche Gottes Weſen auf gewiſſe und beſtimmte Weiſe ausdrücken, Kraftäußerungen. Hier iſt alſo eine an ſich geſchloſſene, ſich ſelbſt tragende Welt des Unendlichen, als ein Wirkliches aufgefaßt, außer welcher nichts ſeyn kann, und die ſelbſt ſeyn muß. Auf dieſen unerſchütterlichen ſtarren Grund — denn er weiß, wie er ſagt, daß er weiß — iſt nun aufgetragen die Lehre vom Geiſt. Leib iſt nur

eine Weiſe, Gottes Weſen als ausgedehntes Ding zu betrachten, oder auf gewiſſe und beſtimmte Art auszudrücken. Es gibt aber in Gott einen Begriff ſeines Weſens und alles daraus Folgenden, der natürlich Einer iſt, wie Er ſelbſt. Begriffeverkettung iſt dieſelbe wie Dingeverkettung. Der Menſchengeiſt iſt ein Theil des unendlichen Verſtandes Gottes. Der Gegenſtand ſeines Begriffs iſt Körper in obigem Sinne. Körper unterſcheiden ſich nur durch Bewegung und Ruhe, Geſchwindigkeit oder Langſamkeit. Der Geiſt erkennt den Körper nur durch die Affectionen des letztern. Der Begriff des Menſchengeiſtes geht in Gott auf gleiche Weiſe vor, wie der Begriff und die Erkenntniß des Menſchenkörpers, und iſt ſo Eins mit dem Geiſte, wie der Geiſt mit dem Körper. Aber die bloß auf den Geiſt bezogenen Begriffe der Affectionen des Menſchenkörpers ſind verworren und unangemeſſen, wenn gleich eben ſo folgebeſtändig, wie die wahren; werden ſie aber auf Gott bezogen, dann ſind ſie wahr, abſolut, angemeſſen, vollkommen. Unwahrheit iſt mithin nur entzogene, ausgegangene angemeſſene Erkenntniß. Der Geiſt hat alſo eine falſche, unvollſtändige, und eine wahre, vollſtändige Erkenntniß. Die falſche, der Wahn, die Einbildung, iſt die aus einzelnen beſtandloſen Dingen und Zeichen entſtandene; die wahre, anſchauliche, Vernunfterkenntniß, betrachtet die Dinge als nothwendig und ewig, führt alſo die Erkenntniß des unendlichen ewigen Gottes mit ſich. Sonach iſt der Geiſt keineswegs frei und ſelbſtſtändig, ſondern durch eine nothwendige Kette von Urſachen beſtimmt, und Wille und Verſtand ſind wiederum Eins, wie im ewigen Gotte, ſo lange man nämlich nicht, wie gewöhnlich, Bild, Begriff und Wort verwirrt. Wie fern nun der Geiſt das Wahre begreift, handelt er, iſt er thätig; wie fern das Unwahre, iſt er unthätig, leidend. Er ſtrebt aber, ſich in ſeinem Seyn (in Gott) zu erhalten, in ihm zu beharren. Auf den Geiſt bezogen, iſt dies Wille; auf Geiſt und Leib aber Trieb. Was ihn hebt, dieſe Kraft erhöht, freut ihn; was ihn niederdrückt, macht ihn traurig. Affect alſo iſt ein verworrener Begriff der Selbſterhaltung, oder Lebenskraft. Dieſe aber wird von äußern Dingen überwältigt; denn der Menſch iſt ein Theil der Natur. Gut und Böſe ſind alſo bloß aus Vergleichung der Dinge unter einander, als der Lebenskraft förderlicher, oder nachtheiliger, entſtandene Scheinbegriffe. Die wahre Tugend aber, und die höchſte, iſt die Selbſterhaltung, oder Lebenskraft, die Beſtimmtheit des Handelns durch Einſicht, Vernunft, folglich Übereinkunft mit der nothwendigen, geſetzlichen Natur, Allen zugänglich, und Allen gern aus Starkmuth und Edelmuth gegönnt, aber ſchwer erreichbar. Freude iſt demnach gut, Traurigkeit böſe, Demuth und Reue keine Tugend, ja vielmehr unangemeſſene Erkenntniß. Wiederum iſt nun die Verkettung der Körperaffectionen oder Bilder der Dinge dieſelbe, wie die der Gedanken und Begriffe. Die Macht über die Affecten gewinnt der Geiſt durch klare und deutliche Begriffe, oder Beziehung der Bilder der Dinge, der einzelnen Dinge, auf Gott und ſeinen ewigen nothwendigen Begriff. Dieſe Erkenntniß iſt das höchſte Streben des Geiſtes und Quell der Ruhe. Selbſt unſern Körper begreifen wir nur als ewig, als in und durch Gott begriffen. Aus dieſer Erkenntniß entſpringt die intellectuelle Liebe zu Gott, die nur ein Theil der unendlichen intellectuellen Liebe Gottes zu ſich ſelbſt und Selig=

keit iſt. Seligkeit iſt darum nicht Tugendlohn, ſondern Tugend, und wir ſind nicht ſelig, weil wir die Begierden zähmen, ſondern wir zähmen ſie, weil wir ſelig ſind. — Es ergibt ſich aus dieſer kurzen, treuen Darſtellung des Spinozismus zumeiſt mit des Urhebers eignen Worten, und ſo weit es möglich war, in derſelben herben und gemüthloſen Form, daß Spinoza von der Selbſtkraft, ſich in Gott zu erhalten, zu begreifen, zu ſeyn und zu handeln, mithin von dem Triebe nach dem Unendlichen ausgeht, und mit ihm endet. Dieſer freilich iſt faſt zum Ding, zum Naturgegenſtand, oder unter der Form des Realen, wie bei den alten Eleatikern, erſtarrt. Darum ſind ſeine Anſichten ſo deterministiſch und herbe, darum ſeine Methode ſo bündig und ſtreng dogmatiſch. Das Endliche iſt ihm im Grunde gar nicht actu, und in ſo fern iſt er Idealiſt, ſondern nur ſaamlich mit dem Unendlichen Eins. Sein Syſtem alſo iſt das entſchiedene, geſchloſſene, eines rüſtigen, ſtolzen, ſtarren, ja zuverſichtlichen Heiden, eine phyſicirte (dann aber freilich unvollkommne) Ethik. Was aber auch noch, vom Standpunkte der philoſophiſchen Ethik aus, daran vermißt werden könnte, z. B. die jeder Ethik unerlaßliche Rückſicht auf das Individuelle und den Charakter, die Sonderung des Ideals vom allgemeinen Begriff und Zweckbegriff, den er ſonſt verwarf, ſo hat er doch eine wiſſenſchaftliche Reinheit, Strenge und Gediegenheit, ja in der Methode eine ſo treffende, wenn auch herbe, Gedrängtheit, Bündigkeit und Folgebeſtändigkeit, ein, bei ſtetem Rückweis auf die Grundanſchauung, ſich immer das Gleichgewicht haltendes Verbinden und Auflöſen (wie dies beſonders in der beiſpielenden in dieſem Syſtem nicht unweſentlichen Polemik ſich darſtellt), daß ihm nur Platon als Meiſter an die Seite geſetzt werden dürfte, wie verſchieden auch ſonſt beide von einander ſind. Einmal aber jene ſpeculative Entſeelung und Entſelbſtung oder Entkleidung Gottes von Perſönlichkeit zugegeben, wovon er ausgeht, führt er an ehernen Banden zu dem Höchſten, was innerhalb der Speculation erreichbar iſt; ja die Idee der intellectuellen Liebe zu Gott, worin er alles, wenn auch weniger auflöſ't und ſchmelzet, als erſtarren läßt, iſt wie der letzte Lebensblitz eines Sterbenden. Wie Spinoza nach dieſem kühnen Syſtem über Offenbarung und namentlich Chriſtenthum urtheilen mußte, läßt ſich leicht von einem aufmerkſamen Leſer ermeſſen, und iſt in ſeinem theologiſchpolitiſchen Tractat zu leſen, deſſen Geiſt ſich aus folgender Stelle der Vorrede ergibt: „Da ich alſo in meinem Gemüthe dies erwog, daß nämlich das Licht der Natur nicht nur verachtet, ſondern von Vielen als Quell der Gottloſigkeit verdammt, menſchliche Erdichtungen dagegen für göttliche Urkunden gehalten wurden, Leichtgläubigkeit für Glauben gelte, und die Streitigkeiten der Philoſophie in Kirche und Staat mit großer Heftigkeit geführt werden, daraus aber der wildeſte Haß und Zwieſpalt, der die Menſchen ſo leicht zum Aufruhr führt, und vieles andre, was hier herzuzählen zu lang wäre, entſtehen ſahe; ſo beſchloß ich ernſtlich, die Schrift aufs neue mit ganzer freier Seele zu prüfen, nnd nichts von ihr zu behaupten, nichts als ihre Lehre gelten zu laſſen, was ſie mir nicht klar lehrte." Indem er nun ſo mit der Hornleuchte des natürlichen Lichts in dem Reich der Gnade ſich zurecht finden wollte, ſtatt umgekehrt mit dem Licht der Gnade ſich in der Natur zu orientiren, und ſchon in ihrem Bildungsgange die Erlöſung aus ihrer ſtarren Verſchloſſenheit ange-

deutet, angelegt und veranſtaltet zu erblicken, iſt dies ſein Werk mehr, als man vielleicht glaubt, der Codex der Aufklärer der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und Viele ſind durch das, was ſie heimlich von ihm entlehnt, z. B. die taſchenſpieleriſche hiſtoriſche Auslegung, berühmt geworden, nachdem Er von ſeiner Zeit verdammt worden. Jetzt, nachdem der menſchliche Geiſt in ruchloſem Titanenübermuthe das Gebiet der Speculation ausgemeſſen, und die Acten darüber gleichſam beinahe geſchloſſen hat, nachdem das Urtheil zu gefallen ſcheint, daß auch das geiſtreichſte Begriffſpiel noch kein Leben iſt, ſondern ein ewiges Seyn und Leben und Weben in und aus Gott vorausſetzt, wohin der Menſch aus eigner irdiſcher Kraft nicht gelangen kann — ein bedeutender, wenn auch theuer erkaufter Gewinn der Speculation! — jetzt, wo allmählig alles wieder der Einen Sonne nachzieht, und in den Höchſten und Beſten der Nation auf Religion und Chriſtenthum hintreibt, jetzt wird auch das Urtheil über große Männer, wie Spinoza, unbefangener und geläuterter, er wird nicht verdammt und gerichtet werden; man wird ihn immer mehr der Kühnheit, Schärfe und Rüſtigkeit des Geiſtes loben, aber auch beklagen, daß eben dieſer treffliche Geiſt die Feſſeln vermeſſener Speculation mit dem lebendigen Hauch demuthig hingegebenen Glaubens zu ſprengen und in dieſer Hingebung an das geahnete, erſehnte Heilige, es wahrhaft in Beſitz zu nehmen, nicht erwählt war. Und daß nur Niemand dieſe, bloß der vermeſſen ſtrebenden Zeit gegenüber ſo ſchroff auftretende und gleichſam geradehin entgegengeſetzte Hingebung eben darum tadele! Es wird eine Zeit kommen, wo ſie, nachdem ſie ſich Mehrere angeeignet hat, als die tiefſte und ſeligſte Kraft des Menſchen erkannt und geübt werden wird. Dann wird auch Spinoza's ceyloniſche Teufelsſtimme als ein Naturton in dem großen Welthymnus erkannt und gedeutet werden. Wa.

Spirallinie, auch **Helix** genannt, iſt eine krumme Linie, die aus einem Punkte in verſchiedenen Zügen um ſich ſelbſt herum läuft, ſo daß ſie ſich immer mehr und mehr von ihrem Mittelpunkte entfernt. Archimedes hat dieſe Linie zuerſt entdeckt, um den Cirkel darnach zu quadriren.

Spittler (Ludwig Timotheus, Freiherr von), dieſer berühmte vaterländiſche Geſchichtſchreiber, war den 10ten November 1752 zu Stuttgart geboren, und ſtarb den 14ten März 1810 als königlich wirtembergiſcher Miniſter, Präſident der Oberſtudien-Direction, Curator der Univerſität Tübingen und Großkreuz des königlichen Civilverdienſtordens. Er war von Jugend auf der Theologie gewidmet, durchlief jedoch als geborner Stuttgarter nicht die niedern theologiſchen Seminarien des Landes, ſondern das ſtuttgarter Gymnaſium von der unterſten bis zur oberſten Claſſe. Hier war das Studium der alten Sprachen und der römiſchen und griechiſchen Claſſiker von je her Hauptſache, und auf die vertraute Bekanntſchaft mit denſelben, die ſich Spittler erwarb, gründete ſich die Superiorität, die ihm ſeine Commilitonen ſchon damals zugeſtanden. In den Jahren 1771 bis 1775 ſtudirte er in Tübingen, hörte in den folgenden zwei Jahren noch einige Collegia in Göttingen, und wurde 1777 Repetent im theologiſchen Stift in Tübingen. Da er hier ſchon durch ſeine kritiſche Unterſuchung des 60ſten laodiceniſchen Canons (Bremen 1777)

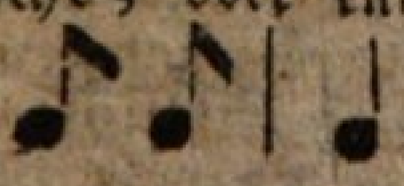
und ſeine Geſchichte des canoniſchen Rechts bis auf die Zeiten des falſchen Iſidors (Halle 1778) ſeinen tiefforſchenden und ſelbſtſtändigen Geiſt bewährt hatte, ſo wurde er 1779 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Göttingen angeſtellt, wo er auch 1788 den Charakter eines königlich großbritanniſchen Hofraths erhielt. Auf den Ruf des Herzogs Friedrich Eugen ging er 1797 als wirklicher geheimer Rath in ſein Vaterland zurück. Im J. 1806 ernannte ihn der König, mit Erhebung in den Freiherrnſtand, zum Staatsminiſter, Präſidenten der Oberſtudiendirection und Curator der Univerſität Tübingen; noch in eben dieſem Jahre erhielt er das große Kreuz des Civilverdienſtordens, und ſtarb den 14ten März 1810. Von der Natur mit großen Talenten begabt, bildete er ſich ſchon früh zum gelehrten Hiſtoriker. Unſterblichen Ruhm im Gebiet der Geſchichte erwarb er ſich durch ſeinen Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche (Göttingen 1782, vierte Auflage 1806); die Geſchichte Wirtembergs (ebend. 1783); die Geſchichte des Fürſtenthums Hannover (1786); den Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten (1793, zweite Auflage, fortgeſetzt von Sartorius 1807); die Geſchichte der däniſchen Revolution im J. 1660 (1796); und viele Abhandlungen im göttingiſchen hiſtoriſchen Magazin, das er mit Meiners herausgab. In allen ſeinen Werken ſieht man den Gelehrten, dem kein Theil ſeiner Wiſſenſchaft, oder keine Provinz ihres unermeßlichen Feldes ganz fremd und unbekannt war, und in allen muß der ſachkundige Beurtheiler die verſtändige Auswahl des Stoffs, den er zur Bearbeitung heraushob, und die feſte Enthaltſamkeit, womit er ſich auf dieſen beſchränkte, bewundern. Leichtigkeit und Gewandtheit, Schnelligkeit des Überblicks, Vollſtändigkeit mit Kürze, und eine Fülle von neuen Belehrungen ſind Eigenſchaften, welche alle ſeine Schriften auszeichnen, und die große Gelehrſamkeit ihres Verfaſſers beurkunden. Tiefgeſchöpfte und ſinnvolle pragmatiſche Bemerkungen werden mit der Erzählung verflochten, oft liegt ſchon in einem Worte oder einer Wendung eine tiefe Bedeutung. Nie wird gemahlt oder geſchildert; es ſind die Objecte ſelbſt, die ſich darſtellend den Leſer anſprechen. Ein gemüthlicher und kräftiger Ton regt den Empfänglichen mächtig an, obwohl die Sprache manchmal rauh und der Styl nicht ohne Nachläſſigkeiten iſt. Spittlers ſchriftſtelleriſche Thätigkeit endigte zwar mit ſeinem Abgange von Göttingen, dagegen aber wirkte er in ſeinem neuen Poſten als Curator der Univerſität Tübingen und Präſident der Oberſtudiendirection bis an ſein Lebensende für wahre Aufklärung und Verbreitung nützlicher Kenntniſſe.

Splanchnologie (Eingeweidelehre), iſt der Theil der Anatomie, der die Eingeweide betrachtet. So unbeſtimmt der Begriff der Eingeweide iſt, eben ſo unbeſtimmt iſt natürlich auch der der Splanchnologie. Im engſten Sinne verſteht man unter Eingeweide nämlich die Organe des Unterleibes; im weitern alle innern Organe (auch des Kopfes und der Bruſt), die deßhalb auch in der Splanchnologie betrachtet werden; endlich aber verweiſ't man auch die Sinnesorgane dahin, obgleich ſie mehr an der Oberfläche des Körpers gelagert ſind, und geht dadurch von dem Begriffe der Eingeweide ganz ab.

Splint, der hellere und weichere Theil des Holzes zwiſchen der Rinde und dem Kern.

Spohr (Ludwig), berühmter Virtuos auf der Violine, und origineller Componiſt. Er iſt der Sohn eines Arztes, zu Seeſen im Braunſchweigiſchen ums Jahr 1783 geboren; ſein Lehrer im Violinſpiel war der wackre Violiniſt Maucourt. Bald entwickelten ſich ſeine großen Talente in der Tonkunſt. Er trat zuerſt als Kammermuſikus in Dienſte des Herzogs von Braunſchweig, begleitete dann ſeinen zweiten Lehrer, den berühmten Violinſpieler Eck, mit herzoglicher Unterſtützung auf deſſen Reiſen bis nach Rußland, wobei er durch das Hören der berühmteſten Virtuoſen und Orcheſter ſeine Talente und Kenntniſſe in der Tonkunſt immer weiter ausbildete. Im Jahr 1804 reiſ'te er durch einen Theil Deutſchlands, trat an mehreren Orten als Concertſpieler auf, und wurde dann im Jahr 1805 von dem kunſtliebenden Herzog von Gotha zum Concertmeiſter ernannt. Von dieſer Zeit an ſchrieb er ſeine meiſten muſikaliſchen Werke, größtentheils Inſtrumentalſtücke, nämlich mehrere Concerts für die Violine und für die Clarinette (letztere für ſeinen Schüler Hermſtedt), Quartetten und Duo's für Violinen, Variationen, Sonaten und Potpourri's mit Begleitung der Harfe, und einige Sinfonien und Ouverturen; dann auch eine Sammlung ausgezeichnet ſchöner Lieder mit Begleitung des Claviers; ein großes Oratorium, das jüngſte Gericht, und eine noch nicht bekannte Oper. Spohr ſchreibt weniger glücklich für den Geſang im Großen, welchem er ſo manches zumuthet, was nur den Inſtrumenten eigen iſt und gelingt. In ſeinen Compoſitionen überhaupt iſt eine elegiſche und ſchwärmeriſche Stimmung vorherrſchend, nur daß ſie nie mit jener Mattigkeit verbunden iſt, welche dieſelbe bei andern Componiſten erzeugt, ſondern ſeine Schwärmerei faſt immer einen großen Schwung hat, und durch kräftige Modulation intereſſirt. Dagegen wirft man ihnen einen allzuhäufigen und unruhigen Wechſel der Modulation vor, welcher vorzüglich Geſangscompoſitionen ungünſtig iſt. Auf jeden Fall aber gehört Spohr gegenwärtig zu den vorzüglichſten deutſchen Componiſten, und wir zweifeln auch nicht, daß er bei tieferm Studium des Geſanges, und bei ſeiner poetiſchen Bildung auch als Vocalcomponiſt, und namentlich in der romantiſchen Oper mit Glück auftreten werde, wenn er überhaupt auf Licht und Schatten die gehörige Sorgfalt wenden will. Noch ausgezeichneter aber iſt Spohr als Violinſpieler, und gegenwärtig wohl der größte deutſche Violiniſt. Die ausgezeichnetſte Reinheit, Fertigkeit, Präciſion und Sicherheit ſeines Spiels, die Kraft und Seele ſeines Bogens, ſein mannichfaltiger Vortrag, das Feuer und die Energie, ſo wie die Innigkeit und Anmuth, welche er ſeinen Tönen einhaucht, ſeine Muſikkenntniß und ſein Geſchmack, ſeine Fähigkeit in den Geiſt der verſchiedenſten Compoſitionen einzugehen, endlich daß er in ſeinem Spiel wie in ſeinen Compoſitionen nie darauf auszugehen ſcheint, ſeine glänzende Fertigkeit zu zeigen, ſondern ſeine Concerte in beider Hinſicht freie lebendige Ergießungen einer gefühlvollen und begeiſterten Stimmung ſind, — dies alles erhebt ihn zu einem der erſten Künſtler. Als ſolchen hat ſich Spohr auf ſeinen Kunſtreiſen in Deutſchland, die er während ſeiner Anſtellung in Gotha von Zeit zu Zeit fortſetzte, ſo bei den Muſikfeſten in Frankenhauſen ge=

zeigt, und ſoll in Wien, wohin er von Gotha als Muſikdirector ging, zur Zeit des Congreſſes (Winter 1814) ſelbſt den berühmten Rode verdunkelt haben. Dazu kommt, daß auch ſeine angenehme äußere Erſcheinung, ſein wohlgebildeter jugendlich kräftiger Körper, ſein herrlicher männlicher Wuchs, ſein ſchöner Kopf, und ſein leichter edler Anſtand ungemein einnehmend ſind. Es gehört zu den größten Ergötzlichkeiten, ihn mit ſeiner Gattin, einer gebornen Preyſing, der Tochter eines Kammermuſikus in Gotha, welche zugleich eine große Künſtlerin auf der Pedalharfe iſt, in einer von ihm geſetzten Sonate oder in einem niedlichen Potpourri zuſammen zu hören, wie dies 1809 auf ihrer Reiſe an mehreren Orten in Deutſchland geſchah. In Wien ſoll er ſpäterhin ſein Violinſpiel als Muſikdirector etwas vernachläſſigt haben. Gegenwärtig (1817) iſt er mit ſeiner Gattin noch auf einer Reiſe in Italien begriffen, wo ihm die allgemeinſte und ſeltenſte Bewunderung zu Theil geworden iſt. T.

Spondeus nennen die Grammatiker eine proſodiſche Wortform oder Fuß (ſ. Rhythmus), welche aus zwei langen Sylben beſteht und folglich ſo: — — bezeichnet wird. Man leitet es von dem griechiſchen Worte spondae ab, welches Opfer- oder Bundestrank bedeutet, weil heilige Opfer- und Tempelgeſänge in dieſem Versmaß üblich geweſen ſeyn ſollen. Daß es einen ernſten Schritt hält, und dem trochäiſchen entgegengeſetzt iſt, ergibt ſich leicht. Betrachtet man nun dieſen Fuß rhythmiſch, d. h. als Zeitfigur und metriſch, d. h. als Tactart, ſo iſt folgendes darüber zu bemerken. Seine beiden Beſtandtheile, die zwei Längen, ſind einzeln genommen, gleiche Momente; in ihrer Verbindung aber wird die erſte als Bild, oder Erzeugendes, die zweite als Gegenbild, oder Erzeugtes, auftreten. Die erſte heißt den Metrikern Arſis oder Hebung, den Muſikern guter Tacttheil, die zweite den Metrikern Theſis, den Muſikern ſchlechter Tacttheil; man könnte ſie auch Antitheſis nennen. Nun ſind aber auch hier beide, die Arſis und Theſis, von gleichem Werth, und ſo iſt der Spondeus die Grundform des gleichen Metrums, oder des geraden Tacts, der darum der ſpondeiſche heißt, und dem $\frac{2}{4}$ oder $\frac{4}{4}$ Tact in der Muſik gleich iſt. Zerlegen ſich nämlich Theſis und Antitheſis in zwei untergeordnete Momente, nur durch Accent verſchiedene, ſo ſind die darin ſich bewegenden Rhythmen accentuirte. Bewegen ſich aber die Rhythmen in Momenten verſchiedner Ordnung, ſo werden Längen und Kürzen unterſchieden, mithin ſind die Rhythmen quantitirend. Das ungerade Metrum hat die meiſten quantitirenden Rhythmen und die alten Versmaße bewegen ſich demnach vorzüglich darin (ſ. d. Art. Rhythmus). Wo die Hauptmomente ſich in drei Untermomente zerlegen, entſteht das ungleiche, gemiſchte Metrum, der ungerade Tact (ſ. Trochäus). Die ſpondeiſche metriſche Periode, oder der ſpondeiſche gerade Tact kann nun unter vier Geſtalten erſcheinen. Es kann nämlich die Urgeſtalt — — aufgelöſ't werden in ◡ ◡ ◡ ◡, welches proſodiſch zum Pyrrhichien, oder ein Proceleusmaticus ſind, daher dieſe Form die proceleusmatiſche heißt; oder in — ◡ ◡, die dactyliſche; oder endlich in ◡ ◡ —, die antidactyliſche, muſikaliſch als  unterſchieden von der leicht anapäſtiſchen Form

, welche letztere denn auch darum nach Dipodien, oder Doppelfüßen gemeſſen wird. Da nun ganze Versgattungen in lauter kurzen Sylben, wie die Proceleusmatiker ſind, nicht vorkommen können, ohne den quantitirenden Charakter aufzugeben, ſo bleiben als Hauptgattungen der ſpondeiſchen Tactart die dactyliſche und antidactyliſche oder anapäſtiſche, deren erſtere im Niedertact, letztere im Auftact anfängt. Die dactyliſche, welche natürlich in ſich jene angezeigten Formen zuläßt, ſchließt entweder arſiſch (nach moderner Anſicht männlich) oder thetiſch (weiblich) oder ſchwebend (gleich den italiſchen sdruccioli, die eben Dactylen ſind), und gehn vom Einfüßler bis zum Sieben- und Neunfüßler fort. Unter ihnen kommt alſo auch der Sechsfüßler, oder Hexameter vor, der auch der epiſche oder heroiſche Vers heißt, und alſo als ſolcher, urſprünglich ſchwerer vierzeitiger Tact iſt, mithin von einem leichtfüßigern unterſchieden. Er erhält durch den reichen Wechſel der Vers- und Wortfüße (ſ. Cäſur), den er geſtattet, eine große Schönheit, und wird hier bloß deßhalb erwähnt, weil er in ſeiner nun hauptſächlich durch Apel, Baggeſen, Schlegel, Voß rc. vollendeteren Fortbildung einige anziehende Streitigkeiten veranlaßt hat. Die erſte, ob er, wie Klopſtock den Accent vor der Quantität vorhörend meinte, und andere, auf ſeine Auctorität hin, ſogleich übten, Trochäen zulaſſe, muß nach der Tacttheorie — und welche andere gibt es für einen Gegenſtand des Ohrs? — ſogleich verneint werden, indem der gerade $\frac{4}{4}$ Tact nicht mit dem ungeraden $\frac{3}{4}$ Tact wechſeln kann. Die zweite war mehr proſodiſch, obgleich ſie auch in das Metriſche überſtreifte. Sie betraf, ſonderbar genug, gleichſam zum Zeichen, wie weit Vorurtheil verblenden könne, das Vorhandenſeyn, oder Nichtvorhandenſeyn der Spondeen in unſerer Sprache. Diejenigen, welche lang und kurz für gleichbedeutend mit betont und unbetont nahmen, mithin nur accentuirte Verſe kannten, und dadurch hinwiederum die deutſche Proſodie ſchwankend und ungewiß machten, indem ſie die Priorität des Begriffs zum Princip der Betonung machten, wie Moriz that, läugneten viele, dem unbefangenen Ohr ſich unfehlbar als Spondeen darſtellende Wortfüße, ſowohl ſteigende, wie Glückauf, als ſinkende, wie Aufgang, und behandelten die erſtern wie Jamben, die letztern wie Trochäen, ja die vorn oder hinten vermehrten, wie Dactylen z. B. Lŏrbeĕrhaīn. Daß hiermit theils ein wirkliches Beſitzthum unſerer Sprache, theils ihr ſchöner, im Weſen des Volks begründeter Charakter auch hier das Vermittelnde zu ſeyn, und Accent wie Quantität in ſich zu vereinen, verkannt wurde, mußte wohl mälich jeder ſehen, der die Fortſchritte der deutſchen Verskunſt, die ſich zum Glück durch unklare und verworrene Theorien nicht ſtören ließ, mit Liebe und Unbefangenheit beobachtete. Denn ohne Trägheit oder Unkenntniß der Muſik, und mithin des Rhythmus, wäre nicht leicht möglich geweſen, Worte wie Jagdluſt, Schlachthorn, Feſtreihn, Waldſtrom, Jungfrau zu verkennen und zu mißbrauchen. — So wenig aber hier gefodert werden kann, daß die einzelnen Arten der erſten Gattung des ſpondeiſchen Tacts durchgegangen werden, eben ſo wenig kann es mit der zweiten, antidactyliſchen oder anapäſtiſchen geſchehen. Nur ſo viel alſo. Der Anapäſt iſt

eine dactyliſche Reihe mit zweizeitigem Auftact, welcher etwas Vordrängendes, Vorwärtsſtrebendes ausdrückt. Im vierzeitigen Tact iſt mithin der Dactylus der ſchwere unterſchieden von dem flüchtigen im ungeraden Tact , welches den nicht befremden wird, der aus der Natur des Metrums und der Ausſprache die doppelte Natur des Dactylus kennen gelernt hat, und weiß, daß ein und derſelbe Rhythmus ſich in verſchiedenem Metrum bewegen könne. Natürlich wechſelt der Anapäſt, ſofern er dieſem Tact angehört, ſeine Form mit denen, welche demſelben Tact angehören, Spondeen, Dactylen und Proceleusmatikern, ja, wenn er noch Dipodien gemeſſen wird, mit andern, wodurch er eines reichen Wechſels fähig wird. Übrigens hat auch er entweder arſiſchen oder thetiſchen Schluß. Wa.

Sponſalien (Verlöbniſſe) ſind Verträge, wodurch die künftige Vollziehung einer Ehe zwiſchen zwei beſtimmten Perſonen feſtgeſetzt wird. Bei den Römern mußten die Verlöbniſſe, wenn ein Klagerecht daraus entſtehen ſollte, mittelſt einer Stipulation d. h. durch einen ſolchen Vertrag, wo Jemand durch eine zweckmäßige Antwort auf eine an ihn gethane Frage ſich verpflichtete, vollzogen worden ſeyn. Da Verlöbniſſe alſo Verträge ſind, ſo können ſie nur von ſolchen Perſonen, die das Recht und die Fähigkeit haben, Verträge einzugehen, geſchloſſen werden. Kinder, Wahn- und Blödſinnige, im höchſten Grade Betrunkene, haben weder die Fähigkeit, noch die Befugniß dazu. Hingegen ſind die Verlöbniſſe minderjähriger Perſonen, auch ohne des Vormunds Willen, wenn ſie die Mannbarkeit erreicht haben, und der unter väterlicher Gewalt ſtehenden Söhne und Töchter, wenn der Vater einwilligt, gültig. Betrug, Gewalt und Furcht machen jeden Vertrag, alſo auch jedes Verlöbniß nichtig. Auch der Irrthum kann, wenn er die Perſon betrifft, die Sponſalien ungültig machen. Zur Verbindlichkeit der Verlöbniſſe wird gegenſeitige Einwilligung, welche ſowohl mündlich als ſchriftlich, oder auch durch Handlungen erklärt werden kann, erfodert. Indeſſen ſind durch manche Provinzialgeſetze Feierlichkeiten vorgeſchrieben, die zur Gültigkeit der Sponſalien beobachtet werden müſſen. Bei uns in Deutſchland wird z. B. durchgehends die Zuſtimmung der beiderſeitigen Ältern zu den Verlöbniſſen ſolcher Kinder erfodert, welche noch unter älterlicher Gewalt ſtehen, noch nicht sui juris ſind. Wenn die Ältern aber ohne hinlängliche Urſache ihre Einwilligung verweigern, ſo hat der competente Richter das Recht, den Conſens zu ſuppliren oder durch den ſeinigen zu erſetzen. Sind Vater und Mutter in Hinſicht des Conſenſes verſchiedener Meinung, ſo geht der väterliche Wille vor. Einige Provinzialgeſetze erfodern auch die Zuſtimmung der Vormünder und Verwandten, die Gegenwart zweier oder mehrerer Zeugen. Die nach den Vorſchriften ſolcher Geſetze vollzogenen Verlöbniſſe heißen öffentliche (Sponsalia publica), die ohne Beobachtung der vorgeſchriebenen Feierlichkeiten geſchloſſenen aber heimliche oder Winkelverlöbniſſe (Sponsalia clandestina). Die letztern ſind an einigen Orten durchaus ungültig, an andern bloß ſtrafbar. Indeſſen beſtehen ſie nach dem gemeinen Rechte auch im erſtern Falle, wenn Beiſchlaf oder prie-

ſterliche Einſegnung hinzugekommen iſt. Die Ältern können ſodann nicht auf Richtigkeitserklärung klagen, und dürfen ihren Conſens nur wegen höchſt wichtiger Gründe verweigern. Doch ordnen Provinzialgeſetze des öffentlichen Beſten wegen in den meiſten Staaten das Gegentheil. Aus dem *öffentlichen* Verlöbniſſe entſpringt die Verbindlichkeit zur Eingehung der Ehe. Der ſich weigernde Theil kann dazu gerichtlich gezwungen werden. Weil aber die Ehe eine Verbindung iſt, deren Glück auf gegenſeitiger Liebe beruht, ſo wendet man bloß leichtere Zwangsmittel, z. B. Geld- oder Gefängnißſtrafen von einigen Wochen an, und wenn dieſe fruchtlos bleiben, ſo wird der ſich weigernde Theil zur Entſchädigung des Klägers, zur Geldbuße und zu den Koſten verurtheilt. Kann der Beklagte dem klagenden Theile keine Genugthuung leiſten, ſo wird er wider ſeinen Willen getrauet. Indeſſen kann man von vollzogenen Verlöbniſſen zurücktreten, wenn eine ſolche Veränderung ſich ereignet, wodurch man von Eingehung der Sponſalien ſelbſt durchaus würde abgehalten ſeyn; beſonders gehören hieher 1. nach geſchloſſenem Verlöbniſſe Statt gehabte Untreue, 2. Verluſt der Jungfrauſchaft, 3. Verluſt des Verſtandes, 4. unheilbares oder doch ſehr großes körperliches Übel, vorzüglich dann, wenn es den Zweck der Ehe verhindert, 5. anſteckende Krankheit, 6. Armuth, aber nur dann, wenn die Eingehung der Ehe dadurch unmöglich gemacht, und ſie dem andern Verlobten vorher nicht bekannt war, 7. Ausübung eines peinlichen Verbrechens, oder einer doch entehrenden Handlung, 8. zwei- oder dreijährige bösliche Abweſenheit, 9. ein unbeſieglicher Widerwille gegen den Verlobten; in dieſem Falle bleibt aber der Zurücktretende zur Entſchädigung verpflichtet. Noch bemerken wir, daß von zwei *öffentlichen* Verlöbniſſen das frühere dem ſpäteren vorgeht. Hat Jemand aber zuerſt ein *heimliches* oder *Winkelverlöbniß*, und nachher ein *öffentliches* vollzogen, ſo geht das *öffentliche* dem *heimlichen* vor, obgleich dieſes das frühere iſt. Noch bemerken wir als Regel, daß wegen alles deſſen, was den Grund zu einer Eheſcheidung abgeben kann, auch die Aufhebung eines Eheverlöbniſſes Statt findet.

Spontini (Gaſparo), ein italieniſcher Componiſt, welcher durch zwei ausgezeichnete theatraliſche Compoſitionen die *Veſtalin* und *Ferdinand Cortez*, in kurzer Zeit die allgemeine Aufmerkſamkeit der muſikaliſchen Welt auf ſich gezogen hat. Er iſt ein Italiener von Geburt (zu Ceſi, einem kleinen Städtchen im römiſchen Kirchenſtaate den 14ten November 1778 geboren), aber nicht dem Charakter jener muſikaliſchen Werke nach, Cimaroſa's Schüler, ohne nur im geringſten an ihn zu erinnern. Nachdem er die erſten Anfangsgründe der theoretiſchen Muſik unter dem berühmten Pater Martini zu Bologna, und unter Borroni zu Rom erlernt hatte, trat er in ſeinem 13ten Jahre in das Conservatorio de la Pietà zu Neapel, welches Sala und Traetta dirigirten. Im 17ten Jahre componirte er die Opera buffa: I puntigli delle donne, welche ſo großen Beifall fand, daß mehrere Theaterdirectoren in Italien ſich bemühten, Opern von ihm zu erhalten. Im folgenden Jahre begab er ſich nach Rom, wo er die Oper Gli amanti in cimento componirte, von da nach Venedig, wo er L'amor secreto ſchrieb, kehrte aber nach Rom zurück, und ſchrieb nach einem Text des Metaſtaſio ſeine L'isola

disabitata, welche er nach Parma ſchickte, denn er ſelbſt folgte einem Ruf des Theaters zu Neapel. Hier erwarb er ſich durch ſeine Oper L'eroismo ridicolo die Achtung Cimaroſa's, deſſen Schüler er ward, und mit dem er fünf Jahre bis zu ſeiner Abreiſe nach Palermo lebte. Nachdem er die letztere Oper componirt hatte, begab er ſich nach Florenz, wo ſeine Opera seria: Il Teseo riconosciuto mit großer Wirkung gegeben wurde. Nach ſeiner Rückkehr gab er in Neapel die beiden komiſchen Opern La finta filosofa und La fuga in Maschera, mit großem Beifall. Da ſich der Hof von Neapel ſeitdem zu Palermo befand, ſo berief ihn der Director des königlichen Theaters dort hin, und trug ihm auf, zwei komiſche und eine ernſte Oper zu ſchreiben. Die beiden erſtern waren Il finto pittore und I quadri parlanti, die letztere Gli Elisi delusi zur Geburt des königlichen Prinzen. Da das ſicilianiſche Clima dem jungen Componiſten nicht zuſagen wollte, ſo kehrte er nach Rom zurück, wo er die Oper Il geloso e l'audace ſchrieb. Zu Venedig, wohin er darauf berufen wurde, ſchrieb er die beiden Opern Le metamorfosi di Pasquale und Chi più guarda, non vede. Nachdem ſo Spontini vierzehn Opern, unter welchen elf komiſche und nur drei ernſte, auf den vorzüglichſten Theatern Italiens gegeben hatte, faßte er den Entſchluß, nach Paris zu gehen. Hier lernte man ihn zuerſt durch ſeine Finta filosofa kennen, welche im J. 1804 im Theater der Opera buffa gegeben wurde, und an welcher man Geſang und Begleitung lobte. Darauf gab er auf dem Theater der opéra comique 1805 die Operette La petite maison, welche des Textes wegen durchfiel, und die Oper Milton, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Seitdem wollte Spontini nur für die kaiſerliche Akademie der Muſik ſchreiben. Er übergab der Kaiſerin Joſephine 1807 die Partitur ſeiner Oper La Vestale, und ſie erhielt den zehnjährigen Preis von 10,000 Livres, wiewohl die öffentliche Stimme ihn den Barden von Leſueur zutheilte. Die Richter rühmten das Feuer und die Pracht dieſer glänzenden Compoſition, und bewunderten vorzüglich „den Styl und den ſchönen Ausdruck von zwei großen Arien, zwei Chöre von religiöſem und einſchmeichelndem Charakter, und das Finale des zweiten Actes." Ein größerer Lohn iſt ihm das Staunen der muſikaliſchen Welt. Wir ſagen Staunen; denn dies iſt eigentlich die Stimmung, welche dieſe energiſche, leidenſchaftliche Muſik hervorbringt, an welcher neben vielen originellen und glänzenden Partien auch manches Triviale und Fehlerhafte im Satze zu finden iſt. (Der vollſtändige Clavierauszug nach der franzöſiſchen Partitur iſt mit franzöſiſchem und deutſchem Text, von Friedrich Schneider gearbeitet, Leipzig, im Bureau de musique erſchienen.) Im J. 1809 erſchien eine zweite große Oper Spontini's auf dem kaiſerlichen Operntheater, Fernand Cortez. Dieſe ſcheint, wenigſtens in Deutſchland den Ruhm der Veſtalin nicht erhalten zu haben. T.

Sporteln, Gerichtsgebühren, von dem lateiniſchen Worte sportula, ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik denen, die bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen ſeyn konnten, ihren Antheil an Speiſen nach Hauſe ſchickte; welche Gabe nachher, unter der nämlichen Benennung, in Geld verwandelt wurde. — **Sporteltaxe**, geſetzliche Vorſchrift, wie

viel dem Richter für eine jede gerichtliche Handlung, oder dem Advocaten für jede Arbeit und Bemühung zukommt. — Sportuliren wird gewöhnlich im ſchlimmern Sinne gebraucht; zu viel Gebühren anſetzen.

Sprache, Sprachorgane, das merkwürdige Eigenthum des Menſchen, wodurch der Geiſt am beſtimmteſten, vollkommenſten und deutlichſten ſein Inneres äußert und mittheilt. Obwohl ſich derſelbe durch Haltung des Körpers, Mimik des Geſichts und des Auges, insbeſondre durch Geſticulation und Geberden, alſo durch ſämmtliche Muskeln verräth, und dem Geſichte kund gibt, ſo geſchieht daſſelbe doch viel deutlicher und zugleich eigenthümlich noch für das Gehör durch das Reſpirationsſyſtem, welches im Weinen, Seufzen und Lachen ſchon ſeine Tendenz, Stimme und Sprache zu erhalten, andeutet, und endlich wirklich in beiden wieder auf verſchiedne Weiſe dieſen Zweck erreicht. Auf das Gefühl bezieht ſich der Ton und die Stimme, von dem Verſtande dagegen wird die Sprache hervorgebracht und beherrſcht. Nur was durch dieſen hindurchging, wird und kann geſprochen werden. Ein jedes Gefühl, das ſich durch Worte ausſpricht, iſt reflectirt, und wenn es rein und ſehr lebendig iſt, erſtickt es die Sprache. Eine jede Idee der Vernunft muß, ehe ſie ein Wort wird, die Region des Verſtandes hindurchgehen und begriffen werden. Daher auch wirkt die Sprache durch das Gehör auf den Verſtand beſonders und zunächſt ein, erweckt Gedanken, und durch dieſe erſt Gefühle und Ideen. — Sie iſt auf die Stimme gebaut, und dieſe dient der Sprache als Baſis; ſie iſt an das äußerſte Ende der Reſpirationswege und dahin verwieſen, wo die Muskeln dieſes Syſtems der Willkür am meiſten gehorchen; ſie wird hervorgebracht durch die Bewegung der Zunge, des Gaumenſegels und der Lippen; und wie mannichfaltig ſind die Wirkungen dieſer Organe! Wie viele Millionen von Worten werden durch dieſe wenigen Organe und ihr mannichfaltiges Spiel hervorgebracht! — Ein jedes Wort aber iſt eine beſondre Reflexion, und beſteht auf dieſelbe Weiſe und in derſelben Bedeutung aus Buchſtaben, wie der Organismus aus einzelnen Organen. So wie aber in den verſchiedenſten Organismen dieſelben Organe immer wieder zu erkennen ſind, ſo auch finden wir in dem zahlloſen Heere von Worten immer dieſelben Buchſtaben wieder. Sie werden gewöhnlich und mit Recht in Vocale und Conſonanten eingetheilt. Jene ſind der Stimme nachgebildet, und werden durch die Lippen auf ähnliche Weiſe hervorgebracht, wie die Töne der Stimme durch den Kehlkopf; die verſchiedne Form der Lippen erzeugt ſie und die ſogenannten Diphthongen, die durch mehrere Vocale hindurchgehen. Die Vocale ſind die Baſis, und verhalten ſich zu den Conſonanten wie paſſives zu activem; dieſe nämlich gewähren das dazu kommende Element der Sprache, und machen erſt den Laut zum Worte. Sie werden eingetheilt nach den Organen, die bei ihrer Bildung vorzüglich wirken, und erhalten daher den Namen: Lippen- oder Labialbuchſtaben (b, m, p, f, v, w), wenn ſie durch die Lippen ohne Beihülfe der Zunge gebildet werden, in den drei erſten wird der Laut unterdrückt, die letztern werden von einem Hauch, der durch die Lippen geht, begleitet. Zungen- oder Lingualbuchſtaben ſind: d, wobei der Rücken der Zunge leicht an den Rand der obern Zähne und den Gaumen, t, wobei er ſtärker an

dieſelben Theile gedrückt wird; bei der Ausſprache des l wird die Spitze der Zunge, bei der des n der ganze mittlere Theil flach an den vordern Theil des Gaumens gelegt. Das Ziſchen entſteht, wenn der Athem durch die Zähne geht, indem die Zunge entweder an die Zähne (wie beim s und z in unſrer Sprache) gelegt oder zurückgezogen wird (wie bei unſerm sch oder dem franzöſiſchen j). Mehrere Sprachen haben einen großen Überfluß an Ziſchlauten, der immer auf die erwähnten beiden Arten zurückgebracht werden kann. Bei der Ausſprache der Gaumen- oder Kehlbuchſtaben endlich wird entweder der Rücken oder die Spitze der Zunge auf verſchiedne Weiſe an den Gaumen gebracht, oder ſie wird zurückgezogen und niedergedrückt, und der Laut entſteht durch den Hauch oder die Zuſammenziehung des Gaumenſegels. Wird die Spitze der Zunge am Gaumen in einer zitternden Bewegung erhalten, ſo bildet ſich das r. Bei unſerm g wird die Wurzel der Zunge an den hintern, beim j der Rücken derſelben an den vordern Theil des Gaumens gebracht; davon unterſcheidet ſich unſer ch dadurch, daß der Rücken der Zunge flacher an den Gaumen gelegt, der Athem ſtärker hervorgeſtoßen wird. K endlich iſt der reinſte Gaumenbuchſtabe, der durch die Mandeln und das Gaumenſegel ohne Beihülfe der Zunge hervorgebracht wird. — Modificirt wird die Sprache a) durch die Stimme im Geſang (ſiehe Stimme); b) dadurch, daß eine größere oder geringere Menge von Luft in ſchnellere oder langſamere Bewegung geſetzt wird; der höchſte Grad des erſten iſt das Schreien, der niedrigſte des andern das Leiſe- oder Heimlichreden; c) die Bauchredner ſprechen anſtatt mit den Lippen und der Zunge mit dem Gaumenſegel und den Mandeln allein, und zwar während des Einathmens; d) die krankhaften Abweichungen beſtehen in Sprachloſigkeit (alalia), oder in unvollkommner Ausſprache (paralalia). Die erſtere hängt am häufigſten von Taubheit ab, die das Erlernen der Sprache verhinderte, oder von Stimmloſigkeit (ſ. Stimme), oder von Entzündung, Geſchwulſt und andern Fehlern der Sprachorgane, die wir vorhin erwähnten. — Die letztere beſteht entweder in einer allgemeinen Schwierigkeit zu ſprechen, und wird dann magilalia genannt, oder in einer partiellen, ſo daß bei gewiſſen Buchſtaben und Wörtern dieſe Schwierigkeit eintritt (balbuties, Stottern), oder ſie gibt ſich auch durch unvollkommne Ausſprache einzelner Buchſtaben kund, und wird dann paralalia labialis, nasalis (naritas), lingualis, gutturalis, lambdacismus, rotacismus, sigmatismus genannt. Blaesitas heißt der Fehler in der Ausſprache, wo die ſogenannten harten Buchſtaben mit den weichen, und umgekehrt verwechſelt werden; batracholalia endlich der, wo von Zungengeſchwulſt (ranula) die Sprache ſo verändert wird, daß der Menſch mehr froſchartig zu quaken als zu ſprechen ſcheint. Alle Sprechfehler können nur dadurch gehoben werden, daß man theils die Urſachen derſelben entfernt, theils eine große Aufmerkſamkeit auf die Ausſprache verwendet. B. P.

Sprache 1. ſubjective genommen, bedeutet die Fähigkeit eines Weſens, andern ſeine Vorſtellungen, Begriffe und Empfindungen auf eine ſinnlich vernehmbare Weiſe mitzutheilen. Beruhet dieſe Fähigkeit bloß in dem Vermögen, Empfindungen, ohne Begriffe, durch Töne zu erkennen zu geben, ſo iſt es keine Sprache, ſondern bloß Stimme. Im objectiven Sinne verſteht man

2. unter Sprache einen Inbegriff von Bezeichnungsmitteln für Begriffe, Vorſtellungen und Empfindungen. Nach der Art dieſer Bezeichnungsmittel wird die Sprache wieder eingetheilt: a) in Wortſprache, in ſo fern man ſich articulirter Töne zur Darſtellung der Begriffe und Vorſtellungen bedient; ein Surrogat dieſer Wortſprache iſt die Schriftſprache, mittelſt welcher man jene Töne durch geſchriebene Zeichen andeutet; b) die Geberden- oder Mienenſprache, wo durch körperliche Bewegungen und Thätigkeiten, ohne Töne, Begriffe und Vorſtellungen zu erkennen gegeben werden. (Man ſ. Geberde.) Ihr Erſatzmittel zwiſchen Perſonen, die von einander entfernt ſind, iſt die Bilderſchrift oder Bilderſprache (Hieroglyphen, m. ſ. dieſen Artikel). Die Geberden- oder Mienenſprache kann, je nach dem man ſich zu derſelben bloß einzelner Theile des Körpers bedient, wieder beſondre Benennungen haben z. B. Augenſprache, Fingerſprache ꝛc. Die letztere gebrauchen noch viele rohe Völker, beſonders um ihre Begriffe von einer Menge oder Zahl auszudrücken. Unſere Begrüßungen durch Verneigung des Körpers u. ſ. w. ſind gleichfalls ein Überbleibſel und ein Theil der Geberdenſprache, indem faſt alle Völker durch dieſes Zeichen den Begriff von Hoheit des Begrüßten, oder von Unterwürſigkeit und Herablaſſung des Grüßenden ꝛc. auszudrücken ſuchten. Die erſte Sprache war, in ſo fern ſie Begriffe und Vorſtellungen zum Gegenſtande hatte, bloße Geberdenſprache. So wie das Kind durch das Ausſtrecken der Arme ſein Verlangen, durch Schlagen, Stampfen und Abwenden des Hauptes ſeinen Unwillen, durch Zeigen mit dem Finger den Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit andeutet, ſo bedienten auch die erſten Menſchen ſich der Geberden zum Ausdrucke ihrer Vorſtellungen und Gedanken. Die urſprüngliche Schriftſprache war daher auch keine ſchriftliche Wortſprache, keine ſolche, wodurch articulirte Töne ausgedrückt wurden, ſondern es war eine Bilderſchrift, eine ſchriftliche Geberdenſprache, welche dem Auge die Vorſtellungen und Begriffe unmittelbar anſchaulich machte. Der Stimme bediente man ſich bloß zum Ausdrucke der Empfindungen oder zur Darſtellung ſolcher Gegenſtände, die mehr durch das Gehör als durch die Augen bemerkt werden. Man findet daher faſt in allen, ſowohl ältern als neuern Sprachen, daß Gegenſtände der Art, die beſonders auf das Gehör wirken, mit einem, ihren Schall nachahmenden, Worte bezeichnet werden, z. B. Donner, welches in mehreren Sprachen faſt gleich klingt. So war die Stimme lange Zeit nur ein Hülfsmittel der Sprache, und diente in einzelnen Tönen bloß zum Ausdrucke unmittelbarer Empfindungen und zur Darſtellung der durch das Gehör beſonders vernehmbaren Gegenſtände. Nur aus der Verbindung und Wiederholung jener einzelnen Töne entſtand allmählig die Wortſprache, als Darſtellungsmittel der Vorſtellungen. Durch die Erweiterung des Kreiſes der menſchlichen Begriffe wurde die Sprache auch reicher, und gewann hauptſächlich in dem engern geſellſchaftlichen Leben an Mannichfaltigkeit und Ausbildung; denn für jeden Fortſchritt in der Cultur, für jede neue Erfindung, für jede neugewonnene Bequemlichkeit des Lebens bedurfte die Sprache eines neuen Worts. Indeſſen kann man ſich die Ausbildung der menſchlichen Wortſprache nur immer als ſehr langſam fortgehend denken. Man hatte nicht für alle Gegenſtände, die den Sinnen

ſich darboten, nicht für alle Dinge, welche das Bedürfniß heiſchte, nicht für alle Handlungen, Thätigkeiten, Vorſtellungen und Gedanken einen beſtimmten Ausdruck. Daher bediente man ſich zur Abhelfung dieſes Mangels auch ſelbſt damals, als ſchon eine Wortſprache Statt fand, der Geberdenſprache, um das durch ſichtbare Zeichen anzugeben, was man durch Worte nicht bezeichnen konnte. Allenthalben findet man, daß ein Volk um ſo mehr die Geberdenſprache gebraucht, je roher es ſelbſt, und je ärmer ſeine Wortſprache iſt. Ja, man bemerkt ſelbſt bei den gebildetſten und leidenſchaftloſeſten Menſchen, daß ſie, wenn ſie ſich einer ihnen nicht geläufigen Sprache bedienen, ſchnell ihre Zuflucht zu allerhand, oft ſonderbaren Geſticulationen und Geberden nehmen, um ſich verſtändlich zu machen. Gebehrdenſprache alſo war die Grundlage aller übrigen, ſie iſt noch jetzt die Gehülfin mündlicher Unterredungen; und es gibt viele Ausdrücke derſelben, die bei vielen und oft bei allen Nationen, ſo fremd ſie einander auch ſeyn mögen, eins und daſſelbe bedeuten. So nimmt man faſt allgemein z. B. das Winken mit der flachen Hand nach der Bruſt zu als Auffoderung, ſich zu nähern; das Winken mit der flachen Hand nach dem Fremden hin als ein Gebot, ſich zu entfernen; das Kopfnicken als Bejahung, das Schütteln des Kopfes als Verneinung, und ſo iſt es mit vielen andern Geberden, die unter allen Völkern auf gleiche Weiſe verſtanden werden. Obgleich alſo die Geberdenſprache die allgemein verſtändlichſte iſt, ſo war ſie doch immer die ärmſte, und ſie konnte nicht zur Darſtellung einer langen Reihe von Vorſtellungen, nicht zur Erzählung einer verwickelten, durch mehrere Perſonen und Mittel bewirkten Handlung dienen; und daher iſt es kein Wunder, daß ſie, die anfangs Hauptſprache war, nachher bloß Erſatzmittel für die Mängel der Wortſprache wurde. Je feſter die Menſchen in engern Kreiſen ſich aneinander anſchloſſen, deſto mehr Beſtimmtheit erhielten die für gewiſſe Begriffe gewählten Töne; denn erſt aus den Tönen entſtanden Wörter, als Bezeichnungsmittel der Sachen und Vorſtellungen. Durch die immer ſteigende Menſchenmenge ſtieg auch der Verkehr, und es war daher nothwendig, daß man ſich über die Bedeutung der Töne oder Wörter gegenſeitig verſtändigte. Dies geſchah theils mittelſt der Geberdenſprache, theils mittelſt derjenigen Wörter, über deren Bedeutung man ſchon einverſtanden war. So nahm ein Volksſtamm, oder ein Geſellſchaftskreis von Menſchen die Wortſprache des andern an; ſo erweiterte ſich das Gebiet der Wortſprachen immer mehr, und ſo endlich kam es auch, daß man oft in einer und derſelben Sprache mehrere Wörter findet, die nur einen Begriff bezeichnen, denn jeder Volksſtamm behielt die einmal für eine Sache gewählte Benennung, nahm aber der allgemeinern Verſtändlichkeit wegen auch die fremde Benennung in ſeinen Sprachſchatz mit auf. Wenn man annehmen will, daß die ganze Menſchenmaſſe urſprünglich auf einem nicht ausgedehnten Erdſtrich gewohnt, und immer in friedlichem Verkehr mit einander geſtanden habe, ſo kann es ſeyn, daß ſich zu Anfange eine allgemein verſtändliche Wortſprache bildete. Allein hieran müſſen wir zweifeln, denn ehe die Wortſprache entſtand, lebten die Menſchen vereinzelt in Familien. So wie ihre Menge immer wuchs, traten die verſchiedenen Geſchlechter, durch Verwandtſchaft, Zuneigung oder Bedürfniß dazu eingeladen, in abgeſonderte Hau-

ſen zuſammen. Der geſellige Verkehr war, theils wegen der Geringfügigkeit der damaligen Bedürfniſſe, theils wegen der Leichtigkeit, womit man ſich dieſelben verſchaffen konnte, ſo gar groß nicht, ſondern jeder Stamm oder Geſellſchaftskreis (denn nicht alle die Menſchen, welche in einem ſolchen Kreiſe zuſammenhielten, mußten deßhalb auch Einen Stammvater haben) beſchränkte ſich größtentheils auf ſich und ſeine nächſten Umgebungen. Es entſtanden frühzeitig Kriege, wodurch der Verkehr unter den Menſchen, und mit ihm die Verbreitung einer ihnen allen verſtändlichen Wortſprache gehindert wurde. Daß mehrere gleich- oder ähnlichlautende Wörter in vielen Sprachen einen und den nämlichen Begriff anzeigen, iſt keineswegs ein Beweis, daß es urſprünglich nur Eine Sprache gegeben habe. Denn ſolche gleich- oder ähnlichlautende Benennungen in mehreren Sprachen für einen Gegenſtand können entweder zufällig entſtanden ſeyn, oder es ſind auch Klangwörter, d. h. ſolche, womit man Sachen durch Nachahmung der Art und Weiſe, wie ſie ins Gehör fielen, bezeichnet; oder es ſind Wörter, die erſt durch den ſpätern Verkehr der Völkerſchaften eine Allgemeinheit erhielten, und ſich von Munde zu Munde fortpflanzten. Denn eben ſo wenig, als man daraus, daß z. B. Kanone, Bajonnet, Citrone, Guillotine, ſämmtlich und in allen Sprachen, wo man die Sachen ſelbſt kennt, den nämlichen Gegenſtand anzeigen, nach Jahrtauſenden oder Jahrhunderten auf eine Abſtammung aller menſchlichen Sprachen von einer Mutterſprache wird ſchließen können; eben ſo wenig kann dies deßhalb geſchehen, weil die Wortbezeichnungen für Erde, Öl, Haben, Seyn ꝛc. in vielen Sprachen gleich, oder doch ähnlich klingen. Viele Wörter in den verſchiedenen Sprachen ſind ſich dem Tone nach ähnlich oder gleich, und haben auch wirklich Eine Bedeutung, ohne deßhalb von einander abzuſtammen. Wer könnte wohl Armee von Agmen, ſo ähnlich dieſe Wörter auch dem Klange und der Bedeutung nach jetzt ſind, herleiten wollen? Man kann hier als Regel annehmen, daß die Benennungen der Sachen um ſo mehr ſich gleich oder ähnlich in mehreren Sprachen lauten, je mehr der Beſitz der Sachen ſelbſt urſprünglich nur auf Einen oder wenige Volksſtämme beſchränkt war. Je allgemeiner die Sachen waren, deſto verſchiedner ſind in der Regel auch ihre Benennungen, wenn dies nämlich keine Klangwörter ſind. Übrigens kann auch die Ähnlichkeit der verſchiedenen Benennungen durch die Ähnlichkeit des menſchlichen Gehör- und Sprachorgans veranlaßt ſeyn. Noch weniger iſt es zu verwundern, wenn Benennungen körperlicher unwillkürlicher Empfindungen ſich in mehreren Sprachen ähnlich ſind. Die Empfindungen des Schmerzes, der Angſt, des Entſetzens, des Verwunderns ꝛc. ſind ihrer Natur nach bei allen Menſchen gleich, und entlocken ihm bei allen Völkern denſelben unwillkürlichen und unarticulirten Ausruf. Kein Wunder, wenn die Bezeichnung ſolcher Empfindungen nach jenem Ausrufe gemodelt ward. Daß alle Wortſprachen urſprünglich bloß Benennungen ſinnlich erkennbarer Dinge, und auch hier nur der allgemeinſten Gegenſtände enthielten, kann man leicht denken. Wollte man z. B. einen Apfelbaum andeuten, ſo nannte man vielleicht das Wort Baum, und bezeichnete die Art ſeiner Frucht, wenn man noch kein Wort dafür hatte, durch die Vorſtellung des Eſſens. Subſtantive, welche einen in die Sinne fallenden Gegen-

ſtand, und Zeitwörter, die eine körperliche Thätigkeit, oder eine Empfindung anzeigten, waren wohl die erſten Wörter, die man bildete. Die Eigenſchaftswörter folgten erſt ſpäter, und bezogen ſich bloß auf ſinnlich erkennbare Eigenſchaften. Ihnen zunächſt entſtanden unſtreitig die Beſtimmungswörter oder Adverbien. Begreiflich iſt es, daß wegen der Armuth der erſten Wortſprachen, wo man für ſo viele tauſend, jetzt allgemein bekannte Begriffe keinen andern, als höchſtens einen ſchwankenden bildlichen Ausdruck hatte, wo man häufig mit Einem Worte mehrere, oft ganz von einander verſchiedene Gegenſtände andeutete, die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts in allen Sprachen, die nach und nach ſich bildeten, ſo höchſt ungewiß und zweideutig ſind. Schon der bildliche, von ſinnlichen Gegenſtänden hergenommene Ausdruck, deſſen man ſich für höhere Begriffe und Vorſtellungen bediente, beweiſ't mehr die Armuth der Urſprachen, als den dichteriſchen Genius ihrer wenigen Schriftſteller. Wenn z. B. Moſes den Schöpfer zum Abraham ſagen läßt: Wandle vor mir und ſey fromm, ſo will ich dein Schild und dein großer Lohn ſeyn! ſo war es bloß Mangel an Worten für abſtracte, intellectuelle Begriffe, der ihn nöthigte, dieſen Gedanken durch drei ſinnliche Darſtellungsformen auszudrücken. Keiner ſeiner Zeitgenoſſen unter ſeinem Volke hätte das anders gekonnt. Die erſten wörtlichen Bezeichnungsmittel überſinnlicher Begriffe waren bloß von ſinnlichen Gegenſtänden hergenommen: man ließ Gott in dem Donner fahren, um durch die Erinnerung an den Schall des Fahrens auch das Getöſe des Donners zu bezeichnen. Man ſtellte Gott im Gewitter als einen Bogenſchützen dar, der nach Menſchenart ſeinen Bogen geſpannt, und tödtliche (Geſchoſſe) Pfeile darauf gelegt habe, womit er ziele, um dadurch ein zürnendes, rachſüchtiges, oder doch ſtrafendes Weſen anzudeuten; und ſo veranlaßte dieſe bildliche, von ſinnlichen Gegenſtänden hergenommene Art des Ausdrucks auch die ſinnlichen religiöſen Begriffe der Urwelt. Erſt nach und nach entſtanden eigenthümliche Benennungen für intellectuelle Begriffe, die aber größtentheils aus den Wortbezeichnungen ſinnlich erkennbarer Gegenſtände abgeleitet, und häufig auch aus Beſchreibungen der Eigenſchaften des intellectuellen Begriffs geſtaltet wurden, z. B. Jehovah, Elohim ꝛc. Natürlich waren die Sprachen an Bezeichnungsmitteln intellectueller Gegenſtände weit ärmer, als an Benennungen ſinnlich erkennbarer Dinge. Erſt nach und nach lernte man durch eigenthümliche Wörter, ohne den Gebrauch von Umſchreibungen oder Eigenſchaftswörtern, die Eigenſchaften und Grade intellectueller Begriffe darſtellen, z. B. Ruhe, Heiterkeit, Fröhlichkeit, Freude, Entzücken, oder Erwartung, Verlangen, Sehnſucht. Die erſten Eigenſchaftswörter waren größtentheils Subſtantive, und wurden, je nach dem der Genius der Sprachen es heiſchte, bald dem Hauptworte vor-, bald nachgeſetzt, um darnach zu wiſſen, was bezeichnet werden ſollte, z. B. Fruchtbaum, ein Baum, welcher Früchte trägt, Baumfrucht eine auf einem Baum gewachſene Frucht. Ob ein Subſtantiv, wenn es als Eigenſchaftswort gelten ſollte, dem Hauptwort vor- oder nachgeſetzt werden ſollte, darüber entſchied die Gewohnheit und der Sprachgebrauch auf höchſt verſchiedene Weiſe, und auch dies verurſachte nebſt ſo vielen Andern manche Irrthümer in den ſchriftlichen Überlieferungen

älterer Völker. Ob die erſten Wortſprachen bloß aus verſchiedenartig zuſammengeſetzten Vocalen, oder aus dieſen und Conſonanten zugleich gebildet wurden, darüber läßt ſich nichts Entſcheidendes beſtimmen. Denn obgleich die Vocale, oder lauten Buchſtaben, durch einen Hauch leichter ſcheinen hervorgebracht zu werden, als die Conſonanten, bei denen dies gewöhnlich durch den Druck der Zunge, durch Zuſammenpreſſen der Lippen u. ſ. w. geſchieht; obgleich auch der durch die Empfindungen veranlaßte unwillkürliche und unarticulirte Ausruf, z. B. A! J! Ei! meiſtens, und bei faſt allen Völkern in Vocalen oder Diphthongen beſteht; ſo gibt es doch ebenfalls ſolche unwillkürliche Ausrufe, die mit Hülfe von Conſonanten bewirkt werden. Außerdem ſind ja die durch Empfindung hervorgebrachten unarticulirten Ausrufungen **nicht allein** als urſprüngliche Grundlage der Wortſprache zu betrachten, ſondern auch die Nachbildung hörbarer Gegenſtände durch Töne, zu deren Hervorbringung häufig Conſonanten erfodert werden. Überdies würden die wenigen Vocale mit allen ihren Doppellautern ſelbſt nicht für die urſprünglichen Bedürfniſſe der Menſchheit zugereicht haben. Hätte man ſelbſt dieſem Mangel durch Zuſammenſetzung der Vocale und der Doppellauter abhelfen wollen, ſo wäre ja dadurch eine unerklärbare Zweideutigkeit der Sprache entſtanden, indem ſchon jeder Vocal und jeder Diphthong an und für ſich einen Begriff andeuten ſollte. Denn durch die Zuſammenſetzung mehrerer Vocale zur Darſtellung **Eines** Begriffs oder Einer Vorſtellung wäre mit einmal eine Menge von Begriffen dargeſtellt, und die größte Verwirrung erregt worden. Außerdem würde aber auch eine aus lauter Vocalen und Diphthongen beſtehende Sprache, wenn ſie anders denkbar wäre, wegen des beſtändig geöffneten Mundes und des fortwährenden Aushauchens, vermittelſt deſſen der Ton der lauten Buchſtaben gebildet wird, die höchſte Beſchwerde für den Sprechenden gehabt haben. Daher ſind wir überzeugt, daß bei der früheſten urſprünglichen Wortſprache ſchon die Conſonanten gebraucht wurden, und daß ohne dieſe eine, Begriffe und Vorſtellungen darſtellende, Wortſprache eben ſo wenig denkbar iſt, wie eine durch das Gehör vernehmbare, nur aus Conſonanten gebildete Sprache, falls dieſe nicht aus einem bloßen Ziſchen beſtehen ſoll. Die Wörter der Urſprachen waren übrigens kurz, ein-, zwei-, höchſtens dreiſylbig, und wurden erſt dadurch lang, daß ſie aus Umſchreibungen, oder aus mehreren Wörtern zuſammengeſetzt wurden. Die Urſprachen veränderten ſich häufig, je nachdem die Völker in nähern Verkehr kamen; andre Sitten, Natur- und Kunſterzeugniſſe, Begebenheiten und Erfindungen gaben ſowohl Veranlaſſung zu neuen Wörtern, als auch dazu, daß man die vorhandenen Benennungen oft auf andere, von den urſprünglichen Begriffen ganz verſchiedene Gegenſtände anwandte. Hatte man für mehrere verſchiedenartige Begriffe nur **Eine** Benennung, ſo ſuchte man den Unterſchied der durch das Wort bezeichneten Begriffe durch die Betonung des letztern bemerklich zu machen, oder man errieth auch ſchon aus der Wortfügung, was bezeichnet werden ſollte. Erſt unter der Hand der älteſten Dichter erhielt die Sprache eine höhere Bedeutung, ein friſches jugendliches Leben; da aber die frühern Geſänge dieſer Dichter nur von Munde zu Munde fortgepflanzt wurden, und folglich viele Abänderungen erlitten, ſo kann man

annehmen, daß erſt durch die Schreibekunſt (die eigentliche Buchſtabenſchrift) und deren allgemeinere Verbreitung die Sprachen Dauer und Feſtigkeit erlangten. — Übrigens theilt man noch die Sprachen ein: 1. in lebende und todte. Todt heißt eine Sprache, die durch den Abgang eines Volks, dem ſie eigenthümlich war, aufgehört hat, Sprache einer ganzen Nation zu ſeyn, wenn ſie auch noch unter gewiſſen Claſſen von Menſchen, ſelbſt bei mehreren Nationen im Gebrauch iſt, z. B. das Altgriechiſche, Lateiniſche, Hebräiſche. Lebend iſt eine ſolche Sprache, die von einem noch beſtehenden Volke, deren urſprüngliches Eigenthum ſie war, gebraucht wird; 2. Haupt- und Nebenſprachen, jene, die ihre eigne, dieſe, die ihre Entſtehung einer andern Sprache zu verdanken haben, wie z. B. die italieniſche der lateiniſchen, die holländiſche der deutſchen Sprache; daher man ſie auch abgeleitete Sprachen nennt. Als Hauptſprachen betrachtet man in Europa a) die altgriechiſche, b) die lateiniſche, c) die altdeutſche, d) die ſlawiſche Sprache. Auch nennt man dieſe Hauptſprachen oft Mutter-, die abgeleiteten hingegen Tochterſprachen. Indeſſen verſteht man unter Mutterſprache in Beziehung auf eine Perſon gewöhnlich die Sprache des Landes, worin jemand von einheimiſchen Ältern geboren iſt. (M. ſ. hier Buchſtaben, Hieroglyphen, Schreibekunſt, Sprachlehre.) N. P.

Sprachlehre (allgemeine oder philoſophiſche), die Darſtellung und Entwickelung der allgemeinen Geſetze der Menſchenſprache überhaupt, die Wiſſenſchaft der weſentlichen Formen aller Sprachen. Sie hat es folglich nur mit dem Allgemeinen, Nothwendigen zu thun, und verweiſ't das Eigenthümliche einzelner Sprachen als fremdartig und unzugehörig aus ihrem Kreiſe. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von der beſondern Sprachlehre, der ſie die Aufführung und Zergliederung aller jener bloß empiriſchen Beſtandtheile überläßt. Eben deßwegen kann ſie aber auch nicht auf dem bloßen Erfahrungswege der Vergleichung zu ihrem Ziele gelangen; ſie muß, will ſie anders als ſichere Grundlage jeder weitern Sprachforſchung ihren Zweck erfüllen, ihre Begründung tiefer ſuchen. Und wo wollte ſie dieſe anders finden, als da, wo das, was aller Sprache zum Grunde liegt, der Gedanke, ſeinen Urſprung nimmt? wo anders, als in dem Denkvermögen ſelbſt? — Sprache iſt Darſtellung des Gedachten durch articulirte Laute; die Darſtellung aber hängt von dem Darzuſtellenden ab, und die Geſetze, an welche der Gedanke gebunden iſt, müſſen auch für die ſinnliche Erſcheinung deſſelben bindende Kraft haben. Indem die allgemeine Sprachlehre lediglich von dieſem innern und nothwendigen Zuſammenhange zwiſchen Vorſtellung und Darſtellung ausgeht, und die Eigenthümlichkeiten der in der Erfahrung gegebenen Sprachen nur zur Erläuterung und Bekräftigung ihrer Grundſätze herbeizieht, iſt ihr Standpunkt ein philoſophiſcher, von dem ſie nicht abgehen darf, ohne auf ihre wiſſenſchaftliche Bedeutung und auf die allgemeine Gültigkeit ihrer Geſetze Verzicht zu leiſten. Sie iſt darum auch, nicht mit Unrecht, Philoſophie der Sprache genannt worden. — Es entſteht zunächſt die Frage, welches das Nothwendige ſey, das, ungeachtet aller ſcheinbaren Willkür im Einzelnen, jeder vorhandenen Sprache gemein ſeyn müſſe. Es liegt am Tage, daß dies nicht die durch Willkür oder Zufall entſtandene Zuſammen-

fügung einzelner Laute zu ganzen Wörtern ſeyn könne. Hier iſt nirgend ein unmittelbarer Zuſammenhang zwiſchen dem Zeichen und dem Bezeichneten; ſelbſt die ſogenannten Naturlaute machen keine Ausnahme, da ſie als Nachahmungen wohl in ihrer Form, nicht aber in ihrem Vorhandenſeyn den Charakter der Nothwendigkeit an ſich tragen. Eben ſo wenig können die mannichfaltigen Arten der Umbiegung und Umwandelung, wie ſie in den einzelnen Sprachen getroffen werden, hieher gehören, da auch ſie ſich völlig unabhängig von der urſprünglichen Form des Denkens geſtalten. Es bleibt demnach für das Gebiet der allgemeinen Sprachlehre nichts übrig, als das Geſchäft, das Daſeyn der allgemeinen grammatiſchen Formen (der Redetheile) aus der Wirkſamkeit des Vorſtellungsvermögens abzuleiten und zu erklären, und die Verbindung derſelben zu Sätzen und Satzreihen logiſch zu begründen. In Hinſicht des Erſteren mag bei drängender Kürze des Raums Folgendes genügen. — Erſt mit dem logiſchen Satze tritt eigentliche Sprache ein, und in ihm, als der einfachſten Äußerung des urtheilenden Verſtandes, müſſen ſich die weſentlichſten Arten der Wörter nachweiſen laſſen. Jeder Satz enthält zunächſt einen ſelbſtſtändigen oder ſelbſtſtändig gedachten Begriff, Subject, und einen zweiten, unſelbſtſtändigen, der von jenem ausgeſagt werden ſoll, Prädicat oder Attribut. Beide werden im Satze durch die Bedingung aller Selbſtſtändigkeit und Eigenſchaft, durch das Seyn, deſſen Begriff eben darum mit ſeinem logiſchen Namen die Copula heißt, zur Einheit verknüpft. Für einen jeden dieſer Begriffe muß es in der Sprache eine eigenthümliche Claſſe von Wörtern geben. Sonach entſpricht dem Subject, als dem Selbſtſtändigen, das Subſtantiv (Hauptwort), dem Prädicat das Attributiv oder Adjectiv (Eigenſchaftswort) und der Copula das Verbum (Zeit- oder Wandelwort). Dieſe drei Wörterarten bilden eben ſo die Grundlage aller Rede, wie die ihnen entſprechenden Begriffe die Grundlage alles Denkens ausmachen, ohne daß jedoch deßwegen mit ihnen der Umfang des nothwendigen Wörtervorraths einer Sprache erſchöpft wäre. Eben ſo wenig als das Denkvermögen bei jener einfachſten Leiſtung ſtehen bleibt, eben ſo wenig kann ſich die Sprache auf die genannten Wörterarten beſchränken, vielmehr tritt, ſobald ſich der einfache Satz zum ausgebildeten und zuſammengeſetzten erweitert, das Bedürfniß andrer Wörter ein, deren Arten nach den verſchiedenen Verhältniſſen, die ſie in der Rede bezeichnen, verſchiedene Namen erhalten. Das Wort, welches die mangelhafte Selbſtſtändigkeitsform des Subſtantivs ergänzt, heißt Artikel (Selbſtſtands-Geſchlechtswort); Wörter, welche in dem Satze das Subſtantiv vertreten, heißen Pronomina (Perſonwörter); ſolche, welche ein Verhältniß des Subſtantivs zu einem andern bezeichnen, Präpoſitionen (Verhältnißwörter); diejenigen, welche die Zahl des ſelbſtſtändigen Gegenſtandes ausdrücken, Numeralia (Zahlwörter); Wörter, welche das Wie und Wann des Prädicats beſtimmen, Adverbia (Umſtandswörter); Wörter endlich, welche das Verhältniß mehrerer Sätze zu einander darſtellen, Conjunctionen (Bindewörter). Die allgemeine Sprachlehre hat die hier genannten weſentlichen Formen der Rede (Redetheile, partes orationis) nicht bloß aufzuzählen, worauf wir uns beſchränken

mußten, ſie beſtimmt auch das Weſen und die Bedeutung derſelben, d. h. ſie entwickelt ihr Verhältniß zum logiſchen Satze nach allen denkbaren Beziehungen. Auf dieſem Wege gelangt ſie zugleich zu den verſchiedenen Unterarten dieſer allgemeinen Formen, deren genaue Beſtimmung einen zweiten Hauptheil ihrer Forſchungen ausmacht. Vergl. als Beiſpiel den Art. Subſtantiv. Endlich ſtellt ſie die erſten Grundſätze der Wortfügung auf, befaßt ſich aber natürlich auch hier nur mit dem Allgemeinſten, für alle Sprachen Gültigen, indem ſie zuvörderſt das nothwendige Verhältniß der Abhängigkeit einzelner Redetheile von einander darthut, und dann die Verbindung derſelben zu ganzen Sätzen und Satzreihen nach allen logiſch-möglichen Beziehungen durchgeht. Vergl. den Art. Syntax. — Dies möge hinreichen, um das Gebiet der allgemeinen Sprachlehre zu bezeichnen. Es erhellt aus dem Geſagten, daß unſere Wiſſenſchaft keineswegs ein Reſultat der vergleichenden Sprachlehre ſeyn kann, ſondern vielmehr dieſer, welche auf einem lediglich empiriſchen Wege das Gemeinſame mehrerer vorhandenen Sprachen auszumitteln ſucht, als nothwendige Grundlage vorausgehen müſſe. Eben ſo ſpringt der Unterſchied der allgemeinen und beſondern Sprachlehre in die Augen. Während es jene nur mit dem Nothwendigen, aller Sprache Gemeinſchaftlichen zu thun hat, beſchränkt ſich dieſe auf die in der Erfahrung gegebenen, durch Bedürfniß und Zufall erzeugten Eigenthümlichkeiten irgend einer einzelnen Sprache, indem ſie aus jener nur die leitenden und verbindenden Grundſätze in ihren Kreis herüberzieht. — So klein auch nach dem hier gegebenen Umriſſe der Umfang dieſer Wiſſenſchaft zu ſeyn ſcheint, ſo wichtig und unentbehrlich iſt ſie doch als Grundlage jeder ernſtern Sprachforſchung; namentlich kann ihrer die beſondre Sprachlehre, wenn ſie nicht eine auf das bloße Gerathewohl angeſtellte Zuſammenordnung willkürlicher Regeln ſeyn will, ſchlechterdings nicht entbehren. Dies iſt jedoch nicht ſo zu verſtehen, als ob jede ſprachliche Eigenthümlichkeit in der allgemeinen Sprachlehre ihre Begründung fände, was nur dann der Fall ſeyn könnte, wenn die Bildung der einzelnen Sprachen, frei von allen Einflüſſen des Zufalls und der Willkür, das reine Erzeugniß eines prüfenden, ſorgſam abwägenden Verſtandes wäre. Auch hier iſt ein Ideal nothwendiger Form, dem in der Erſcheinung nichts vollkommen entſpricht. Unſere Wiſſenſchaft maßt ſich nicht an, zu beſtimmen, was allen Sprachen gemein ſeyn müſſe; ſie will nur zeigen, was allen gemein ſeyn ſollte, und kümmert ſich bei Aufſtellung ihrer Geſetze durchaus nicht um die abweichenden Einzelnheiten des Vorhandenen. Ihre Wichtigkeit iſt erſt in neuern Zeiten recht erkannt worden, und hat ihr viele wackere Bearbeiter gewonnen. Dahin gehören unter den Engländern: Jac. Harris (Hermes oder philoſophiſche Unterſuchungen über die allgemeine Grammatik, überſetzt von Ewerbeck, 1788) und Monboddo (von dem Urſprunge und Fortgange der Sprachen, überſetzt von E. A. Schmidt, mit einer Vorrede von Herder, 1784); unter den Franzoſen: Sylveſtre de Sacy (Grundſätze der allgemeinen Sprachlehre, bearbeitet von Vater, 1804); unter den Deutſchen: J. Sev. Vater (Verſuch einer allgemeinen Sprachlehre u. ſ. w. 1801) und A. F. Bernhardi (Allgemeine Sprachlehre, 1800-1803). K. F.

Sprachreinigung, Ausſcheidung des Fremdartigen aus der Sprache, ein Gegenſtand, der in frühern Zeiten oft ſchon in Anregung gekommen, mehrmals wieder in Vergeſſenheit gerathen, neuerdings aber mit verdoppelter Lebhaftigkeit aufs neue ergriffen worden iſt. Als das Joch der fremden Zwingherrſchaft von Deutſchland fiel, war es wohl ein ſehr verzeihlicher Wunſch, auch die Sprache von den fremden Einflüſſen befreit zu ſehn, denen ſie bis dahin, ſich ſelbſt und der Wiſſenſchaft zu unläugbarem Nachtheil, unterlegen hatte. Es fehlte nicht an rüſtigen Männern, die mit Kraft der Ausländerei in Rede und Schrift den Krieg ankündigten, freilich auch nicht an ſolchen, die ihr das Wort redeten, oder ſie wenigſtens unter gewiſſen Beſchränkungen in Schutz nahmen. Jetzt, nachdem die erſte leidenſchaftliche Hitze verraucht iſt, und die ruhigere Stimme der Überlegung wieder frei geworden, jetzt erſt möchte es an der Zeit ſeyn, die Gründe für und wider von neuem der Prüfung zu unterwerfen. Wir maßen es uns nicht an, dieſes auf dem Raume weniger Zeilen zu vollenden; es kann hier nur unſer Zweck ſeyn, zuvörderſt zu zeigen, was der Sprachreiniger beabſichtige, dann einen Maßſtab zur Würdigung ſeiner Beſtrebungen an die Hand zu geben, und endlich in aller Kürze auf das aufmerkſam zu machen, was bis hieher für die Sache geſchehen. — Die Sprachen ſind entweder urſprüngliche oder abgeleitete. Jene, in ihrem Weſen durch und durch eigenthümlich und ſelbſtſtändig, bilden ſich aus ſich ſelbſt heraus, ſie tragen die Wurzel jeder möglichen Form in ſich, und müßten, ſtünden ſie nur unter dem Einfluſſe ſorgſamer und geſchickter Pfleger, gleichen Schritt halten mit der ſteigenden Bildung der Völker, in deren Munde ſie leben, d. h. die Geſammtheit ihrer Formen müßte an Umfang der jedesmaligen Anzahl herrſchender Vorſtellung vollkommen entſprechen; dieſe dagegen, ohne ſelbſtſtändiges Leben, ruhen mit ihren Wurzeln in dem fremden Boden, aus dem ihr Daſeyn hervorgegangen. In ſolchen kann von Sprachreinigung im vollſten Sinne des Wortes nicht die Rede ſeyn. Unvermögend, aus eigner Fülle Neues zu erzeugen, bleibt ihnen nichts übrig, als aus der Ferne herbeizuholen, was ihnen die Nähe verweigert; und ſie können dies um ſo unbedenklicher, da ihnen der Vortheil lebendig-anſchaulicher Wortbildungen von Haus aus verſagt iſt. Man vergleiche nur in dieſer Hinſicht die franzöſiſche mit der deutſchen Sprache, und in beiden die nächſten beſten Bezeichnungen unſinnlicher Vorſtellungen, wie notion, jugement, sentence, proposition, fantaisie etc. mit Begriff, Urtheil, Satz, Einbildungskraft und unzähligen andern. Unter den gebildeten Sprachen Europa's hat die deutſche allein Anſpruch auf den Namen einer urſprünglichen, und folglich auch alle damit verbundenen Rechte. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſie in früheſter Zeit ſchon eine Menge fremder Beimiſchungen erfahren hat. So fern dies vor Entſtehung eigentlicher Schriftſprache geſchah, konnte der Sprache ſelbſt kein weſentlicher Nachtheil daraus erwachſen, vielmehr müſſen ſolche Beimiſchungen, da ſie in dem Munde des Volks bald allen Zeichen fremder Herkunft entſagten und in Bau, Klang und Umwendung ſich den ſchon vorhandenen Formen völlig gleich geſtalteten, als wahre Bereicherungen angeſehen werden. Wer ſiehet Wörtern, wie: Fenſter, Pforte, Meiſter, Wein u. a. ihren

ausheimiſchen Urſprung an? Seit Jahrhunderten eingebürgert, haben ſie ſich in aller Weiſe mit den Urbildungen der Sprache verbrüdert, und gleiche Rechte mit dieſen erworben. Als aber ſpäter eine deutſche Schrift- und Gelehrtenſprache ſich zu bilden anfing, machten ſich Sprachunkunde und Bequemlichkeit kein Gewiſſen daraus, ein Fremdwort nach dem andern einzuſchwärzen, und als nun vollends zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ein lebhafterer Verkehr mit dem höflicheren, witzigeren und feiner gebildeten Nachbarvolke anhob, und die Vornehmen, wie in andern Stücken, ſo in Ausländerei und Fremdſucht die Neigungen der mittlern und niedern Stände beſtimmten, da drangen jene unzähligen todten, wurzelloſen, undeutſchen Wörter ein, die noch jetzt unſere reiche, fügſame Sprache verunſtalten, und gegen welche die Reinigungsverſuche ſo manches wackern Sprachforſchers in früherer und letzter Zeit gerichtet waren. Scheu zogen ſich nun die heimiſchen, regelrichtig gebildeten Ausdrücke vor dem vornehmen Scheinklange eines fremden Wortthums zurück, das viel zu ſtolz war, um den Zeichen der Fremdheit zu entſagen. So erhielten wir Wortbildungen, die, wie Einwanderer pflegen, weder fremd noch einheimiſch ſeyn wollten, wie: barbier, rasiren. Frisur, Antiquität, Majestät, Genialität, praesumiren und viele andere. Daß ſolche eingeſchwärzte Formen die Einartigkeit der Sprache ſtören, iſt einleuchtend; daß ſie als todte, wurzelloſe Bildungen auf alle lebendigere Bedeutſamkeit und Anſchaulichkeit Verzicht leiſten müſſen, iſt gleichfalls unläugbar; die Rathſamkeit einer durchgreifenden Sprachſichtung kann demnach wohl kein Unbefangener in Zweifel ziehn. Es fragt ſich nur noch, ob ſie auch möglich ſey. Über die Fähigkeit der deutſchen Sprache, mit wenigen Ausnahmen für jedes auszuſcheidende Fremdwort hinlänglichen Erſatz darzubieten, kann bei ihrem Reichthume an brauchbaren, bildſamen Wurzeln und an guten, in der Schriftſprache noch unbenutzten mundartlichen Formen, ſo wie bei ihrer großen Freiheit in Bildung neuer Wörter durch Ableitung und Zuſammenſetzung kein Zweifel entſtehen. Nur darf man nicht zu viel wollen auf einmal; nur darf man nicht glauben, als ob es nur einen Weg der Verdeutſchung, den der Überſetzung, gebe. In jeder Sprache gibt es Benennungen, die in der eigenthümlichen Denkweiſe des Volks ihren Grund haben. Solche wortgetreu überſetzen, hieße nichts anders, als freiwillig auf Selbſtſtändigkeit und Volkthümlichkeit der Mutterſprache Verzicht leiſten. Es findet ſich gewiß bald ein anderes, das, unſerer Art zu ſehen, näher verwandt, den darzuſtellenden Begriff faßlicher ausſpricht, faßlicher wenigſtens, als der bedeutungsloſe fremde Klang. Aber vielleicht wird, was an ſich wohl möglich iſt, durch die Eigenthümlichkeit derer, für die es geſchieht, und durch deren Begünſtigung es allein gedeihen kann, unausführbar? Unſtreitig bieten ſich von dieſer Seite die meiſten Schwierigkeiten dar. Jede neue Erſcheinung, ſie ſey noch ſo trefflich, findet ihre Gegner; der alte Rock trägt ſich immer bequemer, als der neue. Dazu die oberflächliche Allwiſſerei unſerer Zeit, der das nächſte, geläufigſte Wort eben auch als das beſte erſcheint, geſetzt auch, es ließe den inwohnenden Begriff nur errathen. Darf man ſich noch wundern, wenn die ernſtlichſt gemeinten Verſuche unſerer Sprachreiniger von allen Seiten, von Gelehrten und Ungelehrten mit Hohn und Ver-

ſpottung empfangen worden ſind? Doch Schwierigkeit begründet noch keine Unmöglichkeit. Was die Zeitgenoſſen verwarfen, ergreift mit Liebe vielleicht die Zukunft; was im Ganzen und auf einmal keinen Eingang fand, erwirbt ſich vielleicht, iſt es nur ſonſt gut, im Einzelnen und allmählig eine freundliche Aufnahme. Darum werde jeder geiſtvolle Beitrag mit Liebe begrüßt, nicht verſchrien und verlacht, wie in der letzten Zeit ſo oft wohl geſchehen iſt. Was ſeit zwei Jahrhunderten von ſo vielen Trefflichen, trotz alles Widerſtrebens ihrer Zeit, immer wieder von neuem mit Ernſt und Begeiſterung ergriffen worden, kann doch wohl nicht ſo ganz verwerflich ſeyn. Hier nur noch eine flüchtige Überſicht des Wichtigſten, was für die Sache der Sprachreinigung in früherer und ſpäterer Zeit gethan worden iſt. Schon Martin Opitz ſpricht manch treffendes Straf- und Mahnwort gegen Sprachmenger und Sprachverderber in ſeinem Buche von der deutſchen Poeterei. Weiter ging Philipp von Zeſen; Reinigung und Fortbildung der Sprache war ſein Hauptzweck, den er nicht nur in dahin einſchlagenden Schriften (vorzüglich in ſeinem Roſenmond, Hamburg 1651), ſondern auch als Stifter eines bloß zu dieſem Ende errichteten Vereins mit ſchwärmeriſcher Liebe verfolgte. Der letztere beſtand zu Hamburg unter dem Namen der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft vom J. 1643 bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts. Ähnliche gleichzeitige Verbrüderungen zu gleichem Zwecke waren: die fruchtbringende Geſellſchaft zu Weimar ſeit 1617, der Blumenorden an der Pegnitz zu Nürnberg ſeit 1644, der Schwanenorden an der Elbe ſeit 1660. Erfolgreicher aber als die Bemühungen dieſer Vereine war die Wirkſamkeit einzelner tüchtiger, für die Sache begeiſterter Männer. Leibnitz ſchrieb zwar ſelbſt wenig in deutſcher Sprache, wirkte aber thätig für ihre Geſchichte und Vervollkommnung. Er erklärte wiederholt, daß unter allen lebenden Sprachen für die Darſtellungen einer wahren Philoſophie keine geeigneter ſey, als die deutſche. (S. u. a. Leibnitii diss. de Stilo philosophico, und ſeinen deutſchen Aufſatz von der Verbeſſerung der deutſchen Sprache.) Die Richtigkeit ſeiner Behauptung bewährte ſich bald in den rechtswiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Darſtellungen zweier Männer, Ch. Thomaſius und Ch. v. Wolfs, Namen, die nicht bloß in der Geſchichte der genannten Fächer, ſondern auch in der der Sprache immer einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Wie Klopſtock, der kühne, glückliche Sprachbildner, über unſern Gegenſtand dachte, iſt bekannt; läßt er doch die Sprache ſelbſt ihren Verunſtaltern zurufen:

„Wer mich verbrittet, ich haß' ihn! mich galliziſmet, ich haß' ihn!
Liebe dann ſelbſt Günſtlinge nicht, wenn ſie mich zur Quiritinn
Machen, und nicht, wenn ſie mich verachä'n. Ein erhabenes Beiſpiel
Ließ mir Hellänis; ſie bildete ſich durch ſich." —

Voßens, des unübertrefflichen Überſetzers, Verdienſte um allſeitige Sprachbereicherung, wer kennt ſie nicht? Wer weiß es nicht, wie er, die Eigenthümlichkeiten der Mundarten mit Umſicht benutzend, in ihnen eine neue, unverſiegbare Quelle der Sprachbereicherung eröffnete? Ganz eigentlich aber als Sprachreiniger machen auf den Dank der Zeitgenoſſen Anſpruch: Campe (Über die Reinigung und Bereicherung der Sprache, drei Ver-

ſuche, 1791 — 1795, und: Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutſchung der unſrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke, Braunſchweig 1801. Ferner: Wörterbuch der deutſchen Sprache, 4 Thle, Braunſchweig 1810); Kinderling (über die Reinigung der deutſchen Sprache ꝛc. Berlin 1795); Heynatz (Verſuch eines deutſchen Antibarbarus, 2 Thle, Berlin 1797); Wolke (in mehrern Werken); Jahn (Bereicherung des hochdeutſchen Sprachſchatzes, Leipzig 1806); Kolbe (über Sprachmengerei u. ſ. w.); Radlof (über die Trefflichkeiten der ſüddeutſchen Mundarten, 1811), und K. Müller (Allgemeines Verdeutſchwörterbuch der Kriegſprache, Leipzig 1814). Auch Heinſius Sprach- und Sittenanzeiger verſpricht Gutes. Mehr als von den obengenannten Vereinen läßt ſich von der jüngſt zu Berlin gegründeten Geſellſchaft für deutſche Sprache erwarten, da ſie nicht nur unter ihren Vorſtehern und Pflegern Sprachforſcher, wie Zeune, Jahn, Heinſius und Wolke, ſondern auch unter ihren übrigen Mitgliedern mehrere um deutſches Volk- und Wortthum hochverdiente Männer zählt. Die verſtändig geordnete Sammlung ihrer Geſetze iſt im J. 1816 im Druck erſchienen, doch bis jetzt, ſo viel wir wiſſen, nur unter die Mitglieder der Geſellſchaft vertheilt worden. K. F.

Sprachrohr. Dieſes beſteht aus einer, aus etwas dickem Blech gefertigten, oben engen, nach unten zu aber ſich etwas erweiternden kegelförmigen Röhre. Eigentlich ſoll das Sprachrohr ein paraboliſcher und an ſeinem Brennpunkte abgeſchnittener Kegel ſeyn, wo dieſer mathematiſche Punkt in den Mund des Sprechenden fällt. Morland war 1760 in England der Erfinder dieſes ſinnreichen Werkzeugs, das dazu dient, die Stimme desjenigen, der es an den Mund ſetzt, auf eine ſehr große Entfernung noch verſtändlich zu machen. Wenn in einem gewiſſen Punkte ganz leiſe geredet wird, ſo wird in einer gewiſſen Entfernung gar nichts davon vernommen werden, weil zu wenig Schallſtrahlen dahin gelangen, in dem Sprachrohre werden aber dieſe Strahlen zu wiederholtenmalen reflectirt, und gelangen endlich alle bis zu dem Ohre des Hörenden. P. S.

Sprachſäle ſind ſo gebaut, daß derjenige, welcher in der einen Ecke deſſelben ſteht, alles hört, was in der gegenüberſtehenden Ecke ganz leiſe geſprochen wird, ohne daß die dazwiſchen befindlichen Perſonen etwas davon vernehmen. Solche Gebäude ſind allemal elliptiſch gewölbt, und deſto vollkommner, je härter und glätter ihr Gewölbe iſt. Die beiden Brennpunkte der Ellipſe liegen in den Ecken des Sprachſaals, und ſeine Mauern gehen an ihnen lothrecht etwa 5 Fuß bis zu dem Gewölbe in die Höhe. Hält daher ein Menſch in der einen Ecke ſeinen Mund an dieſelbe, ſo werden die Tonſtrahlen insgeſammt dahin zurückgeworfen, wo das Ohr des andern Menſchen liegt, und dieſer hört alles, während daß die weit näher ſtehenden Perſonen nichts vernehmen. P. S.

Sprecher (engliſch Speaker) oder Redner im großbritanniſchen Parlamente, iſt eine Perſon, welche im Namen der übrigen Glieder das Wort führt. Beide Parlamentshäuſer haben ihren beſondern Sprecher, welchem, wenn er ein- und ausgeht, das Scepter vorgetragen wird. Bei dem Oberhauſe vertritt dieſe Stelle der Lordkanzler oder Großſiegelbewahrer (der, wenn der

König zugegen iſt, hinter deſſen Himmel oder Baldachin ſteht, oder auch auf dem erſten Wollſack zur Seite des Himmels ſitzt, und das große Siegel, wie auch ein ſilbernes vergoldetes Scepter neben ſich liegen hat). In dem Unterhauſe oder Hauſe der Gemeinen hat allein der Sprecher einen Stuhl, welcher in der Mitte ſteht, und der Actuarius einen neben ſeinem Tiſche. Wenn der König im Parlament erſcheint, gibt man dem Unterhauſe Befehl, ſeinen Sprecher zu erwählen, welches ohne königlichen Befehl nicht geſchehen darf. Hierauf gehen die Glieder der Gemeinen von den Schranken des Oberhauſes zurück in ihr Gemach, und wählen aus ihrem Mittel einen Sprecher oder Redner, welches in der Regel ein wohlerfahrner Rechtsgelehrter iſt, und den ſie dem Könige am folgenden Tage vorſtellen. Wenn der König ihn für gut erkennt, ſo ſchlägt der Erwählte zum Schein dieſe Ehre aus, nachdem er aber genöthigt worden, ſolche anzunehmen, bittet er den König um drei Vergünſtigungen: 1. daß die Gemeinen, ſo lange das Parlament ſitzt, Zutritt bei ihm haben; 2. um die Freiheit, ihre Meinung frei in dem Unterhauſe zu ſagen; 3. Freiheit von allen Arreſten, welche Punkte der König bewilligt.

Spree (wendiſch Sprowa), ein Fluß, entſpringt in dem budiſſiniſchen Kreiſe in der Oberlauſitz, zwiſchen den Dörfern Ebersbach und Gersdorf, unweit der böhmiſchen Gränze, nimmt in ihrem Laufe mehrere kleine Flüſſe auf, durchſchneidet in der Niederlauſitz mit mehr als 300 Armen den Spreewald, geht durch den Schwilochſee, von wo an ſie ſchiffbar wird, dann bei Berlin vorbei, bildet daſelbſt eine Inſel, auf welcher ein Haupttheil dieſer Reſidenz, Cöln an der Spree, gebaut iſt, und fällt unterhalb Spandau in die Havel. Sie iſt durch den Friedrich-Wilhelms-Canal mit der Oder verbunden (ſ. Canäle). — Der Spreewald in der Niederlauſitz, der von der Spree durchſtrömt wird, iſt ein ſechs Meilen langer Bruch, der mit vielem Laubholze bedeckt iſt, aber auch viel Wieſen, Huthungen und Äcker enthält. Viehzucht und Fiſcherei ſind ſehr beträchtlich. Nicht nur die benachbarten, ſondern auch entfernte Gegenden werden aus dieſem Landesſtriche mit den meiſten Lebensbedürfniſſen verſorgt.

Sprengel (Matthias Chriſtian). Dieſer verdienſtvolle Hiſtoriker, der als Profeſſor der Geſchichte und erſter Bibliothekar der Univerſität zu Halle im J. 1803 ſtarb, war zu Roſtock den 24ſten Auguſt 1746 geboren, woſelbſt er auch ſeinen erſten Unterricht erhielt. Zum Geſchichtſchreiber bildete er ſich vorzüglich unter Schlözer in Göttingen, bei dem er lange Zeit wohnte. Hier wurde er auch Profeſſor, bis er im Anfange des Jahrs 1780 nach Halle berufen wurde. Dort nutzte er beſonders durch ſeine Vorleſungen über die Statiſtik, wozu er viele treffliche Materialien nicht ohne kritiſchen Geiſt geſammelt hatte. Leider iſt ſein darüber hinterlaſſenes Werk dem Publicum nicht übergeben worden. Später hinderte ihn ſeine zunehmende Kränklichkeit, viele Vorleſungen zu halten. Noch mehr aber iſt zu bedauern, daß er an der Vollendung ſeiner trefflichen hiſtoriſchen Werke, in denen ſich großer Scharfblick, ſeltene Gelehrſamkeit und eindringende Kritik mit einer geiſtvollen Darſtellung verbunden findet, verhindert wurde. Von ſeiner geiſtvollen Bearbeitung der engliſchen Geſchichte iſt nur ein Theil erſchienen, ein Fragment, das immer großen Werth behalten wird. Gleich ſchätzbar iſt ſeine erſt kurz

vor ſeinem Tode herausgekommene Geſchichte von Oſtindien. Die Geſchichte dieſes Landes hatte Sprengel unter allen gleichzeitigen Gelehrten gewiß am meiſten inne, und Deutſchland verdankt ſeinem Fleiße und Forſchungsgeiſte die genauern Nachrichten und hiſtoriſchen Entwickelungen, die es von dieſem Lande und den daſelbſt ſeit dem J. 1770 vorgefallenen Kriegen und Unruhen beſitzt. Sie finden ſich theils in Taſchenbüchern, theils in eignen Schriften. Außerdem verdanken wir ihm eine Reihe von fremden Reiſebeſchreibungen, deren Redaction er anfänglich mit ſeinem Schwiegervater, J. R. Forſter, und nach deſſen Tode allein beſorgte. Sie ſind theils im Induſtriecomptoir in Weimar, theils in Halle, theils in Berlin herausgekommen, und wenn ſie auch manches zu wünſchen übrig laſſen, ſo haben ſie doch unläugbar zur Erweiterung der Erdkunde in Deutſchland weſentlich beigetragen.

Sprengen wird der Efect einer Mine genannt. Es wird zu dem Ende ein Kaſten mit Pulver durch unterirdiſch geführte Gänge (Minenſtollen) in die Erde gegraben, und um den Widerſtand zu vermehren, die Erde um ihn herum ſehr feſt geſchlagen. Beim Anzünden dieſer Mine mittelſt der Zündwurſt, wirft ſie alle darüber befindliche Gegenſtände ordnungslos in die Luft. Der Feſtungskrieg gibt beſonders zum Sprengen der einzelnen, oft ſehr feſt gemauerten Werke Gelegenheit. — Auch der Bergmann iſt genöthigt, die Steinmaſſen, in denen ſich die Metalllager befinden, mit Pulver zu ſprengen, und bohrt zu dem Ende ein Loch in das Geſtein, das er mit einer Pulverpatrone wieder verſchließt. Das Anzünden derſelben bewirkt das Sprengen des Geſteins. P. S.

Sprichwörter, Sprichwörterſpiel. Man verſteht darunter Ausſprüche des geſunden Menſchenverſtandes, die ſich meiſtentheils durch Kürze, durch Wahrheit, durch Witz, durch Reim und dergleichen ſo auszeichnen, daß man wohl begreift, wie ſie nach und nach in Aller Mund gekommen ſind. Sprichwörter ſind wahre Wörter, ſagt man daher ſelbſt mit einem Sprichwort. Inzwiſchen da ſie nur Ausſprüche des geſunden Menſchenverſtandes über Gegenſtände des Thuns und Handelns und Treibens der Menſchen ſind, ſo darf es uns nicht wundern, daß man ſie nicht etwa als unumſtößliche Sätze, als Axiome anzuſehn hat, im Gegentheil gibt es faſt kein Sprichwort, das nicht durch ein andres geradezu aufgehoben würde. Das Sprichwort z. B., der Prophet gilt nirgends weniger, als in ſeinem Vaterlande, wird es durch das: „der Heller gilt nur, wo er geſchlagen iſt!“ Die meiſten Sprichwörter ſind ſo alt, daß man ihre Entſtehung nicht mehr anzugeben weiß, und viele jetzt wohl hundertmal anführen hört, ohne daß der, der ſie erwähnt, genau verſteht. Als Beiſpiel führen wir nur die wenigen an. „Er zehrt von der Schnur; er hat Maulaffen feil; er hat's am Schnürchen; es will Niemand der Katze die Schelle umhängen; er hat Haare auf den Zähnen;“ zu denen ſich noch viele ſetzen ließen. Das erſtere bezieht ſich auf die Gewohnheit der Vorfahren, goldene Schaumünzen an einer Schnur um den Hals zu tragen, von der man in der Noth wohl eine nach der andern abnahm und verkaufte; das Maulaffen feil haben iſt eigentlich das Maul veel appen haben, d. h. das Maul viel offen haben, aufſperren. Das am Schnürchen haben, bezieht ſich auf Krämer, deren ganzer Vorrath an einer

Schnur hängt, die ohne weiteres überſehen werden kann. Der Katze die Schelle anhängen, ſollte die Schwierigkeit anzeigen, die es gibt, einer vornehmen Weibsperſon die Halskrauſe mit Schellen umzuhängen. Katze iſt nämlich das verunſtaltete Käthe, Käthe das zuſammengezogene Catharine. Liederliche Weibsperſonen führte man mit einer Schellenkrauſe zur Schau herum. Wenn jedoch eine Vornehme Ausſchweifung beging, dann wollte Niemand der Käthe die Schelle umhängen. Es iſt wegen des ganz eignen Nationalanſtrichs deſſen, was durch Volksſitte und Gewohnheit die Sprichwörter zu einem Nationaleigenthum macht, durchaus unmöglich, Sprichwörter wörtlich aus einer Sprache in die andre überzutragen. Jedes Volk hat ſeine eignen, durch ſeine Sitten und Gewohnheiten u. ſ. f. gebildeten. Sprüchwörter laſſen ſich durch Worte oder Geberden, wo Bildung und Phantaſie zur Hülfe kommt, leicht in kleinen dramatiſchen Spielen verſinnlichen, und ſo ſind ſie als Sprichwörterſpiele häuſig eine Quelle des geſellſchaftlichen feinern Vergnügens, das dem einen Theile in der Ausführung, dem andern im Zuſchauen Freude gewährt. *r.

Staal (Frau von), vorher unter dem Namen der Mademoiſelle de Launai bekannt, war die Tochter eines Mahlers zu Paris. Ihr Vater mußte Frankreich verlaſſen, und hinterließ ſie in großer Dürftigkeit. Durch Zufall kam ſie in das Stift St. Louis zu Rouen, aber der Tod der Priorin dieſes Kloſters verſetzte ſie wieder in ihren erſten hülfloſen Zuſtand. Deßhalb mußte ſie als Kammerjungfer bei der Herzogin von Maine in Dienſt treten. Ihre Kurzſichtigkeit und Ungeſchicktheit indeß machten ſie unfähig, ihren Verpflichtungen zu genügen, und ſie ſtand ſchon im Begriff, ihre Stelle aufzugeben, als die Herzogin durch ein ſonderbares Ereigniß den Werth ihrer Kammerjungfer kennen lernte. Ein junges ſchönes Mädchen zu Paris, Namens Tetard, ſpielte auf Anſtiften ihrer Mutter die Rolle einer Beſeſſenen. Die ganze Stadt, ja der Hof ſelbſt, eilten herbei, um das angebliche Wunder zu ſehen. Da auch der Philoſoph Fontenelle, gleich allen übrigen, bei der Beſeſſenen geweſen war, ſchrieb ihm Mademoiſelle de Launai einen überaus witzigen Brief über das vortheilhafte Zeugniß, welches er der Tetard ertheilt hatte. Jene geiſtreiche Kleinigkeit erregte Aufſehen, und die Herzogin du Maine zog von dieſem Augenblick an die de Launai zu allen Feſten, welche zu Sceaux gegeben wurden. Sie machte die Verſe zu einigen Stücken, welche man dort ſpielte, und entwarf zu andern die Plane. Schnell erwarb ſie ſich das Vertrauen und die Hochachtung der Prinzen, und die verdienſtvollſten Perſonen, welche jenen Hof zierten, ein Fontenelle, Toureil, Valincourt, Chaulieu, Malezieu und andere bewarben ſich mit Eifer um die Gunſt dieſes witzigen Mädchens. Während der Regentſchaft fiel die de Launai mit der Herzogin von Maine in Ungnade, und war zwei Jahre lang in der Baſtille eingeſchloſſen. Nach wiedererlangter Freiheit leiſtete ſie der Prinzeſſin wichtige Dienſte, und die letztere verheirathete ſie aus Erkenntlichkeit dafür an einen Herrn von Staal, Capitain bei der Schweizergarde und Maréchal de Camp. Der gelehrte Dacier hatte ſie vorher zu heirathen gewünſcht, allein ſie hatte nicht geglaubt, ihre Hand einem Greiſe und einem Gelehrten geben zu können. In der Unterhaltung

zeigte Frau von Staal weniger Geiſt und Lebhaftigkeit, als in ihren Schriften. Dies war Folge ihrer Schüchternheit und übeln Geſundheit. Ihr Charakter war aus guten und ſchlimmen Eigenſchaften gemiſcht; allein die guten herrſchten vor. Sie ſtarb 1750. Man hat nach ihrem Tode ihre Mémoires (3 Vol. 12.) herausgegeben, und einen 4ten Band hinzugefügt, welcher zwei Luſtſpiele enthält, denen es bei manchen einzelnen Schönheiten, doch an Einheit der Handlung und einer wohlverbundenen und wohl aufgelöſ'ten Intrigue fehlt. Ihr vorzüglichſtes Verdienſt iſt der lebhafte und geiſtvolle Dialog. Die Denkwürdigkeiten der Frau von Staal enthalten freilich keine großen Ereigniſſe, ſie ſind aber ſehr intereſſant. Auch die Briefe an den Marquis von Silly und an d'Hericourt, welche erſt 1806 zu Paris (2 Vol. 12.) herauskamen, ſind mit ungemein viel Eleganz und in einem edeln Styl geſchrieben. Sie ziehen durch die Darlegung eines tiefen, zarten und feinen Gefühls ungemein an. Frau von Staal glaubt, nach Platons Idee, daß beide Geſchlechter urſprünglich vereinigt ſind, und daß die nachher getrennten Seelen ſich ſuchen, ſich nach einander ſehnen, und ſich bemühen, durch ihre Vereinigung ihr erſtes Glück wieder zu erlangen. Von ſich ſelbſt entwirft ſie in Hinſicht der äußern Erſcheinung in ihren Memoiren nachfolgendes Bild: „Die de Launai iſt mittlern Wuchſes, mager, trocken und unangenehm. Ihre Gemüthsart und ihr Geiſt gleichen ihrer Geſtalt; ſie haben nichts Widriges, auch nichts Angenehmes. Ihr Mißgeſchick trug viel dazu bei, daß ſie etwas werth war. Das Vorurtheil, daß es Leuten ohne Geburt und Vermögen auch an Erziehung fehlt, macht, daß man ihnen ſchon Dank weiß, wenn ſie nur gut ſind. Die de Launai hatte übrigens eine vortreffliche Erziehung genoſſen, und dieſer verdankt ſie alles, was ſie Gutes hat, ihre ſittlichen Grundſätze, ihre edlen Empfindungen und die Regeln des Anſtandes, welche ſie aus Gewohnheit ſo befolgt, als ob ſie ihr natürlich wären."

Staar. Man verſteht darunter zwei Arten von Blindheit, von welchen die eine mit dem Namen des grauen, die andre mit dem des ſchwarzen Staars belegt wird; beide ſind eigentlich als ganz verſchiedne Krankheiten anzuſehen. Wir betrachten zuerſt den grauen Staar (cataracta, hypochyma, suffusio oculi), als worunter alle organiſche Krankheiten der Cryſtalllinſe und deren Kapſel verſtanden werden, wodurch die Durchſichtigkeit dieſer Organe verloren geht, und eine Verminderung oder Vernichtung des Geſichts erzeugt wird. Denn die Lichtſtrahlen können unter dieſen Umſtänden nicht zur Markhaut des Auges gelangen, um dort die Geſichtsſenſation zu erregen. — Man pflegt wohl auch, jedoch mit Unrecht, unter dem Namen von cataracta spuria manche Blindheit an die cataracta anzureihen, die hieher nicht gehört, und nur im Äußern einige Ähnlichkeit mit dem grauen Staar hat; z. B. die von lymphatiſchen Exſudationen, von Überreſten von Eiter und Blut in der hintern Augenkammer herrühren. — Die echte Cataracte, von der hier nur die Rede iſt, oder die organiſche Krankheit der Cryſtalllinſe rührt zwar oft von Entzündung dieſes Organs her, jedoch ſcheint dieſe nicht jederzeit vorherzugehn, ſondern bisweilen auch durch eine Art von Trennung der Linſe ihre Ernährung geſtört zu werden; nicht weniger liegt eine andre Urſache in der Stimmung der Irritabilität, wie ſie ſich da

vorfindet, wo die Iris heller, blau oder graublau gefärbt iſt. Auch von manchen allgemeinen Krankheiten, z. B. Gicht, Rheumatismus, Skrofel, leitet man dieſe Krankheit ab, ſo wie ſie auch durch das höhere Alter begünſtigt werden ſoll. Indeſſen herrſcht hierin, ſo wie überhaupt in der Ätiologie dieſer Krankheit noch viel Dunkelheit und Zweifel. — Sogleich beim Anfange der Krankheit entdeckt man dicht hinter der Pupille eine grauliche, nebliche Trübung, und auch dabei wird das Geſicht oft nur periodiſch geſchwächt, die ſogenannten mouches volantes ſind oft zugegen. Bei fortſchreitendem oder ausgebildetem Übel wird die Trübung bedeutender, und das Geſicht mehr (obwohl oft nicht ganz) verhindert. Merkwürdig iſt hier der ſchwarze Ring, der die Verdunklung häufig umgibt. — Die Arten des grauen Staars werden nach dem Sitze deſſelben in Linſen-, Kapſel- und Kapſellinſenſtaar unterſchieden. Bei dem Linſenſtaar, der am häufigſten vorkommt, iſt die Verdunkelung in der Mitte am bedeutendſten, und nimmt nach den Seiten hin ab, daher ſolche Kranke in ſchiefer Richtung, bei ſchwachem Lichte und dadurch bewirkter Erweiterung der Pupylle noch etwas ſehen können. Die Farbe der Linſe iſt dann gewöhnlich graulich weiß, in einzelnen Fällen aber auch milchweiß, oder gelblichgrau, graubraun, ja ſogar ſchwarzbraun, ſchwarzgrau gefunden worden. In Hinſicht auf die Conſiſtenz iſt die Linſe entweder zu hart (bisweilen wie Stein, cataracta gypsia) oder auch zu weich und aufgelöſ't. Bisweilen iſt nur der innerſte Theil der Linſe verdunkelt, und es heißt dieſe Art cataracta centralis. — Bei dem Kapſelſtaar (c. capsularis) bemerkt man die Verdunkelung nicht immer in der Mitte, ſondern auch an andern und oft an mehreren Stellen zugleich entſtehen. Die Farbe der Verdunkelung iſt daher oft ungleich, ſtreifig, an dem einen Punkte dichter als an andern. Nach der vollkommnen Ausbildung des Übels verbreitet ſie ſich jedoch auch gleichmäßig. — Die Kapſel ſelbſt iſt bisweilen bloß verdunkelt, bisweilen aber auch angeſchwollen und mit Auswüchſen bedeckt. — Als Arten des Kapſelſtaars werden aufgeſtellt: der Sternſtaar (c. stellata), der Fleckenſtaar (c. marmorea s. variegata), der Fenſterſtaar (c. fenestrata), der Pyramiden- oder kegelförmige Staar (c. pyramidata), der Halbſtaar (c. dimidiata), der Balkenſtaar (c. trabecularis s. c. capsularis de jova), der Baumſtaar (c. arborescens dendritica, fälſchlich auch c. choroidea genannt). Alle dieſe Arten haben ihren Sitz in der vordern Hälfte der Kapſel, welche in der bezeichneten Form verdunkelt iſt; aber auch die hintere kann der Sitz des Übels ſeyn. — Der Kapſellinſenſtaar begreift die Cataracten in ſich, wo die Kapſel und die Linſe gleichzeitig verdunkelt ſind, und auch die, bei welchen die Linſe mehr oder weniger aufgelöſ't, und die morgagniſche Feuchtigkeit getrübt und verdunkelt iſt. Als einzelne Arten werden aufgeſtellt: die cataracta mollis s. caseosa, wo die Linſe in eine breiartige, käſige Maſſe verwandelt iſt, ferner die c. morgagniana, wo die Feuchtigkeit zwiſchen der Linſe und Kapſel verdunkelt iſt; der Milch- oder Eiterſtaar, wo die Linſe in einem aufgelöſ'ten milch- oder eiterähnlichen Zuſtande ſich befindet; die c. arida siliquata, die bei Kindern beſonders häufig beobachtet wird, von Erſchütterungen des Auges herrührt, und wobei die Linſe in ihren Verbindungen etwas losgetrennt, die

Kapſel aber nach und nach eingeſchrumpft iſt. Die Heilung des grauen Staars kann nur dadurch eingeleitet werden, und zu Stande kommen, daß das materielle Hinderniß des Sehens, die Verdunkelung, entfernt werde, und es geſchieht dies am ſicherſten durch die Operation. Ehe dieſe jedoch vorgenommen wird, mögen wohl bei anfangendem Übel vorzüglich Verſuche erlaubt ſeyn, durch die vielleicht auch ohne Operation das Übel gehoben wird. Sie beziehen ſich theils darauf, daß das ſchon Verdunkelte wieder reſorbirt werde, theils darauf, daß der krankhafte Prozeß ſelbſt, der die Verdunkelung herbeiführt, unterdrückt oder wenigſtens aufgehalten werde. In der erſtern Abſicht iſt die Kunſt des Arztes ſchwach und von ſelbſt entſtehend beobachtet man die Reſorption bisweilen unter entſprechenden günſtigen Bedingungen. Örtliche Anwendung von reizenden Dingen kann leicht die Entzündung des Auges befördern. — Um die zweite Abſicht zu erreichen, iſt theils die gehörige Berückſichtigung der Urſachen, z. B. die Entzündung der Linſe ꝛc. anzurathen, theils werden einige ſpecifiſche Mittel, z. B. Mercurialſalbe, Digitalis, Pulſatille, Belladonna u. a. empfohlen. Indeſſen iſt auch dieſe Curmethode ziemlich unſicher, und die Operation bleibt in den mehreſten Fällen die letzte und ſicherſte Zuflucht. Durch dieſe aber wird die Linſe ſammt ihrer Kapſel entweder ganz aus dem Auge entfernt, oder nur aus ihrer Verbindung und an einen Ort gebracht, wo ſie dem Sehen kein Hinderniß entgegenſtellt, theils in einen ſolchen Zuſtand verſetzt, daß ſie nach längerer oder kürzerer Zeit reſorbirt wird, indem ſie aus ihren Gefäßverbindungen geriſſen, oder ſchon im Auge zerſtückt ward. — Die Operation, durch welche die Linſe aus dem Auge entfernt wird, heißt die Ausziehung (extractio cataractae). Nachdem die gehörigen Vorbereitungen getroffen ſind, die ſich theils auf das Auge, theils auf den Sitz des Kranken, theils auf die Befeſtigung des ſo ſehr beweglichen Auges beziehen, wird vermittelſt eines ſogenannten Staarmeſſers, deren es eine große Menge gibt, in die Cornea in einiger Entfernung von der Sclerotica eingeſtochen. Der Operateur bemerkt ſich auf der entgegengeſetzten Seite einen Punkt, auf dem die Spitze wieder hervorbringen ſoll, und dieſen ſucht er zuvörderſt zu erreichen. Wenn dies geſchehen, ſo ſchiebt er nun langſam das Meſſer weiter, und bildet dadurch einen halbmondförmigen Lappen, und wenn bei dem Herausführen die Conjunctiva ſich ſehr ausdehnt, ſo ſchneidet er dieſe lieber mit der Schere vollends durch. Iſt der Schnitt gehörig groß, ſo dringt nun oft, ohne weitere Bemühung des Operateurs, bloß durch die Zuſammenziehung der Augenmuskeln veranlaßt, die Pupille hervor, und fällt aus dem Auge heraus. Im Gegentheil läßt man das Auge einige Augenblicke ruhig, und öffnet dann mit einer Art Nadel die Kapſel der Linſe, indem die Spitze derſelben durch die Hornhautwunde vorſichtig eingebracht, und die Kapſel verlezt wird. Nun dringt die Linſe entweder von ſelbſt durch die Pupille und Hornhautwunde hervor, oder es wird dies durch einen gelinden Druck auf das Auge veranlaßt und unterſtützt. Gewöhnlich ſieht nun der Kranke, und die Operation iſt vollendet; oder es ſind Überreſte von der Kapſel oder der Linſe zurückgeblieben, die noch durch neue Handgriffe entfernt werden müſſen; oder der Kranke ſieht nicht, weil er entweder amaurotiſch zugleich iſt, oder weil die

Retina des Lichtes entwohnt, und durch die Operation noch überdies erſchüttert war. In dem letztern Falle ſehen die Operirten bei ſchwächerm Lichte oder erſt einige Tage nach der Operation. Hier muß ungeſäumt zur Anlegung des Verbandes geſchritten werden, der weder das Auge drücken, noch zu warm halten darf, aber er muß durch ſorgfältige Schließung der Augenlieder die Wundlefzen gehörig vereinigen. Man legt zu dieſem Endzwecke zwei Streifen engliſches Heftpflaſter über die Augenlieder, wenn ſie gehörig geſchloſſen ſind, und bedeckt dieſe alsdann mit ein Paar Compreſſen, die durch eine Binde um Stirn und Kopf befeſtigt werden. — Bei allen übrigen Staaroperationen wird die Linſe im Auge gelaſſen; hieher gehört zuerſt die Niederdrückung des grauen Staars (depressio cataractae), deren ſchon Celſus gedenkt. Mit der ſogenannten Staarnadel, die an der Spitze zweiſchneidig iſt, ſticht man 1 — 2 Linien von dem Rande der Cornea auf der äußern Seite des Auges und in der Mitte deſſelben in die Sclerotica ein, ſtößt die Nadel ſo tief hinein, daß ſie hinter der Pupille vor der Linſe erſcheint, legt ſie auf den Rand derſelben auf, und drückt ſie nach unten in die hintere Augenkammer herab, und zieht, nachdem dies geſchehen iſt, und man ſich verſichert hat, daß die Linſe dort verbleibt, die Nadel wieder hervor, worauf das Auge, wie bei der Extraction verbunden wird. Von dieſer Operation unterſcheidet ſich die von Willburg und Scarpa angegebne Umlegung des grauen Staars (reclinatio cataractae) dadurch, daß man durch eine entſprechende Wendung der Nadel die Linſe vielmehr umdreht als herabdrückt. Sie wird alsdann von dem hervordringenden Glaskörper ſchnell bedeckt, und ſteigt nicht ſo leicht wieder in die Höhe, als dies bei der bloßen Niederdrückung geſchieht. — In den neueſten Zeiten endlich iſt man auf die Idee gekommen, vermittelſt eines Stiches durch die Hornhaut den Staar niederzudrücken, oder auch denſelben ſo zu verletzen und aus ſeinen Verbindungen zu bringen, daß er reſorbirt werde. Es iſt dieſe Idee vorzüglich von Buchhorn und Langenbeck zuerſt ausgeführt, und die Operation, die den Namen von Keratonyxis, Hornhautſtich, erhalten hat, genau beſchrieben worden. — Es wird von den Augenärzten bald dieſe, bald jene Operationsweiſe beſonders begünſtigt, aber es wird ihre Anwendbarkeit von der Verſchiedenheit des Staars ſelbſt abhängen, und ein guter Augenarzt muß in allen geübt ſeyn. — Nach der Operation muß die Lage des Kranken beſonders berückſichtigt und alles abgewendet werden, was irgend die Entſtehung der Entzündung begünſtigen könnte; insbeſondre muß der Reiz des Lichtes noch mehrere Tage vermieden werden. Treten ſolche Zufälle ein, welche die Heilung ſtören, ſo müſſen ſie gehörig beſeitigt werden; indeſſen ſind ſie beinahe jederzeit bedenklich, und zerſtören dann oft die Fähigkeit zum Sehen unwiederbringlich. — Der ſchwarze Staar, Amauroſe (amaurosis, gutta serena) iſt die Blindheit, die von Fehlern des Sehnerven (nerv. optic.), und ſeiner Ausbreitung (der retinae) herrührt. Dieſe Fehler ſind theils organiſche, wie z. B. Verknöcherungen der Netzhaut und Desorganiſationen des Nerven, mit welchen natürlich die Sehkraft deſſelben verloren gehen muß. — Auch der Druck deſſelben durch Exoſtoſen ꝛc. und Verletzungen der Netzhaut (wie z. B. durch ſchneidende Inſtrumente) haben unausbleiblich dieſelbe Folge. Zu

grelles Licht, oder zu ſtarke Anſtrengung der Augen bei ſchwachem Lichte, zu ſchneller Übergang aus der Finſterniß in helles Licht, die Cloakluft, Opiate, hohes Alter, erzeugen dagegen eine dynamiſche Verſtimmung dieſes Nerven, die zu Blindheit führt. Eben daſſelbe geſchieht auch per consensum bei Verletzungen des nerv. supraorbitalis, bei Kopfverletzungen, Hirnerſchütterungen, Schlagflüſſen, bei unterdrücktem Schnupfen und häufiger Trunkenheit; heftiges Erbrechen, Nieſen, Huſten, Congeſtionen nach dem Kopfe von irgend einer Urſache, zu ſtarke Ausleerungen, Metaſtaſen, gallichte oder andre gaſtriſche Unreinigkeiten wirken auf eine ähnliche Weiſe. Nach Maßgabe dieſer verſchiednen Urſachen entſteht das Übel entweder plötzlich oder nach und nach. In dem letztern Falle geht Empfindlichkeit oder Schwäche des Geſichts vorher. Die Kranken können bisweilen das Licht nicht vertragen, und ſuchen darum die Dunkelheit; hier aber ſehen ſie oft Funken und Flammen vor den Augen. Die Gegenſtände erſcheinen oft anders gefärbt, oder ſie ſchwanken, ſchwimmen, verwirren ſich; die Kranken fangen bisweilen an zu ſchielen, haben einen drückenden Schmerz in der Tiefe der Augenhöhle, und ein Spannen über den Augenbrauen; endlich fangen ſie an, wie durch einen Flor oder durch Nebel zu ſehen; nur bei hellem Tage können ſie etwas deutlich unterſcheiden; ſchwarze Flocken, Mücken ſcheinen vor den Augen herumzufliegen; die größte Verdunkelung iſt oft in der Mitte; zuletzt gehen dann dieſe Störungen in völlige Blindheit über, wobei die Pupille ihre Beweglichkeit verliert, und immer erweitert iſt. Tief im Auge erblickt man oft einen weißlichen Fleck, der mit Adern durchzogen iſt. — Nach den verſchiedenen Urſachen iſt das Übel bald leicht zu heben, bald gar nicht. Dieſe ſind es nämlich, die bei der Cur zuerſt berückſichtigt, entfernt oder gehoben werden müſſen. Sind dieſe nicht bekannt, oder ſind ſie entfernt, und das Übel bleibt, ſo werden ſolche Mittel angewendet, die auf das Nervenſyſtem überhaupt einwirken, und es iſt die Belladonna beſonders empfohlen. Auch von der Anwendung der Electricität, des Galvanismus und des thieriſchen Magnetismus hat man ſich viel verſprochen. B. P.

Staat, Staatsverfaſſung, Staatsrecht. Staat iſt eine bürgerliche Geſellſchaft, die zur Sicherſtellung der Rechte jedes Einzelnen unter einer, mit der geſetzgebenden, der ausübenden und oberaufſehenden Gewalt verſehenen Regierung vereinigt iſt. Unter Regierung aber verſteht man entweder die Perſon oder die Perſonen, welchen verfaſſungsmäßig die Leitung und Beſorgung der Geſammtangelegenheiten eines Staats übertragen iſt, oder auch dieſe Leitung und Beſorgung ſelbſt. In den früheſten Zeiten der Menſchheit gab es keine Geſellſchaften dieſer Art. Jeder Hausvater war der Oberherr, der Geſetzgeber und Anführer ſeiner Familie. Als aber die Menſchenzahl ſich vergrößerte, und ihre Bedürfniſſe ſich vermehrten, da entſtanden auch Streitigkeiten unter ihnen über das Eigenthum. Das Recht der Stärkern entſchied, und zur Sicherung gegen die Willkür der Mächtigern vereinigten ſich die Familien theils freiwillig, theils gezwungen in Völkerſchaften, die ſich nach und nach ihre Verfaſſungen und Geſetze gaben. Schon Ariſtoteles und andre ältere Schriftſteller theilten dieſe Staatsverfaſſungen 1. in die demokratiſche, 2. die ariſtokratiſche, und 3. die monarchiſche ein.

a) Die Demokratie iſt nach dem alten Sinne des Worts die Theilhabung ſämmtlicher Bürger an der Übung der höchſten Gewalt. Wo alle Landeseinwohner, wenn ſie auch nicht Bürger ſind, eben dieſe hohen Rechte mit üben, herrſcht Ochlokratie. Dieſer Name wird auch demjenigen Zuſtande der demokratiſchen Form gegeben, worin durch die Folge ſchlechter Geſetze oder gewaltſamer Erſchütterungen die Gewalt vom Volke an den Pöbel (den unwiſſendſten und roheſten Theil des gemeinen Volks) übergeht. In der eigentlichen Demokratie iſt die Geſammtheit der Staatsbürger zugleich Geſetzgeber und Unterthan; alle kriegeriſchen, gerichtlichen, kirchlichen und andern Ämter werden von der Nation unmittelbar beſetzt, und ihr ſind die Beamten auch allein verantwortlich. b) Die Ariſtokratie iſt eine ſolche Verfaſſung, wo die Regierung des Staats in den Händen mehrerer beſtimmten Familien iſt. Eine ſolche Regierung beſteht entweder aus dem ganzen Corps, dem das Geburtsrecht Antheil daran gibt, wie ehemals in Venedig, oder die Regierenden werden auch aus denjenigen Perſonen, welche durch Geburt dazu berechtigt ſind, gewählt. Ein Zweig dieſer Verwaltungsform iſt die Timokratie, wo nämlich die Geſetze ein gewiſſes Vermögen beſtimmen, deſſen Beſitzer allein zu den höchſten Staatsämtern fähig ſeyn ſollen. Es artet aber dieſe wie die Ariſtokratie überhaupt in Oligarchie, das iſt in eine durch Geſetze oder Herkommen oder Zufälle auf eine ganz kleine Anzahl von Staatsbürgern eingeſchränkte Verwaltungsmanier aus. c) Die Monarchie endlich iſt die höchſte Staatsgewalt in den Händen eines einzigen durch Geſetze oder durch eine Mittelmacht beſchränkten Individuums. Die Deſpotie iſt die Regierung eines Einzelnen, der weder Geſetze, noch eine Mittelmacht unerkennt. Montesquieu theilt die Regierungsformen in die republikaniſche, die monarchiſche und die deſpotiſche ein. Unter der republikaniſchen verſtand er die ariſtokratiſchen und demokratiſchen Verfaſſungen der Alten, welche er ihren Begriffen gemäß beſchreibt. Nach ihm unterſcheidet ſich die monarchiſche Form von der ariſtokratiſchen bloß dadurch, daß in der Ariſtokratie mehrere, in der Monarchie aber nur ein Einzelner die höchſte Gewalt ausübt. In der Monarchie ſowohl, wie in der Ariſtokratie werden die Regierenden durch ihre eigenen Geſetze beſchränkt, und darin beſteht der Unterſchied von der Deſpotie. Die demokratiſch-republikaniſche Staatsverfaſſung, wo alle Mitglieder eines Staats Antheil an der Verwaltung haben, iſt wohl die einzige, welche dem völlig freien Willen der Menſchen ihren Urſprung verdankt; denn Alle ſind mit gleichen Rechten und gleich frei geboren; Alle ſind begieriger zu herrſchen, als zu gehorchen; und es läßt ſich daher nicht denken, daß Völkerſchaften ſich freiwillig, d. h. ohne durch äußern Zwang veranlaßt zu ſeyn, einzelnen Oberhäuptern oder Familien unterworfen haben. Gewalt und Liſt auf der einen, Ohnmacht und Beſchränktheit auf der andern Seite gab den Monarchien und Ariſtokratien ihr Daſeyn. Hiezu kam der in den Zeiten des Alterthums allenthalben eingeſchlichene Theokratismus (Prieſterherrſchſucht), der ſich unter den vielfältigſten Geſtalten offenbarte, und die Einfalt der leichtgläubigen Menge benutzte, um ſich zur Herrſchaft und zum Anſehen zu verhelfen. So entſtanden aus Prieſtern Könige, denn immer waren beide im Bunde. Dies war in Perſien, in Ägypten, unter den

Juden und bei andern Völkern des Alterthums der Fall. Monarchien und Ariſtokratien, die bloß durch die Gewalt der Herrſcher gegründet waren, arteten in Despotien aus, oder waren es gleich urſprünglich, da der Wille der Gebieter ſo wenig durch eine Mittelmacht, wie durch Geſetze beſchränkt war. Andre Verfaſſungen dieſer Art aber, die mehr durch freiwillige Vereinbarung oder Unterwerfung gegründet wurden, waren eben deßhalb für die Unterthanen milder und glücklicher, doch blieb Aſien, das urſprüngliche Vaterland der Staatenvereine, Jahrtauſende lang der Sitz des Despotismus. In Phönicien, Kleinaſien, Carthago und Griechenland bildeten ſich unter mehreren politiſchen Stürmen und Erſchütterungen demokratiſch- oder ariſtokratiſch-republikaniſche Staatsformen aus, die aber, ſo wie faſt alle große und wichtige Ereigniſſe in dem innern und äußern Leben der Staaten nie von der großen Maſſe der Völker, ſondern von Einzelnen herbeigeführt und vollendet wurden. Daher iſt es kein Wunder, daß ſo viele jener Republiken, die nur durch den Willen einzelner Perſonen, oft gegen den Willen der Maſſe ihr Daſeyn erhielten, ſo ſchnell vorübergingen; denn ſo wie die Einwilligung eines Volks zur Rechtmäßigkeit einer Regierungsform gehört, iſt ſie auch zur Dauer der letztern erfoderlich. Die beſte Regierungsform iſt diejenige, welche mit der möglichſt geringſten Beſchränkung der Rechte jedes einzelnen Staatseinwohners das Wohl Aller am meiſten befördert. Welche Verfaſſung für irgend ein Volk die beſſere ſey, kommt auf den Grad der Bildung, auf den Nationalcharakter und andre äußere und innere Verhältniſſe des Volks an. Eine Despotie iſt nie für irgend eine Nation paßlich. Je gebildeter ein Volk iſt, deſto mehr Antheil an der Ausübung der Hoheitsrechte, beſonders der Geſetzgebung, müßte man ihm zugeſtehen; denn das Glück des Volks iſt Zweck, die Regierung nur Mittel. Der Fürſt iſt nicht um ſein Selbſt, ſondern bloß um der Nation willen Regent und oberſter Beamter. Das Haupterfoderniß zu jeder demokratiſchen Verfaſſung iſt, daß die Einwohner ihre Gemüther und ihr Betragen durch Gemeingeiſt leiten laſſen; daß jeder ſelbſtſüchtige, das öffentliche Beſte ausſchließende Zweck dem erſtern willig von jedem Individuum aufgeopfert werde, und daß alle Einzelnen den Ruhm und das Glück ihres Vaterlandes das erſte Ziel ihres Strebens ſeyn laſſen. In einem ariſtokratiſchen Staate iſt Mäßigung auf Seiten der Wenigen, die regieren, ſo wie der Vielen, die gehorchen, beſonders zum öffentlichen Heil nöthig. Wenn einige der Erſtern nach einer Oberherrſchaft ſtreben, ſo neigt ſich auch der Staat zu einer monarchiſchen oder gar zu einer despotiſchen Verfaſſung, und wenn unter den letztern der Sinn für gleichmäßige öffentliche Rechte und die Neigung erwacht, ſich in die Regierungsgeſchäfte einzumiſchen, ſo kann die Staatsform in dem Streben nach einer Demokratie zertrümmert werden. In einer Monarchie ſoll nach Montesquieu die Ehre das erhaltende Princip der Staatsform ſeyn. Jenes Wort iſt ſehr zweideutig und täuſchend, indem es bald Eines, bald das Andre bedeuten kann. Doch hier ſcheint Montesquieu es für den Adel, den er für eine Monarchie nothwendig hält, zu nehmen. Indeſſen glauben wir nicht, daß der Erbadel eine unerſchütterliche Stütze der Thronen ſey. Das Beiſpiel Frankreichs, wo der Adel einer der reichſten und mächtigſten Stände war, hat

uns eines andern belehrt. Eine geſetzmäßige, weiſe Regierung, und eine gute Staatswirthſchaft ſind beſſere Mittel, den Thron eines Fürſten zu ſichern, als die Nebenbuhlerſchaft ſeiner ungleich bevorzügten Unterthanen (das Weitere ſ. unten). — Das allgemeine Staatsrecht (Jus publicum universale sensu lato, Jus civitatis universale) iſt die Wiſſenſchaft derjenigen Rechtsverhältniſſe, die durch den Staat entſpringen. Man theilt es ein a) in das allgemeine Staatsrecht im engern Sinne, oder den Inbegriff derjenigen Rechtsnormen, wodurch die Verhältniſſe des Staats gegen den Bürger und des letztern gegen den Staat beſtimmt werden; b) in das allgemeine bürgerliche Recht (Jus privatum universale), die Wiſſenſchaft von den Rechten und Verpflichtungen der Bürger gegen den Bürger; c) das allgemeine Völkerrecht (Jus gentium universale) oder die Wiſſenſchaft von dem Verhältniſſe eines Staats zu Auswärtigen. Das allgemeine Staatsrecht insbeſondre. Der Hauptzweck des Staats geht auf die Sicherung der Rechte jedes ſeiner Bürger. Das öffentliche Beſte kann niemals mit dem Privatwohl aller Bürger im Widerſtreit ſeyn, häufig aber mit dem Wohl einzelner Bürger, indem der Staat Zwecke haben kann, die denen einzelner ſeiner Mitglieder widerſprechen. Jeder Staat muß eine Verfaſſung haben. Daher entſteht die Eintheilung des Staatsrechts: 1. in das allgemeine unbedingte (Jus publicum universale absolutum), welches das Verhältniß des Bürgers zum Staat überhaupt, ohne Rückſicht auf deſſen Verfaſſung; 2. in das bedingte allgemeine Staatsrecht (Jus publicum hypotheticum), welches das Rechtsverhältniß des Bürgers zum Staat unter einer beſtimmten Verfaſſung zum Gegenſtande hat. Unbedingtes allgemeines Staatsrecht. Jede Geſellſchaft, und ſo auch der Staat, kann nur durch einen Vertrag entſtehen, da ein ſolcher nur die Verbindlichkeit bewirken kann, zu einem beſtimmten Zweck Andrer beizutragen. Die Verträge, wodurch ein Staat gegründet wird, ſind 1. der bürgerliche Vereinigungsvertrag (pactum unionis civilis), und 2. der bürgerliche Verfaſſungsvertrag. Durch den erſtern vereinigt ſich eine bürgerliche Geſellſchaft zu einem Staat; durch den andern beſtimmt ſie ihre und ihrer Mitglieder Verhältniſſe gegen einander und gegen Auswärtige. Da jeder gültige Vertrag die freie Einwilligung der Paciscirenden erfodert, ſo kann weder einem Einzelnen, noch einer Geſellſchaft wider ihren Willen ein Verfaſſungsvertrag aufgedrungen werden. Die Geſellſchaft nur kann ſich, aber kein Dritter ihr ohne ihre Einwilligung eine Verfaſſung geben; geſchieht es dennoch durch Zwang, ſo ſind die Vorſchriften unverbindlich, ſowohl für die einzelnen Mitglieder, als für die ganze Geſellſchaft. Durch den Eintritt eines Mitgliedes in eine ſchon beſtehende Staatsgeſellſchaft und durch die Aufnahme deſſelben in die letztere wird der Aufnahmevertrag begründet, wodurch der Aufgenommene ſogleich verpflichtet wird, ſich den Vorſchriften der Verfaſſung gemäß zu benehmen; der Staat hingegen, jenem das zu leiſten, was er nach ſeinen Verhältniſſen verfaſſungsmäßig zu fodern hat. Der Staat kann in einer gleichen oder in einer ungleichen bürgerlichen Geſellſchaft beſtehen. Im erſtern Falle nehmen alle Mitglieder an der Verwaltung und Regierung Antheil; im andern iſt die Aus-

übung der höchſten Gewalt einer phyſiſchen oder morali- ſchen Perſon übertragen; welche das Staatsoberhaupt genannt wird. Bei einer ungleichen Staatsgeſellſchaft (und das ſind faſt alle) kommt noch der Unterwerfungsvertrag (pactum subjectionis civili) hinzu, wodurch 1. das Staatsoberhaupt die Ausübung der Regierungsrechte übernimmt, und 2. die übrigen Staatsbürger, indem ſie ihm die Ausübung jener Rechte übertragen, zugleich verſprechen, ſeinen verfaſſungsmäßigen Anordnungen zu gehorchen. Jedes Mitglied der Staatsgeſellſchaft darf den Befehlen des Oberhaupts nur in ſo weit gehorſamen, als es den Zwecken und der Verfaſſung des Staats gemäß iſt; denn durch einen weitern Gehorſam würde der Verfaſſungsvertrag verletzt. So iſt auch das ganze, zu einem Staat vereinigte Volk nur dann ſchuldig, dem Oberhaupte zu gehorchen, wenn es freiwillig demſelben die Regierung übertragen, und in die Staatsverfaſſung gewilligt hat. Die Eroberung begründet eigentlich keine Verpflichtung für den Beſiegten, dem Eroberer zu gehorchen, und die von ihm eingeführte Verfaſſung als rechtmäßig anzuerkennen. Nur die Nothwendigkeit, es zu thun, kann durch die Eroberung bewirkt werden, und der Sieger hat nur das Recht, ſich wegen des von dem Beſiegten angefangenen Krieges zu entſchädigen. Alle durch das ſogenannte Eroberungsrecht gegründete Staatsverfaſſungen ſind unrechtmäßig, ſo lange nicht das Volk durch einen freiwilligen Unterwerfungsvertrag, wofür man aber eine erzwungene Huldigung nicht halten kann, die Verbindlichkeit der neuen Verfaſſung für ſich anerkennt. Das Oberhaupt jedes Staats iſt als erſter Beamter zu betrachten, und daher für die verfaſſungs- und zweckmäßige Ausübung der ihm übertragenen Rechte dem Volke verantwortlich. Sind mehrere Oberhäupter vorhanden, ſo kommt es hinſichtlich dieſer Verantwortlichkeit darauf an, ob ihre Geſchäftskreiſe getheilt ſind, ob einige von ihnen einem oder mehreren andern untergeordnet ſind, oder ob ſie ungetheilt und mit gleicher Macht regieren. Im erſtern Fall iſt Jeder nur für ſeinen Geſchäftskreis verantwortlich, ſobald dieſe Theilung von ihnen verfaſſungsmäßig geſchehen iſt; war das nicht der Fall, ſo haften ſie gemeinſchaftlich Einer für Alle, und Alle für Einen. In dem andern Fall haftet der höchſte Staatsbeamte dem Volke, in ſo fern nicht einer oder mehrere der Untergeordneten allein Schuld ſind. Iſt die Verwaltung der Regierung von allen ungetheilt und mit gleicher Macht geführt, ſo haften ſie Einer für Alle und Alle für Einen. Das poſitive Staatsrecht wird immer nur durch Verträge beſtimmt. Auch Geſetze, ſo fern ſie nicht verfaſſungswidrig ſind, müſſen als Verträge betrachtet werden, da die Staatsbürger dem Regenten die geſetzgebende Gewalt übertragen haben. Staatsgrundverträge und Staatsgrundgeſetze ſind ſolche, wodurch die Verfaſſung des Staats nach ſeinen innern und äußern Verhältniſſen beſtimmt wird. Sie können nur mit Einwilligung aller Staatsbürger aufgehoben oder geändert werden. Staatsbürger kann man nur werden, durch den Vereinigungsvertrag, oder durch den bürgerlichen Aufnahmevertrag (pactum receptionis civilis), welcher entweder ausdrücklich oder ſtillſchweigend geſchloſſen wird. Für den Aufgenommenen ſind alle vor ſeiner Aufnahme geſchloſſenen Grundverträge verbindlich. Niemand kann als Staatsbürger

geboren werden, d. h. die Rechte und Verbindlichkeiten eines Staatsbürgers durch die Geburt erhalten. Die Erlangung des ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſes wird vielmehr bloß durch den bürgerlichen Vereinigungs- oder den Aufnahmevertrag begründet, und die Kinder des Staatsbürgers erlangen nur durch die Aufnahme ihrer Ältern in die Staatsgeſellſchaft jene Rechte. Der Regent oder das Staatsoberhaupt iſt entweder eine phyſiſche Perſon, oder eine moraliſche, d. h. ein Inbegriff mehrerer phyſiſchen Perſonen, denen auf gleiche oder ungleiche Weiſe die Ausübung der höchſten Gewalt zuſteht. Der Regent iſt ſouverain, wenn er von keinem andern abhängig iſt, wie z. B. die ehemaligen deutſchen Reichsfürſten von Kaiſer und Reich, die Herzoge von Curland von der Republik Polen, die Hospodare der Moldau und Wallachei von der Pforte waren. Der Staat darf die Ausübung der Rechte ſeiner Bürger beſchränken, 1. wenn ohne dieſe Einſchränkungen die Sicherſtellung der Rechte Aller nicht möglich iſt, z. B. die natürliche Befugniß, ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen; 2. in ſo weit die Sicherheit des Staats ſelbſt es fodert; doch in keinen andern Fällen. Sowohl die Sicherſtellung des Privat-, als des öffentlichen Wohls geht der Vermehrung von Beiden vor; denn Vermehrung läßt ſich erſt nach der Sicherſtellung denken. Die Sicherſtellung des öffentlichen Wohls geht wiederum der des Privatwohls vor, ſo wie die Vermehrung des öffentlichen der Vermehrung des Privatwohls vorgezogen wird. Zur Erhaltung des öffentlichen Wohls muß jeder Bürger ſo viel beitragen als dazu nothwendig iſt, zur Vermehrung desſelben aber braucht er nicht mehr zu geben, als was er durch den Staat erlangt hat. Der letztere kann Jedem, der Bürger werden will, beliebige Bedingungen, alſo auch eigenthümliche Verbindlichkeiten auflegen, nur müſſen ſie nicht mit der Verfaſſung oder gar mit der Sittlichkeit im Widerſpruch ſtehen. Die natürlichen Rechte des Menſchen, welche mit dem Staatszweck unvereinbarlich ſind, werden durch den Eintritt in den Staat aufgehoben, z. B. die natürliche Befugniß, ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, indem der Staat dies ſtatt ſeiner Bürger thut. Durch den Eintritt in die Staatsgeſellſchaft verpflichtet man ſich zu allen, zum Zweck derſelben nothwendigen Leiſtungen, z. B. auch zum Kriegsdienſte. Dagegen erhält aber der neue Bürger gegen den Staat alle diejenigen Rechte, ohne welche ſein Privatwohl nicht geſichert werden kann. Für die Gründung und Beförderung des letztern muß er jedoch ſelbſt ſorgen. Geſellſchaften im Staate haben mit den Einzelnen gleiche Rechte und Verpflichtungen. Die allgemeinen Hoheitsrechte ſind 1. die anordnende Gewalt (potestas rectoria), dieſe enthält a) das Geſetzgebungsrecht oder die Befugniß, allgemeine, für die Handlungen der Bürger verpflichtende Anordnungen zu geben (potestas legislatoria); b) Befehle, d. h. Vorſchriften für einzelne Handlungen der Bürger zu ertheilen. Kein poſitives Geſetz kann indeſſen etwas gegen das Sittengeſetz ordnen, oder einem Bürger eine ſolche Verbindlichkeit auflegen, die er ſelbſt durch ſeine Einwilligung nicht übernehmen konnte; denn alle poſitiven Geſetze ſind nur durch Verträge gültig. Ein Geſetz wird erſt durch die Promulgation verbindlich, d. h. durch diejenige Handlung des Geſetzgebers, durch welche es dem Bürger nach ſeiner individuellen Lage

möglich wird von dem Geſetze Kenntniß zu erhalten. c) Hat der Regent auch die Befugniß, Geſetze auszulegen, welches die authentiſche Interpretation heißt. Iſt eine Uſualauslegung des Geſetzes vom Regenten einmal als richtig ſanctionirt, ſo gilt ſie, wenn ſie auch hermeneutiſch unrichtig wäre. d) Mit der geſetzgebenden Gewalt iſt auch das Recht, Ausnahmen von den beſtehenden Geſetzen zu machen, oder Dispenſationen und Privilegien zu ertheilen, in der anordnenden Gewalt enthalten. Solche Ausnahmen ſind rechtmäßig, aa) wenn ohne ſie die Erhaltung des öffentlichen Wohls nicht möglich wäre, z. B. in gewiſſen, aber nicht zu weit auszudehnenden Fällen die Ertheilung von Indulten. bb) Wenn durch die Ertheilung des Privilegiums oder der Dispenſation der Zweck des Geſetzes, von dem es die Ausnahme macht, erſt erreicht wird. Doch muß durch eine ſolche Ausnahme von dem Geſetze nicht das Recht eines Dritten, welches durch das Geſetz geſichert werden ſollte, gekränkt werden. z. B. eine Partei darf nicht von der Beweisführung, die ihr geſetzlich in einem Prozeſſe obliegt, dispenſirt werden. Auch darf durch Privilegien und Dispenſationen keine Handlung erlaubt werden, die ſchon nach dem natürlichen Rechte als ſtrafbar erſcheint, oder der Verfaſſung und dem Zwecke des Staats nachtheilig und zuwider iſt. 2. Die ausübende Gewalt, d. h. die Befugniß, dasjenige zur Ausführung zu bringen, was des öffentlichen Wohls halber geſchehen muß. Sie enthält a) die oberſtrichterliche Gewalt, b) die Strafgerechtigkeit, c) das Recht der Bündniſſe und Verträge, d) das Recht der Kriegs- und Friedensſchlüſſe, e) das Recht der Finanzverwaltung, f) das Recht, die untern Staatsämter zu beſetzen. Sie äußert ſich 1. in allen von dem Regenten, als Repräſentanten des Staats vorgenommenen Handlungen, durch welche keinem Bürger beſondre Verbindlichkeiten auferlegt werden; 2. dadurch, daß mittelſt der Kräfte des Staats dasjenige verwirklicht wird, wozu der Staat als ſolcher, und ſeine Bürger geſetzlich verpflichtet ſind. Die ausübende Gewalt erſtreckt ſich ſo weit, wie der geſammte Zweck des Staats. 3. Die Gewalt der Oberaufſicht, d. h. das Recht, von Allem, was in dem Staate geſchieht, und mit dem Wohl deſſelben in Beziehung ſteht, Rechenſchaft zu fodern. Dieſer Zweig der höchſten Staatsgewalt erſtreckt ſich nicht auf Handlungen des Bürgers, welche nicht mit dem Staatszwecke in Verbindung ſtehen; auch nicht auf diejenigen Handlungen, wodurch er nicht verpflichtet iſt, zum Gemeinbeſten beizutragen; allein von Allem, was dem öffentlichen Wohl ſchädlich ſeyn könnte, darf der Regent Rechenſchaft fodern; doch darf die Ausübung dieſer Befugniß nie in eine, für die Staatsbürger kränkende Ausforſchungsſucht (Spionerie) ausarten, und kann nur dort Statt finden, wo eine durch unzweideutige Handlungen wahrſcheinliche Vermuthung obwaltet, daß das öffentliche Wohl des Staats durch die Abſichten und Zwecke eines oder mehrerer Bürger bedroht werde. Die Erforſchung von Familiengeheimniſſen, den Geheimniſſen geheimer Geſellſchaften u. ſ. w. kann nur dann Gegenſtand der Staatsoberaufſicht ſeyn, wenn ſich aus wirklichen unzweideutigen Handlungen eine Gefahr für den Staat mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen läßt. Jede andere Erforſchung der Geheimniſſe einzelner ſowohl, als mehrerer Staatsbürger iſt ein Angriff auf ihre Rechte, die gerade durch

den Staat ſelbſt ſicher geſtellt werden ſollen. So wenig wie das Staatsoberhaupt ſich ein Recht anmaßen darf, in die Geheimniſſe eines einzelnen Staatsbürgers einzudringen, ſo wenig iſt es auch hiezu hinſichtlich geſchloſſener Geſellſchaften verpflichtet; denn dieſe Geheimniſſe der von Staatsbürgern geſchloſſenen Geſellſchaften gehören zu ihrem ausſchließlichen Eigenthum, deſſen Sicherung ihnen durch den bürgerlichen Vereinigungs= oder Aufnahmevertrag von Seiten des Staats verſprochen iſt. — So mannichfach die Angelegenheiten eines Staats ſind, ſo mannichfache beſondere Hoheitsrechte deſſelben gibt es. Von den Rechten und Verbindlichkeiten der untern Staatsbeamten ſ. Staatsdienſt. — Jeder Staat hat ſein Gebiet (Territorium). Die Rechte, welche dem erſtern hinſichtlich des letztern zuſtehen, heißen Territorial= oder Landeshoheitsrechte. Die Gebiete können geſchloſſene (clausa) ſeyn, innerhalb deren Gränzen kein fremdes Gebiet liegt, oder es ſind offene, ungeſchloſſene (non clausa), in deren Gränzen ein fremdes Territorium liegt, z. B. die Grafſchaft Avignon ehemals in Frankreich. Es gibt ferner vereinigte Territorien, wo mehrere unter einem Landesherrn ſtehen, z. B. das Herzogthum Gotha und das Fürſtenthum Altenburg, ſolche Vereinigung iſt wiederum eine bloß perſönliche, wenn jedes Territorium ſeine Verfaſſung behält, z. B. die Königreiche Großbritannien und Hannover, oder eine dingliche Vereinigung, wo die vereinigten Territorien eine gemeinſchaftliche Verfaſſung bekommen, wie das Königreich der Niederlande. Als Regel gilt von einem Staatsgebiet: Quidquid est in territorio, praesumitur esse de territorio (was und wer in einem Staatsgebiete iſt, wird als dazu gehörig betrachtet); doch ſind davon ausgenommen ausländiſche Landesherren und ihre Familien, fremde Geſandte. Da jeder Regent der Repräſentant ſeines Staats iſt, ſo iſt auch ſein Geſandter Repräſentant des Staats. Der Regent iſt Repräſentant des Volks oder Staats. Daher hat er das Recht der Bündniſſe, des Kriegs und des Friedens. Das Recht zum Kriege hat er ſo weit die Laſten des Krieges den Staat treffen, nur in ſo fern, als der Krieg für die Sicherſtellung des Staats nothwendig iſt. Das Intereſſe eines Einzelnen, ſelbſt des erſten Staatsbürgers kommt hier nicht in Betrachtung. Zweck des Staats iſt bloß Sicherſtellung der Rechte aller Staatsbürger, nicht Verfolgung der Rechte des Einzelnen auf Koſten Aller. Das Recht der Bündniſſe darf der Regent nur in ſo weit ausüben, als kein Nachtheil für den Staat daraus entſteht. Alſo der Regent hat nur in ſo weit das Recht zum Kriege, als die Aufrechthaltung der Verfaſſung und die Unverletzlichkeit des Staats es erfodern. Zur Erreichung bloß perſönlicher Abſichten iſt kein Regent befugt, einen Krieg mit den Kräften des Staats zu führen, und thut er es, ſo iſt es eine Verletzung der Staatsgrundverträge; die Regierung artet ſodann in Despotie aus. Auch hat jede Regierung das Recht, durch Vergleiche die Streitigkeiten des Staats mit Auswärtigen beizulegen, doch muß a) die Staatsverfaſſung, b) die Integrität des geſammten Staatskörpers unverletzt erhalten werden. Soll in Hinſicht des einen, oder des andern eine Veränderung oder Verminderung erfolgen, ſo begründet dies eine Auflöſung der bisherigen Staatsgeſellſchaft, und deßhalb müſſen alle Staatsbürger, wenn anders die Veränderung

der Verfaſſung oder die Veränderung des Staatsgebiets von gültigen Folgen ſeyn ſoll, ihre Zuſtimmung geben. Die Regierung kann hingegen das Gebiet des Staats vermehren, ohne einer ſolchen Einwilligung zu bedürfen, indem durch die Vermehrung des Gebiets die Sicherſtellung der Rechte des Staats und ſeiner Bürger gefördert wird, und keiner der letzteren von den durch den bürgerlichen Vereinigungs- oder den Aufnahmevertrag erworbenen Rechten etwas verliert. — Die Regierung darf das Staatsvermögen im engern Sinne (ſ. Staatswirthſchaft) zur Erreichung der Zwecke des Staats verwenden, und es durch Abgaben der Unterthanen vermehren und erhalten. Allgemeine unbedingte Abgaben (z. B. Kopf- oder Hufenſteuer) darf der Staat fodern, wenn ſie zur Erreichung der Zwecke deſſelben nothwendig ſind. Bedingte Abgaben, d. h. ſolche, von denen die Verbindlichkeit zur Zahlung an eine gewiſſe Bedingung geknüpft iſt, können zur Erreichung der Vortheile für das allgemeine Beſte gefodert werden, z. B. Chauſſé-, Brückengeld ꝛc., nur muß dadurch nicht die Selbſterhaltung der Bürger gar zu ſehr erſchwert oder gar unmöglich gemacht werden, wie durch zu hohe Acciſe auf Getraide. Erhält der Bürger nicht den, durch eine bedingte Abgabe bezweckten, beſondern Vortheil, ſo muß ihn der Staat billig entſchädigen, z. B. wer Geleit bezahlt hat, aber auf der Landſtraße beraubt wurde, muß ſchadlos gehalten werden. Beſondre Abgaben können nur vermöge beſonderer Verhältniſſe eines Bürgers gegen den Staat gefodert werden, und finden alſo nicht bei allen Bürgern Statt, z. B. das Schutzgeld der Juden. Die Befreiung eines Bürgers von allgemeinen Abgaben iſt nur dann rechtmäßig, a) wenn die Selbſterhaltung des Bürgers ſie unumgänglich wegen gänzlicher Unvermögenheit fodert; b) bei Beamten, denen die Immunität (Befreiung) als Theil des Gehalts angerechnet wird, und daher den übrigen Staatsbürgern nicht läſtig wird, ſondern wieder zu Gute kommt; c) wenn die Befreiung einzelner Staatsbürger von den allgemeinen Laſten zum Wohl des Ganzen gereicht, z. B. die Immunität neu angelegter Fabriken oder Colonien. Bürgerliche Dienſtpflichten, d. h. Leiſtungen, zu denen der Bürger dem Staate verpflichtet iſt, ſind entweder a) perſönliche Handlungen, wozu der Bürger als ſolcher verpflichtet iſt, als Kriegsdienſte, Vormundſchaften ꝛc. oder, b) dingliche (munera publica realis), die in dem Gebrauch der Sachen des Staatsbürgers beſtehen, wie die Einquartierung, oder c) es ſind gemiſchte Dienſtpflichten gegen den Staat, die zugleich ſowohl in perſönlicher Handlung des verpflichteten Bürgers; als in dem Gebrauche ſeines Eigenthums beſtehen, z. B. Frohndienſte. Sie ſind als wirkliche Abgaben des Bürgers, und als Einnahmen des Staats zu betrachten. Es gibt allgemeine Dienſtpflichten, die alle Claſſen der Bürger treffen, z. B. in den meiſten Staaten der Kriegsdienſt, und beſondere, wozu nur einige Claſſen von Bürgern, oder überhaupt nur einige Bürger verpflichtet ſind, z. B. Frohn- und Hofedienſte. Die Befugniß, gewiſſe herrenloſe Sachen im Staate zu occupiren (z. B. die Jagd-, Fiſcherei-, Bergwerksgerechtigkeit ꝛc.) iſt häufig ein mit der höchſten Gewalt verbundenes Hoheitsrecht. Indeſſen kann der Regent es ausſchließlich einigen Bürgern übertragen, wenn da-

durch die Selbſterhaltung der übrigen Bürger nicht gehindert, oder durch eine ſolche Übertragung der Regalien an Andere nicht die Abgaben einiger oder aller Staatsbürger erhöht werden. Auch hat der Regent nicht das Recht, Befugniſſe zu den Regalien zu ziehen, die in dem bürgerlichen Vereinigungs- oder dem Unterwerfungsvertrage nicht dazu beſtimmt ſind, d. h. er darf keine neuen Regalien einführen, ohne Einwilligung ſämmtlicher Staatsbürger, weil die Rechte der letztern dadurch ohne ihren Willen eigenmächtig beſchränkt werden. Das Verbot der Aus- und Einfuhr gewiſſer Waaren kann nur dann rechtmäßig ſeyn, wenn es das Wohl des Staats erfodert. Der Bürger iſt nur dann zum Kriegsdienſte und zu Kriegsabgaben verbunden, a) wenn der Krieg zur Sicherſtellung der Staatsverfaſſung, b) zur Aufrechthaltung der Integrität des Staatsgebiets geführt wird, c) wenn das Staatsvermögen nicht zur Kriegführung hinreicht, und der Krieg d) von Seiten des Staats kein Herrſcher-, ſondern ein Volkskrieg iſt (ſ. d. Art. Soldaten). Da Strafen Bewegungsmittel für den Bürger ſeyn ſollen, Handlungen zu verrichten oder zu unterlaſſen, ſo kann der Staat nur mit freien Handlungen, d. h. mit ſolchen, die der Begehende fähig war zu thun oder zu unterlaſſen, eine Strafe verbinden. Doch können auf Handlungen keine Strafen geſetzt werden, die durch das Sittengeſetz geboten ſind, oder deren Begehung und Unterlaſſung auf das Wohl des Staats und ſeiner Bürger keinen Einfluß hat. Da der Staat nur eine bürgerliche Vereinigung zur Sicherſtellung des zeitlichen Glücks der Theilnehmenden enthält, ſo folgt ſchon hieraus, daß Strafen in Glaubens- und Gewiſſensſachen, wodurch weder das zeitliche Glück eines einzelnen Bürgers, noch das Wohl des Ganzen gefährdet wird, unſtatthaft ſind. Da jedoch das Glück einer jeden Staatsgeſellſchaft von der Sittenreinheit ſeiner Mitglieder abhängt, ſo kann auch der Staat gegen ſolche äußere Handlungen, wodurch dieſe Sittenreinheit gefährdet wird, wenn ſie auch nicht gleich unmittelbar dem Glück eines Bürgers oder der Sicherheit des Staats ſelbſt ſchaden, Strafen verhängen. Strafen können keinen treffen, der nicht Theil an einer verbotenen Handlung nahm; daher ſollten auch die Kinder der Hochverräther nicht beſtraft werden. Durch die Eingehung des bürgerlichen Vereinigungs- oder Aufnahmevertrags ertheilt der Staatsbürger ſeine Genehmigung und Einwilligung zu allen ſchon beſtehenden und noch künftigen Geſetzen des Staats. Er unterwirft ſich alſo auch den Folgen derſelben, den damit verbundenen Strafen. Daß der Staat die Befugniß habe, Todesſtrafen zu ordnen und zu vollziehen, iſt unläugbar; nur müſſen ſie auf freie Handlungen (ſ. oben) geſetzt werden, da in dieſem Falle der Verbrecher nicht der Willkür des Staats, ſondern ſeinem eigenen Willen den Verluſt des Lebens zuſchreiben muß. Das Recht der Vollſtreckung von Todesſtrafen hat der Staat aber um ſo mehr, durch die ihm nach dem Naturrechte gebührende Befugniß zur Selbſtrache. Ein Verbrecher, der willkürlich die Staatsgeſetze ſo weit verletzt, daß er ſich in Gemäßheit derſelben des Todes ſchuldig macht, tritt dadurch aus der bürgerlichen Geſellſchaft in den außergeſetzlichen Zuſtand der Natur zurück. Er befindet ſich nun gegen den Staat, als Beleidiger gegen den Beleidigten, in demſelben außergeſelligen Zuſtande, wo das natürliche Strafrecht des

außergeſelligen Zuſtandes eintritt. Will man wirklich ein ſolches natürliches Strafrecht nicht zugeſtehen, ſo iſt doch dem Staat ein natürliches Zuvorkommungs- und Abſchreckungsrecht gegen ähnliche Vergehungen nicht abzuſprechen, und ſchon dies würde die Befugniß jedes Staats zur Verhängung von Todesſtrafen begründen können. Jedoch kann bloß der Staat, d. h. die von ihm oder dem Staatsoberhaupt angeordneten Richter die Verhältniſſe der fraglichen Handlung gegen das Geſetz unterſuchen; und darnach beſtimmen. Auch muß der Staat gegen den eines Verbrechens Beſchuldigten zwar die gehörigen Sicherheitsmaßregeln ergreifen, d. h. ihn nöthigen Falls verhaften ꝛc., allein dem Verdächtigen dürfen, ſo lange ſeine Unſchuld noch denkbar iſt, keine ſolche Übel zugefügt werden, wofür er nicht entſchädigt werden könnte. Dies letztere muß der Staat gleichfalls thun, wenn der Angeſchuldigte unſchuldig, d. h. wenn ſeine Handlung nicht einem Strafgeſetze unterworfen befunden wird (ſ. auch Strafen). Der Staat kann ferner durch Privatgeſetze, d. h. ſolche, welche das Recht zwiſchen Bürger und Bürger beſtimmen, neue Erwerbungsarten einführen, die vorigen beſchränken oder aufheben, oder auch neue Erforderniſſe zu den Erwerbsarten der Bürger beſtimmen. So kann auch die geſetzgebende Gewalt rechtliche Wahrheit und rechtliche Wahrſcheinlichkeit durch Geſetze beſtimmen; aber nur das für wahr erkennen, was an ſich wahrſcheinlich iſt. Obgleich die Staatsregierung neue Geſetze geben kann, ſo haben dieſe doch keine Wirkung auf vorhergehende Fälle, oder ſie können, wie man ſagt, nicht zurück bezogen werden. Rechtsſtreitigkeiten der Bürger, die bei der Promulgation des neuen Geſetzes ſchon anhängig waren, müſſen nach dem alten geſchlichtet, Handlungen, die vor Gebung eines Geſetzes und deſſen Promulgation Statt fanden, können nicht nach dem neuen Geſetze beurtheilt werden; es ſey denn, daß es ein Criminalfall wäre, und die durch das letztere Geſetz beſtimmte Strafe leichter, als die Strafe des frühern wäre. Verhältniß des Staats zur Kirche. Jeder Staat iſt, wie wir oben bereits gezeigt, eine bloß bürgerliche Geſellſchaft zur Sicherſtellung des zeitlichen Glücks des Ganzen, und der einzelnen Mitglieder. Der Staat hat alſo, da er bloß für die Sicherung des irdiſchen Glücks gegründet iſt, kein Recht, ſich um die Religionsüberzeugungen ſeiner Mitglieder, ſo fern ſie nicht dem Wohl und der Sicherheit des Ganzen oder des Einzelnen nachtheilig ſind, in welchem Falle ſie ſich jedoch durch Handlungen äußern müſſen, zu bekümmern. Kann Jemand aus Religionsüberzeugung gewiſſe bürgerliche Verbindlichkeiten nicht übernehmen, wie z. B. die Quäker den Kriegsdienſt, ſo darf der Staat ihn aus ſeinem Gebiete verweiſen, ihn aber nicht zur Übernehmung ſolcher Verbindlichkeiten zwingen, noch weniger ihn wegen ſeiner Meinungen beſtrafen. Doch hat der Staat das Recht, die Verbreitung religiöſer Meinungen, die dem Zwecke des Ganzen wirklich ſchädlich ſind, und mit denen die Verfaſſung nicht beſtehen kann, zu verbieten. Unter Kirche im ſtaatsrechtlichen Sinne verſteht man eine Geſellſchaft, die ſich durch ſtillſchweigenden oder ausdrücklichen Vertrag zur Übung einer gemeinſchaftlichen Art von äußerm Gottesdienſte vereinigt hat. Unter herrſchender Kirche verſteht man eine Geſellſchaft gedachter Art, welche nebſt ihren Mitgliedern in einem Staate beſondre

politiſche Vorzüge genießt. Unter nicht herrſchender Kirche hingegen wird eine ſolche religiöſe Geſellſchaft verſtanden, deren kirchliche Rechte zwar von dem Staate gegen Beeinträchtigungen ſowohl von Seiten einzelner Mitglieder der Geſellſchaft ſelbſt, als gegen Fremde geſchützt werden, die aber auf beſondre politiſche Vorzüge keine Anſprüche hat. Eine bloß tolerirte Kirche iſt eine Geſellſchaft, die ſich zur Übung eines gleichförmigen Gottesdienſtes zwar verbunden hat, aber ſo wenig beſonderer politiſcher Vorzüge, als eines beſondern Schutzes ihrer kirchlichen Rechte von dem Staate genießt. Sie wird bloß als eine weltliche Geſellſchaft behandelt. Da die Zwecke einer kirchlichen Geſellſchaft (nämlich einer äußern Gottesverehrung nach beſtimmten Formen und Bekenntniſſen) ganz verſchieden ſind von den Zwecken des Staats, welcher letztere bloß die Sicherſtellung und Vermehrung des irdiſchen Wohls beabſichtigt, worauf die gottesdienſtlichen Formen und Bekenntniſſe kirchlicher Geſellſchaften keinen Einfluß haben, ſo iſt auch eine herrſchende Kirche ein Unding, oder vielmehr ein Ungeheuer, welches aus allen wohl organiſirten Staaten verbannt ſeyn ſollte. Die Meinungen eines Staatsbürgers von überirdiſchen Dingen können weder den Staat verpflichten, Jenem vor andern mit gleichen vielleicht noch größern Staatslaſten belegten Bürgern Vorzüge zuzugeſtehen, noch ihn berechtigen, den letztern etwas von den Vorzügen, die ſie als Bürger genießen könnten, zu entziehen. Religiöſe Formen und Überzeugungen ſind in dem Begriffe des Staats als ganz fremd zu betrachten, und dürfen deßhalb ſo wenig zum Maßſtabe der ſtaatsbürgerlichen Rechte dienen, wie andere Privatmeinungen über Gegenſtände, die nicht mit den Staatszwecken in Verbindung ſtehen. Überdies wechſeln die Überzeugungen der Menſchen täglich, ihre Anſichten und Begriffe, beſonders von überirdiſchen Dingen, ſind, ungeachtet der äußern ſichtbaren Formen und der hörbaren Wortbekenntniſſe, worin ſie alle übereinſtimmen können, doch oft im höchſten Grade widerſtreitend, und um ſo ungerechter iſt die Verbindung irdiſcher Vorzüge mit religiöſen Ceremonien und Glaubensäußerungen, die eigentlich und hauptſächlich etwas Überirdiſches zum Gegenſtande haben. Nur ſolche Staatsbürger, welche einer Kirche angehören, deren Mitglieder in ſittlicher Hinſicht in einem vorzüglichen Grade verderbt ſind, oder die, vermöge ihrer religiöſen Überzeugungen nicht Alles leiſten können, was der Zweck des Staats heiſcht, können von der Theilnahme an den höhern Vorzügen der Staatsbürger entweder ganz ausgeſchloſſen oder doch hinſichtlich derſelben beſchränkt werden. Die Aufrechthaltung kirchlicher Formen und Bekenntniſſe kann indeſſen als Gegenſtand der Gewalt einer Regierung in Betracht kommen, in ſo fern dieſelbe das kirchliche Beſchützungsrecht (Jus advocatiae ecclesiasticae) beſitzt. Vermöge deſſelben iſt der Regent befugt und verpflichtet, für die Sicherheit jeder kirchlichen Geſellſchaft gegen äußere und innere Beeinträchtigungen und über die Sittlichkeit der kirchlichen Beamten zu wachen. Obgleich die Regierung kein Recht hat, ſich um die Beobachtung der liturgiſchen Formen und der Dogmen einer kirchlichen Geſellſchaft zu bekümmern, ſo lange jene nicht mit dem Sittengeſetze und den Staatszwecken ſtreiten, ſo iſt ſie doch befugt, im Fall einer Beſchwerde einiger oder aller Mitglieder einer Gemeinde gegen einen kirchlichen Beamten über Nicht-

beobachtung jener Ceremonien und Dogmen ihn zur Rechenſchaft und gar zur Strafe zu ziehen. Von Amtswegen kann der Staat ſich nur dann in die kirchlichen Angelegenheiten miſchen, wenn es das Beſte des Staats heiſcht; und hier ſteht dem Regenten auch das *Reformationsrecht* oder die Befugniß zu, die Gewalt der Kirche einzuſchränken, wenn ihre Ausdehnung für die Staatszwecke ſchädlich wird. Die Kirche iſt alſo als eine Privatgeſellſchaft von Bürgern zu betrachten, um deren Handlungen der Staat nur in ſo fern das Recht hat, ſich zu bekümmern, als ſie nachtheilig für das Gemeinwohl werden können. Die Kirche iſt ferner dem Staate untergeordnet, und kann ihre Rechte gegen ihre Mitglieder und gegen Andre nur durch den Staat verfolgen. Da jedoch von den religiöſen Überzeugungen der Menſchen ein großer Theil ihrer Sittlichkeit, und von dieſer wiederum das Wohl des Staats ſelbſt abhängt, ſo iſt in den meiſten Staaten die Kirchengewalt den Regenten übertragen. Dieſe Gewalt darf aber nie ausgedehnt werden auf innere Überzeugungen, noch weniger darf mittelſt derſelben die äußerliche Bekennung religiöſer Dogmen (Glaubensſätze) oder die Beobachtung liturgiſcher Formeln erzwungen werden. Wo eine ſolche Übertragung der Kirchengewalt an das Staatsoberhaupt Statt findet, da ſind auch die von der Regierung angeordneten oder beſtätigten Kirchendiener als Staatsdiener zu betrachten, und ſie haben, falls die Kirche aufhört, dieſelben Anſprüche an den Staat, wie andre Beamte, die auf eine beſtimmte oder auf Lebenszeit angeſtellt ſind. Wo die Kirche aber als eine bloße Privatgeſellſchaft zu betrachten iſt, da müſſen die Beamten ſich an die Mitglieder derſelben halten. (Das übrige über dieſen Gegenſtand ſehe man unter dem Artikel Kirche.) — *Bedingtes allgemeines Staatsrecht.* Wenn nicht mehrere Subjecte auf eine *ungleiche* Art an den Regierungsrechten eines Staats Theil nehmen, ſo iſt es eine *reine* Regierungsform oder ein *regulärer* Staat. Nehmen Mehrere auf eine *ungleiche* Weiſe an der Regierung Theil, ſo heißt es eine *gemiſchte* Regierungsform, ein *irregulärer* Staat. In der Monarchie iſt ein Einzelner, in der Ariſtokratie eine vom Inbegriff *aller* übrigen Bürger verſchiedene Geſellſchaft, und in einer Demokratie ſind alle Bürger Regent und Souverain (ſ. oben). Die an der Staatsregierung Theil habenden mehreren Perſonen heißen *concurrirende* Subjecte, und ihre Geſammtheit, aber kein Einzelner von ihnen, iſt als Oberhaupt des Staats zu betrachten. Jedes einzelne concurrirende Subject iſt in Anſehung ſeiner verfaſſungsmäßigen Mitwirkung zur Regierung von den andern nur in ſo fern abhängig, als die Übereinſtimmung ſämmtlicher Mitglieder, oder des größern Theils derſelben zur Ausübung eines Regierungsacts erfoderlich iſt. Die concurrirenden Perſonen haben ihr Recht urſprünglich nur durch einen ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Vertrag mit dem Volke; dieſes Recht iſt ein Jus personalissimum, welches nicht ohne Zuſtimmung des ganzen Volks veräußert werden kann. Der *Monarch* hat ſein Recht und ſeine Verbindlichkeit zur Regierung gleichfalls durch den Unterwerfungs- und Übernahmevertrag, und kann daſſelbe, da es zu den perſönlichſten Rechten gehört, gleichfalls nur mit Zuſtimmung des Volks an einen Fremden übertragen, wo fern nicht ihm hiezu die Befugniß ſchon im Unterwer-

fungsvertrage zugeſichert iſt. Überträgt er, ohne daß letzteres geſchehen, ſeine Rechte an einen Andern, ſo iſt dies ungültig, und das Volk nicht verbunden, zu gehorchen. Das Succeſſionsrecht wird durch den Unterwerfungsvertrag begründet, falls die Thronfolge darin feſtgeſetzt iſt. Jenen Vertrag geht der neue Regent durch Übernahme der Regierung ſtillſchweigend ein, und tritt ſo in die ſämmtlichen Rechte und Verbindlichkeiten, welche ſein Vorgänger als Regent hatte. Nicht bloß Rechte, auch Verpflichtungen hat der Monarch, von deren Erfüllung die Gültigkeit der erſtern abhängt. Beide werden durch die Staatsgrundgeſetze beſtimmt. Eine monarchiſche Regierung kann auch auf eine beſtimmte Zeit übertragen werden, nach Ablauf derſelben erliſcht das Regierungsrecht des Monarchen, und die Gehorſamspflicht der Unterthanen. Ein Reich iſt ein Patrimonialreich a) im weitern Sinne, wenn dem Monarchen das Recht zuſteht, bei ſeinem Leben oder auf den Todesfall ſeinen Nachfolger zu beſtimmen; b) im engern Sinne, wenn er über die ganze Staatsverfaſſung und über die Subſtanz des Staats ſelbſt nach Willkür verfügen kann. Die meiſten Reiche werden von ihren Regenten als ſolche, jedoch mit Unrecht betrachtet. Dem Patrimonialreiche iſt das Uſufructualreich entgegengeſetzt, wo der Regent jene Befugniſſe nicht hat. Reiche von gemiſchter Succeſſion ſind a) ſolche, wo nur gewiſſe Perſonen wahlfähig ſind, z. B. ehemals Polen und die geiſtlichen Fürſtenthümer; b) wo die Succeſſion zwar erblich iſt, der Nachfolger aber erſt durch die Genehmigung der Reichsſtände zur Regierung gelangt. Hier iſt bei jedem Thronwechſel ein neuer Unterwerfungsvertrag nöthig. In einem Wahlreiche hängt die Succeſſion vom Willen des ganzen Volks ab, wenn nicht vorhandene Grundgeſetze das Recht, zu wählen, auf gewiſſe Perſonen beſchränken, wie vormals zu Venedig und Genua, oder gewiſſen Perſonen (Wahlherren) das Wahlrecht ausſchließlich übertragen wird. Die Annahme der Wahl hängt auf Seiten des Gewählten von ſeiner Willkür ab. Während eines Zwiſchenreichs, wo kein Monarch exiſtirt, hat das Volk die Regierung, dafern ſie nicht Reichsverweſern übertragen wird, deren Rechte vom Willen des Volks abhängen, oder durch Staatsgrundgeſetze beſtimmt ſind. Der Reichsverweſer iſt (interimiſtiſcher) Regent, und dem nachfolgenden Monarchen nicht verantwortlich. Das Volk muß das Recht des geſetzlichen Kronprätendenten anerkennen; aber dieſer darf ſeine Anſprüche keinem Andern übertragen. Iſt in einem Erbreiche kein Succeſſionsberechtigter, ſo kann die Regierungsverfaſſung durch den Willen ſämmtlicher Bürger willkürlich abgeändert, und ſo auch die Regierung willkürlich Jemanden übertragen werden, jedoch mit Zuſtimmung aller Bürger. Die Geſellſchaft, welche in einer Ariſtokratie die Regierung führt, nennt man einen ſouverainen Rath oder Senat. Dieſer iſt eben ſo unabhängig als ein Monarch; und die Bürger ſtehen in eben dem Verhältniſſe gegen ihn, wie diejenigen in einer Monarchie gegen den Monarchen. Es kann eine Wahl- oder eine Erb-Ariſtokratie geben, je nachdem einer gewiſſen Claſſe von Bürgern durch Wahl- oder durch Erbrecht und Geburt das Staatsruder gebührt. Es kann ſeyn, daß die Regierungsberechtigten in einer Wahlariſtokratie ſelbſt den Senat aus ihrer Mitte wählen, oder daß dieſer vom Volke

aus den zur Regierung Berechtigten gewählt wird. Die letztere Art der Wahlariſtokratie iſt der erſtern, und die Wahlariſtokratie überhaupt der eigentlichen Erbariſtokratie vorzuziehen. Eine Demokratie, wo alle Bürger unmittelbaren gleichen Antheil an der Regierung nehmen, iſt nur in ſehr kleinen Staaten denkbar. Aber auch ein ſolcher Staat, wo alle Bürger Anſprüche auf die Ausübung der Regierungsrechte haben, und ſowohl activ als paſſiv wahlfähig zu einem regierenden Senate ſind, iſt Demokratie. Wird von den Wählenden nur 1. einem Einzigen die Ausübung der Regierungsrechte übertragen, ſo entſteht eine Wahlmonarchie. Ein Staat hat eine gemiſchte Verfaſſung, wenn die Regierung mehreren phyſiſchen oder moraliſchen Perſonen ſo übertragen iſt, daß ſie auf eine ungleiche Weiſe daran Theil nehmen. Gemiſchte Regierungsverfaſſungen werden eingetheilt 1. in eingeſchränkte Verfaſſungen, wo die Regierung dem größten Theil nach Einem Subjecte ſo übertragen iſt, daß zur Ausübung der Hoheitsrechte andre Subjecte ihre Einwilligung geben müſſen; ſie kann ſeyn a) eingeſchränkte Monarchie, und zwar beſchränkt durch den Willen des ganzen Volks oder der Stellvertreter deſſelben, oder die Einſchränkung wird durch Subjecte aus gewiſſen Ständen oder Familien bewirkt. Im erſtern Fall iſt die Einſchränkung demokratiſcher, im andern ariſtokratiſcher Natur. So kann auch eine eingeſchränkte Ariſtokratie und eine eingeſchränkte Demokratie Statt finden. Das einſchränkende Subject kann aber nie ein monarchiſches ſeyn. 2. Gemiſchte Verfaſſungen im engern Sinn, wo die Staatsregierung nach den darin enthaltenen verſchiedenen Hoheitsrechten unter mehrere Subjecte vertheilt iſt. 3. Die theils eingeſchränkte, theils gemiſchte Verfaſſung (z. B. die brittiſche). Bei einer eingeſchränkten Monarchie heißen diejenigen Hoheitsrechte, in deren Ausübung der Regent nicht beſchränkt iſt, vorbehaltene Hoheitsrechte (regalia reservata), und dagegen diejenigen Hoheitsrechte, an deren Ausübung er durch verweigerte Ausübung der einſchränkenden Gewalt verhindert werden kann, mitgetheilte Hoheitsrechte (regalia communicata). In einem eingeſchränkten Wahlreiche kann eine Wahlcapitulation Statt finden, wenn ſie eingeführt, oder von den Wählenden nöthig befunden wird. Wählt das ganze Volk, ſo iſt die Sache außer Zweifel, und es können durch die Wahlcapitulation Veränderungen in der Verfaſſung beſtimmt werden. Wählt nur ein Theil des Volks, z. B. ein Stand, oder auch die Stellvertreter des Volks, ſo müſſen alle Bürger zu der Wahlcapitulation ihre Zuſtimmung geben, wofern dadurch in der Staatsverfaſſung eine Veränderung bewirkt werden ſoll. Eine gemiſchte Verfaſſung im engern Sinne iſt a) monarchiſch-ariſtokratiſch, wenn jedes Hoheitsrecht einem einzelnen Mitgliede einer zur Regierung vorzugsweiſe berechtigten Corporation oder Familie übertragen iſt; b) monarchiſch-demokratiſch, wenn ein oder mehrere Hoheitsrechte einem Einzigen, die übrigen aber dem ganzen Volke zuſtehen; c) ariſtokratiſch-demokratiſch, wenn einige Hoheitsrechte von einem mit dem Regierungsrechte bevorzugten Stande oder Geſchlechte, die andern aber von dem geſammten Volke ausgeübt werden; d) endlich monarchiſch-ariſtokratiſch-demokratiſch, wenn einige Hoheitsrechte einem Einzelnen, andre einer gewiſſen

Caſte oder Familie, und noch andre dem geſammten Volke zuſtehen. Geſellſchaften mehrerer zu gewiſſen Zwecken vereinigter Staaten heißen Staatengeſellſchaften; beſteht ihr Zweck in gegenſeitiger Vertheidigung und Aufrechthaltung der Sicherheit, ſo nennt man ſie Staatenbunde oder Staatenverbündungen, z. B. der Rheinbund, der deutſche und der helvetiſche Bund; welche, wenn ſie eine beſtimmte Verfaſſung haben, zuſammengeſetzte Staaten heißen. Die Verfaſſung eines zuſammengeſetzten Staats kann übrigens ſo mannichfaltig ſeyn, wie die eines einfachen. Vereinigte Staaten ſind ſolche, welche Einen Regenten haben; ſie ſind coordinirt, wenn ſie zufällig einen Regenten haben, z. B. wie das Königreich Polen und das Churfürſtenthum Sachſen unter dem Könige Auguſt; oder verbunden, wenn ſie nothwendig einen Regenten haben, z. B. die Mark Brandenburg und das Herzogthum Magdeburg. Incorporirt iſt ein Staat, wenn er ſo mit einem andern Staat verbunden wird, daß man ihn nicht mehr als einen beſondern Staat betrachtet, wenn gleich der erſtere Staat noch fortdauert, z. B. das Königreich Holland und das Oldenburgiſche u. ſ. w. unter Napoleon. — Das allgemeine bürgerliche Recht beſteht in den Befugniſſen, die ein Bürger gegen den andern überhaupt hat, und begreift a) diejenigen Rechte, welche der Bürger gegen den Bürger durch das gemeinſchaftliche Verhältniß zum Staat erlangt, und b) die Rechte, welche für ihn aus dem poſitiven Staatsgeſetz unter gewiſſen Vorausſetzungen entſpringen. — Der letzte Hauptzweig des allgemeinen Staatsrechts iſt das allgemeine Völkerrecht, und hierüber ſehe man den Artikel Volk. — So wie der Staat ſelbſt, ſo kann auch die Regierung eines Staats aufgelöſ't oder verändert werden, und hieraus entſpringen Rechte und Verbindlichkeiten ſowohl für die an dem Staat und der Regierung Theil habenden, als für Auswärtige. Die Regierung (nicht Regierungsverfaſſung eines Staats) wird aufgelöſ't und verändert: 1. auf eine rechtliche Weiſe, nämlich a) durch Vertrag. Dem Regierenden können nur ſo lange die Regierungsrechte zuſtehen, wie die Staatsgeſellſchaft ihm dieſelben übertragen hat, und nur ſo lange wie er den ſtaatsgrundgeſetzlichen Zwecken entſpricht. Er iſt aber auch nur ſo lange zur Regierung verpflichtet, wie die Mittel des Staats zu den Zwecken deſſelben hinreichen, und er nach ſeinen individuellen Kräften mit jenen Mitteln die gedachten Zwecke erreichen kann. (S. weiter unten.) b) Durch den Willen des Regenten ſelbſt, wenn er die Regierung aus freien Stücken niederlegt. Er kann zur Fortführung derſelben nicht gezwungen werden, hat aber in jenem Falle keine weitern Anſprüche an den Staat. c) Durch den Willen der Mitglieder des Staats. In ſo fern durch die beſtehende Regierung die durch die Staatsverfaſſung beabſichtigten Zwecke ſämmtlich erreicht ſind, und erreicht werden können, darf nur die Regierung durch den Willen aller Bürger des Staats aufgelöſ't und verändert werden. Entſpricht aber die Regierung nicht mehr den ſtaatsgrundgeſetzlichen Zwecken, ſo hören die Wirkungen des Regierungsübernahme- und Unterwerfungsvertrags zwar nicht gleich auf, die Staatsbürger ſind aber berechtigt, auf die Vollziehung jenes Vertrags zu bringen, und können, wenn die Unmöglichkeit der Erfüllung exiſtirt, die Regierung auf-

löſen, und eine andre, die den ſtaatsgrundgeſetzlichen und den grundvertragsmäßigen Zwecken entſpricht, an ihre Stelle ſetzen. Dieſer Grundſatz iſt unumſtößlich gewiß. Da aber durch den Vereinigungsvertrag die Staatsgeſellſchaft Bürge für die Erfüllung der gegen den Einzelnen übernommenen Verpflichtungen iſt, ſo muß der einzelne Bürger, ehe er zu einer eigenmächtigen Veränderung der Regierung ſchreitet, zuvor ſich an die bürgerliche Geſellſchaft des Staats verwenden. In einigen Ländern (z. B. im Mecklenburgiſchen die Verwendung ans Land) war wirklich eine ſolche Verwendung an das Volk eingeführt. Da jedoch eine Regierung den ſtaatsgrundgeſetzlichen Zwecken gegen das Ganze und die Mehrheit entſprechen kann, ohne deßhalb gegen den Einzelnen ihren Verbindlichkeiten in dieſer Rückſicht zu genügen, ſo ſind in allen wohleingerichteten Staaten auch hohe Gerichtshöfe angeordnet, welche die Streitigkeiten des Oberhaupts und der einzelnen Staatsbürger entſcheiden. Dieſe Gerichtshöfe müſſen aber unabhängig ſeyn von der Gewalt und dem Einfluſſe des Staatsoberhaupts. Nur wenn eine Verwendung an das ganze Volk, oder eine Berufung an die in dieſer Hinſicht etwa competenten Gerichtshöfe unwirkſam bleibt, kann die Auflöſung der Regierung abſeiten einzelner Staatsbürger rechtlich und zuläſſig ſeyn. — Die Geſammtheit der Staatsbürger hat jedoch das unbedingte Recht, auch ſelbſt eine ſolche Regierung, die zwar den ſtaatsgrundgeſetzlichen Zwecken, aber nicht mehr den gegenwärtigen Abſichten der Staatsbürger entſpricht, aufzulöſen. Menſchliche Dinge wechſeln. Der Staat bezweckt durch ſeine Vereinigung die Sicherheit und das Wohl ſowohl des Geſammtkörpers ſeiner Geſellſchaft, als auch jedes einzelnen Theilnehmers. Iſt wegen des Wechſels menſchlicher Dinge und Anſichten jener Zweck durch die beſtehende Regierung, durch die Staatsgrundverträge und Grundgeſetze gar nicht mehr, oder doch auf eine andre Weiſe leichter erreichbar, ſo können die Staatsbürger die beſtehende Regierung nicht allein, ſondern auch die Staatsverfaſſung verändern oder aufheben. Der Staat iſt um ſein ſelbſt willen da; es kann ihm daher auch nicht zugemuthet werden, den Zweck, der bloß auf ſein eignes Wohl geht, für den Privatzweck eines Einzelnen aufzugeben. Jeder Regent iſt Staatsbeamter. Er iſt nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch den Staat Regent. Der Staat hat ihn beauftragt und beamtet. Jeder Auftrag iſt widerruflich, und jeder Beamter kann entlaſſen werden, ſobald die Ausführung des Auftrags oder die Fortführung des Amts den Abſichten des Auftraggebers nicht mehr entſprechen. Der Beauftragte kann im Fall des Widerrufs des gegebenen Auftrags nur die Entſchädigung für die gehabten Koſten, der Beamte nur, wenn er ſein Amt vorſchriftsmäßig führte, auf eine ehrenvolle Entlaſſung und einen ſtandesmäßigen Unterhalt auf Lebzeiten Anſpruch machen. So gut wie eine ſolche Auflöſung der Regierung eigenmächtig in einem ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Staat durch den Willen des Volks geſchehen kann, eben ſo gut und mit eben dem Rechte kann es in einem monarchiſchen geſchehen. So gut, wie der Regent als Stellvertreter (Repräſentant) des Staats den Unterbeamten ſeines Amts entlaſſen, oder wenn er es nicht wohl geführt hat, gar entſetzen und beſtrafen darf; eben ſo gut hat das Volk ein Recht, den von ihm eingeſetzten oberſten Beamten zu entlaſ-

ſen, zu entſetzen, zur Verantwortung zu ziehen, und zu beſtrafen. Jeder Regent iſt alſo zur Verantwortlichkeit gegen das von ihm regierte Volk verpflichtet. Iſt es in einem monarchiſch=ariſtokratiſchen Staate, ſo muß er zunächſt ſich gegen die Stände oder Familien, die vorzugsweiſe mitgetheilter Hoheitsrechte genießen, oder das Volk vertreten, iſt es in einem monarchiſch=demokratiſchen Staate, ſo muß er ſich gegen das ganze Volk oder die von demſelben aus ſeiner Mitte gewählten Stellvertreter rechtfertigen. Das letztere gilt auch in dem rein=monarchiſchen Staate, wo zwiſchen dem Regenten und dem Volke keine ariſtokratiſche Mittelmacht exiſtirt, und ſo auch in der reinen Ariſtokratie, wo nur gewiſſe Caſten oder Familien das Staatsruder ohne Theilnahme der übrigen Volksclaſſen führen. Wie weit ſich das Beſtrafungsrecht des Volks gegen das Staatsoberhaupt erſtrecke, kommt natürlich auf die Vergehungen des letztern an. Man hat es in ältern und neuern Zeiten nicht bloß in ariſtokratiſchen und demokratiſchen, ſondern auch in rein=monarchiſchen bis zur Todesſtrafe ausgedehnt. Sie kann ſich aber gegen den erſten Staatsbeamten rechtlich höchſtens nur bis auf Entſetzung und Verurtheilung zum Schadenerſatze erſtrecken, 1. wenn das Volk oder ein Theil deſſelben ſelbſt an der Regierung Antheil hatte, und ſich der begangenen Fehler mit ſchuldig machte; 2. wenn die Mittel des Staats ohne Schuld des Regenten zu den Staatszwecken nicht zureichten. Hier kann nur von einer Entlaſſung, nicht von einer Abſetzung die Rede ſeyn. Bei der erſtern bleibt das Volk zum ſtandesmäßigen Unterhalt des entlaſſenen Beamten, bei der Abſetzung aber zu nichts verpflichtet; 3. wenn es dem Regenten an perſönlichen und intellectuellen Fähigkeiten zur Führung des Staatsruders gebrach, und das Volk ihm dennoch wiſſentlich und freiwillig die Regierung ließ. Wenn endlich 4. das Staatsoberhaupt durch äußere unbeſiegliche Gewalt verhindert wurde, ſeinen Verbindlichkeiten zu genügen. Überhaupt müſſen wir an der Rechtlichkeit einer von dem Volke gegen das Staatsoberhaupt zu verhängende, ſich weiter als auf Entſetzung erſtreckende Strafe um ſo mehr zweifeln, als das Volk in dieſem Falle zugleich Partei und Richter iſt. Durch die Entlaſſung des höchſten Staatsbeamten, welcher ſich gegen die Verfaſſung verging, thut der Staat aber weiter nichts, als was er ſich und ſeinen Angehörigen ſchuldig iſt. 2) Kann eine Regierung widerrechtlich aufgelöſ't und verändert werden: a) durch äußere fremde Gewalt; b) durch innere oder einheimiſche Gewalt. Jedem Staate, als einer für ſich ſelbſt beſtehenden unabhängigen Geſellſchaft, ſteht das Recht zu, die beliebigen höchſten und andern Staatsbeamten anzuordnen, und kein Fremder iſt befugt, ſich in die innern Angelegenheiten einer ſolchen unabhängigen bürgerlichen Geſellſchaft zu miſchen, und die von ihr gewählten Beamten abzuſetzen. Dieſes Recht gebührt ausſchließlich der Geſellſchaft. Daher iſt auch jede Regierungsveränderung in einem Staat, welche von einem Auswärtigen geſchieht, widerrechtlich, wofern nicht 1. die in dem Staate regierende moraliſche oder phyſiſche Perſon der Sicherheit des auswärtigen Staats gefährlich iſt, und dies bereits durch gefahrdrohende Unternehmungen geäußert hat. Hier erfodert es die Pflicht der Selbſterhaltung von dem auswärtigen Staat, die ihm gefährliche Regierung, wenn es in ſeinen Kräften iſt, umzuſtür=

zen. Dies war der Fall bei der napoleoniſchen Regierung in Frankreich. Keineswegs erlangt aber der auswärtige Staat das Recht, an die Stelle des vorigen ihm gefährlichen Staatsoberhaupts ein anderes einzuſetzen. Dies iſt und bleibt unveräußerliches Recht der Mitglieder jedes Staats. Nur dieſe können rechtlich beſtimmen, wer ſie regieren ſoll, und wem ſie gehorchen wollen. 2. Kann nur dann eine Regierungsveränderung durch auswärtige Macht rechtlich verändert werden, wenn ein Staat nicht länger ſein Staatsoberhaupt behalten will, da es nicht verfaſſungsmäßig regiert, es ſich aber mit Gewalt zu behaupten ſucht, und der Staat deßhalb eine auswärtige Macht zu Hülfe ruft. Dies geſchah in England bei der Entthronung Jacobs II. durch Wilhelm III. Doch behält auch hier nur die Nation, nicht die äußere Hülfsmacht das Recht, einen andern ihr beliebigen Regenten anzuordnen. Durch innere Gewalt kann eine Veränderung in der Perſon des Regierenden widerrechtlich bewirkt werden, wenn der Letztere ſtaatsverfaſſungsmäßig die ihm übertragenen Rechte ausübt, und ein oder mehrere Staatsbürger (wäre es auch die Mehrzahl derſelben) ihn ſeiner Würde entſetzt; denn ſo lange der Regent verfaſſungsmäßig regiert, iſt zu ſeiner Entlaſſung oder Abſetzung die Stimme eines jeglichen einzelnen ſtimmfähigen Bürgers erfoderlich. Regiert ein Staatsoberhaupt hingegen nicht verfaſſungsmäßig, ſo kann auch eine Minderzahl der Staatsbürger, wofern ſie nur die phyſiſche Macht in Händen hat, ihn rechtlich ab=, und einen andern künftig nach den Staatsgrundgeſetzen regierenden an ſeine Stelle ſetzen. Denn hiezu iſt auch eine Minderzahl durch den bürgerlichen Vereinigungsvertrag berechtigt. Dies geſchah bei Chriſtian II. in Dänemark. Endlich kann die Regierung eines Staatsoberhaupts natürlich aufhören 1. die moraliſche oder phyſiſche Unmöglichkeit zu regieren auf Seiten des Regenten, nämlich a) durch geiſtige oder körperliche Krankheit, b) durch den Tod. Doch wird hiedurch keineswegs die Verfaſſung des Staats oder die Regierungsform aufgehoben oder verändert, wofern nicht alle Mitglieder des Staats es wollen. 2. Hört das Oberhaupt des Staats durch die Auflöſung des Staats auf zu regieren. Die Veränderung der Staatsverfaſſung durch innere Macht kann rechtlich nur durch den Willen aller Mitglieder geſchehen, und heißt, wenn es gewaltſam geſchieht, Revolution. Eine Reform des Staats iſt die Wiederherſtellung der einer Staatsverfaſſung zum Grunde liegenden urſprünglichen Verträge und Geſetze. Hiezu iſt auch eine Minderzahl der Staatsbürger befugt, wofern nicht die Veränderungen der Staatsverfaſſung und Regierungsform in dem Willen aller Mitglieder ihren Grund haben, denn dann können auch nur alle Mitglieder die Staatsverfaſſung und Regierungsform auf ihre urſprünglichen Grundſätze zurückführen; dann iſt kein Einzelner und keine Minderzahl, ſelbſt keine Mehrzahl dazu befugt. — Schließlich bemerken wir noch, daß man die Wiſſenſchaft von den Staatsverfaſſungen im Allgemeinen Staatslehre nennt. Sie wird eingetheilt in die reine und angewandte oder hypothetiſche Staatslehre. Die erſtere hat die Aufſtellung des Ideals eines nach reinwiſſenſchaftlichen Principien vollkommenen Staats zum Gegenſtande. Die angewandte oder hypothetiſche Staatsverfaſſungslehre oder Staatslehre hat die

Darſtellung und Entwickelung der innern und äußern Verhältniſſe eines Staats, und überhaupt der ganzen innern Organiſation deſſelben zum Object. Zu den wichtigſten Schriftſtellern im Fache der Staatslehre gehören bei den Griechen Plato und Ariſtoteles; bei den Italienern Macchiavell, Fr. Petrarca, Filangieri; bei den Engländern Th. Hobbes, Th. Morus, Algernon Sidney, David Hume, Burke, Ad. Smith; bei den Holländern Hugo Grotius; bei den Deutſchen Sleidanus, ferner v. Moſer der ältere und jüngere, von Juſti, Juſtus Möſer, Spittler, C. H. von Eggers, Schlözer, Fichte, Kant, Krug, Zachariä, Gönner, Snell, Schmidt, Adam Müller, Pölitz, Harl u. ſ. w.; bei den Franzoſen Montesquieu, Rouſſeau, St. Real, Mirabeau, Mounier, Mercier, Gorani, des Eſſarts u. ſ. w., die aber eben ſo ſehr unter ſich in Hinſicht ihrer Anſichten und Grundſätze, als ihres Zeitalters verſchieden dachten. (Man vergleiche hiemit die Art. Politik, Staatsdienſt, Staatspapiere, Staatswirthſchaft.) N. P.

Staatenbeſchreibung, ſ. Statiſtik.

Staatsbankrott, Nationalbankrott. Beim Privatmann iſt Bankrott Zahlungsunvermögenheit oder die Beurkundung, daß der Schuldner mehr fremdes Vermögen in ſeinen Beſitz aufgenommen hat, als ihm eigenthümlich zugehört. Eine ſolche Beurkundung läßt ſich vom Staate nicht liefern. Das Nationalvermögen iſt unberechbar, weil es nicht einzig von dem Grade des Stoffbeſitzes, ſondern zugleich von dem Grade der werthſchaffenden Kraft der Nation abhängt, durch welche der Stoffbeſitz jeder Art bis auf einen nicht beſtimmbaren Punkt erhöht werden kann. Die Unverhältnißmäßigkeit der Schuldenmaſſe einer Nation mit dem Grade ihrer werthſchaffenden Kraft müßte alſo äußerſt groß ſeyn, wenn man annehmen wollte, daß ein Staat in dem Sinne als bankrott, als zahlungsunfähig, zu betrachten wäre, welche auf den Privatmann paßt; ein Staatsbankrott kann daher der Regel nach nur in der augenblicklichen Unfähigkeit der Regierung liegen, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, alſo in der Nothwendigkeit, dieſe Erfüllung auf die Folgezeit zu verſchieben. Dies aber iſt der wahre Begriff von Staatsbankrott, denn durch eine ſolche Nichterfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten müſſen die Staatspapiere (in England Stocks genannt) im Preiſe fallen, der Eigenthümer derſelben muß einen Theil ſeines dem Staate anvertrauten Eigenthums verlieren. Die Geſchichte, ſelbſt der neueſten Zeit, lehrt, wie man in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht mit dem Worte Bankrott geſpielt hat, denn ſogar da, wo durch bloße Willkür der Regierung den Staatsgläubigern ihr Eigenthum ganz oder zum Theil entriſſen wurde, hat man ſich feierlich gegen das Wort verwahrt. — Der Staatsbankrott iſt entweder total, wenn den Gläubigern des Staats gar kein Erſatz für den Verluſt ihrer Foderungen gegeben wird, dieſer Fall trat in Frankreich bei den Aſſignaten ein; oder 2. partiell, wenn die Foderung nur zum Theil verloren geht; es laſſen ſich in dieſer Hinſicht verſchiedenerlei Methoden anwenden: entweder man ſetzt die Staatsſchuldſcheine unter ihren Nennwerth oder unter den Werth herab, welchen ſie im Curſe haben, oder die Zinſen werden herabgeſetzt, wie in Öſterreich und Schweden geſchah, oder man nimmt einen Theil

der Schuld, und beſtimmt dafür eine Anwendung, wobei man nicht den Werth erhält, welcher auf den Schuldſcheinen ausgedrückt iſt. So ließ das Directorium in Frankreich ⅓ der Staatsſchuld ins große Buch eintragen (tiers consolidé), für die andern ⅔ (les deux tiers mobilisés) wurden Bons ausgefertigt, welche bei dem Ankauf von Nationalgütern nach dem jedesmaligen Curs in Zahlung angenommen werden ſollten; auch iſt es eine Art von theilweiſem Bankrott, wenn die umlaufende Papiermünze vom Staate heruntergeſetzt wird. — Der Bankrott, welchen eine Regierung macht, iſt entweder ein *öffentlicher* oder ein *heimlicher, verſteckter* Bankrott; *öffentlich* iſt derſelbe, wenn man den Staatsgläubigern das Ganze oder einen Theil ihrer Foderungen geradezu ſtreicht; *heimlich* oder *verſteckt*, wenn die Metallmünze verſchlechtert, d. h. unter demſelben Namen ein geringerer Metallwerth ausgegeben wird, oder wenn eine neue Papiermünze in Umlauf geſetzt wird, der man einen gezwungenen höhern Curs gibt als ihr Marktpreis beträgt. Soll einmal Bankrott gemacht werden, ſo verdient der öffentliche immer den Vorzug vor dem heimlichen, denn bei jenem werden doch nur die Staatsgläubiger betrogen, bei dieſem zugleich alle Privatgläubiger. Unter welcherlei Geſtalt übrigens der Staatsbankrott erſcheine, immer iſt derſelbe unrechtlich, und ſchlägt dem Nationalwohlſtande tiefe Wunden; treten daher Fälle ein, wo die Regierung aller Vorſicht ungeachtet für den Augenblick außer Stand geſetzt wird, ihre übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, ſo iſt es hohe Pflicht derſelben, dieſes Verhältniß für den Staatsgläubiger unmittelbar und für das Nationalwohl mittelbar ſo unſchädlich als möglich zu machen, um eine gewaltſame Erſchütterung des öffentlichen Vertrauens, des Staatscredits, um den Raub an fremdem Eigenthum zu vermeiden. (S. *Staatsſchulden*.) K. M.

Staatsdienſt iſt die Beſorgung der Angelegenheiten eines Staats durch beſtimmte, von demſelben dazu ernannte Perſonen, welche man daher Staatsdiener oder Staatsbeamte nennt. Da dem Regenten, als erſtem Beamten des Staats, die Hauptverantwortlichkeit für die Erreichung der Staatszwecke obliegt, da er ferner als Regent den Staat ſelbſt repräſentirt, ſo iſt in faſt allen Ländern die Übertragung der Staatsämter oder die Beſtätigung der dazu beſtimmten Perſonen ein Zweig der Regierungsgewalt, und den Inbegriff der Kenntniſſe, welche zur Ausübung dieſes Theils der höchſten Gewalt erfodert werden, nennt man die Staatsbeamtenlehre. Die in derſelben befindlichen, aus der Vernunft, der Erfahrung, der Verfaſſung und den individuellen Verhältniſſen jedes Staats hergenommenen Regeln und Grundſätze betreffen 1. den Kreis der Rechte und Verbindlichkeiten jedes Staatsbeamten; 2. die Eigenſchaften deſſelben in phyſiſcher, moraliſcher und politiſcher Rückſicht, in wie fern er nämlich fähig iſt, die erfoderlichen Dienſte zu leiſten. Je höher der Grad der Cultur der Nationen iſt, deſto mehr Ausbildung und Einſichten werden zur Staatsregierung, und zu den für ihre Verwaltung angeordneten Ämtern erfodert. Überdies theilt ſich die Staatsregierung in höchſt verſchiedene Fächer, wozu wieder beſondre Einſichten, Kenntniſſe und Fertigkeiten verlangt werden; und daher muß es dem Regenten überlaſſen ſeyn, die für die öf-

fentlichen Geſchäfte erfoderlichen Unterbeamten auszuwählen, ihre Zahl zu beſtimmen, und die Stellen mit den tauglichſten Perſonen zu beſetzen. Nie muß er aber ohne Noth die Staatsämter vermehren, weil die öffentlichen Laſten dadurch ſteigen, der Geſchäftskreis der Verwaltung vervielfältigt, und der Überblick erſchwert wird. Überhaupt gehört die Beſetzung der Staatsämter zu den wichtigſten und überlegſamſten Geſchäften der höchſten Gewalt, da von ihr das Glück vieler, und häufig aller Staatsbürger abhängt. Daher muß der Regent hier mit der größten Sorgfalt, Gewiſſenhaftigkeit und Umſicht verfahren, und weil es ihm in den meiſten Fällen nicht möglich ſeyn kann, die Fähigkeit ſeiner Beamten gehörig zu kennen und zu prüfen, den Rath wohlgewählter und unparteiiſcher Rathgeber zu Hülfe nehmen. Jeder Staatsdiener, der mit einer beſondern, den allgemeinen geſellſchaftlichen Zweck beabſichtigenden Geſchäftsführung beamtet wird, muß für ſeine Dienſte belohnt, für ſeine Aufopferungen, die er dem Staate bringt, entſchädigt werden. Dieſe Belohnungen und Entſchädigungen, welche der Staat ſeinen Beamten gibt, und welche nach der Verſchiedenheit des Standes der letztern mit den Namen Civilliſte, Tafelgelder (beides bei dem Regenten ſelbſt), Beſoldung, Gehalt u. ſ. w. benannt wird, muß den Dienſten, die der Beamte leiſtet, dem äußern Aufwande, welchen er zur Erhaltung der Würde ſeines Amts machen muß, den Entſagungen, welche mit der Führung des letztern für ihn verbunden ſind, angemeſſen ſeyn. Weil aber nicht bloß Geld, ſondern beſonders Ehre die Triebfeder der Handlungen bei beſſern Menſchen iſt, ſo muß mit den Staatsämtern eine ihrer Wichtigkeit und ihrem Ertrage angemeſſene Würde verbunden ſeyn, denn dadurch werden taugliche und vermögende Staatsbürger gereizt, auch Ämter von nicht beträchtlichen Einkünften zu übernehmen. Um ſo vorſichtiger muß eine weiſe Regierung in Ertheilung von Amtstiteln ſeyn, die nur an ſolche nicht beamtete Perſonen gegeben werden müſſen, welche ſich um den Staat ein ganz beſonderes Verdienſt erworben haben. Doch thut der Staat hier am beſten, ſolche beſonders verdiente, nicht beamtete Perſonen entweder durch Ertheilung des erblichen oder bloß perſönlichen Adels, oder durch Geld und Geldeswerth, oder durch andre Auszeichnungen zu belohnen. Am wenigſten müſſen Amtstitel an Perſonen, die nicht zur Führung der Ämter fähig ſind, oder gar für Geld ertheilt werden; denn durch eine ſolche Ertheilung und Vermehrung der Titel fällt die mit den Staatsämtern verbundene Würde, welche dem Diener des Staats als Vergeltung ſeiner Arbeiten und Aufopferungen angerechnet wird, in ihrem Werthe, und er iſt rechtlich befugt, deßhalb auf Ertheilung einer höhern Würde, und ein der Behauptung derſelben angemeſſenes Gehalt zu dringen. Die Staatsbeamten und Staatsdiener beſtehen 1. aus dem Regenten, 2. aus den rathgebenden Beamten, oder dem Miniſterium, welche mit der Perſon des Erſtern unmittelbar verbunden ſind, 3. aus den ſtellvertretenden Beamten. Dieſe letztern beſonders theilen ſich wiederum in die Behörden ſelbſt, und in die Subalternen ein. Die Behörden werden dagegen wieder in die höhern und niedern, welche letztern den erſtern untergeordnet ſind, abgetheilt, und beſtehen theils aus einzelnen (phyſiſchen) Perſonen, theils aus moraliſchen (aus mehreren Individuen zuſammengeſetzten) Per-

ſonen, und dann heißen ſie Collegien. Die Anzahl, die Art, ſelbſt die Titel und Benennungen der Staatsbeamten und ihrer Collegien hängen von der Größe, der Verfaſſung, den innern und äußern Verhältniſſen jedes Staats zu ſehr ab, als daß hier allgemeine Normen feſtgeſetzt werden könnten. Gewöhnlich pflegt man die Staatsverwaltungszweige 1. in das Finanz-, 2. das Militärfach, 3. das Fach der auswärtigen, 4. und dasjenige der innern Geſchäfte einzutheilen. Die Geſchäfte des Letztern werden wieder in öffentliche und beſondre (Privatgeſchäfte) abgetheilt, und begreifen die Juſtiz-, politiſchen und Polizeiſachen; 5. kommt in proteſtantiſchen und in einigen catholiſchen Ländern noch das Kirchenweſen unter dem Namen des geiſtlichen, als ein beſonderes Fach hinzu, welchem oft auch das Schulweſen oder der öffentliche Unterricht, vorzüglich in ſo fern er die ſittliche und religiöſe Ausbildung der Staatsbürger bezweckt, unter- und beigeordnet zu ſeyn pflegt. Aus den oberſten Staatsbeamten jedes Hauptdepartements würde eigentlich das rathgebende Collegium im Staatsminiſterium am beſten beſetzt werden können, wenn anders jenen Oberbeamten es nicht an Fähigkeit und Willen für das Gemeinwohl fehlt. Einen vollſtändigen Abriß der Staatsgeſchäftslehre zu geben, würde uns zu weit führen. Wir beſchränken uns daher nur noch auf einige allgemeine Bemerkungen über die Rechte und Verbindlichkeiten, die durch den Staatsdienſt oder die amtliche Beſorgung beſtimmter, auf das Wohl des Staats abzweckender Verrichtungen bewirkt werden. Kein Staatsbürger kann eigentlich, ſo lange fähige Subjecte außer ihm vorhanden ſind, die zur Übernahme eines Staatsamtes ſich bereit erklären, dazu gezwungen werden. Jeder Staatsdiener, der ein öffentliches Amt übernimmt, erklärt ſich dadurch zufrieden mit den mit dem Amte verbundenen Einkünften und Emolumenten; er kann alſo nachher auf keine Erhöhung derſelben dringen, wofern ihm ſolche nicht verſprochen, oder falls ihm nicht die verheißenen Einkünfte u. ſ. w. ohne ſeine Schuld verringert ſind. In der Regel wird jeder Staatsdiener, wenn bei ſeiner Beſtallung nicht eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt worden, ſo angeſehen, als ob er auf ſeine Lebenszeit beamtet worden iſt. Hieraus folgt, daß der Staat, wenn der Beamte vor ſeinem Tode ohne ſeine Schuld entlaſſen wird, pflichtig iſt, ihm für die verlornen Einkünfte eine billige Entſchädigung (Penſion) zu geben. Da jedoch der entlaſſene Staatsdiener durch das Aufhören ſeiner Amtsführung an dem Betriebe anderweitiger Geſchäfte nicht verhindert wird, ſo kann der Staat auch nicht verbunden ſeyn, ihm in ſolchem Falle mehr, als das zu ſeinem nothdürftigen ſtandesmäßigen Unterhalt Erforderliche, zu bewilligen. Jede Verwaltung eines Staatsamtes gibt nur dem Beamten für ſeine Perſon, nicht aber ſeiner Familie Rechte und Verbindlichkeiten gegen den Staat. Die Familie des Staatsdieners kann daher nach ſeinem Tode nicht auf Verſorgung an den Staat Anſpruch machen, wofern ihr dieſelbe nicht verheißen iſt. In Hinſicht der Predigerwitwen leidet dies rückſichtlich des ſogenannten Gnadenjahrs faſt allgemein eine Ausnahme. Der im Dienſte des Staats krank und unbrauchbar gewordene Beamte kann eine nothdürftige ſtandesmäßige Verſorgung für ſich und ſeine Familie, ſo lange er lebt, fodern, wenn es ihm an Mitteln fehlt, ſich dieſelbe anderweitig zu verſchaffen. Jeder Staats-

beamte kann freilich ſeines Dienſtes entlaſſen werden, dies muß jedoch, wenn es ohne ſeine Schuld der Fall iſt, auf eine nicht die Ehre kränkende Weiſe geſchehen: dann heißt es Entlaſſung. Geſchieht es mit oder ohne Schuld des Staatsbeamten auf eine ehrenrührige Weiſe, ſo heißt es Entſetzung oder Amtsentſetzung; geſchieht es nur auf eine beſtimmte Zeit, ſo iſt eine Suspenſion vorhanden, die bei wirklichen oder wahrſcheinlichen Vergehungen Statt findet. Die Suspenſion kommt beſonders als Strafe bei proteſtantiſchen Geiſtlichen vor; ſie kann bei ihnen aber auch eintreten, wenn bloße noch unerwieſene Anſchuldigung ärgerlicher oder ſchwerer Verbrechen von Seiten wahrhafter Perſonen vorhanden iſt. Der Staatsdiener und ſeine Erben haften dem Staat für die durch Schuld oder pflichtwidrige Handlungsweiſe des erſtern entſtandenen Schäden; die Erben jedoch nur in ſo fern ſie Erben geworden ſind. Deßhalb müſſen viele Staatsdiener Bürgſchaft ſtellen, und es ſollte bei Ämtern, wo von Verwaltung des Staatsvermögens und öffentlicher Einkünfte die Rede iſt, beſonders auf die Sicherheit, Treue und Vorſicht der Staatsdiener Rückſicht genommen werden. Der Staatsdienſt hört auf mit dem Staat ſelbſt. Geſchieht dies durch den eigenen freien Willen ſämmtlicher Staatsbürger, ſo ſind ſie verpflichtet, dem Staatsdiener den nothdürftigen, ſtandesmäßigen Unterhalt, und was ihm ſonſt in ſeiner Beſtallung verſprochen war, zu geben, wenn er anders ſeine Amtspflichten erfüllt hat. Hört der Staat auf ohne Schuld und Willen der Staatsbürger, ſo muß die höchſte Gewalt, welche in die Stelle der vorigen tritt, den durch ihr Eintreten und die Auflöſung beſchädigten Staatsdiener ſchadlos halten. Dies hätte z. B. geſchehen müſſen bei allen heſſiſchen, braunſchweigiſchen, oldenburgiſchen u. a. Staatsbeamten, die durch Einführung der bonapartiſchen Herrſchaft ihre Stellen verloren, von Napoleon und dem ehemaligen Könige Hieronymus. Hofbeamte, d. h. ſolche Diener, welche bloß zur Aufwartung und zum äußern Glanze des Fürſten gehalten werden, z. B. Kammerherren, Kammerdiener ꝛc. ſind keine Staats- ſondern Fürſtendiener. Sie haben alſo als ſolche an den Staat keine Rechte. Werden ſie ihrer Dienſte entlaſſen, ſo müſſen ſie ſich wegen der Entſchädigung an den Fürſten halten. Sie haben aber Rechte an den Staat, wenn dieſer durch eigenen Willen ſeiner Bürger aufhört, ſie hingegen zur Erhaltung der Würde des Staatsoberhaupts, als ſolches, und zu deſſen Bedienung unentbehrlich waren, und der Regent durch die Auflöſung des Staats außer Stand geſetzt iſt, ihnen das nothdürftige ſtandesmäßige Auskommen zu gewähren. Wurde der Staat durch auswärtige unrechtmäßige Gewalt aufgelöſ't, und kann der Regent ſeine Hofbedienten deßhalb nicht wegen des Verluſtes der ihnen verheißenen Einkünfte entſchädigen, ſo muß dies von demjenigen Regenten geſchehen, der jene Auflöſung bewirkte, oder davon Vortheil zog. Z. B. die heſſiſchen u. a. Hofbedienten, welche durch die bonapartiſche Beſitznahme jener Länder ihre Dienſteinkünfte verloren, ſind befugt, den Erſatz aus Napoleons Vermögen zu fodern. Nur ein mit Recht gegründeter Staat kann gültig Staatsämter ertheilen. Die von einem unrechtmäßigen Staate oder Staatsoberhaupt ertheilten Ämter geben dem damit Beamteten keine Anſprüche, ſo bald das rechtmäßige Oberhaupt

und der vorige Staat wieder hergeſtellt worden. Daher können auch die ehemaligen königlich weſtphäliſchen Staatsdiener keine Anſprüche auf Schadenerſatz machen, in ſo fern ſie nicht ſchon unter der vorigen Verfaſſung ihre Ämter bekleideten, und ihre Verhältniſſe unverändert geblieben ſind. Dies iſt kürzlich der Abriß von den allgemeinen Pflichten und Rechten der Staatsdiener gegen den Staat ſelbſt und gegen Auswärtige. Sehr häufig iſt bei den vielen Staatsumwälzungen, welche ſeit einer Reihe von Jahren Statt hatten, die Rede davon geweſen, aber nur zu oft hat man dieſe höchſt einfachen Grundſätze, die gewiß Jedem einleuchten müſſen, verfehlt. So wurden ſchon im lüneviller Frieden Staatsbeamte (denn wir begreifen hierunter auch die Staatsoberhäupter), welche durch eine äußere fremde Gewalt ihre Stellen oder Regierungsämter verloren hatten, auf Koſten anderer Staaten und ihrer höchſten Beamten, welchen man ihre Rechte nahm, entſchädigt, um nachher wieder andern zur Schadloshaltung zu dienen. N. P.

Staatslehre, ſ. Politik.

Staatspapiere und Papiergeld. Zuvörderſt bemerken wir, daß man unter Staatspapieren im Allgemeinen alle ſolche Papiere verſteht, welche ſich auf die höhern Angelegenheiten eines Staats beziehen. Im engern Sinne ſind Staatspapiere ſolche vom Staat ausgeſtellte ſchriftliche Acten, wodurch derſelbe ſich zur Leiſtung einer Capital- oder Zinſenſchuld verpflichtet, ohne daß jedoch dieſe Papiere als ein Austauſchungsmittel für den allgemeinen Verkehr gelten ſollen. Unter Papiergeld aber verſteht man ſolche Papiere, die unter Autorität des Staats ausgefertigt ſind, um bei öffentlichen Caſſen ſowohl als im Verkehr ſelbſt, ſtatt des baaren Geldes, als Darſtellungs- und Eintauſchungsmittel des Werths zu gelten; denn jedes Bezeichnungsmittel des Werthes im bürgerlichen Verkehr zum Eintauſche von Sachen, oder zur Vergeltung von Arbeiten, heißt Geld. Die Güte deſſelben hängt hauptſächlich von der Sicherheit des Beſitzers ab, zu allen Zeiten den dadurch bezeichneten Werth, oder auch die Einkünfte dieſes Werthes (Zinſen) dafür zu erhalten. Dieſe Sicherheit entſpringt aus der Gewißheit, daß das Geld nicht leicht weder zufälligen Zerſtörungen, noch Verfälſchungen, oder auch einer ſolchen Vermehrung unterworfen ſey, wodurch es, wegen der Menge des Geldes ſelbſt, unmöglich wird, den Nennwerth an Sachen zu erhalten. Noch mehr wird die Sicherheit des Geldbeſitzers erhöht, wenn das Material des Geldes ſchon als bloße Waare betrachtet, den damit bezeichneten Werth hat. Aus dieſen Gründen wählte man urſprünglich bei den meiſten Völkern edle Metalle, Gold und Silber zum Gelde. Sie ſind nicht leicht zufälligen Zerſtörungen oder Verfälſchungen ausgeſetzt, ihre Seltenheit ſichert vor einer allzu großen Anhäufung des Geldes, und ſelbſt durch eine Umwandlung ihrer äußern Form behalten ſie als Waare ihren Werth. Anfänglich berechnete man den Werth nicht nach einem äußern Gepräge, ſondern nach dem Gewichte des Metalls. Die Verfälſchungen, die Verſchiedenheit der Güte des Metalls und die Finanzſpeculationen der Staatsoberhäupter gaben den Münzen ihre Entſtehung. Jetzt berechnete man nicht mehr den Werth nach der Güte und dem Gewichte des Geldes, ſondern nach dem Gepräge, und ſo ſchlich ſich der

Grundſatz ein, daß nicht das Material, ſondern das Gepräge und die öffentliche Garantie den Werth des Geldes ſichern. Dieſer Grundſatz brach nach und nach dem Papiergelde die Bahn. Das Geld — es mochte ſeyn, von welchem Material es wollte, — ſollte als vorſtellendes Zeichen des Werths und des Vermögens dienen. Als ſolches mußte es denſelben Ertrag geben, den wirkliches Vermögen, z. B. liegende Gründe, geben konnten. Dies leitete auf die Idee der Geldzinſen. Es war billig, daß derjenige, welcher einem Andern zum Erwerbe eines wirklichen Vermögens Geld anlieh, dafür ſo viel erhielt, wie ihm, wenn er ſelbſt dies Vermögen angekauft hätte, daſſelbe würde eingetragen haben. Indeſſen ſuchten die Juden ſchon zu Moſes Zeiten, dem Charakter ihrer Nation gemäß, den Ertrag ihres Geldes höher zu ſteigern, als die Einkünfte des damit zu erwerbenden Vermögens ſeyn konnten. Moſes beſchränkte ihren Wuchergeiſt, ohne jedoch die Zinſen ſelbſt zu verbieten. Auch in Rom erregten die Zinſen (usurae) Unruhen, und wurden nach Maßgabe des mit dem Gelde zu erwerbenden Vermögens herabgeſetzt. (M. ſ. Zinſen.) Obgleich man nun freilich ſchon in frühern Zeiten zur Sicherheit der Darlehne und der Zinſen Privatverſchreibungen einführte, ſo kannte man doch noch nicht die großen öffentlichen Anſtalten zum Geldverkehr, denen viele Staaten Europa's ihren Glanz, viele ihren Verfall zuſchreiben müſſen. Wahrſcheinlich lieh auch der römiſche Schatz in glücklichen Zeiten Geld aus, allein von Bankgeſchäften, von Staatslotterien, von Staatspapieren, von umlaufenden Wechſeln (nicht Anweiſungen) war nicht die Rede. Allein dieſem Allen war durch die Idee: daß öffentliche Garantie und Gepräge, nicht bloß innerer Gehalt, dem Gelde ſeinen Werth gäbe; ſo wie durch die Privatſchuldverſchreibungen ſchon vorgearbeitet. Die Wechſel und Wechſelgeſchäfte wurden die nähern Grundlagen des Papiergeldes und der Staatspapiere. Sie entſtanden höchſtwahrſcheinlich auf den großen Marktplätzen in Deutſchland, und auf denen, welche die germaniſchen Völker in den neuen Staaten ſtifteten. Dieſe Märkte erhielten von den kirchlichen Anſtalten, womit ſie verbunden wurden, zum Theil den Namen Meſſen. Der altdeutſche Glaube, man müſſe zahlen, was man ſchuldig ſey, oder ſich ſelbſt dahin geben, wenn man nicht zahlen könne, wirkte auch auf die Kaufleute und auf die Schuldverſchreibungen. So entſtanden die Begriffe vom Wechſelrecht und vom Wechſelarreſt, welcher dem Gläubiger viel Sicherheit gab, und dem Schuldner ein Antrieb zur Erfüllung ſeiner Verbindlichkeiten ward. Die Wechſel wurden daher ein eigenthümliches Geld der Kaufleute; denn alle Hände, durch welche ein Wechſel läuft, müſſen dafür haften, wenn nur die Hand, welche ihn reicht, ſicher iſt, und wenn man nur weiß, an wen man ihn wieder abgeben ſoll. (M. ſ. Wechſel.) Erſt ſpät, oft ohne gehörige Sachkenntniß, miſchte ſich die Geſetzgebung in die Wechſelgeſchäfte ein, und der Papſt war die erſte öffentliche Gewalt, welche ſie im Mittelalter zu befördern ſuchte. Aus allen catholiſchen Ländern bezog er Einkünfte, und Wechſel waren das bequemſte, oft das einzige Mittel, ſie nach Rom zu bringen, beſonders als die Fürſten einzuſehen begannen, daß nicht ſie, ſondern der Papſt nur ein feſtes Einkommen in ihren Staaten habe. Ludwig IX. verbot deßhalb 1269 in Frankreich alle Geldabgaben

an den Papſt, weil das Reich dadurch verarmt ſey. In England ward dem Geldausfuhrverbote jedoch die Erlaubniß hinzugefügt, die Zahlungen nach Rom in Wechſeln zu leiſten. Der Papſt, der reichſte Regent des Mittelalters in Europa, ſtiftete die erſte bedeutende Geldanſtalt, die Leihhäuſer; und die Ablaßzettel, deren Einlöſung auf den Himmel angewieſen war, kann man gewiſſermaßen als das erſte Papiergeld betrachten, da der Bau der Peterskirche, welcher 50 Millionen Thaler koſtete, dadurch ausgeführt wurde. Das Vertrauen zu den Wechſeln hing indeſſen bloß von dem Vertrauen zu dem Geber ab. Man bedurfte eines Papiers, dem man auch ohne perſönliches Vertrauen zu dem Geber trauen konnte. Dies wurde durch die Banken bewerkſtelligt. In dieſe legten die Kaufleute ihr Geld nieder, ließen ſich Scheine darüber geben, die ſie als Zahlung gaben und nahmen; wie in der St. Georgenbank zu Genua 1407; oder ſie legten auch ihr Geld (wie zu Venedig 1582) in die Bank, und ließen den Betrag ihrer Foderungen in den Bankbüchern ſich ab- und zuſchreiben. Nun verwendelte ſich das Handelspapier in Papiergeld. Die Banken zeigten dem Auge des Staats das baare Geldvermögen des Handelsſtandes, und übergaben daſſelbe in ſeine Hand. Dadurch ward das Vertrauen zu dieſen Einrichtungen von dem Vertrauen zu dem Staat abhängig. Die Girobanken, wie die zu Venedig, Hamburg, Amſterdam, Nürnberg u. ſ. w., ſind an das Staatsgebiet, worin ſie ſich befinden, ihrer Natur nach gebunden, und ohne öffentliches Unglück, oder ohne Beraubung, keinen Unfällen unterworfen. Die Zettel- oder Leihbanken hingegen, wie die zu Genua, Wien, London, Copenhagen, Stockholm u. ſ. w., erſtrecken ihre Wirkſamkeit auch über das Staatsgebiet hinaus, und ziehen alle Geldkräfte des Staats in ihren Wirkungskreis. Bei dem Vertrauen, welches ihre Zettel ſo leicht finden, hat man nie der Verſuchung widerſtehen können, das Bankvermögen, welches ſonſt unnützer Weiſe ruhen würde, auszuleihen, oder zum Ankaufe liegender Gründe (z. B. wie es in Genua der Fall war), zu verwenden, um es ſolchergeſtalt zu erhöhen. Dadurch entſteht aber eine Unſicherheit der Zettelbanken und der von ihnen ertheilten Scheine. Der Staat kann, ſelbſt wenn der Bankfonds erſchöpft iſt, Anleihen fodern, die ſich nicht verweigern laſſen. Die Bankzettel laſſen ſich leicht vermehren, und wenn der Staat nur allmählige Rückzahlung leiſtet, kann man auch der Einlöſung der Zettel, welche von der Bank gefodert wird, noch wohl vorkommen. Allein dieſer Zuſtand bleibt immer gefährlich, weil ein kluger Feind durch den heimlichen Aufkauf und die plötzliche Überreichung der Bankzettel zur Bezahlung den Credit der Bank ſtürzen, und ſie in Verlegenheit bringen kann. Seit Amerika's Entdeckung war das europäiſche Geldweſen in Verwirrung und alle Höfe in Schulden gerathen; indeß war die Staatskunſt noch in kaufmänniſchen Geſchäften zu unerfahren, um dieſe in der Staatswirthſchaft benützen zu können. Die päpſtlichen Leihhäuſer würden größtentheils nur von Städten, und die italieniſchen Banken erſt 1609 von Amſterdam und 1619 von Hamburg nachgeahmt. Zu Ausgange des 17ten Jahrhunderts, unter dem König Wilhelm III., der das holländiſche Geldweſen kannte, erhielt London (1694) eine Bank, und nun folgten im 18ten Jahrhundert in den meiſten

übrigen Ländern Bankversuche mancherlei Art, um mit ihrer Hülfe ſich von den Staatsſchulden zu befreien, oder den Handel zu beleben, oder Krieg führen zu können. Zuerſt in England faßte der Kanzler Montague, mit Newtons und anderer tiefen Denker Beiſtande den Gedanken auf, alle Anſtalten, welche auf den Geldverkehr wirken, als ein Ganzes zu behandeln. Alle alten Münzen wurden eingeſchmolzen, um nur mit einem Gelde von beſtimmtem Gehalt zu thun zu haben; das Rechnungsweſen des Schatzes ward ſo geordnet, daß es einen Hauptabſchluß der Einnahme und Ausgabe ohne Schwierigkeit bilden ließ; Staatswechſel wurden nur unter dem Namen von Staatskammerſcheinen ausgegeben, welche Zinſen trugen, und in Zahlungen an den Staatsſchatz angenommen wurden; auch die Banknoten wurden in Zahlungen angenommen. So ward der Schatz der allgemeine Verein des Geldumlaufs und des Vermögens aller reichen Engländer, deren Wohlſtand mit der Regierung des Königs Wilhelm ſtand oder fiel. Law begriff die Idee des engliſchen Staatsgeldweſens. Er entwarf einen noch feſter begründeten Plan, und legte, von dem Herzog Regenten von Orleans unterſtützt (m. ſ. Orleans und Law) mit baarem Gelde eine Bank an, die durch die Neuheit ihrer Erſcheinung, die prunkhafte Vertheilung des großen damit verbundenen Gewinns, und ſelbſt durch den Umſtand, daß Law ſein eigenes Vermögen zur Gründung mit hergab, mächtig auf die lebhafte Einbildungskraft und Geldgier der Franzoſen wirkte. Jeder Kaufmann wollte Banknoten, jeder Höfling Bankzettel haben. Die Actien ſtiegen unermeßlich im Preiſe, und neue, und wieder neue Actien wurden ausgegeben. Dem Andrange des Volks, ja ſelbſt der geſchmückteſten Frauen aus den glänzendſten Geſchlechtern zu der Bank, konnte nur durch Wachen geſteuert werden, und der vergötterte Law wurde Finanzminiſter. Er hatte das müßige baare Geld dem Staate geliehen; die Großen, welche bisher den Glanz ihrer Häuſer durch Kaufmannshäuſer verdunkelt geſehen hatten, begünſtigt; er hatte endlich mehr Bankzettel ausgegeben als das baare Vermögen der Bank betrug; alles dies iſt auch anderwärts geſchehen, und hat kein Unheil geſtiftet. Allein je mehr Geld Law dem Hofe lieferte, deſto mehr wollte dieſer haben, und der Finanzminiſter konnte nicht verweigern, wie die Parlamente. Nach vier Jahren war endlich ſeine Kunſt erſchöpft, die Parlamente traten zu, und Law ward über die Gränze gebracht, ohne daß jedoch die Machthaber die Schuld auf ihn wälzen konnten. Der lawſchen Bank waren alle Münzſtädten untergeordnet, und im Bunde mit den Handelscompagnien hatte ſie alles baare Geld aus dem Umlauf gezogen, und Frankreich mit Papiergeld überſchwemmt. Alle Bürgerkriege in dieſem Lande brachten keinen größern und ſchnellern Wechſel des Eigenthums hervor, als Laws Finanzoperationen in jenen vier Jahren. In eben dem Jahre, als Frankreich von dieſer Verirrung zurückkam, ſuchte auch England ſich durch Actienhandel von ſeiner Staatsſchuld zu befreien. Der Verſuch mißglückte aber, und man kehrte ſchnell zu den alten Einrichtungen zurück. 1726 gab die Leihbank zu Stockholm ihre erſten Banknoten aus. Ihr Vermögen beſteht in Pfandbriefen auf liegende Gründe, und in überwieſenen Staatseinkünften. (M. ſ. Schweden.) 1736 ward die Bank zu Copenhagen geſtiftet, 1772 die Leihbank zu Petersburg, welche die

darin niedergelegten Gelder zu fünf Procent Zinſen ausleiht. 1786 ward die für Petersburg und Moskau errichtete Aſſignationsbank in eine Reichsbank verwandelt. Ihre Noten über fünf Rubel ſind blau, über zehn Rubel roth, über fünfundzwanzig bis hundert Rubel weiß. Die in demſelben Jahre für den Adel und die Städte errichtete, und mit einer Brandverſicherungsanſtalt verbundene Leihbank hat das Recht zu münzen und Wechſel zu escomptiren. Außerdem beſteht in Rußland eine Hülfsbank, deren Noten bei den Steuern angenommen werden, und die auf Waaren Darlehne gibt, auch Wechſel kauft. — Nach dem ſiebenjährigen Kriege erweiterte die Leihbank in Berlin zwar ihre Geſchäfte, gab aber keine Banknoten, ſondern für das eingelegte Geld Bankobligationen aus. Dagegen verdrängte die 1782 zu Madrid errichtete Carlsbank das baare Geld aus dem Umlauf, obgleich ein großer Theil des Papiergeldes von 120 Millionen, welches der amerikaniſche Krieg veranlaßt hatte, dadurch in die todte Hand gebracht wurde, daß die Corporationen ihre Baarſchaften darin umſetzen mußten. Zwar gerieth die caisse d'escompte zu Paris 1783 durch die großen Zumuthungen des Staatsſchatzes in Verlegenheit, ſie blieb aber doch zahlungsfähig. Die wiener Bank war und blieb bis 1789 eine Handelsanſtalt, deren Zettel zu dem blühenden Verkehr nicht hinreichten, und daher höher als ihr Nennwerth ſtanden. Aus dem 1795 zu Genf entſtandenen etablissement patriotique zur Unterſtützung des Fabrikweſens ging die caisse d'escompte, d'épargne et de dépôt hervor, wozu das Staatsſchatzamt 918,000 Fl. hergab. Seit 1798 beſchränkt ſich dieſe Anſtalt auf Wechſelgeſchäfte, ſteht unter Aufſicht der dortigen ökonomiſchen Societät, und hat ſich glücklich unter allen Zeitereigniſſen erhalten. 1814 wurde eine neue holländiſche Bank auf 25 Jahre beſtätigt. Ihr Fonds beträgt 5 Millionen Fl. in 5000 Actien. Ihre Schulden ſind in verzinsliche und unverzinsliche eingetheilt, und die letztern rücken, nach dem Abtrage der erſtern in deren Stelle. So führten die Wechſelgeſchäfte zu den Banken, und dieſe zu dem Papiergelde. Das eigentliche Papiergeld erſchien indeſſen zu allererſt in Amerika. Die allgemeinen Verſammlungen der einzelnen nordamerikaniſchen Staaten, mit Ausnahme von Neuſchottland, verordneten die Ausgabe der erſten Papiermünze (paper-money), wofür es weder eine Einwechſelungscaſſe, noch eine andere Gewähr, als die Übereinkunft der Staaten gab, welches aber auch ſchon während des amerikaniſchen Krieges gegen baares Geld wie 50 zu 1 ſtand. Nach dem Kriege erholte ſich der junge Staat ſchnell, ſtiftete 1792 einen Tilgungsfonds, mit Hülfe der Kaufgelder für Staatsländereien, und ſo verminderten ſich die gemeinſchaftlichen Staatsſchulden (50 Millionen Dollar zu 3 — 6 Procent Zinſen) allmählig, indeß die einzelnen Staaten Schätze ſammelten, und überall Handelsbanken entſtanden. Aber der engliſche Krieg mußte durch Anleihen gegen Zinſen von ſieben Procent und darüber geführt werden, und nun fielen die Staatspapiere, und mehr als dieſe die Schatzſcheine, oder das eigentliche Papiergeld. Zerſtörender noch für den Wohlſtand und das Leben vieler Individuen und Familien wirkten die franzöſiſchen Aſſignate, ein Papiergeld, von dem zu Anfange der Revolution mit Genehmigung des unglücklichen Königs Ludwig XVI.

400 Millionen Livres ausgegeben, und zu ihrer Sicherheit auf den Verkauf der eingezogenen geiſtlichen Güter aſſignirt wurden. Jene Summe wurde jedoch nachher auf Mirabeau's Vorſchlag ungeheuer, und zwar nach und nach bis auf 40 Milliarden vermehrt (m. ſ. auch Aſſignate), ſo daß die Nationalgüter, d. h. die eingezogenen königlichen Domainen, die Grundſtücke der Geiſtlichkeit, der Emigranten u. ſ. w., nicht hinreichten, ihre Einlöſung zu decken. Indeſſen erhielten die Aſſignate, dieſer außerordentlichen Vermehrung ungeachtet, doch einen Cours, der durch die auf ihre Nichtannahme geſetzte Todesſtrafe erzwungen ward; aller Handel, alles Gewerbe ſtockte, denn für jedes Lebensbedürfniß war ein höchſter Preis (ein Maximum) bei Todesſtrafe feſtgeſetzt; ſtatt der Künſte und Wiſſenſchaften ſollte die Nation nur Eiſen, Brot und Papiergeld behalten, und die zu ſtarke Bevölkerung, ſo weit ſie durch Feindes Schwert nicht aufgerieben würde, um ein Drittheil durch die Guillotine vermindert werden. Allein der Terrorismus fiel, und mit ihm ſank der auf eine hölliſche Weiſe erzwungene Werth der Aſſignate auf nichts herab. An ihre Stelle traten die Mandate, ein anderes Papiergeld, deſſen Nennwerth gleichfalls durch den künftigen Verkauf der Nationalgüter verbürgt, deſſen Cours ebenfalls erzwungen ward. Bloß durch dies ſpecielle Pfandrecht an gewiſſen beſtimmten, und in jedem Mandat bezeichneten Nationalgütern erhielt dieſes Papiergeld einen Vorzug vor den Aſſignaten, und war nicht ganz ſo verderblich als dieſe. Indeſſen hatte die Regierung durch dieſes Papiergeld ſich faſt aller baaren Geldkräfte des Landes bemächtigt; und ſo war es möglich, daß Frankreich, trotz des häufigen Wechſels ſeiner Staatsverfaſſung, faſt gegen ganz Europa ſo glückliche Kriege führen konnte, wodurch es auch die baaren Schätze vieler der reichſten Länder verſchlang, und ſich zu einer Art von Wohlſtand wieder emporhob. Nachher kehrte Frankreich zum baaren Gelde zurück, und rühmte ſich, ungeachtet ſeiner Scheine für herabgeſetzte Staatsſchulden, für rückſtändige Zinſen, für Lieferungen, und ungeachtet es von Wechſeln der Steuereinnehmer, der Amortiſationscaſſe und des Schatzes überſchwemmt war, daß es kein Papiergeld habe. Indeſſen wurde doch eine Bank errichtet, deren Fonds 1806 auf 90,000 Actien, jede zu 1000 Franken mit einer feſten Dividende von ſechs Procent, und einer unbeſtimmten Dividende von Zweidrittel des Überſchuſſes feſtgeſetzt wurde. In den deutſchen Staaten hatte, außer Öſterreich und Preußen, nur Sachſen Papiergeld, doch ohne Zwang für den Verkehr. Die Caſſenbillete, wovon es ſeit der Verordnung vom 21ſten März 1812 fünf Millionen Thaler gibt, werden nicht allein bei allen Zahlungen an Steuercaſſen, die über zwei Thlr. betragen, zur Hälfte angenommen, ſondern ſie müſſen auch in dieſem Verhältniſſe gezahlt, oder auf baare Zahlung neun Pf. für den Thaler Aufgeld gegeben werden. Umgewechſelt werden ſie gegen baares Geld bei den Disconto-Caſſen zu Dresden und Leipzig mit einem Pfennig Verluſt für den Thaler; doch findet dieſe Umwechſelung unter den jetzigen Verhältniſſen nur in geringem Maße Statt, und die Caſſenbillete verlieren daher im Verkehr ſehr bedeutend. Indeſſen haben ſie ſich wieder gehoben, ſeitdem (unterm 16ten Januar 1815) auch die Hälfte der Pachtgelder an öffentliche Caſſen in ihnen bezahlt werden darf.

Die übrigen ſächſiſchen Staatspapiere betreffen theils Anleihen, die auf das ganze Land aufgenommen wurden, oder die von den einzelnen Landſchaften und Stiftern gemacht ſind. Die Theilung des Königreichs Sachſen machte auch eine Theilung der Staatsſchulden nothwendig, und Preußen übernahm deßhalb im März 1815 einen verhältnißmäßigen Schuldenantheil, und die Mitwirkung zur Sicherſtellung der Caſſenbillete. Bayern iſt noch verſchuldeter als Sachſen. Es hat die Schulden ſeiner einzelnen Länder vereinigt, aber das Ausgleichungsgeſchäft iſt noch nicht beendigt. Nach Montgelas beläuft ſich jedoch die bayerſche Staatsſchuld noch nicht auf 100 Millionen Gulden, wovon bereits Mehreres durch Güterverkauf und Aufhebung der Klöſter getilgt iſt, und man hofft, daß die Amortiſationscaſſe, welche die Zinszahlungen von den ausſtehenden Foderungen der ehemaligen Landſchaften und einigen andern Einkünften beſorgen ſoll, bald ganz ihren Zwecken entſprechen werde. Auch iſt ſeit dem 9ten März 1815 der Anfang mit Abtragung der rückſtändigen Zinſen gemacht worden. Das Schuldenweſen im Wirtembergiſchen iſt in feſter Ordnung, und monatlich wird von dem Schuldſtamm etwas bezahlt. Baden und Darmſtadt mußten während des Krieges ihre Schuldenlaſt bedeutend vergrößern; indeß werden die Zinſen richtig bezahlt. Auf Meklenburg-Schwerin laſtete bereits vor 1806 eine mit den Kräften des Landes unverhältnißmäßige Staatsſchuld, die durch die Übernahme der perſönlichen Schulden des Landesherrn und die nachherigen Kriegsereigniſſe noch vergrößert wurde. Die Capitalzahlungen der Staatsſchulden wurden daher 1809 auf dreißig Jahre, alſo bis 1839 ſiſtirt, und die Zinſen von 5 auf 4 Procent herabgeſetzt. Um jedoch ſich der drückenden Laſt einigermaßen zu entledigen, ſchritt man 1811 zum Verkaufe der Domainen, wobei ⅘ der Kaufſummen in Schuldverſchreibungen der Staatsrenterei oder der Reluitionscommiſſion an Zahlungsſtatt angenommen wurden. Indeſſen entſprach dieſer Güterverkauf den Erwartungen nicht. Auch die allgemeine Landescredit- und Schuldentilgungscommiſſion, deren Papiere ſich noch in etwas höherem Werth erhielten, konnten den durch ſo manche Unfälle von innen und außen her erſchütterten Credit dieſes ehemals blühenden Staats nicht wieder heben. Eben ſo zerrüttet iſt das Schuldenweſen des waldeckſchen Landes. Die großherzoglich frankfurter Staatsſchuld ging, in ſo fern ſie aus alten Landesſchulden beſtand, nach Auflöſung des Großherzogthums wieder auf die Länder über, die urſprünglich dafür verhaftet waren. Daſſelbe geſchah im ehemaligen Königreiche Weſtphalen, und es wurde von preußiſcher und hannöverſcher Seite der Grundſatz aufgeſtellt, daß alle Schulden, welche bis zur franzöſiſchen Beſitznahme der Länder gemacht waren, in ihrer alten Ordnung verbleiben ſollten. Was in Hinſicht der nachherigen weſtphäliſchen Schulden geſchehen wird, iſt uns noch unbekannt. Preußen ſchuf im Jahr 1806 Papiergeld, aber nur als halbe Maßregel. Die Einlöſungscaſſen der Treſorſcheine verſchwanden während des Kriegs (1806 und 1807), indeß wurden die letztern bei den Caſſen angenommen, und ihr Cours hob ſich bis zu ihrem Nennwerth. Die vor dem Kriege von 1813 ausgegebenen geſtempelten Treſor- und Thalerſcheine müſſen, nach einer Verordnung vom 9ten September 1814, bei Berichtigung der Steuerrückſtände angenommen, und dann

vernichtet werden. Nach einer andern Verordnung vom 14ten März 1815 ſollen die Treſorſcheine vom 1ſten Mai in allen öffentlichen Caſſen gleich Silbercourant angenommen werden. So hat Preußen zwar kein eigentliches Papiergeld, aber doch eine Menge von Staatspapieren, und ſeine Geldanſtalten, obgleich ſie im Einzelnen vortrefflich ſind, haben noch zu wenig innern Zuſammenhang. Ungeachtet der ſchweren Kriege, welche Öſterreich führen mußte, erhielt es ſich lange frei von Verwirrung ſeines Geldweſens. Die in dringenden Zeiten in Umlauf geſetzten Staatsſcheine löſ'te es ſchnell wieder ein; allein in dem Kriege von 1799 nahm die Regierung zu der wiener Stadtbank ihre Zuflucht. Die Bankzettel wurden bis 1811 bis auf 1060 Millionen vermehrt. Der Verkehr in dem ganzen Reiche und die Steuerzahlung geſchahen freilich in Bankzetteln, aber weder die öffentlichen Caſſen, noch der Verkehr konnten eine ſolche Menge von Papiergeld, von dem 50 Fl. auf jeden Einwohner, und 200 Fl. auf jede Familie kamen, aufnehmen. Das baare Geld verſteckte ſich, und da Jeder dieſes gegen Papiergeld umtauſchen wollte, und alle auswärtigen Zahlungen baar geſchehen mußten, ſo konnte man am Ende 15 Gulden Bankzettel für einen Gulden baar Geld kaufen. Um das Gleichgewicht zwiſchen ſeiner Ausgabe und Einnahme wieder herzuſtellen, verrief jetzt der Staat die Bankzettel, und wechſelte ſie gegen Einlöſungsſcheine 1 für 5 ein. Der ruſſiſche Krieg brach aus, und nun ſanken die Einlöſungsſcheine (212 Millionen) 1812 bis auf die Hälfte des Nennwerthes. 1813 wurde unter dem Namen der Anticipationsſcheine ein neues Papiergeld (45 Millionen) auf die Grundſteuer ausgegeben; allein das Werthverhältniß verſchlimmerte ſich ſelbſt nach dem Frieden und während des Congreſſes ſo ſehr, daß es 1814 bis über 200, und im Januar 1815 bis zu 303 des Nominal- gegen 100 des baaren Werthes ſank. Mit der Herabſetzung des Papiergeldes war im Öſterreichiſchen auch die Herabſetzung der Zinſen verbunden. Außer den genannten haben alle übrigen deutſchen Staaten ihr beſondres Schuldenweſen. Rußland erhielt zuerſt durch Catharina II. 100 Millionen Papiergeld. Unter Paul ſtieg der Rubel in Hamburg zu 28½ Schilling Banco, ſank aber 1810 auf 11 Schilling herab. Die Gewähr der ruſſiſchen Bankaſſignationen, die ſich etwa auf 570 Millionen Rubel belaufen ſollen, beſteht in der Annahme bei den öffentlichen Caſſen, welche ſie aber bei weitem nicht ſämmtlich aufnehmen können. In Schweden iſt die Bank allerdings die Pfandinhaberin eines großen Theils des Grundvermögens der Einwohner, und ihre Papiermünze iſt allgemeines Reichsgeld. Dennoch hat dieſes einen ſehr ſchwankenden Werth. Außer den Bankzetteln oder dem Reichsgelde ſind auch Staatsſchuldſcheine, Rickgoolds-Sedlar, im Umlauf. Am Ende des Jahrs 1814 betrugen die ſchwediſchen Bankzettel 17,815,000 Thlr., und die Staatsſcheine 7,600,000 Thlr., oder 5,067,000 Thlr. in Bankgeld. 1750 begann die Papiernoth in Dänemark, indem das däniſche Curant an die Stelle der Kronthaler als Normalgeld geſetzt wurde. Schlimmer ward es noch, als 1757 die Bankzettel gezwungenen Umlauf bekamen, und die Bank darauf für Eigenthum des Staats erklärt wurde. Indeſſen hielt ſich das öffentliche Geldweſen der Herzogthümer Schleswig und Holſtein, welche 1788 die Erlaubniß zur Errichtung einer Speciesthalerbank er-

hielten. Doch ward die Überhäufung des Papiergeldes immer fühlbarer, der Handel fing an zu ſtocken, außerordentliche Staatsausgaben kamen hinzu, und die Verwirrung ward allgemein. Das Land war mit einer Menge verſchiedenartigen Papiergeldes überſchwemmt, welches unaufhörlich in die öffentlichen Caſſen zurückfloß. Da ward (1813) eine Reichsbank geſtiftet, die alle ähnlichen Anſtalten erſetzen, auf nicht 2½ Millionen Einwohner, und höchſtens 8 Millionen Einkünfte 46 Millionen Bankzettel in Umlauf ſetzen, zu ihrer Gewähr eine Schuldfoderung von 6 Procent an den Geldwerth der Grundſtücke des Reichs haben, und hievon 6½ Procent Zinſen beziehen ſollte. Die Pfandſchuld von 6 Procent ward indeß ſchon unterm 30ſten Juli 1813 in Actien für die Grundeigenthümer verwandelt. Nach der Abtretung Norwegens ſtrömte von daher alles Papiergeld nach Dänemark, und im Mai 1814 galt ein Species noch 34 Thlr. Papiergeld. Ein neues zinſentragendes Papier, die Comitezettel, ſanken bis 56 für den Nennwerth von 100, und die Verordnung vom 16ten October 1814 ließ ſogar in dem Stift Aalborg zu, daß von bewährten Männern Schillingszettel ausgeſtellt würden, um dem Mangel an Scheidemünze abzuhelfen. Von allem Papiergelde hielt ſich das engliſche am dauerndſten in ſeinem Nennwerth. Durch Hülfe ſeiner Bank ſetzte England unermeßliche Geldkräfte in Thätigkeit. Die Bank war mit der Regierung auf das engſte verbunden, und half zu jeder Zeit; dennoch blieb das Vertrauen auf ſie ungeſchwächt; ſie erhielt das Recht, in baarem Gelde nicht zu zahlen, und ihre Geſchäfte vergrößerten ſich. Dieſes öffentliche Geldweſen bezeugt ſo ſehr als nur irgend Etwas den Tiefſinn der Engländer. Die Bank iſt die Geldſeele des engliſchen Handels. Sie gibt ihm, und erhält von ihm Leben und Thätigkeit. Ihre Zettel ſind das engliſche Handelsgeld; nicht das Geld für den kleinen Verkehr. Für Summen bis 20 Pfund zahlt ſie baares Geld, wenn es verlangt wird. Die geringſte Banknote beträgt ein Pfund. Das Recht, in baarem Gelde nicht zu zahlen, hat die Bank nicht aus Mangel an baarem Gelde, ſondern aus Vorſicht erhalten, damit bei Zahlungen des Staats nach dem feſten Lande, und bei dem dadurch erhöhten Goldpreiſe, die Guineen nicht herausgezogen, zu Goldbarren umgeſchmolzen, und zu einem höhern Preiſe verkauft werden können. Dadurch, daß die engliſchen Reichen ihre baaren Geldvorräthe in der Bank haben, und dadurch, daß dieſe mit der Regierung in der genaueſten Verbindung ſteht, erhält ſich ihr Credit. Die engliſche Staatsſchuld ſtieg ſeit 1780 bis 1816 von 184 bis auf 800 Millionen Pfund Sterling; allein daraus entſtand kein anderes Übel, als daß die Preiſe der Sachen ſich um das Vierfache erhöhten, und daß man eine ſchnelle Tilgung der Staatsſchuld für ein Unglück hält. Der Betrag der jährlichen Zinſen dieſer Schuld iſt 35,973,000 Pf. St., und kommt dem Betrage der umlaufenden Banknoten ziemlich gleich. Die engliſchen Staatsſchulden (die Stocks, nach der alten Quittungsweiſe mit Kerbſtöcken ſo genannt) ſind ſehr mannichfacher Art, und ihr Stand richtet ſich vorzugsweiſe nach dem Preiſe der älteſten und der neueſten Schuld. Die Stocks der erſtern kommen unter dem Namen „der conſolidirten drei Procent" vor, und beſtehen aus Schulden, welche 1749 mit Einwilligung der Gläubiger auf drei Procent herabge-

ſetzt wurden. Im ſiebenjährigen Kriege ſanken ſie tief unter 60 für 100 P und des Nennwerthes, und auch in den Jahren 1812, 1813 und 1815 fielen ſie oft weit unter 60. Die Staatspapiere der jüngſten engliſchen Anleihen (welche immer nur mit einigen Handlungshäuſern abgeſchloſſen werden, und von denen die Papiere dann in Umlauf kommen) heißen Omnium. Ihr Steigen oder Fallen wird nicht durch das Capital, ſondern durch Procente als Prämie oder Disconto bezeichnet, z. B. 30ſten Auguſt 1813, Omnium 5¼ Prämie, 29ſten Auguſt 1814 Omnium 2⅜ Disconto. Noch ſchnellere Zahlungsmittel als dieſe Anleihen liefern in England die Schatzkammerſcheine, welche von der Regierung theils eingelöſ't, theils in zinſentragende Schuld verwandelt (conſolidirt) werden; dies geſchah 1813 zu 5 Pf. St. 18 Schill. Procent. Für die engliſche Staatsſchuld und Bank iſt alſo eigentlich keine andre Gewähr vorhanden, als das Staatseinkommen. Daher iſt es leicht zu beſtimmen, wie hoch das Papiergeld ohne Gefahr einer bedeutenden Werthverringerung ausgegeben werden kann; der Maßſtab für dieſe Beſtimmung iſt in dem Betrage der Steuern, welche in Papiergeld entrichtet werden können, enthalten. Wo jener Betrag von dem Papiergelde nicht überſchritten ward, hielt es ſich im Werthe; wo es aber geſchah, fiel es, trotz aller Kunſt- und Zwangsmittel, unter ſeinen Nennwerth. — Aus dieſer Darſtellung ergibt ſich, daß jedes Staatspapier und jedes Papiergeld immer ein ſehr unſicheres Tauſch- und Bezeichnungsmittel des Sachenwerths iſt. Die gewaltſamen Umwälzungen und Erſchütterungen, welche die meiſten Staaten Europa's ſeit beinahe dreißig Jahren erfuhren, lehrten die Capitaliſten, daß die Sicherheit von Privatperſonen, da ſie keiner öffentlichen Willkür ſo leicht Preis gegeben iſt, eine beſſere Gewähr ſey als die Bürgſchaft und die Schuldverſchreibungen jedes, ſelbſt des mächtigſten, Staats. Die öffentliche Gewalt kann ſich von eingegangenen Verbindlichkeiten losſagen, ſie kann Capitalien und Zinſen eigenmächtig herabſetzen, und den Nennwerth ihrer Verſchreibungen verringern, ohne daß dem Staatsgläubiger ein Mittel bleibt, ſich dagegen zu ſchützen. In Hinſicht eigentlicher Staatspapiere oder Staatsſchuldverſchreibungen (die nicht als Papiermünze im Verkehr waren) geſchahe dies in England 1749 (ſ. oben), 1809 in Meklenburg und in andern Ländern. Das eigentliche Papiergeld aber kann hinſichtlich ſeines Nennwerths durch zu große Vermehrung, durch Verfälſchungen und durch Staatsunfälle gar leicht unter ſeinen Nennwerth herabſinken. Außerdem iſt es vielfachen zufälligen Zerſtörungen ausgeſetzt, und der Beſitzer kann immer nur dort, wo man die Sicherheit des Staats, von welchem das Papiergeld herrührt, anerkennt, reelle Geſchäfte mit dieſem Gelde machen. Das beſte, für den Beſitzer ſicherſte Geld bleibt alſo immer ein ſolches, deſſen Nennwerth ſchon durch den Werth ſeines Materials verbürgt wird. Da man jedoch leider, durch die großen Geldanſtalten, und die noch größern Geldbedürfniſſe, welche in den meiſten Staaten Europa's entſtanden ſind, außer Stande iſt, das Papiergeld durch baares Geld zu erſetzen, ſo iſt es Pflicht jedes Staats, dem erſtern nach äußerſter Möglichkeit den Nennwerth zu ſichern. Dies kann nur geſchehen, 1. dadurch, daß eine Vermehrung des Papiergeldes über den Betrag der Staatseinkünfte verhütet; 2. daß von allen öffentlichen

Caſſen das umlaufende Papiergeld gleich dem baaren angenommen wird, und 3. daß man allen Verfälſchungen auf das ſorgſamſte vorbeugt. Leicht ließe ſich hier, ſtatt des gewöhnlich zur Papiermünze verwandten Materials, ein anderes vorſchlagen, welches, wegen der großen Vorkehrungen, die zur Verfertigung erfodert werden, ſchwerlich von Privatperſonen nachgemacht werden kann, und wegen ſeiner Unzerſtörbarkeit vor allem Papier den Vorzug verdient. Wir ſchließen jedoch dieſen, ſchon zu ausführlichen Artikel mit der Bemerkung, daß wir in mancher Rückſicht den ſehr leſenswerthen Aufſatz: Über das Papiergeld und die Staatspapiere bis zu dem Jahre 1815, von Rudolph von Boſſe (im Taſchenbuche Kronos) benutzt haben. N. P.

Staatsrecht, ſ. Staat.

Staatsſchuld, Nationalſchuld, öffentliche Schuld). Wie der einzelne Privatmann, ſo kann auch die Staatsregierung in den Fall kommen, Schulden zu machen. Dieſe Schulden haben ihren Grund entweder 1. in noch nicht liquidirten Foderungen, welche Privatperſonen an die öffentlichen Caſſen haben; dergleichen müſſen bei jeder Verwaltung Statt finden, weil es immer einer gewiſſen Zeit bedarf, ehe die Richtigkeit derſelben geprüft und anerkannt worden; ſie heißen Buchſchulden, tragen keine Zinſen, und werden der Regel nach durch die laufende Staatseinnahme gedeckt. Oder ſie haben ihren Grund 2. in Anleihen, welche von der Regierung eröffnet worden; die hieraus entſtandenen Verpflichtungen bilden die Staatsſchuld im engern Sinn. Dieſe Anleihen ſind entweder 1. gezwungen oder 2. freiwillig. Die gezwungenen laſſen ſich nur durch die Noth, und nur dann rechtfertigen, wenn durch freiwillige Anleihen weder im Inlande noch im Auslande Rath geſchafft werden kann, denn bei dem Anſatze der Beitragsquoten iſt eine große Ungleichheit durchaus nicht zu vermeiden, und ein künſtliches Steigen des Zinsfußes im Lande iſt davon immer die natürliche Folge. Papiermünzen, welchen die Regierung einen gezwungenen Curs verliehen, arten leicht in eine gezwungene Anleihe aus (ſ. Papiermünze). Die mildeſte Art von gezwungenen Anleihen aber ſind die ſogenannten Cautions- oder Bürgſchaftsgelder, welche von gewiſſen Staatsbeamten als ein Pfand ihrer Treue im Dienſte geleiſtet und vom Staate verzinſ't werden. Die freiwilligen Staatsanleihen ſind doppelter Art. I. Anticipationen, dieſe beſtehen darin, daß die Regierung ein gewiſſes Einkommen auf kurze Zeit verpfändet, und ſich den Betrag vorſchießen läßt, ſo daß die Darleiher das Capital nebſt Zinſen vermöge der ihnen angewieſenen Gefälle zurückerhalten. II. Fundirte Schulden, ſolche, bei deren Begründung ein gewiſſes öffentliches Einkommen angewieſen wird, entweder bloß zur Deckung der jährlichen Zinſen oder zugleich zur allmähligen Abtragung des Capitals. Die fundirten Schulden ſind im Grunde nichts weiter als Anticipationen auf längere Zeit, und zerfallen in zwei Claſſen: 1. ſolche, welche auf einen längern Zeitraum lauten, und bei welchen vermöge des angewieſenen Fonds in einer beſtimmten Zeit Capital und Zinſen abbezahlt ſeyn ſollen, ſo daß nach Ablauf dieſer Zeit der Gläubiger gar nichts mehr zu fodern hat; man nennt dieſelben auch Schulden à fonds perdu, Annuitäten (ſ. d. Art.), auch wohl Leib- oder Zeitrenten; 2. ſolche, bei de-

nen bloß für die Bezahlung der jährlichen Zinſen geſorgt, die Abtragung des Capitals aber vorläufig ganz außer Acht gelaſſen wird; dieſe heißen fundirte Schulden im engern Sinn, auch perpetuirliche Renten (in England Perpetuities), ⅞ der engliſchen Staatsſchuld gehören in dieſe Categorie. — Die Aufnahme in dieſe Schuld geſchieht auf folgende Weiſe: Einzelne Capitalbeſitzer ſchießen der Regierung gewiſſe Summen von Münze vor, und empfangen dafür Staatsſchuldſcheine (Staatspapiere), in dieſen letztern wird ein jährlicher Capitalzins verſprochen, gewöhnlich mit der Bedingung, daß der Staatsgläubiger dieſe Schuld nicht kündigen dürfe, der Staat hingegen das Recht habe, dieſelbe abzutragen, wenn er es für gut finde. Die Regierung iſt daher nur zur Bezahlung der verſprochenen jährlichen Zinſen verbunden, dennoch wird zuweilen in der Schuldverbriefung die allmählige Abtragung des Capitals nach Verlauf gewiſſer Jahre verſprochen oder auch ohne ein ſolches Verſprechen zur Aufrechthaltung des öffentlichen Credits ein beſonderer Fonds (Amortiſationscaſſe, Sinking-fund) ausgemittelt, beſtimmt zur Rückzahlung des Capitals. — Über den Einfluß der Staatsſchulden auf den Nationalwohlſtand ſind die Urtheile der ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſteller ſehr verſchieden ausgefallen: die Einen haben ſie in dieſer Hinſicht als heilſam und wohlthätig empfohlen, die Andern als unpolitiſch und nachtheilig verworfen. Die Lobredner der Staatsſchulden gehen von der Idee aus, es würden dadurch neue Capitale hervorgebracht, die vorher nicht vorhanden geweſen, wenn die Staatsbürger der Regierung Summen vorſchöſſen, ſo erhielten ſie auch die Zinſen davon, es bliebe alſo die ganze durch die Staatsſchuld verurſachte Ausgabe beim Volke, und es werde die Nation dadurch nicht ärmer, weil ihre Capitale und Einkünfte unverändert blieben. Mehrere engliſche Schriftſteller, namentlich Hope, Champion und Lauderdale, haben ſelbſt die brittiſche Nationalſchuld für eine große Wohlthat gehalten. Hope (Letters on Credit p. 19) glaubt, dieſe Nationalſchuld ſey eben ſowohl ein wirkliches Gut als irgend ein aus Gold und Silber beſtehendes Eigenthum; der Werth des Goldes und Silbers beruhe ja nur auf der Menſchen Meinung und auf der Schwierigkeit, es zu erhalten. Champion (Reflections on the national debt) behauptet ſogar, wenn die brittiſche Nationalſchuld abgetragen worden, müſſe man eilen, neue Schulden zu machen, um den mit der Abtragung der Schulden geſunkenen Handel und Wohlſtand wieder emporzubringen. In demſelben Geiſte widerräth der ſcharfſinnige Lauderdale (Inquiry into the nature and origin of public wealth) die Errichtung eines Schuldentilgungsfonds, aus Beſorgniß, es möchten dadurch ſo viele Capitale in Großbritannien angehäuft werden, daß eine geſchickte Anwendung derſelben der Nation unmöglich falle, und daß alsdann die Capitalgewinnſte bis zu einer ſo unbedeutenden Kleinigkeit herabſinken würden, daß die engliſchen Capitale nach Frankreich zur Unterſtützung des Gewerbfleißes der Feinde übergehen würden. — Dieſer Anſicht liegen offenbar große Irrthümer zum Grunde. Wird nämlich das durch die Staatsanleie aufgebrachte Capital nicht auf eine für die Nation gewinnbringende Weiſe angelegt, ſondern verzehrt, ſo geht es verloren, und die Nation muß noch obendrein die Zinſen bezahlen, bis das

Capital zurückerſtattet worden; dieſes Capital würde, ehe es in die Hände der Regierung kam, großentheils als gewinnbringendes Capital benutzt, die Staatsgläubiger bekommen zwar für ihre vorgeſchoſſenen Capitale Zinſen, aber nicht von dem Producte dieſer Capitale, ſondern vom Producte der übrigen Capitale der Nation; die Verbriefungen, welche dieſelben erhalten, können ſie zwar verkaufen und den Erlös wieder zu ihrem Handel und Gewerb verwenden, aber das auf ſolche Weiſe zurückbekommene Capital muß doch ſchon vorher im Beſitze der Nation geweſen ſeyn; erſetzte daſſelbe gleich den Staatsgläubigern, was ſie der Regierung vorgeſchoſſen hatten, ſo erſetzte es doch dem Lande nicht, was in die Hände der Regierung gekommen war; hätte der Staat nicht geborgt, ſo würde jetzt ſtatt eines einfachen ein doppeltes Capital auf die Unterhaltung werthſchaffender Arbeit verwendet werden. — Die Beantwortung der Frage über den wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluß der Staatsſchuld auf den Nationalreichthum hängt lediglich von der Art und Weiſe ihrer Verwendung ab; werden die Summen, welche durch die Staatsanleihe aufgebracht worden, ſo verwendet, daß das Capital der Nation dadurch erhöht wird, ſo wirkt die Schuld heilſam, im entgegengeſetzten Fall hingegen nachtheilig auf den Nationalwohlſtand. Eine ſolche Erhöhung des Nationalcapitals kann aus der Anwendung einer Staatsanleihe bald unmittelbar, bald mittelbar hervorgehen: unmittelbar erfolgt dieſelbe z. B., wenn die dargeliehenen Summen verwandt werden zu Anlegung von Canälen, wodurch der Nationalverkehr neues Leben und größere Thätigkeit gewinnt, mittelbar, wenn die Koſten eines Kriegs damit beſtritten werden, wodurch Sicherheit, Freiheit und Unabhängigkeit der Nation erhalten, oder, wie es bei der brittiſchen Nationalſchuld ſo häufig der Fall war, Inſeln im Ocean erobert werden, welche dem auswärtigen Handel der Nation einen neuen und erweiterten Spielraum eröffnen. — Aber welcherlei Nachtheile auch aus Staatsanleihen hervorgehen mögen, deren Verwendung keine Erhöhung des Nationalcapitals zur Abſicht hat, ſo bleiben ſie doch oft ein unvermeidliches Übel, und unter allen Mitteln, ſich in der Noth zu helfen, ſind ſie noch immer das beſte, denn ſie machen es möglich, die Summe, welche die Regierung mit einemmale und plötzlich braucht, ſchnell zu erheben, und ſie doch das Volk nur allmählig wieder bezahlen zu laſſen; das Nationalcapital iſt dabei am wenigſten gefährdet, indem die einzelnen Bürger Zeit gewinnen, durch geringe Entbehrungen, d. h. Verminderung ihres Genuſſes, oder durch erhöhten Fleiß die Beiträge zu erwerben, welche zur Verzinſung und allmähligen Rückzahlung der Schuld erfodert werden. Soll hingegen der außerordentliche Bedarf der Regierung augenblicklich vermittelſt einer Beſteuerung der Bürger gedeckt werden, ſo kann der dazu erfoderliche Fonds in den Händen der Steuerpflichtigen nicht ſogleich vorhanden ſeyn; es bleibt daher alsdann gewöhnlich dem Staatsbürger kein anderes Mittel übrig, als entweder zu borgen oder den zur Unterhaltung ſeines Gewerbfleißes beſtimmten Fonds anzugreifen, oder ſeinen Genuß bedeutend einzuſchränken. Im erſten Fall iſt er bei der großen Menge von Borgenden ſtets in Gefahr, dem Wucher in die Hände zu fallen, im zweiten wird ſeine werthſchaffende Thätigkeit vermindert, und durch eine bedeutende Einſchränkung des Ge-

nuſſes der Bürger wird der innere Verkehr geſchwächt. Alle dieſe Nachtheile fallen weg, ſobald eine Anleihe die Stelle der unmittelbaren Beſteurung vertritt, vorausgeſetzt, daß dieſelbe mit Weisheit geleitet, und auf die Grundſätze der Nationalökonomie gebaut werde. K. M.

Staatsweisheit, ſ. Politik.

Staatswirthſchaft, Staatsökonomie, richtiger: **Staats-Nationalwirthſchaft**, im weitern Sinne iſt die Lehre von den Mitteln überhaupt, welche eine Regierung anzuwenden hat, um der größtmöglichen Anzahl von Staatsbürgern den höchſtmöglichen Grad von phyſiſchem Wohlſtand nach ethiſchen Grundſätzen zu verſchaffen und zu bewahren; im **engern** Sinne aber iſt darunter die Wiſſenſchaft von den Regeln zu verſtehen, welche eine Regierung hinſichtlich der Leitung und Beförderung ſämmtlicher Zweige der Nationalproduction zu befolgen hat, um die größtmögliche Anzahl von Staatsbürgern in Wohlſtand zu verſetzen, und darin zu erhalten. In dieſem letztern Sinn, wornach Finanzwirthſchaft und Staatspolizei von dem Bereiche der Staatswirthſchaft ausgeſchloſſen bleiben, und für ſich beſtehende abgeſonderte Wiſſenſchaften bilden, wird die Staatswirthſchaft hier genommen. Von der Nationalökonomie, mit welcher die letztere häufig verwechſelt wird, iſt dieſelbe ſorgfältig zu unterſcheiden; während nämlich jene Wiſſenſchaft die Geſetze lehrt, welche der geſammten Staatshaushaltung als Princip unterliegen, hat es die Staatswirthſchaft ausſchließlich mit der Nationalproduction, nämlich 1. der Urproduction (Landbau, Fiſcherei, Jagd, Bergbau), 2. der induſtriellen Production (Künſte, Fabriken, Manufacturen, Gewerbe), und 3. der commerciellen Production (dem Handel) zu thun; während die Nationalökonomie weltbürgerlich iſt, und die ganze geſellige Menſchheit umfaßt, muß die Staatswirthſchaft die einmal beſtehende Landesverfaſſung beachten, und auf Ortsverhältniſſe Rückſicht nehmen. Heiterer Lebensgenuß der größtmöglichen Anzahl von Nationalgliedern iſt der Zweck der Nationalökonomie, ihn durch zweckmäßige Leitung der Production zu befördern, der Zweck der Staatswirthſchaft, die letztere Wiſſenſchaft will daher den Fortſchritt der Bevölkerung, welcher aus Wohlſtand quillt, eben ſo wenig gehemmt, als denſelben befördert wiſſen auf Koſten des Wohlſtandes. — Nicht ſelten hat man auch die ſogenannten Cammeralwiſſenſchaften, namentlich die Landwirthſchaftskunde, die Bergwerkskunde, die Forſtwiſſenſchaft, die Handelswiſſenſchaft und die Gewerbkunde, in das Gebiet der Staatswirthſchaft aufnehmen zu müſſen geglaubt, es ſind dieſelben aber keine wirklichen Theile ſondern nur Hülfswiſſenſchaften der Staatswirthſchaft. Erſt wenn die Staatswirthſchaft im **engern Sinn** als eine eigene, ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft wird anerkannt worden ſeyn, läßt ſich erwarten, daß die Sorge wegen Aufrechthaltung und Vollziehung der zur Beförderung der Landwirthſchaft, der Gewerbe und des Handels ertheilten Geſetze einer eigenen oberſten Staatsbehörde mit den erfoderlichen Unterbehörden werde übertragen werden, während zeither dieſe Sorge gewöhnlich Beamten obgelegen hat, die mit andern in das Juſtiz-, Polizei- und Cammeralweſen einſchlagenden Verwaltungsgeſchäften bereits überladen ſind. Seit einem halben Jahrhundert haben die Regierungen das Bedürfniß einer ſolchen abgeſonderten Be-

hörde für die Staatswirthſchaft geahnt, daher ſind in mehreren Ländern beſondre Miniſterien für den Handel errichtet, in Wirtemberg, Preußen und Hannover ſind eigene Landesökonomie-Deputationen angeſtellt, und im Königreich Sachſen iſt ſogar eine alle Zweige der Staatswirthſchaft umfaſſende Landesökonomie-, Manufactur- und Commerzdeputation niedergeſetzt worden. Aber in keinem Staate der Erde ſehen wir noch zur Zeit die Idee einer oberſten ſtaatswirthſchaftlichen Centralbehörde an der Spitze der Regierung, die Idee eines abgeſonderten Miniſteriums für die Staatswirthſchaft verwirklicht, überall iſt die Behörde, welche in dieſer Beziehung niedergeſetzt worden, nicht viel mehr als ein matter Wiederhall der Polizei oder als eine leichte Gondel am Miniſterium des Innern oder der Finanzen. Es waren insbeſondre finanzielle Rückſichten, welche der Errichtung und dem Gedeihen einer ſolchen Staatsanſtalt bisher im Wege ſtanden, und dennoch ſind gerade dieſe Rückſichten die erbärmlichſten von allen; denn die Finanzwirthſchaft würde die wohlthätige Wirkung jener Anſtalt am früheſten fühlen und ſegnen, wenn anders ihr Abgabenſyſtem, wie es überall ſeyn ſollte, auf die Nationalproduction begründet iſt, der ganze Aufwand würde nur ein auf Wucherzinſen ausgelegtes Capital ſeyn, und ſich binnen kurzem überſchwenglich vergüten. Der Mangel einer ſolchen oberſten Centralbehörde und die Nichtanerkennung der Staatswirthſchaft als eines eigenen Zweigs der Staatshaushaltung ſind zugleich als die Urſachen zu betrachten, warum es bisher überall an einem Geſetzbuche gefehlt hat über die Grundſätze, wornach die Nationalproduction geleitet werden ſolle, während andre Zweige der Staatshaushaltung, welche die Verpflichtungen der Staatsbürger gegen den Regenten betreffen, oder deren Zweck Ausdehnung ihrer Macht iſt, wie z. B. die Finanzwirthſchaft und Staatspolizei, ſchon längſt mit ausführlichen Geſetzbüchern verſehen ſind. Und dennoch erheiſcht das Nationalwohl ganz vorzüglich eine feſte, geſetzliche Beſtimmung der Regenten, wornach in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht zu verfahren iſt. Hin und wieder, namentlich in Bayern, hat zwar die Urproduction einzelne Vorſchriften und Verordnungen erhalten, aber nirgends iſt ein vollſtändiges Ackergeſetzbuch vorhanden. Mehr noch hat die induſtrielle Production die Sorgfalt der Regierung auf ſich gezogen, insbeſondre zur Zeit, da Colberts Miniſterium in Frankreich faſt überall auch im Auslande als Muſter der Nachahmung betrachtet und empfohlen wurde, aber es ſind aus dieſer Sorgfalt größtentheils nur unvollſtändige, verkehrte und unpaſſende Verordnungen hervorgegangen, kein Geſetzbuch, welches das Ganze umfaßt, und die echten Grundſätze ausſpricht, nach welchen dieſer Zweig der Werthſchaffung geleitet werden muß. Auch der dritten Productionsgattung, der commerciellen, fehlt es nicht an geſetzlichen Vorſchriften, nämlich an Zoll-, Mauth- und Acciſe-, ſo wie an Fiſcalverordnungen; der Handel bringt die Ur- und induſtriellen Erzeugniſſe zur öffentlichen Erſcheinung, hier war es alſo, wo die Regierungen den Schatz an der Quelle aufſuchen zu müſſen wähnten, und ihre Bemühung, hauptſächlich von der Anſicht des Nehmens und Erhebens für den Staatsſchatz geleitet, mußte ſich vorzugsweiſe in Beſchränkungen des Handels und in Auflagen ausſprechen. Erſt, wenn die Regierungen hinſichtlich des Finanzweſens zu richtiger Einſicht gelangt,

wenn ſie zu der einfachen, aber wichtigen Wahrheit ſich werden emporgeſchwungen haben, daß das Staatsbedürfniß nur nach dem Ertrage des Nationalvermögens und der Nationalproduction erhoben werden könne, daß alſo ihre vorzüglichſte Sorge ſeyn müſſe, die Werthſchaffung zu erhöhen, daß die Fabriken und Gewerbe von der Maſſe der Urproduction und deren Erzeugniſſe, ſo wie der Flor des Handels von der Maſſe beider, und wieder das Gedeihen jener Ur= und induſtriellen Production von der Freiheit und Leichtigkeit des Abſatzes, alſo des Handels, abhange; erſt dann dürfen wir uns ein dem Princip der Nationalökonomie zuſagendes Handelsgeſetzbuch verſprechen. So lange es noch an einem nur einigermaßen vollſtändigen und auf richtige Grundſätze gebauten ſtaatswirthſchaftlichen Geſetzbuche fehlt, darf es Niemand wundern, wenn die Maßregeln, welche hinſichtlich der Leitung der verſchiedenen Zweige der Werthſchaffung getroffen werden, ſo häufig ihren Zweck verfehlen, und den Nationalwohlſtand hemmen, ſtatt ihn zu befördern. Die Grundſätze aber, auf welche ein ſolches Geſetzbuch gebaut ſeyn muß, ſind, in wenig Worten ausgedrückt, folgende: Vor allen andern iſt es die Urproduction, welche die Regierung zu ermuntern und zu befördern hat, alsdann gebührt der induſtriellen Production hinſichtlich der Veredlung und Verarbeitung der inländiſchen Urerzeugniſſe ihre nächſte Sorge, und der Handel bedarf nur Freiheit, um zu gedeihen. So, und nur ſo kann der Kranz des Nationalwohls durch die verſchlungenen Blüthen der verſchiedenen Productionszweige unverwelklich erhalten werden; ſo, und nur ſo kann die Staatswirthſchaft als wohlthätiger Genius kräftig ins Staatsleben eintreten zum Heil der Völker und der Menſchheit. (S. Nationalökonomie.) K. M.

Stadion (Philipp Graf von), Ritter des goldnen Vließes, Großkreuz des Stephansordens, u. ſ. w. Dieſer große Miniſter Öſterreichs war früher außerordentlicher Geſandter des wiener Hofes in Berlin und begab ſich 1803 in derſelben Eigenſchaft nach Petersburg. Er leitete alle Unterhandlungen, welche die dritte Coalition gegen Frankreich herbeiführten und unterzeichnete den Beitrittsvertrag ſeines Hofes zur Allianz Englands und Rußlands. Nachdem er dem Kaiſer Alexander auf ſeiner Reiſe zur Armee in Deutſchland gefolgt war, wählte ihn ſein Hof zu einem der Bevollmächtigten, die mit Friedensvorſchlägen an Napoleon abgeſchickt wurden. Nach dem preßburger Frieden trat er an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, und faßte den Plan zur Befreiung Deutſchlands. Begeiſtert für dieſe hohe Idee, wie für alles Große, Fruchtbare und Menſchenfreundliche, und bei der höchſten ſinnlichen Reizbarkeit jeder Aufopferung fähig, ſobald der Gegenſtand ſie erfodert, dabei innig und liebevoll gegen ſeine Untergebenen, wußte er der umgebenden Welt gleichſam den Stempel ſeines Geiſtes aufzuprägen und zuerſt 1809 den Kriegen gegen Frankreich die nationale, ja europäiſche Richtung zu geben, ohne welche der Sieg nie gelungen ſeyn würde. Als aber auch die von ihm im Stillen vorbereiteten Mittel ſich unzureichend bewieſen, wußte er ſelbſt in dieſem Unglück die Ehre und Größe Öſterreichs zu erhalten. So treffliche Eigenſchaften und große Verdienſte ſichern ihm eine Stelle unter den erſten Staatsmännern unſrer Zeit. — Gegenwärtig iſt er Finanzminiſter.

Stadium, bei den Alten ein Längenmaß von 600 Fuß. Da aber die Fuße verſchieden waren, ſo waren es auch die Stadien, unter denen folgende die wichtigſten waren: 1. das kleine oder das Stadium des Ariſtoteles (77¼ auf die geographiſche Meile); 2. das Stadium des Cleomedes (55,65 auf die geographiſche Meile); 3. das pythiſche oder delphiſche (51,18 auf die geographiſche Meile); 4. das Stadium des Eratoſthenes (46,57 auf die geographiſche Meile); 5. das Stadium des Herodot oder das nautiſche, auch perſiſche (44,46 auf die geographiſche Meile); 6. das griechiſch-olympiſche (40,4 auf die geographiſche Meile); 7. das phileteriſche (circa (35⅖ auf die geographiſche Meile); 8. das große Stadium, auch das ägyptiſche oder das alexandriniſche genannt (33,39 auf die geographiſche Meile). — Urſprünglich hießen Stadien die zum Wettlauf eingerichteten Rennbahnen, welche gewöhnlich von der angegebnen Länge waren. Sie befanden ſich bei den Gymnaſien und beſtanden aus einem länglichen ebnen Platz mit zwei parallelen Seiten, an dem einen Ende mit einem Halbcirkel geſchloſſen, an dem andern offen. An den drei verſchloſſenen Seiten erhoben ſich ſtufenweiſe über einander Sitze für die Zuſchauer.

Stadt iſt eine Gemeinheit, welche vorzugsweiſe vor den Dorf- und Fleckenbewohnern das Recht hat, jede bürgerliche Nahrung (d. h. Handel, Manufacturen, Fabriken und Handwerke) zunftmäßig zu treiben, und welche unter der Aufſicht eines ordentlichen Stadtmagiſtrats ſteht. Der Urſprung der Städte fällt in die früheſten Zeiten der Geſchichte. Nach Moſes erbauete Nimrod drei Städte, unter denen Babylon die vorzüglichſte war. Die Juden meinen, aber ohne Grund, daß Sem nach der Sündfluth die erſte Stadt gebauet habe. Die Städte hatten folgenden Urſprung. Anfänglich ſtanden die Familien unter Anführung eines gemeinſchaftlichen Familien- oder Stammoberhaupts. Verwandtſchaft, Hang zur Geſelligkeit, und noch mehr das Bedürfniß, ſich gegen mächtigere Geſchlechtsſtämme zu ſchützen, veranlaßte die getrennten Familien, ſich mit einander zu verbinden, und die Fruchtbarkeit des Morgenlandes lud ſie ein, ſich feſte Wohnplätze zu errichten. Nun ließ man ſich mit den noch herumziehenden, oder benachbarten Horden in Tauſchhandel ein, und ſo entſtand das Städteleben. Umherziehende Horden beunruhigten die Bewohner der für immer gewählten Wohnplätze; man umgab daher die letztern mit Mauern und Befeſtigungen. So wie die Familienhäupter nach und nach ausſtarben, ſing man an, ohne Rückſicht auf Geburt und Herkunft, die fähigſten Mitglieder der Gemeinheit zu Vorſtehern zu wählen, und ſo entſtanden aus den Städten die erſten Staaten des Alterthums, deren Urſprung größtentheils republikaniſch war. Unter den milderen Himmelsſtrichen Aſiens, Afrika's, Griechenlands und Italiens wurden die erſten und meiſten Städte gebauet. Beſonders zeichneten ſich die Ägypter und Phönicier durch Anlegung von Städten, welche ſich bald zu einem hohen Grade von Wohlſtand und Reichthum erhoben. Die Ägypter hielten ihre Stadt Diospolis (Theben) für älter, als alle griechiſchen, und nach Plinius war die vom Cekrops (1582 vor Chr. G.) in Attika erbauete Stadt Cekropia, nachmals Athen, die älteſte Stadt Griechenlands. Schon in der alten Welt gab es mehrere Städtebunde, wie z. B. der phöniciſche, welcher aus den Städten Tyrus, Sidon und andern beſtand, und der achäiſche, zu

dem die wichtigſten Städte Griechenlands ſich vereinigt hatten, um ſich gegen die Übermacht der Macedonier u. A. wechſelſeitig zu ſchützen. Unter der Regierung des Octavianus Auguſtus und ſeiner Nachfolger fingen die Römer an, Pflanzſtädte in Deutſchland anzulegen, z. B. Auguſta Vindelicorum (jetzt Augsburg), Druſomagus (Memmingen) und andere. Auch in der jetzigen Schweiz gründeten ſie zuerſt (ungefähr 70. J. n. Chr. G.) Städte und Flecken, die aber durch die Allemannen größtentheils zerſtört, und erſt nachmals unter der Herrſchaft der Franken (nach 496. J. n. Chr. G.) wieder hergeſtellt wurden. Die Deutſchen, an wildes Umherziehen gewöhnt, zeigten anfänglich wenig Neigung zum Stadtleben, bis Carl der Große, eifrig um die Civiliſation der deutſchen Völker bemüht, anfing, mehrere Städte zu erbauen. Beſonders geſchahe dies aber von Heinrich I., oder dem Vogler, aus dem ſächſiſchen Regentenſtamme (919 — 936). Nordhauſen, Quedlinburg, Duderſtadt und Soeſt wurden in dieſem Zeitraum erbauet, und andere offene Örter in Thüringen und Sachſen erhielten Mauern, um ſie gegen die Überfälle der Ungarn zu ſichern. Durch große Vorrechte, welche Heinrich den Städtebewohnern verlieh, hob er die Abneigung der Deutſchen gegen das Leben in Städten, und mehrte durch Anlegung neuer Städte den Wohlſtand, die innere Kraft und die Induſtrie ſeines Reiches. In vielen derſelben befanden ſich kaiſerliche Burgen; die Befehlshaber ihrer Beſitzungen hießen Burggrafen, und die Einwohner in ihren Ringmauern Bürger, welches nachmals die allgemeine Benennung der nicht adeligen, von ſtädtiſchen Gewerben lebenden Stadtbewohner wurde, obgleich es auch viele Städte gab, die keine Burgen hatten, und wieder Burgen bei denen ſich keine Städte befanden. Durch die häufigen Befehdungen, welche ſich der mächtige Adel gegen die minder mächtigen Landbewohner erlaubte, wurden dieſe häufig genöthigt, ſich in die Städte zu begeben. Konnten ſie dort nicht aufgenommen werden, ſo legte man außer den Ringmauern oder Pfählen Vorſtädte (Pfahlburgen, Fauxbourgs) an, deren Bewohner des ſtädtiſchen Schutzes, aber nicht immer aller Rechte der eigentlichen Stadtbewohner genoſſen. Während der Regierung Konrads III. (1138 — 1152) hatten die lombardiſchen Städte, und beſonders Mailand, welches an ihrer Spitze ſtand, einen hohen Grad von Reichthum und Macht erlangt, und ſich zu einem Städtebund vereinigt. Vergebens zerſtörte Friedrich I. das übermüthige Mailand. Es ward bald wieder aufgebauet, und die lombardiſchen Städte zwangen, in Verbindung mit dem Papſte, den Kaiſer zu Coſtnitz einen ſehr nachtheiligen Frieden mit ihnen zu ſchließen. Zwei eben ſo mächtige Städtebunde, wie der lombardiſche, bildeten ſich während des Interregnums von 1256 — 1272 in der Hanſa (ſ. dieſen Artikel), und in dem von Walpode aus Mainz 1255 geſtifteten Bund der oberdeutſchen und rheiniſchen Städte, vom Fuße der Alpen bis zum Ausfluſſe des Mayns aus. Ein ähnlicher Städtebund, gleichfalls zum Schutz gegen das Fauſtrecht errichtet, war der ſchwäbiſche, der 1488 zu Stande kam. Nach und nach erlangten die Städte in allen gebildeten Staaten Europa's das Recht der Reichs- oder der Landſtandſchaft, und damit einen Antheil an der Regierung, und auf dieſe Weiſe ging von ihnen nicht bloß Reichthum und Wohlſtand, ſondern auch eine freiere Entwickelung, ein unaufhaltbares Fortſchreiten des menſchlichen Gei-

ſtes über Europa aus. Die lombardiſchen Städte waren indeſſen, obgleich noch immer wohlhabend und blühend, doch während des Mittelalters größtentheils unter die Herrſchaft einzelner Familien gekommen, ihre republikaniſchen Verfaſſungen verloren ſich nach und nach, und der einſt ſo mächtige lombardiſche Städtebund hörte auf. Ein gleiches Schickſal hatten die deutſchen Bunde dieſer Art. (M. ſ. Hanſa, Reichsſtädt, Reich, deutſches.) Durch den weſtphäliſchen Frieden ward den deutſchen Reichsfürſten die Landeshoheit zugeſichert, und je höher ihr Anſehen und ihre Gewalt ſtieg, deſto tiefer ſanken die Städte, von welchen manche nach und nach in die Hände der benachbarten Fürſten kamen. Von den vielen in Deutſchland ehemals befindlichen Reichsſtädten haben nur vier, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt, ihre politiſche Selbſtſtändigkeit wiedererlangt, und in Polen iſt durch die Beſchlüſſe des wiener Congreſſes Cracau als freie Stadt unter einer republikaniſchen Regierungsverfaſſung in die Reihe ſelbſtſtändiger Staaten getreten. (M. vergleiche mit dieſem Artikel noch Athen, Carthago, Genua, Rom, Syracus, Sybaris, Sparta, Theben, Venedig u. A.)

Stadtadel, oder Patriciat heißt a) die angeſtammte Familienwürde, welche in einigen Reichs= und andern Städten zu Bürgermeiſter=, Rathsherren= und andern Ehrenſtellen ausſchließlich fähig macht; b) verſteht man den Inbegriff derjenigen Familien darunter, welche in einer Stadt einen ſolchen angebornen Vorzug beſitzen; ſie heißen auch Patricier, und ihre Würde Patriciat. In Deutſchland gab es ſowohl Reichs= als andre Städte, in welchen eine erblich ariſtokratiſche Regierungsform eingeführt war, z. B. Nürnberg, Lüneburg ꝛc., und wo deßhalb nur gewiſſe Familien ein Recht zur Verwaltung der Regierung hatten. In der Schweiz hat Bern gleichfalls eine ſolche Verfaſſung. Die meiſten deutſchen Patricier waren ehemals wirkliche Reichsedelleute, welchen Vorzug ſie durch Begünſtigungen von Seiten der Kaiſer im 13. und 15. Jahrh. erlangt hatten. Auch im alten Rom gab es einen Stadtadel oder ein Patriciat, wozu alle diejenigen Familien gehörten, deren Vorfahren im Senate geſeſſen hatten. Daſſelbe war auch neuerer Zeit in Venedig, Genua, Lucca und andern Städten der Fall, wo ſie theils Nobili, theils Patricier hießen. Jetzt hat dieſer Familienvorzug der Patricier dort, wo ſolche Städte anderen Staaten unterworfen worden ſind, als dem Zeitgeiſte nicht mehr entſprechend, größtentheils aufgehört; doch behalten die Patricier ihre übrigen Standesrechte bei. (M. vergleiche hiebei Patricier).)

Staël=Holſtein (Wilhelmine Baronin von), dieſe geiſtreiche Schriftſtellerin iſt die Tochter des berühmten Necker und ward 1768 zu Paris geboren. Sie empfing die ſorgfältigſte und lieberalſte Erziehung unter den Augen ihrer Ältern. Schon früh nahm ſie an den Geſellſchaften Theil, welche ſich bei ihrer Mutter zu verſammeln pflegten. In dieſen Geſellſchaften, die einen literariſchen Charakter hatten, und denen der Geoffrin, der L'Eſpinaſſe und andern Cotterien dieſer Art glichen, wurde über Gegenſtände der Moral, Metaphyſik und Politik geſprochen, aber nicht ſelten mit mehr Sophiſtik und glänzendem Schein als Gründlichkeit und Wahrheit. Die verſchiedenſten Meinungen wurden verfochten, und ſo erwachte ſchon früh in der jungen Dame ein diſpu=

tirſüchtiger, das Paradoxe liebender Geiſt, dem es an Übung nicht fehlte. Sie war noch jung, als ſie ſich mit dem Baron von Staël-Holſtein, ſchwediſchem Geſandten am franzöſiſchen Hofe, einem der liebenswürdigſten Männer dieſer Zeit, verheirathete. Aber dieſe Ehe war nicht glücklich, theils weil ſie zu wenig geneigt war, Meinungen und Anſichten, in denen ſie von ihrem Gemahl abwich, aufzuopfern, theils weil ſie die weiblichen Grazien, die allein die eheliche Zuneigung erhalten können, zu ſehr vernachläſſigte, und ſich oft in einem Äußern zeigte, worin ſie nur mißfallen konnte. Die erſte Schrift der Frau von Staël erſchien 1789 und war eine Rechtfertigung des Charakters und der Schriften Rouſſeau's. Drei kurze Novellen, die ſie ſchon früher verfaßt hatte, kamen 1795 zu Lauſanne heraus. Beim Anfang der franzöſiſchen Revolution nahm ſie an den Bewegungen, welche die Monarchie umſtürzten, einen lebhaftern Antheil, als ihrem Geſchlecht und ihrem Verhältniß als Gemahlin eines fremden Geſandten zukam. Sie ward ein Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit, und ſah ſich im J. 1793 genöthigt, eine Zuflucht in England zu ſuchen. Als jedoch ihr Gemahl zwei Jahre nachher zum Geſandten bei der franzöſiſchen Republik ernannt wurde, erhielt ſie die Erlaubniß, nach Paris zurückkehren zu dürfen. Sie verſuchte um dieſe Zeit, die Männer, welche an der Spitze ſtanden, zu verſöhnen durch ihre „an Pitt gerichteten Gedanken über den Frieden," eine Flugſchrift voll Sophiſterei, die jedoch von Fox mit Beifall genannt wurde. Weder der Tod ihrer Mutter, noch 1798 ihres Gemahls ſtörte ſie in ihrer literariſchen Thätigkeit. Sie ſchrieb damals ein Stück: „die geheime Empfindung" und ein Werk „über den Einfluß der Literatur auf die Geſellſchaft." Als Bonaparte im J. 1800 durch die Schweiz ging, beſuchte er Frau von Staël auf ihrem Landſitze in Copet, und dieſe theilte ihm ihre Anſichten über die Organiſirung Frankreichs mit. Wie wenig ſie dem erſten Conſul mochten zugeſagt haben, geht daraus hervor, daß er ſtatt aller Antwort ſarkaſtiſch fragte: „Madam, wer erzieht ihre Kinder?" Während ihres Aufenthalts in der Schweiz ſchrieb ſie die Delphine, deren elegante Schreibart ſchwerlich hinreichen möchte, die Tendenz zu entſchuldigen. Bald darauf begleitete ſie ihren Vater nach Paris, aber ſie verweilte nur kurze Zeit dort. Die Freiheit ihrer Äußerungen und die Popularität ihres Vaters bewogen Bonaparte, die Verweiſung gegen Frau von Staël auszuſprechen, welche ihm dreiſt antwortete: „Sie geben mir eine entſetzliche Berühmtheit, ich werde eine Zeile in ihrer Geſchichte einnehmen." Eine Folge dieſer ſtarken Äußerung war, daß der Bannſpruch noch geſchärft wurde. Sie war kaum in der Gegend von Rouen angekommen, wo ſie zu bleiben gedachte, als der Befehl erſchien, ſie ſolle ſich noch weiter von Paris entfernen. Sie ging daher, begleitet von ihrem Freunde, Benjamin Conſtant, nach Frankfurt am Main, und beſuchte von dort Berlin. Hier bekam ſie die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters und reiſ'te ſogleich ab. Allein noch vor ihrer Ankunft in Weimar war derſelbe geſtorben. Ihr Schmerz war lebhaft und tief. Sie machte es zu ihrem erſten Geſchäft, den literariſchen Nachlaß ihres Vaters zu ordnen und noch in demſelben Jahre erſcheinen zu laſſen. In Berlin hatte ſie A. W. Schlegel kennen gelernt, und Beide knüpfte bald eine auf höhern Grundlagen beruhende Freundſchaft an einan-

der. Dieſer war ſeitdem der ſtete Begleiter der Frau von Staël, und folgte ihr zunächſt auf einer Reiſe durch Italien, deren Frucht die Corinna war, in welcher auf eine meiſterhafte Art der Conflict des Idealen mit dem Realen und der nothwendige Untergang des Erſtern dargeſtellt wird. An den Grundideen dieſes berühmten Werks dürfte jedoch A. W. Schlegel einen bedeutenden Antheil haben. Daſſelbe iſt, wie wir vermuthen, der Fall bei ihren ſpätern Schriften, von denen unſtreitig das wichtigſte und merkwürdigſte das in England erſchienene über Deutſchland (De l'Allemagne) iſt. (Die beſte Ausgabe deſſelben iſt bei dem Herausgeber dieſes Lexicons in 4 Bänden erſchienen und enthält außer einer eignen Einleitung von Villers die Originaltexte aller von der Verfaſſerin überſetzten zahlreichen deutſchen Poeſien). Das Schickſal, welches dieſes eigenthümliche Werk in Frankreich unter Napoleon und ſeinem Polizeiminiſter Savary erfuhr und die Verfolgungen, welche es der Frau von Staël zuzog, haben Beiden eine noch größere Berühmtheit gegeben. Ungeachtet die Handſchrift mehrmals auf das ängſtlichſte cenſirt und jede Stelle, die nur auf das entfernteſte übel hätte gedeutet werden können, geſtrichen worden war, wurden dennoch in dem Augenblick, wo das Buch ausgegeben werden ſollte, auf Savary's Befehl die ganze aus 10,000 Exemplaren beſtehende Auflage in Beſchlag genommen und ohne weiteres vernichtet. Die Verfaſſerin wurde zugleich aus Frankreich verwieſen, und ihr ein Hafen beſtimmt, wo ſie ſich nach Amerika einſchiffen ſollte. Sie ging indeß nach England, wo bald darauf daſſelbe Werk vollſtändig mit allen früher in Paris geſtrichenen Stelle erſchien. Der Frau von Staël auf allen ihren weitern Reiſen nach Rußland, Schweden, Dänemark, dann wieder nach Frankreich, der Schweiz und Italien zu folgen, fehlt es uns theils an Raum, theils auch an genauen Daten. Wir erwähnen nur, daß ſie dem Kronprinzen von Schweden ein kleines Werk Sur le Suicide zueignete. Gegenwärtig (1817) lebt ſie wieder zu Paris. Ihr Reichthum erlaubt ihr, ein glänzendes Haus zu machen, welches zugleich der Verein der beſten Geſellſchaft iſt. Sie hört übrigens nicht auf, ſich auch mit literariſchen Arbeiten zu beſchäftigen, und man darf, wie verſichert wird, bald mehreren wichtigen Werken von ihr entgegenſehn. A. W. Schlegel befindet ſich aufs neue in ihrer Geſellſchaft.

Staffage nennt man in der Mahlerei einzelne Figuren, oder ganze Gruppen von Menſchen oder Thieren, auch Pflanzen, welche im Vordergrunde einer Landſchaft angebracht ſind, und auf welche die Mahler gewöhnlich beſondern Fleiß wenden.

Staffelei (chevalet) heißt bei den Mahlern ein hölzernes Geſtell, worauf ſie die ausgeſpannte Leinwand, oder die Tafeln, und überhaupt Materialien, worauf ſie mahlen, ſo wie auch fertige Gemählde ſelbſt feſtſtellen. Es beſteht aus einem Rahmwerk, das von einer Latte hinten geſtützt wird, und an deſſen Seitenlatten ſich mehrere gebohrte Löcher befinden. Durch Einſtecken der Pflöcke, in die höheren oder tieferen Löcher wird das Gemählde nach Belieben höher oder niedriger geſtellt. Daher haben alle Gemählde **mittlerer Größe** (welche auf Staffeleien gearbeitet werden) den Namen Staffeleigemählde. Ähnliche Geſtelle haben die Bildhauer für ihre **halberhabenen** Arbeiten und die Kupferſtecher für ihre Platten.

Stahl (Georg Ernſt), geboren zu Ansbach 1660, geſtorben 1734, war ein glücklicher Arzt und tiefdenkender Naturforſcher. Zu ſeiner Zeit waren die Erfahrungen in der Chemie durch van Helmont, Rey, Hemberg, Kunkel, Boyle, Hooke bereits zu einem großen Umfange angewachſen, aber noch Niemand hatte verſucht, in dieſer Wiſſenſchaft, gleich Newton in der Phyſik, eine umfaſſende Theorie zu geben, denn Bechers Anſicht bezog ſich mehr auf Geologie. Stahl unterzog ſich der Arbeit, zu welcher das Studium der becherſchen Schriften und ſeine eignen reichen Erfahrungen ihm ſehr hülfreich waren. Dieſe letztern ſagten ihm, daß aus ſchwefelſauern Salzen und kohligen Stoffen im Feuer ſich Schwefel, aus Metalloxyden (damals Metallerden) und Kohle ſich reguliniſche Metalle darſtellen ließen. Er nahm das Reſultat ſolcher Arbeiten für ein hervorgegangenes Product, deren einer Beſtandtheil in den dazu verwandten Salzen oder Erden, der andere in den kohligen Subſtanzen enthalten ſey; dieſen letztern nannte er Phlogiſton und nahm an, daß ſein Beitritt an den durch Reduction erhaltenen Körper dieſem die Fähigkeit, wieder zu verbrennen, ertheile, daß während des Verbrennens jener ſich in Geſtalt des Feuers wieder aus den Körpern entferne und ſie als Erde oder Säure zurücklaſſe. So wenig dieſe Hypotheſe mit frühern Erfahrungen von Rey, Cardan, Boyle zuſammenſtimmte, die ſämmtlich eine Gewichtszunahme des Verbrannten aus der Luft beobachtet hatten, ſo ward ſie doch überall als wahr angenommen, weil ſie die erſte allgemeine Anſicht des chemiſchen Prozeſſes lieferte. Den Widerſpruch der Gewichtszunahme, die während der Entfernung von Stahls Phlogiſton vor ſich ging, beſiegte ſein Genie dadurch, daß er dem Phlogiſton die abſurde Eigenſchaft beilegte, die mit ihm verbundenen Körper leichter, und die verlaſſenen ſchwerer zu machen. Denn die Flamme, als Repräſentant des Phlogiſtons, ſtieg aufwärts, daher ſelbiges aller Schwere entgegengeſetzt ſeyn mußte. Obgleich Stahl ſeine einſeitige Theorie dadurch noch einſeitiger machte, daß er den chemiſchen Einfluß der luftförmigen Stoffe ganz vernachläſſigte, ſo haben doch wenige Männer ſo viel als er zu den Fortſchritten der Chemie beigetragen. Er entdeckte viele Eigenſchaften der Alkalien, Metallkalke und Säuern, er ertheilte der Wiſſenſchaft eine axiomatiſche Form und verbannte alle räthſelhaften Beſchreibungen, welche ihr noch von der Alchemie anhingen. Man ſchätzt unter andern noch folgende von ſeinen Schriften: Opusculum chymico-physico-medicum Hal. 1715; Fragmentorum aetiologiae physiologico-chymicae prodromus, Jen. 1683; Experimenta, observationes, animadversiones chymicae et physicae, Berol. 1731; Chymia rationalis, L. 1720.

Stahl iſt ein veredeltes Eiſen und wird entweder durch das Ausſchmelzen einiger Eiſenerze, oder durch beſondre Bearbeitung des Roh- und Schmiedeeiſens gewonnen. Diejenigen Eiſenerze, aus welchen man Stahl durchs Schmelzen erhält, ſind die beſten ihrer Art und werden vorzugsweiſe Stahlſteine oder Stahlerze genannt. Nachdem das ausgeſchmolzene Eiſen durch wiederholtes Schmelzen von allen Schlacken gereinigt worden, ſchmiedet und reckt man es zu Stäben, welche den Rohſtahl geben. Der Rohſtahl wird, um ihn ferner zu veredeln, zu mehrernmalen geglüht, geſtreckt, in Stücke gehauen und wieder zuſammengeſchweißt, welche Arbeit man das Gerben nennt. Ein auf dieſe Art behandel-

ter Stahl heißt Gerbſtahl oder Kernſtahl. Aus dem Schmiedeeiſen gewinnt man den Stahl vermittelſt der Cämentirung, daher auch dieſer Stahl cämentirter heißt. Man nimmt dünne Stäbe von gutem reinen Eiſen, ſchichtet ſie in den ſteinernen Kaſten eines hiezu eingerichteten Ofens, der Cämentofen heißt, mit Kohlenſtaub und Holzaſche oder noch beſſer mit zerſtoßenem Glaſe, und unterhält fünf bis ſechs Tage lang ein ſtarkes Feuer, welches das Schmiedeeiſen während dieſer Zeit in Stahl verwandelt. Dieſer cämentirte Stahl, der auch Brennſtahl heißt, wird ſodann noch gehämmert und geſtreckt. Aus dem Roheiſen endlich gewinnt man den ſogenannten künſtlichen Stahl dadurch, daß man es ſchmelzt, öfters glüht, ſchmiedet und härtet, d. h. rothglühend ſchnell in kaltem Waſſer ablöſcht. Die Urſachen, weßwegen das Eiſen einer ſo großen Veränderung ſeiner Geſchmeidigkeit, Härte, Schmelzbarkeit und ſeines Glanzes fähig iſt, ſind noch nicht gehörig aufgefunden. Merkwürdig iſt die Entdeckung Guyton Morveau's, daß man mittelſt des Diamanten, der ein wunderbar verdichteter Kohlenſtoff iſt, das Schmiedeeiſen in wahren Gußſtahl verwandeln könne. Der Diamant liefert alſo das nämliche Princip wie die Kohle, weil das Product ſeiner Vereinigung mit dem Eiſen dieſelben Eigenſchaften hat. — Unter den in Europa gangbaren Stahlarten behauptet der feine engliſche den erſten Rang. Er führt das Zeichen B. Hythmant oder Martial. Er iſt gegoſſen, aber ſeine Bereitung wird geheim gehalten. Nach ihm folgt die Sorte, welche in Frankreich und der Schweiz Acier poule, aufgeſchwellter Stahl, genannt wird. Er iſt ein cämentirter Stahl und wird zu Newcaſtle in England bereitet. Nach den engliſchen Stahlſorten folgen die deutſchen, beſonders aus Steiermark und Kärnthen. Nächſtdem wird der ſchwediſche und venetianiſche Stahl geſchätzt. Außer unſerm Erdtheile gibt es in Aſien einen Stahl, der von langen Zeiten her ſehr berühmt iſt, den damaſcener Stahl, aus dem die koſtbaren Säbelklingen gearbeitet werden, welche die ungeheuerſte Härte mit einer unglaublichen Geſchmeidigkeit verbinden. Man bezahlt dergleichen Klingen auf dem Platze mit 700 bis 8000 Thalern. Die eigentliche Bereitung ſcheint noch nicht bekannt zu ſeyn. Auch in Oſtindien hat man eine Sorte Stahl, dort Wutz genannt, welche die höchſte Härte und Feinheit verbindet, ſo daß daraus gearbeitete Meſſer gewöhnlichen Stahl und Glas angreifen, ohne ſelbſt zu leiden. — Übrigens iſt es bekannt, daß man den Stahl wieder in Eiſen verwandeln kann, wenn man ihn wiederholt erhitzt und in der Luft abkühlen läßt.

Stahlmittel, Martialia, werden die Heilmittel genannt, in denen das Eiſen den eigenthümlichen und beſonders wirkſamen Beſtandtheil ausmacht. Es ſcheinen aber dieſe Mittel beſonders auf die Erhöhung der Reproduction in den irritablen Organen und auf die Erhöhung der Irritabilität in den reproductiven Organen einzuwirken; unter dieſem Ausdruck ſcheinen ſich die verſchiedenen einzelnen Wirkungen dieſer Mittel zu vereinigen, die in Vermehrung des Tonus der Fiber, Beſchränkung der Secretionen, Vermehrung des Cruors in dem Blute, Bekräftigung des ganzen Organismus beſtehen. Hieraus geht hervor, in welchen Krankheitszuſtänden das Eiſen indicirt ſey, in ſolchen nämlich, die ſich durch darniederliegende Reproduction und Irritabilität auszeichnen, und es zeigt die Erfahrung, daß das Eiſen bei chroniſcher Ver-

dauungsſchwäche, blaſſem und ſchwammigem Habitus, bei Schlaffheit der Muskeln, bei Kurzathmigkeit, die von Atonie herrührt, bei langſamem und ſchwachem Pulſe, bei großer Menge wäſſeriger Flüſſigkeiten, ſie mögen ausgeſondert werden, oder ſich im Zellgewebe anhäufen, beſonders nützlich ſey. Unter den einzelnen Krankheiten wird es am häufigſten und mit dem größten Nutzen in der Bleichſucht und in weißem Fluſſe und andern Schleimflüſſen bei Frauen, in der Rhachitis, den Skropheln, in der Atrophie der Kinder, in Waſſerſuchten, anomaler Gicht und Rheumatismus, in chroniſchen Hautausſchlägen angewendet. — Der große Nutzen, den man von dem Eiſen als Heilmittel erwartet, iſt die Veranlaſſung geweſen, es in verſchiedenen Formen und Präparaten anzuwenden; die gewöhnlichſten unter ihnen ſind folgende: 1. das reguliniſche gepulvert ferrum limatum s. limatura martis; 2. ferrum oxydulatum fuscum, s. Aethiops martialis; 3. ferrum oxydatum fuscum von den Alten, crocus martis operitiocus, oder auch adstringens oder cachecticus, Zwelferi oder Colcothur vitrioli genannt, iſt jetzt entbehrlich; 4. ferrum sulfuricum s. vitriolum martis; 5 ferrum muriaticum, aus welchem die tinct. ferri muriatici und die tinct. nervina Bestuscheffii beſteht; 6. ammonium muriaticum martic etum s. flores salis ammoniaci martiales; 7. ferrum tartarisatum s. tartarus chalybeatus s. tartarum ferri, aus welchem auch die Globuli martiales, Stahlkugeln, beſtehen, die zu künſtlichen Stahlbädern gebraucht werden; auch die tinct. martis tartarisata beſteht aus dieſem Präparate; 8. ferrum aceticum, das zur Bereitung der tinct. acetatis ferri und der tinctura ferri acetici aethera Klaprothii benutzt wird. 9. ferrum malicum s. extractum martis pomatum; 10. extractum martis cydoniatum, die beiden letztern ſind auch in der tinct. martis pomata und cydoniata vorräthig; 11. der Stahlwein, vinum chalybeatum. — Endlich befindet ſich das Eiſen und auch in verſchiedener Form und Menge und mit andern Stoffen verbunden in ſehr vielen mineraliſchen Waſſern, z. B. im Egerwaſſer, im Sprudel zu Carlsbad, in der Quelle zu Driburg, Wisbaden, Ronneburg, Spaa, Schwalbach, Pyrmont, Meinberg, Brückenau, Töplitz, Lauchſtädt u. ſ. w. B. P.

Stainer (Jacob), ein geſchickter Saiteninſtrumentenmacher zu Abſom, einem kleinen Dorfe in Tyrol, unweit Inſpruck. Er lebte in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und war ein Schüler des berühmten Inſtrumentenmachers **Amati** zu Cremona. Stainer verfertigte verſchiedne Arten Saiteninſtrumente, vorzüglich aber Violinen, die er, wie erzählt wird, hauſiren getragen, und das Stück für 6 Fl. verkauft haben ſoll. Seine Violinen zeichnen ſich durch eine beſondere Bauart und durch einen ganz vorzüglichen Ton aus; ſie ſtehen in einem ſehr hohen Werthe, und dies um ſo mehr, da die echten nur ſelten ſind, indem Stainer nicht eben viele verfertigt haben ſoll, und manche Violine fälſchlich für ſein Werk ausgegeben wird. **Stainer Marcus**, ein Bruder des Vorhergehenden, war ebenfalls Inſtrumentenmacher zu Lauten in Öſterreich.

Stalaktit iſt ein fraſeriger Kalkſinter von weißer, gelber, rother, grüner und himmelblauer Farbe, der dem Durchſintern ſolcher Gewäſſer ſeine Entſtehung verdankt, die durch einen Überfluß von Kohlenſäure die Kalkerde aufzulöſen im Stande ſind. Daher wird er vorzüglich in Höhlen und leeren Räumen der Kalkgebirge

gefunden, die er überzieht, und wo er nun die ſonderbarſten, abenteuerlichſten Geſtalten bildet. Wo er von oben herabtröpfelnd eine tropfſteinartige Geſtalt annahm, ward er ſchon von den Alten Stalaktit genannt; was ſich aber davon unten auf dem Boden knollig und nierenförmig abſetzte, nannte man Stalagmit. Oft nehmen die Anſätze ſo von beiden Seiten zu, daß ſie endlich ſich vereinigen und große Säulen darſtellen, welche die impoſanteſten Hallen bilden und beim Anſchlagen einen hellen Klang geben. Der Stalaktit findet ſich vorzüglich ſchön in vielen Höhlen Frankreichs, Frankens, Schwedens, des Harzes und der Inſel Creta. Die Künſtler kennen ihn unter dem Namen Marmo alabastrino; ſonſt heißt er auch Tropfſtein.

Stambul, Iſtambul, ſ. Conſtantinopel.

Stamm- und Lehngüter ſind im Weſentlichen von einander unterſchieden. Stammgüter (Erbgüter, Geſchlechtsgüter, bona stemmatica, bona avita) ſind ſolche Güter, welche ein Stammvater ſeinen Nachkömmlingen unter der Vorſchrift hinterläßt, daß ſie zur Erhaltung und Vermehrung des Anſehens und Wohlſtandes der Familie beſtändig bei derſelben verbleiben ſollen. Außer unbeweglichen Gütern können auch bewegliche Sachen, Juwelen, Capitale, und dergleichen ein Gegenſtand ſolcher Verfügungen ſeyn. Eine Dispoſition dieſer Art enthält a) ein Verbot jeglicher Veräußerung, wohin auch die Verpfändung gehört; b) die Beſtimmung der Erbfolge; c) durchaus die Ausſchließung der weiblichen Nachkommen; d) gewöhnlich und rathſam, nicht aber nothwendig iſt die Verordnung der Untheilbarkeit der Güter, und die Beſtimmung der Primogenitur oder des Majorats, (M. ſ. Majorat und Primogenitur), des Seniorats (die Succeſſion, wo bloß das älteſte Mitglied der Familie ohne Rückſicht auf Linie und Grad ſuccedirt, oder des Minorats, wo die Succeſſion unter mehreren Gleichnahen des nächſten Grades bloß dem an Jahren Jüngern gebührt). Stammgut iſt jedes Gut, welches noch aus den alten Zeiten Deutſchlands herſtammt, wo wegen Ausſchließung der Töchter jedes unbewegliche Gut ipso jure Familieneigenthum war. Bei der Succeſſion in Stammgütern wird gar nicht auf die Abſtammung des Succeſſors geſehen, wenn er nur den Namen der Familie führt, und nicht durch eine Tot- oder Grundtheilung abgefunden iſt, d. h. durch eine ſolche Theilung des Landes oder Gutes unter die Descendenten, durch welche alles künftige wechſelſeitige Succeſſionsrecht unter ihnen aufgehoben iſt. Bei Stammgütern ſuccedirt nie das weibliche Geſchlecht, ſondern nach Abgang des Mannſtammes occupirt der Fiscus das Gut als eine res vacans. Die Eigenſchaft eines Stammgutes hört nie von ſelbſt auf, daher auch der letzte des Mannſtammes nicht darüber verfügen kann. Durch dieſe Beſtimmungen unterſcheidet ſich das Stammgut von dem Familienfideicommiß, in welches letztre a) bloß Descendenten, b) aber nach Erlöſchung des Mannsſtammes auch weibliche Nachkömmlinge ſuccediren, und welches nach Abgang des Mannſtammes ipso jure die Qualität eines Familienfideicommiſſes verliert, ſo daß der letzte der Familie freie Dispoſition darüber erhält. Ein Familienfideicommiß kann ſeyn ein abſolutes (Fideicommissum familiae absolutum s perpetuum), wenn es ewig, d. h. bis zum Ausſterben der Familie fortdauern ſoll, oder es iſt ein temporäres oder beſchränktes (F. fam. respectivum s. tempo-

rarium), wenn es auf eine gewiſſe Generation eingeſchränkt iſt. Im Zweifel wird für ein beſtändiges Familienfideicommiß vermuthet. Familienfideicommiß iſt ein Gut nur dann, wenn es durch einen Vertrag oder ein Teſtament ausdrücklich für ein ſolches erklärt iſt. Daher kann etwas Stammgut ſeyn, ohne die Eigenſchaften eines Familienfideicommiſſes zu haben. Wenn ein Lehen Familienfideicommiß werden ſoll, ſo iſt die Einwilligung des Lehnsherrn und der Lehnsvettern oder Agnaten erfoderlich. Jede Veräußerung eines Familienfideicommiſſes iſt nichtig und das Gut wird mit der Eigenthumsklage (Rei vindicatio) zurückgefodert. Diejenigen Mitglieder der Familie, welche nicht Beſitzer des Gutes ſind, haben bloß das Recht, ſolche Verfügungen des Beſitzers über das Gut zu verhüten, die zu ihrem Nachtheile gereichen. Jeder Beſitzer eines Familienfideicommiſſes ſuccedirt ex pacto et providentia majorum, daher findet in Anſehung dieſer Güter, ſo wie bei Lehen a) keine Enterbung und dergleichen Statt, und b) auch nicht die Verbindlichkeit, die Schulden des Vorfahren zu bezahlen, und ſeine Pacta zu präſtiren. Familienfideicommiſſe werden aufgehoben, a) wenn ſie durch Vertrag feſtgeſetzt ſind, durch Einwilligung aller Intereſſenten; b) wenn ſie durch Teſtamente es wurden, ſo können ſie gar nicht aufgehoben werden. Eben ſo iſt es mit der Veränderung und Trennung der Familienfideicommiſſe. Die Mitglieder der Fmilie haben hinſichtlich des Familienfideicommißguts a) das Vindicationsrecht, d. h. die Befugniß, es mittelſt der Eigenthumsklage von jedem dritten Beſitzer zurückzufodern; b) das Interventionsrecht, d. i. die Befugniß ſich in Anſehung des Familienfideicommißguts in den Rechtsſtreit anderer Perſonen einzumiſchen, entweder um eigene Rechte wahrzunehmen, oder auch einem der beiden Streitenden beizuſtehen; c) wenn das Familienfideicommiß durch einen Vertrag geſtiftet iſt, und die Mitglieder der Familie zur Veräußerung des Guts ihren Conſens ertheilt haben, ſo ſteht ihnen das Retractsrecht zu, welches nach den Grundſätzen von Familienretracten überhaupt zu beurtheilen iſt. Wenn das Familienfideicommiß durch Teſtament beſtimmt iſt, ſo dürfen die Mitglieder der Familie gar in die Veräußerung nicht einwilligen; denn, wäre es auch, ſo iſt doch ihr Conſens unwirkſam und nichtig. Unrichtig werden oft Familienfideicommiſſe Stammgüter genannt, obgleich ſie im Weſentlichen eben ſo verſchieden von ihnen ſind, wie die Lehngüter (ſ. Lehnsweſen). Dies ſind nämlich ſolche Güter, deren Benutzungsrecht von einem Obereigenthümer oder Lehnsherrn (Dominus directus) dem Lehnsmann (Vasallus, vassus, clien, fidelis) unter der Bedingung überlaſſen ſind, daß ſie ſich gegenſeitig eine beſondere Treue und der Lehnsmann dem Lehnsherrn gewiſſe Verbindlichkeiten leiſten wollen. Weſentliche Erfoderniſſe des Lehnsguts ſind alſo 1. die Überlaſſung des Benutzungsrechts (dominii utilis) von Seiten eines Lehnsherrn an einen Vaſallen hinſichtlich eines Guts, 2. der Vorbehalt eines Obereigenthums (dominii directi) auf Seiten des Lehnsherrn, 3. die Exiſtenz eines Lehnsmanns (vasallus) und eines Lehnherrn (dominus directus), 4. gegenſeitig verheißene beſondere Treue, 5. die Leiſtung gewiſſer Verbindlichkeiten von Seiten des Lehnsmannes. Vorausgeſetzt wird alſo immer ein Lehngut, welches in Grundſtücken beſtehen muß. Das Benutzungsrecht des Vaſallen beſteht 1. in den Früchten und ſelbſt in dem Schatze (Thesaurus) vom Lehn;

2. in dem Beſitz des letztern; 3. in der Freiheit, es zu verpachten, und Jemanden ein dingliches Recht am Lehen zu beſtellen; 4. wenn der Vaſall weiblichen Geſchlechtes iſt, dem Mann das Lehen als Brautſchatz zuzubringen. In dieſem Fall muß aber ein Lehnsträger beſtellt werden, wozu nur auf ausdrückliche Erlaubniß des Lehnsherrn der Ehemann genommen werden darf; 5. kann der Vaſall auch ohne Conſens des Lehnsherrn und der Lehnsfolge Jemanden ein Pfandrecht am Lehen beſtellen. Auf die Beſtellung eines Fauſtpfandrechts am Lehen aber ſteht der Verluſt des Lehens, welcher nach dem longob. Lehnsrechte auch auf Einräumung oder Beſtellung einer Hypothek erfolgt; 6. kann der Vaſall auch eine Emphytheuſis am Lehen ertheilen; 7. darf er Afterbelehnungen ertheilen; 8. kann er die Geſtalt des Lehens ändern, und 9. auch ohne Einwilligung des Lehnsherrn und der Agnaten oder Lehnsfolger ein veräußerliches Lehen (feudum alienabile) veräußern. Indeſſen hat der Lehnsmann nur ſo lange das Recht, Andern dingliche und perſönliche Rechte an dem Lehngute zu beſtellen, als ſein eigenes Recht an dem letzten dauert. Eine ohne Einwilligung des Lehnsherrn geſchehene Veräußerung eines nicht veräußerlichen Lehnguts an Jemanden, der nicht Lehnsfolger iſt, iſt nichtig und zieht den Verluſt des Lehens, wenn nämlich der Vaſall deſſelben namentlich und ausdrücklich veräußert hat, und ohne das Verſprechen, den Conſens des Lehnsherrn herbeizuſchaffen, nach ſich. Auch die Lehnsfolger können eine ſolche Veräußerung, wenn ihre Einwilligung dazu fehlte, anfechten. Das Obereigenthum (dominium directum, d. eminens) des Lehnsherrn beſteht bloß in der Befugniß, die Ausübung der Eigenthumsrechte des Vaſallen zu leiten, zu ſchützen, und die für das Lehngut zugeſicherte beſondere Treue und Dienſtleiſtung zu empfangen. Der Lehnsherr kann ſein Obereigenthum veräußern und es Jemanden zur Lehn geben. Belehnung mit dem Obereigenthum (dominio directo) iſt bloß Belehnung mit den Einkünften deſſelben. Viele Juriſten nennen dies fälſchliche Afterbelehnung, aber Afterbelehnung entſteht nur durch eine wirkliche Belehnung, welche ein Vaſall vornimmt. Auch kann der Lehnsherr ſein Obereigenthum eigenthümlich übertragen, und ſich damit zurückbelehnen laſſen. Die gegenſeitige verheißene beſondere Treue iſt ein weſentlicher Theil einer jeden Lehnsverbindung, vermöge deren der Vaſall beſondere Pflichten gegen die Perſon, Familie und das Vermögen des Lehnsherrn übernimmt: allen Nachtheil von letzterem abzuwenden, ſeinen Vortheil zu befördern, ihn zu ſchützen und zu vertheidigen. Dahingegen verheißt der Lehnsherr dem Vaſallen ebenfalls Schutz und beſondere Treue. Die beſondere Treue des Lehnsmanns iſt dinglich, d. h. jeder Beſitzer der zum Lehn ertheilten Sache muß ſie leiſten, und gerade durch dieſe beſondere Treue iſt das Lehen von allen andern Arten des Nutzungseigenthums, z. B. dem Meierrecht, der Emphytheuſe ꝛc. unterſchieden. Die beſondere Treue des Vaſallen beſteht darin: a) den Lehnsherrn keiner Verbrechen (mit Ausſchluß des Hochverraths und des Majeſtätsverbrechens) anzuklagen, oder zu denunciren; b) ſich gegen denſelben keiner ehrenrührigen (famosa) Klage oder Einrede zu bedienen; c) nicht das Juramentum calumniae oder den Eid für Gefährde von dem Lehnsherrn zu fodern; d) weder in Civil- noch in peinlichen Sachen (mit Ausſchluß des Hochverraths- und Majeſtätsverbrechens, ſo wie der

Lehnsſachen) gegen den Lehnsherrn zu zeugen; e) dem Lehnsherrn Ehrenbezeigungen zu erweiſen. Die Vernachläſſigung der vier erſten Verbindlichkeiten bewirkt den Verluſt des Lehens. Die beſondere Treue des Lehnsherrn beſteht 1. in der Verpflichtung, den Vaſallen auf keine Weiſe zu verletzen; 2. in der Pflicht, ihn im ungekränkten Beſitze ſeiner Rechte zu ſchützen. Die Lehnsdienſte ſind diejenigen Verbindlichkeiten, welche der Vaſall als ſolcher dem Lehnsherrn leiſten muß. Sie ſind entweder a) kriegeriſche, (militaria) oder b) nichtkriegeriſche (non militaria, pagana), (m. ſ. Lehnsweſen). Zu Kriegsdienſten darf der Lehnsherr heutiges Tages den Vaſallen nicht mehr für ſich, ſondern für den Inhaber der Kriegsgewalt, den Landesherrn, auffodern, wofern er nicht ſelbſt das Recht, Krieg zu führen, hat. Wenn die Lehensdienſte nicht ſchon durch Vertrag oder Herkommen beſtimmt ſind, ſo hat der Lehensherr das Recht, die Lehnsdienſte zu indiciren (anzukündigen) und ihre Größe zu beſtimmen. Die Lehnsdienſte müſſen, wenn das Obereigenthum ſtreitig oder unter mehrere getheilt iſt, dem geleiſtet werden, der ſich im Beſitz befindet. Iſt Keiner im Beſitz, dann ruhen die Dienſte ganz. Die Zeit der Kriegsdienſte hängt vom Lehnsherrn ab. Dieſer muß auch während der Zeit der Expedition den Vaſallen und ſein Vieh unterhalten, braucht aber keinen Schaden zu vergüten. Nur diejenigen Perſonen können ein Lehen erwerben, welche a) ein Nutzungseigenthum erwerben, b) Lehnsdienſte leiſten können. Aus dem letztern Grunde ſind Frauenzimmer (mit Ausſchluß von Weiberlehnen) mit einem Körper- oder Geiſtesfehler Behaftete, Eheloſe, moraliſche Perſonen, alle, weil ſie keine Kriegsdienſte leiſten können, — auch Geiſtliche, quia ecclesia non sitit sanguinem, und weil ſie ſich bloß mit der Religion beſchäftigen ſollen, zur Erwerbung eines Lehens eigentlich unfähig. Jedoch diſpenſirt der Lehnsherr wegen dieſer Gebrechen ſehr leicht gegen Entrichtung gewiſſer Gebühren. Iſt aber adlige Geburt zur Lehnserwerbung erfoderlich, ſo kann nicht der Lehnsherr, wofern er nicht Landesherr iſt, ſondern es muß der letztere diſpenſiren. Die zum Erwerbe eines Lehens unfähigen Perſonen müſſen einen Lehnsträger ſtellen, dies iſt ein ſolcher, welcher ſtatt des unfähigen Vaſallen die von demſelben zu leiſtenden Lehnsdienſte verrichtet. Der Lehnsträger muß eine zur Erwerbung des Lehens fähige Perſon ſeyn, eine Handlung des Lehnsträgers aber, welche von Vaſallen begangen, den Verluſt des Lehens nach ſich ziehen würde, ſchadet dem Lehnmann nicht. Das Lehen kann, wenn der Vaſall weiblichen Geſchlechts iſt, auch dem Gatten als Brautſchatz zugebracht werden, doch muß man einen Lehnsträger in dieſem Falle beſtellen, welches nur auf ausdrückliche landesherrliche Erlaubniß der Ehemann ſeyn darf. Die Lehen werden eingetheilt 1. in Hauptlehen (feudum principale), bei dem nur Ein Lehnherr und Ein Vaſall ſind; 2. Afterlehen, wo der Vaſall das Lehen wieder einem Andern zur Lehen ertheilt, dadurch wird er zugleich Lehnsherr (dominus feudi, dominus directus) und bleibt auch Vaſall. Ferner 1. Privatlehen, wo der Lehnsherr bloß Privatperſon iſt; 2. öffentliches, welches der Staat Jemanden ertheilt. Dies war in Deutſchland ehemals a) Reichslehen, deſſen Obereigenthum dem deutſchen Reiche zuſtand, und b) Landeslehen, welches von einem Landesherrn ertheilt ward. Geiſtliches oder Krummſtablehen, wenn eine geiſtliche, weltliches Lehen, wenn

eine weltliche Sache zur Lehen gegeben war. Gegebenes Lehen (feudum datum) iſt vorhanden, wenn Jemand ſeine Sache einem Andern zur Lehen gibt; aufgetragenes Lehen (feudum oblatum) aber, wenn der Vaſall ſeine eigenthümliche Sache dem Lehnsherrn unter der Bedingung zum Eigenthum gibt, daß er ihn, den Geber, damit belehnen ſoll. Dies that zu den Zeiten des Fauſtrechts mancher, der zu ſeiner Vertheidigung zu ſchwach war, um ſich den Schutz des ſtärkern Lehnsherrn zu ſichern. Eigentliches Lehen (feudum proprium), wo alle in der obigen Erklärung bemerkten weſentlichen Lehnserfoderniſſe vorhanden ſind; uneigentliches (inproprium), wo das nicht iſt. Männerlehen (f. masculinum), welches allein von Mannsperſonen beſeſſen werden kann. Weiberlehen (f. femininum), welches auch Weibsperſonen beſitzen können. Erblehen, worin nach der Lehnsſucceſſion, Nichterblehen (f non hereditarium), wo nach der Allodialerbfolge ſuccedirt wird. Soldatiſches (f. militare), wovon Kriegsdienſte, nichtſoldatiſches, wovon andere Dienſte geleiſtet werden. Adeliges, welches bloß Adelige, nichtadeliges, welches auch Bürgerliche beſitzen können. Letzteres wird wieder eingetheilt a) in Bürgerlehen (feuda urbana), zu deren Beſitz das Bürgerrecht erfodert wird, b) Bauern-, Schöppen- oder Scholzenlehne (feuda scultetica), welches Bauern beſtimmt iſt. Altes Lehen (Stammlehn, feudum antiquum, feudum ex pacto et providentia majorum) welches vom Großvater (oder einem frühern Vorfahren) des gegenwärtigen Beſitzers erworben, und auf ihn durch die Lehnsſucceſſion gekommen iſt, oder welches des gegenwärtigen Beſitzers Vater erwarb, da der jetzige Beſitzer ſchon Kinder hatte. Feudum novum jure antiqui concessum, ein Lehen bei deſſen Verleihung der Lehnsherr feſtgeſetzt hat, daß es wie ein altes beſeſſen werden ſolle, d. h. daß der erſte Erwerber ſeinen Nachkommen die Succeſſion nicht ſoll entziehen dürfen. Neues Lehen, welches der jetzige Beſitzer erſt, oder deſſen Vater, ehe jener noch Kinder hatte, erſt erworben hat. Perſönliches Lehen, welches nur auf eine beſtimmte Zeit, z. B. bis zum Tode des Vaſallen, Jemanden ertheilt iſt. Beſtändiges, welches auch auf die lehnsfähigen Erben des Vaſallen übergeht. Bedingtes Lehen, bei dem andere Dienſte, als Kriegsdienſte oder deren Surrogat, und unbedingtes, bei dem Kriegsdienſte oder deren Surrogat ausgemacht ſind. Vermuthet wird für das letztere. Die Erbfolge in den Lehngütern, wofern es nicht neue Lehne (ſ. oben) ſind, geſchieht, ex pacto et providentia majorum, und daher kann auch von Enterbung ꝛc. hier nicht die Rede ſeyn. Im Lehen können nur die Descendenten des erſten Beſitzers ſuccediren, und von dieſen derjenige, welcher dem erſten Beſitzer dem Grade nach der Nächſte, oder welcher ein Abkömmling des letzten Beſitzers iſt, z. B. der Sohn des letzten Beſitzers geht dem Sohn des erſten Beſitzers vor. Ascendenten und Collateralen, d. h. Ältern und Seitenverwandte ſuccediren dem erſten Beſitzer nur dann, wenn der erſte Erwerber mit dem Lehnsherrn deßhalb paciscirt hat. Adoptiv- und uneheliche Kinder, auch Kinder aus der Ehe zur linken Hand, ſelbſt wenn ſie legitimirt worden, ſuccediren nicht. Doch haben die durch nachfolgende Ehe legitimirten, und die durch Urtel und Recht für ehelich geboren erklärten Brautkinder Succeſſionsrechte. Frauenzimmer und alle Cognaten ſind, wenn es kein Weiberlehen iſt, von der Erbfolge ausgeſchloſſen; Geiſtliche, Gebrechliche, oder auch mit Mängeln der Seele

Behaftete haben kein Succeſſionsrecht. Heutiges Tages haben ſolches jedoch a) proteſtantiſche Geiſtliche, wenn keine eigentlichen (kriegeriſchen Lehnsdienſte zu leiſten ſind, b) alle Gebrechliche, c) alle catholiſchen Geiſtlichen in ſolchen Lehen, welche mit Biſthümern und Erzbiſthümern verbunden ſind. Wenn das Lehen nicht ein Erblehen (f. hereditarium) iſt, ſo wird die Erbfolge in drei Claſſen getheilt, und zwar 1. alle lehnsfähigen Descendenten des letzten Beſitzers bis ins Unendliche (usque in infinitum); 2. die nähern Agnaten, d. h. vollbürtige und Halbbrüder des letzten Beſitzers; 3. die entferntern Agnaten, alſo auch Vaterbrüder, wenn der letzte Beſitzer nicht erſter Erwerber war. Eine dieſer Claſſen ſchließt die andere aus, und von jeder ſuccedirt der, welcher dem letzten Beſitzer der nächſte war. Sind keine Descendenten vorhanden, ſo ſuccediren nach der deutſchen Geſammtbelehnung die Mitbelehnten mit gleichem Rechte. Fehlt es an ſolchen, ſo kommen die Eventualbelehnten, nach der Erſtigkeit ihrer Eventualbelehnung. Jeder Lehnsfolger kann die Lehn- oder Allodialerbſchaft ausſchlagen; nur der Sohn muß entweder beide antreten oder beide ausſchlagen. Nach dem Gerichtsgebrauche kann indeſſen der Sohn das Lehen ausſchließlich erwerben, a) wenn er beides ausſchlägt, und vom Lehnsherrn aufs neue belehnt wird; b) wenn der Vater ihn in Anſehung des Allodiums enterbt hat. N. P.

Stamm. Dieſes Wort hat verſchiedene Bedeutungen. 1. In naturhiſtoriſcher Rückſicht: derjenige Theil eines Gewächſes, welcher zunächſt aus der Wurzel entſproſſen, und von dem alle übrigen Theile abhängig ſind. 2. In bildlicher Rückſicht wird dies Wort Stamm (Stipes) ſowohl von Perſon als von Sachen gebraucht, und da bedeutet a) Stamm eines Regiments ꝛc. diejenigen Krieger, welche bei Errichtung oder Erneuerung eines Regiments ꝛc. zuerſt in daſſelbe aufgenommen wurden, oder überhaupt dem Dienſte nach die älteſten ſind. b) Stammadel (Geburtsadel, Nobilitas gentilitia), ein ſolcher Adel, welcher ſich auf Geburt oder Zeugung (d. h. auf Abſtammung) gründet. c) Stammleiter (Hauptleiter in der Muſik) die Tonleiter von C zu C, nach welcher alle übrigen Tonleitern deſſelben gebildet werden. d) Stamm, in genealogiſcher Rückſicht, entweder diejenige Perſon, von welcher die andere durch Zeugung abhängig iſt, oder auch der Inbegriff derjenigen Perſonen, die durch Zeugung von einer andern herkommen, e) z. B. Volksſtamm; doch wird hier nicht eine gemeinſchaftliche Abſtammung von einer phyſiſchen Perſon, ſondern nur Abſtammung von einer Völkerſchaft erfodert, deren Einzelweſen ſich in eine moraliſche Perſon vereinigt hatten. f) Gemeinſchaftlicher Stamm heißt eine phyſiſche oder moraliſche Perſon (Corporation) in Hinſicht auf mehrere von ihr durch Zeugung Abhängige. g) Hauptſtamm oder Capital (Sors) in Rückſicht auf Geldſachen, heißt im Allgemeinen der Inbegriff verzehrbarer Sachen, für deren Gebrauch Zinſen entrichtet werden; im engern Verſtande verſteht man darunter eine Summe Geld, deren Gebrauch Jemanden gegen Zinſenzahlung überlaſſen iſt. Obgleich es Jedem nach dem Naturrecht erlaubt ſeyn muß, für den Gebrauch ſeiner Sachen eine ſo hohe Vergeltung zu fodern, als ihm beliebt, ſo wurde doch der Zinſenwucher von jeher durch poſitive Geſetze beſchränkt. Die Juden waren, ſo viel uns bekannt iſt, das erſte Volk, bei dem eine ſolche Einſchränkung durch das moſaiſche Geſetz gemacht wurde, und des öffentlichen Wohls wegen

nothwendig war, da ſie ihre Gelder nur gegen hohe Zinſen ausliehen, ſo daß der des Darlehns bedürftige Schuldner damit nicht den Betrag der Zinſen erwerben konnte. Bei den Römern durften von einem Darlehn keine Zinſen gefodert werden, wenn nicht ein beſonderer Verzinſungscontract (contractus foenoris) hinzu kam. Aus Mißverſtand des moſaiſchen Geſetzes verbot das canoniſche Recht die Zinſen ganz. Durch deutſche Reichsgeſetze (Reichsabſchied von 1654) ſind in der Regel nur fünf vom Hundert auf's Jahr zu nehmen erlaubt. In Schleſien und einigen andern Ländern ſind ſechs pro Cent verſtattet. Höhere Zinſen, als die geſetzlich erlaubten, darf man indeſſen von einem Capital nehmen, wenn daſſelbe auf Gefahr des Gläubigers geborgt wird, ſo daß, wenn die Schiffe, Waaren oder Sachen, zu deren Ausbeſſerung, Ankauf oder Fortſchaffung das Darlehn geſchehen iſt, an ihrem Beſtimmungsort entweder gar nicht, oder nicht glücklich ankommen, der Gläubiger auch das Capital nicht wieder bekommen ſoll. Ein ſolches Capital heißt pecunia trajectitia, und das ganze Geſchäft wird foenus nauticum (See- oder Schifffahrtszinſencontract) genannt, auch wenn der Transport zu Lande geſchieht. Die aus dieſem Contract entſpringende und nach ihm benannte Klage verjährt erſt in 30 Jahren. Das übrige ſehe man unter Zinſen, Anatocismus, Aſſecuranz und Bodmerei. N. P.

Standarte iſt bei der Cavallerie das, was die Fahne bei der Infanterie iſt, der Sammelpunkt der Truppenmaſſen bey und nach dem Gefecht. Es iſt ein beſonderes Ehrenzeichen, das den Truppen ertheilt wird, und gewöhnlich mit der Namenchiffer des Landesherrn und dem Nationalwappen verſehen iſt. Gemeiniglich muß die angehende neue Mannſchaft bei der Standarte ſchwören, ſelbige niemals zu verlaſſen. Nur die Huſaren führen keine Standarten, wahrſcheinlich weil ſie mehr zum zerſtreuten Gefecht, als in Maſſe zu agiren beſtimmt ſind, und ſie mithin nicht füglich würden vertheidigen können. P. S.

Stände. Unter Stand in politiſcher Rückſicht verſteht man einen Inbegriff von Perſonen, denen vermöge ihrer Geburt, oder durch landesherrliche Verleihung oder durch geiſtliche Ordination gewiſſe beſondere Rechte und Verbindlichkeiten einerlei Art zukommen, von denen andere Staatsbürger durch ihre Geburt und ihre Nichtordination ausgeſchloſſen ſind. In den meiſten europäiſchen Staaten gibt es jetzt vier ſolcher Stände, nämlich den Adelſtand, die Geiſtlichkeit, den Bauernſtand und den Bürgerſtand. Als die Menſchen aufhörten, ein Nomadenleben zu führen, als ſie anfingen, ſich an beſtimmten Wohnörtern niederzulaſſen, und den Acker zu bauen, da bildete ſich der Bauernſtand, aus dem durch Entſtehung der Städte ſpäterhin der Bürgerſtand hervorging. Große Naturerſcheinungen, Sonnen- und Mondfinſterniſſe, Erdbeben u. ſ. w. führten, auch wo es keine poſitive Offenbarung gab, oder wo dieſe bereits vergeſſen war, auf die Idee eines höchſten Urhebers dieſer Erſcheinungen und des Weltſyſtems ſelbſt. Kluge und verſchlagene Menſchen benutzten dieſe Idee und die kindiſche Furcht der Einfältigen vor dem Zorn der höhern Weſen zu ihrem Vortheil. Sie ſtellten ſich deßhalb als Mittelsperſonen zwiſchen die irdiſche und überirdiſche Welt, rühmten ſich einer beſondern Bekanntſchaft mit Gott, oder mit den Göttern, und gewannen durch mancherlei Künſte das Vertrauen der Schwachen. Dieſe nahmen willig die

Verordnungen jener Mittelsperſonen (Prieſter) als Götterſprüche an, und ſo bildete ſich nach und nach faſt überall der Stand der Geiſtlichkeit, der es ſich zum Geſchäft machte, die religiöſen und ſittlichen Vorſtellungen der Völker zu leiten. Das große Anſehen in welches dieſer Stand ſich beſonders bei dem gemeinen Haufen zu ſetzen wußte, verſchaffte ihm in mehreren Ländern der Urwelt das Grundeigenthum und das ausſchließliche Recht auf die Regentenwürde, z. B. in Äthiopien, Ägypten ꝛc., und in andern Ländern einen großen Einfluß auf die öffentlichen Geſchäfte, z. B. in Judäa, Griechenland, Rom ꝛc., denn der Prieſterſtand mußte durch ſeine Gebete, ſeine Opfer, ſeine Feſte und ſeinen Segen das Gedeihen der öffentlichen Staatsangelegenheiten zu bewirken ſuchen, oder auch durch ſeine Orakelſprüche, ſeine Traumauslegungen, ſeine Prophezeiungen beſtimmen, ob das, was man zu thun beſchließen wollte, ein glückliches oder unglückliches Ende nehmen würde. So wie die Vorſtellungen der Menſchen von höhern, über ihrer Sphäre liegenden Dingen heller oder dunkler waren und wurden, ſo wechſelte auch chamäleontiſch die äußere Geſtaltung der Geiſtlichkeit, und die Größe ihres Anſehens und ihrer Macht. Der Prieſterſtand iſt beinahe ſo alt als die Welt, wenigſtens ſo alt als der Glaube an ein höheres Weſen, für deſſen Boten, Verſöhner, Dolmetſcher und Stellvertreter die Geiſtlichen der ungebildeten Nationen von jeher ſich ausgaben. Auch Erbadel kannte die Urwelt ſchon. Wilde Räuber- und Jägerhorden bemächtigten ſich häufig wehrloſer Städte oder ganzer Länder. Die Anführer dieſer Horden räumten ihren Kriegern große erbliche Vorzüge vor den unterjochten Volks- und Familienſtämmen ein, theils um jene Horden noch mehr an ſich zu feſſeln, theils um auch ihren Nachkommen den erblichen Beſitz der überwundenen Länder zu ſichern. So wurde der ſiegende Volksſtamm häufig und oft ausſchließlich zur kriegeriſchen Volkscaſte, zum Stützpunkt der uſurpirten Staatsgewalt, und zum Mittelpunkte, aus welchem im Erlöſchungsfall ein neues Staatsoberhaupt gewählt werden ſollte, mit großen Bevorrechtigungen erhoben. Glück und Anſehen einer ſolchen militäriſchen Volkscaſte hing mit dem Heil des Uſurpators und ſeines Geſchlechts zu genau zuſammen, als daß ſie nicht gegenſeitig ſich hätten ſchützen und begünſtigen müſſen, und dies geſchah auf Koſten der Unterjochten, von denen am wenigſten Widerſtand zu erwarten war, nämlich auf Koſten des friedlichen Bürger- und Bauernſtandes. Indeſſen gab es doch auch ſchon in der Urwelt einen Erbadel beſſern Urſprungs, der ſeine erblichen Vorzüge der Erkenntlichkeit ſeiner Mitbürger für die von ihm und ſeinen Ahnen erworbenen Verdienſte zu verdanken hatte. In dem Glauben, daß der Sohn auch die Tugenden und Fähigkeiten des Vaters erbe, bildete ſich in Griechenland und Rom ein ſolcher erblicher Verdienſtadel, der zum Theil mit ausſchließlichen Anſprüchen auf die höchſten Staatsämter verbunden war. (M. ſ. Adel, Attica, Patricier, Rom, Stadtadel). Höher, als jetzt, wurde jedoch immer bei den meiſten ältern Völkern (z. B. den Chaldäern, Phöniciern, Ägyptern, Sineſen nnd Griechen) der Bauernſtand oder der Stand der practiſchen, das platte Land bewohnenden Ackerbauer geachtet. Dieſer Stand genoß häufig mit dem Bürgerſtande, oder denjenigen Städtebewohnern, die weder zu den adeligen, noch geiſtlichen Caſten gehörten, gleicher Rechte. Die ländlichen Ackerbauer waren keiner Leibeigenſchaft unterworfen; auch kannte man keine Frohn-

und Hofdienſte. In vielen, beſonders in den republikaniſchen Staaten hatte der Bürgerſtand den größten Antheil an der Staatsgewalt, welcher ihm jedoch, ſo wie dieſe Regierungsverfaſſungen monarchiſch wurden, nach und nach genommen ward. Mit den durch das Chriſtenthum und die Völkerwanderungen ſpäterhin über Europa ausgehenden Veränderungen geſtalteten ſich die rechtlichen Verhältniſſe der Stände ganz anders. Bei den alten Germanen gab es bis zur Einführung des Lehnsweſens vier Volksclaſſen: 1. Edle (nobiles), in ſpätern Zeiten der hohe Adel. Aus ihrer Mitte wurden die Könige gewählt, und zu ihnen gehörten die Nachkommen der Fürſten und Stammhäupter. 2. Freie (oder Gemeine, ingenui, ſpäterhin der niedere Adel); ſie waren von der erſten Claſſe ganz unabhängig, und hatten Sitz und Stimme bei den Volksverſammlungen. 3. Freigelaſſene (liberti), die für ihre Schutzherrn das Feld baueten, oder ein Gewerbe trieben, und deren Urenkel erſt die Rechte der Freien erlangten. 4. Leibeigene (servi, glebae adscripti) waren entweder Kriegsgefangene, oder unterjochte Bewohner des platten Landes oder mitgebrachte Knechte, die zwar ein gewiſſes Eigenthum zur eignen Bewirthſchaftung erhielten, aber Abgaben und Dienſte davon an ihren Herrn zu entrichten und zu leiſten hatten. Die Leibeigenſchaft war eine Folge der Unterjochung und Beſiegung, und hing mit der Abneigung der Sieger gegen den Ackerbau zuſammen. Sie war der Grund des ſklaviſchen Verhältniſſes des deutſchen Bauernſtandes, welches bis in die neueſten Zeiten fortdauerte, ſo daß dieſer Stand nie an der Reichsſtandſchaft, und in höchſt ſeltenen Fällen nur an der Landſtandſchaft Antheil nahm. Auf die Städtebewohner ward übrigens die Leibeigenſchaft nie ausgedehnt. Durch die Einführung des Lehnsweſens (ſ. die Artikel: Burggrafen, Fürſten, Grafen, Herzoge, Kaiſer, König, Lehnsweſen, auch Deutſchland, Reich, deutſches, und Landfriede) wurde der alte, freie (d. h. von den Königen unabhängige) Adel verdrängt, und der Lehnsadel (eigentlich der Adel des Fürſtendienſtes und der militäriſchen Knechtſchaft) ſchwang ſich empor, und machte, eben ſo wie die Biſchöfe, die ihm zum Theil nur auf Lebenszeit verliehenen Beſitzungen zu erblichen und unabhängigen Staaten. Um das lockere Band zwiſchen ihnen und ihren großen Vaſallen nicht ganz von den letztern zerreißen zu laſſen, erkannten die Kaiſer ſie und die höheren Geiſtlichen als Reichsſtände an, und dieſe Reichsſtände führten, nach dem ihnen gegebenen Vorbilde, in ihren Ländern die Landſtände ein. Der Grundmaſſe des Volks, dem Bauernſtande, war jedoch hiermit wenig geholfen, indem die Landſtände bloß aus den mittelbaren Edelleuten und Prälaten beſtanden. Viele Städte erhielten ſich lange frei in ihrer Unmittelbarkeit (m. ſ. Städte), allein nach und nach wurden auch ſie theils durch Liſt, theils durch Gewalt der mächtigen Reichsſtände vermittelbart, und nun erhielten ſie, ſo wie die übrigen Vaſallen der Reichsſtände Sitz und Stimme auf den Landtagen; wie dies auch die unmittelbar gebliebenen Reichsſtädte ehemals auf den Reichstagen hatten. Durch die Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung fielen die Reichsſtände gleichfalls hinweg, und die ſouverainen Fürſten des Rheinbundes hoben zum Theil die landſtändiſchen Verfaſſungen in ihren Ländern auf, z. B. Wirtemberg, oder führten ſtatt derſelben eine aus beſtimmten Claſſen der Stände gewählte Nationalrepräſentation ein, wie Bayern, oder ſie be-

ſchränkten auch die Befugniſſe der bisherigen Landſtände, wie Meklenburg-Schwerin. Von einigen andern Rheinbundesfürſten wurde hierin nichts verändert. Durch die deutſche Bundesacte iſt allen deutſchen Bundesſtaaten eine landſtändiſche Verfaſſung verheißen und wirklich in mehreren Ländern ſchon eingeführt. Hoffentlich wird der ſeit beinahe 2000 Jahren ſo ſehr zurückgeſetzte und bedrückte Bauernſtand, von dem der Bürgerſtand, und mit dieſem alle höhere Geiſtescultur ausging, auch in dieſen ſtändiſchen Verſammlungen, ſo wie in Schweden, Sitz und Stimme erhalten, und es ihm vergönnt werden, ſeine Befugniſſe ſelbſt wahrzunehmen. Man behaupte immerhin, daß der Bauernſtand noch nicht auf der gehörigen Stufe geiſtiger Cultur ſtehe, ſo iſt er doch unſtreitig fähiger als ein anderer zu beurtheilen, was für ihn erſprießlich und ſchädlich iſt. Durch die Theilnahme an den öffentlichen Staatsverhandlungen wird der Bauernſtand einen höhern Grad von ſittlicher und geiſtiger Ausbildung erhalten, und die Repräſentanten dieſes Standes werden die in ihren Geſchäftskreiſen erlangte Cultur nach Hauſe bringen und ihren Familien und Umgebungen mittheilen. Auf dieſe Weiſe nur kann die Menſchheit dem hohen Ziele der Vervollkommnung in allen Ständen mit verhältnißmäßig gleichem Schritte entgegenrücken, und nur hiedurch kann das Wohl der Völker und die Sicherheit der Thronen befeſtigt werden. Durch die Ausſchließung eines Standes von der Theilnahme an den wichtigſten ihn betreffenden Verhandlungen wird Groll und Erbitterung erzeugt, und die Einigkeit der Nation untergraben. In Hinſicht der durch die deutſche Bundesacte zugeſicherten landſtändiſchen Verfaſſungen dürfen wir überhaupt uns den größten Segen für unſer Vaterland verſprechen, da der Willkür, der Vergrößerungsſucht und ſo vielen andern Übeln heilſame Gränzen geſetzt, die verſchiedenen Stände einander näher, und ihre Intereſſen mehr in Verbindung gebracht werden. Zu wünſchen iſt es gar ſehr, daß alle innern und äußern Verhältniſſe der Staaten, ihre Verwaltung und ihre Geſetzgebung zu Gegenſtänden der landſtändiſchen Verhandlungen, ſo weit dies irgend thunlich iſt, gemacht werden mögen; und mit Gewißheit darf man erwarten, daß Deutſchlands edle Fürſten ihren Völkern nicht den Namen für die Sache, nicht die Schale für den Kern reichen wollen. Dazu hat Deutſchland zu viel gelitten und geblutet. Wird man aber den Völkern eine freie, dem Geiſte der Zeit angemeſſene landſtändiſche Verfaſſung geben, die ihnen das unveräußerliche Recht jedes Menſchen und jedes Volkes ſichert, nie als Sache gebraucht werden zu ſollen, ſo wird jeder Deutſche ſein Vaterland doppelt lieben, und gern, wenn es ſeyn muß, noch einmal bluten. Bei Beſtimmung der Menge der Repräſentanten eines Standes würde man nicht auf die größern erblichen, oder durch die Staatsverfaſſung beſtimmten perſönlichen Vorzüge des Standes ſehen dürfen, indem dieſer ja ſchon gerade wegen ſolcher Vorzüge weniger Anſprüche auf eine Mehrheit der Stimmen, als ein anderer minder bevorzügter Stand hat. Demnach muß ſich die Zahl der landſtändiſchen Repräſentanten richten: 1. nach der Menge der zu einem Stande gehörigen Individuen; 2. nach der Gemeinnützlichkeit des mit dem Stande verbundenen Gewerbes; 3. nach dem Ertrage des letztern; 4. erſt nach dem Werth und Ertrage des Grundvermögens eines Standes. Da aber die größere oder ge-

ringern Nützlichkeit eines Gewerbes manchen Zweifeln und Verſchiedenheiten in der öffentlichen Meinung unterworfen ſeyn kann, ſo dürfte immer der sub 1. angeführte Maßſtab der einzig rathſame ſeyn. Nur Perſonen, welche ein ſo beträchtliches Vermögen, oder ein ſo einträgliches Gewerbe hätten, daß ſie nicht dem Verdachte der Beſtechung ausgeſetzt ſeyn könnten, müßten zu Repräſentanten gewählt werden, und dies würde auch dem Minderver- mögenden nicht kränkend, ſondern ein Antrieb ſeyn müſſen, ſich ein gleiches Vermögen, und damit zugleich die Wahlfähigkeit zu erwerben. Auch müßte das Recht der Landſtandſchaft eben ſo wenig von dem Beſitze eines Grundſtücks, als von der Geburt abhängen, da mit beiden nicht die Fähigkeit verbunden iſt, für andre zu denken und zu ſprechen. Dem geiſtlichen Stande müßte um ſo weniger die Theilnahme an der Landſtandſchaft verſagt werden, da er die heilſamſten Rathſchläge zur Veredlung des Menſchengeſchlechts, zu Verbeſſerung öffentlicher Schul- und Erziehungsanſtalten u. ſ. w. geben kann. In Öſterreich, Mähren und Böhmen genoß die Geiſtlichkeit reichs- und landſtändiſcher Rechte, und in Ungarn macht ſie den erſten Reichsſtand aus; auf ſie folgen dort die Magnaten, ſodann die Edelleute (nicht bloß die Güterbeſitzer, Nobiles possessionati, ſondern auch die bloß titulirten, Nobiles armatistae), darauf die königlichen Freiſtädte, deren jede nicht mehr als einen Edelmann vorſtellt. Der übrige Bürgerſtand und die Bauern nehmen gar keinen Antheil an den reichsſtändiſchen Verhandlungen. (M. ſ. hier noch Reich, deutſches, und Rheinbund, auch Ungarn.) In Großbritannien herrſcht freilich, ſo wie in Deutſchland eine Erblichkeit der Standesvorzüge bei dem Adel, die aber doch in mancher Hinſicht beſchränkt iſt. (M. ſ. Großbritannien.) Die jüngſten Söhne der vornehmſten engliſchen Adelsclaſſe, der Herzoge ſelbſt, werden häufig wieder zu den bürgerlichen, oder doch zum niedern Adel gerechnet, und daher kann bei den Britten nie eine ſo ſcharfe Trennung der Stände Statt finden als bei andern Völkern, wo der Adel durch die Geburt auf alle Kinder beiderlei Geſchlechts vererbt wird. Hiezu kommt noch der verhältnißmäßige gleiche Antheil, welchen auch der Bürger- und Bauernſtand, ſo wie die Geiſtlichkeit, an der Staatsverwaltung nehmen, und das Intereſſe jedes dieſer Stände, die beſtehende Verfaſſung aufrecht zu erhalten, um den Unterſchied der Stände weniger fühlbar, und für die minder Bevorzügten weniger drückend zu machen. Nur ſtreitet das erbliche Recht der Volksrepräſentation, welches der hohe Adel durch die Geburt erwirbt, mit dem Geiſte der Zeit und — mit der Vernunft ſelbſt. Mögen Vorrechte in Hinſicht auf äußere Ehre, mögen Geld und Güter vom Vater auf den Sohn vererbt werden können, deßhalb ſind Tugenden und Fähigkeiten der Väter kein nothwendiges Erbtheil der Söhne, und jede Staatsverfaſſung iſt tadelhaft, die das Recht zu Ämtern und zur Volksvertretung von dem geſchickten und rechtlichen Vater auf den ungeſchickten unrechtlichen Sohn fortpflanzen läßt. — Durch die Staatsumwälzungen in Frankreich wurden zwei der mächtigſten und bevorzügteſten Stände anfangs ganz aufgehoben und vernichtet: der Adel und die Geiſtlichkeit; nur der Bürgerſtand (Tiers état) und der Bauernſtand blieben, als die eigentliche weſentliche Grundmaſſe des Volks übrig. Allein die gänzliche Vernichtung nicht bloß des

politiſchen Einfluſſes, ſondern der Exiſtenz der Geiſtlichkeit ſelbſt hatte jene Irreligioſität und Sittenloſigkeit zur Folge, die nachmals die Miturſache ſo zahlloſer Gräuel ward, von denen jene jedes menſchliche Gemüth anfangs erfreuende Revolution begleitet war. Der Glaube an ein höheres Weſen, das Erbtheil vieler Jahrtauſende, und die Hoffnung eines ewigen Lebens ſind dem menſchlichen Herzen zu nöthig und ihm zu tief eingegraben, als daß man der Religion hätte entbehren können. Sie kehrte mit ihren Dienern zurück. Die letztern, welche übrigens vorher den erſten Stand in Frankreich bildeten, verloren jedoch durch das Concordat vom 15ten Juli 1801 ihren politiſchen Einfluß, und mußten, ſonſt von dem römiſchen Biſchofe abhängig, ſich dem franzöſiſchen Staatsoberhaupte unterwerfen. (M. ſ. Pius VII. und Napoleon.) Auch ein Adel entſtand wieder. Die Ehrenlegion war die Grundlage zu dem neuen Verdienſtadel. (M. ſ. Ehrenlegion.) Mit dieſem Inſtitut waren bereits einige erbliche Vorzüge verbunden. Auf ſolche Weiſe ſuchte Bonaparte den Unwillen des Volks gegen den Adel allmählig zu erſticken, um durch die Einführung eines neuen, von ihm allein abhängigen Adels ſeiner Regierung Glanz und Feſtigkeit zu geben. Auch in Italien ward durch den Orden der eiſernen Krone der Grund zu einem neuen Adel gelegt, und nachdem Bonaparte mehrere ſeiner Familienglieder und Vertrauten mit königlichen und fürſtlichen Würden bekleidet hatte, gründete er (31ſten März 1806) neue Lehen und Titel mit reichlichen Einkünften, um „große Dienſte zu belohnen, oder eine nützliche Nacheiferung zu erwecken, oder den Glanz des Thrones zu erhöhen.“ So ward die urſprüngliche Form des alten erblichen Lehnsadels, um deſſen Vernichtung Jahre lang Ströme von Blut gefloſſen waren, hergeſtellt. Die Sache ſelbſt kehrte, nur modificirt und in andern Individuen, wieder zurück. (M. ſ. hier Adel.) Merkwürdig iſt es übrigens, daß Bonaparte ſich in ſeinen deßhalb erlaſſenen Decreten niemals des Ausdrucks Adel (noblesse) bediente. Er beurtheilte ſehr richtig ſein Volk, das mehr auf den Namen als auf die Sache ſieht. Als Ludwig XVIII. endlich in Paris wieder ſeinen Einzug hielt, kehrte mit ihm das vor einem Vierteljahrhundert entflohene Heer des alten Adels, dem ſein Vaterland eine fremde Welt geworden war, zurück, um durch große, alle neuern Verhältniſſe erſchütternde Anſprüche das Mißtrauen der beſiegten Landsleute zu erregen, und Zwieſpalt und Uneinigkeit zwiſchen König und Volk zu ſäen. Unſtreitig wird die Geiſtlichkeit, wenn die bourbonſche Regierung ſo fortfährt, auch einen großen Theil ihrer alten Rechte wieder erlangen. Sollte der neue franzöſiſche Adel ſich mit dem alten amalgamiren, ſo wird der Bürger- und Bauernſtand in Frankreich einer ſo mächtigen Verbindung wieder unterliegen müſſen. Eine ſolche Verbindung iſt aber leicht möglich, da dem neuen Adel die Politik, dem alten aber ſeine drückende Dürftigkeit dazu räth. (M. ſ. Ludwig XVIII.) Auch jetzt beginnt man von neuem, den Adel als die Mittelmacht zwiſchen den Fürſten und Völkern darzuſtellen, wodurch den erſtern ihre Thronen, den letztern ihre Rechte geſichert und erhalten werden. Aber ohne einem Stande ſeine Verdienſte beſtreiten zu wollen, fragen wir: wo war der Adel das jemals? In Frankreich unter Philipp Auguſt hätte der Adel, d. h. die größern Vaſallen, dem

Könige Krone und Scepter entriſſen, wenn er nicht ein ſtehendes Heer errichtet hätte. Nie wurden dem Bürger= und dem Bauernſtande ihre Rechte von dem Adel geſchützt, aber wohl gekränkt. Jene beiden Stände wurden immer mehr von dem Adel, als von den Fürſten gedrückt, und dieſen letztern wurden von ihren übermüthigen Lehnsleuten, die nie mit ihrem Stande zufrieden, immer nach etwas Höherem trachteten, und Keinen über ſich dulden wollten, Länder, Würden und Hoheitsrechte entriſſen. Das lehrt die Geſchichte Deutſchlands, Frankreichs, Italiens und aller übrigen europäiſchen Staaten. Der Bürger und Landbewohner iſt zufrieden mit ſeinem ſtillen Glücke. Von dieſen beiden Ständen hat der Fürſt nie etwas zu fürchten, ſo lange ihre Sicherheit, ihr Wohlſtand nicht auf eine ungerechte Weiſe angetaſtet werden. Von einem Stande aber, deſſen einziges Streben auf Glanz, Hoheit und Ehre gerichtet iſt, kann der Regent mehr beſorgen, da der Zielpunkt dieſes Standes immer nur die höchſte Staatsgewalt ſelbſt ſeyn kann. Der Adel iſt daher für die Sicherheit der Rechte ſeiner Mitſtände, wie für die Erhaltung der Throne und Verfaſſungen eben ſo wenig vortheilhaft als nothwendig. Bloß die Zufriedenheit der Völker mit ihren Regenten iſt die Stütze der letztern. Eben ſo gut als die Republiken, z. B. Nordamerika, ohne Adel beſtehen können, eben ſowohl können es Monarchien. Möge alſo der Adel immer ſeine Ehrenvorzüge behalten, ſie ſind ein Erbgut ſeiner Väter, und ein Antrieb für ihn, ſich derſelben würdig zu zeigen; nur muß er nie Rechte ausſchließlich beſitzen wollen, wodurch die andern Stände in ihren Befugniſſen beſchränkt werden, am wenigſten muß man ihm ein vorzügliches Volksvertretungsrecht ſeiner Geburt halber zugeſtehen. Wir glauben dieſe Abhandlung ſchließen zu können, indem wir noch auf die Artikel: Dänemark, Frankreich, Holland, mediatiſirte Fürſten, Polen, Portugal, Rußland, Schweden, Spanien, Ungarn, vereinigte Staaten von Nordamerika verweiſen. N. P.

Standrecht, ein bei dem Militär übliches außerordentliches Kriegsgericht, das beſonders im Kriege, auf Märſchen und in Fällen, wo die Sache ſchlechterdings keinen Verzug leidet, über ein auf friſcher That entdecktes, und klar erwieſenes Verbrechen, das den Geſetzen und Umſtänden nach die Lebensſtrafe zum warnenden Beiſpiele für Andre zur Folge hat, ſogleich (d. h. innerhalb 24 Stunden), ohne die ſonſt gewöhnlichen Förmlichkeiten gehalten wird. Der General oder commandirende Offizier, und die dazu befehligten Offiziere der Truppenabtheilung verſammeln ſich vor dem Lager in einen Kreis, und ſtehenden Fußes (daher auch der Name) wird Erkenntniß gehalten, das Urtheil geſprochen und ſofort vollzogen. Iſt das Regiment auf dem Marſche begriffen, und kann der Leichnam des Erſchoſſenen oder Gehängten vor Sonnenuntergang nicht beerdigt werden, ſo wird ihm ein Zettel, worauf das Verbrechen angezeigt iſt, auf die Bruſt geheftet. Schon die Menſchlichkeit fodert, daß man nur in der höchſten Noth zu einem ſolchen Verfahren ſchreitet, und dabei die äußerſte Behutſamkeit anwendet. Das Verbrechen ſelbſt muß auf das klarſte erwieſen und auf friſcher That entdeckt ſeyn, und über die Perſon des Verbrechers, und die Identität deſſelben mit dem vor Gericht geſtellten Menſchen muß nicht der mindeſte Zweifel obwalten. Wahrſcheinlich kommt das Standrecht von

dem Spießrecht der alten Deutſchen her, welches in ähnlichen außerordentlichen Fällen über ſchwere Verbrecher vom Kriegsheere gehalten wurde. Das Urtheil wurde hier von Geſchwornen gefällt und ſogleich vollzogen. Der Verurtheilte mußte ſodann zwiſchen einer langen Gaſſe von Kriegern hindurchgehn, die ihre Spieße ſo lange in ihn ſtießen, bis er todt war.

Standrede heißt eigentlich eine kurze Rede, welche nur ſtehend gehalten wird; gewöhnlich verſteht man aber diejenige Rede darunter, welche bei Einſenkung einer Leiche am Grabe gehalten wird.

Stanislaus Auguſt, Graf Boleck Poniatowski, der letzte König von Polen, wurde den 17ten Januar 1732 zu Woleczyn in Litthauen geboren. Er war der Sohn des bekannten Grafen Stanislaus Poniatowski, Caſtellans von Cracau und der Prinzeſſin Conſtanzia Czartorinski. Sein Vater war einer der vorzüglichſten Feldherren Carls XII., und ging mit demſelben nach der unglücklichen Schlacht von Pultawa nach der Türkei, wo er die ganze Zeit, welche der König dort ſich aufhielt, blieb, und ihm als Geſandter bei der Pforte diente, und den Frieden am Pruth eifrigſt zu verhindern ſuchte. Nachher begleitete er Carl XII. zurück nach Schweden, diente ihm ferner als Feldherr ſehr ruhmvoll, und war bei der Belagerung von Friedrichshall, wo der König blieb (m. ſ. Carl XII.), bei demſelben. Späterhin ward er Kronſchatzmeiſter von Polen, und ſtarb 1762. — Stanislaus Auguſt war der ſiebente von elf Geſchwiſtern, und hatte daher wenig Ausſicht auf Vermögen und Glück, aber eine ſchöne Geſtalt, Geiſt und Anmuth, überhaupt ein Verein der liebenswürdigſten Eigenſchaften, die er beſaß, berechtigten ſeinen Vater und ſeine beiden Oheime, die Fürſten Czartorinski, zu großen Hoffnungen für ihn. Sie ließen ihn in Deutſchland, Frankreich, England und Rußland reiſen, und der Ritter William Hanbury begleitete ihn aus Freundſchaft. In Rußland erwarb ſich der junge Graf mehr als bloße Freundſchaft bei Catharina II., die damals noch Großfürſtin war. Sein Vater und ſeine beiden Oheime, welche zu dieſer Zeit in Polen durch ihren Einfluß herrſchten, bewirkten, daß er zum polniſchen Geſandten am ruſſiſchen Hofe ernannt wurde; er erſchien zu Petersburg auf das glänzendſte, und Catharina verhieß ihm die Krone von Polen, wenn ſie zum Throne gelangte. Als die Abſetzung und der Tod Peters III (vom 8ten bis 14ten Juli 1763) ihr hierzu verholfen hatten, ſuchte ſie ihrem Lieblinge die polniſche Krone zu verſchaffen. Vergebens widerſetzten ſich Öſterreich, Sachſen, die Pforte, Frankreich und Spanien in den heftigſten Manifeſten der Wahl des Grafen Poniatowski; Catharina ließ eine Armee in Litthauen einrücken, ſchickte ein anderes Kriegsheer von 50,000 Mann nach den Gränzen Polens, und befahl ihrem Geſandten Kayſerling auf dem Reichstage zu Wilna alles dahin einzuleiten, daß Stanislaus Auguſt zum Könige gewählt würde. Den 7ten September 1764 fand die Wahl Statt, und den 26ſten November ward der Graf Poniatowski zum Könige gekrönt. Seine perſönlichen Eigenſchaften verſprachen ihm eine glückliche, ſeinem Vaterlande eine wohlthätige Regierung; allein die eingewurzelten Fehler der polniſchen Verfaſſung und der überwiegende Einfluß Rußlands vereitelten dieſe Hoffnungen. Es entſtanden Unruhen

wegen der Religion. Die Nichtcatholiken oder Diſſidenten, welchen in dem Vertrage von Oliva gleiche bürgerliche Rechte mit den Catholiſchen zugeſichert waren, beſtanden auf dieſer Foderung, und wurden von Rußland, welches jenen Vertrag garantirt hatte, unterſtützt. Der ruſſiſche Geſandte verwandte ſich auf dem Reichstage 1766 zu Gunſten der Diſſidenten auf das lebhafteſte, der König war auch geneigt, ihren Beſchwerden abzuhelfen; allein der polniſche Adel und die Geiſtlichkeit widerſetzten ſich. So entſtanden die Conföderationen von Litthauen und Radom, denen die von Bar (1767) folgte, welche von den Biſchöfen Soltyk von Cracau, und Maſalski von Wilna angeſponnen, von Frankreich unterſtützt, und von dem Grafen Pac geleitet wurde. Dieſe letztere Conföderation trieb die Kühnheit ſo weit, den Thron für erledigt zu erklären, und that mit einer geringen Anzahl von Menſchen unter der Anführung des unerſchrockenen Caſimir Pulawski Wunder der Tapferkeit. Die Kaiſerin von Rußland ſandte ein Kriegsheer nach Polen, um dem Übel zu ſteuern, und auch Stanislaus verſuchte Alles, um die Ordnung herzuſtellen; allein ſein Einfluß war zu ſchwach, da man ihn als ein Geſchöpf Rußlands betrachtete. Pulawski trieb es auf das äußerſte; er ließ ſich von drei andern Anführern der Conföderirten, Strawinski, Kraſinski und Lukaski, den feierlichen Eid leiſten, den König lebendig oder todt in ſeine Hände zu liefern. Strawinski wurde mit der Ausführung dieſes Entwurfs beauftragt, und die beiden Andern, nebſt 40 auserleſenen Dragonern, begleiteten ihn. Als Bauern verkleidet, ſchlichen ſie ſich in Warſchau ein, und in der Nacht vom 3ten November 1771, als der König gerade von ſeinem Onkel, dem Fürſten und Großkanzler Czartorinski, zurück nach ſeinem Palaſte fahren will, wird die Kutſche angehalten, die Begleiter des Königs zerſtreuet, zwei Heiducken auf den Kutſchenſchlägen getödtet; Stanislaus ſteigt in der Dunkelheit aus, klopft an die Thüre des Großkanzlers, um wieder eingelaſſen zu werden; ein Verſchworner gibt ihm einen Säbelhieb über den Kopf, und Kraſinski, um ihn zu beleuchten, feuert eine Piſtole vor ſeinem Geſichte ab. Bei dieſem Feuer wird der König erkannt, übermannt, gefeſſelt, zwiſchen zwei Pferden in vollem Galopp aus der Hauptſtadt geſchleppt; dann muß er ein Pferd beſteigen, und man ſchlägt den Weg nach Czenſtochow ein, welches Pulawski beſetzt hält. Die Nacht war außerordentlich dunkel, und die Verſchwornen mußten Umwege nehmen, um die ruſſiſchen Koſaken zu vermeiden. Lukaski und Strawinski kamen auf dem beſtimmten Platz zuſammen; allein der Trupp Kraſinski's hatte ſich verirrt, und war in der nächtlichen Dunkelheit immer in einem Kreiſe herumgeritten, ſo daß er am Morgen ſich noch bei Warſchau befand. Die ruſſiſchen Patrouillen vermehrten ſich jetzt; die erſchrockenen Verſchworenen entflohen, und ließen Kraſinski mit dem Könige allein. Stanislaus, deſſen Pferd einen Fuß gebrochen hatte, war gezwungen geweſen, ſeinen Räubern zu Fuß zu folgen; dadurch, und durch ſeine Wunde äußerſt geſchwächt, ſank er blutig in Ohnmacht. Kraſinski von Schrecken und Reue ergriffen, rief aus: „Sie leiden ſehr! Sie ſind doch mein König!" „Ja, verſetzte Stanislaus, und Ihr guter König, der Ihnen nie etwas zu Leide gethan hat." Mit ſeiner ihm eigenthümlichen Überredungskunſt ſtellte er Kraſinski jetzt die Ungültigkeit des

dem Pulawski geleiſteten Eides, die Schrecklichkeit ſeines Verbrechens vor, und verſprach ihm, daß er nicht beſtraft werden ſolle. Kraſinski ſank ihm gerührt zu Füßen, und überließ ſich ſeiner Großmuth. Sie begaben ſich jetzt in eine Mühle, Stanislaus ließ ſeine Garden kommen, und zog unter lauten Freudensbezeigungen wieder in Warſchau ein. Von den Verſchwornen wurde allein Kroſinski begnadigt, und begab ſich nach Romagna, wo er bis zu ſeinem Tode eine Penſion von dem Könige genoß. Die Folge dieſer ſchrecklichen innerlichen Unruhen war die erſte Theilung von Polen (m. ſ. Polen), die den 2ten September 1772 von dem ruſſiſchen Miniſter angekündigt, und am 18ten September 1773 von der Republik genehmigt wurde. Von damals bis 1788 genoß Stanislaus Auguſt einiger Ruhe, und ſuchte ſeine Unterthanen aufzuklären, und Künſte und Wiſſenſchaften bei ihnen zu befördern. Sein Hof gehörte in dieſer Periode zu den glänzendſten in Europa. Als 1787 Catharina nach Taurien reiſ'te, hatte er eine Zuſammenkunft mit ihr. Sie hatten ſich in 23 Jahren nicht geſehn, und die Kaiſerin ſchien etwas verwirrt bei ſeinem Anblick. Er erſuchte ſie, ſeinen Neffen Joſeph Poniatowski (der 1813 bei Leipzig blieb) zum polniſchen Thronerben zu erklären, und ſeinen Unterthanen die freie Schifffahrt auf dem Dnieper zu geſtatten. Die Kaiſerin ſchmeichelte ihm mit Hoffnungen, ohne die Abſicht zu haben, ſie zu verwirklichen. Als ſie ihren Krieg gegen die Pforte geendigt hatte, ließ ſie im Mai 1792 ein Kriegsheer in Polen einrücken. Jetzt ſtellte ſich der Graf Felix Potocki an die Spitze der Conföderation von Tarnowicz; der König mußte derſelben beitreten, und die zweite Theilung dieſes Reichs, welche ſchon im April 1793 angekündigt war, kam im Julius zu Stande. Im November jenes Jahrs überreichte der Fürſt Repnin dem Könige einen Brief von Catharina, des Inhalts: „daß die von ihr genommenen Maßregeln das Aufhören der königlichen Gewalt zur Folge haben würden; und daß ſie es alſo ſeiner Beurtheilung überließe, ob es nicht gerathen ſey, förmlich zu entſagen?" Wirklich fügte ſich Stanislaus in den Wunſch der Kaiſerin, unterzeichnete am 25ſten November 1794 die Entſagungsacte auf einen Thron, den er ihr verdankte, und den er weder vertheidigen noch erhalten konnte. Hierauf ward er nach Grodno gebracht, wo er ein zurückgezogenes Leben führte. Als Paul I. ſeiner Mutter auf dem ruſſiſchen Kaiſerthron folgte, lud er den König Stanislaus zu ſich, räumte ihm eine Wohnung in dem kaiſerlichen Palaſt ein, und ſuchte ihn mit aller ſeinem perſönlichen Charakter und ſeinem Unglück gebührenden Achtung zu entſchädigen. Er ſtarb den 12ten Februar 1798 in ſeinem 66ſten Jahre. Stanislaus Auguſt beſaß Tugenden und Vorzüge, die dem Privatmann Liebe und Hochachtung erwerben können; ihm fehlten aber die meiſten Fähigkeiten, die er als Regent eines ſolchen, von innen und außen beſtürmten Reichs hätte beſitzen müſſen. Übrigens war er geiſtvoll und kenntnißreich; er ſprach und ſchrieb ſieben Sprachen. Sein Vaterland iſt ihm wenig Dank ſchuldig; durch Muthloſigkeit und Mangel an Energie hat er den Augenblick beſchleunigt, wo Polen aus der Reihe ſelbſtſtändiger Staaten ſchied, und ſo ward er ein neuer Beweis der alten Wahrheit, daß auf dem Thron Schwäche und Unentſchloſſenheit die verderblichſten aller Fehler ſind. N. P.

Stanislaus I. (Leczinski), König von Polen und Großherzog von Litthauen, nachher Herzog von Lothringen und Bar, einer der weiſeſten und beſten Fürſten des achtzehnten Jahrhunderts, wurde zu Leopold den 20ſten October 1677 geboren. Sein Vater, ein ſowohl durch Geburt als durch Muth und Standhaftigkeit ausgezeichneter Mann, war Krongroßſchatzmeiſter von Polen. „Ich will lieber eine gefahrvolle Freiheit haben," ſagte er einmal, „als eine ruhige Knechtſchaft." — Stanislaus zeigte frühe dieſelben Geſinnungen, und entwickelte Talente, welche zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigten. Er war tapfer, mäßig, beſcheiden, ſparſam, von ſeinen Vaſallen angebetet, von ſeinen Freunden geliebt. 1704, als Carl XII. den König Auguſt von Polen, Churfürſten von Sachſen, vertrieben, und Polen erobert hatte, wurde der Thron dieſes Reichs von den Ständen für erledigt erklärt, und Stanislaus Leczinski, dazumal Woiwode von Poſen und General von Großpolen, erſt 27 Jahr alt, wurde von der Conföderation zu Warſchau an Carl XII. geſandt. Schon 1699 war er außerordentlicher Geſandter bei dem Großſultan geweſen. Seine glückliche Geſichtsbildung voll Kühnheit und Sanftmuth, ſein Biederſinn und ſeine Freimüthigkeit gewannen ihm gleich bei der erſten Zuſammenkunft das Wohlwollen des Königs von Schweden ſo ſehr, daß dieſer beſchloß, ihn auf den polniſchen Thron zu erheben. Er wurde den 12ten Juli 1704 wirklich in Gegenwart eines ſchwediſchen Generals, auf dem Reichstage zum Könige gewählt, allein die unerwartete Ankunft Auguſt's in Warſchau, und die Entfernung Carls XII. mit ſeinem Heere nöthigten Leczinski ſich eiligſt zurückzuziehen. Aber 1705 im October wurde Stanislaus Leczinski nebſt ſeiner Gemahlin Catharina Opalinska wirklich in Warſchau gekrönt, und durch den Frieden von Altranſtädt (den 24ſten September 1706) mußte Auguſt feierlich der Krone Polens zu Gunſten ſeines Nebenbuhlers entſagen. Stanislaus blieb mit Carl XII., dem er nach Sachſen hin gefolgt war, dort bis zum September 1707, wo er mit dem Könige von Schweden nach Polen zurückkehrte, um die Ruſſen aus dieſem Reiche zu vertreiben. Wirklich mußte der Czar 1708 Polen räumen; allein Carl XII. verlor den 27ſten Julius 1709 die denkwürdige Schlacht von Pultawa (m. ſ. Carl XII. und Peter I.), und Stanislaus war außer Stande, ſich in Polen zu behaupten. Er ging mit den Schweden nach Pommern, von dort nach Schweden ſelbſt, wo er einige Zeit zurückgezogen lebte, und den Ausgang der angeknüpften Friedensunterhandlungen abwartete. Da ſeine Thronentſagung als nothwendige Präliminarbedingung gefodert wurde, erklärte er ſich gleich bereit dazu, und ſchrieb an Carl XII. nach Bender, um auch deſſen Zuſtimmung zu erhalten. Weil er den letztern aber zu nichts bewegen konnte, ſo beſchloß er, von zwei Offizieren begleitet, unter einem angenommenen Namen ſelbſt zu ihm zu reiſen, und ſeine Hartnäckigkeit zu beſiegen. Kaum war er jedoch in der Moldau angekommen, als er verhaftet, und zu dem Hospodar gebracht wurde, der ihn erkannte, und ihn nach Bender ſchickte, wo er zwar als Gefangener, aber gut behandelt wurde. 1714 erhielt er die Erlaubniß abzureiſen. Er begab ſich erſt nach dem Herzogthum Zweibrücken, und hier traf er ſeine Familie wieder. Es ward aber daſelbſt von einem ſächſiſchen Offizier ein Angriff auf ſein Leben gemacht,

der jedoch glücklich vereitelt wurde. Stanislaus verzieh großmüthig den Verbrechern, und ſie wurden entlaſſen. Als er 1719 den Tod Carls XII. erfuhr, und alſo ſeines Beſchützers beraubt war, wandte er ſich an den franzöſiſchen Hof, der ihm Weißenburg im Elſaß zum Aufenthaltsorte anwies. Der König Auguſt beſchwerte ſich durch ſeinen Geſandten darüber bei dem Herzog-Regenten von Orleans, der aber die edle Antwort gab: „Melden Sie dem Könige, Ihrem Herrn, daß Frankreich immer der Zufluchtsort unglücklicher Könige geweſen iſt.“ In Weißenburg lebte Stanislaus übrigens in der Verborgenheit, bis 1723 ſeine Tochter, die Prinzeſſin Maria, mit Ludwig XV. vermählt wurde. Nach dem Tode Auguſts (1733) begab ſich Leczinski wieder nach Polen, mit der Hoffnung, aufs neue den Thron zu beſteigen. Eine Partei, die von Frankreich kräftig unterſtutzt wurde, rief ihn als König aus, aber ſein Mitbewerber, der Churfürſt Auguſt von Sachſen, Sohn des verſtorbenen Königs Auguſt, hatte an dem Kaiſer Carl VI. und an der Kaiſerin von Rußland zu mächtige Freunde, und erlangte die Oberhand. Stanislaus begab ſich nach Danzig, allein die große Anzahl derer, die ihn gewählt hatten, wich bald der Minderzahl, welche gegen ihn war. Er mußte fliehen, und entkam nur mit vieler Gefahr und durch mancherlei Verkleidungen nach Königsberg, da von dem ruſſiſchen General ſogar ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt war. Durch die Friedenspräliminarien von Wien (am 3ten October 1735) ward endlich zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich beſtimmt: „der König Stanislaus ſolle abdanken, aber den Titel als König von Polen und Großherzog von Litthauen auf Lebenszeit behalten; ihm ſollte gleichfalls auf Lebenszeit der friedliche Beſitz der Herzogthümer Lothringen und Bar eingeräumt werden, jedoch unter der Bedingung, daß ſie nach dem Tode dieſes Fürſten mit voller Souverainetät an Frankreich fallen ſollten; auch ſollte ihm und ſeiner Gemahlin ihr in Polen eingezogenes Vermögen — die ſämmtlichen leczinskiſchen und opalinskiſchen Güter — zurückgegeben werden.“ Stanislaus ward in Lothringen der Nachfolger geliebter, ſehr verehrter Fürſten, deren Verluſt von ihren Unterthanen tief betrauert wurde. Der König von Polen kam an, und dieſe Völker fanden in ihm ihren alten Herrn wieder. Er hatte jetzt das Glück, welches er ſo lange ſich gewünſcht hatte, Menſchen glücklich zu machen; und er hätte, gleich Titus, den Tag für verloren gehalten, der von ihm mit keiner Wohlthat bezeichnet worden wäre. Er unterſtützte ſeine neuen Unterthanen, verſchönerte Nancy und Luneville, traf viele nützliche Einrichtungen, ſteuerte arme Mädchen aus, ſtiftete Schulen, und bauete Kranken- und Armenhäuſer; kurz, er zeigte ſich in Allem als den wärmſten Freund der Menſchheit und Menſchlichkeit. Seine Tugenden erwarben ihm den Beinamen „des Wohlthätigen.“ Lothringen genoß lange das Glück, von ihm regiert zu werden, bis ein trauriger Vorfall endigte das Leben dieſes vortrefflichen Fürſten. Er ſaß am Kamin, das Feuer ergriff, von ihm nicht bemerkt, ſeine Kleider, und ſeine Bedienten kamen zu ſpät, um ihn retten zu können. Unter großen Schmerzen endete er den 23ſten Februar 1766 im 89ſten Lebensjahre. Sein Tod ward allgemein bedauert. In ſeiner Jugend hatte er ſich an Mühſeligkeiten und Entbehrungen gewöhnt, und ſeinen Geiſt geſtärkt, indem er ſeinen Kör-

per abhärtete. Er ſchlief immer auf einer Art von Strohlager, und foderte ſelten für ſeine Perſon einen Dienſt von ſeinen Umgebungen. Er war ſanft, freigebig, theilnehmend, geſprächig; er unterredete ſich mit ſeinen Unterthanen, wie mit ſeines Gleichen, theilte ihre Bekümmerniſſe, und tröſtete ſie, wie ihr Vater. Er glich vollkommen dem Bilde, welches er ſelbſt von einem Philoſophen in ſeinen Schriften entworfen hat. „Der wahre, von Vorurtheilen freie Philoſoph," ſagt er, „muß den Werth der Vernunft erkennen; die großen Verhältniſſe des Lebens nicht über ihren Werth, die niedrigen nicht unter demſelben ſchätzen. Er muß der Vergnügungen genießen, ohne ihr Sklave zu ſeyn; der Reichthümer, ohne ſich daran zu feſſeln; der Ehren, ohne Hochmuth und Eitelkeit. Er muß die Unfälle ertragen, ohne ſie zu fürchten, und ohne ihnen zu trotzen; alles, was er nicht hat, als unnütz betrachten; als genügend das, was er beſitzt. Strenge gegen ſich ſelbſt, muß er duldſam gegen Andre, und freimüthig und offenherzig ohne Rohheit, geſchliffen ohne Falſchheit, zuvorkommend ohne Niedrigkeit ſeyn." — Stanislaus hatte viel Geiſt; er liebte und ſchätzte Wiſſenſchaften und Künſte. Wenn er Privatmann geweſen wäre, ſo würde er durch ſein Talent für die Mechanik ſich ausgezeichnet haben. Als Fürſt erſcheint er uns in zwei Geſtalten. Würdig war er, Regent eines friedlichen Landes zu ſeyn, und Unterthanen zu beglücken, die durch keine Uneinigkeit getheilt, bloß zu ihrem Gedeihen der väterlichen Sorgfalt ihres Leiters bedürfen. Dagegen war er wegen der Schwäche ſeines Charakters unfähig, einen wankenden Thron zu befeſtigen, und leichtſinnige, unruhige, in ihren Neigungen unbeſtändige, ſtets zur Empörung gegen ihren Monarchen aufgelegte Völker zu beherrſchen. Doch wenn er auch nicht alle Fähigkeiten eines großen Monarchen beſaß, ſo hatte er doch alle die Eigenſchaften eines tugendhaften Fürſten. Sein Gemüth war vortrefflich; und das Unglück hatte es vielleicht noch mehr veredelt. Er beſaß eine überzeugende, männliche und kunſtloſe Beredſamkeit, und einen thätigen, durchdringenden Verſtand. Auch in ſeinem letzten jammervollen Zuſtande verließ ihn ſein Witz nicht. Bei dem Fieber, welches ſeine Brandwunden verurſachten, rieth ihm die Königin: er möchte ſich vor der Kälte in Acht nehmen! „Sie hätten mir," verſetzte er, „früher rathen ſollen, daß ich mich vor der Hitze hüten möge!" Wir haben unter dem Titel: Oeuvres du Philosophe bienfaisant (Paris 1765, 4 Vol. 8.) eine Sammlung ſeiner Schriften, die philoſophiſchen, moraliſchen und politiſchen Inhalts ſind. Die Liebe zur Menſchheit, das Verlangen, ſie glücklich zu ſehen, die Weisheit der Grundſätze, die herrlichen Lehren, welche den Fürſten darin ertheilt werden, machen dieſe Schriften überaus ſchätzbar, wenn ſie gleich von vielen andern ähnlichen Inhalts in mancher Hinſicht übertroffen werden. Außer jener, mit typographiſcher Eleganz gedruckten Ausgabe gibt es noch eine kleine in Duodezformat, gleichfalls in vier Bänden, die wohlfeiler iſt, und auch eine deutſche Überſetzung. N. P.

Stanniol oder Zinnfolie ſind dünne geſchlagene und geglättete Zinnblättchen, welche in ihrer natürlichen Farbe vornehmlich zum Belegen der Spiegel, grün, roth, blau, gefärbt aber zu Verzierungen an allerhand Sachen gebraucht werden. Die

Färbung ſoll mittelſt des Dampfes von angezündeten Pflanzenblättern und Blüthen bewirkt werden.

Stanze (ital.), urſprünglich jede Strophenabtheilung eines kürzern oder längern Gedichts, oft auch ein ganzes lyriſches Gedicht von einer einzigen Strophe. So ſpricht ſchon Dante in ſeinem Werke de vulgari eloquentia (Buch 2, Cap. 3 folg.) von Cantionibus (Canzonen) und Stantiis. Später ward vorzugsweiſe die Ottava rima ſo genannt, die von Sicilien aus, deſſen Dichter ſich ihrer im 13ten Jahrhundert ſchon bedienten, nach Italien überging, und hier von Giov. Boccaccio in der Mitte des 14ten Jahrhunderts jene regelmäßige Geſtaltung erhielt, die ſeitdem ſtehende Form des epiſchen Gedichts der Italiener geblieben iſt. Boccaccio wendete ſie zuerſt in ſeiner Theſeide an. Triſſino, der es im 16ten Jahrhundert wagte, ein erzählendes Gedicht in reimloſen Verſen zu ſchreiben, blieb ohne Nachfolger. — Die ottava rima oder Stanze des Boccaccio (ſo mag ſie zum Unterſchiede von der ſicilianiſchen heißen, die einen fortlaufenden Reimwechſel ohne den Doppelreim der beiden letzten Zeilen bildet) beſteht aus acht elfſylbigen Verſen, von denen die erſten ſechs mit zwei regelmäßig wechſelnden Reimen einander folgen, die zwei letzten aber, mit einander reimend, dem Ganzen einen gefälligen Schluß geben, und die Stanze zu einer leicht fortſchreitenden, in ſich abgeſchloſſenen Periode runden. Gewiß konnte für eine Sprache, die des griechiſchen Rhythmus entbehrt, die aber durch die Eigenthümlichkeit ihrer Sylbenzählung und durch den Wechſel der Accente der reizendſten Mannichfaltigkeit fähig iſt, keine paſſendere epiſche Versart erfunden werden, als die gefällige, und ungeachtet des immer gleich wiederkehrenden Reimverhältniſſes, doch keineswegs einförmige Ottava rima. Bojardo, vorzüglich aber Arioſto und Taſſo gewannen ihr, jener durch ſeine unübertreffliche Grazie, dieſer durch ſeine reine Muſterthümlichkeit, auch unter uns Deutſchen Verehrer und Nachbildner. Einer der Erſten wagte es Göthe, dieſe Form in ihrer ganzen Regelmäßigkeit nachzuahmen. Viele herrliche Stanzen in Gries gelungenen Überſetzungen zeigen, was unſere Sprache auch in dieſer Gattung vermag. Gleichwohl wird die deutſche Stanze wegen der geringern Anzahl volltöniger Reime in unſerer Sprache an Wohlklang der italieniſchen immer nachſtehen, und ſich bei der ſtrengern Beſtimmtheit der Sylbenquantität, trotz aller Freiheiten, die man ſich in neuerer Zeit dagegen erlaubt hat, nie jenes ernſten, gehaltenen Schritts entäußern können, der gegen den leichten, rhythmiſchen Tanz des italieniſchen Verſes ſo auffallend abſticht. Dies erkennend, hatte Wieland ſchon früher für ſeine epiſch-romantiſchen Dichtungen ſich eine eigne freiere Stanze gebildet, die der italieniſchen nur ähnlich ſeyn, mehr ihren Geiſt, als ihre äußere Form haben ſollte. Dieſe wielandiſche Stanze hat von der italieniſchen nur den achtzeiligen Bau und den gleichen Reim der beiden letzten Zeilen, im Übrigen bewegt ſie ſich ganz frei in kürzern und längern Verſen, miſcht männliche Reime unter weibliche (die italieniſche kennt nur weibliche), läßt in den erſten ſechs Zeilen bald zwei, bald drei Reime wechſeln, und verſchmäht ſelbſt den Dactylus nicht, wenn derſelbe dem Zwecke oder vielleicht auch der Bequemlichkeit des Dichters zuſagt. K. F.

Stapel, Stapelrecht. Der Ort an großen Flüſſen und in Seehäfen, wo neue Schiffe gebauet, und alte ausgebeſſert und kalfatert werden, heißt Stapel. Wenn daher ein neugebauetes oder auch ausgebeſſertes Schiff von dieſer Werkſtätte auf untergelegten Rollen oder Walzen in das Waſſer gelaſſen wird, ſo nennt man das: ein Schiff vom Stapel laufen laſſen. Bei neugebaueten Schiffen geſchieht dies gewöhnlich mit großen Feſtlichkeiten und Ceremonien. Auch bezeichnet man mit dem Worte Stapel oder Stapelſtadt einen Hafen oder eine Stadt, wo entweder viele fremde Waaren vorhanden ſind, oder wo ſich eine Niederlage für die daſelbſt abzuladenden und weiter zu verführenden Waaren befindet. Daher kommt das Stapelrecht, die Stapelgerechtigkeit oder Stapelfreiheit, welches das Recht einer Stadt oder eines Orts bedeutet, daß die zu Schiffe oder zur Achſe dahin gebrachten Waaren nicht gerade durch- oder vorbeigeführt, ſondern erſt daſelbſt abgelegt, oder eine Zeit lang zum öffentlichen Verkauf ausgeboten werden müſſen, ehe man ſie weiter bringen darf. Nicht immer erſtreckt ſich dies Recht auf alle, ſondern häufig nur auf gewiſſe, in den Urkunden der Stapelſtadt gewöhnlich benannte Güter und Waaren, die deßhalb Stapelgüter oder Stapelwaaren heißen. Das Stapelrecht kann ſeyn 1. ein unumſchränktes, wenn es ſich auf alle Waaren und Zeiten, und nicht bloß auf die Abladung, ſondern auch auf die Feilbietung erſtreckt; 2. ein beſchränktes, wenn es nur zu gewiſſen Zeiten, in Hinſicht beſtimmter Waaren und Güter ausgeübt werden darf, oder ſich vielleicht gar nur auf ihre Abwägung, nicht auf ihre Niederlage und Feilbietung bezieht. Die Zeit, wie lange ſtapelmäßige Waaren liegen bleiben müſſen, iſt ſehr verſchieden, und es kommt hier auf die Stapelgerechtigkeit des Orts an. Die Stapelſtadt muß übrigens für die zur Niederlage und Feilbietung der Waaren nöthigen Gebäude ſorgen. Dagegen dürfen Schiffer, Kauf- und Fuhrleute keineswegs den Umkreis einer Stapelſtadt umfahren, ſondern müſſen genau die nach derſelben führende Landſtraße halten, auch die Waaren innerhalb der Ringmauern abladen, und binnen der beſtimmten Zeit feilbieten. Nach Ablauf der Zeit und nach Entrichtung eines gewiſſen Zolls dürfen ſie wieder abfahren.

Stärke, Kraftmehl, Amydum, Amylum, bezeichnet das reinſte Mehl der Getraidearten und anderer mehlartigen Vegetabilien, wovon das gewöhnliche Mehl wohl unterſchieden werden muß, das außer dem Kraftmehle noch Kleber, Zucker, Schleim und Hülſen enthält. Der geſchrotene Weizen wird gewaſchen, im Quellbottiche eingeweicht, und ſo viel Waſſer zugegoſſen, daß nach 24 Stunden die Maſſe von einem herausgezogenen Rührſcheide gut abfließt. Man wartet die ſaure Gährung ab, ſchüttet den Brei in einen Tretſack, bindet ihn zu, legt ihn in das Tretfaß, und tritt mit den Füßen das milchichte, ſtärkehaltige Waſſer aus, das man durch ein Haarſieb ſchüttet. Aus dieſem milchigten Waſſer ſetzt ſich die Stärke ab, wird abgeſüßt und getrocknet. Die übriggebliebenen Hülſen dienen als Viehmaſt. Der Zucker, das Gummi und das Waſſer gehen mit dem Kleber erſt eine Weingährung und nachmals eine Eſſiggährung ein, und trennen ſich vollſtändig von dem Kraftmehle, welches dann leichter durch mechaniſches Auswaſchen abgeſondert werden kann. Beſſer

ſoll die Stärkefabrikation ſo zu veranſtalten ſeyn, daß der ungeſchrotene Weizen nach dem Waſchen in Waſſer eingequellt wird, bis ſich die Körner zerdrücken laſſen und Milch geben. Der gequellte Weizen wird hierauf, ohne zu gähren, zwiſchen zwei hölzerne Walzen geſchüttet und zerquetſcht, die zerquetſchten Körner ausgedrückt, mit Waſſer angemengt, zum zweitenmale zerquetſcht, auch wohl im Tretſacke getreten, und dann wie oben geſagt iſt, die Abſcheidung und das Trocknen vollendet. Aus andern Vegetabilien, welche wenig oder gar keinen Kleber enthalten, ſcheidet ſich das Kraftmehl leichter, man verkleinert ſie, weicht ſie in Waſſer, knetet oder tritt ſie in Leinwand aus, und ſammelt die Stärke durch Abſetzen aus der milchichten Flüſſigkeit. So bereiten die Amerikaner aus der ſcharfen Mahniotwurzel die milde Caſſara, ſo gibt die Aronwurzel, Zaunrübe, Kaſtanie, der türkiſche Weizen mediciniſche oder ökonomiſche Satzmehle. Gleichergeſtalt wird die Stärke aus den Kartoffeln geſchieden. Dieſe werden zerrieben, der Brei in einem Siebe ausgewaſchen, aus der milchichten Flüſſigkeit durch Abſetzen die Stärke getrennt, abgeſüßt und getrocknet. Weizen gibt 30 40 Procent Stärke. Das bei dem unzerſchrotenen Weizen erhaltene erſte Abſüßwaſſer gibt durch Gährung Eſſig. Fein geſtoßene oder zermahlene Stärke gibt den Haarpuder. F.

Staroſten (Capitanei), ſind in Polen Edelleute, die zu den Landbewürdeten (Dignitarii terrarum) gerechnet werden, und die der König mit einem Schloſſe oder Landgute belehnt hat. Es waren nämlich in frühern Zeiten den Königen von Polen zu ihrem Unterhalte gewiſſe Güter (königliche Güter, mensa regia) angewieſen. Dieſe Güter wurden nach und nach durch Schenkungen, Verkauf und Verpfändung, zum Theil auch durch Verleihung auf Lebenszeit ſehr vermindert. Zu den letztern gehören die Staroſteien, die der König, wenn auch ihre zeitigen Inhaber abſterben, nicht wieder an ſich ziehen kann, ſondern ſie einem andern Edelmann ertheilen muß. Man ſchätzte ehemals den jährlichen Ertrag dieſer königlichen Güter, wenn ſie nämlich gehörig verwaltet worden wären, auf zwölf Millionen polniſche Gulden. Die Könige hatten durch die ihnen ertheilte Gewalt, dieſe Staroſteien nach Gefallen zu vergeben, allerdings ein Mittel in Händen, ſich Anhänger zu verſchaffen. Aber der veränderliche Charakter der Polen, die dem Könige immer nur ſo lange ergeben waren, als ſie ein Geſchenk von ihm hofften, machte, daß die Erwartungen des Königs oft getäuſcht wurden. Einige dieſer Staroſten haben die Gerichtsbarkeit in einem gewiſſen Kreiſe (Grod), und können über peinliche Sachen und perſönliche Klagen der Edelleute entſcheiden (Staroſteigerichte). Andre genießen bloß die Einkünfte der ihnen auf Lebenszeit verliehenen Güter (Tenutarii).

Starrſucht (Starrkrampf, tetanus), iſt ein toniſcher Krampf (ſ. d. Art. Krampf), der den ganzen Körper befällt, ſo daß dieſer dadurch unbeweglich und ſteif, wie eine Leiche wird. In heißen und feuchten Gegenden iſt er ſehr häufig, und entſteht dort oft nach leichten und unbedeutenden Verwundungen, ſogar von Erkältung. Wunden, wodurch Nervenfäden halb getrennt, gequetſcht, geſpannt werden, oder auch Wunden flechſiger Theile, ſind auch in unſern Gegenden oft Veranlaſſung die-

ſer Krankheit; ferner begünſtigen ſie unreine Spitalluft und die Pubertät. Endlich hat man auch dieſen, ſo wie jeden andern Krampf von Unreinigkeiten der erſten Wege, Giften und Würmern entſtehen ſehen, ſo wie er auch dem Tode bisweilen vorhergeht. Nach dieſen verſchiedenen Urſachen modificirt ſich auch das Anſehn der Krankheit. Rührt ſie von einer Verwundung her, ſo tritt der Anfall gewöhnlich unter heftigen Schmerzen des verletzten Theils ein, bisweilen ſchreit der Kranke heftig auf, oder es gehen auch Magendrücken, Ekel, Ziehen der Glieder und im Rücken, Nackenſchmerz, Betäubung, Kopfſchmerzen, Engbrüſtigkeit, Angſt, Schwindel, Verdunkelung der Augen vorher, und der Anfall ſelbſt tritt mit Steifigkeit des Nackens, Krämpfen im Schlunde und Schauder ein. Da liegt denn der Körper unbeweglich und ſteif, gekrümmt oder gerade da; die Wärme bleibt natürlich, der Puls verändert ſich oft wenig, bisweilen iſt er aber auch wankend, wellenförmig, oder ausſetzend; die Reſpiration erſchwert, ängſtlich, keuchend; der Schlaf fehlt ganz, das Bewußtſeyn iſt unverletzt, aber der Kopf betäubt, die natürlichen Ausleerungen ſind unterdrückt. Bald aber ſtellt ſich Fieber ein, wenn es vorher noch nicht zugegen war, der Puls wird hart, frequent, das Geſicht glühend roth und ſchon nach wenig Tagen verläuft die Krankheit tödtlich, und wird mit Recht zu den allergefährlichſten gerechnet. Denn obwohl die kräftigſten Mittel, Opium, Moſchus, Kampfer, Bäder u. ſ. w., in ſehr großen Gaben verſucht worden ſind, ſo hat die Krankheit dadurch doch wenig von ihrer Bösartigkeit verloren. Mehr nützt die Berückſichtigung der Urſachen, wo ſie bekannt und zugänglich ſind; und es wird unter andern in dieſer Hinſicht mit Recht die völlige Durchſchneidung des verletzten Nerven u. ſ. w. angerathen. B. P.

Statik. Dieſe Wiſſenſchaft iſt ein Zweig der Mechanik, und hat die Lehre von dem Gleichgewicht der Kräfte, die auf feſte Körper wirken, zum Gegenſtande. Hierher gehören jene wichtigen Naturgeſetze: Jeder Körper bleibt in ſeinem Zuſtande der Ruhe oder Bewegung ungeändert, wenn keine bewegende Kraft auf ihn wirkt; dann, Körper, die einmal von irgend einer bewegenden Kraft nach einer gewiſſen Richtung eine gewiſſe Geſchwindigkeit erhalten haben, brauchen keiner beſondern Kraft weder von innen, noch von außen, um ſie in der gleichförmigen Bewegung zu erhalten. Wirkt aber eine unveränderliche bewegende Kraft immer nach einerlei Richtung auf einen Körper, der ſich frei bewegen kann, ſo wird ſeine Geſchwindigkeit immer größer und zwar in gleich großen auf einander folgenden Zeittheilen wird ſie gleich große Zuſätze erhalten, d. h. der Körper wird mit gleichförmig beſchleunigter Bewegung fortgehen. Jede veränderliche Kraft kann während eines unendlich kleinen Zeittheiles für unveränderlich angeſehen werden, u. ſ. w. P. S.

Statiſtik oder Staatsbeſchreibung iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche die Darſtellung der innern und äußern Verhältniſſe einer oder mehrerer in einem gewiſſen Zeitpunkte exiſtirenden Staaten zum Gegenſtande hat. Von der Geſchichte unterſcheidet ſich die Statiſtik alſo dadurch, daß ſie ſich auf bloße Beſchreibung des zu einem gewiſſen Zeitpunkt vorhandenen Zuſtandes eines oder mehrerer Staaten beſchränkt; die Geſchichte hingegen die Urſachen, Ereigniſſe und Begebenheiten, wodurch dieſer Zuſtand herbeigeführt

worden iſt, entwickelt und erzählt. Erſt im 18ten Jahrhundert, und zwar in Deutſchland, erhielt die Statiſtik eine eigene wiſſenſchaftliche Form und Selbſtſtändigkeit, da ſie vorher nur als Theil der Erdbeſchreibung oder der Geſchichte behandelt wurde. Wirklich iſt auch die letztere Wiſſenſchaft als eine fortlaufende Statiſtik und die Statiſtik wiederum als eine ſtillſtehende Geſchichte zu betrachten. Die Erdbeſchreibung iſt eine eben ſo unentbehrliche Hülfswiſſenſchaft für den Statiſtiker, da ſie ihn mit der Lage, den Erzeugniſſen und der daraus entſpringenden Stärke und Schwäche der Staaten bekannt macht. Um die Statiſtik, als Wiſſenſchaft, haben ſich bei den Deutſchen, beſonders Achenwall, Schlözer, Sprengel, Crome, Remer, Meuſel, Niemann, Büſching, Haſſel und Andere, die auf ihrer Bahn fortſchritten, verdient gemacht. Bei den Engländern zeichneten ſich Colqhoun, Sinclair, Arthur Young ꝛc. vortheilhaft aus. (M. vergleiche hiermit Staat, Politik, Staatsverfaſſung ꝛc.) N. P.

Statius (Publius Papinius), ein ausgezeichneter römiſcher Dichter, geboren zu Neapel entweder um das Jahr 80, oder um das Jahr 61 nach Chriſti Geburt, kam frühe nach Rom, und gewann in den poetiſchen Wettſtreiten dreimal den Preis. Der Kaiſer Domitian ſchenkte ihm eine goldene Krone zur Belohnung ſeines dichteriſchen Talents, und war ihm überhaupt ſehr günſtig. Weil Statius indeſſen für ſeine Thebaide nicht den Preis erhielt, ſo begab er ſich aus Verdruß darüber auf ſein Landgut bei Neapel, wo er im 35ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Wir beſitzen von ihm noch 1. die Thebaide, ein epiſches Gedicht, worin er die Eroberung Thebens beſingt, und wobei er wahrſcheinlich ein verlorenes Gedicht des Griechen Antimachus vor Augen hatte; 2. die Achilleis, von den Begebenheiten vor dem trojaniſchen Kriege, zwei Geſänge. Dies Gedicht iſt unvollendet und nach einem fehlerhaften Plan, da es durchaus an einer Haupthandlung darin fehlt, und das ganze Leben Achills darin beſungen werden ſollte. In beiden Gedichten herrſcht, aber nicht immer, gut angebrachte Beleſenheit. Der Ausdruck iſt ſchön, zuweilen jedoch ſchwülſtig, dunkel und gezwungen, und größtentheils vom Virgil entlehnt. 3. Silvae (Wälder) oder vermiſchte Gedichte in fünf Büchern, theils Gelegenheitsgedichte, theils mitunter gut gelungene Spiele der Phantaſie und mancherlei Einfälle. Statii Opera ex ed. Caspari Barthii, Cygn. 1664, 4 Vol. 4. accuratissime illustrat. a J. Veenhusen, Lugd. Bat. 1671. 8. Handausgabe, Zweibrücken 1785. 8.

Statif nennt man ein dreibeiniges Geſtelle, das aus einander genommen und feſtgeſtellt werden kann, wo es dann entweder zur Unterlage eines Meßtiſches, Scheibeninſtruments, Aſtrolabiums und jedes andern großen Meßinſtruments zu Land- und Himmelsbeobachtungen dient. Die drei Beine des Statifs ſind gemeiniglich mittelſt Lappenſchrauben an ein cylinderförmiges Stück befeſtigt, das eine Kugel von Meſſing in ſich ſchließt, auf welche die Fortſetzung des Meßtiſches geſchraubt iſt. An dem obern Theile des Meßtiſches befindet ſich eine Schraube ohne Ende, wodurch dem Aufſatze eine cirkelförmige Bewegung ertheilt wird. Beim Fortbringen des Statifs wird ſelbiges mittelſt Öffnung der drei Lappenſchrauben zuſammengelegt. P. S.

Statthalter iſt überhaupt derjenige, welcher, ſtatt eines Höhern, einem Orte oder Lande vorſteht, und die Geſchäfte beſorgt. Insbeſondere aber wurde in der Republik der vereinigten Nieder-

lande der Oberbefehlshaber der Kriegsmacht Statthalter (holländiſch Stadhouder) genannt. Dieſe eigentlich nach obiger Erklärung unpaſſende Benennung kam von der burgundiſchen und ſpaniſchen Herrſchaft her, unter welcher die geſammten Niederlande von einem allgemeinen, oder Oberſtatthalter, und die einzelnen Provinzen durch beſondere Statthalter regiert wurden. Die Republik der vereinigten Niederlande behielt die Statthalterſchaft bei, theils aus Dankbarkeit gegen das Haus Naſſau-Oranien, theils und beſonders auch um das Volk, das an eine ſtatthalteriſche Regierung gewöhnt war, beſſer im Gehorſam zu erhalten, welches die Stände oder Staaten, da ihre Gewalt noch neu und unbefeſtigt war, nicht konnten. König Philipp II. hatte, als er die Niederlande verließ, dem Prinzen Wilhelm I. von Oranien die Statthalterſchaft über Holland, Seeland und Utrecht aufgetragen, allein als der Herzog von Alba mit den ſpaniſchen Truppen 1567 nach den Niederlanden kam, um hier die catholiſche Religion durch Feuer und Schwert auszubreiten, ging Wilhelm nach Deutſchland, um ſich der drohenden Gefahr zu entziehen. Wie man ihn jedoch abweſend gerichtlich verfolgte, ergriff er die Waffen, und ſuchte die Niederlande von der Tyrannei des Herzogs von Alba zu befreien. Der erſte Verſuch mißlang, und erſt nach der Einnahme der Stadt Briel (1572) durch die Waſſer-Geuſen (m. ſ. Geuſen) begann ein beſſeres Glück, weil hierauf die meiſten Städte Hollands und Seelands ſich mit dem Prinzen gegen die Spanier verbanden; und er wurde nun wieder als königlicher Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht erkannt. Zwei Jahre nachher trugen ihm die beiden erſtern Provinzen unter dem Titel eines Haupts und höchſter Obrigkeit während des Krieges die Regierung auf. Dieſe Regierung war aber ſehr ungewiß und wankend; denn die landesherrlichen Verordnungen in Holland wurden bald im Namen des Königs von Spanien, bald im Namen der Ritterſchaft und der Städte, bald des Prinzen von Oranien und der Ritterſchaft und Städte, bald wieder des Prinzen allein erlaſſen. Dieſe Unbeſtändigkeit dauerte ſelbſt nach der utrechtiſchen Vereinigung bis zur Abſetzung des Königs von Spanien von ſeiner Herrſchaft über die Niederlande fort. Denn hierauf ward die dem Prinzen ſchon vormals aufgetragene Regierung (1582) ohne Einſchränkung erneuert, und die öffentlichen Befehle und Verordnungen ergingen allein in ſeinem Namen. Endlich wollten ihm Holland und Seeland die förmliche Oberherrſchaft übertragen, als er, wie man ihm eben huldigen wollte, auf Anſtiften der Spanier meuchelmörderiſch 1584 erſchoſſen wurde, (m. ſ. Naſſau). Nach Wilhelms Tode erklärten die Generalſtaaten den Grafen von Leiceſter, welchen die Königin Eliſabeth von England ihnen mit einigen Truppen zur Hülfe gegen Spanien geſchickt hatte, zu ihrem Oberſtatthalter. Die Staaten von Holland und Seeland hatten jedoch dem Prinzen Moriz, zweitem Sohn des ermordeten Prinzen von Oranien, die beſondere Statthalterſchaft über ihre Provinzen gegeben, und dieſer war der erſte Statthalter, den die Staaten der beſondern Landſchaften beſtellt haben. Als der Graf von Leiceſter ſeine Statthalterſchaft niedergelegt hatte, ward Moriz auch 1580 von Geldern, Utrecht und Oberyſſel zum Statthalter gewählt. Ihm folgte nachmals ſein Bruder Friedrich Heinrich und deſſen Sohn Wilhelm II in der Statthalterſchaft über die gedachten fünf Provinzen. Der Graf Wilhelm Ludwig von Naſſau,

ein Sohn des Grafen von Naſſau Dillenburg, des jüngern Bruders von Wilhem I., war Statthalter von Friesland, und wurde es ſpäter auch von Gröningen. Ihm folgte, nach ſeinem Tode in Friesland ſein Bruder Ernſt Caſimir, Graf von Naſſau Dietz; allein Gröningen und die Landſchaft Drenthe wählten den Prinzen Moriz, ſo daß nun die Statthalterſchaft über ſechs Provinzen in ſeinen Händen war. Nach ſeinem Tode wurde aber der Graf Ernſt Caſimir auch von Gröningen und Drenthe gewählt. Ihm folgte als Statthalter in Friesland und Gröningen ſein Sohn Heinrich Caſimir, nach deſſen Ableben der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien die Statthalterſchaft über dieſe Provinzen mit der über Holland, Seeland, Utrecht, Oberyſſel und Geldern, welche er bereits beſaß, zwar zu vereinigen ſtrebte; allein er erhielt nur die von Gröningen, worin ihm auch ſein Sohn Wilhelm II. folgte. In Friesland ward aber des Grafen Heinrich Caſimirs Bruder, Wilhelm Friedrich, Statthalter, und nach des Prinzen von Oranien, Wilhelms II., frühzeitigem Tode, wählten ihn auch die Staaten von Gröningen dazu. Die Statthalterſchaft über dieſe beiden Landſchaften blieb nachher fortwährend bei der männlichen Nachkommenſchaft Wilhelm Friedrichs. In den fünf andern Provinzen, Geldern, Holland, Seeland, Utrecht und Oberyſſel ward ſie nach Wilhelms II. Tode nicht wieder beſetzt. Er hatte ſich durch die Streitigkeiten mit den Staaten Hollands viele Feinde gemacht, und durch die Künſte des damal. holl. Rathspenſionärs Johann de Witt wurde ſein Sohn Wilhelm III. erſt durch die 1654 von der Provinz Holland an O. Cromwell, Protector von England, ausgeſtellte Ausſchließungsurkunde und hernach 1667 durch das ſ. g. ewige Edict von der Statthalterſchaft ganz ausgeſchloſſen. Als aber 1672 Ludwig XIV. die vereinigten Staaten angriff, wurden die Obrigkeiten in den holländiſchen Städten durch die Empörungen des Volks gezwungen, das ewige Edict aufzuheben und den Prinzen Wilhelm III. von Oranien zum Statthalter zu erklären. In Seeland, Geldern, Utrecht und Oberyſſel erfolgte bald daſſelbe, und in dieſen fünf Provinzen wurde für Wilhelms III. männliche Nachkommen die Statthalterſchaft erblich gemacht. Er behielt ſie auch, nachdem er 1688 König von England geworden war. Als Wilhelm III. 1702 kinderlos ſtarb, blieb in den fünf Provinzen die Statthalterſchaft viele Jahre lang unbeſetzt, bis 1722 Wilhelm Carl Heinrich Friſo (ein Sohn von Johann Wilhelm Friſo, Fürſten von Naſſau und Oranien, und Statthalter von Friesland und Gröningen) von der Provinz Geldern zum Statthalter erwählt wurde. Die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht und Oberyſſel blieben in ihrer bisherigen Verfaſſung, bis 1747 Frankreich die Generalitätslande angriff. Nun wurden durch einen allgemeinen Volksaufſtand, erſt in Seeland, darauf in Holland, die Staaten dieſer Landſchaften gezwungen, den gedachten Prinzen Wilhelm Carl Heinrich Friſo zum Statthalter zu ernennen, welches bald nachher auch in Friesland und Oberyſſel geſchah. Wilhelm IV. war alſo der erſte, der die Statthalterſchaft über alle ſieben Provinzen führte. Sie ward in der männlichen und weiblichen Nachkommenſchaft für erblich erklärt; doch wurden Könige und Churfürſten, ſo wie alle ſich nicht zur reformirten Kirche Bekennende, ſie mochten männliche oder weibliche Nachkömmlinge ſeyn, ausgeſchloſſen. Im Fall, daß die Statthalterſchaft einem Minderjährigen zufiele, ſollte

deſſen Mutter, unter dem Titel Gouvernantin, ſo lange ſie Witwe wäre, und ſich in den vereinigten Staaten aufhielte, die Statthalterſchaft führen, und berechtigt ſeyn, auf den Fall eines Krieges den Staaten einen Feldherrn vorzuſchlagen. In Ermangelung der Mutter ſollten die Staaten das Recht haben, in Hinſicht der Vormundſchaft zu verfügen. Wilhelm IV. ſtarb 1757, und ihm folgte ſein dreijähriger Sohn Wilhelm V. unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, einer Tochter Georgs II. von England, die noch am Todtestage ihres Gemahls die Stelle einer Gouvernantin übernahm. Sie ſtarb aber ſchon 1759, und der Prinz Ludwig von Braunſchweig, ſeit 1750 Generalfeldmarſchall in holländiſchen Dienſten, wurde zum Vormunde des jungen Prinzen beſtellt, der 1766 in ſeinem 18ten Jahre die Verwaltung ſeiner Ämter ſelbſt übernahm. Die Gewalt des Statthalters war nicht in allen Provinzen gleich, weil er von jeder ſeine Würden beſonders, und damit mehrere oder wenigere Rechte erhielt. Mit der allgemeinen oder Generalſtatthalterſchaft war die Würde eines Generalcapitains und Admirals des vereinigten Staats verbunden, und ſeine Gewalt beſtand in Ausübung gewiſſer hoher Rechte 1. in Staats- und Regierungsſachen, und 2. über die Land- und Seemacht. In Hinſicht der erſtern konnte er aus einer von den Staaten einer Landſchaft vorgeſchlagenen Anzahl von Perſonen die Vorſitzer der Gerichtshöfe und anderer Collegien, und die Obrigkeiten in vielen Städten ernennen, nach Umſtänden ab- und andere wieder einſetzen. Dies Recht übte er vorzüglich in den Provinzen Utrecht, Geldern und Oberyſſel, weil ſie 1672 wegen des geringen Widerſtandes gegen die Franzoſen aus der Union geſtoßen, und 1674 nur unter der Bedingung wieder aufgenommen waren, daß die Stadtmagiſtrate von dem Statthalter beſtellt werden ſollten. In Holland hatte er das Recht, durch Empfehlungen auf die Beſetzung der Magiſtratsſtellen zu wirken. Als Statthalter hatte er in den General- und Provinzialſtaaten den Vorſitz, und durch ſeine berathende Stimme großen Einfluß auf die Geſetzgebung. Von der vollziehenden Gewalt übte er die meiſten, das Allgemeine betreffenden Zweige aus. Er hatte das Begnadigungsrecht, wenn die Miſſethäter keine Mordthaten oder andere große Verbrechen begangen hatten. Vermöge der utrechtſchen Vereinigung war er auch Schiedsrichter der Streitigkeiten der Provinzen unter einander. Seine Obliegenheiten dagegen waren die Rechte und Freiheiten der Landſchaften und Städte zu vertheidigen, die Geſetze und Verordnungen der Staaten zur Vollſtreckung zu bringen, und Ordnung und Ruhe in den Provinzen zu erhalten. Die Kriegsmacht ſtand unter ihm und ſeinen Befehlen; denn als Generalcapitain war er oberſter Feldherr der Truppen, die ihm eben ſowohl als den allgemeinen und beſondern Staaten Treue ſchwören mußten. Er ernannte die Offiziere bis zum Oberſten und aus einem Vorſchlage auch die Befehlshaber in den Feſtungen. An der Spitze des Heeres konnte er oft allein die Generale ernennen. Aber er durfte keinen Feldzug, noch andere Kriegshandlungen ohne Genehmigung der Generalſtaaten unternehmen, und dieſe ſchickten zuweilen Abgeordnete oder Felddeputirte zu dem Kriegsheere, ohne deren Zuſtimmung nichts geſchehen durfte. Doch konnte er die Verlegung der Truppen in den Provinzen und Feſtungen überall nach eigenem Belieben verfügen. Als General-Admiral gebot er über die Seemacht des Staats, und hatte

den Vorſitz in den Admiralitätscollegien, wo er ſeine Stellvertreter ernannte, und viele zum Seedienſte gehörige Bedienungen vergab. Ihm gehörte der zehnte Theil der zur See gemachten Beute, welches in vorigen Zeiten ein Großes betrug. Dieſe wichtigen, in mancher Hinſicht den landesherrlichen Befugniſſen gleichkommenden Rechte wurden 1747 bei Einführung der Generalerbſtatthalterſchaft noch vermehrt. Wilhelm IV. wurde von den allgemeinen Staaten 1748 auch zum Generalcapitain und Admiral über die Generalitätslande (m. ſ. Generalitätslande) ernannt. Die oſtindiſche Geſellſchaft erwählte ihn zu ihrem Obervorſteher, welches nie ein Statthalter vor ihm geweſen war, und die weſtindiſche that bald ein Gleiches. Dies gab ihm in beiden ein großes Anſehen, und hierdurch ſtieg die ſtatthalteriſche Gewalt weit höher als jemals. Seine Einkünfte floſſen aus vielen Quellen, waren äußerſt beträchtlich, und ſein Hofſtaat hatte königlichen Glanz. In dem Kriege, den Frankreich von 1778 an wider England führte, und in welchen die Republik der vereinigten Niederlande mit verwickelt wurde, entſtand großes Mißvergnügen gegen Wilhelm V., den viele beſchuldigten, daß er die holländiſche Seehandlung wider die Gewaltthätigkeiten der Engländer nicht ernſtlich ſchützen wollte, und daß er ſelbſt während des Krieges die Seemacht der Republik nicht wirkſam gebraucht, und die Unthätigkeit derſelben zum Theil bewirkt und befördert habe. Die Partei, welche ihm entgegen war, und theils aus Kaufleuten, theils aus Magiſtratsperſonen beſtand, hatte es auf Einſchränkung der ſtatthalteriſchen Gewalt angelegt. Da Wilhelm V. eine Nichte Friedrichs des Großen zur Gemahlin hatte, ſo nahm ſich der berliner Hof der Rechte des Statthalters mit größtem Eifer an, und der preußiſche Geſandte im Haag mußte nachdrückliche Vorſtellungen gegen die Schmälerung jener Rechte thun. Deſſen ungeachtet nahmen die Stände dem Statthalter das Commando im Haag und ſuspendirten ihn in der Eigenſchaft als Generalcapitain. Endlich ward durch das Einrücken preußiſcher Truppen der Streit zum Vortheil des Statthalters entſchieden. Er bekam alle Rechte und Vorzüge wieder, die man ihm genommen hatte, und die Macht in den Regierungen der holländiſchen Städte ſolche Änderungen zu machen, die ihm die Stimmenmehrheit ſicherten. Auch wurde 1788 die Statthalterſchaft im weiteſten Umfange ihrer Vorrechte für einen weſentlichen Theil von der Staatsverfaſſung jeder einzelnen Provinz und des ganzen Staats der vereinigten Niederlande erklärt. Er bekam den Titel Hoheit, welcher ſo viel heißt als: Durchlaucht, wie das franzöſiſche Altesse, welches letztere Prädicat Prinz Friedrich Heinrich 1637 von Frankreich zuerſt erhielt, da er vorhin eben ſo wie ſein Bruder, der Prinz Moriz, nur Sr. Excellenz war titulirt worden. Der Statthalter und ſeine Gemahlin benutzten die auf ſolche Weiſe erhaltene Überlegenheit in vollem Maße, und erklärten die angeſehenſten Männer der Gegenpartei, welche ſich Patrioten nannten, aller Staatsämter für unfähig. Darüber entſtanden Auswanderungen, und Misvergnügen bei den Zurückbleibenden über die Lage der Dinge. Frankreich benutzte dieſe Umſtände zur Zeit ſeiner Revolution. Es erklärte den Krieg nicht gegen die Republik, ſondern gegen den Statthalter; und im Jahre 1794 wurde Holland nach geringem Widerſtande von den Franzoſen unter Pichegru eingenommen, und die Würde des Generalerbſtatthalters

für immer aufgehoben. Der Erbſtatthalter erhielt durch den Reichs⸗deputationsſchluß von 1803 in Deutſchland Entſchädigungen für ſeinen Verluſt. (Das übrige ſehe man unter Holland, Naſſau und Niederlande).

Statue (von dem lateiniſchen Statua, wörtlich Standbild), Bildſäule, iſt die durch Kunſt in irgend einer Maſſe ausgebildete volle Geſtalt; vornehmlich wenn ſie ſtehend dargeſtellt wird, weil dies die freieſte Anſicht der Geſtalt gibt. Die Statue iſt der Mittelpunkt der Bildnerei oder Plaſtik (ſ. dieſe Art.); denn die Geſtalt lebendiger Weſen iſt der höchſte, ideenreichſte und ausdrucksvollſte Gegenſtand der ſichtbaren Dinge, welche ohne Farbe darſtellbar ſind. Vorzüglich aber iſt es die Menſchengeſtalt, die Blüthe der Schöpfung, das Bild der Freiheit, deren Umriſſe der Bildner in den mannichfaltigſten Charakteren im ganzen Körper darſtellt, und die Statue iſt als Werk der ſchönen Kunſt das einfachſte und erhabenſte Kunſtwerk zugleich. Sie wirkt durch die reine Form, und die Farbe iſt ihr außerweſentlich. In dieſe Form legt ſie den geiſtigen Ausdruck der Idee, und gibt ſo der Maſſe den Schein des höhern Lebens. Was die Erfindung dieſer Idee anlangt, ſo unterſcheidet man die Idealſtatue und die Porträtſtatue (Statua iconica, iconiſche Statue bei den Griechen und Römern, welches zugleich eine Statue in natürlicher Größe bedeutet). Die erſtere ſteht in der Erfindung höher, und am höchſten, wenn ſie wie in dem griechiſchen Alterthum höhere und göttliche Weſen verſinnbildet. Letztere haben die Eigenſchaften jedes Porträts (ſ. d. Art.), in ſo fern es nicht auf Farbendarſtellung beſchränkt iſt. In Griechenland erhielten dergleichen die dreimaligen Sieger in den olympiſchen Spielen; die erſten Porträtſtatuen aber ſcheinen zu Athen dem Harmodius und Ariſtogiton, den Rächern der Freiheit und Mördern der Piſiſtratiden, geſetzt worden zu ſeyn. In der erſten Zeit ſcheint es nur Götterſtatuen gegeben zu haben; ſo wie dagegen in der letztern Zeit und noch mehr zur Zeit des Verfalls der römiſchen Republik, als Schmeichelei und Sklaverei eindrangen, eine unendliche Menge Porträtſtatuen, man erinnere ſich des Demetrius Phalereus. Die Götter und Fürſten wurden früher der Idee, welche ſie darſtellten, gemäß in einer, die natürliche Lebensgröße weit überſteigenden Größe (coloſſal) gebildet, ſo wie überhaupt im Alterthum die verſchiedene Größe der Statuen ſymboliſche Bedeutung hatte. In Hinſicht ihrer äußern Stellung unterſchied man pedestres (ſtehende), sedentes (ſitzende), equestres (Reiterſtatuen), und fahrende (curules und zwar bigatae, quadrigatae), wie viele Gottheiten und triumphirende Feldherren vorgeſtellt wurden. In der Reinheit der bildenden Kunſt liegt auch die Darſtellung des Nackten, welches bei verderbter Cultur den kunſtreichen Gewändern weicht. Doch hängt auch hier viel von nationaler Sitte ab (ſ. d. Art. Plaſtiſch und Bildnerei). So ging auch die bildende Kunſt von einzelnen Statuen zu ganzen Gruppen fort, die jedoch in dem Weſen der Darſtellung nichts verändern und größtentheils auch ſelbſtſtändig eine vollkommene Anſchauung gewähren. Über die Maſſen, aus welchen Statuen gearbeitet werden, und die Arbeit ſelbſt ſ. d. Art. Plaſtik und Bildhauerei. Jetzt nennt man gewöhnlich nur eine in harten Maſſen gegoſſene oder gehauene Figur Statue. Die berühmteſten Statuen ſind unter dem Art. Bildnerei, Bildhauer der Griechen, Römer und der Neuern

und Plaſtik in geſchichtlicher Folge aufgeführt. Über **Beiwerke** ſiehe dieſen Artikel.

Statut (aus dem Lateiniſchen von statuere) heißt dasjenige Geſetz, welches ein Ort oder eine bürgerliche Geſellſchaft ſich ſelbſt zur Beobachtung vorgeſchrieben hat. Beſonders gehören die Stadtrechte oder die Statuten einer Stadt hieher, welche bisweilen auch **Willkür** genannt werden. Das älteſte deutſche Stadtrecht iſt das **ſoeſtiſche**, welches ſchon zu Anfange des 12ten Jahrhunderts in lateiniſcher Sprache gemacht wurde. Auch das **lübiſche** (oder lübeckſche), **hamburgiſche** u. a. Statuten ſind ſehr berühmt und oft von andern Städten angenommen, die jenen nicht unterworfen waren. Solche Statuten beſtimmen gewöhnlich einzelne Rechte, in wie fern ſie von dem gemeinen abgehen, z. B. das Lübeckiſche über die eheliche Gütergemeinſchaft, die leipziger Statuten in Anſehung der Gerade, und ſie verlieren, wenn ſie vom Landesherrn beſtätigt worden ſind, auch keinesweges ihre verbindliche Kraft durch neue entgegenſtehende Landesgeſetze, wofern nicht dieſe ausdrücklich das Statut aufheben. Noch iſt zu bemerken, daß die Rechte derjenigen Einwohner einer Stadt, welche von der Gerichtsbarkeit derſelben ausgenommen ſind, nicht nach den Statuten, ſondern nach den Vorſchriften des gemeinen Rechts beurtheilt werden müſſen. — **Statutariſch** heißt demnach dasjenige, was zufolge der Statuten eines Orts oder einer bürgerlichen Geſellſchaft geſetz- und verfaſſungsmäßig iſt. **Statutariſche Erbportion** iſt derjenige Erbtheil eines Gatten — ſey es der Mann oder die Frau — den derſelbe entweder nach beſtehenden Landesgeſetzen, oder dem Herkommen, oder nach den Statuten eines Orts aus dem Vermögen des verſtorbenen Ehegatten als einen Pflichttheil erhalten muß. Sie beſteht in einer beſtimmten Quote des Nachlaſſes, ihre Quantität richtet ſich alſo nicht nach der Anzahl der Erben. Die ſtatutariſche Erbportion kann dem überlebenden Ehegatten durch kein Teſtament entzogen werden. Der überlebende Ehegatte braucht, in der Regel, nicht die Schulden des Verſtorbenen zu bezahlen, bekommt aber die ſtatutariſche Erbportion erſt nach geſchehener Bezahlung der Schulden aus dem Nachlaſſe.

Staubfäden ſind diejenigen Theile einer Pflanzenblüthe, welche mit dem Staubbeutel das Staubgefäß ausmachen und jenen tragen. Zuweilen fehlen ſie ganz, wiewohl ſelten.

Staufen, ſ. Hohenſtaufen.

Staunton (Sir George Leonard), Baronet oon Irland, war geboren zu Galway in Irland von nicht eben vermögenden Ältern und kam frühe nach Montpellier, wo er Medicin ſtudirte. Nach vollendeten Studien nahm er den Doctorgrad an und ging nach London, wo er mehrere ſchriftſtelleriſche Arbeiten übernahm, unter andern eine Überſetzung einiger Schriften des berühmten wiener Arztes Stärk, eine Vergleichung der engliſchen und franzöſiſchen Literatur für das Journal etranger u. ſ. w. Um das Jahr 1762 erhielt er eine Einladung nach Weſtindien, wo er ſich als Arzt ein anſehnliches Vermögen erwarb. Lord Macartney, Gouverneur der Inſel Granada, der ihn kennen lernte, machte ihn zu ſeinem Secretär. In dieſem Poſten lernte Staunton die Gerichtsverfaſſung genau kennen und wurde Generalfiscal. Als Macartney die Statthalterſchaft von Madras übernahm, folgte er dieſem als Secretär auch dorthin. Hier zeigte er ſich in vielen ſchwierigen

Fällen als einen ſehr geſchickten Geſchäftsmann, beſonders bei den Friedensunterhandlungen mit Tippo Saib, bei welchen er den franzöſiſchen Admiral Suffrein zur Einſtellung der Feindſeligkeiten bewog, noch ehe dieſer von dem zwiſchen Frankreich und England abgeſchloſſenen Tractate Nachricht erhalten hatte; eben ſo zeigte er eine ſeltene Unerſchrockenheit bei der Gefangennehmung des Generals Stuart, die er ohne Blutvergießen ausführte. Als Staunton aus Oſtindien nach England zurückkam, ſah er ſich für ſeine geleiſteten Dienſte von der oſtindiſchen Geſellſchaft mit einem Jahrgehalte von 500 Pfund, von dem Könige mit dem Titel eines Baronets von Irland und von der Univerſität Oxford mit der Würde eines Doctors der Rechte belohnt. Von neuem ward er Macartney's Gefährte, als dieſer 1792 zum Geſandten nach China beſtimmt wurde. Er wurde nicht nur zum Legationsſecretär ernannt, ſondern erhielt zugleich, um nöthigen Falls die Stelle des Lords vertreten zu können, den Titel eines außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſters. Dieſe Geſandtſchaftsreiſe verfehlte in der Hauptſache ihren Zweck (ſ. Macartney). Nach ſeiner Rückkehr begann Staunton aus den Papieren Macartney's, ſeinen eigenen Bemerkungen und den Tagebüchern und Beobachtungen des Commandeurs der Expedition, Sir E. Gower, und der Gelehrten und übrigen Begleiter des zahlreichen Gefolges eine Beſchreibung dieſer Reiſe, die mit vielen trefflichen Karten und Kupfern ausgeſtattet und einem dem innern Werth angemeſſenen äußern Aufwande ausgeführt dem Publicum übergeben wurde, unter dem Titel: An authentic account of an embassy from the king of Great-Britain to the Emperor of China, Lond. 1797, Vol. II. 4., und ein Folioband Karten und Kupfer (deutſch von Hüttner, Zürich 1798, 2 Bde. 8.). Großen Antheil an dieſem Werke hatte der Gelehrte Barrow. — Staunton ſtarb zu London den 12ten Januar 1801. Der Erbe ſeines Titels und Vermögens war ein Sohn, der ebenfalls die Reiſe nach China mitgemacht hatte.

Stedinger, oder Stettländer, hieß eine aus Friesland ſtammende Völkerſchaft im heutigen Oldenburg und Delmenhorſt, die ſowohl über den Druck ihrer weltlichen Herren, welche auf ihren Kirchfahrten ihre Weiber und Töchter raubten, als auch über die Habſucht der Geiſtlichen empört, im 12ten und 13ten Jahrhundert in aufrühreriſche Unternehmungen ausbrach. Da die Stedinger als Seeleute häufig an die Küſten von Holland und Frankreich kamen, mochten ſie wohl auch freiere Begriffe von den Verderbniſſen des Prieſterthums und Gottesdienſtes mit nach Hauſe bringen, daher ſie mit den Albigenſern verglichen und verwechſelt, ja ſelbſt Albigenſer genannt wurden (ſ. d. Art. Secten). Von den Erzbiſchöfen von Bremen wurden ſie ſeit dem Ende des 12ten Jahrhunderts als hartnäckige Ketzer verfolgt, weil ſie den Zehnten verweigerten. Der Papſt Gregor IX. verhängte 1232 das Interdict wider ſie und der Erzbiſchof Gerhard II. von Bremen überzog ſie mit einem Kreuzkriege, worin ſie 1234 bei Tauſenden getödtet, ihre Gefangenen verbrannt, ihre Wohnſitze mittelſt durchſtochner Deiche überſchwemmt oder durch Brand und Raub verwüſtet wurden. Die Reſte dieſes freiſinnigen, faſt ganz aufgeriebenen Volkes beugten ſich 1235 unter ihre Tyrannen.

28 *

Steele (Sir Richard), ein ausgezeichneter politiſcher und dramatiſcher Schriftſteller, wurde zu Dublin entweder 1671 oder 1679 geboren. Sein Vater war von engliſcher Herkunft und einige Zeit Secretär des Herzogs von Ormond, durch deſſen Einfluß Richard frühe nach England auf die Schule zu Charterhouſe geſandt wurde. 1691 trat er in das Morton Collegium zu Oxford. Von ſeinem akademiſchen Leben weiß man nichts, als daß er dort eine Komödie ſchrieb, die er aber auf den Rath eines ſeiner Mitſtudenten vernünftiger Weiſe verbrannte. Nachher verließ er die Univerſität, und trat als Freiwilliger unter die Leibgarde zu Pferde. Sein offener und großherziger Charakter erwarb ihm Freunde, und verſchaffte ihm eine Fähnderichſtelle bei der Garde. Da er nicht Kraft genug fühlte, den Verſuchungen ſeines Alters und ſeiner Lage zu widerſtehen, ſo ſchrieb er einen kleinen Aufſatz zu ſeiner eigenen Ermahnung „der chriſtliche Held;“ und um noch mehr ſich dadurch vor Ausſchweifungen zu ſchützen, ließ er ihn 1781, wo er Privatſecretär des Lords Cull war, und ſich eine Compagnie bei einem Füſilierregiment erkauft hatte, drucken. Die Ernſthaftigkeit dieſes Werks ſetzte ihn manchen Spöttereien ſeiner Cameraden aus, beſonders da er wohl durch ſeine Sitten nicht dem Inhalte ſeiner Schrift entſprach. Er hielt es daher, wie er ſagt, für gut, als Luſtſpieldichter aufzutreten, um dadurch ſeinem Charakter einen heitern Anſtrich zu geben. Es erſchien auch in gedachtem Jahre das „Begräbniß, oder Kummer nach der Mode“ (Funeral, or Grief à la Mode). Dies Stück machte Glück, und wird noch jetzt auf den engliſchen Bühnen gegeben. Entweder auf dieſe oder andere Weiſe war er dem König Wilhelm bekannt geworden, der gewilligt war, ihm einen Beweis ſeiner Gunſt zu geben, welches jedoch Wilhelms Tod verhinderte. Addiſons Empfehlungen aber an die Lords Halifax und Sunderland verſchafften ihm zu Anfange der Königin Anna Regierung einen Poſten als Zeitungsſchreiber, ein erniedrigendes Pertinenzſtück des Miniſteriums, wozu bloß Finger, Gehorſam und Behutſamkeit erfodert wurden. Steele's Luſtſpiel: der zärtliche Ehemann, wurde 1704 mit großem Beifall gegeben. 1709 begann er unter dem Titel: „der Plauderer (Tatler) von Sir John Bickerſtaff Esquire“ (m. ſ. Swift), eine Zeitſchrift, welche noch mehr als ſeine frühern Hervorbringungen ihm eine Stelle unter den vorzüglichſten Schriftſtellern der engliſchen Literatur verſchaffte. Sein Hauptbeſtreben war indeſſen, durch dieſes Blatt die Sitten und Gebräuche der Nation zu verbeſſern, die Modethorheiten und Laſter jeder Art lächerlich und verächtlich zu machen, und über öffentliche Gegenſtände richtige und großherzige Geſinnungen zu verbreiten. Hiezu war Steele durch die Kenntniß der Welt, die er durch den freien Umgang mit derſelben erlangt hatte, völlig geeignet, da es ihm an natürlicher Laune und Lebhaftigkeit und an einer edeln, wohlwollenden Denkart nicht fehlte. Er hatte auch das Glück, ſich Mitarbeiter zu verſchaffen, von denen einige ihn weit an Genialität übertrafen, und von denen wir nur Swift und Addiſon nennen. Den Namen des erſtern findet man faſt auf allen Blättern jener Zeitſchrift. Der Plauderer oder Tatler wurde allgemein bekannt, und da er es in politiſcher Hinſicht mit den Machthabern hielt, ſo bekam Steele zur Belohnung eine Anſtellung als Commiſſionär des Stempelpapiers, welche er nach Entlaſſung der Miniſter, die ſie ertheilt hatten, be-

hielt. 1711 folgte dem Plauderer der noch berühmter gewordene „Zuſchauer," dem ein reiferer Plan zum Grunde lag, wonach alle politiſchen Tagesereigniſſe daraus verbannt waren, und an welchem Addiſon und andere ausgezeichnete Schriftſteller einen beſtändigern Antheil nahmen, obgleich Steele ferner den Marktplatz füllen half. Als der Zuſchauer endigte, ward der „Aufſeher" (Guardian) begonnen, und eine Zeit lang in demſelben Geiſte fortgeſetzt; allein Steele war jetzt zu ernſtlich mit der Oppoſition des Miniſteriums verbunden, um ſeine Feder zu zähmen; und jenes Blatt hörte noch in demſelben Jahre auf. Er verſuchte es nachher mit andern periodiſchen Werken, aber ſie ſchienen alle dem Parteigeiſt zu dienen, und ſind längſt vergeſſen. Um einen entſchiedenen politiſchen Charakter zu behaupten, verzichtete er auf ſeine Bedienung und auf einen Jahrgehalt, den er bis dahin erhalten hatte. Er bemühte ſich um einen Sitz im Parlament, und ward bei Zuſammenberufung deſſelben für den Flecken Stockbridge erwählt. Bald nachher aber wurde er als Verfaſſer einiger für aufrühreriſch und verleumderiſch angegebenen Schriften von dem Parlamente ausgeſchloſſen. Addiſon, die Walpole's und die Lords Finch, Lumley und Hinchinbroke vertheidigten ihn zwar, allein die machthabende Partei beſtand auf ein Opfer, und er verlor ſeine Stelle. Er fing hierauf wieder an, ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu beſchäftigen. Indeſſen verbeſſerten ſich durch Georgs I. Thronbeſteigung, der ihn zum Oberſtallmeiſter zu Hamptoncourt und zum Friedensrichter im Middle-Eſſex ernannte, ſeine Verhältniſſe. Auch erhielt er die Direction des königlichen Theaters auf Lebenszeit. Bei dem erſten Parlament unter der neuen Regierung trat er für Boroughbridge wieder als Parlamentsglied ins Unterhaus ein, und im April 1715 wurde er bei Überreichung einer Adreſſe zum Ritter ernannt. Für noch wichtigere Dienſte erhielt er von Sir Robert Walpole 500 Pfund Sterling, und auf ſolche Weiſe ermuthigt, lieferte ſeine fruchtbare Feder eine Menge politiſcher Aufſätze, die mit gleichem Eifer die Sache der Partei, welche er ergriffen hatte, ſowohl in ihren glücklichen als zweifelhaften Verhältniſſen vertheidigten. 1717 wurde er zum Commiſſarius bei der Auskundſchaftung der durch die Empörung in Schottland verwirkten Güter beſtellt, und ungeachtet dieſes gehäſſigen Auftrags mit großer Achtung empfangen. Dort machte er den Verſuch, die engliſche und ſchottiſche Kirche mit einander zu vereinigen, und hatte wegen der Wiederherſtellung der biſchöflichen Gewalt mit mehreren presbyterianiſchen Geiſtlichen Zuſammenkünfte; allein ſein Eifer bei dieſem Geſchäfte wurde wahrſcheinlich durch zu wenig Einſicht geleitet. Überhaupt war Projectirſucht ein Hauptzug in Steele's Charakter, und ſie war ſowohl die Wirkung als die Urſache der beſtändigen Verwickelungen, in denen er ſich befand, und die aus ſeinem Mangel an Wirthſchaftlichkeit und ſeinem Hange zur Verſchwendung entſprangen. Seine erſte Gattin war von Barbados, und der Tod ihres Bruders verſchaffte ihm eine ſehr bedeutende Pflanzung; auch durch eine zweite Gattin erhielt er ein beträchtliches Vermögen, und doch war er immer in Geldnoth. Ein Project, „die Fiſche lebendig zu Markte zu bringen," worüber er 1718 ein Patent erhielt, brachte ſeine Umſtände, ſtatt ſie zu heben, noch mehr in Verfall. Zu wünſchen wäre es geweſen, daß ſeine Unfälle bloß Aufopferungen von Geld erfodert hätten; allein er kam da-

durch auch mit ſeinem Gewiſſen häufig in Widerſpruch. Ein engliſcher Schriftſteller Whiſton erzählt in ſeinen Denkwürdigkeiten: er habe einmal mit Steele, der eine, ſeinen frühern Erklärungen widerſprechende, Stimme im Parlamente gegeben hätte, über deſſen Unbeſtändigkeit geſprochen, und der Ritter habe ihm geantwortet: „Herr Whiſton, Sie können zu Fuß gehen, das kann ich nicht.“ Steele war indeſſen nicht zu blinder Unterwürfigkeit geſchaffen; und wegen ſeiner Widerſetzung gegen die Pairſchaftsbill, welche die Miniſter 1719 vorgeſchlagen hatten, wurde er ſeines Patents als Director der Schauſpiele beraubt. In einer Flugſchrift „das Theater“ appellirte er deßhalb an das Publicum, und vertheidigte 1720 die Sache der Nation gegen das verderbliche Südſeeproject in einer andern Flugſchrift. 1721 ward er wieder als Director des Drury-Lane Theaters hergeſtellt. Bald darauf ſchrieb er die „gewiſſenhaften Liebenden,“ ein Luſtſpiel, welches 1722 zum erſtenmal aufgeführt wurde, und welches viel zur Vergrößerung ſeines Ruhms und ſeines Glücks beitrug. Dies Stück wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, und war lange das vorzüglichſte unter den rührenden Luſtſpielen der Engländer. Der König ſchenkte ihn für die Zueignung 500 Pfund Sterling, allein ſeine beſtändigen Geldverlegenheiten nöthigten ihn, ſeine Stelle beim Theater zu verkaufen. Dazu hatte er noch das Unglück, einen Prozeß gegen die Unternehmer des letztern zu verlieren, und jetzt, in Hinſicht auf Vermögen und Geſundheit zu Grunde gerichtet, zog er ſich auf ſein Landgut in Wales zurück, wo ein Schlagfluß ſeine Geiſteskraft ſchwächte, und im September 1729 ſein Leben endete. Im geſelligen Leben wurde er wegen ſeines freundlichen, zuvorkommenden und offenen Charakters eben ſo ſehr geliebt als wegen ſeiner gänzlichen Freiheit von Eiferſüchtelei und Übelwollen gegen Andere. In Hinſicht ſeiner Geiſteswerke gehört er mehr zu den Männern von Talenten, als zu denen von Genie. In ſeinen Schriften herrſcht übrigens eine lebhafte Phantaſie, die ſich über eine Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden, aber mit wenig Kraft und Sorgſamkeit, verbreitet. Seine Schreibart und ſeine Gedankenfolge ſind gleichfalls ſchlaff und incorrect. Er war ein Freund der Tugend, und mahlte ſie oft mit den reizendſten und anziehendſten Farben, allein ſein Beiſpiel war keineswegs untadelig. Seinen Ruf als Schriftſteller verdankte er hauptſächlich ſeinen Theilnehmern an jenen Zeitſchriften, und ſein Name gehört kaum zu denen, welche einen vorzüglichen Glanz auf die damalige Periode der engliſchen Literatur warfen. N. P.

Steganographie, auch **Kryptographie**, iſt die Kunſt, ſich auf geheime Weiſe ſchriftlich mitzutheilen, **Geheimſchreiberei**. Dies kann geſchehen durch beſondere, auf Verabredung beruhende Zeichen und Schriftzüge (Chiffren, ſ. d. Art. Dechiffriren), oder durch ungewöhnlichen und verborgenen Gebrauch der Schreibmaterialien (beſondre ſympathetiſche Dinten, die erſt durch Anwendung gewiſſer Mittel ſichtbar werden, beſondere Zuſammenlegung und Zuſammenſetzung der Gegenſtände, auf welche geſchrieben wird, oder eine ungewöhnliche Stellung und Anordnung der Schriftzüge ſelbſt) oder durch unbemerkte Mittel der Überſendung (z. B. dazu abgerichtete Thiere, Brieftauben, Hunde u. ſ. w.). Die gewöhnlichſte Art der Geheimſchrift beſteht in neuerfundenen Buchſtaben, mathematiſchen Figuren, Zahlen u. ſ. w., womit ganze Worte,

Sylben oder Buchſtaben bezeichnet werden, und ſie iſt um ſo vorzüglicher, je weniger irgend jemand, der in das Geheimniß nicht eingeweiht iſt, ſie ohne Schlüſſel dechiffriren kann, und je leichter ihr Gebrauch und ihre Erlernung iſt. Letzteres iſt ein ſeltner Vorzug der Chiffren, da ſie, um Verdacht zu vermeiden, gewöhnlich ſehr zuſammengeſetzt ſind, und manches enthalten muß, was den Forſchenden irre führen ſoll; daher ſelbſt die ſogenannten non-valeurs (nichts bedeutende Zeichen, welche zur Verwirrung des Uneingeweihten feſtgeſetzt werden). Über verſchiedne Arten der Geheimſchriften, z. B. der Multiplications-, Transpoſitions- und Netzchiffre ſiehe das weitere in **Klübers** Kryptographik oder Lehrbuch der Geheimſchreibekunſt, Tübingen 1809, 8. — Die Steganographie iſt ſehr alt. Im Orient findet man ſchon im Alterthum verſchiedene Arten; ſelbſt die Hieroglyphen- und Bilderſchrift war nur Eingeweihten bekannt. In Rom bedienten ſich Cäſar und Auguſt einer Geheimſchrift zu ihrer politiſchen Correſpondenz. Die Römer nannten eine ſolche Geheimſchrift caecas litteras.

Stehendes Capital (Nationalökonomie), iſt derjenige Gütervorrath, welcher, wenn er zu Hervorbringung neuer Güter verwandt wird, noch über die Hervorbringung des Guts fortdauert, und im Beſitze deſſen bleibt, der denſelben zu dieſem Behufe verwandte. Das ſtehende Capital kann ſowohl *geiſtig* als *ſinnlich* ſeyn. Zu dem geiſtigen iſt der bleibende Zuſatz zu den bloßen Naturgaben zu rechnen, der ſich in den Menſchen durch Ausbildung der Talente und Geſchicklichkeiten, ſo wie durch Erlernung von Künſten und Wiſſenſchaften erzeugt. Zu dem ſinnlichen Gütervorrath dieſer Art gehören die Werkzeuge und Maſchinen jeder Gattung, vom Spaten und Pfluge an bis zu dem zuſammengeſetzteſten Kunſtwerke; es gehören dazu die Gebäude, ſowohl diejenigen, welche ſelbſt gewiſſermaßen Maſchinen und Werkzeuge ſind, z. B. Mühlen, Schmieden, Sägen u. ſ. w., als auch ſolche, welche zur Aufbewahrung der Werkzeuge oder der Güter dienen, z. B. Waarenlager, Magazine u. ſ. w., wie nicht weniger die eigentlichen Wohngebäude der Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute und ſonſtigen Arbeiter; auch ſind dahin zu rechnen alle Mittel zur Fortſchaffung der Güter, ſowohl in ſo fern ſie der Einzelne beſitzt, wie Wagen, Pferde, Schiffe u. ſ. w., als auch in ſo fern ſie dem Staate gehören, wie z. B. Kunſtſtraßen, Canäle, Häfen u. ſ. w.; eben ſo gehören dahin die bleibenden Veränderungen des Grundes und Bodens durch Beſſerung und Urbarmachung deſſelben. (S. *Capital*.) K. M.

Steibelt (N.), ein berühmter Virtuos auf dem Pianoforte, und Claviercomponiſt, geb. zu Berlin 1756. Friedrich Wilhelm hörte von ſeinen Anlagen zur Muſik, und ließ ihn durch den berühmten Kirchberger unterrichten. Sein Clavierſpiel iſt glänzend, auch improviſirt er ſehr glücklich. Seine Compoſitionen ſind gefällig und einſchmeichelnd, aber ohne Tiefe und Originalität, und viele trivialle Stellen ſtören ihre Wirkung. Steibelt hält ſich bald in London, bald in Paris und Petersburg auf. Zu Paris hat er auch ein Ballet Le retour du Zephir, und eine Oper Juliette et Romeo mit Beifall gegeben. Von einer andern La Princesse de Babylon iſt weniger bekannt worden. Auch in London ließ er zwei Ballets (das ſchöne Milchmädchen

und das Urtheil des Paris) aufführen. Die größte Zahl ſeiner Compoſitionen beſteht in Concerten, Sonaten, Variationen und Potpourris für das Pianoforte.

Stein (Joh. Andreas), vormals Organiſt an der reformirten Kirche zu Augsburg, berühmt als Orgelbauer und Inſtrumentenmacher, vorzüglich durch ſeine Fortepiano's, die zu ſeiner Zeit zu den beſten gehörten. Er war 1728 zu Heidelsheim in der Pfalz geboren. Seine Familie ſetzt die Fabrication der Fortepiano's fort. Eine Tochter des Andreas Stein iſt eine vortreffliche Clavierſpielerin. Wir wiſſen nicht, ob es dieſelbe iſt, welche jetzt Nanette Streicher heißt, und unter ihrer Firma vortreffliche Inſtrumente verfertigen läßt.

Stein (Carl, Freiherr von). Dieſer in der neueſten Geſchichte unſeres Vaterlandes ſo berühmt gewordene Miniſter iſt im October 1757 zu Naſſau an der Lahn geboren, und ſtammt aus einem altadeligen Geſchlechte, das Urkunden vom J. 1000 hat. Vor etwa dreißig Jahren ſuchte er um preußiſche Civildienſte im Berg- und Hüttendepartement nach, und erhielt die Bergrathsſtelle in Wetter in der Grafſchaft Mark. Im J. 1784 erſchien er als Geſandter in Aſchaffenburg, und der Churfürſt von Mainz, Carl Joſeph, trat zum Fürſtenbunde. Stein war voll Feuer und Kenntniſſe in der Staatswirthſchaft, worin er von einer unbeſchränkten Gewerbe- und Handelsfreiheit ausging. Seine Untergebnen nannten ihn damals ſtolz und ſtreng, aber auch gerecht und eifrig für das Beſte. Er ſtiftete in ſeinem Departement viel Gutes, und zeichnete ſich aus. Sein Stand, ſein Vermögen, ſeine Verheirathung mit der reichen Gräfin Wallmoden-Gimborn, mehr als alles aber ſeine Verdienſte bahnten ihm unter des Miniſters v. Heinitz Präſidium im weſtphäliſchen Departement eine ſchnelle Beförderung. Er wurde Kammerdirector in Hamm, dann Präſident, und bald darauf Oberpräſident aller weſtphäliſchen Kammern. In dieſem Poſten erwarb er ſich unter andern das große Verdienſt, die unfahrbaren Landſtraßen Weſtphalens in treffliche Chauſſeen umzuſchaffen. Was noch von Domainenpachten übrig war, vertheilte er unter die Bauern. Er belebte das Fabrikweſen und den Handel; auf ſeine Anträge wurde Ordnung in die Forſtwirthſchaft gebracht. Er organiſirte die neu acquirirten weſtphäliſchen Provinzen. Nach Struenſee's Tode erhielt er das Miniſterium des Acciſe-, Zoll- und Fabrikendepartements. Sobald er ſich in dies ihm fremde Fach einſtudirt hatte, griff er mit ſtarker Hand alle Mißbräuche an, und eine Reform folgte der andern. Bald gerieth er mit dem damaligen Cabinetsrath Beyme in Zwiſt, deſſen Einwirkung in die Staatsgeſchäfte er nicht ertragen wollte. Der Feldzug 1806 erfolgte, und Stein flüchtete nach Königsberg. Hier erhielt er wegen neuer Differenzen mit dem Cabinet ſeinen Abſchied in ungnädigen Ausdrücken. Dies geſchah im Frühjahr 1807. Er ging auf ſeine Güter. Als man aber nach dem tilſiter Frieden ausſahe, welcher erfahrnen und kraftvollen Hand man das Steuer des ſchwankenden Staatsſchiffes anvertrauen ſollte, da rief man ehrenvoll Stein zurück. Er lag am Fieber darnieder, als des Königs Ruf an ihn erging. Krank warf er ſich in den Reiſewagen, und durchflog eine Strecke von 150 Meilen. Im J. 1808 war er Premierminiſter. Mit welcher Energie er zur Rettung,

Erhaltung, Wiederherſtellung Preußens wirkte, iſt bekannt. Die Unterhandlungen, welche er im Frühjahre 1808 in Berlin mit der franzöſiſchen Regierung anknüpfte, waren erfolglos. Er kehrte nach Königsberg zurück, und begann ins Geheim für die Befreiung Deutſchlands Vorbereitungen zu treffen. Ein aufgefangener Brief verrieth den Plan, und Napoleon erklärte den patriotiſchen Mann in die Acht. Der Baron von Stein verließ die preußiſchen Staaten, und ging den 6ten Januar 1809 nach dem Öſterreichiſchen, wo er bis 1812 lebte. Zu Ende jenes verhängnißreichen Jahrs begab er ſich von dort zum Kaiſer Alexander nach Rußland. Über ſeine Wirkſamkeit in dieſem wichtigen Zeitpunkte, wo die Befreiung Europens von der ſchmachvollſten Unterjochung eines ſich ihm aufgedrungenen Despoten vorbereitet wurde, hat das Publicum keine genauere Kenntniß erhalten, aber man darf annehmen, daß ſie höchſt bedeutend geweſen. Nach dem Vordringen der vereinten ruſſiſch-preußiſchen Armeen in Sachſen wurde Stein an die Spitze des gebildeten Verwaltungsraths der eroberten und befreiten deutſchen Lande geſtellt. Wir verweiſen über ſeine Thätigkeit in dieſem wichtigen Poſten auf den Artikel Centralverwaltung in der 4ten Auflage des 2ten Bandes dieſes Werks (der ſich für die Beſitzer der frühern Auflagen im Supplementenbande befindet), und bemerken nur, daß Stein zwar auf mannichfaltige Weiſe zu der Entwickelung der Streitkräfte Deutſchlands, und was damit in Verbindung ſtand, mitwirkte, aber auch durch tauſend Conflicte ſich begegnender und durchkreuzender Intereſſen in den großen Beſtimmungen der Centralverwaltung geſtört war, beſonders als in dem Frieden zu Ried (mit Bayern) Grundſätze aufgeſtellt, und bald auch in den ſpätern Verträgen mit den andern deutſchen Rheinbund-Fürſten Norm wurden, die der Centralverwaltung Steins nur eine geringfügige Wirkſamkeit übrig ließen. Die Grundſätze, welche bei dem erſten pariſer Frieden befolgt wurden, waren mit Steins Anſichten in Widerſpruch, und es blieb dem kräftigen deutſchen Manne, deſſen Charakter mit allem, was zu Accommodationen gehört, unverträglich iſt, nichts übrig, als ſich von den Staatsverhandlungen dieſer Zeit zurückzuziehn. Er war auch nur wenige Tage auf dem wiener Congreß anweſend. Er lebte ſeitdem größtentheils im Naſſauiſchen auf ſeinen Gütern und auf den neuen Beſitzungen, die er ſich in Weſtphalen erworben hat. — Über den Werth, die Verdienſte und Talente des Freiherrn von Stein ſchon jetzt ein beſtimmtes und ſicheres Urtheil zu fällen, iſt kaum möglich. Einige trauen ihm Gewalt für Ideen zu, und reine Liebe für dieſelben, Andre halten ihn mehr für einen eifrigen, auch kenntnißreichen Geſchäftsmann. Uns ſcheint, daß ſeine urſprüngliche geiſtige Anlage unverkennbar auf Ideen gerichtet war, doch nur auf ſolche, die unmittelbar in das practiſche Treiben eingreifen, und daß ſeine frühe Beſtimmung für die Staatsgeſchäfte ſeine Neigung auf dasjenige Ideale lenkte, das auf den Staat unmittelbare Anwendung litt. Ein ſtets geſpannter Eifer, ein practiſches Ziel zu erreichen, mußte natürlich ſeinen Sinn für Schönheit beeinträchtigen, und ſo erſcheint ſein heftiger Wille noch ſchroffer. In dieſer ungemeinen Kraft des Willens kommen Alle überein. Seine Rechtſchaffenheit bezweifeln ſelbſt die nicht, welche den Ehrgeiz als die erſte Triebfeder ſeiner Hand-

lungen anſehn. Er kann Einzelnen Unrecht gethan haben, aber niemand weiß ein Beiſpiel, daß er dabei einen Vortheil für ſich ſuchte. Mit Aufopferung ſeines Vortheils trat er zurück, ſobald er für Preußens und Deutſchlands innere Freiheit nicht nach ſeiner Überzeugung handeln konnte; und um alle Macht, die ihm auf die Dauer in Rußland nicht entſtehen konnte, war er unbekümmert, ſobald er einmal dem Sturm der Ruſſen eine Richtung für die deutſche Freiheit gegeben hatte. Nicht unter andern Nationen wollte er herrſchen, ſondern im Gefühl und in der Kraft des deutſchen Ritters für die Nationalfreiheit wirken, und wohl mochte er ſich dabei in dem Gedanken gefallen, daß einer von den alten unmittelbaren Reichsfreiherrn von Stein wieder für Adel und Volk der deutſchen Gauen rüſtig ſey. — Seine Entfernung von den Geſchäften iſt immer als ein Verluſt für das Vaterland anzuſehn.

Stein der Weiſen, philoſophiſcher Stein, iſt nach der Meinung der Alchimiſten eine Materie, welche unedle Metalle in edle verwandeln, und ein Mittel zur Heilung aller möglichen Krankheiten ſeyn ſoll. Dieſe Idee vom Stein der Weiſen, als Mittel zur Verwandlung in Gold, iſt ſeit dem 5ten Jahrhundert ſichtbar, und hat noch in neuern Zeiten eine Menge Köpfe verdreht, die zu ſpät durch Schaden klug geworden ſind.

Steindruckerei, Lithographie, iſt die Kunſt, allerhand Umriſſe auf Stein zu zeichnen oder zu ſchreiben, und dann durch den Abdruck mittelſt einer Preſſe zu vervielfältigen. Der Ruhm dieſer wichtigen Erfindung gebührt Herrn Aloys Senefelder, von welchem, ſo wie von der Art, wie er auf dieſe Erfindung geführt wurde, wir folgendes mittheilen können. Aloys Senefelder, geboren zu Prag 1772, lebte von früher Jugend in München, wo ſein Vater als ein talentvoller Schauſpieler in Anſehn ſtand, und iſt ſeit 1812 bei der königlich bayriſchen Steuer-Cataſter-Commiſſion als Lithograph angeſtellt. Er beſuchte das Gymnaſium in München, zeichnete ſich in allen Claſſen aus, bezog in einem Alter von ſechzehn Jahren die Univerſität Ingolſtadt, und ſtudirte dort drei Jahre die Rechte. Das Theater intereſſirte ihn, und nach ſeiner Rückkehr zu ſeinem Vater verſuchte er ſich als Schauſpieler und Dichter. **Der Mädchenkenner**, ein Luſtſpiel; **Mathilde von Altenſtein**, ein Ritterſchauſpiel; **der Bruder aus Amerika; die Gothen im Orient** ſind von ihm. Die beiden erſten ſind auch im Druck erſchienen. Er war im Begriff, nach Ingolſtadt zurückzugehn, um dort zu promoviren, als 1792 ſein Vater ſtarb, und eine Witwe mit neun Kindern ohne Vermögen zurückließ. Er war der älteſte von ſeinen Geſchwiſtern. Die Noth der Familie war groß. Nachdem er ohne Erfolg um eine Rechnungsſtelle nachgeſucht, entſchloß er ſich als gemeiner Artilleriſt Dienſte zu nehmen. Aber auch hier ward er als Ausländer abgewieſen. Tief bekümmert kam er nach München zu ſeiner Mutter zurück, und beſchäftigte ſich bei einigen chemiſchen Kenntniſſen mit allerlei Färbereiverſuchen, ohne daß ihm etwas gelingen wollte. Auf einem Spaziergange hob er einſt ein Stück Kalkſchiefer von jener Gattung, die man kelheimer Marmor nennt, auf, ſchnitzte, mit dem Meſſer daran, und kam, als er die gleiche innre Textur des Steines bemerkte, auf den Gedanken, wie auf dieſem Kalkſteine leicht durch Ätzwaſſer erhabene Figuren, beſonders

Schrift und Muſiknoten, hervorzubringen ſeyn möchten, und wie man dieſe dann, gleich Holz-, oder Metalltafeln, würde abdrucken können. Dieſen Gedanken verfolgte er. Nachdem er eine Schrift, ſo daß ſie hoch erhaben da ſtand, geätzt, betupfte er ſie mit Druckerſchwärze, und das Abdrucken gelang. Hocherfreut bat er ſeinen Freund, den Hofmuſikus Gleißner, um eine Muſikcompoſition, ätzte ſie, und druckte ſie ab. Im Fortgange ſeiner Verſuche fand er aber bald, daß die Theile des Steins, die mit dem Ätzwaſſer benetzt waren, die fettige Schwärze nicht annahmen, daß ſie nur an den zuvor mit fettiger Maſſe darauf geſchriebenen Figuren hafte, daß dieſe alſo nicht beſonders erhöht zu werden brauchten, ſondern ohne dies mit dem Auftragen der Schwärze verfahren werden könne. Damit war im Jahr 1796 die Erfindung in der Hauptſache gemacht; alles folgende war nur weitere Ausbildung und Vervollkommnung. Die beiden Momente, worauf die Erfindung beruht, ſind einmal die Entdeckung, daß Steine, auf denen durch Scheidewaſſer wirklich hervorragende Figuren hervorgebracht ſind, abgedruckt werden können, wie Holztafeln; zweitens die Entdeckung, daß nach chemiſchen Geſetzen nur die fettige Zeichnung die aufgetragene Schwärze annimmt, nicht die übrigen mit Ätzwaſſer berührt geweſenen Theile des Steins, daß man alſo nur die verlangten Figuren mit einer fettigen Maſſe auf den Stein zeichnen, ihn mit Ätzwaſſer überfahren, dann mit Schwärze übergehn und abdrucken dürfe. — Aloys Senefelder dachte jetzt auf Herſtellung einer Preſſe, wozu die Mutter das Letzte hergab. Da aber die Erfindung noch nichts eintrug, gerieth er über den Vorſchuß bald in Mißſtimmung mit ſeiner Mutter, und zog ganz zu ſeinem Freunde, dem Hofmuſikus Gleißner, mit dem er in eine Handelsverbindung für das Unternehmen trat. Mehrere Muſikſtücke erſchienen unter dieſer Firma. Außer einer Belohnung von hundert Gulden aus der churfürſtlichen Hofkammer fehlte es an aller öffentlichen Unterſtützung und Aufmunterung; ſelbſt das nachgeſuchte Privilegium ward erſt beim Regierungsantritt Maximilian Joſephs ertheilt. Dagegen intereſſirten ſich einige Privatperſonen für die neue Erfindung, namentlich der Rath Steiner, Profeſſor Kefer und der Muſikverleger Falter. Durch Hülfe des letztern ward eine größere und vollkommnere Preſſe hergeſtellt, mit welcher zwei Werke gedruckt wurden: das erſte Heft von Grünbergers Orgelſtücken, und die Zauberflöte in Quartett geſetzt von Danze. Beide ſind aber noch ſehr mangelhaft, und der Ertrag kam noch nicht den Koſten gleich. Durch viele Verſuche kam A. Senefelder endlich auf die Erfindung der Stangenpreſſe, die als bewährt noch jetzt für Noten- und Tabellendruck im Gebrauch iſt. Nun wurde die in Paris geſtochene Polonaise favorite von Steibelt ſo vollkommen in Steindruck geliefert, daß dieſer den Kupferſtich an Reinheit und Schönheit übertraf. Von jetzt an lohnte die Sache. Aloys zog nun auch ſeine Brüder, Theobald und Georg, ins Geſchäft. Sie arbeiteten in ſeiner und Gleißners Officin, und Falter beſchäftigte die Preſſe mit ſeinem Verlag. So erſtarkte die neue Kunſt von 1797 bis 1799 an dem Muſikverlag, der ihr Unterhalt und Nahrung gab, während Aloys auf immer größere Vervollkommnung ſann. Dem Rath Steiner war die Erfindung beſonders in der Hinſicht wichtig, daß ſie wohlfeile Hülfsmittel für die Schulen zu liefern verſprach. Er

ließ „Materialien zu Vorſchriften für Mädchen,“ zwei Hefte, drucken, und dachte darauf, wie die neue Kunſt auch zu Muſterblättern für Zeichnungen in den Schulen angewendet werden könnte. Auf ſeine Veranlaſſung legte Aloys dem Profeſſor Mitterer einige Verſuche in Kreidemanier vor, die gute Hoffnung gaben. Allein Senefelder verließ bald München, und Mitterer verlor ihn und die Sache auf einige Zeit aus den Augen. Als die Brüder Senefelder und Gleißner in den Jahren 1798 und 1799 ſich mit dem Notendruck beſchäftigten, trat der Muſikverleger André aus Offenbach hinzu, und erkaufte die Mittheilung des geſammten Verfahrens für eine bedeutende Summe von mehreren tauſend Gulden. Aloys folgte ihm nach Offenbach; Theobald und Georg aber, die in ihrer Wohnung auch eine Preſſe errichtet hatten, und darüber mit ihrem Bruder in Zwiſt gerathen waren, verließen München, und theilten in Augsburg die Kunſt dem Muſikverleger Gompart um 400 Gulden mit. Auf die Erlaubniß ihres Bruders aber, den Steindruck in München zu üben, kehrten ſie dahin zurück, übernahmen Gleißners Druckerei, und arbeiteten 1800 für Falter, gingen aber dann auch nach Offenbach. Im folgenden Jahre reiſ'te Aloys nach London, ließ ſich dort ein Patent über die Erfindung geben, das er ſpäterhin an André verkaufte, und kam nach vier Monaten nach Deutſchland zurück. Inzwiſchen hatte ein gewiſſer Niedermayr aus Straubingen ſich der Lithographie bemächtigt, und ſing an in Regensburg zu drucken. Er wurde von Pleyl nach Paris gerufen, wo jedoch die wahrſcheinlich nur ſehr unvollkommen dahin verpflanzte Kunſt damals nicht eben gedeihen wollte. Niedermayr ging bald nach Wien, wollte dort eine Druckerei errichten, und ſuchte um ein kaiſerliches Privilegium nach. Aloys Senefelder that ſogleich Schritte dagegen, reiſ'te 1801 mit ſeinen Brüdern ſelbſt nach Wien, und bekam wirklich das Privilegium für Öſterreich, in deſſen Beſitz ſich jetzt der Kunſt- und Muſikverleger Steiner in Wien befindet. Während Aloys dort verweilte, kehrten ſeine Brüder nach München zurück, und beſchäftigten ſich 1802 und 1803 wieder mit Notendruck für Falter. Aber in ihrer Abweſenheit hatte Niedermayr, was er vom Steindruck wußte, dem Profeſſor Kefer um drei Friedrichsd'or für die Feiertagsſchule mitgetheilt, und es waren in der Zwiſchenzeit einige Kleinigkeiten gedruckt worden. Jetzt wurden auf des Raths Steiner Betrieb einige Proben von Kunſtgegenſtänden in Kreidemanier durch Mitterer gemacht, welche ſo gut ausfielen, daß dieſer das Zeichnungswerk: Anleitung zur Figurenzeichnung in Umriſſen in Kreidemanier, ausführte. Die Folge dieſes Gelingens war, daß mittelſt eines Contracts vom 7ten November 1804 das Geheimniß des Steindrucks von den Brüdern Theobald und Georg um eine jährliche Beſoldung von 700 Gulden für beide als Eigenthum der Feiertagsſchule erkauft wurde. Mitterer trat als Curator an die Spitze dieſer lithographiſchen Anſtalt, das Mercantiliſche beſorgte der Inſpector Weichſelbaumer; die Direction des Ganzen führte Rath Steiner. Jetzt machte die Kunſt, gepflegt von ſo wackern Männern, ſchnelle und mächtige Fortſchritte. Mitterer dachte darauf, mehrere Kunſtſachen herauszugeben, und gab die zu dieſen Zwecken paſſendere Rollenpreſſe an. Es erſchienen ſechs Blätter bayeriſcher Gegenden von Wagenbauer, und dieſen Landſchaftsverſuchen folgten die

Prachtblumen von Mayerhofer. Der Erfolg war ſo günſtig, daß man den Muth faßte, 1805 ein Abonnement über Lieferungen von Kunſtblättern zu eröffnen, die nach und nach in 30 Heften erſchienen. Seitdem hat dieſe lithographiſche Anſtalt bei der Feiertagsſchule in München ähnliche und noch größere nnd gelungenere Kunſtgegenſtände geliefert, bei deren Anführung wir nicht verweilen wollen. — Gegenwärtig hat der Steindruck ſich ungemein verbreitet, und man findet lithographiſche Anſtalten zu Durlach, Mannheim, Caſſel, Stuttgart, Regensburg, Dresden, Leipzig u. ſ. w., wiewohl der Hauptſitz derſelben München bleibt. Hier in dieſer letztern Stadt ſcheinen ſo mancherlei Vortheile bekannt zu ſeyn, die den übrigen lithographiſchen Anſtalten größtentheils noch abgehen und ihre Erzeugniſſe hinter denen der Mutteranſtalt noch zurücklaſſen. Das Verfahren iſt gegenwärtig im Weſentlichen folgendes. Man bedient ſich zweier Subſtanzen zum Zeichnen auf Stein: der chemiſchen Tuſche und der chemiſchen Kreide. Die chemiſche Tuſche wird ſo gefertigt: Man nimmt 2 Loth Unſchlittſeife, 5 Loth reines, weißes Wachs, ¼ Loth ausgelaßnes Unſchlitt und ein Loth abgeriebenen trocknen Kienruß. Die Seife wird, nachdem ſie fein geſchabt worden, in einem eiſernen oder irdenen Gefäße über Feuer geſetzt, und nachdem ſie in Fluß gerathen, mit kleinen Wachs- und Unſchlittſtücken vermehrt. Hierbei muß man die Maſſe unaufhörlich umrühren, und wenn ſie zu einem ſehr hohen Grade der Hitze gekommen, zugleich während dieſes Geſchäfts mit einem brennenden Spane anzünden. Nach kurzer Zeit muß die Flamme gedämpft, und während des Kochens der Kienruß langſam hinzugeſchüttet werden. Iſt dies geſchehen, ſo nimmt man die Maſſe allmählig vom Feuer, und gießt ſie auf eine eiſerne oder ſteinerne Platte aus, worauf man ihr eine beliebige Form ertheilt. Die chemiſche Kreide beſteht aus einem Loth Unſchlittſeife, 5 Loth weißen Wachſes, und einem Quentchen ausgelaſſenen Unſchlitts, wozu man, wenn alles kocht, 5—6 Tropfen an der Luft zerfloſſener Potaſche fügt. Bei dieſem Hinzuthun der Potaſche brauſ't aber die Maſſe ſtark auf, und muß folglich wohl in Acht genommen werden, damit ſie nicht überlaufe; auch muß ſie ſo lange über dem Feuer umgerührt werden, bis ſie nicht mehr ſchäumt. Beim Ausgießen muß man ſehr behutſam ſeyn, und eine Platte mit einem kleinen Rande haben, in welche man die Maſſe gießt, und eine andre glatte Platte, die man darauf legt, und mit Gewichten beſchwert, damit alle ſonſt nachtheilige Blaſen herausgepreßt werden. Der Stein, welcher zum Steindruck taugt, iſt ein ſchiefriger, mergelartiger Kalkſtein, welcher im Pappenheimiſchen und Eichſtädtiſchen gefunden wird; den beſten liefert das pappenheimiſche Dorf Solnhofen. Die Steine ſind gewöhnlich nur auf einer Seite bearbeitet, auf der andern roh, und müſſen ſo behandelt werden, daß ſie von gleicher Dicke ſind, worauf man ſie ſchleift, bis ſie eine ganz ebne, glatte Fläche zeigen. Die beſten Steine ſind die von feinem Bruch und gleicher Farbe; die fleckigen oder weiß punktirten ſind mehr oder weniger unbrauchbar, indem das Scheidewaſſer beim Ätzen nicht gleichmäßig eindringt. Die Steine werden durch einander ſelbſt geſchliffen, indem man feinen Silberſand zwiſchen zwei derſelben ſchüttet, und ſie ſo lange auf einander herumreibt, bis ſie rein geſchliffen ſind. Da der untere bisweilen eher als der obere brauchbar wird, ſo macht man in die-

ſem Falle den obern zum untern, und fährt mit Schleifen fort. Greift der Sand nicht mehr an, ſo wird die Platte abgewaſchen, und neuer Sand aufgeſiebt. Für alle Arten der Zeichnung, die Kreidenmanier ausgenommen, bereitet man die Platte folgendermaßen: Man reibt dieſelbe, nachdem der Sand alles rein geſchliffen hat, ſo lange mit Waſſer und Bimmſtein ab, bis die Oberfläche derſelben glänzend wird. Iſt der Stein ſo bearbeitet, ſo iſt er für alle Arten von Schrift, für Pinſel- und Federzeichnung u. ſ. w. brauchbar. Soll aber der Stein für die Kreidemanier zugerichtet werden, ſo muß derſelbe eine rauhere Oberfläche erhalten, und nach der oben beſchriebenen Bimmſteinglättung, mit ganz feinem gleichkörnigem Sande überſtreut werden. Hierauf überreibt man die Oberfläche mit einem andern glatt geſchliffenen und polirten Steine in die Runde herum, ohne Waſſer, wodurch die Oberfläche die nöthige Rauhigkeit bekommt. Alle auf beide Art zubereitete Platten, müſſen vor Fettigkeit, Schweiß, und Berühren mit der Hand ſorgfältig verwahrt werden, weil ſich jede Fettigkeit ſonſt mit abdrucken würde, da ſie die fettige Schwärze annimmt. Will man nun zur Zeichnung mit Tuſche auf den ſo zubereiteten Stein ſchreiten, ſo iſt es nöthig, daß man ſie entweder mit echtem Terpentinöl oder Seifenwaſſer übergehe, und ſo das Auseinanderſließen der Striche verhindre. Sodann kann man die Zeichnung mit Blei- oder Rothſtift auf die Platte tragen; doch iſt Rothſtift beſſer, weil man dann deutlich wahrnimmt, welche Striche wirklich mit Tuſche überzogen ſind, was bei dem Bleiſtift nicht ſo bemerkbar iſt. Hierauf umzieht man dieſe Vorzeichnungsſtriche, und führt das Ganze nach Belieben aus, nachdem man die Tuſche in Regen- oder Flußwaſſer aufgelöſ't hat; hierbei iſt Regenwaſſer, welches lange geſtanden, das beſte. Iſt der gemachte Strich ſchwarz oder wenigſtens dunkelbraun, ſo kann man ſicher ſeyn, daß er beim Abdruck kommen werde, da hingegen ein hellbrauner durchſichtiger Strich gewöhnlich ſich nicht abdruckt. Man kann dieſe Tuſche mittelſt des Pinſels oder der Feder auftragen. Zu der letztern Art ſind freilich, beſonders wenn die Striche fein werden ſollen, Schreibfedern nicht wohl anwendbar, weil ſie zu leicht ſtumpf werden. Aber mit deſto größerm Vortheil bedient man ſich ſtählerner Federn, die, aus Uhrfedern gemacht, welche man etwa eine Minute lang in Scheidewaſſer gelegt, oben wie eine Rinne ein wenig umbogen, und mittelſt einer engliſchen Scheere mit einem Spalt und ordentlichem Schnabel verſehen hat, in einen Federkiel geſteckt, und ſo zum Zeichnen gebraucht werden. Nach der Zeichnung läßt man die Platte einige Stunden liegen, und bringt ſie dann erſt unter die Preſſe. Das Zeichnen mit der chemiſchen Kreide verlangt nur, daß die feinſten und ſanfteſten Töne zuerſt, die ſtärkſten zuletzt genommen werden. Iſt der Effect durch die Kreide in den Vordergründen nicht ganz zu bewirken, ſo hilft man mittelſt des Pinſels oder der Feder mit chemiſcher Tuſche nach. Enthält der gezeichnete Gegenſtand ſanfte Töne, ſo iſt nöthig, daß der Abdruck der Platte ſogleich geſchehe, weil ſonſt das wenige Öl leicht verdunſtet oder vertrocknet, und dann die Schwärze an dieſen Stellen nicht haftet. Der anzuwendende Ölfirniß muß von der beſten Beſchaffenheit ſeyn. Ehe nun der Stein mit Schwärze überzogen wird, muß derſelbe mit Scheidewaſſer, das ſo ſtark mit Waſſer verdünnt

iſt, daß der Stein nur ſchwach aufbrauſ't, überzogen oder darein getaucht werden; dadurch wird der Stein an den hellen Stellen für das Einſaugen des Waſſers deſto geſchickter. Hierauf wird er in gemeinem Waſſer abgeſpült. Nur muß man ſich hüten, das Scheidewaſſer zu ſtark anzuwenden, weil ſonſt dadurch die feinen Striche und Dinten abgehoben werden. Hat der Stein dann hinlängliches Waſſer eingeſogen, ſo iſt es nöthig, daß er mit einer Flüſſigkeit, die aus ⅓ Leinöl, ⅓ Terpentinöl, und ⅓ gemeinem Waſſer beſteht, übergoſſen und dieſe dann rein weggewiſcht, und er endlich mit Gummi überfahren werde; hierauf ſchwärzt man ihn ſogleich ein. Das Einſchwärzen geſchieht mittelſt lederner, mit Haaren ausgeſtopfter, Ballen, wie Buchdruckerballen, deren man von verſchiedener Größe haben muß, und mit welchen man, nachdem ſie nur ſparſam mit Schwärze beſtrichen worden, auf die Zeichnung der Platte heftig ſtößt, und ſchnell wieder zurückzieht, bis die Zeichnung bedeckt iſt. Die erſten Exemplare werden aber ſelten rein genug. Außer dieſen Ballen bedient man ſich noch zum Einſchwärzen cylinderförmiger mit Leder umwundner Walzen, die an beiden Enden eine Art von Handhaben zum Feſthalten haben, und womit man die Platten überwalzt, oder auch der von über einander gerollter, feſt geſchnürter Leinwand gefertigten Stampen. Nach jedem Abdruck wäſcht man den Stein mit Waſſer ab, und überfährt ihn von Zeit zu Zeit mittelſt eines Schwammes mit Gummiwaſſer, das aus 2 Loth fein geſtoßenem arabiſchen Gummi auf ½ Pfund Waſſer bereitet ſeyn muß. Die auf einer weißen Stelle feſtſitzende Schwärze muß ſogleich mit einem reinen, oder auch mit einem in verdünntes Scheidewaſſer getauchten Schwamme weggenommen, und mit Waſſer abgeſpült werden. Zur Beſchreibung der Preſſe ſelbſt bedarf es einer Zeichnung. Der Steindruck wird aber nicht nur auf die oben beſchriebene Weiſe bewirkt; man gräbt auch Zeichnungen, wie bei Kupferſtichen und Holzſchnitten in den Stein, und druckt dieſe ſodann ab. Auch kann man Kupferſtiche ſo vervielfältigen, daß man ſie, wenn ſie aus der Kupferdruckerpreſſe kommen, naß auf einen Stein legt, und dieſen durch die Steindruckerpreſſe gehen läßt, wodurch der Stein eben ſolche Abdrücke liefert, als die Kupferplatte. Obſchon dieſe Erfindung von großem Nutzen iſt, und im Steindruck, namentlich in München, treffliche Blätter gefertiget werden, ſo iſt es doch eine große Unvollkommenheit, daß ſich, beſonders im Landſchaftlichen die zarten Töne und Fernen nicht genug zurückdrängen laſſen; die Striche haben nicht die nöthige Zartheit. Auch gibt eine gut gearbeitete Kreidenplatte nicht viele Abdrücke, und man hat Beiſpiele, daß nach 300 Abdrücken die feinſten Dinten nicht mehr ſo erſcheinen wollen, wie ſie ſollen. Vielleicht erhält jedoch dieſe Erfindung in der Folge der Zeit die Vollkommenheit in der Einrichtung, die jeder Freund der Kunſt wünſcht.

Steine ſind ſelbſtſtändige, unorganiſirte, lebloſe, natürliche Körper, welche die feſte Maſſe unſers Erdkörpers ausmachen; ſie heißen ſonſt auch Mineralien und Foſſilien. S. Mineralogie.

Steingut iſt feines irdenes Geſchirr, von meiſtens weißer oder blaßgelber Farbe, das aus einem weißen feinen Töpferthon und calzinirten, kleingeſtoßenen und durch Seidenflor geſiebten

Feuerſteinen oder derbem Quarz bereitet wird. Der Thon wird vorher geſchlämmt und geſiebt. Die ganze Miſchung wird im Waſſer durchgearbeitet, und dieſes dadurch verflüchtigt, daß man die Maſſe in ein über einem geheizten Ofen angebrachtes Behältniß ſchüttet und fleißig umrührt. Hierauf formt oder dreht man die Gefäße nach dem Bedürfniß. Wenn dieſe nun einige Stunden hindurch im Ofen geſtanden, wirft man Kochſalz hinein, oder überſtreicht ſie auch mit einer Salzlake, wodurch die Verglaſung und zugleich auch größere Feſtigkeit bewirkt wird. Das beſte Steingut wird in England zu Derby, Worceſter, Burslem und Newcaſtle verfertigt, obgleich man auch dergleichen in andern Ländern bereitet. Das gewöhnliche weiße oder gelbliche Steingut hat gar keine Glaſur. Das gelbe, welches auch Biscuit genannt wird, überzieht man nach dem Brennen mit einer ſchwefelgelben Glaſur, oder bemahlt es auch mit Farben, oder bringt naſſe, friſche Abdrücke von Kupferſtichen darauf. Zuletzt wird es nochmals in Kapſeln im Ofen gebrannt. Eine dritte Art des Steinguts iſt die, welche durchgängig gefärbt iſt, z. B. braun durch Zuſatz von Braunſtein, ſchwarz durch den Rauch von grünem Holze. — Gemeiniglich nennt man auch die Fayence Steingut, welche ebenfalls aus feinem Thon beſteht, und auf der Glaſur bemahlt iſt, jedoch bei weitem nicht ſo ſtarke Glaſur als das Porzellan erhält. Schon unter den ägyptiſchen Alterthümern finden ſich Stücke von guter Fayence. Aber zu Anfange des 16ten Jahrhunderts fertigte man dergleichen von vorzüglich guter Art, in der Stadt Fayence (vergl. Fayence und Majolika) in Italien und mehreren umliegenden Städten, von wo ſie ſehr weit verſendet wurden. In ſo großes Anſehen brachten ſie die Mahlereien von Raphael, Titian u. ſ. w., wiewohl einige an der wirklichen Theilnahme Raphaels zweifeln. Die älteſten derſelben führen die Jahreszahl 1537. In noch ältern Zeiten hieß die Fayence Majolica. Man hat auch bunte Fayence, und zwar in ſehr vielen Ländern.

Steinhuder Meer iſt ein Landſee in dem fürſtlich lippeſchen Antheile der Grafſchaft Schaumburg in Weſtphalen, von dem dabei liegenden Städtchen Steinhude benannt, über eine Meile lang, und $1\frac{1}{2}$ Meile breit, über 16 Fuß tief, von gelblicher Farbe und torfähnlichem Geruche. In der Mitte dieſes Sees liegt, auf einem durch die Kunſt hervorgebrachten feſten Boden, eine kleine Feſtung oder Sternſchanze, der Wilhelmsſtein, die, da ſie wegen der den See umgebenden Moräſte, vom Lande aus mit keinem Geſchütz erreicht werden kann, für unüberwindlich gehalten wurde. Wilhelm, regierender Graf zu Lippe-Bückeburg, portugieſiſcher und braunſchweigiſcher General-Feldmarſchall, einer der edelſten, aber auch ſonderbarſten Männer unter den deutſchen Großen, legte ſie in den Jahren 1761 bis 1765 mit großen Koſten an. In dieſer Schanze iſt ein Schloß mit verſchiednen Wohnzimmern und Sälen, in denen ſich eine Bibliothek und einige wiſſenſchaftliche Sammlungen befinden; im Souterrain ſind trockne Caſematten für 400 Mann (denn mehr ſind zur Vertheidigung der Feſtung nicht nöthig) und um Vorräthe aufzubewahren.

Steinkohlen ſind eine Gattung brennbarer Mineralien, meiſt von ſchwarzer und brauner Farbe. Die erſtere Art wird gemeiniglich Steinkohle genannt, und heißt in der Minera-

logie Schwarzkohle; die zweite Art begreift man unter dem Namen der Braunkohle. Zur Schwarzkohle gehören: die Pechkohle, Stangenkohle, Schieferkohle, Kännelkohle, Blätterkohle und Grobkohle; zur Braunkohle zählt man: das bituminöſe Holz, die Erdkohle, die Alaunerde, die Papierkohle, die Moorkohle, die baſtartige und die gemeine Braunkohle. Das Brennmaterial der Steinkohlen überhaupt iſt von den organiſchen Körpern herzuleiten, deren ölichte und harzichte Beſtandtheile durch Schwefelſäure in Bitumen oder Erdpech umgewandelt wurden. Daß die Steinkohlen aus Hölzern und andern Vegetabilien beſtehen, welche vom Waſſer herbeigeführt, aufgeſchichtet, und durch Schwefelſäure umgewandelt wurden, dafür ſprechen die Holzſtructur der Steinkohlen, die inneliegenden verſteinerten Hölzer, die Abdrücke von Farrenkraut, Schilf und andern Pflanzen, und die unbekannten Sämereien und Nadeln von Schwarzholz in der Braunkohle. Die Steinkohlen von höherm Alter, folglich die Schwarzkohlen, haben die meiſte Veränderung erlitten, die jüngern, wie die Braunkohle, zeigen ihren Urſprung noch am deutlichſten. Indeſſen haben die Steinkohlen auch Brennſtoff aus dem Thierreiche entlehnt, wie der bituminöſe Mergelſchiefer darthut, in welchem die Fiſche zu Steinkohlen umgewandelt ſind, und einige Steinkohlenflötze in der Schweiz, in Tyrol, Öſterreich und Bayern, welche eine ungeheure Menge Muſcheln enthalten. — Die Steinkohlen ſind gewöhnlich durch dazwiſchen liegende Steinlagen in viele Flötze getheilt, die von 2 Zoll bis zu 6 Lachtern Mächtigkeit ſteigen, und bis zu 12 bis 60 Flötzen über einander anwachſen; jedoch ſind ſie nicht alle bauwürdig. Die ältere Art der Steinkohlen hat viele Überbleibſel aus dem Pflanzenreiche in ihrem Gefolge, und zwar faſt immer Wald- und Sumpfpflanzen von ungeheurer Größe; auch führt dieſelbe Metalle mit ſich. Bisweilen entzünden ſich die Steinkohlen von ſelbſt, oder durch äußere Veranlaſſungen, wodurch Erdbrände entſtehen. Dergleichen ſind zu St. Gilles im Lüttichſchen, zu Carmeans in Languedoc, zu Duttweiler im Saarbrückiſchen, zu Milſau bei Kaaden in Böhmen, zu Planitz im ſächſiſchen Erzgebirge u. ſ. w.; von Überbleibſeln ausgebrannter Kohlenlager iſt das ganze nordweſtliche Böhmen angefüllt. Höchſt wahrſcheinlich ſind eben auch dieſe brennenden Schwarz- und Braunkohlenlager Urſache der Vulkane. Die Steinkohlen ſind ſehr weit verbreitet. In England ſind ſie unſtreitig am häufigſten, und zwar im nördlichen Theile bei Lancaſhire, Newcaſtle und Staffordſhire; auch Schottland iſt damit verſehen. In Frankreich ſind die vorzüglichſten am Fuße der Cevennen, in der Franche Comté, in Bretagne, zu Chaumont und St. Etienne. In den Niederlanden ſind die in der Gegend von Lüttich bekannt. In Deutſchland ſind Heſſen, Sachſen, Böhmen und andre Länder ziemlich reich daran. China hat ungeheure Vorräthe davon, die ſchon ſeit Jahrhunderten benutzt worden, und Amerika mag einen ähnlichen Reichthum beſitzen. Die zur Schwarzkohle gehörige Pechkohle iſt unter dem Namen Gagat (vom Fluſſe Gagas in Lybien, wo man ſie fand) bekannt, und wird zu Knöpfen und allerhand andern Dingen verarbeitet.

Steinkrankheit beſteht in den Beſchwerden, die von Steinen, welche ſich im Körper erzeugen, abhängen. Auch die Entſtehung der Steine oder ſteinartigen Concremente iſt etwas

Krankhaftes, das zunächſt von Fehlern der Secretionsflüſſigkeit, in welcher ſie ſich befinden, und der Secretion ſelbſt herrührt; aber die Störung der Abſonderung mag wohl in den meiſten Fällen von allgemeinen Fehlern in der Miſchung der Säfte, beſonders des Bluts, und von Fehlern der Aſſimilation hervorgebracht werden. Dies iſt zu vermuthen, weil bei Gries- und Gichtbeſchwerden, die nicht ſelten mit einander abwechſeln, faſt immer die Verdauung leidet, Säure in den erſten Wegen iſt, und weil das Rindvieh im Frühjahr gewöhnlich Gallenſteine hat, die ſich beim Genuß des grünen Futters wieder verlieren. — Die Steine bilden ſich in ſolchen Abſonderungsſtoffen, die viele Beſtandtheile enthalten, welche Neigung haben, eine feſte Geſtalt anzunehmen, vorzüglich in ſolchen Abſonderungsſtoffen, die ſich in eignen Behältern (der Gallen- und Urinblaſe) ſammeln; jedoch auch in den Speichelgängen ſind ſie gefunden worden. — Sie beſtehen aus einem Kern, um den ſich mehrere Schichten, welche entweder gleich oder verſchieden erſcheinen, anſetzen. Ihre Beſtandtheile ſind nach der Flüſſigkeit, in welcher ſie entſtanden, verſchieden. — Sie verſtopfen die Canäle, und verhindern dadurch die Ausleerung der abgeſonderten Flüſſigkeit, ſie reizen theils die Wände der Theile, in denen ſie ſich befinden, und bringen dadurch Krämpfe, Schmerzen, Entzündungen und Vereiterungen hervor, theils wirken ſie auch per consensum auf andre Organe ein, z. B. auf den Magen, wodurch Übelkeit, Erbrechen erfolgt; die Blaſenſteine erregen auf dieſe Weiſe Jucken in der Eichel, Schmerzen im Schenkel, den Hoden u. ſ. w. — Beſonders wichtig ſind a) die Gallenſteine (calculi fellei), welche ſich oft in großer Zahl in der Gallenblaſe, bisweilen auch in der Leber vorfinden; ſie finden ſich von der Größe einer Erbſe bis zu der einer Haſelnuß, ſind dunkel, braun, ſchwarz, an mehreren Stellen der Oberfläche gewöhnlich abgeglättet, beſtehen aus verdickter Galle und wallrathähnlichem Fett; ſie erregen gewöhnlich nur dann krankhafte Zufälle, wenn ſie ſich bewegen, oder ſehr zackicht ſind. Alsdann aber treten heftige Schmerzen ein, die ſich aus der Gegend, wo die Gallenblaſe liegt, bis zum proc. xiphoid. hin erſtrecken; ferner verurſachen ſie öfters periodiſche und hartnäckige Gelbſuchten. — Um ſie aufzulöſen, ſind die ſogenannten reſolvirenden Mittel, von einigen der aeth. sulfur. und der spir. therebinth. als ſpecifiſch empfohlen worden. Der Zuſtand der Krämpfe und Schmerzen macht die palliative Anwendung der ſchmerz- und krampfſtillenden Mittel nothwendig; alsdann gehen ſie oft durch Erbrechen oder Stuhl ab. — b) Die Urinſteine (calc. urinarii) beſtehen aus Blaſenſteinſäure, blaſenſteinſaurem Ammonium, kleeſaurer Kalkerde, phosphorſaurer Kalk-Talkerde und Ammonium. Sie ſind bald ein grobkörniger Sand (Gries), der ſich auf den Boden des Gefäßes, in welches der Urin gelaſſen wird, unmittelbar, nachdem dies geſchehen, ſenkt, bald wirkliche Steine von der Größe einer Erbſe, Haſelnuß, bis zu der einer Fauſt. — Sie finden ſich entweder um die Nieren herum, und erregen dann Schmerzen, Entzündung, Vereiterung, oder in dem Becken der Nieren; dann gehen von Zeit zu Zeit unter heftigen Schmerzen, die dem Verlaufe der Uretheren folgen, einzelne Steine in die Blaſe über, und werden mit dem Urin ausgeleert; oder endlich in der Blaſe ſelbſt, wo ſie vorzüglich oft eine beträchtliche Größe

erreichen. Sie verurſachen Schmerzen in der Blaſengegend und in dem Mittelfleiſche, und große Beſchwerden beim Urinlaſſen; dieſer geht oft nur in gewiſſen Stellungen tropfenweiſe unter großen Schmerzen ab, iſt ſchleimig, riecht häßlich, iſt mit Blut und Sand untermiſcht; die Unterſuchung mit dem Katheter gibt endlich über das Daſeyn des Steins die gewiſſeſte Auskunft, wenn er nicht etwa in einem Theil der Blaſe eingeſackt oder mit Schleim überzogen iſt. Um die Urinſteine aufzulöſen, ſind wohl auch innere Mittel, die lithontriptica genannt werden, z. B. die uva ursi, manche Arten juncus, aqua calcis, Laugenſalze, Seife, kohlenſaures Gas, empfohlen worden; indeſſen ſind ſie ziemlich unſicher, und gewöhnlich wird man genöthigt, durch palliative Mittel, unter welchen das Opium oben an ſteht, die großen Beſchwerden zu erleichtern; in dieſer Hinſicht erweiſen ſich auch milde, ſchleimige Dinge, Milch und ſelterſer Waſſer zum Getränk nützlich. — Wächſt dann aber der Blaſenſtein ſo ſehr an, daß er den Urinabgang ganz verhindert, ſo iſt es Zeit, ihn durch eine, freilich ſchmerzhafte chirurgiſche Operation zu entfernen, die der Steinſchnitt (lithotomia), heißt. Er kann auf eine vierfache Weiſe gemacht werden, und zwar, wie man ſich ausdrückt, a) mit der kleinen Geräthſchaft (apparatus parvus), eine Operation, die ſchon Celſus beſchreibt, und die ſehr einfach iſt, wenig Inſtrumente erfodert, und daher den obigen Namen erhalten hat. Der Operateur drückt den Stein zuvörderſt vermittelſt des Zeige- und Mittelfingers der linken Hand, die er in den Anus bringt, indem er mit der rechten Hand über den Schambeinen gelinde andrückt, ſo ſtark nach auswärts gegen das Mittelfleiſch, daß er an der linken Seite der Naphe eine Erhabenheit bildet. Hier ſchneidet er alsdann mit einem bauchigen Scalpell ſo tief ein, daß er den Stein ganz entblößt. Alsdann kann der Stein durch einen gelinden Druck entfernt werden, oder er wird vermittelſt eines Steinlöffels, oder einer krumgebogenen Steinſonde herausgefördert. Iſt dies geſchehen, ſo wird der Verband angelegt. b) Vermittelſt der hohen Geräthſchaft (apparatus altus) wird die Blaſe an der entgegengeſetzten Stelle über den Schambeinen geöffnet. Um dies aber, ohne das Bauchfell zu verletzen, möglich zu machen, muß erſt in die Blaſe ein 1½ Pfund Flüſſigkeit eingeſpritzt werden. Fühlt nun der Wundarzt durch den After und über den Schambeinen, daß die Blaſe hinreichend ausgedehnt iſt, ſo erhebt er die äußern Bedeckungen in eine Hautfalte, und ſchneidet dieſe dergeſtalt durch, daß ſich der Schnitt gerade über der Vereinigung der Schambeine befindet, nahe an derſelben anfängt, und ſich vier bis fünf Finger breit nach dem Nabel herauf erſtreckt. Alsdann ſchneidet er mit wiederholten Zügen die Muskeln und die weiße Linie, bis er die Blaſe erblickt. Nun ſetzt er den Zeigefinger der linken Hand in den obern Winkel der Wunde auf die ſchwappende Blaſe, ſtößt dicht an demſelben ein gerades Biſtouri in die Blaſe, macht aber in der Geſchwindigkeit die Öffnung ſo groß, daß er mit dem Zeigefinger der linken Hand in die Blaſe hineingleiten und die Wände derſelben an die Bauchbedeckungen andrücken und befeſtigen kann, ehe das Waſſer ausfließt und die Blaſe herabſinkt. Nachdem dies geſchehen, erweitert er den Schnitt nach den Schambeinen hin, ſo daß er ungefähr drei Zoll lang wird, und ſucht und nimmt den Stein ent-

weder mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, oder mit einer Zange heraus. Bei dem Verbande iſt vorzüglich dahin zu ſehen, daß alle kleine Verbandſtücke vermieden werden, die leicht in die Blaſe fallen könnten. c) Die große Geräthſchaft (apparatus magnus) ahmt die Art und Weiſe nach, wie Steine bei Frauenzimmern bloß dadurch entfernt werden, daß man ihre kurze, weite und dehnbare Harnröhre allmählig ſo erweitert, daß man eine Zange hineinbringen, und den Stein hervorziehen kann. — Bei Männern öffnet man in dieſer Abſicht die Harnröhre am Bulbus, und bringt in dieſe Öffnung Dinge, wodurch man die Harnröhre dergeſtalt auszudehnen ſucht, daß man die Zange einbringen, und ſo den Stein entfernen kann; ſie heißt die große Geräthſchaft, weil ſie mehrere Inſtrumente erfodert als die kleine. d) Die Seitengeräthſchaft (apparatus lateralis) wird jetzt für die ſicherſte und beſte Steinoperation gehalten und am häufigſten verrichtet; ihr Zweck iſt, den Theil der Harnröhre, der durch die große Geräthſchaft ſo ſehr gedrückt und nachtheilig ausgedehnt wird, nämlich vom Bulbus bis in den Blaſenhals, ſammt der Proſtata zu ſpalten, und da dies nach unten nicht ohne Verletzung des Maſtdarms geſchehen kann, ſo muß man den Schnitt auf der Seite der Harnröhre machen. Dies iſt der Grund des Namens. Die Operation zerfällt in drei Zeiträume oder Perioden. Der Zweck der erſtern iſt der Einſchnitt in das Mittelfleiſch. Es wird zu dem Ende zuerſt eine Steinſonde in die Harnröhre gebracht, und ſo geſtellt, daß die hervorſtehende Beugung derſelben dem Operateur in dem Mittelfleiſche fühlbar wird, und den Ort andeutet, wo er einſchneiden muß. Hierauf wird mit einem Scalpell Biſtouri oder dem le catſchen Urethrotom zuerſt der Einſchnitt gemacht, welcher einen Daumen breit über der Öffnung des Hintern, einen kleinen halben Zoll von der linken Seite der Raphe anfangen, ſich links ſchief herunterwärts durch die Mitte zwiſchen dem Anus und dem Sitzbeine erſtrecken, und wenigſtens einen ſtarken Zoll unter dem Sitzbeine am Schenkel ſich endigen und wenigſtens vier Zoll lang ſeyn muß. Mit dem zweiten und dritten Meſſerzuge werden die Muskeln und die Fetthaut durchſchnitten. Iſt dies geſchehen, ſo ſucht der Operateur mit dem Zeigefinger der linken Hand den Bulbus und die Sonde, die der Gehülfe in dieſem Augenblicke ſtärker andrücken muß, ſchiebt den Bulbus und den Maſtdarm mit dieſem Finger weg, ſetzt den Nagel des Fingers in die Rinne der Sonde, und ſtößt dann die Spitze des Urethrotoms in die Harnröhre, ſo, daß ſie bis in die Rinne der Steinſonde gelangt. Hierauf faßt er den Urethrotom mit der linken Hand, und bringt mit der rechten auf der Rinne die Spitze des Lithotoms bis in die Rinne der Sonde; und es beginnt hiermit die zweite Periode der Operation, in welcher die Urethra bis in den Blaſenhals und die Proſtata durchſchnitten werden ſollen. Dies aber geſchieht eben durch den Lithotom, welcher ſehr verſchiedenartig eingerichtet worden iſt, unter Handgriffen, die der Conſtruction des Inſtruments entſprechen müſſen, auf ſehr mannichfaltige Weiſe. Nun tritt die letzte Periode ein, eine Zange wird auf dem Gorgeret eingebracht, der Stein ſorgfältig und gehörig gefaßt und ausgezogen. Es ſind auch hierbei nach Maßgabe der einzelnen Umſtände eine Menge von verſchiednen Regeln zu beobachten, von denen das Gelingen

der Operation gar ſehr abhängt. Beſonders üble Fälle ſind die, wenn der Stein ſehr groß iſt (man ſucht ihn dann in der Blaſe zu zerbrechen, und zieht die einzelnen Stücke aus), oder wenn er in der Blaſe feſtſitzt. — Nach vollendeter Operation wird zuerſt die Blutung geſtillt und der Verband angelegt; die Wunde heilt immer erſt durch Eiterung, weil der ausfließende Urin die ſchnelle Vereinigung hindert. Viel einfacher löſ't ſich der Blaſenſtein bei Frauenzimmern entweder nach Ausdehnung der Harnröhre durch das Hervorziehen, oder, wenn er ſehr groß ſeyn ſollte, ſo wird auf einer geraden Sonde mit einem Biſtouri der Schnitt ſo ſeitwärts gemacht, daß er die Mutterſcheide nicht verletzt, und der Stein durch die Zange, die alsdann auch auf dem Gorgeret eingebracht werden muß, hervorgezogen. — Nierenſteine verurſachen bisweilen Abſceſſe, die auf dem Rücken erſcheinen, und geöffnet werden müſſen; bei dieſer Gelegenheit unterſucht der Wundarzt mit dem Finger, und findet er den Stein loſe, ſo kann er ihn herausnehmen; findet er ihn dagegen feſtſitzen, ſo erhält er die Wunde offen, und wartet, bis ſich der Stein von ſelbſt loslöſ't. — Bisweilen endlich bleiben auch wohl Steine in der Harnröhre ſtecken, und ſie müſſen dann entweder hervorgezogen oder wenn dies nicht angeht, durch einen Einſchnitt entfernt werden. B. P.

Steinregen. Dieſe in früherer Zeit zwar vielfach behauptete aber von den Naturforſchern bezweifelte Naturerſcheinung hat durch neuere Beobachtungen und Unterſuchungen Beſtätigung erhalten. Wir führen die merkwürdigſten Beiſpiele des Steinregens neuerer Zeit an. Am 16ten Junius 1794 erſchien Abends gegen 7 Uhr in der Gegend von Siena eine länglichrunde, ganz iſolirte finſtere Wolke von ganz ungewöhnlichem Anſehn, und plötzlich fiel unter ſchrecklichen Exploſionen und Blitzen, wobei zugleich Rauch und Nebel aus der Wolke hervorbrachen, eine Menge glühender, ſchlackenartiger Steine herab. Manche waren einige Pfund ſchwer, und ſchlugen ellentief in die Erde. Einer traf die Hutkrempe eines Knaben, und verſengte den Filz; andre, die auf Bäume fielen, ließen daran Spuren der Gluth zurück; ein großer fiel in einen Teich, und erhitzte an der Stelle das Waſſer bis zum Sieden. Tags vorher war ein Ausbruch des Veſuvs erfolgt; man vermuthete, daß der Steinregen damit in Verbindung ſtehe, fand aber bei der Vergleichung, daß zwiſchen den gefallenen und ausgeworfenen Steinen ein großer Unterſchied ſey. Einer dieſer Steine war inwendig aſchgrau, von erdigem Bruch, matt und mit metalliſch-glänzenden Theilchen vermengt; äußerlich ſah er auf der runzlichten Oberfläche graulich-ſchwarz aus, und verrieth Spuren von Schmelzung. — In engliſchen Journalen findet ſich eine andre Nachricht von einem 56 Pfund ſchweren Steine, welcher den 13ten December 1795 in Woldnewton in Yorkſhire mit heftigem Getöſe fiel, und nach Einigen 18, nach Andern 21 Zoll tief in die Erde drang. Er war noch warm, als man ihn fand, äußerlich ſchwarz, inwendig mit glänzenden Theilchen verſehen und roch ſchweflicht. — Der berühmte Joſeph Banks beſitzt Steine, welche in der Gegend von Benares aus der Luft fielen, während ſich bei heiterm Himmel unter donnerähnlichem Getöſe eine Leuchtkugel zeigte. Die Steine waren ungefähr 6 Zoll tief in die Erde geſchlagen, von einem aſchgrauen, puzzolanartigen Gemenge, mit dünnem, ſchwarzen, uneben gekörn-

ten Überzug, und meiſtens einige Pfund ſchwer. — Eine noch neuere Nachricht iſt vom 26ſten April 1803 aus dem Orne-Departement in Frankreich. Biot, der die Sache in Auftrag der Regierung unterſuchte, berichtet, daß ſich Spuren von der Wirkung des Meteors in einer Fläche von 15 franzöſiſchen Meilen im Halbmeſſer gezeigt hätten. Die Unterſuchung derſelben ſtimmte mit der Ausſage der Leute in der Gegend überein, und ging dahin, daß daſelbſt am 26ſten April ein fürchterlicher Steinregen erfolgt ſey. Die Ausdehnung des Platzes, wohin die meiſten Steine gefallen waren, betrug dritthalb franzöſiſche Meilen in der Länge, und eine Meile in der Breite. Von den gefallenen Steinen fand man 2000; der geringſte wog zwei Quentchen, der größte $17\frac{1}{2}$ Pfund. Die Beſtandtheile waren wie bei den übrigen Meteorſteinen, nämlich Kieſelerde, Talkerde, Eiſen, Nickelmetall und Schwefel. Über die Erklärung dieſes Phänomens ſind die Naturforſcher ſehr verſchiedner Meinung, wie ſchon unter den Artikeln Feuerkugel und Meteorſteine angeführt worden. Chladni gibt ihnen einen kosmiſchen Urſprung; La Place einen lunariſchen, und letztere Meinung hat den meiſten Beifall gefunden.

Steinſchneidekunſt iſt diejenige Kunſt, mittelſt welcher durch Hülfe einer Maſchine die Steine in beliebige Form geſchnitten werden. Das Schneiden der Steine geſchieht durch Anwendung des Demants, des Schmirgels und einer kleinen Maſchine, das Rad genannt; ferner durch Sägen, Spitzen von Eiſen und Zinn und kleine Räder. Am älteſten iſt die Kunſt, vertieft in Steine zu ſchneiden, und Steine dieſer Art heißen Intaglio's. Weniger alt iſt die Kunſt, erhabne Figuren auf Steine zu ſchneiden, und ſolche Steine werden Cameen genannt. Beide Arten umfaßt man mit dem allgemeinen Namen **Gemmen**. Die Ägyptier ſind das erſte Volk, welches Steinſchneidekunſt trieb, nach ihnen beſchäftigten ſich Israeliten, Phönicier, Etrurier, Griechen und Römer damit. Die Ägyptier ſchnitten die härteſten Granite, Syenite, Porphyre und Baſalte zu Gefäßen und Figuren, wie man glaubt, durch Anwendung roher Diamanten; aber ſie ſchnitten dieſelben nicht erhaben, ſondern vertieft. Ihre Gottheiten ſchnitten ſie in Lapis Lazuli. Unter den Israeliten war als Steinſchneider Bezaleel bekannt, der auf Moſes Anordnung in die Steine des hohenprieſterlichen Mantels und des Bruſtſchilds Aarons die Namen der zwölf Stämme ſchneiden mußte. Die Griechen brachten dieſe Kunſt zur Vollkommenheit, und ſchnitten zuerſt die erhabenen Figuren oder Cameen; der älteſte ihrer Steinſchneider iſt Theodor von Samos, der um 3440 vor Chr. Geb. lebte. Einer der berühmteſten Steinſchneider des Alterthums war Pyrgoteles, zur Zeit Alexanders des Großen; auch Sokrates hat ſich als Edelſteinſchneider bekannt gemacht. Solon, Dioscorides und Cronius trugen unter dem Auguſt dieſe Kunſt nach Italien über, und die Römer wurden bald ſehr geſchickt darin; doch verſchwand ſie mit der römiſchen Macht und dem guten Geſchmack. Juden aus Alexandrien ſollen die Steinſchneidekunſt in die Abendländer gebracht haben. Als aber im 15ten Jahrhundert die aus Conſtantinopel geflüchteten Griechen ſich nach Italien wandten, brachten ſie, mit Hülfe der Medicis, die Steinſchneidekunſt wieder empor; namentlich hält man den Johannes

Bernardi, einen trefflichen Künſtler, für den Wiederherſteller dieſer Kunſt in Italien. Die erſten Spuren deutſcher Steinſchneidekunſt zeigen ſich im 14ten und 15ten Jahrhundert in Nürnberg und Straßburg, und Lukas Kilian wurde wegen ſeiner herrlichen Arbeit der deutſche Pyrgoteles genannt.

Stellionat (Stellionatus, ein im römiſchen Rechte vorkommender Ausdruck) heißt 1. im weitern Sinne jede Art des Betrugs oder der Verfälſchung (d. i. bösliche Verheimlichung und Entſtellung der Wahrheit zum Nachtheil eines Andern), welche in den Geſetzen nicht ausdrücklich benannt iſt; 2. im engern Sinn heißt der Betrug, welcher bei Verträgen, im Handel und Wandel begangen wird, gleichfalls Stellionat. Bei den Römern waren beſonders die Erbſchleicherei und die Betrügereien durch Teſtamente herrſchend, und es wurde, um ſie zu verhindern, ein eigenes Geſetz (die Lex Cornelia de Falsis) gegeben. So wie man nun dieſe letztern Arten des Betrugs falsa nannte, ſo hießen die vielen hieher nicht gehörigen Betrügereien Stellionatus. Bei uns wird zwiſchen Falsum und Stellionatus kein Unterſchied gemacht, und die Beſchaffenheit des Betrugs und die Größe des angerichteten Schadens dienen hauptſächlich zum Maßſtabe der Strafe.

Stempel- oder Stämpelpapier iſt ein, nach landesobrigkeitlicher Verordnung mit einem Siegel oder Stempel bezeichnetes Schreibpapier, welches für die ſchriftliche Ausfertigung und Verhandlung rechtlicher Geſchäfte beſtimmt iſt, und wofür eine gewiſſe Summe bezahlt werden muß. Man hat das Alter des Stempelpapiers aus dem zweiten Capitel der vierundvierzigſten Novelle beweiſen wollen, worin der Kaiſer Juſtinian befahl, daß die Gerichtsſchreiber die Documente nur auf ſolches Papier ſchreiben ſollten, wo am Protokoll, d. i. zu Anfange, der Name des Intendanten der Finanzen, die Zeit, wenn das Papier verfertigt worden, der Name deſſen, der es gemacht habe, und der Titel, der die Beſchaffenheit und den Inhalt der Acte anzeigte, angegeben ſey. Ferner verbot Juſtinian, dieſe Zeichen und Titel abzuſchneiden oder zu ändern, damit die Verwechſelung und Verfälſchung der Acten verhütet werde. Dies war alſo vermuthlich der einzige Zweck jenes Stempelpapiers. Damit kann aber das Alter des unſrigen nicht erwieſen werden, denn unſer Stempelpapier iſt eine Art von Steuer, die zur Vermehrung der Einkünfte des Staatsoberhaupts oder des Staatsſchatzes beſtimmt iſt, und die ohne Einwilligung der Landſtände weder eingeführt, noch erhöht werden ſollte. Unerweislich iſt es, daß ſchon 1555 Stempelpapier der letztern Art in Spanien eingeführt geweſen iſt; aber mit mehr Wahrſcheinlichkeit vermuthet man, daß man zuerſt in Holland das Papier zu obigem Zweck geſtempelt habe, weil die Stempelſteuer dort ſchon im Jahr 1624 eingeführt war. 1668 war dies gleichfalls in Spanien, und beſonders in den ſpaniſchen Niederlanden der Fall. Auch Ludwig XIV. erließ im März 1655 ein Edict, wornach ein gewiſſes Zeichen auf das Papier und Pergament gedruckt werden ſollte, wovon die Gültigkeit aller im Königreiche ausgefertigten Acten abhängen ſollte. Dieſes Edict kam aber nicht zur Vollziehung, und deßhalb ward 1673 der Gebrauch des Stempelpapiers aufs neue angeordnet. In Churſachſen wurde das Stempelpapier am 22ſten März 1682, in Churbranden-

burg am 15ten Julius deſſelben Jahres, und in Nürnberg 1690 eingeführt. Am 20ſten Februar 1709 war dies im Hannöverſchen, den 1ſten Julius 1809 im Meklenburg-Schwerinſchen, und unter der franzöſiſchen Herrſchaft auch in Hamburg und Lübeck der Fall. Einen höchſt wichtigen welthiſtoriſchen Erfolg hatte (1765) die Einführung des Stempelpapiers in den nordamerikaniſchen Provinzen (m. ſ. Vereinigte nordamerikaniſche Staaten), indem daſſelbe und das darauf folgende Theemonopol die Haupturſachen der nordamerikaniſchen Revolution wurden, welche auch auf die übrigen Welttheile ſo wichtigen Einfluß gehabt hat. Kein Stempelpapier war drückender als das franzöſiſche, da der Ertrag der Rechtsgeſchäfte, für welche es beſtimmt war, oft gar nicht mit dem Preiſe des Stempels im Verhältniß ſtand. Dennoch mußte es in Hamburg und an andern Orten fürs erſte beibehalten werden, um wichtige Staatsausgaben durch den Stempelertrag zu decken. Die Bezeichnung oder Stempelung dieſes Papiers iſt freilich willkürlich, indeſſen geſchieht ſie doch meiſtens an dem obern Theile des Bogens oder Blatts. — Das Stempelpapier ſcheint freilich eine der am wenigſten beſchwerlichen Steuern und Auflagen zu ſeyn, und deßhalb zu den beſſern zu gehören. Allein dieſe Art von Auflage kann überaus drückend für einen Theil der Staatsbürger werden, während der andere nichts von dem Drucke empfindet, und deßhalb iſt es — nach unſerer Anſicht — die ungerechteſte Steuer. Man hat das Stempelpapier zu der Abfaſſung ſchriftlicher Verhandlungen, welche eine rechtliche Wirkung haben ſollen, beſtimmt. Es werden alſo nur bloß diejenigen Staatsbürger von dieſer Steuer ergriffen, welche Rechtsgeſchäfte ſchriftlich abzumachen haben, ſey dies nun gerichtlich oder außergerichtlich. Zur Entſchuldigung, oder gar zur Rechtfertigung des Stempelpapiers für prozeſſualiſche Sachen führt man zwar an, daß dadurch die Prozeßſucht unterdrückt werde. Der Staat iſt aber verpflichtet, dem Bürger die möglichſt wohlfeile Rechtspflege zu leiſten; und die Erlangung des Rechts muß eher erleichtert als erſchwert werden. Das Letztere iſt ſie ohnehin ſchon genug durch die ungeheuern Sporteln der Gerichte und der Advocaten. Durch Erhöhung der Gerichtskoſten mittelſt des Stempelpapiers wird es oft dem minder wohlhabenden Staatsbürger unmöglich gemacht, ſein Recht gegen den reichern zu verfolgen, oder ſich gegen ihn zu vertheidigen; für jenen wird alſo der Zweck des Staats: Sicherſtellung der Rechte des Einzelnen, durch den Staat ſelbſt vereitelt. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, muß ſchon das Stempelpapier für gerichtliche Verhandlungen als eine höchſt unbillige Auflage erſcheinen. Denn wie oft wird der Unvermögende bloß, indem er ſein Recht verfolgen, und alſo nur von ſeinen ſtaatsbürgerlichen Befugniſſen Gebrauch machen will, in die Nothwendigkeit geſetzt, dem Staat in einem Jahre eine größere Abgabe zu zahlen, als der reichſte ſeiner Mitbürger vielleicht ſein ganzes Leben hindurch leiſtet? So weit iſt man alſo in den meiſten Staaten gekommen, daß man, außer den Sporteln, noch mittelſt des gerichtlichen Stempelpapiers einen Impoſt auf Recht und Gerechtigkeit gelegt hat! Das für außergerichtliche, aber rechtliche Folgen habende Geſchäfte beſtimmte Stempelpapier iſt eben ſo ungerecht, und für die Bürger jedes Staats eben ſo unverhältnißmäßig drückend; denn nur eine ſolche Steuer iſt gerecht,

welche alle Staatsbürger verhältnißmäßig, und in gleichem Maße ergreift. (M. ſ. auch Steuern.) — Dort, wo leider das Stempelpapier eingeführt iſt, hängt die Gültigkeit eines rechtlichen, ſchriftlich eingegangenen Geſchäfts entweder durchaus von dem Gebrauch des dafür beſtimmten Stempelpapiers ab, oder der Nichtgebrauch des letztern zieht zwar nicht die Ungültigkeit des Geſchäfts ſelbſt, allein doch eine Strafe nach ſich. So verſchieden nun die Stempelordnungen unter ſich ſind, eben ſo verſchieden ſind auch die, auf Verletzung der Stempeltaxen geſetzten Strafen. In den meiſten Staaten wird es übrigens zugeſtanden, daß man in Ermangelung eines Stempelbogens bei einem eiligen Geſchäft, den Bogen nachher um die Acte legen, und bloß den Inhalt der letztern darauf bemerken darf. Bei eiligen Gerichtsſachen, wo man zu den zu überreichenden Vorträgen keinen Stempelbogen zur Hand hat, bemerkt man gewöhnlich, daß man ſich entweder der Stempelſtrafe unterwerfe, oder den Stempelbogen nachreichen wolle, oder man erſucht auch das Gericht, ihn beizulegen, und den Werth bei der Decretur wahrzunehmen. In einigen Ländern, z. B. in Meklenburg, wird ein beſchmutzter, oder ſonſt unbrauchbar gewordener, und noch nicht beſchriebener Stempelbogen, ſelbſt wenn er 100 und mehrere Thaler koſten ſollte, von den ausgebenden Behörden gegen einen Bogen gleichen Werthes eingewechſelt. In andern Ländern iſt man weniger human, und läßt ſich den Stempelbogen nochmals bezahlen. Die Preiſe des Stempelpapiers ſind in allen Staaten ſehr ungleich. In einigen richtet man ſich nach der Art des Geſchäfts, in andern nach dem Werth des Gegenſtandes, wofür der Stempelbogen beſtimmt, oder worüber die Schrift abgefaßt iſt. Die Verfälſchung der Stempelbogen und das Nachmachen derſelben iſt übrigens wie jedes andere Fälſchungsverbrechen zu betrachten und zu beſtrafen, wofern nicht in einem Staate beſondre Strafen dafür geordnet ſind. N. P.

Stempelſchneidekunſt iſt die Kunſt, mittelſt gut gehärteter, ſtählerner Inſtrumente Figuren, Buchſtaben u. ſ. w. in Stempel oder derbe Stücke weichen Stahls zu ſchneiden. Nachdem dies geſchehen, wird der Stahl erſt gehärtet. Die Gegenſtände, welche in den Stempel gearbeitet werden ſollen, werden entweder erhaben dargeſtellt oder vertieft, je nachdem es das Bedürfniß des Abdrucks fodert. Buchſtaben werden hereingeſchlagen, mittelſt gewöhnlicher gut gehärteter Bonzen. Die ältere ſtarke Art der Stempel für Münzen wird eigentlich Stempel genannt; die neuern weniger ſtarken Stempel hingegen nennt man Blättchen. Die Stempel für Medaillen führen den Namen Stöcke, Medaillenſtöcke.

Stenbock (Magnus), einer der berühmteſten Feldherrn Carls XII., der Sohn von Guſtav Otto Stenbock, einem General unter Carl X. und XI., wurde 1664 zu Stockholm geboren. Nachdem er einige Zeit zu Upſola ſtudirt hatte, begab er ſich 1683 auf Reiſen, trat in holländiſche Dienſte, und focht mit den verbündeten Truppen unter den Prinzen von Baden und von Waldeck in den Niederlanden und am Rhein. Durch Tapferkeit und gute Aufführung zeichnete er ſich ſo ſehr aus, daß er 1697 zum Oberſten eines deutſchen Regiments in Wismar ernannt wurde, wo er ein Werk über die Kriegskunſt zu ſchreiben begann,

welches aber unvollendet blieb. Er begleitete Carl XII. auf ſeinen meiſten Feldzügen, trug viel zu dem Siege von Narwa bei, und gewann ſich bei dieſer Gelegenheit die Freundſchaft des Grafen Rhenſkiöld. Im polniſchen Kriege bis 1706 war er gleichfalls bei dem Könige und der Hauptarmee, erhielt den Oberbefehl über ein Truppencorps, welches beſonders zur Erbauung von Brücken über die Ströme, welche die ſchwediſche Armee paſſiren mußte, und zur Eintreibung von Contributionen gebraucht werden ſollte; das letztere war ein Dienſt, wozu Stenbock ganz gemacht war. 1706 begleitete er den König nach Sachſen, und wurde nunmehr zum Statthalter von Schonen ernannt. Dieſe Provinz war durch des vorigen Statthalters Rhenſkiöld Beſchäftigungen im Kriege ganz in Verfall und Unordnung gerathen. Stenbock ſtellte die Ordnung her, beſtrafte ſtrenge die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der Beamten, und zeigte ſich in jedem Geſchäftskreiſe gleich wachſam und thätig. Doch der Krieg hinderte ihn an der Ausführung ſeiner Verbeſſerungsplane. Der König von Dänemark, Friedrich IV., von dem Unglück der Schweden bei Pultawa benachrichtigt, rüſtete ſich zu einem Einfall in Schonen. Einem ſo mächtigen Feinde Widerſtand zu leiſten, war, in Schwedens damaliger Lage, ein ſchwieriges Unternehmen. Stenbock nahm indeſſen ſchnell ſeine Maßregeln, und überwand auf eine bewundernswürdige Weiſe die vielen Schwierigkeiten. Auf Befehl der Regentſchaft ſtellte er ſich an die Spitze von 8000 Mann alter, und 12,000 Mann neu ausgehobener Truppen, um dem Feinde, der das ganze Land um Helſingborg her verwüſtete, und ſchon beträchtliche Contributionen ausgeſchrieben hatte, Einhalt zu thun. Weder Zeit noch Umſtände geſtatteten es, die neuen Truppen zu kleiden. Viele dieſer Menſchen waren bloß in Kittel gehüllt, und hatten ihre Piſtolen mit Stricken an den Gürtel gebunden. Stenbock, an der Spitze dieſer ſeltſamen Armee, begegnete den Dänen in der Nähe von Helſingborg den 10ten März 1710. Er wollte ſich auf einige Tage verſchanzen, um die Truppen an den Krieg zu gewöhnen, doch alle Bauern beſtanden darauf, daß noch an dem nehmlichen Tage, wo ſie ankamen, eine Schlacht geliefert werden ſolle. Stenbock benutzte dieſe Stimmung, die am Schlachttage oft den Mangel an kriegeriſcher Übung erſetzt. Die Dänen wurden angegriffen, und die rohen glichen an Muth und Standhaftigkeit den gedienten Soldaten. Zwei Regimenter ungeübter Bauern hieben ein Garderegiment des Königs von Dänemark bis auf zehn Mann nieder. Die Dänen, gänzlich in Unordnung, zogen ſich unter die Kanonen von Helſingborg zurück. Ihr König, noch an dem nehmlichen Tage von der Niederlage ſeines Kriegsheers benachrichtigt, ſandte eine Flotte, um die übriggebliebenen abzuholen. Sie verließen eiligſt Schweden fünf Tage nach der Schlacht; ihre Pferde, die ſie nicht mitnehmen konnten, tödteten ſie, und verbrannten ihr Gepäck und ihre Mundvorräthe. Viertauſend Verwundete blieben zurück, von denen ein Theil an einer, durch die vielen todten Pferde verurſachten Seuche, und aus Mangel an Lebensmitteln ſtarb, deren ſie durch ihre eigenen Landsleute ſelbſt beraubt waren. Als Schonen befreit war, verſtärkte Stenbock die Feſtungswerke von Chriſtiansſtadt, welches ein für die Vertheidigung Schwedens höchſt wichtiger Platz iſt. 1712 erhielt er den Auftrag, ſo ſchnell als

möglich mit mehreren Regimentern zu den pommerſchen Truppen zu ſtoßen, und unter dem Oberbefehl des Königs Stanislaus Leszinski die Rückkehr Carls XII. aus der Türkei zu decken. Obgleich der Senat dieſe Maßregel nicht genehmigte, und Wachtmeiſter deßhalb mit großen Schwierigkeiten, beſonders mit Mangel an Geld zu kämpfen hatte, ſo brachte er doch in Stockholm mehr als 300,000 Thlr. zuſammen, und rüſtete einige Schiffe zu der Expedition aus. Allein von einer däniſchen Flotte angegriffen, verloren die Schweden 30 Schiffe, Stenbock ſelbſt ſuchte ſein eigenes Betragen bei dieſem unglücklichen Ereigniſſe durch eine Schrift, die er unterm 18ten September 1712 von Stralſund aus an das ſchwediſche Volk richtete, zu rechtfertigen. Nachdem er Roſtock eingenommen, und beträchtliche Verſtärkung erhalten hatte, gewann er im December 1712 die denkwürdige Schlacht bei Gadebuſch im Meklenburgiſchen über die Dänen und ihre Verbündeten, machte 4000 Gefangene, und erbeutete mehrere Trophäen, die nach Wismar geſandt wurden. Darauf ging er nach Holſtein, verbrannte 1713 Altona, wurde aber in dem nehmlichen Jahre zu Tönningen von der vereinigten däniſchen, ruſſiſchen und ſächſiſchen Armee eingeſchloſſen, und mußte ſich zum Kriegsgefangenen auf Capitulation ergeben. Er ward zu Copenhagen in enger Verwahrung gehalten, und nur zwei Bedienten wurden zur Aufwartung zu ihm gelaſſen. Ein Verſuch zur Flucht veranlaßte ſeine noch engere Einſchließung in einen Kerker, der über einem, mit faulem Waſſer angefüllten Keller angelegt war. Die Ausdünſtungen dieſes Kellers verurſachten den ſchrecklichſten Geruch. Die Fenſter waren mit eiſernen Gittern verwahrt, die Thüren auf das ſtärkſte verriegelt, und Stenbock ward von acht Soldaten bewacht. Nach mehreren Weigerungen erlaubte man ihm geiſtlichen Zuſpruch, allein der Prediger wurde beim Sprechen von ihm abgeſondert. Seine Nahrung war abſcheulich, und nach ſeiner eigenen Nachricht ſo, daß kein Hund ſie genießen konnte. Er machte mehrere Vorſtellungen gegen dieſe Behandlung, jedoch vergebens. Endlich durch Elend, Kummer und Herzeleid erſchöpft, ſchrieb er 1716 eine Nachricht von ſeinen Leiden, um, nach ſeinen eigenen Worten, zum Troſte ſeiner unglücklichen Familie zu dienen, und zugleich ſeinen Namen und guten Ruf der Nachwelt zu erhalten. Dieſe, auf einzelne Stückchen Papier geſchriebene Schilderung ſeiner Leiden verbarg er in einen, mit einem doppelten Boden verſehenen Kaſten. Als ſein Leichnam und ſeine Verlaſſenſchaft von Copenhagen nach Schweden gebracht wurde, fiel dieſe Nachricht in die Hände ſeines Sohns, und erſchien 1773 in „Lönboms Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden.“ Sie iſt in dem rührendſten und ergreifendſten Tone geſchrieben. 1717, den 23ſten Februar ſtarb er, und ward in der Garniſonkirche zu Copenhagen beerdigt; aber nach dem Frieden wurde ſein Leichnam nach Upſala gebracht. Stenbock war ein Mann von den größten Talenten, und von Carl XII. ſehr hoch geachtet, welches die Briefe dieſes Fürſten an ihn noch jetzt beweiſen. In ſeinen politiſchen Geſinnungen ſtimmte er den Grundſätzen ſeines Schwiegervaters, des berühmten Benedict Orenſtierna bei. Er war freimüthig in dem Ausſpruche ſeiner Anſichten, und ein eifriger Freund ſeines Vaterlandes. Selbſt von den Feinden Schwedens, vom Könige Auguſt von Polen zum Beiſpiel, wurde er ſehr hoch ge-

achtet. Die Verbrennung Altona's hat man ihm noch in den neueſten Zeiten (1813 und 1814) zum bitterſten Vorwurf gemacht. Allein Stenbock betrachtete dies Verfahren als eine nothwendige Wiedervergeltung des Betragens der Sachſen und Dänen, welche Stade abgebrannt hatten. Er gab auf die Vorwürfe der Letztern zur Antwort: „daß er bloß zu dieſer Maßregel geſchritten ſey, um die Feinde ſeines Königs abzuhalten, in Zukunft keinen Krieg als Barbaren zu führen, und die Rechte der Völker zu achten." Gewiß kann man auch mit Recht Stenbock nichts über jene Handlung vorwerfen; denn in einem Kriege ſind oft ſelbſt Grauſamkeiten erlaubt, wenn dadurch größere Grauſamkeiten von Seiten des Feindes verhindert werden können. N. P.

Stenographie iſt die Kunſt, durch Abkürzungen und allerlei willkürliche Zeichen, die ganze Worte und Redensarten bezeichnen, geſchwinder zu ſchreiben, als es auf die gewöhnliche Art möglich iſt. Sie iſt beſonders da anwendbar, wo es darauf ankommt, den mündlichen Vortrag eines Andern vollſtändig nachzuſchreiben.

Stentor, ein berühmter Trompeter bei dem griechiſchen Kriegsheere, welches Troja belagerte, von welchem Homer verſichert, daß er ſo ſtark habe ſchreien und auf der Trompete blaſen können, wie funfzig andere Männer zugleich. Juno nahm ſeine Geſtalt an, und ermahnte die Griechen zum tapfern Kampfe gegen die Troer. Von ihm rührt die Benennung eine Stentorſtimme her, wenn man eine ungewöhnlich ſtarke Stimme bezeichnen will.

Stephan Bathori, einer der berühmteſten Könige von Polen, geboren in Siebenbürgen 1532, ſtammte von einer vornehmen gräflichen Familie dieſes Landes ab, und erwarb ſich durch Tapferkeit und Klugheit ſo großes Anſehen, daß er nach dem Tode des Fürſten Johann Siegmund von ſeinen Landsleuten (1571) zum Fürſten erwählt wurde. Als Heinrich von Valois (nachmaliger König Heinrich III. von Frankreich) des polniſchen Throns für verluſtig erklärt wurde, ſchritten die Reichsſtände zu einer neuen Wahl, und der Kaiſer Maximilian II. und Stephan Bathori traten als Kronbewerber auf. Der letztere ward von einer mächtigen Partei unter der Leitung des Grafen Zamoyski, eines eben ſo großen Staatsmannes und Feldherrn als Gelehrten, unterſtützt. Indeſſen wurde Maximilian wirklich zum Könige gewählt und von dem Primas des Reichs ausgerufen. Allein Zamoyski rief den Fürſten Stephan Bathori unter der Bedingung, daß er die nachgelaſſene Tochter des polniſchen Königs Siegmund I. heirathen ſollte, gleichfalls aus, und der vornehmere Adel, ſo wie die hohe Geiſtlichkeit ſtimmten für Bathori's Wahl. Auf dieſe Weiſe bekamen die Polen auf einmal zwei Könige, welche beide die ihnen vorgelegten Pacta conventa (Wahlcapitulationen) beſchworen hatten. Auch die Prinzeſſin Anna, welche jedoch weit älter war als Stephan, war mit dieſem zugleich als Königin ausgerufen. Ein furchtbarer innerlicher Krieg wäre die Folge dieſer doppelten Königswahl geweſen, wenn Maximilian ernſthafte Maßregeln angewandt hätte, um ſich den Beſitz des Thrones zu verſchaffen. Er ließ es jedoch bei leeren Drohungen bewenden, ohne ein Kriegsheer von Ungarn oder Öſterreich her in Polen einrücken zu laſſen. Stephan Bathori hingegen ſammelte ſogleich nach ſeiner Wahl ein bedeutendes Kriegsheer, und erſetzte durch Entſchloſſenheit und Muth, was ihm an

Mannſchaft abging. Bald trat der ganze Adel zu ihm über und auch der übrige Theil der Nation ſchlug ſich zu ihm. Danzig allein hing an dem Kaiſer und wollte den König Stephan nicht anerkennen. Nach einer muthigen Gegenwehr mußte es ſich jedoch ergeben, und als Maximilian I. endlich ein Kriegsheer in Polen einrücken laſſen wollte, ſtarb er, noch ehe dies geſchah. Damit war alles aus dem Weg geräumt, was den König Stephan in dem Beſitz ſeiner Krone hatte ſtören können, und binnen Jahresfriſt war alles ruhig. Mit Kraft behauptete er ſein königliches Anſehen gegen die Stände und vertheidigte muthvoll und tapfer ſein Reich auch gegen auswärtige Feinde. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung kündigte er den Ruſſen, die mehrere Jahre hindurch ſeit Siegmund II. Auguſt Liefland unaufhörlich beunruhigt hatten, den Krieg an, und führte ſelbſt mit vielem Glück den Oberbefehl. In drei auf einander folgenden Feldzügen ſchlug er ſeine Feinde einmal über das andere und nöthigte im Jahr 1582 den Czar Iwan II. zu dem zapoliſchen zehnjährigen Waffenſtillſtande und zur Abtretung aller in Liefland gemachten Eroberungen. Die Koſacken, welche er ſeinem Reiche unterwarf, zwang er, polniſche Geſetze anzunehmen, und ſtiftete für Polen drei höchſte Reichsgerichte, eins zu Willna für Litthauen, das zweite zu Petrikau für Großpolen, und das dritte zu Lublin für Kleinpolen. Er ſelbſt war, wenn er von ſeiner Hitze ſich nicht übereilen ließ, äußerſt gerecht, und wurde deshalb von ſeinem Volke ungemein geliebt und verehrt. Gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen bewies er ſich ſehr duldſam und pflegte, wenn man ihm zur Ausrottung der Ketzer rieth, zu antworten: drei Dinge kämen Gott allein zu: 1. aus nichts etwas zu machen, 2. künftige Dinge vorher zu wiſſen, 3. über die Gewiſſen zu herrſchen. Er ſtarb den 12ten December 1586, in ſeinem 54ſten Lebensjahre, nach einer zehnjährigen, ruhmvollen Regierung, vermuthlich an Gift. Außer ſeiner Hitze wirft man ihm ſeine zu große Neigung zur Jagd vor, welche man jedoch jenem Wunſche, von ſeiner ſehr bejahrten Gemahlin entfernt zu ſeyn, zuſchrieb. Wären übrigens Stephans Nachfolger ſo muthig und entſchloſſen geweſen als er, ſo würde Polen noch jetzt in der Reihe ſelbſtſtändiger Staaten glanzvoll daſtehen. Er hinterließ keine Kinder und nach ihm beſtieg der Kronprinz Siegmund von Schweden, von Stephans nachgelaſſener Gemahlin Anna empfohlen, und von Zamoyski gleichfalls unterſtützt, den polniſchen Thron.

Stephanie (Chriſtian Gottlob), ein berühmter Schauſpieler, wurde 1733 zu Breslau geboren, entſagte aus Neigung für die ſchönen Künſte dem Kaufmannsſtande, für den ſein Vater ihn beſtimmt hatte, engagirte ſich bei der ſchuchſchen Geſellſchaft und trat unter dem veränderten Namen Stephanie, da er urſprünglich Stephan hieß, zuerſt 1756 zu Breslau als Gusman in Voltaire's Zaire mit Beifall auf. Er beſuchte mit derſelben Geſellſchaft Magdeburg, Potsdam, Berlin, Stettin, Frankfurt an der Oder und Cüſtrin, und fand bald in Ekhof und Kirchhof gleichgeſinnte Freunde, mit denen er ſich zur Veredlung der Bühne verband. Da indeß Schuch dieſem Streben entgegen war und die extemporirte Komödie ſammt ihrem Harlekin in Schutz nahm, verließen jene die Geſellſchaft und gingen nach Altona. Stephanie ſpielte Liebhaber- und Charakterrollen mit ungetheiltem Beifall; dennoch fehlte der Bühne die gehörige Unterſtützung des Publicums. Er begab ſich daher nach

Mietau und folgte von dort 1760 einem Ruf als Hofſchauſpieler nach Wien. Hier mußte er ſich zwar anfangs dem Geſchmack des Publicums bequemen und an der beliebten extemporirten Komödie Theil nehmen; nach und nach aber wußte er den regelmäßigen Stücken Eingang zu verſchaffen, und ſchon 1762 wurde beſtimmt, daß wöchentlich wenigſtens ein regelmäßiges Stück gegeben werden ſollte, zugleich ſuchte Stephanie durch eine Monatsſchrift, die er 1766 unter dem Titel: geſammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht, herausgab, in gleichem Sinne auf den Geſchmack des Publicums zu wirken. Schon 1768 wurden wöchentlich nur noch zwei Burlesken gegeben, und als Affligio um dieſe Zeit das deutſche Theater wieder übernahm, war der Geſchmack der Zuſchauer ſchon ſo verändert, daß dieſer ſich umſonſt bemühte, ſie zur extemporirten Komödie zurückzuführen. Dadurch entſtand die höchſte Erbitterung zwiſchen Affligio und Stephanie, welcher Letztere den Cabalen ſeines Gegners würde haben unterliegen müſſen, wenn nicht Maria Thereſia ſelbſt ſeine gerechte Sache in Schutz genommen hätte. Auch als dramatiſcher Schriftſteller hat ſich Stephanie durch die neueſte Frauenſchule, die Liebe in Corſica, und den neuen Weiberfeind vortheilhaft bekannt gemacht. In ſpätern Jahren ſpielte er mit eben ſo großem Beifall edle zärtliche Väter, Vormünder und dergl. als früher Liebhaber und Helden. Diderots Hausvater war ſein Triumph. Ohne Kaiſer Joſephs gütiges Anerbieten, ihn mit ſeinem ganzen Gehalt in Ruheſtand zu verſetzen, anzunehmen, blieb er bis an ſeinen Tod thätig. Er ſtarb den 10ten April 1798 allgemein als ein talentvoller Künſtler und rechtſchaffener Mann betrauert.

Stĕphanus. Außer dem aus der Zeit der erſten chriſtlichen Kirche bekannten Märtyrer Stephanus gibt es in der catholiſchen Kirche noch zwei Heilige dieſes Namens: Stephanus I., Papſt und Märtyrer aus dem dritten Jahrhunderte, und Stephanus I., König in Hungarn, der gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts die chriſtliche Religion in Hungarn einführte, und deßwegen nach ſeinem Tode canoniſirt wurde. Seine Nachfolger im Reiche haben auch aus dieſem Grunde den Titel: Apoſtoliſche Majeſtät von dem Papſte erhalten. Der St. Stephansorden in Toscana iſt dem erſten, und der hungariſche St. Stephansorden dem zweiten zu Ehren geſtiftet worden.

Stĕphanus (Robertus und Henricus), eigentlich Robert und Henri Eſtienne, die beiden als Gelehrte und Buchdrucker berühmteſten Männer einer Familie, die eine Reihe von tüchtigen Gelehrten und Buchdruckern hervorgebracht hat. Robertus Stephanus (der erſte dieſes Namens) war 1503 zu Paris geboren und widmete ſich den gelehrten Studien. Er beſaß nicht nur die gründlichſte Kenntniß des Lateiniſchen und Griechiſchen, ſondern auch des Hebräiſchen, wie die von ihm beſorgten Ausgaben in dieſen Sprachen beweiſen. Nach ſeines Vaters Tode arbeitete er einige Jahre gemeinſchaftlich mit Simon de Colines und beſorgte eine Ausgabe des neuen Teſtaments, welche correcter und von bequemerem Format iſt, als alle früher erſchienenen. Der ſchnelle Abſatz dieſer Ausgabe beunruhigte die Doctoren der Sorbonne, die gern einen Vorwand gefunden hätten, um die Ausbreitung eines Buchs, woraus die Anhänger der neuen Lehren ihre Beweisgründe ſchöpften, zu verbieten. Robertus heirathete bald darauf die Toch-

ter des Buchdruckers Joſſe Badius, Petronella, welche ſo gut lateiniſch verſtand, daß ſie ihre Kinder und Dienſtboten darin unterrichtete, ſo daß keine Perſon im ganzen Hauſe war, die nicht geläufig lateiniſch ſprach. Gegen 1526 errichtete Robertus Stephanus eine Druckerei unter ſeinem eignen Namen, aus welcher eine Reihe der ſchäzbarſten Werke hervorging. Seine Ausgaben griechiſcher und römiſcher Claſſiker bereicherte er größtentheils mit Noten und intereſſanten Vorreden. Dabei ſorgte er für die möglichſte Correctheit und heftete zu dem Ende die Probebogen öffentlich an, indem er für entdeckte Fehler Belohnungen verſprach. Anfangs druckte er mit den Schriften ſeines Vaters und Simons de Colines; aber gegen 1532 ließ er eine zierlichere Schrift verfertigen, mit welcher er die ſchöne lateiniſche Bibel von jenem Jahre ausführte. Sie zog ihm aber neue Verfolgungen zu, vor denen er ſich nur durch den beſondern Schutz des Königs Franz I. und durch das Verſprechen ſichern konnte, ferner nichts ohne Zuſtimmung der Sorbonne zu drucken. Darauf gab er die erſte Ausgabe ſeines trefflichen Thesaurus linguae latinae heraus, den er in jeder folgenden mehr vervollkommnete und den ſpäter Geßner bei dem ſeinigen zum Grunde legte. Im Jahr 1539 wurde er zum königlichen Buchdrucker für das Lateiniſche und Hebräiſche ernannt und auf ſein Anſuchen ließ Franz I. die ſchönen Schriften gießen, welche die königliche Druckerei in Paris noch beſitzt. Neue Anfechtungen, die er wegen ſeiner Bibel von 1545 hatte, wurden zwar abermals von dem Könige abgewehrt, da ſie aber nach dem Tode deſſelben nur heftiger wieder begannen, ſah er ſich endlich genöthigt, Frankreich zu verlaſſen. Er ging 1552 nach Genf, wo er mit ſeinem Schwager Conrad Badius das neue Teſtament franzöſiſch druckte, dann eine eigene Druckerei einrichtete, aus der noch mehrere gute Werke hervorgingen, und 1559 ſtarb. Sehr geſchätzt ſind unter andern, ſeine hebräiſchen Bibeln, 4 Bände 4. und 8 Bände 16.; die lateiniſche Bibel Fol. 1538 — 40; das neue Teſtament, Fol. 1550, das man als das ſchönſte in griechiſcher Sprache gedruckte Buch anſieht; ſeine Historiae ecclesiasticae scriptores, Eusebii praeparatio et demonstratio evangelica, ſein Dionyſius von Halicarnaß, Dio Caſſius (ſämmtlich zum erſtenmal von ihm herausgegeben), ferner ſein Cicero, Terenz, Plautus u. ſ. w. — Nicht minder berühmt als der Vater, iſt ſein Sohn **Henricus Stephanus**, geboren zu Paris 1528. Er war mit glücklichen Anlagen ausgerüſtet, und widmete ſich mit beſonderer Vorliebe dem Griechiſchen. Der berühmte Peter Danes war ſein Lehrer. Auch genoß er den Unterricht eines Tuſan, Turnebus und wurde ſo in kurzem einer der geſchickteſten Helleniſten. Wie ſchnell er aber auch in der lateiniſchen Sprache fortſchritt, beweiſen ſeine Anmerkungen zum Horaz, die er als zwanzigjähriger Jüngling herausgab. Außerdem hatte er die mathematiſchen Wiſſenſchaften mit Eifer ſtudirt. Im Jahr 1547 begab er ſich nach Italien, um die Schätze der dortigen Bibliotheken zu benutzen. Er ſagt ſelbſt, daß er drei Jahre in Florenz, Rom, Neapel und Venedig verweilt habe. Er brachte von dort mehrere koſtbare Abſchriften von Claſſikern mit. Auch England und die Niederlande beſuchte er und kehrte 1552 nach Paris zurück, als eben ſein Vater ſich zur Abreiſe nach Genf anſchickte. Dieſem folgte er vielleicht dorthin, aber 1554 war er wieder in Paris, wo er mit Beziehung auf das ſeinem Vater von Franz I. gegebne Privi-

legium um Erlaubniß zur Anlegung einer Druckerei anhielt. In demſelben Jahre beſuchte er nochmals Italien, um Handſchriften des Xenophon und Diogenes Laertius zu vergleichen, und mit Anfang des Jahres 1557 begann er, zu Paris in einer eigenen Druckerei einige der ſo mühſam und ſorgfältig herbeigeſchafften Werke herauszugeben. Er würde die dazu erfoderlichen Koſten nicht haben beſtreiten können, wenn nicht Ulrich Fugger ihn auf das großmüthigſte unterſtützt hätte. Aus Dankbarkeit nannte ſich Henricus Stephanus bis zum Tode ſeines Beſchützers einen Buchdrucker Fuggers. Der Tod ſeines Vaters 1559 verſetzte ihn in einen ſo anhaltenden Kummer, daß ſeine Kräfte langſam hinſchwanden. Dieſem Übel Einhalt zu thun, verheirathete er ſich, wie ſeine Freunde ihm riethen. So genas er zu neuer Thätigkeit. Da er aber der neuen Lehre öffentlich anhing, ſah er nur zu oft ſeine Ruhe geſtört und ſich in ſeinen Arbeiten unterbrochen. Im Jahr 1566 gab er die lateiniſche Überſetzung des Herodot von Valla aufs neue heraus und vertheidigte in einer Vorrede dieſen Vater der Geſchichte gegen den Vorwurf der Leichtgläubigkeit. Dieſe Abhandlung lieferte er zugleich in einer franzöſiſchen Überſetzung, vermehrt mit vielen ſatiriſchen Ausfällen auf die Prieſter und Mönche, die ſich gewiß hart gerächt haben würden, wenn ſie den Urheber gekannt hätten. Schon Robertus Stephanus hatte für ein griechiſches Wörterbuch zu ſammeln angefangen; Henricus, der die Materialien geerbt hatte, ſetzte dieſe große Arbeit fort, und gab jenen noch jetzt unübertroffnen Theſaurus der griechiſchen Sprache heraus, der in der That ein Schatz von Gelehrſamkeit und Kritik iſt, und allein hinreichen würde, ſeinem Verfaſſer einen dauernden Ruf zu ſichern. Aber der nothwendig hohe Preis dieſes Werks und der Auszug, den Scapula gleich nach ſeiner Erſcheinung beſorgte, bewirkten, daß der Abſatz nur ſehr langſam erfolgte, und ſo gerieth der treffliche Verfaſſer in die äußerſte Verlegenheit. Er machte eine Reiſe nach Deutſchland, entweder um ſich zu zerſtreuen oder um ſich Hülfsquellen zu eröffnen. Heinrich III. bewilligte ihm zwar für ſein Werk De la Précellence du Langage françois eine Belohnung von 3000 Livres, außerdem noch, um ihn zur Aufſuchung von Handſchriften anzufeuern, ein Jahrgeld von 300 Livres, und zeichnete ihn auf das ehrenvollſte aus; aber wahrſcheinlich wurden jene Gelder gar nicht bezahlt. Henricus Stephanus blieb wenigſtens in zerrütteten Glücksumſtänden, zog ſich endlich vom Hofe zurück, um ſich nützlicher zu beſchäftigen, und lebte unſtät zu Orleans, Paris, Frankfurt, Genf, Lyon. Auf einer Reiſe nach letzterem Orte ward er krank und ſtarb im Hoſpital im Jahr 1598, wahrſcheinlich geiſtig zerrüttet. So traurig endigte einer der gelehrteſten Männer, die es je gegeben. Wenn ſeine Drucke minder ſchön ſind als jene, die wir ſeinem Vater verdanken, ſo ſtehen ſie ihnen um nichts nach an Gehalt und Correctheit und übertreffen ſie der Anzahl nach. Seine Ausgaben von Claſſikern haben faſt alle den ſpätern in Anſehung des Textes zur Grundlage gedient. Ungerecht iſt der Vorwurf, daß er mit dem Text der Autoren willkürlich verfahren ſey. Er machte mit größter Leichtigkeit lateiniſche Verſe. Von Geiſt war er lebhaft und zartfühlend; dabey liebte er Scherz und Spott, aber Widerſpruch ertrug er nicht und erlaubte ſich beißende Epigramme gegen Andersdenkende. Unter ſeinen zahlreichen Ausgaben zeichnet man vornehmlich aus; **Poetae graeci, principes heroici**

carminis, 1566, fol.; Pindari et caeterorum octo lyricorum carmina, 1560, 1566, 1586, 24.; ferner den Maximus Tyrius, Diodor, Xenophon, Thucydides, Herodot, Sophokles, Äſchylus, Diogenes Laërtius, Plutarch, Apollonius Rhodius, Callimachus, Plato, Herodian und Appian, den Horaz, Virgil, Plinius jun., Gellius, Macrobius, die Sammlung römiſcher Hiſtoriker u. ſ. w. Viele griechiſche Schriftſteller hat er ins Lateiniſche überſetzt. Gern würden wir auch noch die vielen ſchätzbaren Werke, deren Verfaſſer er war, anführen, wenn wir nicht fürchten müßten, zu weitläufig zu werden. — Er hinterließ mehrere Kinder, von denen eine Tochter mit dem gelehrten Caſaubonus verheirathet war.

Steppe, vom ruſſiſchen Worte Step, eine Wüſte, auch ein flaches, dürres Feld. Die Steppen im ruſſiſchen Reiche, die den Landes im ehemaligen Guienne in Frankreich, und den Heiden im nördlichen Deutſchlande nicht unähnlich ſind, bleiben zum Theil nur aus Mangel an arbeitſamen Händen unangebaut; der Boden ſelbſt iſt nicht immer ganz unfruchtbar, und gibt Weiden für die zahlreichen Herden der nomadiſchen Völkerſchaften. In den weitläuftigen Steppen des Gouvernements Aſtrachan, zwiſchen der Wolga und dem Jaik, ziehen Kalmücken und nogaiſche Tataren im Sommer mit ihren Herden von einem Platz zum andern; es wachſen in denſelben viele Arten Blumen, Kräuter und Gemüſe wild, auch halten ſich Haſen, wilde Ziegen und mehrere Arten Vögel darin auf, und hie und da findet man Salzſeen. In den Steppen der Statthalterſchaft Woroneſch am Don ſind Maulthiere häufig anzutreffen.

Sterbe- oder Leichencaſſen ſind geſchloſſene Geſellſchaften, deren Mitglieder entweder zu verſchiedenen Zeiten, z. B. wöchentlich, monatlich ꝛc., etwas an Geld zuſammenbringen, aus welchen bei ihrem Ableben ihre Erben einen beſtimmten Beitrag zu ihren Begräbnißkoſten erhalten; oder wo erſt bei dem erfolgten Abſterben eines Mitgliedes der beſtimmte Beitrag zu den Begräbnißkoſten zuſammengeſchoſſen wird. Die Sterbethalercaſſe (in Hildesheim) iſt gleichfalls eine Art von Leichencaſſe.

Sterbelehen. Das auf die ehelichen Erben des erſten Erwerbers übergehende Nutzungsrecht an einer fremden Sache, ohne Bedingung einer Verbeſſerung derſelben, und ohne Verpflichtung zu einer beſondern Treue gegen den Obereigenthümer, bloß gegen Entrichtung eines Zinſes zur Anerkennung (Recognition) des Obereigenthums oder zur Vergütung der Nutzung heißt Erbleihe, Erbzinsgut (Emphytheuſis im Sinne des deutſchen Rechts). Oft ſind die Erben des Erbzinsmannes verpflichtet, nach dem Tode des Letztern von einem ſolchen Gute eine Summe Geldes zu zahlen, welches Sterbelehen genannt wird. Die Größe dieſer Geldſumme richtet ſich entweder nach dem Herkommen, oder nach dem Vertrage des Erblaſſers mit dem Obereigenthümer, oder nach dem letzten Kaufſchilling, oder auch nach einer Taxation des Grundſtücks und es werden im Zweifel zwei pro Cent des Werthes vermuthet. So wie die Erbleihe ſelbſt, iſt auch das Sterbelehen deutſchen Urſprungs, aber wahrſcheinlich durch das römiſche Recht und zwar durch l. 3. C. de Jure emphyteutico veranlaßt, wornach der Obereigenthümer von dem neuen Emphyteutmann zwei pro Cent zu fodern berechtigt ſeyn ſoll. Da aber in jenem Geſetze unter einem neuen Emphyteuta nur ein Successor singularis, aber kein Erbe (kein Successor universalis) verſtanden wird, da unſere

Erbleihe ferner ſich weſentlich von der römiſchen Emphyteuſis nach der oben gegebenen Erklärung unterſcheidet; ſo findet jene Verordnung hier hinſichtlich der Erben Anwendung. Verlangt der Obereigenthümer des Erbenzinsgutes von den Erben ein Sterbelehen oder Lehnwaare, ſo muß er da, wo nicht Vertrag, letzter Wille, Geſetz oder Herkommen für ihn ſpricht, ſeine Befugniß zu der Foderung beweiſen. Das Laudemium oder die Lehenwaare übrigens, welche ein Successor singularis, z. B. ein Käufer der Erbleihe, davon zu entrichten hat, heißt nicht Sterbelehen, ſondern dieſer Name kommt ausſchließlich dem Laudemium zu, welches die Erben des Erbzinsmannes, als ſolche, von der Erbleihe an den Obereigenthümer zahlen müſſen. N. P.

Stereometrie, oder die Lehre von der Ausmeſſung der Räume eines Körpers, iſt einer der wichtigſten Hauptabſchnitte der Geometerie. Da ein Körper die Ausdehnung nach Länge, Breite und Dicke iſt, ſo theilt man die Körper vorzüglich in regelmäßige und unregelmäßige ab, zu erſtern rechnet man beſonders: 1. prismatiſche Körper, die von zwei vollkommen gleichen und parallelen Vielecken und von ſo vielen Parallelogrammen eingeſchloſſen ſind, als jedes der zwei Vielecke Seiten hat. Man hat demnach dreiſeitige, vierſeitige u. ſ. w. Prismen, gerade und ſchiefſtehende. Ein vierſeitiges Prisma, deſſen Grund und Seitenflächen Parallelogramme ſind, wird insbeſondere ein Parallelepipedum genannt. Ein ſenkrechtes Parallelepipedum, deſſen Grund- und Seitenflächen Quadrate bilden, heißt ein Cubus (Würfel). Sind des Prisma Grund- und Oberfläche Kreiſe, ſo nennt man den Körper einen Cylinder (Rundſäule); 2. die pyramidaliſchen Körper, dieſes ſind ſolche, deren Grundfläche eine ebene Figur iſt und von ſo vielen Dreyecken eingeſchloſſen wird, als die Grundfläche Seiten hat; daher entſtehen dreiſeitige, vierſeitige ꝛc. Pyramiden. Pyramiden heißen regelmäßig, wenn ihre Grundflächen regelmäßige Vielecke bilden. Hat eine Pyramide zur Grundfläche einen Kreis, ſo nennt man ſolche einen Kegel; 3. die Kugel, dieſe iſt ein Körper der von einer einzigen krummen Fläche dergeſtalt eingeſchloſſen iſt, daß alle Punkte derſelben von einem im Körper befindlichen Mittelpunkte gleich weit entfernt ſind. Die einſchließende krumme Fläche heißt die Kugelfläche. Die dreieckige gleichſeitige Pyramide, von vier gleichſeitigen Dreiecken eingeſchloſſen, kennt man unter dem Namen des Tetraedrum, das Octaedrum iſt von acht gleichſeitigen Dreiecken, und das Dodekaedrum von zwölf regelmäßigen Fünfecken eingeſchloſſen. P. S.

Stereotypie iſt die Kunſt, mit ſtehenbleibenden Formen zu drucken. Sie hat ihren Namen von στερεος, feſt, feſtſtehend und τυπος, Form, Geſtalt, aus dem Griechiſchen entlehnt. Die erſten Verſuche wurden im 18ten Jahrhundert in Schottland gemacht. Später (1785) verſuchten Hoffmann in Paris und Carez in Toul etwas Ähnliches, was der erſtere Polytypage, der zweite Homotypage nannte. Endlich kamen Herhan und Pierre und Firmin Didot bei Verfertigung der Aſſignaten auf die jetzige Art des Stereotypendrucks und erhielten im 6ten Jahr der Republik (1798) von der Regierung ein Patent für ihre neue Erfindung. Die Herren Didot bedienten ſich für ihre Lettern einer härtern Materie als diejenige iſt, welche zu den gewöhnlichen Drucklettern ge-

nommen wird. Dieſe Lettern ſetzten ſie in der gewöhnlichen Seitenform zuſammen, verſchloſſen dieſelben in einem Formenrahmen und ſchlugen ſie dann in eine bleierne Tafel, wo ſie ihre Eindrücke zurückließen. Durch ein Verfahren, welches man klatſchen (clicher) nennt, ließ man nun eine Maſſe auf die Tafel oder Form laufen, welche, nachdem ſie ausgekühlt und abgehoben worden, die erhabenen Schriftzeichen lieferte. Zuletzt ebnete man ſie und richtete ſie vollends zum Gebrauch zu. Herhan verfährt noch etwas anders. Die Vortheile dieſer Erfindung ſind klar und beſtehen hauptſächlich in größerer Wohlfeilheit und Correctheit. Die einmal verfertigte Form kann, ohne daß es eines neuen Satzes bedarf, ſo oft und zu welcher Zeit man will, aufs neue abgedruckt werden. Man hat daher nicht nöthig, bei Werken, deren großer Abſatz gewiß, aber ſucceſive erfolgt, gleich auf einmal die ganze Auflage zu drucken. Ferner kann die höchſte Correctheit erreicht werden, da das Richtige ſtets unverändert bleibt, ein unrichtiger Buchſtabe aber aus der Form herausgeſchlagen und durch den richtigen erſetzt werden kann. — Die erſte und bis jetzt einzige Stereotypengießerei in Deutſchland hat Hr. Carl Tauchnitz in Leipzig angelegt; er läßt jetzt an einer ſchönen deutſchen Bibel arbeiten, die zum Reformationsjubiläum erſcheinen wird. Sterotypen ſind jene oben erwähnten feſt gegoſſenen Buchſtaben, welche den Stereotypendruck liefern.

Sterling, eine Rechnungsart oder fingirte Münze in England. Der Name kommt wahrſcheinlich von dem engliſchen Worte Easterling, das ſo viel heißt, als einer der gegen Oſten von England wohnt, her. So wurden die hanſeatiſchen Kaufleute, auch zuweilen die Niederländer benannt. Von dieſen ſollen unter der Regierung Königs Johann, zu Anfang des 13ten Jahrhunderts verſchiedene in England bei der Münze gebraucht worden ſeyn, weil ſie Vortheile kannten, welche die Engländer damals noch nicht wußten. Daher gab man den neuen Münzen, an denen die Easterlinge gearbeitet hatten, den nämlichen Beinamen, der in der Folge abgekürzt und Sterling ausgeſprochen wurde. Ein Pfund Sterling hält 20 Schillinge, und hat den Werth von 6½ Reichsthaler Conventionsgeld. Die Guineen, welche zuerſt unter Carl II. ausgemünzt wurden, ſollten eigentlich ein Pfund Sterling gelten, ſie ſtiegen aber um einen Schilling höher.

Sternbilder ſind gewiſſe Gruppen von Fixſternen, in welche die Aſtronomen dieſelben zur leichtern Überſicht und Bezeichnung abgetheilt haben. Die Kenntniß derſelben macht die Aſtrognoſie aus. Schon im Alterthume machte man den Anfang damit. Die Bilder, unter welchen man ſich gewiſſe beiſammen ſtehende Sterne vorſtellt, nahm man von Gegenſtänden auf der Erde, z. B. von Thieren her, und benannte ſie auch nach dieſen. Daß hiebei die Willkür ziemlich freies Spiel hatte, ſieht jeder, der z. B. das bekannteſte Sternbild, den großen Bär oder Himmelswagen, betrachtet. Die ſieben dazu gehörigen großen Sterne könnten eben ſowohl mit hundert andern Dingen verglichen und nach ihnen benannt werden. Das iſt jedoch gleichgültig, und es iſt genug, daß alle in dieſer Bezeichnung übereinkommen und wiſſen, welche Sterne gemeint ſind, wenn in ſchriftlichen oder mündlichen Vorträgen von dieſem Sternbilde die Rede iſt. Dieſe Art, die Sterne zu bezeichnen und von einander zu unterſcheiden, iſt einfach und natürlich; man hat ſie daher aus dem frühern Alterthume beibehalten, ja ſelbſt die Stern-

bilder der Alten am Himmel ſtehen laſſen und für die noch unbezeichneten Sterngruppen ähnliche neue gewählt. Wann, wo und von welchem Volke die erſten Sternbilder aufgebracht wurden, iſt nicht bekannt; gewiß aber iſt, daß die Griechen ihre Sternbilder wenigſtens zum Theil von den Ägyptiern hernahmen, bei welchen ſich ihr Gebrauch in das vorgeſchichtliche Dunkel des Alterthums verliert. Von den Griechen gingen die Sternbilder zu den Römern, und von dieſen zu den übrigen Europäern über. Ptolemäus führt in ſeinem Almageſt 48 Sternbilder auf, welche noch jetzt die ptolemäiſchen heißen. Sie haben folgende Namen: I. Die zwölf Sternbilder des Thierkreiſes: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütz, Steinbock, Waſſermann, Fiſche; II. 21 Sternbilder in der nördlichen Halbkugel: große Bär, kleine Bär, Drache, Cepheus, Caſſiopeja, Andromeda, Perſeus, Pegaſus, kleine Pferd, nördlicher Triangel, Fuhrmann, Bootes, nördliche Krone, Ophiuchus, Schlange, Hercules, Adler, Pfeil, Leier, Schwan, Delphin; III. funfzehn Sternbilder in der ſüdlichen Halbkugel: Orion, Wallfiſch, Eridanus, Haſe, kleine Hund, große Hund, Hydra, Becher, Rabe, Centaur, Wolf, Altar, ſüdlicher Fiſch, Schiff Argo, ſüdliche Krone. — Die Dichter des Alterthums verknüpfen ſehr ſinnreich die Sternbilder mit den unter ihnen beliebten Mythen und Sagen. — Es ſind mit dieſen Sternbildern mancherlei Veränderungen vorgegangen, auch kamen ſchon bei den Alten noch mehrere hinzu, z. B. das Haupthaar der Berenice, der Antinous. Aber immer blieb den neuern Aſtronomen noch eine reichliche Nachleſe. Hevel hat folgende zwölf neue Sternbilder eingeführt: Sobieskiſche Schild, Eichhorn, Camelparder, aſtronomiſche Sextant, Jagdhunde, kleine Löwe, Luchs, Fuchs mit der Gans, Eidechſe, kleine Triangel, Cerberus, Berg Mänalus. — Als die Europäer anfingen, die ſüdliche Halbkugel der Erde zu beſchiffen, mußten ihnen natürlich eine Menge Sterne erſcheinen, welche ſie vorher noch nie geſehen hatten, weil ſie in Europa unſichtbar ſind. Auf dieſe Weiſe kamen im ſechzehnten Jahrhundert zwölf neue Sternbilder hinzu: Indianer, Kranich, Phönix, Fliege, ſüdlicher Triangel, Paradiesvogel, Pfau, amerikaniſche Gans, Waſſerſchlange, Schwertfiſch, fliegender Fiſch, Chamäleon. Hierzu fügte noch Halley im Jahr 1675 bei ſeinem Aufenthalt auf St. Helena die Carlseiche, und La Caille im Jahre 1750 bei ſeinem Aufenthalte am Vorgebirge der guten Hoffnung folgende vierzehn: Bildhauerwerkſtatt, chemiſcher Ofen, Pendeluhr, rautenförmiges Netz, Grabſtichel, Staffelei, Seecompaß, Seeoctant, Luftpumpe, Cirkel, Lineal und Winkelmaß, Teleſcop, Mikroſcop, Tafelberg. Zu den genannten ſind nach und nach noch hinzugekommen: das lappländiſche Rennthier, der Einſiedler, Meſſier oder der Erntehüter, der poniatowskiſche Schild, Friedrichsehre, das brandenburgiſche Scepter, der Georgs Pſalter, Herſchels Teleſcop und andre, die ſich nicht füglich alle anführen laſſen, da ſie nicht allgemeine Gültigkeit erlangt haben. So fand das von der leipziger Univerſität aus einem Theil des Orion geſchaffene Napoleonsgeſtirn keinen Beifall und iſt wie jener Eroberer in ſein Nichts zurückgekehrt. — Die einzelnen Sterne eines Sternbildes bezeichnet man nach ihrer Größe mit griechiſchen Buchſtaben, mehrere haben auch ihre eigenen Namen.

Sterndeuterei, ſ. Aſtrologie.

Sterne nennen wir jene glänzenden und funkelnden runden Maſſen am Firmament, von denen wir mit aller Wahrſcheinlichkeit ſagen können, daß es Weltkörper ſind, wie unſere Erde einer iſt. Der gemeine Sprachgebrauch begreift zwar Sonne und Mond nicht mit unter dieſe Benennung, wohl aber die Aſtronomie, welche lehrt, daß ſowohl ſie als auch die Erde Sterne ſind. Sie gehen uns ſcheinbar ungefähr in Oſten auf, beſchreiben am Himmel gewiſſe parallele Kreiſe, die man Tagekreiſe nennt, wobei ſie ſich mehr oder weniger über den Horizont in Süden erheben, dann uns ſcheinbar am höchſten ſtehen und hierauf im Weſten wieder untergehen. Man muß dieſe Bewegung, welche man auch die tägliche oder gemeine nennt, von einer andern Bewegung der geſammten Sterne unterſcheiden, die eine Axen-Bewegung zu ſeyn ſcheint und um zwei feſte Punkte, die **Weltpole** heißen, erfolgt. So gibt es auch an der Himmelskugel einen **Nordpol** und einen **Südpol**. Alle diejenigen Sterne, die nicht ſo weit vom Nordpole entfernt ſind, als dieſer Pol über dem Horizont ſteht, können daher für uns gar nicht untergehen, indem ihr ganzer Tagekreis für uns ſichtbar iſt. Die meiſten uns ſichtbaren Sterne behalten immer unverändert einerlei Lage gegen einander, man nennt ſie daher **Fixſterne**, zum Unterſchiede von ſolchen, die ihre Lage unter ſich und in Abſicht auf die Fixſterne ändern, wohin die Planeten und Cometen gehören, über welche die einzelnen Artikel nachzuſehen ſind. Man hat dies unzählige Heer der Sterne in Gruppen geordnet, und dieſe Sternbilder, (ſ. d. Art.) genannt. In Abſicht auf ihre uns ſcheinbare Größe unterſcheidet man Sterne von der erſten bis ſechsten Größe, und hat denen ſich beſonders durch Glanz und Größe auszeichnenden, noch gewiſſe Namen gegeben, als **Arktur**, **Altair**, **Aldebran**, **Regulus**, **Vindemiatrix**, **Antares**, **Bellatrix** ꝛc., alles Sterne erſter Größe. **Nebelſterne** ſind gewiſſe Flecken von mehr oder weniger mattem Lichte, welche man bei heiterm Wetter am Himmel erblickt, und welche, wenn man ſie durch das Fernrohr betrachtet, dreierlei Verſchiedenheiten zeigen. Ein Theil beſteht aus einzelnen in Nebel gehüllten Sternen, ein andrer wird durch mehrere kleine Sternhaufen gebildet, und ein dritter zeigt nichts, als einen lichtähnlich ſchimmernden Nebel. Dies ſind die eigentlichen Nebelſterne, deren man einige tauſend kennt. Vielleicht machen ſie eigne Fixſternſyſteme aus. Bode zählt ſie nicht mehr zu dem Fixſternſyſtem unſrer Milchſtraße, ſondern glaubt, daß ſie weit jenſeit derſelben in den unermeßlichen Gefilden des Weltraums liegen. La Place vermuthet, daß es noch mehrere ſogenannte Milchſtraßen oder Sammlungen zahlloſer Fixſternſyſteme im Weltraume gebe, und daß uns einige derſelben in dieſen Nebelflecken ſichtbar würden. Herſchel iſt nicht geneigt, ſie alle für Sterngruppen zu halten, da er manche darunter kreisförmig ſah. P. S.

Sterne (Lorenz), einer der berühmteſten humoriſtiſchen Schriftſteller der Britten, war der Sohn eines Offiziers und wurde den 24ſten November 1713 zu Clomwell in Irland geboren. Nach vielen Reiſen, die ſeine Mutter, ihren Gatten auf ſeinen Märſchen begleitend, mit ihm und ihren übrigen Kindern machte, erhielt er endlich zu Halifax einigen Schulunterricht, durch welchen aber ſeine Talente wenig entwickelt wurden. 1732 ging er nach Cambridge, um Theologie dort zu ſtudiren. Hier zeichnete er ſich mehr durch ſeine Fröhlichkeit als durch ſeinen Fleiß, mehr durch den

eigenthümlichen Gang ſeiner Ideen, als durch ſeine Kenntniſſe aus, und die Akademie ertheilte ihm deßhalb das ruhmvolle Zeugniß, daß er zwar ein harmloſes, aber höchſt ſeltſames Subject ſey. Indeſſen erhielt er doch durch die Vermittelung ſeines Oheims die Pfarre zu Sutton, und ſpäterhin noch die Pfarre zu Stillington, und eine Präbende an der Kathedrale zu York. 1741 verheirathete er ſich, und ſtand ſeinen beiden Pfarren zwanzig Jahre hindurch vor. Sutton war ſein Wohnort und er beluſtigte ſich, wie er ſagt, hier die Zeit über mit Büchern, Zeichnen, Mahlen und Schießen. 1759 erſchienen die beiden erſten Bände von ſeinem „Leben und Meinungen des Triſtram Shandy" (the Life and Opinions of Tristram Shandy), ein Roman von einem höchſt eigenthümlichen Charakter, der mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde. Den beiden erſten Theilen folgten von 1761 bis 1766 noch ſieben andere. Ein bejahrter Landedelmann, der ſich einbildet, ein Philoſoph zu ſeyn, und ſeine ſeltſamen, wunderlichen Grundſätze durch die Erziehung eines einzigen Sohnes, welche er bereits vor deſſen Geburt beginnt, offenbart, ſpielt in dieſem Buche die Hauptrolle. Das Lächerliche der Schulphiloſophie und Gelehrſamkeit, die Menge komiſcher, mit rührenden Zügen untermiſchter Schilderungen von Auftritten und Charakteren aus dem häuslichen Leben, die feinen Bemerkungen über das menſchliche Herz, und die launichten Anſichten und Meinungen, welche mit auffallender Übertreibung hier ausgeſprochen ſind, bilden ein ſo buntes Ganzes, wie vielleicht keine Sprache ein ähnliches aufzuweiſen hat. Triſtram Shandy's Leben und Meinungen ſind faſt in alle gebildete Sprachen überſetzt, und wir erhielten eine ſehr gute Verdeutſchung von J. J. C. Bode (2te Auflage, Hamburg 1776, 8. 9 Theilchen). 1767 gab Sterne ſeine „Empfindſame Reiſe durch Frankreich und Italien" (Sentimental Journey through France and Italy, 2 Vol.) heraus. Sie iſt das Reſultat einer Reiſe, die Sterne 1762, durch ſeine Geſundheitsumſtände, ſeine Unbeſtändigkeit und ſeine Neigung zum Umgange mit Menſchen veranlaßt, nach jenen Ländern unternahm. Er gab jedoch die Beſchreibung unter dem Namen „Yorik" heraus, welches der von Shakſpeare in ſeiner Tragödie Hamlet angeführte Narr des Königs von Dänemark war. Daß er aber auch ſeinen Predigten eben dieſen Namen vorſetzte, iſt wohl ein Beweis, daß er entweder ihnen, oder dem geiſtlichen Stande keine große Achtung ſchuldig zu ſeyn glaubte. Yoriks Reiſen ſind übrigens ein Werk voll der feinſten Kenntniß des menſchlichen Herzens, der lieblichſten, ſchalkhafteſten Laune und zarter Empfindungen. Wir haben gleichfalls von J. J. C. Bode von dieſem Buche eine Überſetzung, 2 Theile, (3te Auflage, Hamburg 1771 und 1775, den 3ten und 4ten Theil hat Bode ſelbſt geſchrieben). Als Sterne von ſeiner Reiſe nach London zurückkam, fragten ſeine Freunde zu London ihn: ob er in Paris einen originellen Charakter kennen gelernt habe, welchen er ſchildern könne? „Nein," verſetzte er, „die Menſchen ſind dort, wie die Münzen, deren Gepräge durch die Reibung verlöſcht iſt." Seine oben erwähnten Predigten unter dem Namen Yorik erſchienen ſchon 1760 (Sermons by Mr. Yorick, Lond. 8. 2 Vol.) und im Jahr 1766 ließ er ihnen noch zwei Bände folgen, denen er aber ſeinen eigenen Namen vorſetzte. Es ſind lehrreiche moraliſche Aufſätze, die durch die unmethodiſche, aber geiſtvolle und launichte Schreibart an die übrigen Werke ihres Verfaſſers erinnern. Sterne

beluſtigte nicht bloß durch ſeine witzigen Einfälle, ſondern auch durch ſeine auffallende Geſtalt, und durch ſeine noch ſonderbarere Art, ſich zu kleiden. Viele Männer von Geiſt, ſowohl in England als Frankreich, ſchätzten und liebten ihn, obgleich er ſich zuweilen auf eine unanſtändige Art ausdrückte, die durch ſeinen Prieſterrock noch unanſtändiger ward. Ungeachtet der großen Einkünfte von ſeinen Pfründen und von dem Ertrage ſeiner Schriften (die letzte Ausgabe allein brachte ihm 24,000 Pfund Sterling ein), fanden doch ſeine Gattin und Tochter, als er im März 1768 ſtarb, in ſeinem Nachlaſſe nur Schulden; doch wurden ſie durch die Geſchenke, welche ſie von Sterne's Freunden erhielten, vor der Dürftigkeit geſichert. Seine Tochter, die an einen franzöſiſchen Edelmann verheirathet war, gab 1775 eine Sammlung von ihres Vaters Briefen in 3 Duodezbänden heraus, denen Denkwürdigkeiten über ſein Leben und ſeine Familie vorgeſetzt ſind. Dieſe Briefe ſind in dem vertraulichen und eigenthümlichen Styl des Verfaſſers geſchrieben. In eben dem Jahre erſchienen auch die: Letters from Yorick and Eliza, welche für einen Briefwechſel zwiſchen Sterne und Miſtreß Draper, einer weſtindiſchen Dame, gehalten werden. Sie ſind in dem Tone der glühendſten Freundſchaft geſchrieben. Traurig iſt es, bemerken zu müſſen, daß Sterne's häuslicher und Privatcharakter auf keine Weiſe den Geſinnungen der Zärtlichkeit, Gutmüthigkeit und Großmuth entſprach, welche ſo häufig in ſeinen Werken ſich finden. Von ſeinen Schriften ſind einzeln und geſammelt verſchiedene Ausgaben erſchienen. Wir führen hier nur noch an: Sterne's Works, 8 Vol. 8. Lond. 1795.

Sternkarten. Hierunter verſteht man alle Arten Karten, die den ganzen Himmel oder einen Theil deſſelben, alſo die Verbindung der Sternbilder, der vorzüglichſten Sterne in ihnen und mehrere zur Verdeutlichung gezogene mathematiſche Linien, zum Gegenſtande haben. Man hat ſie von verſchiedener Einrichtung und Größe; die Polarentwürfe einer Himmelskugel nennt man Planiglobien oder Planiſphären. Die Bewegung und Lage der Planeten um die Sonne und der Trabanten wiederum um ihre Planeten laſſen ſich durch Scheiben, die um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt beweglich ſind, und Planiglobien heißen, verſinnlichen. Eine größere Maſchine der Art, wo Planeten und Trabanten als Kugeln durch künſtliches Räderwerk um die Sonne geführt werden, wird in England unter dem Namen Orrery genannt. Zum einfachen Gebrauch beim Unterricht bedient man ſich mit vielem Vortheile der Sternkegel, deren hohle Fläche man mit einem gezeichneten oder in Kupfer geſtochenen Netze, das die Sternbilder vorſtellt, überziehet. P. S.

Sternkunde, ſ. Aſtronomie.

Sternſchnuppen, die wir zuweilen als ſtarke, glänzende Funken aus der Luft herunterfallen ſehen, ſind höchſt wahrſcheinlich eine electriſche Erſcheinung und die Wirkung fetter Dünſte in dem Luftkreiſe und weſentlich von den Irrlichtern unterſchieden, die phosphoriſche Theile enthalten. P. S.

Sternwarte. Die aſtronomiſchen Betrachtungen und darauf ſich gründenden Berechnungen geſchehen gemeiniglich auf einem beſonders hierzu eingerichteten Gebäude, Sternwarte oder Obſervatorium genannt, auf welchem man ſich frei umſehen kann, und das durch keine Bewegung die außerhalb deſſelben geſchieht,

Erſchütterung erleidet. In dieſem Gebäude ſind die großen aſtronomiſchen Werkzeuge ſtets in gleicher Richtung nach dem Meridian des Orts aufgeſtellt und überhaupt die innere Einrichtung deſſelben ſo getroffen, als es die Zweckmäßigkeit der Sache erheiſcht; wohin denn auch gehört, daß zur freien Betrachtung des Horizonts das Dach zum darauf Stehen platt iſt. P. S.

Sternzeit, oder die Zeit der erſten Bewegung, iſt die Zeit, binnen welcher ſich ſcheinbar das ganze Himmelsgewölbe um die Erde wälzt, alſo der tägliche Umlauf des geſammten Fixſternheeres. Man findet ſie, indem man zwei unmittelbar auf einander folgende Durchgänge eines und deſſelben Fixſterns durch den Mittagskreis beobachtet. Die Zeit von einem Durchgange bis zum andern heißt ein Sterntag, und dieſer wird in 24 Stunden, die Stunde in 60 Minuten, die Minute in 60 Secunden u. ſ. w. eingetheilt. Für das bürgerliche Leben iſt die Sternzeit nicht geeignet (ſ. Sonnerzeit), wohl aber bei aſtronomiſchen Beobachtungen, da ihre Gleichförmigkeit durchaus unveränderlich iſt. Zu dieſem Zwecke haben die Aſtronomen eigne Sternuhren. Die Verwandlung der Sternzeit in Bogen des Äquators iſt ſehr leicht. Da während eines Sterntages die ganze Erde ſich einmal um ſich ſelbſt dreht, ſo folgt, daß alle 360 Grade ihres Äquators binnen dieſer Zeit durch den Mittagskreis geſchoben werden, mithin gehen jede Stunde funfzehn Grade, jede Minute funfzehn Minuten und jede Secunde funfzehn Secunden des Äquators durch den Meridian. Jeder Grad braucht, um durch den Meridian zu gehen, vier Minuten, jede Minute vier Secunden u. ſ. w.

Sterzinger (Ferdinand), regulirter Prieſter des Theatinerordens, Profeſſor und Director der hiſtoriſchen Claſſe der Akademie der Wiſſenſchaften in München, war auf dem ſterzingerſchen Schloſſe Lichtenwörth in Tyrol 1721 geboren, trat 1740 in den Theatinerorden, ſtudirte zu Rom und Bologna, ward 1750 Profeſſor der Moraltheologie in Prag, 1754 Profeſſor der Philoſophie in München, lehrte von 1756 die geiſtlichen Rechte in Prag und von 1759 in München, wo er zugleich in die Akademie trat, und ſtarb 1786. Als ein Mann von hellem Geiſt und vielen Kenntniſſen wirkte er für die Aufklärung des Volkes beſonders durch viele Schriften, worin er den Glauben an Zauberei und Wunder, Geſpenſter und dergl. bekämpfte, und machte ſich für die damalige Zeit allerdings dadurch verdient.

Steſichorus, ein berühmter lyriſcher Dichter der Griechen, geboren zu Himera in Sicilien, der nach den Beſtimmungen der Gelehrten zwiſchen den Jahren 684 und 560 vor Chriſti Geburt lebte. Plinius erzählt, daß, als er noch ein Kind war, eine Nachtigall oder Lerche ſich auf ſeinen Mund ſetzte und lieblich ſang; eine bekannte Fabel, die ſein Verdienſt als Dichter ſymboliſiren ſollte. Er wurde anfänglich Tiſias genannt, als er aber die damaligen Muſik- und Tanzchöre änderte und den dritten Satz (Epodos) einführte, erhielt er den Namen Steſichorus. Die Einwohner von Himera ließen ihm in ſeinem Alter eine Bildſäule ſetzen, welche ihn in gebogner Stellung mit einem Buche in der Hand vorſtellte. Nach einer Erzählung des Plato wurde er wegen einer Satire auf die Helena von der Venus mit Blindheit geſtraft, erhielt aber ſein Geſicht wieder, als er ein Lobgedicht auf ſie machte. Das wichtigſte, was man von ſeinen muſikaliſchen und poetiſchen Verdienſten ange-

führt findet, iſt die Nachricht Plutarchs, daß er zu ſeinen Verſen auch die Melodie geſetzt habe. Er ſchrieb 26 Bücher Gedichte in doriſchem Dialect, von denen nur noch wenige Fragmente übrig ſind.

Stettin, die Hauptſtadt von ganz Pommern, an der linken Seite der Oder, im ſtettinſchen Diſtrict, welcher den Titel eines Herzogthums führt, und das Land zwiſchen der Oder und Peene und den Inſeln Uſedom und Wollin unter ſich begreift. Dieſe Stadt iſt groß und wohlgebaut, gut befeſtigt, und enthielt im Jahre 1797 an 1600 Häuſer und mit Einſchluß des 4884 Mann ſtarken Militärs 22,963 Einwohner. 1802 waren ohne das Militär 18,400 Einwohner. Zur Nachtzeit wird ſie mit 315 Laternen erleuchtet. Es ſind hier allerhand Manufacturen und Fabriken, beſonders von Feuereimern und Schläuchen, Seife, Leder, Tabak, Tuch, Raſch, Zeugen, Hüten, Strümpfen, Baumwolle, Garn, Bändern, Segeltuch, auch eine Ankerſchmiede, worin die Anker für alle Schiffe der preußiſchen Staaten verfertigt werden. Auch werden hier ſehr viele Seeſchiffe und andere Fahrzeuge erbaut. Der Handel, vorzüglich der Speditionshandel der Stadt, iſt anſehnlich, beſonders erſtreckt ſich der Seehandel nicht nur auf die Plätze an der Oſtſee, ſondern auch nach Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Der Seehandel würde noch weit beträchtlicher ſeyn, vorzüglich mit den Producten und Manufacten Schleſiens, wenn nicht der Swineſtrom oder das Fahrwaſſer der Stadt für große Schiffe zu ſeicht wäre, der Sundzoll den Transport vertheuerte, und die Schiffe immer Rückladung hätten. Dieſe Nachtheile fallen bei Hamburg weg, und daher werden viele Waaren dahin geſchickt, die ſonſt ihren natürlichen Abzug von Stettin aus haben ſollten. Der Holzhandel iſt einer der wichtigſten Erwerbszweige. Hier befindet ſich auch das Hauptmagazin der Seeſalzhandlungscompagnie. Die Stadt beſitzt zum eigenen Handel über 160 Schiffe. Die Oder theilt ſich hier in vier Ströme, davon der eine, welcher die Stadt berührt, die Oder, die andern drei aber die Parnitz und die große und kleine Reglitz heißen. An der linken Seite der Oder liegt die eigentliche und am meiſten befeſtigte Stadt, an der rechten die ſogenannte Laſtadie, welche in die Länge angelegt iſt, und durch die Parnitz, durch Wälle und einige Sümpfe eingeſchloſſen wird. Außerhalb der Befeſtigungen liegen die Vorſtädte Ober- und Unterwieck und der Tornei. Die Laſtadie iſt durch eine lange Brücke mit der eigentlichen Stadt verbunden. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus das große Schloß, das Gouvernementshaus, das Landſchaftshaus mit einer bedeutenden Bibliothek, das alte Zeughaus, die große Caſerne, drei Lazarethe und das Seglerhaus mit der Börſe und einem Schauſpielhauſe. Die Deutſchreformirten, die ſehr zahlreiche franzöſiſch reformirte Colonie und die Catholiken haben ihre Religionsübung auf dem Schloſſe. Die Stiftungen für Hülfsbedürftige ſind ſehr erheblich. Bei der Stiftskirche zu St. Maria, welche 1789 durch den Blitz zerſtört wurde, iſt ein königliches akademiſches Gymnaſium, welches ſieben Profeſſores hat, und in welchem die Theologie, Rechtswiſſenſchaft, Medicin, die hebräiſche, griechiſche, lateiniſche, engliſche und franzöſiſche Sprache, Mathematik, Philoſophie, Geſchichte und ſchöne Redekünſte gelehrt werden. Außerdem iſt hier noch eine Rathsſchule mit elf Lehrern. Beide Anſtalten ſind 1805 unter dem Namen eines königlichen und Stadtgymnaſiums mit einander vereinigt wor-

den. Auf dem königlichen Schloſſe befindet ſich die Regierung über Vor- und Hinterpommern, die Kriegs- und Domainenkammer, das vorpommeriſche Hofgericht, das Gouvernement, das Conſiſtorium u. ſ. w. Seit dem weſtphäliſchen Frieden bis 1713 gehörte Stettin mit ſeinen Zubehörungen der Krone Schweden. Im gedachten Jahre wurde dieſe Stadt von den nordiſchen Verbündeten eingenommen, und der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. nahm ſie in Sequeſtration. 1720 wurde ſie ihm völlig abgetreten. Am 29ſten Oct. 1806 ergab ſich die Feſtung Stettin ohne Widerſtand den Franzoſen, und blieb gleich mehreren andern Feſtungen Preußens auch nach dem tilſiter Frieden von ihnen bis 1813 beſetzt (ſ. Ruſſiſch-deutſcher Krieg). Der Hafen von Stettin heißt Swinemünde, bei dem ſich eine Stadt von 2500 Einwohnern gleiches Namens, und eine Feſtung, die Swine- oder Swinemünder Schanze befinden.

Steuermannskunſt, ſ. Schifffahrtskunde.

Steuern. Das eigentliche Staatsvermögen iſt ſelten, wenigſtens nicht immer zur Beſtreitung der Staatsverwaltungskoſten und der außerordentlichen öffentlichen Ausgaben zureichend. Deßhalb muß die Regierung häufig zu dem Privatvermögen der Staatsbürger ihre Zuflucht nehmen. Die Abgaben nun, welche von allen und jeden Privatperſonen, als ſolchen, und als Mitgliedern der Staatsgeſellſchaft zur Erreichung des Staatszwecks an die öffentlichen Caſſen gezahlt werden, heißen Steuern oder Contributionen. Nach der gewöhnlichen Praxis zerfällt das geſammte Steuerweſen in zwei Claſſen: 1. die der perſönlichen Steuern, wozu vorzüglich die eigentlichen Perſonen-, Kopf-, Schutz-, Rang- und Würdenſteuern, die Erlegnng für perſönliche Dienſte und Frohnen, die Conſumtionsabgaben (Acciſe) und andere Erlegniſſe gehören, die ſich bloß auf perſönliche Vorausſetzungen und Verhältniſſe beziehen; 2. die Claſſe der Real- oder dinglichen Steuern, wohin die Abgaben von baarem Vermögen und Einkommen, die Auflagen auf Grund und Boden, Gewerbe, Häuſer und dergleichen zu rechnen ſind. Außerdem theilt man die Steuern ein in ordentliche, welche immer fortdauern, und in außerordentliche, welche nur zur Erreichung eines gewiſſen Zwecks angeordnet ſind, und nachher aufhören. Drittens endlich macht man einen Unterſchied zwiſchen eigentlichen (directen) und uneigentlichen (indirecten) Steuern. Die erſtern müſſen nämlich von allen Unterthanen entrichtet werden, die indirecten Steuern treffen aber nur einzelne Unterthanen, oder Volksclaſſen in gewiſſen Fällen und unter gewiſſen Vorausſetzungen, z. B. Acciſe, Gewerbeſteuern, Stempelpapierabgaben, Geleits- Brücken- Chauſſeegeld und dergleichen. Die Steuern der erſtern Art, die eigentlichen, findet man faſt bei allen Völkern; denn nur ſelten langte das eigentliche Staatseinkommen, welches dem Staat ſeiner Perſon nach zuſtand, zur Deckung der öffentlichen Bedürfniſſe und zur Erreichung der Staatszwecke aus, und deßhalb mußten die Mitglieder des Staats das Fehlende aus ihrem Vermögen hergeben. Die indirecten Steuern entſtanden erſt ſpäterhin, und wurden nach Maßgabe der verſchiedenartigen Vortheile, welche einzelne Claſſen oder Individuen vorzugsweiſe von einigen beſondern Staatseinrichtungen hatten, beſtimmt. Es lag hierin die natürliche Billigkeit zum Grunde, da kein Einwohner mit ſeinem Schaden den Vortheil des andern befördern ſollte. Die indirecten Steuern wur-

den aber unbillig und ungerecht gegen die einzelnen Claſſen und Individuen, als ſie höher geſteigert wurden, wie der beſondere Zweck, für den ſie angeordnet waren, es heiſchte, und als man nun den Überſchuß zur Beſtreitung von allgemeinen Staatslaſten verwandte, wozu jeder Staatseinwohner hätte beitragen müſſen; denn auf dieſe Weiſe mußten einzelne Staatsbürger Koſten tragen, welche rechtlich dem Ganzen zur Laſt gefallen wären. Am unbilligſten aber ſind ſolche Abgaben und Steuern, wodurch dem einzelnen Unterthanen die Erlangung der Sicherſtellung ſeiner Perſon und ſeiner Rechte, welches der höchſte Staatszweck iſt, und zu deſſen Erreichung daher auch alle Mitglieder in gleichem Maße beitragen müſſen, vorzugsweiſe erſchwert wird. Dies geſchieht namentlich durch das Stempelpapier und Geleitsgeld, in ſo fern das erſtere für prozeſſualiſche Verhandlungen beſtimmt iſt; denn ſchon durch den Aufnahmevertrag ward dem Staatsbürger die Sicherſtellung ſeiner Befugniſſe, als höchſter gemeinſchaftlicher Zweck des Staats verheißen, und rechtlich ſollte man daher die Erlangung dieſes Endzwecks nicht durch eine beſondere Beläſtigung erſchweren. Nur da, wo die für die Gerichtspflege und die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit beſtimmten eigentlichen Steuern nicht ausreichen, kann man rechtlich den Ausfall für dieſe beiden Gegenſtände durch uneigentliche oder indirecte Steuern ergänzen; doch müſſen die letztern nie das Bedürfniß des beabſichtigten Zwecks überſteigen, und zur Abbürdung anderer alle Staatsbürger gleichmäßig treffenden Laſten verwandt werden. Überhaupt iſt die verhältnißmäßig gleiche Vertheilung ſowohl der directen, als der indirecten Steuern einer der wichtigſten Gegenſtände der Finanzwiſſenſchaft; denn hiervon hängt nicht bloß das Glück der einzelnen Volksclaſſen und Individuen, ſondern auch der Wohlſtand und der innere und äußere Verkehr aller Staatseinwohner ab. Nächſtdem muß beſonders auf eine möglichſt einfache Art der Erhebung, die kein Heer von Unterbeamten, keine verwickelten, oder die bürgerliche Freiheit beeinträchtigenden Förmlichkeiten nöthig macht, geſehen werden. Eigentliche Lebensbedürfniſſe der Einwohner müſſen ſo viel als möglich mit Abgaben verſchont, hingegen die Luxusartikel damit belegt werden, wenn die Steuern nicht für die geringern Volksclaſſen drückend ſeyn ſollen. In Deutſchland bildete ſich erſt in ſpätern Zeiten das Steuerweſen aus; denn vor dem 16ten Jahrhundert wußte man außer dem g e m e i n e n P f e n n i g, welches eine allgemeine Viehſteuer war (m. ſ. deutſches Reich), weder von Real-, noch Perſonalſteuern etwas. Bei Reichskriegen mußten (oder ſ o l l t e n doch) die deutſchen Fürſten und Stände, dem Lehensſyſtem gemäß, dem Kaiſer mit ihren Vaſallen beiſtehen, und ſie durften von ihren Unterthanen keine Beihülfe an Geld oder ſonſt etwas zur Ausrüſtung des Contingents fodern, ſondern mußten allen hiezu erfoderlichen Aufwand, ingleichen die Beſoldungen ihrer Beamten und Staatsbedienten und die Koſten ihres Hofſtaats aus ihren Kammergütern beſtreiten. Oft reichten aber die Einkünfte der letztern nicht zur Deckung der Kriegskoſten, der Erhaltung des Hofſtaats, der Ausſtattung der fürſtlichen Kinder, und anderer außerordentlichen, nöthigen und unnöthigen Ausgaben hin. Häufig mußten deßhalb die Landesherren die Länderverpfändungen an Andere vornehmen, einzelnen Claſſen und Individuen gegen Geld Vorrechte vor Andern ertheilen, ja ſelbſt manche ihrer Hoheitsrechte an einzelne Corporationen und Staatsbürger abtre-

ten. Indeſſen waren dies nicht die einzigen Mittel, Geld zu erhalten. Die Vorzüglichſten und Reichſten des Volks, der Adel und die Vorſteher der Städte, wurden zuſammenberufen; ihnen wurde die Noth und das Anliegen der Fürſten vorgetragen, und dieſe baten dann um Bezahlung ihrer Schulden, und um Befriedigung ihrer Bedürfniſſe. Beides ward gewöhnlich bewilligt, nur ſuchte der Adel ſich von den öffentlichen Abgaben deßhalb auszuſchließen, weil er in Kriegszeiten ſeinem Lehnsherrn entweder perſönlich beiſtehen, oder auch ein Äquivalent an Gelde (Ritterpferdegeld) geben mußte; dagegen wurden aber die Bewilligungen des Adels von deſſen Unterthanen nach Verhältniß ihrer Anzahl und ihres Vermögens beigetrieben. Daſſelbe war bei den Unterthanen der Geiſtlichkeit der Fall, welche, als unmittelbar unter dem römiſchen Stuhl ſtehend, von keiner weltlichen Beſteuerung für ihre Perſonen wiſſen wollte. Daher kommt die von dieſen beiden Ständen in den meiſten Staaten behauptete Immunität von vielen öffentlichen Abgaben. Deſto leichter wurden die Bürger in den mittelbaren Städten zur Entrichtung der Bewilligungen ihre Magiſtrate verbindlich gemacht. In dieſe Zeiten fällt die Entſtehung der Landſtände und der Landtage (m. ſ. Landſtände und Landtage). Doch waren alle jene Steuern nicht beſtimmte und fortdauernde, ſondern bloß außerordentliche Abgaben, die nicht auf den Befehl, ſondern auf die Bitte der Fürſten gegeben wurden, weßhalb man ſie auch Beden oder Bitten nannte. Oft mußten ſich die Landesherren auch reverſiren, daß ſie dieſe Abgaben nicht als eine Schuldigkeit, ſondern als bloße Bewilligungen anſehen wollten. Durch den Reichsabſchied von 1543 wurde den Reichsſtänden förmlich verſtattet, ihre Unterthanen zu beſteuern, weil ſie nicht mehr im Stande waren, die Reichsabgaben an Römermonaten (ſ. Reich, deutſches), und Kammerzielern aus ihren Kammergütern zu entrichten. Leicht dehnten die Fürſten dieſes Beſteuerungsrecht über die Gränzen des beſtimmten Bedürfniſſes der Reichsanlagen aus. Der Adel und die Geiſtlichkeit, zufrieden, für ihre Perſonen von den meiſten Steuern ausgenommen zu ſeyn, oder ſie doch von ihren Unterthanen beitreiben zu können, willigten ohne Schwierigkeit in die oft großen Foderungen der Landesherren. Die Repäſentanten der Städte wurden leicht überſtimmt oder beſtochen, zumal da ihr Verhältniß immer abhängiger von den Fürſten wurde, und der Bauernſtand in Deutſchland, der gequälteſte und gedrückteſte, hatte keine Stimme. Jetzt fing man auch an Steueranſchläge oder Steuerregiſter zu verfertigen, worin die liegenden Gründe und Güter der Unterthanen verzeichnet, und auf eine gewiſſe jährliche Abgabe angeſchlagen waren; um dadurch den Beſorgniſſen der Stände wegen künftiger Erhöhung der Steuern zu begegnen. Deſſen ungeachtet wurden doch häufig die letztern ſelbſt, wo man die Steueranſchläge, dem Scheine nach, unverändert ließ, verdoppelt, und manche außerordentliche Steuern wurden zu ordentlichen und fortwährenden gemacht. Überdies wurden durch die Errichtung der ſtehenden Heere die Landesherren veranlaßt, das Beſteurungsrecht immer weiter auszudehnen, indem beſonders die größern unter ihnen auch in ihren Landen ſtehende Heere zu halten anfingen, der Hofſtaat, und die Zahl der Beamten immer mehr zunahmen, und häufige Beiträge zu der eingeführten Kreisverfaſſung erfoderlich waren. In wie fern das Beſteuerungsrecht der jetzigen deutſchen

Bundesfürſten ihrer Willkür überlaſſen bleiben, oder durch Landſtände und Volksrepräſentationen beſchränkt werden wird, müſſen wir erwarten. Das von dem Kaiſer den ehemaligen Reichsſtänden verſtattete Beſteuerungsrecht ihrer Unterthanen hieß, in Beziehung auf Kaiſer und Reich, Unterbeſteuerungsrecht (Jus subcollectandi). Bei den Steuern von liegenden Gründen wird der Maßſtab nach der Größe und der Güte der Grundſtücke genommen. Die Abſchätzung der Grundſtücke zu dieſem Zweck nennt man Taxation oder Bonitirung. Die Steuern ſelbſt haben in jedem Lande verſchiedene Benennungen, z. B. Hufenſteuer, Quatember u. ſ. f. Es ſind theils feſtſtehende (ordentliche), theils nur für einen Zweck angeordnete (außerordentliche) Abgaben. Bei den Gewerbeſteuern ſieht man 1. auf den Ertrag des Gewerbes, 2. auf die Nützlichkeit deſſelben für den Staat, um darnach die Größe der Abgabe zu beſtimmen. Je größer und nothwendiger die Conſumtion der Waaren iſt, deſto größere Abgaben werden darauf gelegt: doch ſollte eigentlich die Conſumtion der unentbehrlichen Bedürfniſſe nie einen Maßſtab zur Erhöhung der Steuern, wohl aber zu deren Verminderung abgeben dürfen. Von allen Realſteuern iſt die Vermögensſteuer die läſtigſte, und ſie müßte, wo möglich, nur die Perſonen treffen, welche notoriſch bloß von dem Ertrage ihrer Capitalien leben, nicht aber ſolche, die vom Handel, von einem Gewerbe, oder von den Einkünften ihrer Grundſtücke ſich ernähren, und auf eine gemeinnützige Weiſe thätig ſind, da Perſonen dieſer Art oft die Bekanntwerdung ihres Vermögensbeſtandes höchſt nachtheilig ſeyn kann. Die Perſonenſteuern ſchränken ſich bloß auf das Leben, und den individuellen Stand und Rang eines Staatsmitgliedes ein: je höher der Rang, je größer die Steuer. In einigen Ländern ſind von der gewöhnlichen Kopfſteuer der Adel und die Geiſtlichkeit ausgenommen, nicht aber deßhalb immer von der Rangſteuer. Unteroffiziere und gemeine Soldaten, Witwen, welche außer ihrem Witwengelde kein Vermögen und Gewerbe haben, Studenten u. m. A. ſind von der Perſonenſteuer gewöhnlich frei. Die Verbindlichkeit zu der letztern beginnt in der Regel mit den Jünglingsjahren. N. P.

Steyermark (Herzogthum), hat ſeinen Namen von der Markgrafſchaft Steyer im Lande ob der Ens. In den älteſten Zeiten gehörte der öſtliche Theil des Landes zu Pannonien, der weſtliche zum Noricum der Römer; bewohnt wurden dieſe Theile von den Pannoniern und Tauriskern. Um Chriſti Geburt bemächtigten ſich dieſes Landes die Römer, von denen noch einige Städte, wie Zilli und Pettau, herrühren. Bei der Völkerwanderung beſetzten die Avaren Oberſteyermark und die Wineten Unterſteyermark, woher das letztere ſpäter die windiſche Mark genannt wurde. Carl der Große ſetzte Markgrafen hieher. Da nun unter den Herren des Landes auch die Grafen von Steyer waren, mit deren Gütern die Markgrafſchaft Steyer vereinigt ward, ſo hieß das Land von dieſer Zeit Steyermark. Ottokar VI. erhielt 1180 die herzogliche Würde, und ernannte, da er ohne männliche Erben verſtarb, Herzog Leopold von Öſterreich zu ſeinem Nachfolger, der 1192 Steyermark mit Öſterreich vereinigte. Der Flächeninhalt Steyermarks beträgt 411 Quadratmeilen. Es wird in fünf Kreiſe getheilt: den Judenburger, Brucker, Grätzer, Marburger und Zillier Kreis. Die erſten zwei kennt man unter dem Namen

Oberſt., die drei ſüdlichen heißen die Unterſt. In Oberſt. iſt das Clima ziemlich rauh, in Unterſt. mild. Die bedeutendſten Flüſſe, alle ſchiffbar, ſind die Ems, die Muhr, die Drau und die Sau. Seen gibt es genug und an Geſundbrunnen iſt ebenfalls kein Mangel; der letztern zählt man wenigſtens dreizehn. Faſt das ganze Land iſt mit hohen, mächtigen Gebirgen bedeckt, deren Gebirgsart der Flötzkalk der großen Alpenkette iſt, zu welcher die ſteyriſchen Gebirge gehören. Mehrere Gebirgsſpitzen ſind mit ewigem Schnee bedeckt; und düſtre Höhlen an ihren Seiten führen in des Gebirges innerſtes Heiligthum. Zu den Naturproducten des Herzogthums gehören: Waſſerblei, Porzellanerde, Walkerde, Bol, Talk, Marmor, Bergcryſtall, Jaſpis, Chalcedon, Quarz, Glimmer, Granat, Schwefelkies, Gyps, Torf, Steinkohlen, Schwefel, Eiſen in vorzüglicher Güte und Menge, Kobalt, Nickel, Arſenik, Wismuth, Zink, Galmei, Kupfer, Blei, Gold, Vitriol, Alaun, Salpeter, Kochſalz in Menge. In Unterſteyermark iſt viel Laubholz, und in Oberſteyermark viel Nadelholz, woraus man Harz und Terpentin zieht. Vortreffliche Weine zieht man an der ungariſchen Gränze; auch Flachs und etwas Hopfen. Aus dem Thierreiche hat man allerhand ſchmackhafte Fiſche, viele hühnerartige Vögel, Gemſen und weiße Haſen. Die Volksmenge beläuft ſich auf 835,000, worunter 513,000 Deutſche und 322,000 Wenden; die deutſche Sprache iſt Gerichtsſprache. An ihrer Kleidung lieben Männer und Weiber die grüne Farbe. Der deutſche Steyermärker iſt arbeitſam, tolerant und grob wollüſtig; der wendiſche gutmüthig, bigott und zur Trunkenheit geneigt; alle haben den Fehler der Grobheit und des Egoismus. In Oberſteyermark kommt bisweilen auf acht Kinder ſchon ein uneheliches. Der Diebſtahl iſt ſehr gewöhnlich. Die Hauptnahrungszweige der Einwohner ſind: Landwirthſchaft, Bergbau, Gewerbe, Handlung und Frachtfuhrweſen; für die ärmere Claſſe Holz-, Salz- und Kohlenhandel im Kleinen, Vorſpannen, Kohlenbrennen, Speick- und Enzianſammeln, Flachs-, Schaf- und Baumwollenſpinnen, Geflügel-, Obſt- und Holzverkauf, etwas Bienenzucht und Tagarbeit. Im allgemeinen wird die Landwirthſchaft in Oberſteyermark beſſer betrieben als in Unterſteyermark. Man theilt die Äcker in Joche, deren jedes 1600 Quadratklaftern hält, zu 30 Joch Acker braucht man in Oberſteyermark drei Pferde, oder ſechs Ochſen und ſechs Menſchen, in Unterſteyermark zwei Pferde oder vier Ochſen und vier Menſchen. Weizen und Korn gibt vier- bis ſechsfach, Hafer fünf- bis ſechsfach, Gerſte fünf- bis zehnfach und türkiſcher Weizen 30- bis 50fach in den Körnern. Die Wieſen werden drei- bis viermal gemäht. Der Kleebau iſt im grätzer Kreiſe am ſtärkſten, und man führt hier bisweilen 15 bis 1800 Ctr. Saamen aus. An Wein erbaut Unterſteyermark viele und gute Arten; an Flachs hat Oberſteyermark überfluß. Die Rindviehzucht iſt bedeutend und das Vieh wird den ganzen Sommer hindurch auf den Alpen geweidet; man zählt gegen 75,000 Ochſen. Im höchſten Schwunge iſt das Eiſenberg- und Hüttenweſen, und das Werk im Erzberg zwiſchen Vordernberg und Eiſenerz liefert allein jährlich über 300,000 Ctr. Die ſämmtlichen Kupfergruben des Landes gaben 1789 gegen 5489 Ctr. Von den Bleigruben gewann man in eben dem Jahre auf 4308 Ctr. 75 Pfd. Bleiglätte. Das Salzbergwerk am Sandling gibt jährlich 160,000 Ctr. Die Steinkohlen benutzt man noch nicht gehörig, den Torf aber wendet

man beim Salzſieden und den Eiſenhämmern an. Verarbeitet werden die Producte des Landes auf vielen Blech- und Eiſenhämmern, Gußwerken, Klingenfabriken, Drathhämmern, Kupferhämmern, Senſenſchmieden, Stahl- und Schwefelfabriken, Salpeter- und Vitriolſiedereien, Druckereien, Papiermühlen u. ſ. w. Der Handel ins Ausland erſtreckt ſich größtentheils auf Metallwaaren. Im ganzen Lande ſind 20 Städte, 98 Märkte, und 3486 Dörfer. Grätz iſt die Hauptſtadt, und in einer der reizendſten Gegenden des öſterreichiſchen Staats gelegen.

Sthenie, auch Hyperſthenie (von ὑπερ, über und σθενος, Stärke, abzuleiten) genannt, iſt im browniſchen Syſteme und der darauf gebauten Erregungstheorie (ſ. d. Art.) die Form der Krankheit, die in vermehrter Erregbarkeit beſteht, die ſich während der Opportunität durch vermehrte Verrichtungen des Körpers und Geiſtes, in der Krankheit ſelbſt aber durch Vermehrung einiger, und daher rührende Störung andrer Verrichtungen kund gibt. Urſache der Sthenie iſt beſonders die ſtheniſche Anlage und alle äußern Reize, wenn ſie ſchnell und kräftig wirken. Die Symptome bei entſtehender Krankheit ſind: Schauder, ein Gefühl von Kälte, Mattigkeit und Müdigkeit, wie nach ſtarker Arbeit, der Puls iſt mäßig, frequent, ſtark und hart, die Hitze heftig, der Durſt groß, die Secretionen unterdrückt, der Stuhl verſtopft, die Haut trocken, der Urin roth, Entzündungen und Exantheme. Als einzelne Krankheiten, die nach Brown ſtheniſcher Natur ſind, werden folgende von ihm betrachtet: Peripneumonie, Phrenitis, heftige Blattern, heftige Maſern, heftiger Rothlauf, Rheumatismus, gelinder Rothlauf, ſtheniſche Bräune, Catarrh, einfache Synocha, Scharlachpyrexie, gelinde Blattern, gelinde Maſern, Wahnſinn, krankhafte Schlafloſigkeit, übermäßige Fettigkeit. — Bei der Heilung findet die einzige Anzeige Statt, die Erregung ſo zu vermindern, daß der Mittelgrad derſelben, von dem die Geſundheit abhängt, wieder hergeſtellt wird; und es geſchieht dies beſonders durch das Entziehen gewohnter Reize, der Säfte. Als wirkſamſtes antiſtheniſches Mittel wird daher Blutlaſſen und ferner auch das Purgiren und Vomiren empfohlen. Eine kühle Temperatur, Enthaltung von Speiſen, wäſſerige Getränke, Enthaltung von Anſtrengungen des Geiſtes wirken ähnlich, und unterſtützen obige Mittel, die nach dem Grade der Sthenie in verſchiedner Intenſität angewendet werden ſollen. Wird die Sthenie nicht gehoben, ſo geht ſie in indirecte Aſthenie über (ſ. den Art. Aſthenie). B. P.

Stichomantie (griechiſch) heißt eine Wahrſagung durchs Loos, deren man ſich ſchon bei den Römern auf folgende Weiſe bediente. Man ſchrieb Verſe aus den ſybilliniſchen Büchern auf mehrere kleine Zettel, mengte dieſe in einem Gefäß unter einander, und zog dann eins heraus, um dadurch ſein künftiges Schickſal zu erfahren. Ähnliches Spiel wird unter den Chriſten mit der Bibel getrieben. Man ſteckt eine Nadel aufs Ungefähr zwiſchen die Blätter der zugeſchlagnen Bibel, öffnet ſie, wo die Nadel haftet, und der Vers, den dieſe eben getroffen hat, muß als Orakelſpruch nach wahrſcheinlicher Auslegung über ſchwankende Entſchlüſſe und künftige Schickſale entſcheiden. Unter den Herrnhutern und Methodiſten iſt dieſe Art von Stichomantie ſehr gewöhnlich.

Sticken iſt die Kunſt, mit der Nadel vermittelſt bunter Fäden auf allerhand Zeugen Schrift, Figuren, Landſchaften, Porträts und Verzierungen aller Art anzubringen. Dieſe Kunſt wurde im Morgenlande erfunden, wahrſcheinlich von den Phrygiern. Zu Moſes Zeiten war Ahaliab, aus dem Stamme Dan, als guter Sticker bekannt; und die Frauenzimmer von Sidon galten ſchon vor dem trojaniſchen Kriege für berühmte Stickerinnen. Obſchon die Griechen die Erfindung der Stickkunſt der Minerva beilegen, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie durch die Perſer nach Griechenland gekommen. Der König von Pergamus, Attalus (✝ 621 nach Erbauung Roms), erfand die Kunſt, mit Goldfäden zu ſticken. In neuern Zeiten iſt dieſe Kunſt noch mehr erweitert worden. Im J. 1782 erfanden drei Fräulein von Wöllich im Hannöverſchen die Kunſt, mit Menſchenhaaren zu ſticken, wodurch eine völlige Ähnlichkeit mit radirten Blättern und Kupferſtichen hervorgebracht wird.

Stickſtoff, Azote, d. i. lebensvernichtend, iſt ein allgemein verbreiteter Stoff, der dem thieriſchen Reiche vorzugsweiſe angehört. Er entwickelt ſich aus den faulenden Organismen, ſo wie während ihres Verbrennens mit ihrem Waſſerſtoffe verbunden, als flüchtiges Laugenſalz. Luftförmig, als Stickluft oder mephitiſche Luft, iſt er ein beſtändiger Beſtandtheil der atmoſphäriſchen Luft, und ſchränkt die heftige Wirkung des Sauerſtoffes auf die Verbrennungsprozeſſe und das Athmen der Thiere etwas ein, weil ſie ſelbſt allein weder das Verbrennen noch das Athmen unterhalten kann. Stickſtoff mit Sauerſtoff geſättigt, gibt Salpeterſäure, mit etwas weniger Sauerſtoff die ſalpetrige Säure, mit noch weniger die Salpeterluft. Dieſe entweicht während der Auflöſung von Kupfer oder Silber in Salpeterſäure, iſt farbenlos, macht aber mit dem Sauerſtoff der gemeinen Luft rothe Nebel, d. i. ſalpetrige Säure; über angefeuchteter Eiſenfeile verliert die Salpeterluft etwas Sauerſtoff, und wird oxydirte Stickſtoffluft, welche zwar in geringer Menge athembar iſt, aber berauſchende Wirkungen hervorbringt. Viele der wirkſamſten Arzneien haben Stickſtoff in ihrer Miſchung, wie Weingeiſt, Äther, flüchtiges Laugenſalz, Opium, Moſchus u. m. F.

Stiergefechte. Die Stiergefechte gehören zu den Lieblingsvergnügungen der Spanier, die, wie die meiſten Völker des Südens, öffentliche Kampf- und Schauſpiele, bei denen es auf körperliche Stärke und Gewandtheit ankommt, leidenſchaftlich lieben. Daher haben auch die ſchärfſten Verbote der Päpſte die Spanier nicht dahin bringen können, dieſer Luſtbarkeit zu entſagen. Der Vorwurf der Grauſamkeit, den man den Spaniern deßwegen macht, ſcheint wohl übertrieben zu ſeyn; die Fälle, daß Menſchen bei dieſen Kampfſpielen getödtet würden, ſind ſehr ſelten. Die Stiergefechte, welche der König ehemals bei feierlichen Gelegenheiten gab, waren ſehr glänzend, und verurſachten großen Aufwand. Alles hing dabei von den Befehlen des Königs ab. In der Hauptſtadt und in allen größern Städten des Reichs werden dieſe Stiergefechte (die Spanier nennen ſie Corridas) entweder von Entrepreneurs, oder für Rechnung einer öffentlichen Caſſe veranſtaltet. Zu Madrid werden den Sommer hindurch regelmäßig zweimal in jeder Woche Stiergefechte gegeben, die für Rechnung des allgemeinen Hospitals adminiſtrirt werden.

Die gewöhnliche Einnahme bei einem ſolchen Schauſpiele wird auf 2000, und die Ausgabe (wozu beſonders die Bezahlung der Fechter gehört, deren jeder ſeinen beſtimmten Lohn erhält) auf 1000 Piaſter angegeben. Dieſe Spiele werden zu Madrid in dem Coliſeum gehalten, einem großen Circus mit ſtufenweiſen Sitzen umgeben, über welchen ſich eine Reihe Logen erhebt. Alles erſcheint dabei im Putz. Die Fechter, welche dieſes Geſchäft als ihr eigentliches Metier betreiben, kommen in einem bunten, feierlichen Zuge, von einer Magiſtratsperſon angeführt, zu dem Kampfplatze; ſie ſind von verſchiedner Art: Picadores (Piqueurs), Fechter zu Pferde, in alter ſpaniſcher Rittertracht; Banderilleros, Fechter zu Fuß, in kurzen bunten Wämschen mit Fahnen, und endlich der Matador (der Würger, deſſen Name auch in unſern Kartenſpielen ſein Anſehn behauptet), oder der eigentliche Hauptfechter. Sobald der Corregidor das Zeichen gibt, wird der Stier aus dem Stalle gelaſſen. Die Picadores, die ſich in der Nähe aufgeſtellt haben, nehmen den erſten Angriff an. Bisweilen wird ein Pferd verwundet, dann muß der Reiter ſich durch ſchnelle Flucht retten. Eine beſondre Art Fußkämpfer, Chulos, unterſtützen die Reiter, indem ſie den Stier mit ihren Fahnen beſchäftigen, und im Nothfall ſich durch einen Sprung über die breterne Wand, welche den Circus einſchließt, retten können. Die Banderilleros machen dann ihre Künſte, ſie ſuchen dem Stier ihre Banderillas — ausgehöhlte, mit Pulver angefüllte, und mit Papierſchnitzeln umwundne Stäbe, an deren Enden kleine Widerhaken angebracht ſind — anzuhängen; gelingt es ihnen, ſo gehen dann die Schwärmer, die im Stocke waren, los, und der Stier läuft wüthend im Circus umher. Nun tritt der Matador mit bloßem Schwerte gravitätiſch hervor, und ſucht dem Stier den letzten Stoß beizubringen. Wenn dies geſchehen iſt, ſo wird der getödtete Stier fortgeſchafft, und ein andrer aus dem Stalle gelaſſen. Iſt einer der Stiere zu träg, ſo werden Hunde auf ihn gehetzt; iſt er zu wüthend, ſo gehen bisweilen viel Pferde verloren. Je größer die Hitze iſt, deſto wüthender ſind die Stiere. Es gibt auch burleske Auftritte dabei; man hat abgerichtete Affen, die auf den Nacken des Stiers ſpringen, ohne von ihm erreicht zu werden; man hält dem Stiere Strohmänner vor, an denen er ſeine Wuth ausläßt, auch verkleiden ſich einige Fußkämpfer auf eine groteske Art, um den Stier zu necken, und die Zuſchauer zu unterhalten.

Stift heißt eine mit milden Vermächtniſſen und geiſtlichen Rechten begabte, urſprünglich zu kirchlichen und religiöſen Zwecken beſtimmte und einer geiſtlichen Corporation anvertraute Anſtalt mit allen dazu gehörigen Perſonen, Gebäuden und Beſitzungen. Die älteſten, dem Begriff des Stifts entſprechenden Anſtalten ſind die Klöſter (ſ. d. Art.), nach deren Vorgange ſich das Inſtitut des canoniſchen (geregelten) Lebens der Geiſtlichen an Kathedral- und Collegiatkirchen bildete, welche jetzt, wie die ihnen ähnlichen Vereinigungen der Canoniſſinnen und Stiftsdamen, am gewöhnlichſten Stifter genannt werden. Das ausſchweifende Leben der Weltprieſter und Diaconen bewog den Biſchof Chrodogang von Metz in der letzten Hälfte des 8ten Jahrhunderts, die an ſeiner Kirche angeſtellten Geiſtlichen zu klöſterlicher Gemeinſchaft zu vereinigen, eine Einrichtung, die auf dem Concilium zu

Achen 816 in der carolingiſchen Monarchie geſetzlich, und bald bei allen Domkirchen der lateiniſchen Chriſtenheit nachgeahmt wurde. Seitdem machten die Geiſtlichen an Metropolitan-, Kathedral- und Collegiatkirchen mit ihren Biſchöfen oder Decanen, wie die Conventualen in den Klöſtern mit ihren Äbten, ein eng verbundenes Ganzes aus. Sie wohnten in einem Gebäude (Münſter), ſchliefen in einem Saale, ſpeiſ'ten an einer Tafel zuſammen, und wurden von dem Ertrage eines Theiles der Stiftsgüter und Zehnten, den der Biſchof oder Decan zu ihrem Unterhalt beſtimmte, mit jedem Lebensbedürfniſſe verſorgt. Wegen ihres canoniſchen, an die Gelübde der Keuſchheit, Armuth und des Gehorſams gegen die Obern (ſ. d. Art. Orden) gebundenen Lebens erhielten ſie den Namen Canonici, erwarben als Collegium die Rechte eines geiſtlichen Senats (Capitel), der ſeinem Biſchof oder Decan berathend zur Seite ſteht, wie das Collegium der Cardinäle dem Papſte. So bildeten ſich die Domcapitel, deren Glieder, die Canoniker, ſich Capitularen, Domherren oder Stiftsherren nannten, weil ſie nach und nach in den Beſitz eines beſtimmten Antheils der zu ihrer Kirche gehörigen Güter kamen. Ihre anwachſende Macht mußte ihre Prälaten immer mehr beſchränken, je häufiger Söhne aus adeligen Familien in ihre Mitte traten, und von ihren Verwandten, wie von den Fürſten unterſtützt, ihre Einkünfte und ihre Lebensart von der biſchöflichen Willkür unabhängig zu machen wußten. Schon im 11ten Jahrhundert entzogen ſie ſich der Verpflichtung des Zuſammenwohnens (Clauſur) und dem Gelübde der Armuth, genoſſen die ihnen angewieſenen Tafelzehnten oder Präbenden einzeln in beſondern Amtswohnungen, und vernachläſſigten immer mehr die Abwartung der canoniſchen Stunden (horae), des Gebets und Geſanges in den Domkirchen. So kam es mit der Verfaſſung der Domcapitel dahin, daß ihre Glieder, ohne regelmäßig Reſidenz zu halten (an dem Orte ihrer Domkirche zu bleiben), und kirchliche Geſchäfte zu verrichten, doch die Würde geiſtlicher Perſonen zu behaupten, und ein durch bedeutende Einkünfte und Rechte ausgezeichnetes Collegium zu bilden fortfuhren. Sie erwarben die Befugniß, über die Aufnahme neuer Capitularen zu entſcheiden, bei Vacanzen (Sedisvacanzen) durch ihre älteſten Glieder das biſchöfliche Amt zu verwalten, und die Regierung der Stiftslande zu führen, den neuen Biſchof aus ihrer Mitte zu wählen, und ihn durch förmliche Conſtitutionen zur Beſtätigung ihrer Rechte zu nöthigen. Im 14ten Jahrhundert fingen die Capitel an, ſich auf eine beſtimmte Anzahl von Capitularen zu beſchränken, um den zudringlichen Empfehlungen der Päpſte und Fürſten, und den willkürlichen Verleihungen und Theilungen der Präbenden, die ſich die Biſchöfe zu Gunſten ihrer Schützlinge erlaubten, Einhalt zu thun. So entſtanden Capitula clausa, geſchloſſene Capitel von feſtgeſetzter, wenn ſchon nach Verhältniß des Herkommens und der Stiftsgüter nicht bei allen Stiftern gleicher Anzahl, die bei den unmittelbaren deutſchen Hochſtiftern und Erzſtiftern (in den Capiteln der Biſthümer und Erzbiſthümer) von altem Adel ſeyn und ihre Stiftsfähigkeit durch ſechzehn Ahnen beweiſen müſſen. Während nun dieſe adeligen Capitularen ſich den Genuß aller Rechte ihrer Canonicate vorbehielten, wurden ihre Pflichten den regulirten Chorherren, deren mönchsartige Vereinigungen

ſchon ſeit dem 12ten Jahrhundert blühten, aufgelegt. Daher ſchreibt ſich der Unterſchied der weltlichen Chorherren (canonici seculares), welche die eigentlichen Capitularen ſind, von den regulirten Chorherren (Canonici regulares), welche die Mönchsgelübde ablegen, und theils förmlich in Klöſtern zuſammenleben, und nach Art der geiſtlichen Orden mehrere Congregationen (ſ. d. Art. geiſtliche Orden) bilden, theils zu Verrichtung des Kirchendienſtes bei den Kathedralen gebraucht werden, aber auch dann weder an den Präbenden, noch an dem Stimmrechte der Capitel Antheil haben. In Stiftern, welche dergleichen Regular-Canoniker nicht aufnehmen mochten, ſind bürgerliche Kleriker als Domvicare angeſtellt, um für eine geringe Beſoldung die kirchlichen Geſchäfte der Säcular-Domherren zu verſehen. Zu den Capiteln gehören dieſe Vicare eben ſo wenig, als die regulirten Chorherren. Bis auf unſre Zeiten haben die weltlichen Domherren, die ihren geiſtlichen Stand nur noch durch die Beobachtung der Eheloſigkeit und des Gehorſams gegen ihre Prälaten beurkunden, die Freiheit behauptet, ihre Einkünfte zu verzehren, wo ſie wollen, wenn ſie nur eine gewiſſe Zeit des Kirchenjahrs Reſidenz halten, und ſich zu den Sitzungen des Capitels einfinden. Expectanten ihrer Pfründen und Titel ſind die Domicellaren oder Canonici minores, welche zur Anwartſchaft auf die Rechte und Einkünfte der Capitularen, die im Vergleich mit ihnen Canonici majores heißen, vermöge einer meiſt von Familienverbindungen und Einkaufsgeldern abhängigen Wahl der Capitel gelangen. Sie müſſen wenigſtens vierzehn Jahr alt ſeyn, und bei dem Scrutinium ihre Geſchicklichkeit im Lateinleſen und Singen, ſo wie das ſtiftsfähige Alter ihres Adels beweiſen. Bei eintretender Vacanz einer Domherrnſtelle rückt der älteſte unter ihnen in das Capitel ein, muß aber vorher ein Probejahr hindurch bei der Kathedrale ohne Einkünfte Reſidenz halten, und in Perſon den Gottesdienſt abwarten, die Horas ſingen und andre Kirchendienſte verrichten, wobei er für jedes Verſehn um Geld geſtraft wird. Das weſentliche Recht des Canonicats, Sitz und Stimme im Chor und Capitel, haben alle Capitularen mit einander gemein, doch findet nach Verhältniß der Dauer ihrer Theilnahme am Capitel eine Rangordnung und Stufenfolge der Einkünfte unter ihnen Statt, und die älteſten führen die Amtstitel: Propſt, Dechant, Senior, Scholaſticus, Cantor und Cuſtos. Die beiden erſten ſind wie der im Range dem Biſchofe am nächſten ſtehende Coadjutor (erwählte Nachfolger des Biſchofs) Prälaten der Kirche. Der Dompropſt hat den Vorſitz im Capitel, und hält als Vertreter deſſelben bei dem Biſchof beſtändig Reſidenz; der Domdechant führt die Aufſicht über die Domicellaren, der Domſcholaſticus und Domcantor haben ihre Titel von den ſonſt mit ihren Canonicaten verbundenen Lehrerſtellen an der Stiftsſchule. Die Prieſterweihe erhalten nur ſolche Säcular-Domherren, die zugleich wirklich ein geiſtliches Amt bekleiden. Vor der durch den Reichsdeputationshauptſchluß vom 25ſten Februar 1803 verfügten Säculariſation hatten die deutſchen Erz- und Hochſtifter Mainz, Trier, Cöln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichſtädt, Speyer, Coſtanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freiſingen, Regensburg, Paſſau, Trient, Brixen, Baſel, Münſter, Osnabrück, Lüttich, Lübeck und Chur,

ſo wie die Propſteien Elwangen, Berchtesgaden u. ſ. w., die gefürſteten Abteien Fulda, Corvey, Kempten u. ſ. w. Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstage, daher ſie **unmittelbare Stifter** hießen, und den Fürſtenthümern gleich geachtet wurden. Anderwärts hatte es auch vor dieſer Säculariſation keine unmittelbaren, mit politiſchen Souverainitätsrechten begabten Stifter gegeben, doch war die Verfaſſung der Domcapitel auch bei denjenigen deutſchen Erz- und Hochſtiftern beibehalten worden, welche zur Zeit der Reformation zum Proteſtantismus übergetreten waren. Die Verwendung des Papſtes und der catholiſchen Fürſten, welche dieſe abgefallnen Stifter immer noch wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen hofften, ſicherte ihnen auch im weſtphäliſchen Frieden den Genuß ihrer Güter und Rechte, ausgenommen die mit der evangeliſchen Confeſſion unverträgliche biſchöfliche Würde und die Landeshoheit, welche evangeliſchen Fürſten zufiel. Nur das ganz proteſtantiſche Bisthum Lübeck und das **gemiſchte**, aus catholiſchen und proteſtantiſchen Capitularen zuſammengeſetzte Domcapitel zu Osnabrück, deſſen Biſchof abwechſelnd ein Catholik und ein evangeliſcher Prinz aus dem Hauſe Hannover ſeyn ſollte, behaupteten die Reichsunmittelbarkeit und die Biſchofswahl. Jetzt ſind alle Stifter **mittelbar**, d. h. in bürgerlichen und Staatsangelegenheiten der Landeshoheit derjenigen Fürſten untergeben, in deren Gebiet ihre Güter liegen. Die Capitularen der ſäculariſirten Stifter wurden in Folge jenes Reichsdeputationshauptſchluſſes, wie ihre auf das geiſtliche Amt eingeſchränkten Biſchöfe auf Penſionen geſetzt, und über die fernere Fortdauer ihrer Domcapitel ſo wenig beruhigt, daß es nur auf das Ermeſſen der Fürſten und die Nachgiebigkeit des Papſtes ankommt, wie lange es noch weltliche Domherren geben ſoll. Die überrheiniſchen Domcapitel ſind unter franzöſiſcher Hoheit völlig aufgehoben worden, und können auch nach der Rückkehr ihrer ehemaligen Lande unter den Scepter deutſcher Fürſten von dem deutſchen Bundestage nicht mehr, als die Sicherſtellung der Suſtentation ihres noch übrigen Perſonals auf Lebenszeit, aber keineswegs eine Wiederherſtellung ihrer ehemaligen Blüthe erwarten. Das Domcapitel zu Münſter hatte ſeine Privatrechte zwar auch unter Napoleon zu behaupten gewußt, iſt aber von ſeinem jetzigen Landesherrn, dem Könige von Preußen, nur einſtweilen in ſeiner bisherigen Form anerkannt worden, um unter päpſtlicher Mitwirkung ſo umgebildet zu werden, daß die Ausſchließung der Nichtadeligen, die Zulaſſung von Minderjährigen (Domicellaren) und Nichtgelehrten, und überhaupt von Perſonen, die dem Dienſt der Kirche nicht ihr ganzes Leben widmen, völlig aufhören, und eine dem kirchlichen Zweck und den Foderungen des Zeitgeiſtes angemeſſenere Verfaſſung an die Stelle der bisherigen trete. Aus dieſem Beiſpiele läßt ſich erkennen, welches Schickſal die Anſprüche des alten Adels auf den ausſchließlichen Genuß der Pfründen von andern deutſchen Stiftern haben werden, wenn auch dieſe Stifter ſelbſt in veränderter Form fortbeſtehen ſollten. Die meiſte Hoffnung auf eine ungeſtörte Fortdauer können ſich gewiß diejenigen machen, welche entweder ſchon bisher verdiente akademiſche Lehrer aufnehmen mußten, wie in den evangeliſchen Hochſtiftern Meißen und Merſeburg je zwei Domherrnſtellen den beiden älteſten Doctoren und Profeſſoren der Theologie und der Jurisprudenz gehö-

ren, oder ganz in den Händen von Gelehrten und wirklich beamteten Geiſtlichen ſind. In dieſem leztern Falle befinden ſich die meiſten Collegiatſtifter, welche auch Neben- und Unterſtifter heißen, weil ſie, wenn der Papſt ſie nicht eximirt, und ſeinem Stuhle unmittelbar untergeben hat, zu dem Sprengel eines Hochſtifts gehören. Auch die Collegiatſtifter bilden Capitel unter dem Vorſitze eines Propſtes oder Dechanten, der ein Prälat der Kirche und der eigentliche Herr und Verwalter der Stiftsgüter iſt. Unter ihm ſtehen der Senior, Scholaſticus und Cantor, die übrigen Capitularen heißen nicht Domherren, ſondern Canonici, und ihre Kirche nicht Kathedrale, ſondern Collegiatkirche. Übrigens haben die Capitel der Collegiatſtifter in Anſehung des Wahlrechtes ihrer Glieder und der Berathung mit ihrem Dechanten oder Propſte eine den Domcapiteln ähnliche Verfaſſung, nur ſind die Canonici bei den catholiſchen Stiftern dieſer Art in der Regel bürgerlicher Herkunft, und ſtets wirklich ordinirte Geiſtliche, die entweder beſtändig Reſidenz halten, oder Pfarrämter bekleiden, die Vicarien aber, die den Dienſt bei der Stiftskirche verrichten, die Expectanten ihrer Pfründen, wie die Domicellaren bei den Hochſtiftern. Die Canonicate und Präbenden der evangeliſchen Collegiatſtifter, z. B. in Zeitz, welches zu Naumburg, in Wurzen, welches zu Meißen gehört, erhalten bürgerliche Gelehrte entweder als akademiſche Lehrer, oder zufolge einer durch Familienverbindungen und Einkaufsgelder motivirten Wahl, oder kraft einer landesherrlichen Verleihung, wie im Preußiſchen, wo der König als oberſter Biſchof der proteſtantiſchen Kirche gewiſſe Canonicate zu vergeben hat. Ein ſolcher Canonicus war Gleim zu Halberſtadt. Evangeliſche Domherren und Canonici ſind an keine Gelübde gebunden. Außer dieſen Erz-, Hoch- und Unterſtiftern gibt es noch weibliche Stifter, welche, wie die männlichen, von zweifacher Gattung, entweder geiſtliche oder freie weltliche ſind. Die geiſtlichen weiblichen Stifter entſtanden durch die Vereinigung regulirter Chorfrauen (ſ. d. Art. geiſtl. Orden), und gleichen ganz den Klöſtern, die freien weltlichen weichen in ihrer Verfaſſung nur dadurch von der klöſterlichen ab, daß die Canoniſſinnen bloß das Gelübde der Keuſchheit und des Gehorſams gegen ihre Obern ablegen, doch ſich zur Armuth und Clauſur nicht verpflichten, und die Freiheit haben, die ihnen vom Stift zuſließenden Einkünfte zu verzehren, wo ſie wollen. Nur die Pröpſtin, welchen Titel die Vorſteherin führt, pflegt ſich nebſt einigen Canoniſſinnen, die die klöſterliche Einſamkeit lieben, oder ſonſt keinen Zufluchtsort wiſſen, im Stiftsgebäude aufzuhalten. Die prieſterliche Localaufſicht verſieht bei ſolchen Stiftern ein Propſt, und ſeine Capläne verwalten den Kirchendienſt. Da der ſtiftsfähige Adel ſeinen Töchtern das ausſchließliche Recht auf die Pfründen dieſer Stifter zu verſchaffen gewußt hat, werden ſie insgemein freie weltadelige Damenſtifter, und ihre Canoniſſinnen Stiftsdamen genannt. Außer der Beobachtung der Eheloſigkeit haben ſie keine Pflichten zu erfüllen, und ihre Stellen ſind lediglich als anſtändige Verſorgungsmittel für unvermögende Fräulein zu betrachten. Doch machen ſich einige dieſer Stifter dadurch gemeinnützig, daß die Stiftsdamen jüngere Fräulein im Stiftsgebäude aufnehmen und erziehen. Dieſer vernünftige Zweck iſt in dem evangeliſchen Magdalenenſtifte zu Altenburg verfaſſungsmäßig,

welches daher unter die vorzüglichſten Bildungsanſtalten für die weibliche Jugend des ſtiftsfähigen Adels gehört. Das freie weltadelige Fräuleinſtift Joachimſtein in der ſächſiſchen Oberlauſitz, welches ſeine Fundation der Familie von Ziegler und Klipphauſen verdankt, hat dagegen nur die Beſtimmung, unvermögenden ledigen Fräulein aus dieſer und den ihr verwandten Familien einen anſtändigen Unterhalt zu gewähren. Die Vorſteherin deſſelben führt den Titel Stiftshofmeiſterin und der die Geſchäfte eines weltlichen Propſtes beſorgende Aufſeher heißt Stiftsverweſer. Die Stiftsdamen und Fräulein der proteſtantiſchen Stifter verlieren im Fall ihrer Verheirathung die genoſſenen Präbenden. E.

Stiftshütte, Bundeshütte (nach der veralteten Bedeutung des Wortes Stift, Bund, Verbindung) heißt in Luthers Bibelüberſetzung der Reiſetempel, den Moſes auf dem Zuge aus Ägypten nach Canaan zum Gottesdienſte der Israeliten verfertigen ließ. Wie jedes Zelt war auch dieſes Tempelzelt ſo eingerichtet, daß es aus einander genommen, und in einzelnen Stücken von den dazu beſtimmten Geſchlechtern der Leviten getragen werden konnte. Wo die Israeliten auf jenem Zuge raſteten, wurde die Stiftshütte zuſammengeſetzt, und nahm einen Raum von 30 Ellen in der Länge und 10 Ellen in der Breite ein. Ihre drei verſchloſſenen Seiten beſtanden aus 48 übergoldeten Bretern von Akazienholz, welche durch goldene Ringe zuſammengehalten, und mit Pfählen in die Erde befeſtigt wurden. Über dieſen Wänden hingen vier Decken von Leinwand, Camelot, Saffian und Fellen, welche zugleich das Dach bildeten. Die vordere, zum Eingang beſtimmte Seite war mit einem an fünf Säulen befeſtigten Vorhange bedeckt. Das Innere theilte ein Zwiſchenvorhang, der das Allerheiligſte, die hintere Abtheilung, von dem Heiligen, der vorderen Abtheilung ſonderte. Im Heiligen ſtand der Tiſch mit den ungeſäuerten Schaubroten, der goldene Leuchter und der Räucheraltar nebſt andern Opfergeräthſchaften, weil hier die Prieſter ihre Gebete und die unblutigen Opfer verrichteten. Im Allerheiligſten wurde die Bundeslade verwahrt, welche das moſaiſche Geſetzbuch oder Tempelarchiv (anfangs nur die ſteinernen Geſetztafeln) in ſich ſchloß. Der Deckel dieſer Lade war an den vier Ecken mit den allegoriſchen Figuren der Cherubim geſchmückt, und hieß der Gnadenſtuhl auf dem Jehovathrone. Allein der Hoheprieſter ging einmal im Jahre am großen Verſöhnungstage in das Allerheiligſte, um für das Volk zu beten. Das Volk durfte nur den mit reich umhangenen Säulen eingefriedigten Vorhof der Stiftshütte betreten, in welchem vor ihrem Eingange die Altäre und Geräthſchaften zu den Brandopfern ſtanden. Die Zubereitung, und die an Gold, Silber, Stickereien und Mahlereien ſehr reiche Ausſchmückung aller Beſtandtheile dieſer Wohnung Jehova's gibt einen hohen Begriff von den Kunſtfertigkeiten, welche die Israeliten ſich in Ägypten erworben hatten. Die zum Theil koſtbaren und ſeltenen Stoffe konnte der damals ſchon belebte Handel Arabiens und Ägyptens ihnen zugeführt haben. Sie brachten die Stiftshütte mit nach Canaan, wo ſie während der Kriege unter den Richtern mit dem Perſonal der dazu gehörigen Prieſterſchaft abwechſelnd an verſchiedenen Orten aufgeſtellt, doch ſtets der Verſammlungspunkt der zwölf Stämme war. Bekanntlich erſetzte Salomon dieſes tragbare Gebäude, welches der Würde

einer fixirten königlichen Reſidenz nicht mehr entſprach, durch den von ihm erbauten prächtigen Tempel. E.

Stiftskirche (Kathedralkirche, Dom-, Hochſtifts- oder biſchöfliche Kirche) heißt eine ſolche Kirche, mit welcher ein Bisthum oder ein Hochſtift verbunden iſt, oder doch vor Zeiten verbunden war. Auch die den Hochſtiften untergeordneten Stifte, die Nebenſtifte, Unter- oder Niederſtifte, haften und hafteten von jeher auf gewiſſen Kirchen, welche man deßhalb gleichfalls im gemeinen Leben Stiftskirchen nennt, die aber eigentlich zum Unterſchiede von der Kathedralkirche Collegiatkirchen heißen. (M. ſ. auch Stift.)

Stiftung oder milde Stiftung (pia causa), eine Anſtalt, welche einen mildthätigen oder frommen Endzweck hat, z. B. Armenhäuſer, Hospitäler, Waiſenhäuſer u. ſ. w. Eine milde Stiftung iſt nur dann eine moraliſche Perſon, und hat nur dann die Rechte derſelben, wenn ſie vom Landesherrn geſtiftet oder beſtätigt iſt. Solche milde Stiftungen genießen nach dem gemeinen Recht auch die Vorzüge der Minderjährigen, nur müſſen ſie wegen geſchehener Verletzungen innerhalb vier Jahren von dem Zeitpunkte an, wo ſie Kunde von dem erlittenen Schaden erhielten, um Wiedereinſetzung in den vorigen Stand (Restitutio in integrum ex capite minorennitatis) nachſuchen. In manchen Ländern gehören die milden Stiftungen auch zu den privilegirten chirographariſchen Concursgläubigern. In andern Ländern ſind Veräußerungen unter Lebenden von Grundſtücken an milde Stiftungen verboten, weil die Grundſtücke dadurch in die todte Hand, d. h. aus dem Verkehr kommen. Auch können hinſichtlich milder Stiftungen gültig Pollicitationen, d. h. Gelübde, die auch ohne Annahme für den Gelobenden verbindend ſind, geſchehen, nur muß das Gelübde eine gerechte Veranlaſſung (justam causam) haben. Wer z. B. einer milden Stiftung wegen Befreiung aus einer Gefahr ein Geſchenk gelobt hat, kann rechtlich gezwungen werden, es zu geben. War aber keine gerechte Veranlaſſung da, ſo kann die Erfüllung des Gelübdes nur dann gefodert werden, wenn der Gelobende ſchon mit der Leiſtung angefangen hat. N. P.

Stigma (griechiſch), ein eingebranntes Mahl, zum Kennzeichen eines begangnen Verbrechens. Bei den Römern wurden den Sklaven, die geſtohlen hatten, oder entlaufen waren, gewiſſe Buchſtaben zum Zeichen ihres Vergehens eingebrannt, wie noch heut zu Tage es in einigen Ländern denen zur Galeere Verurtheilten geſchieht.

Stilicho oder Stilico, der berühmte Miniſter des abendländiſchen Kaiſers Honorius. Er war von Geburt ein Vandale, ſein Vater ein Feldherr unter dem Kaiſer Valens, und er ſelbſt ſtieg durch ſeine Talente bis zum Magister utriusque exercitus, d. h. bis zum Anführer der Reiterei und der Fußvölker, und war bei allen Kriegen des Theodoſius gegenwärtig. Dieſer hatte ſeine Nichte Serena mit ihm vermählt, welche ihm den Eucherius und zwei Töchter, Maria und Thermantia, nachherige Gemahlinnen des Kaiſers Honorius, gebar. Als Theodoſius das Reich (395 nach Chr. Geb.) unter ſeine beiden Söhne theilte, übergab er dem Stilicho die Obervormundſchaft über den Honorius, und damit die ganze Regierung des abendländiſchen Kaiſerthums. Da Theodoſius ein eifriger Chriſt war, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß

auch Stilicho ſich zum Chriſtenthum bekannte. Von manchen Geſchichtſchreibern jener Zeit wird er ſehr gerühmt, von andern wiederum getadelt. Mit dem Vormunde des Kaiſers Arcadius, dem Rufinus, gerieth er bald in heftige Streitigkeiten, die, durch Beider Herrſchſucht entflammt, blutige und höchſt verderbliche Kriege zur Folge hatten. Um ſich des Thrones zu bemächtigen, hatte Rufinus die Gothen unter Alarich in das römiſche Reich gerufen, welche mit unglaublicher Wuth Alles verwüſteten. Stilicho, nachdem er ein Bündniß mit den Franken geſchloſſen hatte, eilte mit einem Heere den Morgenländern zu Hülfe; durch die Ränke des Rufinus aber wurden die Völker des Arcadius von ihm getrennt, ſo daß er, ohne etwas unternehmen zu können, wieder zurückkehren mußte. Indeſſen gelang es ihm doch, den allgemein gehaßten Rufinus ermorden zu laſſen, und mit einem neuen Heere gegen die Gothen aufzubrechen. Er erfocht in Griechenland einige Vortheile über ſie, mußte ſich aber auf Befehl des Arcadius zurückziehen, weil deſſen Staatsminiſter Eutropius ihn zu einem Frieden mit dem Alarich beredet hatte; und Stilicho wurde nun ſogar für einen Feind erklärt. Er, der gern auch die Verwaltung der morgenländiſchen Provinzen gehabt hätte, rüſtete ſich zu einem Zuge nach Griechenland, wurde aber durch Empörungen, welche Eutropius in Afrika anſtiftete, daran verhindert, und nachdem dieſe geſtillt waren, kam eine Ausſöhnung zwiſchen den beiden Kaiſern zu Stande. Bald nachher hatte Italien ſehr heftige Anfälle von den Gothen unter Alarich auszuſtehen, bis Stilicho, durch innere Uneinigkeiten bei den Barbaren unterſtützt, ſie beſiegte, und (403 nach Chr. Geb.) ſie nöthigte, Italien zu verlaſſen. Im folgenden Jahre brachen die Gothen wieder ein, wurden aber von Stilicho geſchlagen; dagegen ging Gallien größtentheils durch die Einbrüche der Alanen, Vandalen und Sueven verloren, und in Britannien warf ſich ein gewiſſer Conſtantinus zum Kaiſer auf, der Gallien und Spanien größtentheils eroberte, und vom Honorius als Auguſtus anerkannt wurde. Stilicho, um ſich der höchſten Gewalt zu bemächtigen, machte ein Bündniß mit den Gothen; ſeine Verrätherei wurde aber von einem gewiſſen Olympius dem Kaiſer entdeckt, der ihn (408) hinrichten, und ſich von der Thermantia, die er nach dem Tode der Maria geheirathet hatte, ſcheiden ließ, und Stilicho's ſämmtliche Güter einzog.

Stimme iſt der Inbegriff der Töne, welche durch die Reſpiration der Thiere hervorgebracht und namentlich in dem Kehlkopfe (ſ. d. Art.) erzeugt werden. Sie kann daher auch nur in den Thieren ſich entwickeln, in denen das Reſpirationsſyſtem ausgebildeter, und die Lunge und der Kehlkopf wirklich zugegen ſind. Viele Inſecten bringen freilich mit Willkür ein Geräuſch mit den Flügeln hervor, das ſtatt der Stimme anzuſehen, aber nicht wirklich Stimme iſt; die Fiſche, obwohl groß, aber nur durch Kiemen athmend, ſind ſtumm; erſt in den Amphibien, bei denen es zur Bildung der Lunge und des Larynx kommt, iſt ſie zugegen, aber wenig modulirt, denn der Larynx iſt hier noch wenig ausgebildet, hat keine Epiglottis, Ventrikeln und Vocalſaiten. In den Vögeln dagegen, in denen die Lunge und die Luft ſo ſehr vorherrſchen, in denen der Larynx nicht nur vollkommen ausgebildet iſt, ſondern die auch an der Biſturbation der Bronchien

eine zweite Stimmritze und überdies noch zum Theil (die Singvögel nämlich) in den Bronchien mehrere der Vibration fähige Lamellen beſitzen, iſt ſie ſehr reich an den verſchiedenartigſten Tönen. Die Säugthiere beſitzen nur einen Kehlkopf, und hier bildet ſich der Ton durch ſtärkeres Ausathmen der Luft, in dem die Vocalſaiten entweder nach Ferreins Meinung in Schwingung verſetzt werden, die nach der verſchiedenen Anſpannung verſchiedne Töne gewähren müſſen, oder nach Bedarf eine beſtimmte Höhle bilden, in welcher der Ton auf ähnliche Weiſe wie in den Blasinſtrumenten erzeugt wird, oder vielleicht auf beide Weiſe zugleich. Aber auch die Länge der Luftröhre, die vermehrt oder vermindert werden kann, die Capacität der Lungen im Verhältniß zur Weite der Stimmritze trägt wenigſtens zur Verſtärkung das ihrige bei. Mehr aber wird ſie modificirt durch die Epiglottis, durch die größere oder geringere Länge des Canals, der von der Stimmritze bis zur Mundöffnung ſich bildet, und durch alle die willkürlichen Veränderungen, die hier noch der Ton erfahren kann. Auch der Einfluß des Stimmnerven iſt bemerkenswerth; wird dieſer auf der einen Seite durchſchnitten, ſo wird die Stimme ſchwächer, wird er es aber auf beiden Seiten, ſo verſtummt ſie natürlich ganz und gar. Der poſitiv galvaniſche Pol erzeugt hohe, der negative tiefe, dumpfe und heiſere Töne, wenn ſie auf den Stimmnerven wirken. Wie bedeutend und eigenthümlich die Geſchlechtsfunctionen auf die Stimme wirken, iſt bekannt, aber das warum auch hier nicht erklärt. Es zeigt ſich aber dieſer Einfluß ſchon in den Vögeln, die zur Begattungszeit mit ihren Melodien ergötzen, im Weibe, das nach der Pubertät erſt Metall und ſichere Völle der Stimme bekommt, in dem Manne am auffallendſten, der nach der Pubertät und durch dieſelbe den ihm eigenthümlichen Ton, Baß oder Tenor, erhält; Veränderungen, die durch frühere Caſtration verhindert werden. Aber auch viele andre Affectionen des Organismus, beſonders des Nervenſyſtems, erzeugen bedeutende Veränderungen der Stimme, die dieſelbe in Krankheiten zu einem wichtigen Zeichen machen. Sie kann aber im krankhaften Zuſtande entweder ganz fehlen (aphonia) oder krankhaft verändert ſeyn (paraphonia, cacophonia). In dem letztern Falle iſt ſie entweder zu ſtark oder zu ſchwach, zu tief (vox clangosa, wenn ſie zugleich zu ſtark, und raucitas gravis, wenn ſie zugleich zu ſchwach iſt), oder zu hoch (omyphonia, die wieder in die vox cucuriens s. rudens, die zugleich zu ſtark, und raucitas acuta, die zugleich zu ſchwach iſt, zerfällt). Die mehrſten dieſer Affectionen kommen ſymptomatiſch vor, nur ſelten wird der eine oder die andre als primäre Krankheit beobachtet. Aus ihnen aber iſt der Arzt gar oft im Stande, Schlüſſe auf das Weſen und die Gefahr der Krankheit zu machen, die den ſelten trügen werden, der die rechte Beobachtungsgabe beſitzt. Freilich läßt ſich hier gar nicht alles mit Worten wiedergeben, was man beobachten kann, denn die feinen Nuancen, die zahlloſen graduellen Unterſchiede laſſen ſich gar nicht gut beſchreiben, und am wenigſten das Talent geben, die nachgeahmte, affectirte Modulation von der natürlichen zu unterſcheiden. — Ein ſehr ſchlimmes Zeichen iſt aber beſonders die Stimmloſigkeit (Aphonie), in dem ſie von Krampf, Schwäche und Lähmung erzeugt wird. Rührt ſie von Krämpfen her, ſo iſt ſie noch am wenigſten bedenklich, die Schwäche aber,

die Stimmloſigkeit erzeugen kann, iſt immer ſehr groß, von Lähmung herrührend, iſt ſie beinahe abſolut lethal. — Iſt ſie mit irritabler Conſtitution verbunden, ſo deutet ſie auf ſtarke Congeſtion und nahen Schlagfluß, nach der Geburt auf Gefahr und Zuckungen, in der Bräune auf Erſtickung und Brand, in acuten Krankheiten auf ſehr bedeutende Affection der Senſibilität hin. Die zu ſtarke Stimme iſt ein ſehr gewöhnlicher Zufall in der Raſerei; die zu ſchwache gibt in ihren Graden Kunde von den verſchiednen Graden der Schwäche. Die vox clangosa, die ſo klingt, als ob Jemand in einen hohlen Topf ſpräche, gewährt in den ſchwerern Krankheiten ein ſehr böſes Zeichen, wie z. B. in Metaſtaſen nach dem Kopfe, bei gallichtem Erbrechen, im Sonnenſtich, bei der gangränöſen Bräune. Die Heiſerkeit, wobei die Stimme zu tief iſt, deutet im Gallenfieber, im Scharlach, in der Lungenſucht, Bruſtwaſſerſucht, in der Waſſerſcheu u. ſ. w. große Gefahr an, unbedenklich iſt ſie, wenn ſie von der Pubertät, Catarrh, eingeathmetem Staub veranlaßt wurde. Die vox cucuriens s. rudens s. pipiens (welche klingt, als ob ein Hahn krähte oder Eſel wieherte), iſt pathognomoniſch in der häutigen Bräune und im Keuchhuſten, wird bisweilen auch in der Kopfwaſſerſucht beobachtet, und iſt dann ein böſes Zeichen, ſo wie auch in bösartigen Blattern. Die raucitas acuta rührt theils von denſelben Urſachen her, als die raucitas gravis, und verändert dann wenig im Urtheile, bei Hyſteriſchen zeigt ſie einen bevorſtehenden Anfall an. B. P.

Stimme iſt urſprünglich die Fähigkeit lebendiger Weſen, und zwar insbeſondre der durch Lungen athmenden Thiere, ſich durch Laute zu äußern. Beim Menſchen verwandelt ſich die Stimme in Sprache und Geſang. In der Muſik nun insbeſondre wird mit dem Worte Stimme zunächſt bezeichnet, die auf den phyſiſchen Organen (des Halſes und der Kehle) beruhende Fähigkeit, muſikaliſche Töne von einem gewiſſen Umfang hervorzubringen, ſo wie auch die eigenthümliche Beſchaffenheit dieſer Töne ſelbſt. Die Güte der Stimme beruht vorzüglich auf der Geſundheit und Kraft der Gehörs- und Stimmorgane, und äußert ſich durch Deutlichkeit in der Angabe des muſikaliſchen Tons (im Treffen), Reinheit, Leichtigkeit, Stärke, Dauer, Gleichheit, Wohlklang und Fülle der Töne, dagegen natürliche Fehler oder Krankheit jener Organe (z. B. Engbrüſtigkeit, ſchwache Lunge), eine fehlerhafte und ſchlechte Stimme oder Heiſerkeit und andre Mängel derſelben bewirken. Einige Fehler der Stimme entſtehen jedoch durch falſchen Gebrauch der Stimme und Sprachorgane, z. B. das Singen durch die Naſe, durch die Zähne, die Gaumſtimme u. ſ. w. Die Bildung der Stimme iſt früherhin unwillkürlich; die Stimme erhält durch Übung nach und nach immer mehr Umfang, Kraft. Die methodiſche Übung darf nicht leicht vor dem neunten oder zehnten Jahre beginnen; mit ihr beſchäftigt ſich die Singſchule. Zu welchen Zeiten die Singübungen angeſtellt werden, und wie lange ſie jedesmal dauren, ferner, in welcher Haltung der ganze Körper, und insbeſondre die Stimmorgane ſich dabei befinden ſollen, endlich wie dieſe Übungen ſelbſt ſtufenweiſe und zuſammenhängend fortſchreiten müſſen, um die Stimme ganz zu beherrſchen, dies lehrt jene mit mehr oder minder Allgemeinheit. Die Verſchiedenheit der Stimmen iſt ſo groß,

als die der Individuen. In Hinſicht der Höhe und Tiefe, des Umfangs und der mit ihm verbundenen Stärke, Weichheit, Fülle und Klarheit nimmt man vier Hauptgattungen der Stimme, die man auch die vier Stimmen nennt, an, nämlich Sopran oder Discant, Alt, Tenor und Baß (ſ. d. beſondern Artikel). Die erſte nennt man die Oberſtimme, auch Hauptſtimme, weil ſie in der Regel die Melodie hat, die letztere iſt die eigentliche Grundſtimme, auf deren Tönen die Accorde ruhen, die zwei mittleren heißen Mittelſtimmen. Auch gibt es Übergänge, ſo unterſcheidet man z. B. den hohen Sopran von dem niedern oder halben Sopran (mezzo soprano), den zweiten Discant, welcher jedoch oft mit dem Alt zuſammenfällt, den hohen Tenor von dem Barytenor, und zwiſchen Tenor und Baß den eigentlichen Barytono. Dann hat man das Verhältniß der vier Singſtimmen auch auf die Inſtrumentalmuſik übergetragen, und redet auch da von vier Stimmen und vom vierſtimmigen Satze; auch ſpielt jedes Inſtrument des Orcheſters in dem Charakter einer der vier Hauptſtimmen, daher Discantinſtrumente, Baßinſtrumente u. ſ. w. Die weiblichen Stimmen ſind von Natur Discantſtimmen oder Altſtimmen; die Knabenſtimmen dem Tone nach gewöhnlicher Altſtimmen, wenn ſie auch den Umfang des hohen Discants haben. Bei dem Übertritt des Knaben- in das Jünglingsalter verändert ſich die Stimme (ſ. d. Art. Mutiren), und geht aus Discant oder Alt in den Tenor oder Baß, oder eine der genannten Zwiſchengattungen über. — Ferner nennt man Stimme ohne Rückſicht auf dieſe Verhältniſſe jeden einer Singſtimme oder einem Inſtrumente übertragenen Antheil an einem Tonſtück (Partie), mag nun derſelbe entweder begleitend oder Hauptſtimme, oder beides abwechſelnd ſeyn, dann auf abgeleitete Weiſe auch die beſondre Abſchrift einer ſolchen Partie, in welchem Sinne man die (einzelnen) Stimmen der Partitur entgegenſtellt. Die Beſetzung der Partien durch mehrere Inſtrumente und Singſtimmen derſelben Art bewirkt den Unterſchied von Soloſtimmen und Ripienſtimmen, in erſteren befinden ſich auch diejenigen Stellen, welche nur einmal beſetzt vorgetragen werden ſollen. Endlich wird auch Stimme ein in den Geigeninſtrumenten aufgerichtetes Stäbchen genannt (eigentlich der Stimmſtock), welches dem Drucke der Saiten auf die Decke des Inſtruments zum Widerhalte dient.

Stimmſtock, ſ. Stimme.

Stimmung (in muſikaliſcher Hinſicht). Die muſikaliſche Stimmung beſteht in dem Verhältniſſe, welches die Töne der muſikaliſchen Inſtrumente oder Stimmen, nach einem gewiſſen dabei zum Grunde gelegten Tone erhalten. Dieſe Beſtimmung auf einen feſten Normalton (Stimmton genannt) iſt nothwendig, da alle Inſtrumente und Stimmen in Höhe und Tiefe ihre beſtimmte Gränzen haben, und namentlich dem Sänger wegen gewiſſer Abſchnitte und Verhältniſſe in ſeiner Stimme eine feſte Stimmung ſehr wünſchenswerth iſt, um dieſelbe mit Sicherheit bewegen zu können. Um einen ſolchen Normalton zu haben, bedarf man eines tönenden Körpers, deſſen Ton ſich ſo wenig als möglich verändert. Hierzu bediente man ſich ſonſt der Stimmpfeife, einer hölzernen Pfeife, durch welche man einen Ton, oder auch

(durch abgemeſſens Herausziehen der in einander geſchobnen Stücke) die Töne einer ganzen Octave, wie ſie auf dem herauszuziehenden Stücke ſchriftlich verzeichnet ſind, angeben kann. Doch iſt der Ton der Stimmpfeife von dem ſtärkern oder ſchwächern Einblaſen abhängig, und daher ſchwankend und veränderlich. Die Orgelſtimmer bedienen ſich zur Stimmung des offnen Pfeifenwerks des ſogenannten Stimmhorns, eines trichterförmigen Inſtruments, welches in die Pfeife geſteckt wird. Gewöhnlicher und zweckmäßiger als die Stimmpfeife iſt die Stimmgabel, ein gabelförmiges, ſtählernes Inſtrument, mit deren einer Spitze man an einen feſten Körper anſchlägt, indem man ſchnell die Gabel umdreht, und den Griff oder Stiel auf die angeſchlagne Stelle aufſetzt, wo durch Erzitterung der Gabel der Ton anklingt, welchen man als Maßſtab beim Stimmen anwendet. Letzteres iſt bei einigen Gabeln der Ton C, bei andern A (daher C= und Agabeln). Die Verſchiedenheit der Stimmung beruht zum Theil hiernach auf der Verſchiedenheit der Gabeln, theils auf Herkommen und Willkür. Die verſchiedene Stimmung der Orcheſter betrifft gewöhnlich einen geringen Gradunterſchied der Höhe und Tiefe; das Maximum mag jedoch das Intervall eines und einen halben Tons betragen. Sonſt gab es auch den Unterſchied des Kammer= und Chortons (ſ. Kammermuſik).

Stipendium hieß bei den Römern die Löhnung der Soldaten. In den neuern Zeiten bezeichnet man damit eine beſtimmte Summe, welche jungen Studierenden, die daher *Stipendiaten* heißen, zur Unterſtützung bei ihrem Studieren zu gewiſſen Zeiten ausgezahlt werden. Auf den deutſchen Univerſitäten gibt es landesherrliche und Familien=Stipendia; die erſtern werden von der Behörde verliehen, welche der Landesherr dazu beauftragt hat, die andern gewöhnlich von dem älteſten Gliede der Familie, deren Namen die Stiftung führt, und zwar entweder bloß an Mitglieder der Familie, oder auch an Fremde. Im mittlern Zeitalter nannte man den Fond, aus welchem junge Studierende Unterſtützung erhielten, mit einem unlateiniſchen Worte, Borsa, und die Empfänger hießen Borsarii; woraus in der Folge das noch jetzt bekannte Wort *Burſche* entſtanden iſt.

Stoa, eine öffentliche Säulenhalle oder Gallerie im alten Athen, welche wegen ihrer Ausſchmückung mit Gemählden ποικίλη, die bunte, hieß, wurde von dem Philoſophen Zeno aus Cittium auf Cypern bei ſeinen Lehrvorträgen und Unterredungen als Hörſaal benutzt, daher die von ihm geſtiftete philoſophiſche Schule den Namen der *ſtoiſchen* erhielt. *Zeno*, ein Zeitgenoſſe Epicurs, 362 bis 261 vor Chr. Geb., vorher ein Kaufmann, genährt durch den Unterricht der Sokratiker, Cyniker und Akademiker, entſchied ſich für einen Eklecticismus, der die Reſultate ſeiner Forſchung ungeachtet ſeiner vorwaltenden Tendenz zum Anbau der practiſchen Philoſophie auch für die ſpeculative Seite derſelben wichtig machte. Philoſophie war ihm der Weg zur Weisheit, die Weisheit ſelbſt die Wiſſenſchaft göttlicher und menſchlicher Dinge und ihre Anwendung im Leben Tugend. Die Haupttheile ſeines Syſtems, *Logik*, *Phyſik* und *Ethik*, ordnete er zu einem feſtverbundenen Ganzen. In der *Logik*, nach ſeiner Idee der Wiſſenſchaft von den Kriterien des Wahren und Falſchen, nannte er die Erfahrung Grundlage aller Erkenntniß, ſolche Vorſtellun-

gen, deren Merkmale mit allen eigenthümlichen Merkmalen ihrer wirklichen Gegenſtände übereinſtimmen, wahr und die Fertigkeit, nach Gründen zu urtheilen, das Kennzeichen der geſunden Vernunft. Seine **Phyſik** findet in der Natur ſelbſt den höchſten Grund der menſchlichen Pflichten, und leitet die ſittlichen Gebote aus den Geſetzen der Weltordnung ab. Er nahm in dieſem Theile ſeiner Philoſophie zwei unerſchaffene, ewige und doch körperliche Principien aller Dinge, die paſſive Materie und die active Intelligenz oder Gottheit, an, die in der Materie wohnt und ſie belebt. Dieſe Gottheit iſt die urſprüngliche Vernunftkraft und ätheriſch-feuriger Natur, hat die Welt durch Abſonderung der Elemente aus der Materie und Geſtaltung der Körper als ein organiſches Ganzes geſchaffen, regiert auch dieſe Welt, wird aber bei dem Wirken ihrer Vorſehung durch das unabänderliche Fatum oder die Nothwendigkeit natürlicher Geſetze eingeſchränkt. Das Weltganze iſt nach Zeno's Meinung von der göttlichen Vernunft als ſeiner Seele durchdrungen, darum auch lebendig und vernünftig, aber zum Untergange durch Verbrennung beſtimmt. Die Weltkörper und Kräfte hält er für Weſen göttlicher Art, daher die Verehrung mehrerer Götter erlaubt, und ihre Verbindung mit den Menſchen dieſen wohlthätig ſey. Die menſchliche Seele läßt er durch Verbindung des ſchöpferiſchen Feuers mit der Luft entſtanden und mit acht Vermögen, den fünf Sinnen, der Zeugungskraft, dem Sprachvermögen und der Vernunft begabt ſeyn, letztre aber als ein thätiges Princip das ganze Gemüth beherrſchen. Die ſtoiſche **Ethik** erklärt den Willen Gottes, der auch die Seele des Menſchen belebt, für die Quelle des Sittengeſetzes, das den Menſchen verpflichte, nach göttlicher Vollkommenheit zu ſtreben, weil nur dieſes Streben zu einem harmoniſchen, mit Gott und der Natur einſtimmigen tugendhaften Leben führe, welches die wahre Glückſeligkeit ſey. Daher war den Stoikern die Tugend das höchſte Gut, und das Laſter das einzige Übel, jedes andre Ding aber gleichgültig oder nur relativ annehmlich oder unannehmlich. Die menſchlichen Handlungen nennt ihre Moral **geziemend**, wenn ſie in der Natur des Handelnden einen vernünftigen Grund haben, **vollkommen** ſchicklich, und daher pflichtmäßig, wenn ſie an ſich gut ſind, **mittlere** oder **erlaubte**, in ſo fern ſie an ſich gleichgültig, nur in gewiſſer Beziehung rathſam oder zuläſſig werden, **Sünden** aber, wenn ſie der vernünftigen Natur des Handelnden widerſprechen. Die Tugend erklärten ſie demnach für die wahre, von Lohn und Strafe ganz unabhängige Harmonie des Menſchen mit ſich ſelbſt, die durch richtiges moraliſches Urtheil und Herrſchaft über die Affecten und Leidenſchaften erlangt werde; dieſe Tugend ſetze die höchſte innere Ruhe und Erhabenheit über die Affectionen ſinnlicher Luſt und Unluſt (Apathie) voraus, ſie mache den Weiſen nicht gefühllos, aber unverwundbar, und gebe ihm eine Gewalt über ſeinen Körper, die auch den Selbſtmord erlaube. Zeno und ſein berühmter Schüler und Nachfolger auf dem ſtoiſchen Lehrſtuhle, **Cleanth** von Aſſos, nahmen ſich beide im hohen Alter ſelbſt das Leben. Letzterer, vorher ein Fauſtkämpfer, gab der ſtoiſchen Philoſophie die Eintheilung in Dialectik, Rhetorik, Ethik, Politik, Phyſik und Theologie. Die Theologie erweiterte er durch Beweiſe für das Daſeyn Gottes (nach Art des ontologiſchen), und ſprach ſeine Ver-

ehrung des einigen Gottes in einem noch aufbehaltenen trefflichen Hymnus aus. Cleanthis hymnus in Jovem ed. Sturz 1785. überſetzt von Cludius, Gedicke, Conz und Mohnike. Cleanths Nachfolger, Chryſipp von Soli, bearbeitete die Logik und Dialectik ausführlicher, und erwies in der Phyſik, daß der Einfluß des Schickſals oder des nothwendigen Cauſalverhältniſſes der Dinge weder die Wirkſamkeit der göttlichen Vorſehung, noch die Freiheit des Menſchen, nach vernünftigen Gründen zu handeln, aufhebe. In der Moral unterſchied er mit ſeinen Vorgängern ein natürliches Recht von dem poſitiven, und bezog jenes auf das gegenſeitige Verhältniß der Menſchen als gleichartiger Weſen. Bedeutenden Einfluß hatte dieſer fruchtbare Schriftſteller und Führer der ſtoiſchen Schule auf die Bildung der römiſchen Philoſophen, unter denen ſich Seneca, Epictet und Marcus Aurelius Antoninus, der philoſophiſche Kaiſer (vergl. dieſe Art.) für den Stoicismus entſchieden; doch haben ſie hauptſächlich die practiſche Seite deſſelben bearbeitet, und ſeinen moraliſchen Rigorismus in lehrreichen und erbaulichen Abhandlungen dargeſtellt, deren häufige Berührungspunkte mit den Grundſatzen der chriſtlichen Moral die Meinung veranlaßten, als wären ihre Ideen die Frucht eines geheimen Verkehrs mit den Chriſten geweſen, was aber keineswegs erweislich iſt. E.

Stobäus, oder Johannes von Stobi, einer Stadt in Macedonien, gebürtig, lebte im 5ten Jahrhunderte nach Chr. Geb. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts bekannt. Man hat von ihm noch eine Blumenleſe, d. i. eine Auswahl merkwürdiger Sitten und Denkſprüche, theils in Proſa, theils in Verſen, welche darum wichtig iſt, weil ſie eine Menge von Bruchſtücken verloren gegangner Schriften enthält. Sie beſteht aus vier Büchern, von welchen das 3te und 4te unter dem Titel „Sermonen" auch ein beſondres Werkchen ausmacht, und gewiſſermaßen eine Geſchichte der Philoſophie in vielen kurzen Auszügen alter Schriftſteller liefert. Der Inhalt des ganzen Werks iſt ſehr lehrreich und wichtig. Die beſte Ausgabe iſt die von Heeren, welche zu Göttingen in 2 Bänden 1792-1801 erſchienen iſt. Man hat von dieſer Schrift nur Eine, und zwar ſehr alte deutſche Überſetzung von Georg Frölich unter dem Titel: Joannis Stobei Scharpffſinniger Sprüche u. ſ. w. Baſel 1551, Fol. Kl.

Stockfiſch, ſ. Kabeljau.

Stockholm iſt die Haupt- und königliche Reſidenzſtadt von Schweden, in der Provinz Upland. Sie liegt theils auf Inſeln, theils auf Halbinſeln, welche durch verſchiedene Brücken zuſammenhängen, und ſolche Ausſichten wie die zu Venedig, bilden. Die Stadt beſteht aus ſieben Haupttheilen, als Stockholm, Ritterholm, Helgeandsholm, (d. h. heiligen Geiſts-Inſel), Schiffsholm Blaſiiholm, Königsholm und Ladugardsland; die beiden Vorſtädte heißen Norder- und Süder-Malm. Sie hat mehrentheils breite und reinliche Straßen; die Häuſer in der Stadt ſind meiſtens von Stein, vier bis fünf Stockwerke hoch, und zum Theil mit Eiſenblech und Kupfer gedeckt. In den Vorſtädten gibt es noch viele hölzerne Häuſer. Stockholm hat zwei ſchwediſche Meilen im Umfange. Man zählt hier zwanzig Kirchen, zwölf Brücken, über 6000 Häuſer, und 75,000 bis 76,000 Einwohner. Es werden jährlich von dem Lande 23,000 Stück

Rindvieh, 20,000 Kälber, 30,000 Lämmer und Schafe, 80,000 Liespfund Speck, 240,000 Liespfund Butter und 40,000 Liespfund Talg nach der Stadt gebracht. Die St. Nicolaikirche, nicht weit vom Schloſſe, wird auch die große Kirche genannt. Bei der Gertrudenkirche, welche ein ſehr ſchönes Glockenſpiel hat, iſt auch eine lateiniſche Schule. Auf dem Südermalm ſtehen die nach dem Brande von 1759 erbaute Marien-Magdalenen- und die St. Catharinenkirche, und auf dem Nordermalm ſind die St. Jacobi-, die St. Clara-, die Johannis- und die Oluffskirche, welche letztere anſehnlich erweitert, und 1773 Adolf-Friedrichskirche genannt worden iſt. Ferner ſind bemerkenswerth die Ritterholmskirche mit den königlichen Begräbniſſen, die Ulriken-, Eleonoren- und die Graumönchekirche. Unter den Brücken ſind die anſehnlichſten die lange Schiffbrücke, die vortreffliche Brücke aus der Stadt nach dem Nordermalm, auch auf Ladugardsland und Königsholm, welche faſt 1000 Schritte lang iſt, ſo wie die neue Brücke aus der Stadt nach dem Südermalm. Die ſogenannte Drottningsgata iſt an 2000 Schritte lang. Die Marktplätze ſind mehrentheils geräumig. An öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus das königliche Reſidenzſchloß mit ſeiner Capelle und ſeinen Koſtbarkeiten, welches 1754 fertig geworden iſt, und auf welchem ſich die königliche Bibliothek ſeit 1768 befindet; ſodann das Ritter- und Zeughaus, die Bank, die Rathhäuſer in der Stadt und auf dem Südermalm, der königliche Marſtall, die Münze ꝛc. Von der Königsholmer Brücke ſieht man viele herrliche Privatpaläſte. In dem wrangelſchen Palaſte hat die königliche Familie bis 1754 gewohnt. Der vormalige teſſinſche, nachmals Prinz carlſche Palaſt iſt ſeit 1774 die Wohnung des Oberſtatthalters, und der gräflich eckebladſche auf dem Nordermalm wurde 1773 vom Könige erkauft, um ein Opernhaus daraus zu bauen. Auf dem Ritterhausmarkte findet man ſeit 1774 die nach dem Modell des Ritters L'Archeveque gegoſſene metallene Bildſäule König Guſtavs I. auf einem Piedeſtal von grünem ſchwediſchen Marmor. Unter die gelehrten und gemeinnützigen Anſtalten zu Stockholm gehört vorzüglich die 1739 errichtete, und 1741 beſtätigte Akademie der Wiſſenſchaften, welche eine anſehnliche Bibliothek und Naturalienſammlung beſitzt, und 1748 das ausſchließliche Privilegium erhielt, alle ſchwediſchen Calender drucken zu laſſen; ferner die von der Königin Luiſe Ulrike 1753 geſtiftete Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und der Geſchichte, das Antiquitätencollegium oder Archiv, das königliche Landmeſſungscomptoir, die Navigationsſchule, die Militärakademie, die Mahler- und Bildhauerakademie, das 1688 errichtete, aber 1766, 1773 und 1774 verbeſſerte Collegium medicum, unter dem 40 Ärzte ſtehen, die in den Provinzen unterhalten werden, und von denen jeder 600 Thlr. Silbermünze Gehalt bekommt; das Inoculationshaus, die Anſtalt für Veneriſchkranke, die drei Waiſen- und Findelhäuſer, von denen die zwei erſten 1632 und 1755 auf Koſten der Stadt, das dritte 1753 von den Freimaurern geſtiftet iſt; die zwei Entbindungshäuſer, das 1772 geſtiftete Aſſiſtenzcomptoir, und das 1773 errichtete freiwillige Arbeitshaus. Der Hafen von Stockholm iſt groß und ſicher, aber die Einfahrt wegen der vielen felſichten Inſeln oder Scheeren gefährlich. Auf den Schiffswerften werden ſowohl für die Krone, als für Ausländer Schiffe gebaut. Auch gibt es hier zwei Kanonengießereien. Die Manufacturen ſind ſehr

merkwürdig. Gleichfalls ſind vier Zuckerſiedereien, eine Glashütte und Spiegelfabrik, echte und unechte Porzellan-, Seiden-, Wollen-, Tuch-, Barchent- und Segeltuchfabriken, einige vortreffliche Papiermühlen u. ſ. w. vorhanden. Auf Ladugardsland trifft man eine Maulbeerpflanzung an, von ungefähr 30,000 Bäumen, wo der Seidenbau eifrig betrieben wird. Vom Brunkenberge oder dem neuen aſtronomiſchen Obſervatorium kann man die ganze Stadt überſehen. Bei dem Sabbathsberge iſt ein Geſundbrunnen. Auf dem Södermalm befindet ſich eine holländiſch-reformirte Kirche, und auf dem Rathhauſe eine ruſſiſche Capelle. Die Handlung wird durch die Schifffahrt auf dem großen Mälerſee ungemein befördert, weil aus allen an dieſem See liegenden Städten, Eiſen- Kupfer- und Meſſingwerken der Transport der Waaren bis nach Stockholm geſchehen kann. Stockholm führt auch den wichtigſten eigenen Handel von allen Städten des Königreichs. Von den 1003 Kauffahrteiſchiffen, welche Schweden im Jahr 1805 zählte, beſaß die Stadt 235, Gothenburg nur 152. Unter den Luſtgärten und Spazierorten ſind der königliche Garten, der königliche Thiergarten mit zwei Geſundbrunnen, verſchiedene Privatgärten, und die Umgebungen der Luſtſchlöſſer Friedrichshof, Carlberg und Ulrichsthal, vorzüglich. In Stockholm liegen die königliche Garde und das Artilleriecorps beſtändig in Beſatzung. Es befinden ſich hier noch außerdem die höchſten Collegia, ein Oberſtatthalter, ein Landeshauptmann, das ſogenannte ſchwediſche Hofgericht, eine Admiralität, ein Hallgericht, welches die im Reich verfertigten Waaren prüft, und die Streitigkeiten unter den Manufacturiſten ſchlichtet, eine Generalzollarrendeſocietät, ein Lootſencomptoir und ein Brandaſſecuranzcomptoir, auch vorzüglich gute Anſtalten wider Feuersbrünſte. Bei der Geburt des jetzt abgeſetzten Königs von Schweden (den 1ſten Nov. 1778) ſtiftete der königliche Bibliothekar eine Geſellſchaft für den öffentlichen Unterricht, die den Namen einer Société littéraire führt.

Stocks, ſ. Fonds und Fundirte Schuld.

Stoiker, ſ. Stoa.

Stola, ein Kleid, welches in ſpätern Zeiten die römiſchen Frauenzimmer trugen, da ſie anfangs eben ſowohl als die Männer ſich mit der Toga bekleideten. Es war ein lange Tunica mit Ärmeln, die bis auf die Füße reichte. Sie wurde nicht nur von Vornehmern, ſondern auch von Geringern getragen, nur mit dem Unterſchiede, daß die Stola der Letztern einen einzigen goldenen Streif, der Erſtern aber Streifen von Gold und Purpur hatte, und daß bei dieſen unten noch eine breite Borte oder Franze (institta) angenäht war. Öffentliche Mädchen und Weiber, welche wegen Ehebruchs verurtheilt waren, durften die Stola nicht tragen, daher ſie togatae, (die mit der Toga Bekleideten) hießen. Stola im Gegentheil ſetzte man für ein ſittſames, oder auch vornehmes Frauenzimmer, eben ſo ward auch Inſtita gebraucht. Wenn daher Ovid in ſeiner Kunſt zu lieben ſagen will, daß er mit ehrbaren Frauenzimmern nichts zu thun haben mag, ſo ſagt er: Fern ſey von mir die Stola, fern die Inſtita. Die Sittſamkeit der Frauenzimmer nannte man auch stolatus pudor. —

Stolberg (das gräfliche Haus), iſt eines der älteſten deutſchen Geſchlechter, deſſen urſprüngliche Herkunft noch nicht gehörig ausgemittelt iſt. Nach Urkunden des Mittelalters führte es ehemals den Namen Stalberg. Sonſt blühte es in zwei Hauptlinien, nämi-

lich die Harz= und die Rheinlinie. Die erſtere erloſch im vorigen Jahrhundert gänzlich. Der Stammvater der ſämmtlichen noch blühenden Linien war Chriſtoph (geb. 1567, geſt. 1638). Sein älteſter Sohn Heinrich Ernſt (geb. 1593, † 1672) ſtiftete die ältere Hauptlinie, in zwei Äſten, nämlich 1. zu Jlſenburg (ging ſchon 1710 aus) und 2. zu Gedern. Dieſer letztere Zweig der ältern Hauptlinie theilte ſich wieder in drei Branchen, nämlich a) Stolberg=Wernigerode, welches noch blüht; b) Stolberg=Gedern. Dieſe Linie erhielt 1742 die reichsfürſtliche Würde, erloſch aber 1804 in männlichen Erben. Von den zum Theil noch lebenden Vaterbrüdertöchtern des letzten Fürſten Carl Heinrich ſind zu merken aa) Luiſe, Gemahlin des verſtorbenen Prinzen Carl Stuart, Prätendenten von England; bb) Caroline, erſte Gemahlin des Herzogs Carl Bernhard von Berwick, Marquis von Jamaica, gleichfalls eines Abkömmlings des Hauſes Stuart = Berwick und zweite Gemahlin des Prinzen von Caſtelfranco; cc) Franziska Claudia, geweſene Ehrendame der franzöſiſchen Kaiſerin Joſephine, und Gemahlin des Grafen Nicol. von Arberg und Valentia, ehemaligen öſterreichiſchen Generalfeldmarſchalllieutenants und Generaloberſtallmeiſters, nachherigen kaiſerlich franzöſiſchen Kammerherrn und Präfecten des Depart. der Elb= und Weſermündungen. Der dritte Zweig der ältern ſtollbergiſchen Hauptlinie war c) Stolberg=Schwarza, der 1748 wieder mit ſeinem Stifter Heinreich Auguſt erloſch, worauf der Flecken Schwarza (im königlich ſächſiſchen Antheil vom Hennebergiſchen) an Stolberg=Wernigerode fiel. Johann Martin, der jüngere Sohn des obengedachten Chriſtoph, wurde durch ſeine Nachkommen Stifter der jüngern ſtolbergiſchen Hauptlinie, von welcher nun noch die Äſte zu Stolberg=Stolberg und zu Stolberg=Roßla blühen. Die ältere Hauptlinie, oder die gräfliche Linie zu Stolberg=Wernigerode, beſitzt: a) die Grafſchaft Wernigerode, im ehemaligen oberſächſiſchen Kreiſe auf dem Harze gelegen. Sie gränzt an das Halberſtädtiſche, Blankenburgiſche, Hildesheimiſche und Hannöveriſche, hat auf fünf Quadratmeilen 14,000 Einwohner, die ſo wie der Graf größtentheils lutheriſch ſind, und iſt ſehr fruchtbar an Getraide, Flachs, Zugvieh, beſonders aber mit vielem Eiſen und Waldungen verſehen. Das Land iſt übrigens ſehr gebirgicht, und der bekannte große Brocken oder Blocksberg iſt eins der Hauptgebirge. Bis 1807 ſtand die Grafſchaft unter preußiſcher Landeshoheit, jedoch ſo, daß der Graf ſeine eigene Regierung hatte, die Civil= und Criminalgerichtsbarkeit, das Bergwerksregal, Münzrecht 2c. beſaß. Im gedachten Jahre aber wurde das Wernigerodiſche zum Königreich Weſtphalen, und zwar zum Departement der Saale, Bezirk Blankenburg, geſchlagen. Nach Auflöſung des weſtphäliſchen Königreichs wurden die vorigen Verhältniſſe ſowohl hinſichtlich der Krone Preußen, als auch des Grafen wieder hergeſtellt. Einen kleinen Antheil an der Grafſchaft Wernigerode beſitzt Preußen unmittelbar. Die jährlichen Einkünfte des Grafen aus dieſer Grafſchaft ſchätzt man auf 20,000 Rthlr. Die Hauptſtadt heißt gleichfalls Wernigerode. Sie hat 855 gut gebaute Häuſer, 5000 Einwohner, und beſteht aus der Neuſtadt, Altſtadt und Vorſtadt Neſchenrode. Gleich neben der Stadt auf einem ſehr hohen Berge liegt das gräflich ſtolberg=wernigerodiſche Reſidenzſchloß, mit mehreren Jagd= und Luſtgebäuden, einem ſchönen Garten, einem an=

ſehnlichen Thiergarten, und einer auserleſenen und koſtbaren Bibliothek von mehr als 40,000 Bänden, in welcher eine zahlreiche Bibelſammlung iſt. Die Fahrwege und Fußſteige auf dieſes Schloß ſind lauter Alleen. Die Branntweinbrennereien und das Mühlenweſen, beſonders die Ölmühlen der Stadt, ſo wie die Eiſenwerke in der Nähe ſind beträchtlich. Sie war während der Dauer des Königreichs Weſtphalen der Hauptort des Cantons Wernigerode im Saaldiſtrict. b) Gehört dem Grafen von Stolberg-Wernigerode (ſeit 1804) die Grafſchaft Gedern in der Wetterau, unter großherzoglich heſſiſcher Souverainetät. Gedern, ein Flecken, iſt der Hauptort dieſes Ländchens. c) Die drei Herrſchaften Peterswaldau, Kreppelholz und Jannowitz in Schleſien, ein großer Wald in der Grafſchaft Hohenſtein, der Flecken Schwarze im Hennebergiſchen, ꝛc. Zur Entſchädigung für den Verluſt der Grafſchaft Rochefort in den öſterreichiſchen Niederlanden und für die Anſprüche auf die Grafſchaft Königſtein erhielt die gräflich ſtolbergiſche Familie 1803 eine ewige Rente von 30,000 Fl. auf die Schifffahrtsoctroi angewieſen. — Der jüngern gräflich ſtolbergiſchen Linie und zwar den beiden Äſten Stolberg-Stolberg und Stollberg-Roßla gehört die Grafſchaft Stolberg in Thüringen, zwiſchen den Grafſchaften Mansfeld, Schwarzburg, Hohenſtein und dem Anhaltſchen. Dieſe Grafſchaft hat ungefähr ſechs Quadratmeilen, gegen 20,000 Einwohner und auf der Nordweſtſeite, am Abhange des Harzes, rauhe Berge mit vielen Waldungen, Silber- und andern Bergwerken; auf der Südoſtſeite aber, in der ſogenannten goldnen Aue, überaus fruchtbare Gegenden. Den größern Theil der Grafſchaft beſitzt die gräfliche Linie Stolberg-Stolberg, unter königlich ſächſiſcher Landeshoheit. Stolberg am Harze iſt die Hauptſtadt der ganzen Grafſchaft und die Reſidenzſtadt der letztgedachten Linie. Sie hat 310 Häuſer, beinahe 2000 Einwohner, iſt der Sitz des gräflichen Amtsgerichts, einer Superintendentur, und einer lateiniſchen Schule. In der Nähe ſind Kupfer- und Eiſenbergwerke. Roßla, ein Flecken mit 1200 Einwohnern am Fluſſe Helm, iſt die Reſidenz der gräflichen Linie Stolberg-Stolberg, welche hier ein Schloß, eine Regierungskammer und ein Conſiſtorium hat. Auch der ſtolberg-roßlaiſche Landesantheil ſteht unter königlich ſächſiſcher Lehens- und Landeshoheit. Flachsbau und Viehzucht iſt ſehr beträchtlich. Von 1807 bis zur Auflöſung des Königreichs Weſtphalen war die Grafſchaft Stolberg auch ein Theil deſſelben, und wurde zum Harzdepartement gerechnet. Nachher traten aber die vorigen Verhältniſſe gegen Sachſen wieder ein. Dieſe beiden Zweige der jüngern gräflichen Hauptlinie beſitzen noch gemeinſchaftlich die Ämter Heringen und Kelbra im Schwarzburgiſchen, und Stolberg-Stolberg hat auch einen eigenen Antheil an der Grafſchaft Hohenſtein, ſteht aber Schulden halber unter königlich ſächſiſcher Sequeſtration. Stolberg-Roßla beſitzt auch einen Theil der Grafſchaft Königſtein. Beide Linien bekennen ſich, ſo wie das gräfliche Haus Stolberg Wernigerode, zu der evangeliſch-lutheriſchen Religion, jedoch mit Ausſchluß des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg, der mit ſeiner Familie 1800 zur römiſch-catholiſchen Kirche übertrat, (m. ſ. weiter unten Friedrich Leopold Graf zu Stolberg). Zur Zeit der noch beſtehenden deutſchen Reichsverfaſſung gehörten die Grafen von Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla zum wetterauiſchen Grafencollegium. N. P.

Stolberg (Chriſtian, Graf zu), einer unſrer vorzüglichen Dichter, geboren zu Hamburg den 15ten October 1748. Sein Vater, Chriſtian Günther, war königlich däniſcher Kammerherr, Geheimrath und Oberhofmeiſter der Königin Sophia Magdalena von Dänemark. Der Graf Chriſtian ſtudirte, nachdem er und ſein Bruder Friedrich Leopold (ſ. unten) in dem väterlichen Hauſe eine vortreffliche Erziehung genoſſen hatten, in den Jahren 1769 bis 1774 in Göttingen. Hier gehörte er nebſt ſeinem genannten Bruder zu dem ſchönen Freundes- und Dichterbunde, welchen mit ihnen Boje, Bürger, Miller, Voß, Hölty, Hahn, Cloſen, Leiſewitz, Overbeck, Cramer bildeten, und dem unſere ſchöne Literatur ſo viel verdankt. 1777 ward Graf Chriſtian Amtmann zu Tremsbüttel in der holſteiniſchen Landſchaft Stormarn, nachdem er ſchon vorher längere Zeit königlich däniſcher Kammerjunker (ſpäterhin Kammerherr) geweſen war, und vermählte ſich mit der in mehreren von ſeinen Gedichten hoch gefeierten Luiſe, Gräfin von Reventlau, verwitweten Hofjägermeiſterin von Gramm. 1800 legte er ſein Amt zu Tremsbüttel freiwillig nieder, und lebt ſeitdem auf ſeinem Gute Windebyn bei Eckernförde im Holſteiniſchen. Nicht immer erreicht dieſer herrliche Dichter in Hinſicht des Feuers, der lebhaften blühenden Phantaſie, der Hoheit und Erhabenheit der Bilder ſeinen jüngern Bruder; aber doch herrſcht auch in ſeinen Gedichten eine edle hohe Begeiſterung, eine tiefe Innigkeit des Gefühls, ein ſtarker kraftvoller Ausdruck, Neuheit der Gedanken, Zartheit und Lieblichkeit, und eine meiſt glückliche leichte Verſification. Wir verdanken ihm nicht bloß als Dichter, ſondern auch als Überſetzer aus dem Griechiſchen manches. Außer den vielen, in Muſenalmanachen und Zeitſchriften zerſtreuten Gedichten, welche leider noch immer nicht geſammelt ſind, erſchienen in eigenen Sammlungen von dieſem Dichter 1. Gedichte der Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, Leipzig 1779. Von dem Grafen Chriſtian ſind in dieſer Sammlung mehrere lyriſche und elegiſche Stücke, Balladen und einige Überſetzungen aus dem Anakreon und Theokrit enthalten, 2. Schauſpiele mit Chören von den Brüdern Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, erſter Theil, Leipzig 1787. Von den in dieſem erſten Bande (ein zweiter erſchien bis jetzt nicht) enthaltenen vier Schauſpielen: Theſeus, Belſazar, Otanes und der Säugling, gehören dem Grafen Chriſtian das zweite und das dritte. Obgleich es anfangs ſcheint, daß die beiden Dichter ſich das griechiſche Trauerſpiel zum Vorbilde genommen hätten, ſo haben ſie doch eine ganz neue Gattung, die das Drama, ſo viel möglich, epiſch zu machen ſucht, geſchaffen. Offenbar ſind alſo dieſe Schauſpiele weder für theatraliſche Darſtellung geeignet, noch von den beiden Verfaſſern beſtimmt. Es ſcheint übrigens mehr Fleiß auf die Bearbeitung des iambiſchen Dialogs, und beſonders der Chöre, als auf die Ökonomie der Handlung verwandt zu ſeyn. Seine geſammelten Überſetzungen ſind 1. Gedichte aus dem Griechiſchen, überſetzt von Chriſtian Gr. zu Stolberg, Hamburg 1802, 8, enthaltend dreißig homeriſche Hymnen, und unter ihnen den Hymnus an Dämätär, neun Idyllen Theokrits, mehrere Gedichte des Moſchus, Bion, Proklus und Anakreon, auch Hero und Leander von Muſäos; 2. Sophokles überſetzt von Chr., Grafen zu Stolberg, Leipzig, 2 Bde. Voran ſteht das Leben des griechiſchen Dichters, und jedem Stücke

iſt ein von dem Überſetzer ſelbſt verfertigter Prolog vorgeſetzt. Die Überſetzung ſelbſt iſt in fünffüßigen Jamben, die Chöre ſind in lyriſchen Sylbenmaßen verfaßt. Im deutſchen Muſeum befindet ſich, außer mehreren andern Überſetzungen, auch eine der Batrachomyomachie oder des Froſch- und Mäuſekriegs des Homer, von Chr. Grafen zu Stolberg. Das Neueſte, was er uns geliefert hat, iſt: die weiße Frau, ſieben Balladen, Berlin 1814, 12. Herrliche Gedichte, in denen die edelſten Geſinnungen mit jugendlicher Kraft dargelegt ſind. N. P.

Stolberg (Friedrich Leopold, Graf zu), Bruder des vorigen, und ein noch berühmterer Dichter und Schriftſteller, wurde geboren den 7ten November 1750 in dem holſteinſchen Flecken Bramſtedt. (Man vergleiche den vorhergehenden Artikel.) Er war anfangs königl. däniſcher Kammerjunker, und ſeit 1777 fürſtbiſchöflich lübeckſcher bevollmächtigter Miniſter in Copenhagen. 1782 vermählte er ſich mit Agnes von Witzleben, welche er in mehreren ſchönen Gedichten beſungen hat, die aber ſchon 1788 ſtarb, und ihm einen Sohn und drei Töchter hinterließ. 1789 wurde er königlich däniſcher Geſandter zu Berlin, und vermählte ſich 1790 mit der Gräſin Sophie von Redern. 1791 ward er Präſident der fürſtbiſchöflichen Regierung zu Eutin und Domherr zu Lübeck, 1797 Ritter des ruſſiſchen St. Annen- und Alexander-Newskiordens. Im Jahre 1800 legte er ſeine ſämmtlichen Ämter nieder, begab ſich nach Münſter, und trat mit ſeiner ganzen Familie (bis auf die älteſte Tochter Agnes, welche jetzt mit dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode vermählt iſt) zur römiſch-catholiſchen Kirche über. Dieſer Übertritt erregte um ſo größeres Aufſehen im proteſtantiſchen Deutſchland, als der Graf Friedrich Leopold ſich in einem ſo betitelten: Sendſchreiben an einen holſteiniſchen Kirchſpielvogt in Schweden, auf das heftigſte der Einführung der neuen ſchleswig-holſteinſchen, vom Generalſuperintendenten Adler verfaßten Kirchenagende widerſetzt, und ſich, was er früherhin nicht war, als einen eifrigen orthodoxen Lutheraner gezeigt hatte. Die nicht geringen Opfer, die er ſeinem Entſchluß bringen mußte, unter denen der Verluſt vieler äußern, für ſeine zahlreiche Familie ſehr wichtigen Vortheile noch das geringſte war, die Gefahr, nicht nur von der vorlauten Menge, ſondern ſelbſt von ehrenwerthen Menſchen, ja von geliebten und hochgeachteten Freunden verkannt, gemißdeutet und getadelt zuwerden, konnten ihn nicht davon abhalten, und gewiß haben wenige einen ſo bedenklichen Schritt mit ſolcher Beſonnenheit und ſolcher Aufrichtigkeit gethan, als Er! — Er gab nach ſeinem Übertritte heraus: Zwei Schriften des heiligen Auguſtinus von der wahren Religion und von den Sitten der catholiſchen Kirche, Münſter und Leipzig 1803. Seit 1807 erſchien von ihm ſeine Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti, ein in vieler Hinſicht ſehr ſchätzbares, durch eine wahrhaft claſſiſche Darſtellung ausgezeichnetes Werk. Als Dichter iſt Friedrich Leopold durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen, Satiren, poetiſche Gemählde und Dramen, als Proſaiſt durch ſeinen Roman die Inſel und durch ſeine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz, Italien und Sicilien, als Überſetzer durch die Iliade, Platons auserleſene Geſpräche, einige Tragödien des Äſchylos, und Oſſians Gedichte rühmlichſt bekannt. Seine eigenen Gedichte unterſcheiden ſich von denen

ſeines Bruders durch größere Kühnheit der Gedanken und Bilder. In allen waltet das wärmſte Gefühl für Natur, Freundſchaft und Freiheit, und für alles, was je dem edlern Menſchen lieb und theuer geweſen iſt. Die Lieder und Romanzen oder Balladen nähern ſich dem einfachſten, lieblichſten, klarſten Geſange, und es iſt überraſchend, daß die Hymne auf die Sonne und auf die Erde, oder der Dithyrambe, die Meere, und das liebliche Abendlied eines Mädchens, einen Verfaſſer haben. (S. deutſcher Merkur 1779, December.) Auch die meiſten von Friedrich Leopolds dichteriſchen Werken ſind noch, gleich denen ſeines Bruders, in vielen Sammlungen und Zeitſchriften zerſtreuet. Seine Jamben (Leipzig 1784) ſind ernſthafte Strafgedichte über Sittenverderbniß und gelehrte und politiſche Vorurtheile der Zeit. Seine letzten poetiſchen Ergüſſe ſind lyriſche Zeitgedichte, wozu ihn die Jahre 1812 bis 1814 veranlaßten. Ein erhabener kühner Schwung, große, glänzende Gedanken, ein heiliger Eifer für Freiheit, Recht und Vaterland, blühende Phantaſie, und ein meiſt glücklicher Versbau geben auch dieſen Gedichten einen hohen Werth. Möchte es bald den beiden edlen Sängern gefallen, eine vollſtändige Sammlung ihrer Werke erſcheinen zu laſſen! Als Hiſtoriker hat ſich Friedrich Leopold auch ausgezeichnet durch ſein „Leben Alfreds des Großen," 1815 erſchienen, das ſchon durch ſeine einleitende Darſtellung der angelſächſiſchen Geſchichte, und durch die ganze gründliche, feine und gewandte Behandlung des herrlichen Gegenſtandes ſich an die beſten vaterländiſchen Werke der Art anſchließt. N. P.

Stoll (Maximilian), ordentlicher öffentlicher Lehrer der Clinik auf der Univerſität zu Wien, war geboren am 12ten October 1742 in dem fürſtlich ſchwarzenbergiſchen Flecken Erzingen, wo ſein Vater Wundarzt war. Nachdem er den erſten Unterricht von einem verwandten Prieſter erhalten, ſollte der neunjährige Knabe unter Anleitung des Vaters die Wundarzneikunſt erlernen. Ungern fügte er ſich in den Willen des Vaters, denn ſein Sinn war für höhere Weisheit; als er aber nach anderthalbjähriger Lehrzeit einſt ſeinem Vater in der Behandlung eines Landmanns, der ſich beim Baumfällen die linke Hand abgehauen hatte, Hülfe leiſten ſollte, ward er von dem Anblick der Wunde ſo erſchüttert, daß der Vater nachgeben mußte. Der junge Stoll verließ die Wundarzneikunſt, erlernte in ſeiner Heimath Latein, und begab ſich dann nach Rotweil ins Collegium der Jeſuiten, wo ihn zuerſt der berühmte und orthodoxe Merz in den Humanioribus unterrichtete. Der Vater hoffte immer noch, ſein Sohn werde einſt zur Chirurgie zurückkehren, allein dieſer entſchloß ſich, den geiſtlichen Stand zu wählen, und ließ ſich 1751 in den Orden der Geſellſchaft Jeſu aufnehmen. Nach dreijährigem Noviciat ging er als Lehrer der Humaniora nach Halle in Tyrol, konnte ſeinen Vortrag aber nicht genug nach den Regeln des Ordens modeln, ward deßhalb nach Ingolſtadt, und bald darauf nach Eichſtädt verſetzt, und als er ſich endlich ganz mit ſeinen Vorgeſetzten entzweite, trat er 1767 aus dem Orden. In Straßburg fing er an Arzneikunde zu ſtudieren, nach einem Jahre wählte er die hohe Schule zu Wien, und den berühmten Haen zum Lehrer, 1772 erlangte er daſelbſt die Doctorwürde. Seine erſte Anſtellung fand er bald als Kreisphyſikus in Ungarn, wo er ſeine Beobachtungen

über das ungariſche Fieber niederſchrieb. Sein großer Eifer, die Natur treu zu ſtudieren, und die Ungewißheit aus den Reſultaten ſeiner Kunſt zu verdrängen, beſchäftigte ihn raſtlos, hätte ihn aber beinahe vermocht, die Arzneikunſt abermals zu verlaſſen. Zwei Jahre lang blieb er in Ungarn; viele Arbeit und ſchwere Krankheiten hatten ſeine Geſundheit geſchwächt, er kehrte, ſelbige wieder herzuſtellen, nach Wien zurück. Hier fand er ſeinen Lehrer Haen krank, und nahm nach deſſen Tode 1776 aus Störks Händen die öffentliche Profeſſur der practiſchen Arzneikunde an. Er glänzte hier als einer der erſten Lehrer Deutſchlands durch Talent und Erfahrung; die Fürſten Kauniß, Czatorinsky, die Feldmarſchälle Haddick und Laudon waren ſeine Freunde und er ihr Arzt. Viel that er während dieſer Zeit für das Einimpfen der Blattern, wozu er jeden Sommer einen eigenen Garten miethete. Außerdem war Stoll ein Kenner und Freund der griechiſchen Sprache; er verheirathete ſich zu Wien, ſeine Ehe war mit zwei Kindern geſegnet, einer Tochter, welche in der Blüthe der Jahre ſtarb, und einem Sohn, dem ſpäter als Dichter rühmlich bekannt gewordnen Ludwig Stoll, der 1816 zu Wien ſtarb. Im Jahre 1788 herrſchte in Wien ein entzündliches rheumatiſches Fieber, das die leere Sage zu einer anſteckenden Krankheit umſchuf, und wovon Stoll ſelbſt befallen wurde. Seine Geneſung war von kurzer Dauer, eingewurzelte Gicht verurſachte ihm am 22ſten Mai ein plötzliches und heftiges Fieber, woran er ſchon am 23ſten ſtarb. Wir beſitzen von ihm ſehr getreue Beobachtungen unter dem Titel: Ratio medendi, deren drei letzte Theile nach ſeinem Tode erſchienen. Ferner Aphorismi de cognoscendis et curandis febribus. Vienn. apud nob. de Kurzbek 1787. Er beſorgte die Herausgabe von de Haen opera posthum., Vienn. sumpt. Graeffer 1779, und van Swieten constitutiones epidemicae, Lips. Rudolph. 1782. Nach ſeinem Tode erſchienen, meiſt von Eyerel herausgegeben: Praelectiones in diversos morbos chronicos, Vindeb., Wappler 1788. Briefe an die Frau von *, über die Pflicht der Mütter, ihre Kinder zu ſtillen, Wappler 1788. Über die Errichtung öffentlicher Krankenhäuſer, bei Wappler. J Eyerel commentarii in Maximiliani Stollii aphorismos de cogn. et cur. febribus, 1788. Dissertationes medicae in universitate Vindebonensi habitae, ad morbos chronicos pertinentes 1788. Fc.

Stollen ſind beim Bergbau unterirdiſche, in den Berg hineingetriebene, und in horizontaler Richtung angelegte Gänge, welche zur Befahrung der Bergwerke, zur Herausförderung der Erze, zum Ablauf der Waſſer und zur Beförderung des Luftzuges dienen. Man theilt ſie ein in Tageſtollen, welche bei nicht tiefen Schachten die Waſſer ableiten; in Verſuchsſtollen, deren Zweck es iſt, Erzlagerſtätten zu unterſuchen; Waſſerſtollen, welche die in dem Berge befindlichen Waſſer ſammeln, und zum Maſchinenbetrieb herbeiführen ſollen; Wetterſtollen, um Wetter oder guten Luftzug zu verſchaffen; Erbſtollen, welche die ſogenannte Erbteufe (zehn Lachter und eine Spanne) einbringen müſſen, und dann einer beſondern Gerechtigkeit genießen; und Hülfsſtollen, die den Erbſtollen zu Hülfe kommen, wenn ſie die Waſſer nicht mehr tragen können.

Storace, ein italieniſcher Tonſetzer, Bruder der berühmten Sängerin Storace (einer Schülerin Sacchini's), welche 1780 im Theater zu Florenz ſang, dann von 1784 — 1787 in Wien, und ſeit 1790 in London am Drurylanetheater angeſtellt war. Storace war mit ihr zwei Jahre in London, und hat drei engliſche Opern componirt, welche größtentheils mit Beifall gegeben wurden. Auch hat er die italieniſche Oper gli sposi malcontenti geſchrieben. In Deutſchland iſt er durch ſeine Cavatinen und Duetts für Singſtimmen mit Begleitung des Fortepiano's bekannt, und ſeine Stücke ſind wegen ihres einſchmeichelnden, fließenden Geſangs ſowohl bei Dilettanten beliebt, als auch angehenden Sängern zur Übung des guten Vortrags zu empfehlen.

Storax, das Harz des Storaxbaumes, welcher in den wärmern Ländern von Europa, vornehmlich aber in Aſien und Afrika wächſt. Es quillt aus der Rinde nach künſtlichen Einſchnitten oder Verletzungen, und wird in der Medicin zum Beräuchern kalter Geſchwülſte, zu Pflaſtern und Salben gebraucht. Man unterſcheidet eigentlich drei Sorten Storax, von denen die eine in Körnern, die andre in Stücken, die dritte (das gemeine Storax) in großen hellbraunen Klumpen beſteht. Die beiden erſten Sorten ſind wohlriechend und theuer; ob die dritte überhaupt vom echten Storaxbaume, und nicht vielmehr vom Amberbaum herrührt, iſt zweifelhaft. Es ſind Holzſpäne mit einer balſamartigen Flüſſigkeit durchdrungen, welche ſich zwiſchen zwei heißen Platten auspreſſen läßt.

Storchſchnabel. Dieſes iſt ein Inſtrument zum proportionirten Verkleinern gezeichneter Gegenſtände. Das Ganze beſteht aus fünf Linealen, wovon vier mit Wirbeln, und daher beweglich in quadratiſcher Form verbunden ſind. Dieſe Lineale haben in gleichen Entfernungen Löcher, ſo daß ein fünftes Lineal quer von einer parallelen Seite zur andern gelegt und befeſtigt werden kann. In einer Ecke der vier verbündeten Lineale befindet ſich ſtatt des Wirbels eine Schraube angebracht, und in der gegenüber ſtehenden Ecke an gleicher Stelle ein Stift befeſtigt. Die Schraube wird in einen Tiſch oder in ein Brett befeſtigt, und in eines der Löcher des querüberliegenden fünften Lineals, genau in der Diagonale zwiſchen Schraube und Stift, ein Bleiſtift eingefeſtigt. Fährt man nun mit dem obern Stifte längs des Umriſſes einer Zeichnung hin, ſo wird, weil dadurch die Lineale ſich alle bewegen, und daher das Viereck bald zu einem Quadrate, bald zu einer Raute wird, die in dem Mittellineale eingeſetzte Bleifeder die Zeichnung auf einer ebenen Fläche (gemeiniglich Papier) nachbilden. Je näher das Mittellineal nach der Schraube zu liegt, alſo je entfernter vom Zeichenſtifte, um deſto kleiner wird die Verjüngung werden. Man wendet dieſes Inſtrument beſonders bei Verjüngung von Schattenriſſen an. P. S.

Storr (Dr. Gottlob Chriſtian), königlich wirtembergiſcher Conſiſtorialrath und Oberhofprediger in Stutlgart. Dieſer in der Geſchichte der wirtemberger Gelehrten Epoche machende Theologe war den 10ten September 1746 zu Stuttgart geboren, wo ſein Vater in hohen geiſtlichen Würden und glücklichen Vermögensumſtänden lebte. Früh entwickelte ſich hier jene chriſtliche fromme Lebensanſicht, die ihn ſtets begleitete. Schon als Knabe zeigte er, unbeſchadet der jugendlichen Heiterkeit und Lebendigkeit, eine ge=

wiſſe ernſte Würde, eine Hinneigung zu dem Wahren und Gehaltvollen. Eine langwierige Augenkrankheit, die auch ſpäter von Zeit zu Zeit wiederkehrte, erlaubte ihm nur das letzte Jahr vor dem Anfang ſeiner akademiſchen Studien das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt zu beſuchen. Häuslicher Unterricht theils ſeines Vaters, theils andrer Privatlehrer mußte dieſen Mangel möglichſt erſetzen. Einen wichtigen Einfluß auf ihn hatte dies Augenübel, das oft Wochen lang ihm jede Beſchäftigung unmöglich machte, auf ſeine Denkweiſe dadurch, daß es ihn gewöhnte, in ſich ſelbſt einzukehren, und in der Stille des Selbſtdenkens jene Gründlichkeit zu entwickeln, die, mitunter faſt peinlich, immer aber ein ſehr wichtiger Vorzug ſeiner gelehrten Arbeiten iſt. Sechzehn Jahre alt bezog er die Univerſität Tübingen und trat ſofort in das theologiſche Seminar, eine in jeder Hinſicht muſterhafte Anſtalt. Drei Jahre lang beſchäftigten ihn hier vorbereitend Philologie, Geſchichte, Philoſophie, und beſonders Mathematik. Sein philoſophiſches Studium mit einer Diſſertation: De physica ad majorem simplicitatem reducenda 1765, beſchließend, ging er zum dreijährigen Curſus der Theologie über, wo Cotta, Sartorius, Clemm, Reuß ſeine vornehmſten Lehrer waren, deren letzterer nachher ſein Schwiegervater wurde. Auch dieſe Periode ſeiner theologiſchen Bildung beſchloß er mit der berühmt gewordenen Abhandlung: Qua insigne de Christo oraculum Esaj. 52, 13-53, 12. illustratur (1768). Im nächſten Jahre ging er mit ſeinem Bruder, dem Arzt, auf Reiſen. Er durchreiſ'te die Niederlande, England, Frankreich und Deutſchland. Der gelehrte Valkenaer und J. J. Schultens, deren Schüler er in Leyden ward, führten ihn in die Tiefen des claſſiſchen Alterthums ein, und gaben ſeiner Theologie die philologiſche Richtung, die ihr ſo ſehr zum Vorzug gereicht. In Paris traf er mit Schnurrer und Griesbach zuſammen, die gleiche Studien zu den Schätzen der dortigen Bibliothek geführt hatten, und ſchloß mit ihnen eine dauernde Freundſchaft. Im J. 1772 kehrte Storr in ſein Vaterland zurück, und bald machten ſeine Bemerkungen über die ſyriſchen Überſetzungen des N. T. (1772), und über die arabiſchen Evangelien (1775) ſeinen Namen im In- und Auslande berühmt. Er ſtieg ſchnell von einer Stufe der Beförderung zur andern. Im J. 1772 wurde er Repetent im theologiſchen Seminarium zu Tübingen; 1775 kam er als Vicarius nach Stuttgart. Im nämlichen Jahre kehrte er als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie wieder nach Tübingen zurück. 1777 trat er ein außerordentliches theologiſches Lehramt an, und erhielt die theologiſche Doctorwürde. 1780 wurde er vierter Profeſſor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger; 1786 dritter ordentlicher Profeſſor der Theologie, Superattendent des theologiſchen Seminars und dritter Frühprediger; und 1797 rief ihn ſein Fürſt als Oberhofprediger und Conſiſtorialrath nach Stuttgart, welche Stelle er bis zu ſeinem Tode bekleidete. — Wirtembergs Theologen haben ſich ſtets durch Gründlichkeit und durch kräftiges Feſthalten an evangeliſcher Rechtgläubigkeit ausgezeichnet, und auch in dieſen Eigenſchaften ſtand Storr als der Tonangebende an ihrer Spitze. Alles, was er ausſprach, ſollte auch ſtreng und unwiderleglich bewieſen werden; und wenn darüber freilich bisweilen die höhere im Gemüth erzeugte Anſicht der

Religion, welche den unterſuchenden Verſtand mit einem univerſalen, klaren und innigen Glauben gefangen nimmt, verloren geht, ſo iſt doch die Innigkeit und Aufrichtigkeit ſehr wohlthuend, mit welcher Storr in die Tiefen der Dogmatik, der orientaliſchen Philologie, der bibliſchen Kritik hinabſtieg, der ernſte Wille, mit dem er aus dem tiefen Schacht der Unterſuchung nur edles Erz zu Tage zu fördern ſtrebte. Große Schätze hat er niedergelegt, die ein rechter theologiſcher Zauberer in Kraft des Geiſtes und Glaubens hebend, zum Nutz und Frommen der Kirche noch in ſpäten Zeiten verarbeiten und in Umlauf bringen möge. Die größten Verdienſte hat er um Exegeſe, Dogmatik und hebräiſche Sprachkenntniß. Seine Obſervatt. ad analogiam et ſyntaxin hebraicam pertinentes, 1779, haben ihm unter den orientaliſchen Sprachforſchern einen bleibenden Ruhm erworben. Sein Commentar über den Brief an die Hebräer mit der ungemein gelehrten Abhandlung über den eigentlichen Zweck des Todes Jeſu (2te Auflage, Tübingen 1809) zeigt ihn in ſeiner Größe als Exeget. Als ſolchen und als Kritiker hat er ſich nicht weniger in ſeiner Schrift über den Zweck der evangeliſchen Geſchichte und der Briefe Johannis (1786), in ſeiner neuen Apologie der Offenbarung Johannis (1783) und den dazu gehörigen Diſſertatt. in Apocalypſ. quaedam loca beurkundet. Einen eigenthümlichen Weg ging er in der Dogmatik, wo ſeine Verdienſte vielleicht noch nicht genug anerkannt ſind. Sein Compendium: Doctrinae chriſtianae pars theoret. e ſacr. Lit. repetita (1793) deutet ſchon auf dem Titel den Geiſt der Behandlung an. — Ein Catarrhal- und Schleimfieber endigte im Januar 1805 das Leben dieſes trefflichen Mannes. Nach ſeinem Tode gaben ſeine Freunde, Süskind und Flatt, zwei Bände ſeiner Predigten heraus, denen eine ſanfte, wohlthuende Wärme nicht fehlt, wiewohl ſie allerdings — mit unendlicher Gelehrſamkeit den Grund des Glaubens erforſchend — zu rein lehrend, zu ſehr entblößt von allem Schmuck ſind.

Stoſch (Samuel Johann Ernſt), ein gelehrter und ſcharfſinniger deutſcher Sprachforſcher, geboren den 18ten September 1714 zu Liebenberg bei Potsdam, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder, wurde ſchon 1735 auf dem Schweizercoloniſtendorfe Lino bei Rheinsberg als Prediger angeſtellt, und 1769 nach dem nicht weit davon gelegenen Schweizercoloniſtendorfe Lüdersdorf gleichfalls als Prediger berufen. 1782 wurde er königlicher Hofprediger, Conſiſtorialrath und Inſpector einiger reformirten Gemeinen in der Neumark, bei der Schloßkirche zu Cüſtrin. Seine letzten Jahre verlebte er, von ſeinen Amtsgeſchäften entbunden, in Berlin bei ſeiner Familie, und ſtarb den 27ſten Junius 1796. Als Sprachkundiger, und beſonders um die deutſche Synonymik hat er ſich durch äußerſt lehrreiche und gründliche Unterſuchungen verdient und bekannt gemacht: Verſuch einer richtigen Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache, 3 Theile, 2te Auflage, Frankfurt an der Oder 1777, 8. — Kritiſche Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache, Ebend. 1775, 8. — Kleine Beiträge zur nähern Kenntniß der deutſchen Sprache, drei Stücke, Berlin 1778, 8., und Neueſte Beiträge u. ſ. w. Nach ſeinem Tode und mit ſeinem Leben herausgegeben von C. L. Conrad 1798. Außerdem war er

in dieſem Fache ein ſehr thätiger Mitarbeiter an der Allgem. deutſchen Bibliothek.

Stoſch (Philipp von), ein berühmter Archäologe, geboren den 22ſten März 1691 zu Cüſtrin, wo ſein Vater Leib- und Provinzialarzt, Bürgermeiſter und Mitglied der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher war. Er ſtudirte von 1706 an mehrere Jahre zu Frankfurt an der Oder Theologie, und beſonders Alterthümer, reiſ'te, um die berühmteſten Kunſtwerke kennen zu lernen, und ſelbſt Antiken zu ſammeln, durch Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien, war nachher engliſcher Agent zu Rom, und lebte ſeit 1731 in Florenz, wo er 1757 ſtarb. Er beſaß eine für einen Privatmann ungemein große und wichtige Sammlung von Antiken, alten und neuen Münzen, Originalſtücken der berühmteſten Mahler, Kupfer- und Holzſtichen, Naturalien, Handſchriften u. ſ. w.; beſonders aber geſchnittene Steine und Paſten, in welchen ſich die Ideen der Künſtler am mannichfaltigſten zeigen. Winckelmann theilte eine Beſchreibung davon in einem eigenen Werke: Description des pierres gravées du feu Baron Stosch, Flor. 1760 mit. Er ſelbſt hatte ſchon 1724 zu Amſterdam: Gemmae antiquae caelatae sculptt. imaginibus insignitae etc. in Fol herausgegeben, welche Bernard Picard in Kupfer ſtach, und Limiers ins Franzöſiſche überſetzte. Das Hauptcabinet der ſtoſchiſchen Gemmen kaufte Friedrich der Große von Preußen. Der Kunſthändler Frauenholz in Nürnberg beſitzt dies Cabinet in Schwefelabdrücken, und ließ davon eine Auswahl der ſchönſten und lehrreichſten in Kupfer ſtechen, und mit gelehrten und artiſtiſchen Anmerkungen von Schlichtegroll begleiten.

Strabo. Dieſer berühmte griechiſche Geograph ward zu Amaſea in Cappadocien um das Jahr 19 nach Chr. Geb. geboren. Er ſtudirte in ſeiner Jugend Rhetorik und ariſtoteliſche Philoſophie. Später machte er ſich auch mit den Grundſätzen der ſtoiſchen Schule bekannt, denen er dann folgte. Er machte große Reiſen nach Griechenland, Italien, Ägypten, und durchwanderte auch ſein Vaterland, Aſien. Alle dieſe Gegenden und Länder ſuchte er genau zu erforſchen, und möglichſt genaue Nachrichten über Politik und Statiſtik einzuziehn. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt. Von ihm haben wir noch ein großes geographiſches Werk in 12 Büchern. Daſſelbe enthält nicht bloß magere Namenverzeichniſſe der Länder und Örter, ſondern auch ausführliche Berichte über Sitten und Regierungsverfaſſung. Es iſt daher ein hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Werk. Er ſchöpfte ſeine Nachrichten theils aus eignen Beobachtungen, theils aus den damals vorhandenen geographiſchen Werken eines Hekatäos, Artemidoros, Eudoxios und Eratoſthenes. Übrigens benutzte er auch Geſchichtſchreiber und Dichter, und brachte dadurch ein Werk zu Stande, das an Reichhaltigkeit und Gründlichkeit alle früheren übertraf, und für uns von der größten Wichtigkeit iſt. Der berühmte Iſaak Caſaubonus fällt von demſelben das Urtheil, daß kaum ein oder zwei Werke des Alterthums die Vergleichung mit demſelben aushielten. Die beſte Ausgabe iſt diejenige, welche Siebenkees angefangen und Tzſchucke fortgeſetzt, jedoch nicht vollendet hat. Sie beſteht aus ſieben Bänden, und iſt zu Leipzig von 1796 — 1811 erſchienen. Eine Überſetzung dieſes Werks von Abr. Jac. Penzel

in vier Bänden mit Landkarten und Riſſen iſt in Lemgo 1775—1777 gedruckt worden. Kl.

Strafe nennt man im Allgemeinen jedes mit einer freien Handlung willkürlich verknüpfte Übel, welches den Zweck hat, den Thäter, oder auch Andre von der Begehung oder Wiederholung der Handlung abzuſchrecken. Verbrechen und Strafen in criminaliſtiſcher Hinſicht ſind Correlate, die letztern ſind Folgen der erſtern, und daher müſſen wir hier im Allgemeinen die Lehre von den Verbrechen mit abhandeln. Die letztern ſind nämlich ſolche freie Handlungen, welche durch ein Strafgeſetz verboten ſind. Freiheit, d. h. die Fähigkeit, ſich zur Begehung oder Unterlaſſung einer Handlung zu beſtimmen, ein ſtrafedrohendes Geſetz, und die Verpflichtung, dem Geſetze zu gehorchen, ſind nothwendige Erfoderniſſe zum Begriffe eines Verbrechens und zur Vollziehung der Strafe an dem Thäter. Je nach dem die Verbrechen in dem Vorſatze (dolus) des letztern, oder bloß in ſeiner Nachläſſigkeit und Unvorſichtigkeit (culpa) ihren Grund haben, theilt man ſie wiederum in vorſätzliche, eigentliche oder wahre Verbrechen (delicta dolosa), oder in ſchuldhafte oder Scheinverbrechen (delicta culposa) ein. Unter zufälligem Verbrechen (delictum casuale) verſteht man ſolche erlaubte, aber ſchädliche Handlung, deren Schädlichkeit weder in dem Vorſatze, noch in der Schuld des Thäters, ſondern bloß in einem zufälligen Ereigniſſe ihren Grund hat. Es gehört bloß dem Namen nach zu den Verbrechen, iſt keiner Strafe, aber wohl der criminalrichterlichen Unterſuchung unterworfen. Ferner werden die Verbrechen eingetheilt in ſchwere (atrocia) und nicht ſchwere (non atrocia); in ſolche, welche Spuren hinterlaſſen (delicta facti permanentis), und in ſolche, die keine Spuren hinterlaſſen (delicta facti transeuntis). Die erſtere Eintheilung hat auf die Strafbeſtimmung, die letztere auf das Unterſuchungsverfahren Einfluß. Die Unterlaſſungen der durch Geſetze bei Strafe gebotenen Handlungen heißen Unterlaſſungsverbrechen (delicta amissionis), im Gegenſatze der Begehungsverbrechen (delicta commissionis). Im Zweifel nimmt man bei Unterlaſſungsverbrechen an, daß ſie aus Fahrläſſigkeit, nicht aus Vorſatz, begangen ſind. Die Eintheilung in kirchliche (ecclesiastica), und weltliche Verbrechen (delicta saecularia) hat bei den Proteſtanten keinen Nutzen. Practiſch wichtiger iſt aber bei Beſtimmung der Strafen die altdeutſche Eintheilung in handhafte oder nicht übernachtete (die nicht zur Nachtzeit begangen ſind), und in nicht handhafte oder übernachtete, ingleichen die Eintheilung in prämeditirte und nicht prämeditirte Verbrechen. Der Unterſchied zwiſchen Verbrechen, die an Haut und Haar, und ſolchen, die an Hals und Hand gehen, hat in der Gränzbeſtimmung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit noch practiſchen Werth. Mehrere von einem Subject an einem und demſelben Gegenſtand, aber zu verſchiedenen Zeiten, begangene Verbrechen von Einer Gattung heißen fortgeſetzte (delicta continuata); ſind ſie an unterſchiedenen Gegenſtänden verübt, ſo heißen ſie wiederholte Verbrechen (delicta repetita). Hat Jemand mehrere Verbrechen verſchiedener Gattung begangen, ſo nennt man diejenigen, welche nicht die Hauptmiſſethat der Statt habenden Unterſuchung ausmachen, zuſammenfließende (delicta concur-

rentia). Unter peinlichen oder Criminalverbrechen im engern Sinn verſteht man ſolche, worauf eine Todes-, eine entehrende Leibes- oder eine der letztern gleich geachtete Strafe ſteht. Verbrechen, denen eine geringere Strafe folgt, heißen Civil- oder geringe Verbrechen, geringe Frevel, Begünſtigungen. Strafbare Handlungen gegen die allgemeinen, bürgerlichen und natürlichen Pflichten nennt man gemeine, hingegen ſolche, welche bloß wider beſondre Verpflichtungen eines Subjects gehen, beſondre Verbrechen. Sind die gewöhnlichen peinlichen Rechtsvorſchriften hinſichtlich der Gerichtsbarkeit, des Verfahrens und der Beſtrafung bei einem Verbrechen anzuwenden, ſo iſt es ein delictum non exceptum, im entgegengeſetzten Fall ein delictum exceptum. Gemeindeverbrechen (delicta universitatis) ſind ſolche, die in dem Willen und der vereinten Thätigkeit, oder doch in dem Auftrage aller Gemeindeglieder ihren Grund haben. Bei der Beſtrafung der Miſſethat ſieht man darauf, ob der Urheber ſeine That ſo weit ausgeführt habe, als er ſich vorgeſetzt hatte; dann iſt ein vollbrachtes Verbrechen (delictum consumatum) vorhanden. War das nicht der Fall, und war bloß die Abſicht ohne äußere Handlungen da, ſo heißt es ein vorgeſetztes Verbrechen; zeigte ſich jedoch der Vorſatz ſchon in äußern Handlungen, ſo iſt ein verſuchtes, und wenn der Verbrecher bereits mit der wirklichen Begehung der Miſſethat beſchäftigt war, ein angefangenes Verbrechen (delictum inchoatum, conatus delinquendi proximus) vorhanden. Die bloßen Anſtalten zur Begehung einer Miſſethat nennt man verſuchtes Verbrechen in engerer Bedeutung (attentatum delictum, conatus delinquendi remotus). Je nachdem die Strafe in den Geſetzen ausdrücklich beſtimmt iſt, oder nicht, theilt man die Verbrechen in benannte und unbenannte ein. Zur Anwendung einer geſetzlichen Strafe wird der Vorſatz des Verbrechers erfodert, und daß er von der Miſſethat deutliche Begriffe gehabt habe. Bei jeder an ſich unerlaubten Handlung wird dieſer Vorſatz zwar vermuthet, allein ſcheinbare Entſchuldigungsgründe und ſtarke Vermuthungen werden zugelaſſen, um die Größe und Strafbarkeit des Vorſatzes zu mindern. Der Vorſatz, zufolge deſſen der Miſſethäter ein Verbrechen nach ſeinem ganzen Umfange wollte, heißt der eigentliche oder dolus directus; hier findet die ordentliche geſetzliche Strafe Statt. Wollte der Verbrecher das Verbrechen nicht ſeinem ganzen Umfange nach begehen, ſo heißt es ein entfernter Vorſatz (dolus indirectus), und es findet in der Regel hier nicht die geſetzliche, ſondern eine außerordentliche Strafe Statt. Ein Verbrecher aus Nachläſſigkeit wird nach den verſchiedenen Graden der Schuld beſtraft. Die höchſte Fahrläſſigkeit (culpa lata) wird, wenn von Schadenerſatz oder Beſtrafung geringerer Frevel die Rede iſt, dem Vorſatze gleich geachtet. Eine geſetzliche Lebens- oder ſchwere Leibesſtrafe iſt hier nur dann zuläſſig, wenn die Geſetze ſie auch ausdrücklich für das ſchuldhafte Vergehen beſtimmten, oder die begangene Nachläſſigkeit für den ganzen Staat ſchädlich geworden iſt. Das zufällige Verbrechen, oder eine nicht unerlaubte, aber durch Zufall ſchädlich gewordene Handlung, wird nicht beſtraft, wenn nur der Thäter dieſe Handlung am rechten Orte, zur rechten Zeit und auf die gehörige Weiſe vornahm. Um den Geſetzen, welche theils

an ſich unerlaubte, oder den Staats- und geſellſchaftlichen Zwecken zuwiderlaufende Handlungen verbieten, Kraft und Nachdruck zu geben, wurden Strafen eingeführt. Dieſe ſind nun entweder Criminal- oder Civil- oder Polizeiſtrafen. Die Criminal-, peinlichen oder ſchweren Strafen ſind ſolche, welche größere Verbrechen zum Gegenſtande haben. Sie beſtehen 1. in Lebensſtrafen. Dieſe ſind entweder geſchärfte (poenae capitales qualificatae), wenn nämlich die Hinrichtung zur Schärfung der Strafe noch mit beſondern, für den Miſſethäter ſchimpflichen oder ſchmerzhaften Umſtänden verbunden wird; oder die Lebensſtrafen ſind auch einfache (poenae capitales simplices), wo weder vor, noch nach der Tödtung ſchmerzliche oder beſchimpfende Umſtände Statt haben. Die gewöhnlichen, noch zum Theil in Deutſchland üblichen Todesſtrafen ſind a) die Enthauptung oder die Strafe des Schwerts, b) der Galgen (das Henken), c) das Rädern, von oben und von unten auf (das Letztere iſt die ſchärfere Strafe), d) das Säcken oder Erſäufen (nicht mehr gebräuchlich), e) das Viertheilen, f) das Verbrennen, g) das Pfählen, iſt gleichfalls außer Gebrauch. Die Schärfungen dieſer Lebensſtrafen haben Statt wegen des Zuſammentreffens mehrerer Capitalverbrechen, wegen der beſondern Größe des Vorſatzes, des verurſachten Schadens und der Gefahr, und wegen der Wiederholung der Miſſethat. Sie ſind a) das Reißen mit glühenden Zangen, b) das Schleifen zur Gerichtsſtätte, c) das Rädern von unten auf (ſ. vorher), d) das Verbrennen des Körpers nach der Enthauptung, e) das Begraben des Enthaupteten unter dem Galgen, f) das Abhauen der Hand vor der Tödtung und das gewöhnlich damit verbundene Aufſtecken des Kopfes und der Hand auf den Pfahl, g) das Niederreißen des Hauſes und die Errichtung eines Schandpfahls, welches ehedem auch das Zimmerbrechen hieß. Die Einziehung aller Güter findet neben der Todesſtrafe nur bei dem Hochverrathsverbrechen Statt. Die Leibesſtrafen ſind a) bloß freiheitbeſchränkend, als Gefängniß und Verweiſung außerhalb Landes, b) freiheitsbeſchränkend und mit Beſchwerlichkeiten verbunden, Zuchthausſtrafe, Karrenſchieben u. ſ. w., c) eben ſolche, die noch durch ſchmerzhafte Übel geſchärft ſind, z. B. Zuchthausſtrafe mit Willkommen und Abſchied, Karrenſchieben mit Tragen eines eiſernen Halsringes u. ſ. Bloße körperlichen Schmerz erregende Strafen ſind a) Verſtümmelungen, die aber in beſſer geordneten Staaten abgeſchafft ſind, b) ſchmerzerregende, dem Körper unſchädliche Übel, z. B. Ruthenſtreiche u. ſ. w. Dieſe finden häufig bei geringern Vergehungen, oder bei jungen, noch nicht ganz verderbten Miſſethätern Statt. 3. Die Ehrenſtrafen ſind theils als Folgen der peinlichen Strafen überhaupt zu betrachten, oder es ſind auch für ſich beſtehende Strafen, die einen größern oder geringern Verluſt der Ehre bewirken. Man kann ſie eintheilen: a) in ſolche Ehrenſtrafen, wodurch alle Anſprüche auf gemeine bürgerliche Ehre vernichtet werden, z. B. Zerbrechung des adeligen Wappens durch den Schinder, Brandmarkung und der gewöhnlich damit verbundene Staupenſchlag, Verluſt des ehrlichen Begräbniſſes, bürgerlicher Tod, Aufhängen des Bildniſſes an den Galgen; 2. in ſolche, wodurch eine beſondre bürgerliche Ehre, jedoch ohne nachtheilige Folge für die gemeine Ehre entzogen wird, als: Caſſation, Verluſt des Adels, Ausſchließung von

Gilden und Zünften, Abſetzung vom Amte, 3. in ſolche, die bloß Beſchämung und Züchtigung zum Zweck haben. Dieſe können nach dem Stande des Verbrechers und der Größe der Miſſethat auch mit körperlich empfindbaren Übeln verbunden ſeyn, z. B. Halseiſen, ſpaniſcher Mantel u. ſ. w., oder ſie ſind das nicht, wie Suspenſion vom Amte, Kirchenbuße, gerichtlicher Verweis, Abbitte, Widerruf einer Injurie u. ſ. w. Dieſe letztere Claſſe der Ehrenſtrafen, wodurch hauptſächlich die Beſſerung des Gezüchtigten bezweckt werden ſoll, zieht häufig die Anrüchigkeit nach ſich, beſonders dann, wenn ſie in einem, für den Beſtraften körperlich beſchwerenden Übel beſteht. Der höchſte Grad der Ehrenſtrafe iſt immer der Todesſtrafe gleich zu achten. Der bürgerliche Tod iſt eine Rechtsvorſtellung (fictio Juris), vermöge welcher Jemand hinſichtlich aller oder einiger rechtlichen Handlungen als wirklich todt betrachtet wird. Nicht immer iſt dies als Ehrenſtrafe anzuſehen, da Jemand durch Abweſenheit, Nachläſſigkeit oder Unwiſſenheit Veranlaſſung zu einer bürgerlichen Todeserklärung geben kann, die dann nur hinſichtlich der von ihm verſäumten Handlungen rechtliche Wirkung hat. Vermögensſtrafen haben nicht allemal einen Verluſt oder eine Kränkung der Ehre zur Folge. Sie finden hauptſächlich Statt a) bei Wucherern, b) Falſchmünzern, c) Zollbetrügern, d) Pasquillanten, e) Ehebrechern, f) Aufkäufern von Lebensmitteln, g) wegen begangener Lehnsfehler, h) Weinverfälſchung, i) andern Fälſchungsverbrechen und Defraudationen, k) bei Pfuſchern und Böhnhaſen, l) bei entlaufenen Soldaten, die in fünf Jahren nicht zurückkehren, und beſonders in polizeilichen und fiscaliſchen Fällen. Außer dem Verbrechen des Hochverraths erſtrecken ſich die Vermögensſtrafen gewöhnlich nur auf einen Theil der Güter, und vorzüglich auf die Werkzeuge, womit die Verbrechen verübt worden ſind. Auch auf Vermögensſtücke, die nach der That veräußert wurden, hat der Fiscus Anſprüche, wofern nicht die Veräußerung rechtmäßig war. Bürgerliche Strafen ſind ſolche, welche nicht als Folge eines peinlichen Verbrechens, ſondern als Strafe eines geringen Vergehens zu betrachten ſind, und daher auch von dem Civilrichter verhängt werden können. Sie ſind hauptſächlich 1. Geldbußen; doch behält eine von dem Landesherrn in eine Geldbuße verwandelte peinliche Leibesſtrafe ihre Natur als Criminalſtrafe bei, ohne jedoch in der Regel mit Ehrloſigkeit verbunden zu ſeyn; 2. Gefängnißſtrafe, z. B. Bürgerzwang oder Bürgergehorſam, welche jedoch mit einer peinlichen Gefängnißſtrafe nicht in Verhältniß ſteht; 3. ſolche Geldſtrafen, die weder einer Leibesſtrafe gleich ſind, noch in eine ſolche verwandelt werden dürfen; 4. Ausſtellung an den Straf- (nicht an den Schand-) pfahl; 5. Verurtheilung zu gewöhnlichen Hand- und Feldarbeiten; 6. der Stockſchilling, oder die Züchtigung mit Schlägen; 7. die Confination, oder Landes-, Stadt- und Bezirksumzäunung, wodurch Jemand verpflichtet wird, ſich außerhalb eines gewiſſen Bezirks nicht zu entfernen; 8. Abſetzung vom Dienſt ohne Infamie; 9. Suspenſion von der Amtsführung auf eine gewiſſe Zeit; 10. gerichtlicher Verweis; 11. gerichtlicher oder öffentlicher Widerruf; 12. gewiſſermaßen auch die Abbitte und die Ehrenerklärung. Die Fälle, wo dieſe Strafen erkannt waren, ſind nach Maßgabe des Vergehens, des Verhältniſſes und der Schuld des Thäters ſehr verſchieden.

Bei Beſtrafung der Verbrechen kommt beſonders der Grad der Zurechnung deſſelben in Anſchlag. Dieſer wird beſtimmt 1. durch die Größe des Vorſatzes, 2. durch die Größe des angerichteten oder zu befürchtenden Schadens, 3. durch die größere oder geringere Kenntniß des Verbrechers, welche er von der Schädlichkeit und Strafbarkeit der Miſſethat hatte; 4. bei bloßen Leibesſtrafen auch durch die Unvermögenheit zum Schadenerſatze. Je mehr Gründe der Miſſethäter hatte, eine Unthat zu unterlaſſen, je ſtrafbarer iſt er. Je mehr Verſuchungen zur Begehung eines Verbrechens vorhanden waren, je weniger kann es zugerechnet werden. Die Strafe kann nur den Urheber eines Verbrechers und ſeine vorſätzlichen oder ſchuldhaften Theilnehmer treffen. Geldbußen, die bei Lebzeiten des Verbrechers nicht erkannt worden ſind, können auch nach ſeinem Tode nicht Statt finden, wofern er nicht, um der Strafe zu entgehen, ſich ſelbſt ermordet, oder auf andere widerrechtliche Weiſe das Urtheil zu verzögern ſuchte. Nur ſelten, und bloß zur Abſchreckung wird an dem Leichnam des nicht hingerichteten, und vor ſeinem Tode nicht verurtheilten Verbrechers eine Strafe vollzogen. Strafen am Bildniſſe eines Miſſethäters erfodern gerichtliches Bekenntniß oder Überweiſung, und beide müſſen durch vorhandene Vermuthungen unterſtützt werden. Die Strafe am Bildniß, welche bloß vom Oberrichter erkannt werden kann, hebt, wenn ſie nur ſubſidiariſch gegen einen abweſenden Verbrecher vollzogen worden, die wirkliche Strafe nicht auf. Die Folgen der Strafe am Bildniſſe ſind Ehrloſigkeit, Fortdauer der etwa verhängten Aufzeichnung und Sequeſtration der Güter, und daß der Verbrecher für geächtet gehalten wird. Zur Strafe an dem Leichnam iſt erfoderlich 1. gehörige Unterſuchung der Miſſethat, 2. Überweiſung oder Bekenntniß des Verbrechers, 3. geſetzlich wegen des Verbrechens verordnete Todesſtrafe, 4. daß ein peinliches Verfahren nicht ſchon durch Verjährung, Abolition oder Begnadigung unzuläſſig geworden ſey, 5. daß die Todesſtrafe nicht durch Milderungsgründe hätte abgewandt werden können, 6. die Nothwendigkeit einer abſchreckenden Strafe wegen häufiger Begehung des Verbrechens, 7. Erkenntniß des Oberrichters oder der Rechtsgelehrten. Ein Miſſethäter, welcher der lebenswierigen Zuchthausſtrafe oder der Verurtheilung zu lebenslänglichen, öffentlichen Arbeiten ſich ſchuldig gemacht hat, wird überhaupt nicht auf dem Gottesacker, ſondern durch den Büttel an einem andern Ort, jedoch nicht auf eſelsmäßige Weiſe, eingeſcharrt. Wenn die Geſetze des Orts, wo das Verbrechen begangen wurde, von denen, wo der Miſſethäter zur Unterſuchung gezogen worden, ſich unterſcheiden; ſo hat die gelindere vor der ſchärfern Strafe den Vorzug. Bei ſchweren oder eigentlichen Halsverbrechen wird jedoch die Strafe in gedachtem Falle nach gemeinem Rechte beſtimmt. Die Strenge der Landesgeſetze trägt zur Schärfung der Strafe eines auf fremdem Gebiet begangenen Verbrechens nichts bei. Bei Verſchiedenheit des Gerichtsgebrauchs hat der des Unterſuchungsgerichts den Vorzug. Die Strafen theilt man ein in ordentliche oder geſetzliche und außerordentliche oder willkürliche Strafen. Erſtere ſind durch das Geſetz ausdrücklich für einen vorkommenden Fall beſtimmt; letztere werden von dem Richter in ſolchen Fällen erkannt, wo die geſetzliche Strafe nicht Statt haben kann, oder wo überhaupt die

Beſtimmung der Strafe dem richterlichen Ermeſſen überlaſſen iſt. Die Veränderung geſetzlicher oder auch durch richterlichen Ausſpruch erkannten Strafen findet Statt, 1. wenn der Hauptzweck der Strafe durch die Anwendung derſelben nicht erreicht worden, 2. wenn die Vollziehung überhaupt unmöglich, oder doch höchſt ſchwierig iſt, 3. wenn die Strafe nicht ſowohl dem Verbrecher, als einem Unſchuldigen nachtheilig ſeyn würde, 4. wenn der Stand oder die perſönlichen Verhältniſſe des Verbrechers eine Ausnahme nothwendig machen. Doch muß der Unterrichter wegen einer ſolchen nothwendigen Strafveränderung erſt bei dem Oberrichter anfragen. Die willkürlich erkannten Strafen kann er ohne Anfrage bei dem Oberrichter verändern, wenn hinreichende Gründe dazu vorhanden ſind. Milderungsgründe der Strafen ſind entweder allgemeine, welche in Hinſicht jedes Verbrechens, oder beſondre, welche nur hinſichtlich einiger Verbrechen Statt finden. Zu den allgemeinen Milderungsgründen gehören 1. der Mangel an Vorſatz und Überlegung, 2. ſchlechte Erziehung, 3. ein vorher geführter guter Lebenswandel, 4. langwieriges, von dem Miſſethäter nicht verſchuldetes Gefängniß, 5. unverſchuldete Trunkenheit, wodurch das Verbrechen veranlaßt worden, 6. Reue, 7. freiwilliges Geſtändniß, 8. weibliche Schwäche und Leichtſinn, 9. Leibesſtrafen werden bei Schwangern und Säugenden gemildert, und ſo ſind auch 10. Jugend, 11. ein ſehr hohes Alter, 12. Verführung, 13. Armuth des Verbrechers, 14. Mangel an Verſtand und Kenntniſſen, 15. beſondre Kunſtfertigkeit des Miſſethäters, 16. eine zahlreiche Familie deſſelben, die durch ſeine Beſtrafung, wenn dieſe in einer Leibesſtrafe beſteht, brotlos würde, 17. Krankheit bei Leibesſtrafen, 18. Nachlaß und Fürbitte des Beleidigten, 19. bei geringern Verbrechen auch der Vergleich mit demſelben, 20. die Erſetzung des geſtifteten Schadens, häufig als Milderungsgründe ſehr in Betracht zu ziehn. Bei den Strafen des Ehebruchs und der Injurien findet die Gegenrechnung oder Compenſation, wo nämlich der Beleidigte ſich gleiche Vergehungen erlaubt hat, als Milderungsgrund Statt. Die Strafen fallen überhaupt weg im Falle 1. der unbedingten Freiſprechung, 2. der völligen Begnadigung, denn oft kann die Begnadigung auch beſchränkt ſeyn, und nur in einer Milderung der Strafe beſtehen, 3. der völligen Abolition oder Aufhebung des Prozeßverfahrens, 4. der Verjährung des Verbrechens, welche in der Regel zwanzig Jahre, bei Unkeuſchheitsverbrechen, mit Ausſchluß des Ehebruchs und der Blutſchande fünf Jahre dauert, 5. der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, 6. der Losſprechung von der Inſtanz, wenn keine neuen Anzeigen und Beweiſe ſich ergeben, 7. des Todes des Verbrechers, wofern er kein Hochverräther war, oder wo nicht ein ſolcher Fall vorhanden iſt, daß eine Strafe am Bildniſſe Statt gefunden hätte; 8. bei geringen Vergehungen im Falle des Vergleichs, der Compenſation, des Schadenerſatzes, der Fürbitte des Beleidigten; Leibesſtrafen fallen überhaupt weg, 9. wenn der Verbrecher vor Vollziehung derſelben wahnſinnig oder auf ſolche Weiſe krank wird, daß die Strafe einen unheilbaren Nachtheil an ſeiner Geſundheit haben würde. Gewöhnlich werden im letztern Fall die Leibesſtrafen in Geldbußen verwandelt. Die Verbindlichkeit zum Erſatze des Schadens erliſcht aber nicht mit der Strafe. Noch bemerken wir, daß häufig die peinlichen Eh=

ten=, Freiheits= und Vermögensſtrafen mit zu den Leibesſtrafen gerechnet werden. Man ſehe hier ferner noch die Artikel: Criminalrecht, Strafrecht, Todesſtrafen, Verbrechen, ingleichen Beccaria.

Strafford (Thomas Wentworth, Graf von), von einer ſehr ausgezeichneten engliſchen Familie, geboren 1593, ein berühmter engliſcher Miniſter, und einer der muthigſten und beredteſten Vertheidiger der Partei des Volks gegen die königliche. Er ſtimmte für die Anklage des Herzogs von Buckingham, des bekannten ſchlechten Miniſters Jacobs I. und Carls I., und widerſetzte ſich eifrig den Anmaßungen der Krone. Nach dem Tode jenes Günſtlings, der ſich und dem Könige ſo großen Haß zugezogen hatte, wählte Carl I. Wentworth zu ſeinem Miniſter, entweder um dadurch das Andenken an Buckingham, und den durch ihn bei der Nation erregten Unwillen zu verlöſchen, oder auch um ſich ſelbſt durch jenen großen und talentvollen Mann eine kräftige Stütze zu verſchaffen. Wentworth widmete ſich jezt ganz der Sache des Königs, der ihn dafür zum Grafen von Strafford, zum Lordlieutenant, ferner zum Vicekönig von Irland, zum Präſidenten des Raths von York und zu ſeinem Miniſter ernannte. Die Partei aber, welche Wentworth verlaſſen hatte, verzieh ihm das nicht. Länger als zehn Jahre vor ſeinem unglücklichen Tode, als der Graf ſich wegen ſeiner Veränderung entſchuldigte, ſagte ihm ein Mitglied der Volkspartei, Namens Pym: „Sie verließen uns, ich werde ſie aber nicht verlaſſen, ſo lange ſie noch den Kopf auf den Schultern haben.“ Pym hielt Wort. Seiner Seits hatte Strafford Feinde, die es theils aus Eiferſucht waren, theils durch ſeinen ſtolzen und feſten Charakter wurden. Seine Talente und ſeine muthvolle Verwaltung machten, daß ſeine Gegner lange ſchwiegen. Aber bloß durch ſein Anſehn und durch ſtrenge Maßregeln erhielt er die Gewalt in den ſchwachen Händen des Königs. Als die Gemeinen ſich ſtark genug fühlten, um ihn anzugreifen, benutzten ſie alle jene Umſtände gegen ihn. Strafford, der das Ungewitter kommen ſah, wollte ſich in Sicherheit begeben, aber Carl hielt ihn zurück mit der Verſicherung, daß er ihn ſchützen würde, und daß das Parlament ihm kein Haar auf ſeinem Haupte berühren ſolle. Das Haus der Gemeinen ſetzte indeſſen gegen Strafford in einer geheimen Sitzung die Anklageacte auf, und ſandte dieſelbe an das Oberhaus, wo der Miniſter verhaftet wurde. Um die Anklage zu verfolgen, ernannte das Unterhaus eine Commiſſion, welche ſich unausgeſetzt vier Monate lang mit dem Prozeß beſchäftigte. Es ward für die Anklagezeugen, welche man aus den drei Königreichen hervorgeſucht hatte, ein großes Amphitheater gegen die Sitze der Pairs zu errichtet. Der König und die Königin wohnten allen Sitzungen, welche achtzehn Tage dauerten, in einer beſonders für ſie errichteten Tribune bei. Die Mitglieder, welche als Ankläger auftraten, griffen den Beklagten mit aller der Umſtändlichkeit und Heftigkeit, welche nur durch lange Vorbereitung und den bitterſten Groll begründet werden können, an; der Graf hingegen hatte viele Rückſichten zu nehmen. Als ſeine Richter ihm einige, durch Herkommen oder Umſtände gerechtfertigte Handlungen einer willkürlichen Gerichtspflege vorwarfen, antwortete Strafford: Wenn Sie die Miniſter des Königs über unbedeu=

ꝛnde Kleinigkeiten verhören wollen, ſo wird das Verhör unerträglich ſeyn, und wenn Sie gar wegen geringer Fehler die Miniſter zu harten Strafen verurtheilen wollen, ſo werden die öffentlichen Angelegenheiten verlaſſen werden. Nie wird ein vernünftiger Mann, der eine Ehre oder ein Glück zu verlieren hat, ſich um Dinge von ſo geringem Werth den ſchrecklichſten Gefahren ausſetzen wollen." Er vertheidigte ſich mit Würde und Beſcheidenheit, und ſo geſchickt, daß die Gemeinen ihn auf geſetzlichem Wege nicht verurtheilen konnten. Deßhalb entwarfen ſie eine Überführungsbill, welchem revolutionären Verfahren ſich 59 Mitglieder widerſetzten. Allein die Häupter der Volkspartei ließen die Kanzeln der Puritaner von Declamationen über die Nothwendigkeit, gegen große Verbrecher ſtreng zu verfahren, ertönen, und ungefähr 6000 Menſchen aus dem Pöbel, mit Degen und Knütteln bewaffnet, umgaben die Säle des Parlaments. Die Namen der 59 Gegner jener Bill wurden angeſchlagen, und mit den Beiworten: Straffordianer und Verräther, bezeichnet. Hierauf gab man ſie und die Pairs den Mißhandlungen und Drohungen des Volks Preis. Die Pairs wurden hiedurch ſo in Schrecken geſetzt, daß von 80, welche beſtändig während des Prozeſſes den Sitzungen beigewohnt hatten, nur 45 erſchienen, als die Überführungsbill übergeben wurde. Neunzehn erklärten ſich dagegen; und Strafford wurde verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Nun bedurfte man jedoch noch der Zuſtimmung des Königs. Man führte die nach Blut ſchreienden Volkshaufen gegen das königliche Schloß, und die Königin beredete den ſchwachen Carl, nachzugeben. Man ſagt, der König habe noch widerſtanden, als Strafford ſelbſt ihm geſchrieben habe, daß er ihn ſeinem Schickſale überlaſſen möchte. Indeſſen ſchien der Graf doch erſtaunt, als man ihn benachrichtigte, daß Carl in ſeine Hinrichtung gewilligt habe. „Setzet euer Vertrauen," ſagte er mit der Bibel, „nicht auf Fürſten, denn es iſt kein Heil von ihnen zu erwarten." Er ſtarb den 12ten Mai 1641 mit großem Muthe 49 Jahr alt. Ehe er ſein Haupt auf den Block legte, ſagte er: „Ich lege meinen Kopf eben ſo gern hin, wie ich ihn jemals zum Schlafe gelegt habe. Nur fürchte ich," ſetzte er hinzu, „daß es für die beabſichtigte Staatsreform ein übles Vorzeichen iſt, daß man ſie mit unſchuldigem Blutvergießen beginnt." Strafford wiederholte ſeinem Gebieter häufig einen denkwürdigen Grundſatz: „wenn die Nothwendigkeit einen Fürſten zwingt, die Geſetze zu verletzen, ſo muß dies mit der größten Vorſicht geſchehen, und ſo bald als möglich muß man den Geſetzen für Alles wieder Genüge leiſten, was ſie durch das gefährliche Beiſpiel gelitten haben. Dieſer Miniſter, ſagt der Abbé Millot, war unſtreitig nicht vorwurfsfrei. Allein Rapin-Thoyras ſcheint uns zu ſehr gegen ſeine Verdienſte eingenommen. Während ſeiner Statthalterſchaft in Irland erwarb er ſich in dieſem wichtigen und ſchweren Poſten einige Anſprüche auf die öffentliche Dankbarkeit. Durch ſeine Bemühungen, ſeine Wachſamkeit und Standhaftigkeit erhielt er dort den Frieden, vermehrte die Hülfsquellen, ermunterte den Ackerbau und den Gewerbfleiß, errichtete Manufacturen, machte die Marine hundertmal ſo ſtark, wie er ſie gefunden hatte, und vereinigte ſtets das Intereſſe des Volks mit dem des Königs. Wenn man die Geſchichte der Macaulay lieſ't, glaubt man Straffords per=

ſönliche Feinde zu hören. Sie findet nichts gegen den Prozeß auszuſetzen; ſie treibt die Parteilichkeit ſo weit, dem Grafen ſeine großen Talente abzuſprechen, und ſeine Vertheidigung zu verachten. Zwiſchen der Macaulay, die durch ihren Republikanismus irre geleitet wird, und Hume, den man der Parteilichkeit in anderer Hinſicht anklagt, gibt es ein unzweideutiges Zeugniß von Whitlocke, der Vorſitzer der Anklagecommiſſion gegen Strafford war, und der mit Aufrichtigkeit ſagt: „daß nie Jemand eine ſolche Rolle auf einem ſolchen Theater mit mehr Standhaftigkeit, Beredſamkeit, Vernunft, Einſicht und Mäßigung, ja ſelbſt mit mehr Anſtand geſpielt habe, als dieſer große und herrliche Mann. Daß er in dem Herzen aller ſeiner Gegner, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl, Mitleiden und Gewiſſensbiſſe erregt habe." Die Geſchichte ſagt, daß Carl I. ſich auf dem Blutgerüſte noch den Tod des Grafen von Strafford vorgeworfen habe. Man darf weder an der Aufrichtigkeit, noch Gerechtigkeit dieſes Vorwurfs zweifeln. Aber, wofern man nicht den Königen bis ins Grab ſchmeicheln will, kann man dieſe unnütze Reue nicht anführen, um dadurch Carls Andenken zu ehren. Die Schriftſteller, welche ihn deßhalb gelobt haben, hätten beſſer gethan, ihn mit dem heiligen Flor ſeines Unglücks zu umhüllen. Das Andenken Straffords wurde von Wilhelm III. rehabilitirt. P. N.

Strafpfahl muß nicht mit dem **Schandpfahl** oder Pranger verwechſelt werden. Die Stellung an den letztern zeugt allemal von einem ſchweren Verbrechen, und daß der Miſſethäter eine Leibesſtrafe verdient habe. Auch iſt gewöhnlich mit der Stellung an den Schandpfahl die Ehrloſigkeit verbunden, beſonders da jene gewöhnlich von dem Büttel vollzogen wird. Zuweilen pflegt auch die Stellung an den Schandpfahl oder eigentlichen Pranger durch das Anheften eines Zettels an die Bruſt, worauf die eigentliche Miſſethat mit kurzen Worten beſchrieben iſt, verbunden zu werden. Beſonders iſt dieſe Schärfung bei großen Betrügern anzuwenden. Der bloße Strafpfahl folgt nur auf geringe Verbrechen (Begünſtigungen), und zieht keine eigentliche Ehrloſigkeit, ſondern höchſtens nur ſolchen Schimpf nach ſich, welchen man infamia facti oder Anrüchigkeit zu nennen pflegt. Das Recht, einen Schandpfahl oder eigentlichen Pranger zu errichten, ſetzt allemal den Beſitz der peinlichen Gerichtsbarkeit voraus, und iſt ein Zeichen derſelben. Die Stellung an das gemeine Halseiſen oder an den Strafpfahl geſchieht nicht vom Schinder, ſondern vom Schließer, Pförtner oder Stadt- und Gerichtsknecht. Die Befugniß, den letztern zu errichten, iſt in Deutſchland als ein Ausfluß der niedern Gerichtsbarkeit zu betrachten. Nur muß man dies Halseiſen nicht mit demjenigen, welches an einem öffentlichen Pranger oder Schandpfahl befeſtigt wird, für einerlei halten, indem letzteres, wie angeführt worden, einer peinlichen oder Leibesſtrafe gleichzuachten iſt. N. P.

Strafrecht (man vergl. auch Strafen) iſt die Befugniß, Andern wegen rechts- oder vertragswidriger Handlungen ein Übel zuzufügen. Das peinliche **Strafrecht** iſt ein Ausfluß der Criminalgerichtsbarkeit, und hat die Beſtrafung eigentlicher Verbrechen, die es entweder an ſich, dem Naturrecht nach, oder vermöge eines poſitiven Geſetzes ſind, zum Gegenſtande. Das **Strafrecht** des Civilrichters beſchränkt ſich nur auf ſolche Stra-

ſen, die nicht zu den peinlichen gehören, und mehr zur Züchtigung des Beſtraften, als zur Abſchreckung für Andere dienen ſollen. Das Strafrecht der Ältern, Ehemänner, Dienſtherren, Lehrer u. ſ. w. darf nie die Gränzen der Züchtigung überſchreiten, und ſo fern ein wirklich körperliches Übel verhängt wird, nur mit der größten Mäßigung, nicht zum Schaden für die Geſundheit, und nicht als Abſchreckungsmittel für Andere gebraucht werden. Das Strafrecht der Ehemänner gegen ihre Frauen iſt überhaupt ſehr zu bezweifeln, da die Ehe in weltlicher Hinſicht beiden Theilen gleichmäßige Rechte, und nur in ſo fern dem Ehemann ein Vorrecht ertheilt, als in gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, wo beide Theile verſchiedener Meinung ſind, die Stimme des Mannes entſcheidet. Alle übrigen Begriffe einer Oberherrſchaft des Ehemannes über die Frau ſtammen aus dem rohen Zeitalter der Barbarei her, wo der Mächtigere ſich mit dem Schutze des Schwächern auch das Strafrecht über ihn anmaßte. Es ſollte daher, obgleich man dem Ehemanne noch hin und wieder in Gerichten ein Züchtigungsrecht zugeſteht, dieſe unſerer ſittlichen Ausbildung ganz widerſtreitende Meinung auch als unſtatthaft verworfen, und die Aufhebung der Ehen lieber erleichtert werden. So iſt auch das Straf- oder Züchtigungsrecht der Dienſtherren gegen ihre Dienſtboten durchaus verwerflich, da die erſtern weder ein Recht, noch eine Pflicht haben, die letztern in ſittlicher oder anderer Rückſicht zu beſſern. Auch iſt in mehreren beſſer geordneten Staaten das Strafrecht der Dienſtherren gänzlich abgeſchafft; und das um ſo mehr, da die Ausübung deſſelben gewöhnlich mit Selbſtrache verbunden iſt. Ein vertragsmäßiges Strafrecht gibt die zwiſchen zwei oder mehreren Contrahirenden bedungene Conventionalſtrafe (poena conventionalis), d. h. den Verluſt oder die Leiſtung desjenigen, wozu ſich Jemand verpflichtet, wenn er eine ihm obliegende Verbindlichkeit nicht erfüllen wird. Es kann ſeyn 1. eine auf den Reuefall ſtipulirte Strafe (Mulcta poenitentialis), d. h. eine ſolche, durch deren Leiſtung der, welchem die Verbindlichkeit obliegt, ſich von der Erfüllung der letztern befreien kann. Hier hat er die Wahl. Oder es iſt 2. eine Conventionsſtrafe auf den Contraventionsfall (Mulcta conventionalis stricte sic dicta), d. h. wenn der Verpflichtete ſeine Verbindlichkeit binnen einer gewiſſen Zeit nicht erfüllt; dann kann der Gläubiger oder Berechtigte außer der Conventionalſtrafe auch noch die Erfüllung der Verbindlichkeit fodern. Dieſe letztere Art wird im Zweifelsfalle vermuthet. Der Berechtigte kann ohne richterliche Hülfe die Conventionalſtrafe nur dann vollziehen, wenn ſie 1. freiwillig von dem Verpflichteten geleiſtet wird; oder 2. wenn bereits eine Leiſtung oder Zahlung geſchehen, die auf den Fall der Nichterfüllung für verfallen, und für Conventionalſtrafe erklärt iſt. Auch darf keine Ehrenkränkung und außer dem Wechſelarreſt und Einlager, kein körperlich empfindliches Übel Gegenſtand einer Conventionalſtrafe ſeyn, wenn ſie richterlich vollſtreckt werden ſoll. Gilden und Zünfte haben ein Strafrecht hinſichtlich ihrer Zunftgenoſſen, nicht aber gegen Fremde. Doch darf jenes Strafrecht nur in der Geldbuße von einigen Gulden beſtehen. Alle ehrenrührige Strafen, welche die Handwerker ſich ehemals gegen Zunftgenoſſen und Fremde erlaubten, ſind durch die Reichsgeſetze abgeſchafft. Ein beſonderes Straf-

recht, welches Privatperſonen unter gewiſſen Bedingungen ausüben, iſt das Recht der Pfändung. (M. ſ. Pfändung.) N. P.

Strahlenbrechung, ſ. Brechung der Lichtſtrahlen.

Stralſund iſt die Hauptſtadt vom ehemaligen ſchwediſchen Pommern an der Oſtſee, und zwar an der Meerenge Gella, der Inſel Rügen gegenüber. Sie iſt ſowohl von Natur durch die umliegenden Moräſte, Teiche und Seen, als auch durch Kunſt wohlbefeſtigt, und dieſe Befeſtigungen wurden in dem Jahr 1806 noch vermehrt. Nachmals wurden ſie jedoch zum Theil geſchleift, 1813 aber von den Schweden, auf Befehl des Kronprinzen Carl Johann, wieder hergeſtellt. Die Zahl der Häuſer betrug 1811 1223, und zu Ende des Jahrs 1800 zählte man 11,164 Einwohner, ohne das ſehr bedeutende Militär. Die Stadt hat einen ſehr anſehnlichen und ſichern Hafen, und treibt beträchtlichen Handel. Zur Zeit des hanſeatiſchen Bundes, deſſen Mitglied Stralſund war, befanden ſich hier viel Tuch- und andre Wollenmanufacturen; allein jetzt, da dieſe größtentheils verſchwunden ſind, beſchäftigen ſich die Einwohner hauptſächlich mit Malzmachen, einem Artikel, wovon jährlich 6 — 7000 Laſten ausgeführt werden. An Weizen, Gerſte, Roggen, Erbſen, pommeriſcher Wolle wird ebenfalls viel nach Holland, Frankreich, England, Spanien und der Levante verſchifft. Vier hieſige, mit Kupfer gedeckte Kirchen haben ſehr hohe und anſehnliche Thürme. Sehenswerth ſind die Hauptkirche zu St. Nicolai mit ihrem ſchönen Taufſtein und Altar, ihren vielen Grabmählern und Alterthümern, ſo wie die Marienkirche wegen ihrer Bauart, ihrer guten Gemählde und vortrefflichen Orgel. Durch Vermittelung und Hülfe des Fürſten von Heſſenſtein (eines natürlichen Sohns des Königs Friedrich von Schweden), der Gouverneur von Schwediſch-Pommern war, iſt zu Stralſund eine catholiſche Kirche gebauet, und durch Veranſtaltung des Raths iſt die Stadt mit Gaſſenlaternen, und die Kirchen- und andern öffentlichen Gebäude ſind mit Blitzableitern verſehen worden. Unter den öffentlichen Gebäuden ſind das Gouvernementshaus, das Rathhaus mit zwei ſehr großen Sälen und einer ausgezeichneten Bibliothek, welche noch immer vermehrt wird, das Gymnaſium, das Waiſenhaus, die Münze, das Commandanten- und Zeughaus, die Magazine, das Zucht- und Irrenhaus, und die vor dem Külerthor angelegte Waſſerkunſt vorzüglich merkwürdig. Rühmliche Erwähnung verdient die 1800 von dem hieſigen Magiſtrat angelegte Arbeitsſchule. Bei dem erwähnten Gymnaſium befindet ſich auch eine Bibliothek und ein vortreffliches Münzcabinet. Als die Herrſchaft Wismar nebſt Poel von Schweden an Meklenburg abgetreten wurde, ward zwar das zu Wismar befindliche Oberappellationstribunal von dort nach Stralſund verlegt; allein da bei Gelegenheit einer von dem abgeſetzten Könige von Schweden verfügten Landwehr in Pommern die ſchwediſch-pommerſchen Landſtände ſich widerſetzten, ſo wurde von jenem die Auflöſung des erwähnten Tribunals unterm 18ten Juni 1806 beſchloſſen und ausgeführt, und das ganze Land vom deutſchen Reichsverbande getrennt, und dem Königreich Schweden gänzlich einverleibt. Übrigens war hier vormals der Sitz des ſchwediſchen Generalgouverneurs und der ſchwediſch-pommerſchen Landesregierung. Jetzt iſt hier eine preußiſche Landesregierung eingeſetzt. Die Stadt hat in drei Belagerungen 1628, 1678, 1715

viel gelitten. 1809 fand der edle Schill hier ſeinen Tod. Die hieſigen Rathsglieder genießen der Vorrechte des Adels.

Strandrecht (Grundruherecht, Jus litoris) bedeutet 1. im beſſern Sinne die Gerichtsbarkeit über Alles, was ſich am Strande (d. h. an der Fläche des ans Meer ſtoßenden, und von der Fluth überſchwemmten, feſten Landes) und auf dem Ufer und Geſtade befindet; 2. das Recht des Landesherrn, ſich Alles das zuzueignen, was an den Ufern anwächſt, oder gefunden wird; z. B. in Perſien die Perlen, an den afrikaniſchen Küſten das Gold, im baltiſchen Meere der Agat und der Bernſtein, am Mittelmeere die Corallen u. ſ. w. 3. Bedeutet aber Strandrecht im ſchlimmern Sinne die verabſcheuungswerthe Befugniß, ſich der ſämmtlichen Güter und Sachen, welche ſich auf einem geſtrandeten Schiffe befinden, ohne Rückſicht, ob der wahre Eigenthümer ſich meldet oder zugegen iſt, zu bemächtigen. Dieſes Recht iſt ſehr alt, und war ehedem in Deutſchland, und in andern Ländern faſt allgemein üblich; ja man flehete ſogar in den Kirchengebeten zu Gott, daß er den Strand ſegnen, d. h. recht viele Menſchen Schiffbruch möge leiden laſſen. Indeſſen wurde dieſes die Menſchheit ſchändende Denkmal der Barbarei größtentheils ſtillſchweigend aufgehoben, und in Deutſchland wurde es ſogar durch ausdrückliche Reichsgeſetze abgeſchafft. Doch ward den Landesherren und ihren Unterthanen ein ſogenanntes Barg- oder Bergerecht zugeſtanden, wornach ein Theil der geretteten Güter denen, die ſie retteten (denn Bergers oder Bergern), ein Theil dem landesherrlichen Fiscus, und endlich erſt der dritte Theil!! dem Eigenthümer wieder zufällt. Im Preußiſchen und Meklenburgiſchen machte man ſchon ſeit langen Zeiten von dem Bergerecht keinen Gebrauch mehr; in Dänemark aber ward es noch vor wenigen Jahren gegen die Unglücklichen ausgeübt.

Straßburg, eine große und wohlbefeſtigte Stadt im Niederelſaß, und ehemals die Hauptſtadt der ganzen Provinz, jetzt die Hauptſtadt im franzöſiſchen Departement des Niederrheins jenſeit, wo die kleinen Flüſſe Ill und Breuſche zuſammenfließen. Die größte Länge beträgt 1400 und die Breite 1030 Toiſen. Straßen hat die Stadt 200, Häuſer gegen 4000. Bis 1681 gehörte ſie als freie Reichsſtadt zu Deutſchland, damals mußte ſie ſich aber der franzöſiſchen Hoheit unterwerfen, welcher ſie durch den ryswicker Frieden (1697) auf immer überlaſſen wurde. Die Straßen der Stadt ſind unregelmäßig, und beſonders ſchöne Gebäude ſind wenig. Deſto beträchtlicher ſind die Feſtungswerke um Straßburg bis zu der faſt an den Rhein reichenden Fortification der Citadelle, welche ein regelmäßiges Fünfeck ausmacht, und von Vauban 1682 angelegt wurde. Der Wall hat ſehr ſchöne, jetzt aber in Verfall gerathene Spaziergänge. Doch iſt die Hauptpromenade, die Ruprechtsau, unbeſchädigt geblieben. Für die Garniſon, welche in Friedenszeiten wenigſtens 6000 Mann ausmacht, ſind Caſernen vorhanden. Vor der Revolution wurde die Einwohnerzahl ohne das Militär auf 50,000 geſchätzt; 1807 waren 49,902. Die Bürgerſchaft beſteht aus Lutheranern und Catholiken. Die letztern haben hier ſeit 1801 wieder einen Biſchof, zu deſſen Sprengel die Departements vom Ober- und Niederrhein gehören, und der unter dem Erzbiſchof von Beſançon ſteht. Die biſchöfliche Kathedralkirche oder der

Münſter (ſ. d.) mit ſeinem hohen Thurm iſt bewundernswürdig. In der Kirche ſelbſt iſt ein großes Orgelwerk, welches 39 Regiſter und 2242 Pfeifen hat. Den prachtvollen Ornat, die Meßgewande, Altartücher und großen ſilbernen Leuchter hat die Revolution hinweggenommen. Der Thurm iſt die höchſte Pyramide in der Welt, mit Ausſchluß der größten in Ägypten, welche 30 Fuß höher iſt. Ihm nähert ſich nur die Kuppel der St. Peterskirche in Rom und der St. Stephansthurm in Wien. Er hat 725 Stufen bis in die Krone. Man hat von da herrliche Ausſichten. Das Uhrwerk des Münſters, welches drei Habrecht, Vater, Sohn und Enkel nach der Zeichnung des Mathematikers Conrad Daſypodius verfertigten, wird mit Recht für ein Meiſterſtück gehalten. Außerdem ſind merkwürdig: der ehemalige biſchöfliche Palaſt (jetzt das Gemeinhaus), das Collegium der vormaligen Jeſuiten, mit ſeiner Bibliothek, verſchiedene Klöſter, das königliche Münzhaus, das Zeughaus, die wichtige Kanonengießerei, das Rathhaus, das wohleingerichtete Bürgerarmenhaus, und mehrere andre öffentliche Gebäude. Unter den Plätzen dieſer Stadt zeichnet ſich der große Paradeplatz aus, wo der Freiheitsbaum ſtand. In Straßburg war eine, beſonders für junge Ärzte, vortrefflich eingerichtete Univerſität, die anfangs (1538) ein Gymnaſium, von 1566 eine Akademie war, und 1621 als Univerſität eingeweiht wurde. Zur Zeit der Revolution ging ſie zu Grunde, und an ihre Stelle trat eine Centralſchule. Den 19ten Junius 1803 wurde die Akademie der Proteſtanten wieder hergeſtellt, und ſoll zufolge des Decrets zwei Facultäten, eine juriſtiſche und eine philoſophiſche, wie auch zehn Profeſſoren haben. Den Catholiken dient das neu errichtete Lyceum zur Bildung, und für die Ärzte iſt eine der fünf großen Arzneiſchulen (école de médecine) Frankreichs hier angelegt. Das Lyceum führt den Titel Akademie. Die Bibliothek, welche an Büchern, die im 15ten Jahrhundert gedruckt ſind, ſehr reich iſt, und alle Dienſtage, Donnerſtage und Sonnabende geöffnet wird, der mediciniſche Garten und das anatomiſche Theater ſind ſehr merkwürdig. Die vier älteſten Profeſſoren beſaßen Canonicate an der St. Thomaskirche, welcher letztern das herrliche Grabmahl des Marſchalls Moritz, Grafen von Sachſen, zur Zierde gereicht. Der 1771 verſtorbene berühmte Geſchichtſchreiber Schöpflin hat ſeine koſtbare Bibliothek nebſt dem Antiken- und Münzcabinet der Stadt zum öffentlichen Gebrauche geſchenkt. Hiezu kam 1783 die ſilbermannſche Sammlung von Schriften, die ſich auf die Alterthümer und die Geſchichte der Stadt Straßburg und des Elſaß beziehen. Die Handlung iſt ſehr blühend. Man verfährt Safflor, Anis, rheiniſchen Branntwein, Wein, Weinſtein, Pottaſche, Hanf, Krapp und viele hieſige Fabrikate, Galanteriewaaren, wollene Decken, Barchent, ſchöne Stickereien, Spitzen, Tücher u. ſ. f. Das wichtigſte Landesproduct, welches in der Stadt verarbeitet wird, iſt der Tabak. Vor der Revolution zählte man über 100 Fabriken, vorzüglich von Schnupf- aber auch Rauchtabak, welche 80,000 Centner Blätter gebrauchten, und 10,000 Menſchen beſchäftigten. 1811 waren noch 45 Fabriken übrig. Auch die ſtraßburger Wagenfabriken zeichnen ſich durch Güte und Schönheit ihrer Kutſchen aus. Die Zahl der Catholiken, welche 1687 kaum zwei Familien ausmachten, verhielt ſich 1779 zu den Proteſtan=

ten wie 22 zu 19. Doch iſt zu merken, daß die Stadt, ſeit ſie keine Reichsſtadt mehr iſt, um die Hälfte mehr Einwohner bekommen hat. Die Catholiken haben ſechs Pfarrkirchen mit Einſchluß des Münſters oder der Domkirche. Die Lutheraner haben ſieben, und die Reformirten hielten ihren Gottesdienſt in dem Dorfe Wolfisheim, 1½ Stunden von der Stadt, zum Theil auch zu Biſchweiler im Zweibrückſchen. Die Gegend um Straßburg iſt fruchtbar und ſehr ſorgfältig angebauet, mit ſchönen Gärten, Landhäuſern und Dörfern angefüllt, unter denen ſich Schillitheim, Biſchheim u. a. auszeichnen. Straßburg war 1815 eine der erſten Städte, die ſich wieder für Napoleon Bonaparte erklärten. — **Straßburg**, ein ehemaliges römiſch-catholiſches Biſthum im Elſaß, zu beiden Seiten des Rheins, gehörte zwar, ſeitdem die Reichsſtadt Straßburg und der Elſaß an Frankreich gekommen waren, mit ſeinem jenſeit des Rheins befindlichen Gebiete unter franzöſiſche Landeshoheit; wegen ſeiner diesſeitigen beiden Ämter Oberkirch und Ettenheim aber war es ein deutſches Reichsland. Die ganzen Beſitzungen hatten 30,000 Menſchen, und einen Flächenraum von 23 Quadratmeilen, und trugen gegen 350,000 Gulden ein. Der elſaſſiſche Theil iſt gut bevölkert und fruchtbar. Die Franzoſen hatten ihn gleich zu Anfange der Revolution eingezogen, und behielten ihn im Frieden von Luneville (1807). Der ſchwäbiſche Theil von 3 Quadratmeilen, 5000 Menſchen und 35,000 Gulden Einkünften beſteht meiſt aus rauhen Bergen und Waldungen, und wurde bei der Ausgleichung 1802 als Fürſtenthum **Ettenheim** dem Churfürſten von Baden mit Sitz und Stimme im Reichsfürſtenrath zu Theil. Seit 1806 iſt dies Fürſtenthum mit dem badenſchen Kinzigkreiſe vereinigt. Der Biſchof ſtand unter dem Erzbiſchof von Mainz.

Straßen. Hierunter verſteht man alle Arten Wege, die zur Verbindung zweier oder auch mehrerer Orte dienen. Man theilt die Straßen gemeiniglich ab, 1. in **Landſtraßen**, die beſonders von Frachtfuhrleuten befahren werden (ſiehe Landſtraße), 2. **Poſtſtraßen**, die für den regelmäßigen Poſtenlauf eingerichtet ſind, und **Kunſtſtraßen** (ſiehe Chauſſée) die in möglichſt geraden Linien mit feſtem Untergrunde, Durchzügen und Gräben an den Seiten verſehen ſind. — Zuweilen gibt man den Straßen noch Zunamen von der Fracht, die auf ihnen fortgeſchafft wird, ſo gibt es Salzſtraßen, Kohlenſtraßen u. ſ. w. Zum Wohlſtande eines Landes rechnet man auch gute Straßen, d. h. ſolche, wo der Fuhrmann auch bei naſſer Witterung ohne Aufenthalt weiter kommen kann, und die daher nicht Ellen tiefe Löcher haben, oder mit großen Steinmaſſen verſehen ſind. Der Bau der Straßen wird entweder vom Staate beſorgt, oder es iſt eine Obliegenheit der angränzenden Grundſtücksbeſitzer und gewiſſer Communen. Gemeiniglich ſtehet aber alles Straßenweſen im Lande noch unter einer beſondern commiſſariſchen Aufſicht, die ſowohl zu den neuen Anlagen der Straßen Vorſchläge zu thun, als auch über die ſtete Unterhaltung der vorhandenen zu wachen hat. P. S.

Straßenbau, ſ. die Artikel Chauſſéen und Landſtraßen.

Strategie. Hierunter verſteht man gemeiniglich den Zweig der Militär-Wiſſenſchaften, der von dem geſchickten und zweckmäßigen Gebrauch ganzer Kriegsvölker, und der von ihnen anzuwen-

benden Angriffs- und Vertheidigungsmittel handelt. Mit wenig Worten könnte man Strategie wohl die Lehre, Krieg zu führen, nennen. Wie weſentlich nöthig zu wiſſen ſie jedem Feldherrn iſt, leuchtet daher wohl ein. Sie ſetzt nicht allein die Kenntniß der niedern militäriſchen Wiſſenſchaften, als Tactik, Fortification, Artillerie-Wiſſenſchaft, Militär-Geographie u. ſ. w. voraus, ſondern ſie verlangt ſogar gehörige Kenntniß der Politik, der befreundeten und feindlichen Staats-Einrichtungen, die Kräfte, Hülfsquellen, Einnahme und Regierungsweiſe der Völker zu kennen. Daher iſt zu einem Feldherrn wohl ein tapferer, wiſſenſchaftlicher Mann, der eines ſchnellen und richtigen Urtheils fähig iſt, und der in einem gewiſſen Anſehen und in Achtung beiden Armeen ſteht, keineswegs aber ein ſogenannter Haudegen nöthig, der ſich bei unbedeutenden Dingen perſönlich in die größte Gefahr wirft. Die Welt, die gemeiniglich nach dem Erfolg urtheilet, hat manchen, der von glücklichen Ereigniſſen begünſtigt, eine blutige Schlacht gewonnen hat, einen großen Feldherrn genannt, und der wahre Feldherr, der hinter den Couliſſen die große Kriegsmaſchine geſchickt leitete, iſt unbemerkt geblieben. Friedrich der Einzige war ein großer Feldherr, weil er mit ſchwachen Mitteln viel leiſtete, und bei drohenden Gefahren, beim Weichen des Glücks ſeine Truppen mit vieler Klugheit aus großen Verlegenheiten zu ziehen wußte. P. S.

Strazze heißt in der Handlung das Buch, in welches der Kaufmann alle Vorfallenheiten des Tages ohne Ordnung, wie ſie vorkommen, einſchreibt, und aus welchem er ſie nachher in die Rechnungsbücher überträgt, in welchen das Einzelne geſondert, und Debet und Credit berechnet wird.

Streitaxt, Streithammer, Streitkolben, verſchiedene Arten der Waffen im Mittelalter, ehe noch die Erfindung des Pulvers Waffen anderer Art nothwendig machte. Die Streitaxt beſtand in einem, über eine Elle langen eiſernen Stab oder Stiel, welcher oben auf der einen Seite mit einem ſchneidenden, wie eine Axt geformten Inſtrumente, auf der andern aber mit einem Hammer verſehen war. Der eiſerne Stab war häufig mit eingelegter Arbeit verziert, auch wohl mit Gold- oder Silberdrath überſtrickt; denn in den Verzierungen der Waffen herrſchte bei unſern Vorfahren großer Luxus. — Der Streithammer war hauptſächlich dadurch unterſchieden, daß er oben, nebſt dem Hammer auf der einen Seite, eine etwas gekrümmte Eiſenſpitze oder Haken, anſtatt der Axt auf der andern Seite hatte. — Der Streitkolben hatte einen kürzern Stab als die beiden vorhergehenden, und oben einen ſtarken eiſernen Knopf, der entweder in Geſtalt eines Sterns ausgeſchnitten, oder mit eiſernen Spitzen oder Stacheln rings herum verſehen war. Dieſe letztere Art führte noch den beſondern Namen Morgenſtern. Alle Arten wurden vorzüglich gebraucht um in der Nähe auf den beharniſchten Kopf des Gegners betäubende Streiche zu führen, oder den Helm zu zerſchmettern. In Ungarn und der Türkei ſind dieſe Waffen noch jetzt, jedoch nur zum Staate gewöhnlich.

Strelitzen (ruſſiſch Strielzi oder Strelzi, d. h. Schützen) waren von Iwan Waſiliewitſch an, der ſie in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts errichtete, bis zu Peters des Großen Regierung die Leibwache der ruſſiſchen Czars, machten zugleich die ſämmtliche ſtehende Infanterie des Reichs aus, und begriffen zu-

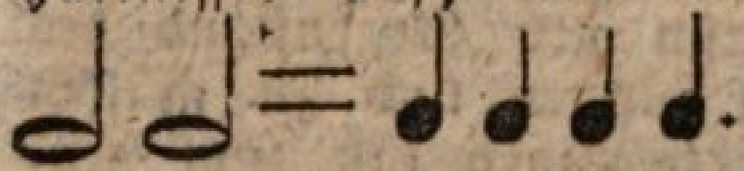
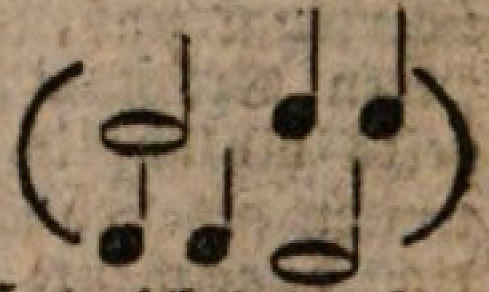
weilen 40,000 Mann, oft aber weniger. Sie waren die beſten und tapferſten der damaligen ruſſiſchen Truppen, aber ihre Kriegskunſt und Mannszucht waren ſchlecht. Dabei wurden die Strelizen wegen ihrer vielen Vorrechte und ihrer häufigen Empörungen der Regierung eben ſo furchtbar, wie die Janitſcharen es in der Türkei ſind. Peter der Große (m. ſ. dieſen Artikel) ſchaffte ſie 1697 ganz ab, weil ſie auch gegen ihn ſich mehreremale empört hatten; ließ mehrere an dem Leben beſtrafen, und verbannte die übrigen nach Aſtrachan. Als ſie auch dort ſich unruhig zeigten, wurden ſie 1705 gänzlich zerſtreut und vernichtet.

Stricken iſt ſchon eine alte Erfindung, aber das Stricken mit Nadeln kennt man erſt ſeit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. Nach der Behauptung der Engländer ſoll das Stricken in Spanien erfunden, ſodann nach Italien und noch 1560 auch nach England gebracht worden ſeyn. Aber die Franzoſen, welche ſchon vor 1527 mit Nadeln ſtrickten, ſagen, daß ſie dieſe Kunſt den Schettländern zu danken hätten. Ein Schweizer, Dübois, iſt der Erfinder einer Verbeſſerung beim Stricken, wodurch die Arbeit ſehr erleichtert und beſchleunigt wird. — Die erſten geſtrickten ſeidenen Strümpfe wurden von Heinrich II. in Frankreich 1547, und in England von der Königin Eliſabeth 1561 getragen. Man nannte in Deutſchland die erſten Strumpfſtricker Hoſenſtricker, da nach alter Sitte Hoſen und Strümpfe ein Ganzes machten. In Berlin gab es ſchon 1590 Hoſenſtricker.

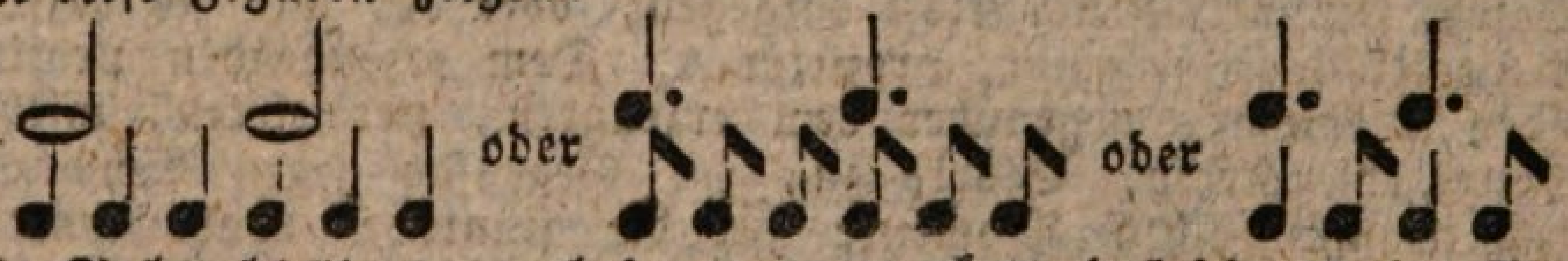
Strommeſſer, iſt ein Werkzeug, um die Geſchwindigkeit des Waſſerzugs im Strome zu meſſen. Man hat deren von verſchiedener Art und Brauchbarkeit. Alle die, welche ſich auf die Theorie des ſchiefen Stoßes gründen, und theils aus ſchwimmenden Korkkugeln, theils aus Rädern mit Schaufeln verſehen, beſtehen, ſind größtentheils unſicher, und daher nicht zu empfehlen. Weit ſicherer ſind die Strommeſſer, die ſich auf den geraden Stoß des Waſſers gründen, und von denen man weiß, daß ſie dem Gewichte einer Waſſerſäule gleich ſind, die die geſtoßene Ebene zur Grundfläche, und die Höhe der Geſchwindigkeit des Stoßes zur Höhe haben. Hieher gehöret die Röhre des Pitet, die nach unten zu gekrümmt iſt und die man bei dem Experiment ins Waſſer ſtößt, wo dann der wagerechte Theil der Vorrichtung ſich füllen, und in dem ſenkrechten ſich das Waſſer mit einer ſolchen Geſchwindigkeit erheben wird, die dem abzumeſſenden Waſſerzuge gleich iſt. Ein anderes Werkzeng ähnlicher Art iſt von Bougrer erfunden worden, und beſtehet aus einem Bleche von einem Quadratfuße Flächenraum mit einem hinten in ſeiner Mitte befeſtigten Stiele. Es wird dieſes Blech vom Waſſer, dem man es gerade entgegen hält, in einem Futterale gegen eine darinnen angebrachte Stahlfeder getrieben, und durch eine beſondere Vorrichtung darinnen feſt gehalten, ſo daß es nicht wieder zurück kann. Wenn man durch Verſuche ausmittelt, wie viel man Gewicht braucht, um das Blech eben ſo tief ins Futteral zn treiben, als dieſes der Stoß des Waſſers bewirkte, ſo wird dieſes Gewicht der Kraft jenes Stoßes gleich ſeyn.

Strophe iſt unſer deutſches Wort Drehung ſelbſt, was es auch urſprünglich bedeutet. Man wird ſich davon leichter überzeugen, wenn man das in der Familie ihm näher verwandte Streben mit dem griechiſchen στρεφειν, wovon Strophe abgelei-

tet iſt, zuſammenſtellt. Streben aber und drehen gehören zu Einer Familie. Denn daß im erſtern t mit d, alſo verwandte Zungenbuchſtaben und dann Hauch mit Conſonant (h mit b oder ph) der eben nur verkörperter, gleichſam geronnener Hauch iſt, wechſelt, daß dem einen Worte das, allen Arten von Buchſtaben in allen Sprachen vorgeſetzte ſ fehlt, kann nur ſo lange befremden, bis jene Weiſe des Sprachbildungsſpiels als geſetzlich nachgewieſen wird, welches allerdings gar wohl möglich, hier aber nicht am Orte iſt. Alſo Strophe iſt Drehung, oder Wendung. Warum dasjenige, wovon unter dieſem Artikel die Rede iſt, ſo benannt worden, wird ſich tiefer unten von ſelbſt beſtimmen. Hier zuvörderſt denke man ſich unter Strophe nur eine verbundene Anzahl, oder um das geſetzlich gegliederte Gefüge zu einem Ganzen nicht zu überſehen, ein Gebäude aus Verſen, welches man jedoch nicht mit Versbau zu verwechſeln hat. Hier ſieht nun ein etwas aufmerkſamer Leſer ſogleich, daß Verſe die Baumaterialien ſind, Strophe alſo gleichſam Gipfel und Zinne der Verskunſt, daß alſo, wenn die Factoren eines Erzeugniſſes einander und dem Ganzen verwandt ſeyn müſſen, indem ja Erzeugniß nur Vereinung, Aufnahme, Ausgleichung derſelben in eigner höherer Einheit iſt, nothwendig die Uranfänge und die Fortbildung der Factoren (hier Verſe) bekannt ſeyn müſſen, wenn die Erkenntniß des Erzeugniſſes ſelbſt klar und deutlich ſeyn ſoll. Aus der Metrik alſo iſt dieſe Kenntniß zu ſchöpfen. Für diejenigen nun, welche nicht, gleich heutigen philologiſchen Metrikern, den Schall gemahlt ſehen wollen und zu können meinen, ſondern ihn als Gegenſtand des Gehörs mit dem Ohr allein vernehmen zu können und zu müſſen überzeugt ſind, mögen folgende kurze Erörterungen bis zum ernſteren Studium einer echt wiſſenſchaftlichen Metrik, wo ſie bereits hinlänglich und bündig begründet und erwieſen ſind, einſtweilen als Lehrſätze gelten. — Rhythmus iſt Zeitfigur, oder ſinnlich angeſchaute Evolution von Momenten des Schalls, welcher Element, oder Moment des Rhythmus iſt (ſ. Rhythmus). Eine rhythmiſche Evolution iſt ein Ganzes, mithin Einheit in der Mannichfaltigkeit. Ein Schall alſo gibt noch keine auffaßbare rhythmiſche Evolution; es bedarf mithin mehrerer, ſo wie erſt in der Linie der Punkt ſich ausdehnt oder ſpannt, und Linien die Figur abgränzen. Rhythmus alſo, als Ureinheit, worin noch die Momente gebunden und verſchloſſen liegen, muß ſich aufſchließen und darſtellen. Sich; alſo die Einheit muß ſich entzweien. Sie ſetzt ſich mithin ſich ſelbſt entgegen, oder A, wie ſie bezeichnet werden mag, erzeugt, projicirt A. Dem erzeugenden projicirenden A kömmt, gegenüber dem erzeugten, projicirten, mithin abhängigen, Kraft, Stärke zu, im Gegenſatz gegen Schwäche. Dieſe uranfänglichen Momente für die ſinnliche Wahrnehmung heißen Bild und Gegenbild, Theſis und Antitheſis, Arſis und Theſis, Hebung und Senkung, Hall und Widerhall, oder guter und ſchlechter Tacttheil, ſind übrigens für erſte zwei, in welchen der Accent als Princip ſogleich hervortritt, und zwar als innere Spannung, oder wie man dies auch ſonſt ausdrückt, als Intenſives. Intenſives aber fodert, wenn eine Größe (Quantität) erſcheinen ſoll, Extenſives. Jene uranfänglichen Momente, die als ſolche ſtark und ſchwach waren, werden hiermit lang und kurz, und

mit — ◡, , oder bezeichnet. Lang gegen Kurz aber zeigt ſchon Ungleichheit, Doppelheit der Momente, wie 2 zu 1. Zerlegt ſich alſo — in zwei Momente, ſo wird aus jener Figur (— ◡,) dieſe ◡́ ◡ ◡, ein Fuß, den man Tribrachys nennt (ſ. Rhythmus), mithin aus dem zweigetheilten ein dreitheiliges, alſo ungleiches Verhältniß. Wird die Arſis geſchärft, wie der Stimmanlauf fodert, ſo entſteht leicht d. i. der flüchtige Daktylus. Dies Verhältniß nun zwiſchen Bild und Gegenbild mißt das Metrum, welches ſonach Verhältnißmaß des Rhythmus, inneres organiſirendes Princip deſſelben iſt, wodurch Accent und Quantität für den Rhythmus beſtimmt werden. Hier ſehen wir alſo den Rhythmus in zwei Gattungen zerlegt, das gerade Metrum, welches nach Zwei, und das ungerade Metrum, welches nach Drei fortſchreitend mißt. Ferner: jedes rhythmiſche Moment, als gefloſſen aus und Theil habend an der Ureinheit, kann ſich nach dem Vorbild und Muſter der Ureinheit aufs neue zerlegen, woraus Momente der zweiten Ordnung, oder Untermomente entſtehen. Dieſe ſind an ſich eben noch bloß durch Accent verſchieden; aber im Bezug auf das Hauptmoment hat jedes natürlich nur die Hälfte des Zeitgehalts von jenem, und hier ſchließt ſich die Quantität des Verhältniſſes auf, wie vorher die Qualität. Der Ausdruck iſt . So ergibt ſich der Wechſel der Momente verſchiedener Ordnungen, als Quantitätsprincip 

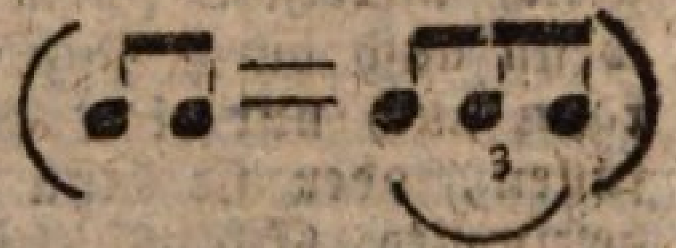
Das gerade Metrum ſchreitet geſetzlich in der Entwickelung der Zwei fort, gleichviel, ob ſich beide oder nur Ein Moment löſen. Es heißt von ſeiner Grundform auch das ſpondeiſche und iſt alſo, nach Doppelfüßen gemeſſen, Viervierteltact. Zerlegen ſich nun ſeine Hauptmomente extenſiv, oder in drei Untermomente, ſo entſteht áaa áaa, wo á das Übergewicht der Arſis iſt, das Untermoment aber quantitativ das Drittel des Hauptmoments hat, wie dieſe Figuren zeigen:



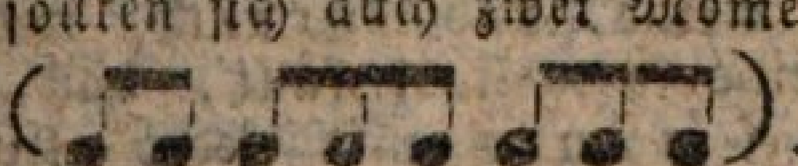
alſo Sechsachteltact; wobei nur zu merken, daß die zweite Figur nach unſerer heutigen halbirenden, mithin wo eine Note drei Zeiten gelten ſoll, ſich mit einem Punkte helfenden, Notirung angegeben iſt. Dies iſt nun das gemiſchte Metrum, deſſen Charakter alſo ungleiche Zerlegung der urſprünglich gleichen Hauptmomente iſt, und deſſen mannichfaltige Formen, entſtehend aus der Unaufgelöſ'theit, oder Löſung beider, oder eines von beiden Hauptmomenten dem Verſuch des Wißbegierigen überlaſſen werden müſſen; wo ſich denn neben der zweizeitigen Länge des geraden

Tacts auch die dem gemiſchten Metrum eigenbehörige dreizeitige Länge vorfinden wird, indem nämlich durch die inwohnende Kraft der Arſis zu , alſo zum flüchtigen, oder dreizeitigen Daktylus wird, der ſich vom ſchweren oder vierzeitigen weſentlich unterſcheidet. So daß alſo die Bezeichnungen der Längen mit , ja als repräſentirende (ſ. Sylbe), und der Kürzen mit natürlich genauer ſeyn müſſen, als die metriſchen — und ◡. — Zerlegt ſich endlich eins der Hauptmomente in zwei, das andere in drei Untermomente, alſo A A in áa áaa oder umgekehrt in áaa áa, ſo bezeichnet ſich dies muſikaliſch

oder ,

wo denn zwei Achtel ſo viel gelten, als drei  immer aber vier Zeiten bleiben. Dies heißt gemengtes, oder auch hemioliſches Metrum. — Das ungerade Metrum = – ◡ kann ſeine Arſis (Bild) wieder zerlegen in = ◡́ ◡ ◡ oder áaa. Hier können ſich nun entweder die Hauptmomente gegen die Untermomente als Längen charakteriſiren

(A A A = áa áa áa = =)

oder die zweizeitige Arſis löſ't ſich auf, aus – ◡ wird ◡ ◡ ◡. In jenem Fall entſteht das ſchwere ungerade, auch moloſſiſch genannte Metrum, gleich dem Dreivierteltact, in dieſem das leichte ungerade, oder trochäiſche, gleich Dreiachteltact. Dabei iſt noch zu merken, daß im ſchweren ungeraden Metrum A A A = ſich nach dem ungeraden Tact zerlegen in áaa áaa áaa = . So entſteht das tripodiſche Metrum, gleich unſerm Neunachteltact, wohin denn die ſogenannten dochmiſchen Verſe gehören. Dies tripodiſche Metrum bleibt, ſollten ſich auch zwei Momente in drei, und Eins in zwei zerlegen . — In dieſem Verfolg der Bewegungen des Rhythmus zeigt ſich als weſentlich 1, der Unterſchied zwiſchen accentuirenden und quantitirenden Rhythmen, jener als urſprünglicher und in Momenten derſelben

Ordnung, dieſer als abgeleiteter und in Momenten verſchiedener Ordnungen; jener als näher der Muſik ſich anſchließender, dem Uralterthum ſo wenig fremder, daß ſie vielleicht gar Urerſcheinung ſeyn möchten, dieſer als dem Alterthum eigenbehöriger, ſich mehr in ungeradem Tacte bewegender, obwohl ſie in Arſis und Theſis noch den Accent kund geben und nur im Haupt- und Untermomentenwechſel durch das Zuſammentreffen zweier Äſte ihn ſtören, beider aber als gleich weſentlich begründet. 2. Der Rhythmus fängt an in Arſi. Dieſe Arſis aber kann im Ideellen liegen und alſo nicht zur Erſcheinung kommen; dann fängt er in Theſi an, oder im Auftact. Er ſchließt auf einem der Momente, alſo arſiſch, thetiſch, oder ſchwebend, wobei der quantitirende die Haupt- und Untermomente unterſcheidet. 3. Man hat wohl zu unterſcheiden metriſche und rhythmiſche Formen oder Reihen. Metriſche Form oder Reihe iſt die metriſche Periode, oder der Tact als Monopodie, Dipodie, oder Tripodie. Rhythmiſche Form iſt dagegen jede rhythmiſche Reihe, gleichviel, ob ſie als metriſche Form ſich in ihrer Stelle ſinde, oder in mehr als eine Periode ſich ausdehne, oder die metriſche Periode nicht ausfülle. Füllt ſie eine metriſche Periode zugleich, dann iſt ſie zugleich metriſche Form, fängt in Arſi an und endigt in Theſi, wenn auch durch Punkt oder Pauſe. Eine rhythmiſche Form alſo kann auch nur eine Stelle, ein Moment, einen Theil des Tactes füllen, oder ſie kann aus einem in den andern übergreifen. Die beſtimmte Schlußſylbe einer rhythmiſchen Reihe duldet ſtatt der Länge eine Kürze, wenn ſie auf die Versarſis fällt, und umgekehrt, eine Länge ſtatt der Kürze, wenn ſie zugleich Schlußſylbe einer metriſchen Reihe iſt. Ein Metrum kann mehrere rhythmiſche Formen haben (z. B. und , beide 6/8); aber metriſch verſchiedene Bewegung gründet auf verſchiedene Bewegung (z. B. 2/4, aber 6/8). Es können alſo Reihen rhythmiſch verſchieden und metriſch gleich ſeyn, in wie fern ſie die metriſchen Momente begränzen (ſ. Cäſur) und umgekehrt kann ſich die metriſche Bewegung bei beſtehendem Rhythmus ändern, wie in der Muſik der Tact variirt. Kurz Metrum und Rhythmus ſpielen in einander und durchdringen ſich. 4. Sind die rhythmiſchen Reihen aus derſelben, zumal zweigetheilten, Einheit entwickelt, und ſtehen einander im Vers (einem rhythmiſch organiſirten Ganzen) als große (nicht uranfängliche, ſondern eben organiſirte) Arſis und Theſis entgegen, ſo iſt hiermit lyriſche Verbindung, oder auch, weil die verbundenen Glieder Gegenſätze ſind, lyriſche Antitheſe vorhanden, wo alſo die Glieder ſich als Arſis und Theſis verhalten, ſo daß alle Formen deſſelben Metrum in lyriſche Verbindung treten und ſich decken. Cäſur iſt nun eben die Gränze der rhythmiſchen Figur auf der metriſchen Reihe, und lyriſch, wo ſie auf das Ende einer metriſchen Reihe dergeſtalt fällt, daß Metrum und Rhythmus ſich decken. Alſo endet mit jeder lyriſchen Cäſur ein Satz, und Wortrhythmus. Die Zahl drei, der Trimeter, verwiſcht die lyriſche Antitheſe. Stammen aber dagegen Rhythmen nicht von derſelben Einheit ab, ſondern werden nur durch

das Metrum zuſammengehalten, ſo iſt die Rhythmenverbindung declamatoriſch; ſo wie demgemäß auch die Cäſur declamatoriſch oder Einſchnitt heißt, wenn ſie in die Mitte einer Reihe fällt, und rhythmiſche und metriſche Form nicht gleichen Schritt halten. Die lyriſche Antitheſe eignet ſich mehr den accentuirten Melodien, und iſt alſo älter und urſprünglicher, weßhalb auch oft in accentuirenden Sprachen weniger Wort- und Zeitfüße, als Wort- und Versaccent, logiſcher und rhythmiſcher Accent gegen einander abſtechen. Etwas Ähnliches, mindeſtens aus derſelben Wurzel der Duplicität, die wir hier in der Entwickelung des Rhythmus durchgängig fanden, Hervorgehendes iſt der Parallelismus der orientaliſchen Dichtungen. — Wie nun Rhythmen lyriſch oder declamatoriſch zu Verſen ſich einen, ſo werden auch auf dieſelbe Weiſe Verſe unter einander verbunden, und heißen dann Syſteme oder Strophen, bei uns in einem eingeſchränktern, engern Sinne Vers (wie man vom Vers eines Liedes ſpricht). Und hier zeigt ſich alſo, daß Rhythmus und Metrum vereint in den Momenten ihrer Erſcheinung von Perioden zu Verſen, von Verſen zu Strophen ſich aus- und aufbauen, in jedem dieſer Erzeugniſſe aber ein ſtrenges Geſetz und eine genaue Verwandtſchaft ſey. Haben wir nun aber oben bereits aus der Natur und dem Geſetz des Rhythmus das quantitirende und accentuirende Princip, gleichſam als zweigetheilte Wurzel, hervorgehen ſehen, ſo werden wir auch die accentuirenden und die quantitirenden Strophen zu unterſcheiden haben. Unter den quantitirenden ſcheint die einfachſte und älteſte Strophe das Diſtichon zu ſeyn. Dies aber kann ſich zu mehrern Verſen erweitern, welche nach innen ſo organiſirt ſind, daß auf drei oder vier gleich gebaute längere Verſe ein kürzerer, freilich gleicher Art, gleiches Tactes folgender ſchließt, bei mannichfaltigem Wechſel der Bewegung; wie denn der ſogenannte pherekratiſche

die asklepiadiſche, der adoniſche

die ſapphiſche, der glykoniſche in ſeinen mannichfaltigen trochäiſchen Veränderungen andere Strophen beſchließt. Außer den genannten Strophen gibt es noch eine alcäiſche, asklepiadiſche und andere, welche aufzählen nichts anderes ſeyn würde, als die wechſelnden rhythmiſchen Bewegungen ſelbſt aufzählen. Am weiteſten ausgebildet und durchgeführt erſcheint dieſer in den Strophen waltende Gegenſatz in den dramatiſchen Chorgeſängen, wo theils mehrere Verſe unter einander gegliedert werden, theils der Strophe (oder Ode) eine Antiſtrophe (Antode) entgegenſteht, die ihr an Zahl und Gliederung entſpricht, beide aber auch durch ein drittes Moment, welches Epodos heißt und, wie der Schlußreim der modernen Strophe, in der Schlußperiode des lyriſchen Trimeters wurzelt, doch ſeinen eigenen Gang hat, verbunden werden. Die pindariſchen Oden und die Chorgeſänge in den Dramen gehören hieher, beſtehen aber nicht nur aus zwei- und dreigliedrigen Einheiten, ſondern auch aus vier und fünf, wie denn wohl drei Epoden kehren. Wie denn aber in dieſen grö-

ßern Strophen bis jetzt noch manche Dunkelheit obwaltet, ſo würden ſich bei genauerer Prüfung vielleicht nur die Zwei- und Dreigliedrigkeit als die beiden einzigen gleichſam in der Natur begründeten Momente der Strophe ergeben, wovon die Vier- und Fünfgliedrigkeit nur vollkommene oder unvollkommene Wiederholungen wären, wie dies z. B. auch in der Pflanzenwelt der Fall iſt. Auf der Bühne war das Abſingen der Strophen mit einer Bewegung oder Wendung von rechts nach links zu den an den Seiten des Orcheſters (Chortanz- oder Prunkſaales) aufgeſtellten Götterbildern, der Geſang aber der Antiſtrophe mit einer entgegenſetzten Wendung von links nach rechts verbunden; woher denn eben die Benennung Strophe und Antiſtrophe gekommen, die mithin dem mimiſch-dramatiſchen Chor eigen geweſen zu ſeyn ſcheinen, ſo wie Ode und Anſode bloß dem Gedicht gegeben waren, das nicht mimiſch begleitet ward. In der Epode ſammelten ſich beide. Der früherhin aus funfzig beſtehende, nachher allmählig bis auf fünfzehn herabgeſetzte Chor bildete ſich eben darum zuweilen auch zu zwei Halbchören. Die Bewegungen waren rhythmiſch tanzend, und darum, wie überhaupt die antike Muſik unſelbſtſtändiger war, mit Flöten begleitet, welche, da die alte Muſik ihrer Natur nach das rhythmiſche Element vorwalten ließ, die Bewegungen des Verſes wie der Tanzenden zuſammen und im Tacte hielt. Dies ergibt ſich auch daraus, daß der Anführer des Chors mit Eiſen beſchlagenen Schuhen den Takt angab, etwa wie in unſern heutigen Ballets wohl noch mit Holzſchuhen oder Klappern geſchieht. Dieſe Verrichtung, deren mehrere oder mindere Bemerkbarkeit, wohl auch, wie bei uns in den Concerten, von der mehr oder minder fertigen Ausführung der Tanzenden abgehangen haben mag, war um ſo nöthiger, da der alte Rhythmus, ſeinem Princip nach, ſich mehr im ungeraden Tact bewegte. Jene Glieder der Strophe nun ſchnitten den in iambiſchen, oder trochäiſchen Trimetern oder Tetrametern (d. h. drei- oder viertactigen Verſen im Sechsachteltact mit oder ohne Auftact) verfaßten Dialog der handelnden Perſonen ſcharf ab, und geſtatteten, wie bemerkt, alle Arten von Metris in ihren wechſelnden Formen, nur ſo, daß ein Satz und Gegenſatz (Strophe und Antiſtrophe) Zahl und Gliederbewegung der Verſe gleich waren, wie in der Epode, wenn ſie ein- oder zweimal wiederkehrte. Da unſere Sprache, gehörig gewürdigt, die Mitte zwiſchen quantitirenden und accentuirenden hält, ſo iſt es Voß, Solger, Apel und andern gelungen, jene Versarten nachzubilden, wo ſich denn jeder über das hier Geſagte näher unterrichten kann. — Indem wir nun zu der modernen Poeſie übergehen, ſehen wir einerſeits das urſprünglich im Rhythmus gegebene Princip des Accents hervor, das quantitirende zurücktreten, ander Seits eben damit ihr Weſen aus dem Plaſtiſchen ſich mehr in das Lyriſche hineinbilden, wie denn überhaupt die nähere Verwandtſchaft des Accentirenden mit dem Lyriſchen ſich ſchon oben ergab, und der Reim das Versende, wie die entgegenſetzende Zuſammenſtellung bezeichnet. Die moderne Poeſie individualiſirte alſo den Schall gewiſſermaßen zum Tone, und ſtellte im Reime, oder dem gleichförmigen Zuſammenklang der Wörter das urſprüngliche Familienverhältniß derſelben dar, in der Aſſonanz, oder dem Gleichlaut der Vocale, den Ton, woraus das Stück ging. In dieſen reizenden Verſchlingungen und dem zarten Tanz der Laute erreicht die moderne Gliederung mehrerer Verſe

zur Strophe innerhalb einer Strophe, welche keiner Antiſtrophe bedarf, den Ausdruck des urſprünglichen Gegenſatzes, in deſſen bewegtem Leben die Glieder gleichſam zu einer tönenden Geſtalt anſchießen. Die provençalen, italiſchen, ſpaniſchen Strophen, wie Terzett und Terzinen (Serventeſi), Madrigale, Ballaten, Seſtinen, Ottave rime oder Stanzen (auch der einhällige Epodengeſang hieß stasimon oder der feſtſtehende, und der Ausdruck Stanze mag wohl urſprünglich daher kommen, daß die Gegenſätze auch hier zu einem Ganzen verbunden, in einem Ganzen feſt geworden waren) Sonette und Canzonen ſind uns früher bekannt geworden, als die in unſern alten Minneliedern mit gleicher Kunſt und Liebe gegliederten und verflochtenen Syſteme. Es kann hier nicht von allen dieſen Compoſitionen einzeln gehandelt werden. Nur dies iſt durchgehends auffallend, daß die kunſtgerechte Anordnung der Stanzen nach dem Grundſchema der ſogenannten Fronte und den zwei Volte, oder nach den zwei Baſe und der Syrmia, oder in den Ballaten nach den zwei Mutazioni mit und ohne Ripreſa, und der Volta auf jenen Gegenſatz von Strophe und Antiſtrophe unverkennbar hinweiſen, nur, wie es die Natur des Modernen verlangt, hier innerhalb der Sphäre der logiſchen Symmetrie und Reimharmonie. Darum müſſen auch die Seſtinen und Coronen nur als übertriebene, weil dem Weſen fremdartige, Künſteleien erſcheinen. Um dieß ſich deutlicher zu machen, nehme man nur den Bau des Sonetts vor ſich. Es beſteht bekanntlich aus zwei Quaternarien, oder Vierheiten, und zwei Terzetten. Die Quaternarien, die von einigen Kunſtrichtern auch piedi (Füße) oder base (prima und seconda) genannt werden, ordnen ihre Reime abba, abba, oder abab, abab; die Terzetten, auch volte genannt, entweder abc, abc, oder abc, bac, oder aba, bab. Wer ſieht hier nicht ſogleich in der Entgegenſtellung und wie im Tanze ſich verlierenden und wiederfindenden Bewegung der Reime und Symmetrie der Sätze den lyriſch antithetiſchen oder ſtrophiſchen Charakter, der ſich in der antiken Strophe nur in größern beſonderten einander gegenüber ſtehenden Maſſen, die, wie das einzelne Syſtem mit einem Verſe, ſo mit einer Epode ſchließen? So alſo potenzirt ſich im Antiken, wie im Modernen der Rhythmus durch Reihe und Vers zur Strophe, indem er den in ſeiner Ureinheit gebundenen und in Reihe und Vers entwickelten Gegenſatz der gleichen und ungleichen Elemente, der lyriſchen und declamatoriſchen Antitheſe, in Syſtem und Strophe der Form und dem Inhalte nach gleich ſetzt und ſich ſelbſt wiederholt. Wa.

Strube (David Georg), einer der berühmteſten deutſchen Rechtsgelehrten, geboren den 19 Decemb. 1694 zu Zelle, wo ſein Vater Oberappellationsrath war. Er ſtudirte zu Halle und Leyden, bereiſ'te Holland, Frankreich und England, ward 1720 Landſyndicus zu Hildesheim, und bald nachher bei dem dortigen Conſiſtorium und Hofgericht angeſtellt, ging 1740 als geheimer Juſtizrath und Conſulent der Landesregierung nach Hannover, und wurde 1758 Kanzleidirector daſelbſt, in welcher Stelle er unter dem ſpäter erhaltenen Titel als Vicekanzler im September 1775 ſtarb. In allen ſeinen Amtsverhältniſſen ward er hochgeachtet, und genoß dabei eines ausgebreiteten ſchriftſtelleriſchen Ruhms. Seine vorzüglichſte Geſchicklichkeit beruhte auf einer überaus gründlichen Kenntniß der Rechte Deutſchlands überhaupt, und einzelner deutſcher

Provinzen insbeſondere, vorzüglich in den mittleren Zeiten. Ohne weder ein ſyſtematiſches noch compendiariſches Werk geſchrieben zu haben, hat doch faſt kein Schriftſteller größere Verdienſte um dieſe Wiſſenſchaft als Strube. Alles, was er ſchrieb, zeichnet ſich durch eine Fülle hiſtoriſcher und juriſtiſcher Gelehrſamkeit, practiſche Erfahrung, geſunde Beurtheilung und eine kraftvolle Sprache aus. Reich an wichtigen Abhandlungen, welche ins Staatsrecht und die Geſchichte einſchlagen, ſind ſeine Nebenſtunden, 6 Theile, Hannover 1742 — 1765, 8. 2te Auflage, ebend. 1780 — 1783, 4. Nicht minder ſchätzbar ſind ſeine rechtlichen Bedenken, 5 Theile. Hannover 1761 — 1772, 4. Neue Ausgabe 1787, 4. Außerdem hat man von ihm viele gehaltreiche Abhandlungen, Deductionen u. a. m. Seine Vindiciae juris venandi nobilitatis Germanicae (Hildesh. 1639. 4.) veranlaßten einen heftigen Streit zwiſchen ihm und dem Freiherrn von Cramer; auch hatte er mit dem Hofrath Hanſelmann einen Zwiſt über die Landeshoheit deutſcher Reichsſtände. — Von ſeinem Sohne, Julius Melchior, der 1777 als geheimer Juſtizrath zu Hannover ſtarb, einem gelehrten und helldenkenden Manne, hat man gleichfalls höchſt ſchätzbare rechtliche Gutachten und Deductionen.

Struenſee und Brandt, zwei durch ihr anfängliches Glück, noch mehr aber durch ihren nachherigen gemeinſchaftlichen Untergang, den ihnen das Schickſal unverdienter Weiſe bereitete, bekannt gewordene Männer. — Struenſee (Johann Friedrich, Graf von) wurde 1737 zu Halle im Saalkreiſe geboren. Sein Vater war dort Prediger, und ſeine Mutter war die einzige Tochter des königlich däniſchen erſten Leibarztes Anel. Schon frühe entwickelten ſich bei dem jungen Struenſee große Talente. Nachdem er in Halle ſeine erſte Schulbildung erhalten hatte, ſtudirte er dort mehrere Jahre die Arzneikunde, und erhielt 1757 die Doctorwürde. Hierauf ging er nach Altona mit ſeinem Vater, der dort eine Anſtellung als Prediger erhalten hatte. Er erlangte hier bald eine große mediciniſche Praxis, überließ ſich den Vergnügungen, und machte die Bekanntſchaft mit dem Grafen von Ranzau-Aſchberg und dem nachherigen Grafen Brandt, die beide auf verſchiedene Weiſe mit ſeinem nachherigen unglücklichen Schickſale verflochten wurden, indem der erſtere das Werkzeug ſeines Sturzes, der letztere der Theilnehmer ſeines Unglücks ward. Als Arzt erlangte er auch die Freundſchaft der verwitweten Generalin Berkenthin, durch deren Empfehlung und Einfluß er 1768 zum Leibarzte des Königs ernannt wurde. Als ſolcher mußte er den letztern auf allen ſeinen Reiſen durch Deutſchland, England und Frankreich begleiten. Nach der Verheirathung Chriſtians VII. mit der Prinzeſſin Mathilde von England entſtand eine Kälte zwiſchen dem königlichen Paare, die bald in einen offenbaren Unfrieden ausbrach. Dieſen Umſtand ſuchte die verwittwete Königin Marie Juliane, geborne Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel zum Beſten ihres Sohnes, des Prinzen Friedrich, eines Halbbruders des Königs, zu benutzen, und wußte ſchlau genug für ſich und ihre Zwecke die Stimmung der Nation, beſonders des Adels, zu gewinnen. Die Geburt des Kronprinzen (jetzigen Königs von Dänemark) erhöhte die Mißhelligkeiten zwiſchen der regierenden und verwitweten Königin. Auch Chriſtian VII. war nicht dazu geeignet die Gleichgültigkeit gegen ſeine Gemahlin zu vertilgen, ſo ſehr auch die letztere ein beſſeres Schickſal verdient

hatte. Bei der Zurückkunft des Königs zeigte ſich das öffentliche Mißvergnügen noch deutlicher. Die Nation war in zwei Hauptpartheien getheilt. An der Spitze der zahlreichſten, welche durch die Miniſter und vornehmſten Staatsbeamten unterſtützt wurde, ſtand der junge Graf Holk, der Liebling des Königs. Die verwitwete Königin hatte ihre Partei zu Friedensburg. Die Königin Caroline Mathilde hoffte durch die Fortſchaffung des Grafen Holk ſich die Gunſt des Königs und die ihren Verhältniſſen gebührende Achtung wieder zu verſchaffen. Holk dagegen that ſein Möglichſtes, die Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Könige und der Königin zu vergrößern, und da er glaubte, daß Struenſee die Königin eben ſo ſehr, wie er ſelbſt, haßte, ſo beredete er Chriſtian VII. immer ſtatt ſeiner (Holks) den Leibarzt Struenſee zur Königin zu ſchicken. Allein dies gerade war Holks Unglück. Der König ward Struenſee immer gewogener, und die Königin, welchen dieſen Wechſel bemerkte, und das ſtolze Betragen des vorigen Günſtlings mit dem ehrfurchtsvollen Benehmen des neuen verglich, glaubte, daß Struenſee es bedauerte, ihr durch ſeine Gegenwart ſo oft wehe thun zu müſſen. Sie ward überdies nach und nach an ſeine Geſellſchaft gewöhnt, und ihrer Abneigung gegen ihn folgte bald die Bewunderuug ſeiner Talente und Kenntniſſe. Um dieſe Zeit wurden dem Kronprinzen die Kinderpocken eingeimpft, und Caroline Mathilde verhieß Struenſee zum Lohn für ſeine Bemühung die Stelle eines Hofmeiſters bei dem Prinzen. Die Einimpfung ging glücklich genug, und Struenſee ward jetzt geadelt und zum Conferenzrath und Vorleſer des Königs und der Königin mit einem Gehalte von 1500 Reichsthalern ernannt. In dieſem Amte erwarb er ſich das Vertrauen beider Monarchen ſo ſehr, daß ihm eine Ausſöhnung zwiſchen ihnen gelang. Jetzt verfolgte Struenſee die Plane ſeines Ehrgeizes mit doppeltem Eifer. Um Bernſtorf immer mehr zu entfernen und zu verdrängen, empfahl er den Grafen von Rantzau-Aſchberg. An die Stelle Holks trat Enewald v. Brandt als Director der Schauſpiele und Maître des plaiſirs nnd ward in den Grafenſtand erhoben. Endlich wagte man, dem Grafen Bernſtorf anzuzeigen, daß ſeine Dienſte ferner nicht nöthig ſeien. Nach dem Sturze dieſes würdigen Staatsminiſters wurden auch die verhaßten Beamten entlaſſen, und ihre Stellen von Struenſee und den Freunden der Königin beſetzt. Graf Schimmelmann allein, der ſchlau genug ſich für keine Partei erklärt, und während der gefährlichſten Criſe ſich nach Hamburg begeben hatte, theilte nicht das Schickſal ſeiner Collegen. Die verwitwete Königin Maria Juliana blieb während dieſer Ereigniſſe ruhige Zuſchauerin zu Friedensburg, und bezeigte allen, die durch die Miniſterialveränderung gelitten hatten, ihr Beileid. Endlich war der Triumph der Königin Mathilde vollendet. Der König begegnete ihr wieder mit aller ihr ſchuldigen Liebe und Achtung, und Struenſee beſaß ihr Vertrauen, welches er nebſt ſeiner Gewalt auf alle Weiſe ſich zu erhalten ſuchte. Deßhalb bemühte er ſich, den König von allen Geſellſchaften zu entfernen, und Brandt war beauftragt, ihn beſtändig durch Luſtbarkeiten zu beſchäftigen. Dieſe Lebensweiſe war dem Könige eben ſo angenehm, als ſie Struenſees Entwürfe begünſtigte. Beſonders ſuchte der letztere jede perſönliche Verhandlung Chriſtians VII. mit ſeinen Miniſtern zu verhüten. Im Jahre 1770 trat ein Ereigniß ein, wodurch die Geſtalt der däniſchen Verfaſſung durchaus geändert, und die ganze

Gewalt in die Hände der jungen Königin und ihres Miniſters kam. Der König hob nämlich, auf Antrieb Struenſees, den Staatsrath auf, und errichtete an deſſen Stelle eine Conferenzcommiſſion, die aus den Vorſtehern der verſchiedenen Staatsverwaltungszweige beſtand. Die Mitglieder dieſer Commiſſion hatten nur ſehr beſchränkte Befugniſſe; ſie konnten bloß zu gewiſſen Zeiten verſammelt, und nach Belieben entlaſſen werden; ſie hatten weder Rang und Titel, noch Einfluß. Der däniſche Adel, welcher Sitz und Stimme in dem Staatsrath gehabt hatte, hielt die Aufhebung deſſelben für einen Eingriff in ſeine Rechte, und beſchloß von dieſem Augenblicke an den Sturz des Miniſters, der dem Könige jene Maßregel angerathen hatte. Unter dieſer Partei befand ſich auch der Graf von Rantzau Aſchberg, welcher mit dem Verluſte ſeiner Stelle als Staatsrath auch ſeines Einfluſſes und Anſehens beraubt war. Struenſee ſeiner Seits vernachläſſigte kein Mittel, ſeine Macht zu befeſtigen, und um ſie deſto beſſer behaupten zu können, bewog er die Königin, ihm die Führung aller Cabinetsgeſchäfte zu verſchaffen. Der Cabinetsſecretär Kamming, welcher durch ruſſiſchen Einfluß ſeine Stelle erhalten, wurde entlaſſen, alle alten Miniſter wurden nach und nach entfernt, die ganze Verfaſſung neu geſtaltet, und alle Geſchäfte im Namen des Königs von deſſen Umgebungen betrieben. Doch Struenſee beſaß weder Klugheit, noch Feſtigkeit genug, ſeine Macht zu behaupten. Während ſeiner kurzen, aber ſtürmiſchen Verwaltung zeigte er die Extreme ſeiner Gemüthsart. Die Kühnheit, die er anfangs bis zum Übermuth trieb, verwandelte ſich in Bangigkeit, ſobald einer ſeiner Maßregeln widerſprochen wurde. Seiner Entwürfe waren viel und mancherlei, und obgleich er die auswärtigen Angelegenheiten nach einer geſunden Politik leitete, ſo entſprachen doch ſeine Maßregeln hinſichtlich der innern Verwaltung keineswegs den beabſichtigten Zwecken. Er wollte den Finanzzuſtand verbeſſern, welcher unter der Leitung Einer Perſon beſſer konnte überſehen werden; auch wollte er die Taxen vermindern, und ſolchen Gewerben, die dem Boden und Clima Dänemarks nicht angemeſſen ſind, Gränzen ſetzen, unnütze Jahrgehalte ſollten eingezogen, der Ackerbau aufgemuntert, und alle Dinge in ein ſolches Verhältniß gebracht werden, daß die Abgaben künftig baar bezahlt werden könnten. So wollte er auch eine Reform der Rechtspflege einführen, den Prozeßgang abkürzen, und die Armee und Seemacht ohne größere Koſten verſtärken. Sein Lieblingsplan war indeſſen, den Adel zu demüthigen, ihn vom Hofe zu entfernen, und ihm ſeine erblichen Vorzüge und Stellen zu entziehen. Zur Verbeſſerung der Finanzen führte er in allen Verwaltungszweigen ein neues Staatswirthſchaftsſyſtem ein. Mehrere Hofämter wurden aufgehoben, Jahrgehalte eingezogen, die Zahl der königlichen Bedienten verringert, und mehrere der vornehmſten, ſo wie auch viele der niedrigen Beamten ihrer Stellen entlaſſen. Die Collegien der Admiralität, der Acciſe und des Handels wurden aufgehoben, und ſtatt ihrer Commiſſionen ernannt. Durch einen Cabinetsbefehl wurde 1771 der Magiſtrat von Copenhagen aufgelöſ't, und an deſſen Stelle wurden zwei Bürgermeiſter eingeſetzt. Die Vorrechte der fremden Miniſter wurden ſehr geſchmälert; die Leibgarde zu Pferde ward entlaſſen, und durch 500 Dragoner erſetzt. Durch alle dieſe Anordnungen wurden viele Menſchen brotlos, und das Mißvergnügen des Volkes ſtieg. Sein nachmals in Dänemark ausgeführter Entwurf, die Hofdienſte der

Bauern aufzuheben, und ſtatt deſſen einen Geldpacht einzuführen, fand von Seiten des Adels einen ſo kräftigen Widerſpruch, daß er ihn aufgeben mußte, obgleich es erſt bloß zur Probe auf den Domainengütern der Krone verſucht werden ſollte. Indeſſen war Struenſee überaus aufmerkſam, ſowohl in der Beobachtung ſeiner Pflichten als Miniſter, als auf die Erziehung des Kronprinzen (jetzigen Königs). Der König ward von Tage zu Tage gegen die öffentlichen Geſchäfte gleichgültiger, ſeine Zeit verging unter einem beſtändigen Wechſel von Vergnügungen, und ſeine Geiſteskräfte wurden ſichtlich ſchwächer. Im Julius 1771 wurde die Königin von einer Prinzeſſin entbunden, und da ſie wußte, was für Vermuthungen man bei dieſer Gelegenheit von Friedensburg aus gegen ſie ausgeſtreut hatte, ſo fürchtete ſie, daß man dieſe Gerüchte zum Anlaſſe nehmen würde, ihr die errungene Gewalt zu entreißen. Wenn die Lage dieſer unglücklichen Fürſtin, welche zu dieſer Zeit ganz von Struenſee abhing, das Mitleiden eines jeden erregte, ſo verdiente dagegen das Betragen des Miniſters, der gerade jetzt ſeine Macht auf die ſchmählichſte Weiſe mißbrauchte, gerechten Abſcheu. Berauſcht durch ſein großes Glück, und geblendet durch ſeinen Ehrgeiz, war er nur beſorgt, ſeinen Namen in den Verzeichniſſen des däniſchen Adels zu ſehen, deßhalb wurde er zum Grafen ernannt; und da dies ſeinen Wünſchen noch nicht genügte, ſo wurde für ihn die Würde eines Cabinetsminiſters geſchaffen, mit welcher ein Anſehen verbunden war, wie es vor ihm noch kein däniſcher Miniſter gehabt hatte. Er ward dadurch befugt, ſolche Befehle zu ſchreiben, wie er ſie mündlich vom Könige empfangen hatte, und ſie ohne königliche Unterſchrift an alle Departementer zu ſenden; nur ſollte das Cabinetsſiegel beigedruckt ſeyn, und ein Auszug davon jeden Sonntag Abends dem Könige vorgelegt werden. Hierin erblickten ſeine Feinde die Abſicht, das königliche Anſehen zu vernichten. Sie benutzten die Preßfreiheit, welche er, um ſich in der Volksgunſt zu befeſtigen, eingeführt hatte, ſeine Fehler öffentlich, und in dem ungünſtigſten Lichte darzuſtellen, und ſelbſt die boshafteſten Beſchuldigungen gegen die Königin zu verbreiten. Deshalb wurde die Preßfreiheit beſchränkt. Aber das Volk, deſſen Gemüther entflammt waren, wurde immer unruhiger. Struenſees Freunde fingen an gegen ihn kalt und gleichgültig zu werden. In dieſen drohenden und kritiſchen Verhältniſſen verließ ihn ſeine Feſtigkeit, und ſeine Unruhe ſtieg aufs höchſte, als unter 300 Matroſen, die aus Norwegen nach Copenhagen gebracht waren, um auf einer Expedition gegen Algier zu dienen, ein Aufruhr ausbrach. Die Urſache ihres Mißvergnügens war nicht erhaltener Sold. Jetzt nahm Struenſee neue Veränderungen mit der Polizei in Copenhagen vor, welche er nach der Pariſer modeln wollte, dadurch zog er ſich noch mehr Feinde zu, der Haß des Volkes in der Hauptſtadt ſtieg gegen ihn immer höher, und brach ſelbſt öffentlich aus. So wurde die Lage des Miniſters mit jedem Tage gefährlicher. Der brittiſche Geſandte, welcher vorausſah, welche Folgen der Fall dieſes Günſtlings haben könnte, ſuchte aus Rückſicht gegen die junge Königin Struenſees Entfernung zu beſchleunigen. Der letztere wünſchte dies ſelbſt. Der Geſandte bot ihm großmüthig eine Unterſtützung an Gelde bar, falls er damit nicht hinlänglich verſorgt wäre, um das Land verlaſſen zu können; allein die Königin widerſetzte ſich ſtandhaft dieſen Maßregeln, indem ſie fürchtete, ihre Feinde möchten ſo-

dann den König in ihre Hände bekommen, und ihr möchte ihre bisherige Gewalt entriſſen werden. Struenſee ſah, daß er ſeine Furcht nicht länger ſeinen Feinden verbergen konnte. Er nahm alle Maßregeln, um nur ſeine perſönliche Sicherheit zu decken. Die Wachen vor dem königlichen Schloſſe und an den Plätzen wurden verdoppelt, Kanonen in mehreren Gegenden der Stadt aufgeführt, und an jedes Regiment 6000 Patronen ausgetheilt. Dieſe Maßregeln hatten jedoch ſehr ſchlimme Folgen. Das Publicum ſchloß, Struenſee ſey ſich bewußt, die Nation beleidigt zu haben; des Königs Anſehen wurde verachtet, und die Gewalt des Miniſters ſchien ein Trugbild, welches bald verſchwinden müſſe. Endlich geſchahe der lang gefürchtete Schlag. Mit Erſtaunen hörten die Einwohner Copenhagens am 17ten Januar 1772, daß in der abgewichenen Nacht die Königin Caroline Mathilde, der Graf Struenſee, ſein Bruder, der Graf Brandt, Sturz und alle ihre Freunde und Anhänger verhaftet wären. Am Abend vorher war bei Hofe ein Ball gegeben, und das Regiment des Oberſten Koller, eines alten Feindes von Struenſee, hatte die Wache vor dem Schloſſe. Die junge Königin, wenig ahnend, was erfolgen würde, tanzte viel, und ſchloß um 1 Uhr mit dem Prinzen Friedrich (dem Sohn ihrer Feindin, der verwitweten Königin) den Ball. Um drei Uhr Morgens ließ Koller ins geheim ſeine Offiziere in den Pallaſt, ſagte ihnen, der König habe ihm befohlen, die Königin zu verhaften, und verlangte, daß ſie ihm folgen ſollten. Sie gehorchten unweigerlich, und der Obriſt Eichſtädt umzingelte mit ſeinen Dragonern den Palaſt. Jetzt ging Rantzau-Aſchberg in des Königs Schlafzimmer, ſetzte die Hofleute in Verwirrung, weckte den König und ſagte ihm, ohne ihm Zeit zum Nachdenken zu laſſen, ſein Leben ſey in Gefahr. „Was ſoll ich thun!" rief Chriſtian voll Angſt. „Soll ich fliehen? Stehen ſie mir bei! Geben ſie mir ihren Rath!" — „Unterzeichnen ſie dies!" erwiederte Rantzau; „ich will meinen Monarchen und ſeine ganze königliche Familie retten!" Schon hielt der König die Feder in der Hand, aber er ließ ſie fallen, als er den Namen ſeiner Gemahlin erblickte. Endlich ließ er ſich bereden, und Rantzau, von Eichſtädt und einigen andern Offizieren gefolgt, führte den traurigen Befehl aus. Die unglückliche Mathilde wurde nach Kronenburg geführt. Nach Struenſees Verhaftung wurde eine außerordentliche Commiſſion aus verſchiedenen Mitgliedern, die zum Theil ſeine perſönlichen Feinde waren, niedergeſetzt, um ihn zu richten. Man verfuhr, wie leicht zu denken iſt, mit der äußerſten Strenge gegen ihn. Die Anklage des Generalfiscals, welche in den ungemäßigtſten Ausdrücken abgefaßt war, und am 21ſten April 1772 dem Hofe übergeben wurde, enthielt neun Anklagepunkte. In der erſten Woche ſeiner Verhaftung ſuchte ſich Struenſee bei ſeinen Grundſätzen zu beruhigen; auch hoffte er, daß durch ein Zuſammentreffen von unvorhergeſehenen Umſtänden ſein Schickſal eine andere Wendung erhalten könne. Doch bald gerieth er in einen Zuſtand von Angſt und Unruhe, und da ward es dem Doctor Münter und einem andern Geiſtlichen, welche am 1ten März 1772 ihn beſuchten, leicht, den Tröſtungen der Religion Eingang bei ihm zu verſchaffen, und dieſe halfen ihm ſeine Leiden mit Stärke und Verzichtleiſtung ertragen. Als er verhört wurde, bemühte ſein Sachwald ſich, in einer kurz geſchriebenen Vertheidigung die Anklagepunkte, mit Ausſchluß eines einzigen, der ein ungebührliches

Verhalten gegen den König betraf, zu widerlegen. Dies letztere erkannte Struenſee ſelbſt als gegründet an, und überließ ſich der Gnade ſeines Monarchen. Der Hof hatte indeſſen beſchloſſen, daß Struenſee eines ſchmachvollen Todes ſterben ſollte; alle Gegenvorſtellungen wurden verworfen, und am 25ſte April würde das Urtheil gefällt: daß er zu eigner wohlverdienter Strafe und andern Gleichgeſinnten zum Beiſpiel und Abſcheu ſeiner gräflichen und andern Würden entſetzt, ihm ſeine rechte Hand und ſein Kopf abgehauen, ſein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl geſteckt werden ſollten. Als Doctor Münter ihn Tages darauf benachrichtigte, daß der König dies Urtheil in allen Punkten genehmigt habe, und daß der 28ſte April zu ſeiner Hinrichtung beſtimmt ſei, hörte der Unglückliche dieſe Nachricht mit der größten Gemüthsruhe an, bloß die beſchimpfenden Umſtände kränkten ihn; doch bewies er ſich ruhig bei dem Bewußtſeyn eines künftigen beſſern Lebens. Er verwandte die kurze Zeit, welche ihm noch übrig blieb, auf eine ſeinen Verhältniſſen gemäße Weiſe. Als er das Schaffot beſtieg, ſagte er zu dem Doctor Münter: „Ich will glauben, daß diejenigen, welche mein Unglück beförderten, es aus Liebe zum Guten thaten." Er hatte den Schmerz, es noch anſehen zu müſſen, daß ſein Freund Brandt vor ihm hingerichtet wurde. Gewiß wäre Struenſee unter andern Verhältniſſen einer der größten Miniſter geweſen. Seine Entwürfe waren oft vortrefflich, nur paßten ſie nicht für ſein Zeitalter, nicht für die Nation, unter welcher er lebte, und ihre Ausführung wurde oft von zu wenig Klugheit geleitet. Bei allem perſönlichen Ehrgeiz bezweckte er ſtets das Beſte des Volkes und des Königs, der zu ſchwach war, um ſeinen Miniſter zu begreifen, zu unterſtützen und zu leiten. — Enewald v. Brandt war der Abkömmling einer angeſehenen adeligen Familie in Dänemark. Er wurde wegen ſeines liebenswürdigen Charakters von Struenſee geſchätzt, aber er war leichtſinnig und dem Vergnügen aufs äußerſte ergeben. In einem Wortwechſel mit dem Könige hatte er ſich einſt nicht nur unziemlicher Ausdrücke erfrecht, ſondern ſelbſt frevelhafter Weiſe an die Perſon ſeines Monarchen Hand gelegt. So groß auch dieſes Vergehen war, ſo konnte doch eigentlich von einer Beſtrafung deſſelben nicht mehr die Rede ſeyn, da der König ihm verziehen hatte. Sein Todesurtheil war in der Hauptſache dem ſtruenſeeſchen gleich.

Struenſee (Carl Auguſt von), königlich preußiſcher Staats- und dirigirender Miniſter beim General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainendirectorium zu Berlin, Ritter des rothen Adlerordens u. ſ. w., war 1735 zu Halle geboren, wo ſein Vater damals Prediger war, und beſuchte hier die Schule des Waiſenhauſes, und nachher die akademiſchen Hörſäle. Er war eigentlich den theologiſchen Studien beſtimmt, aber Mathematik und Philoſophie zogen ihn weit mehr an. Nachdem er 1756 Magiſter geworden, fing er an, über Mathematik und hebräiſche Grammatik Vorleſungen zu halten, und erwarb ſich vielen Beifall; aber ſchon im folgenden Jahre bekam er eine Profeſſur der Philoſophie und Mathematik an der Ritterakademie zu Liegnitz. Hier fand er jedoch, wegen des ausgebrochnen Kriegs, nur wenig Zöglinge, und benutzte ſeine Muße, die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunſt mit ſolchem Eifer zu ſtudiren, daß er 1760 ſeine Anfangsgründe der Artillerie (dritte Auflage 1788) herausgeben

konnte. Dadurch gewann er Friedrichs II. Beifall, der ihm mehrere junge Offiziere zuſandte, um ſie für den Dienſt zu bilden, und ſeinen Gehalt vermehrte. Struenſee verfolgte mit Eifer ſeine Studien, von denen eine neue Frucht ſeine Anfangsgründe der Kriegsbaukunſt, 3 Bände 1771 — 1774 (2te Auflage 1786) waren, das beſte Werk, welches in dieſem Fache in Deutſchland erſchienen iſt. Im Jahr 1769 ging er auf Veranlaſſung ſeines Bruders nach Copenhagen, wo er eine Anſtellung als däniſcher Juſtizrath und Finanzintendant erhielt. Mit ungemeiner Anſtrengung lebte er ganz dem ihm angewieſenen Geſchäft, und wußte ſich von jedem Vorwurfe ſo rein zu bewahren, daß er nach dem Sturze ſeines Bruders nicht nur frei in ſein Vaterland entlaſſen wurde, ſondern auch ſpäterhin (1789) vom Könige von Dänemark in den Adelſtand mit Beilegung des Namens von Carlsbach erhoben wurde. Friedrich II. nahm Struenſee wohlwollend auf, und bot ihm die noch offene Stelle bei der Ritterakademie in Liegnitz an, die dieſer aber ausſchlug, um in wiſſenſchaftlicher Muße auf ſeinem Gute Alzenau bei Haynau in Schleſien zu leben. Hier gab er nicht nur eine Überſetzung von Pinto's Aufſätzen, die größtentheils wichtige Punkte der Staatswirthſchaft betreffen (1776), ſondern auch als zweiten Theil eigne Abhandlungen (1777) heraus, welche vermehrt 1800 in drei Theilen erſchienen; ferner eine kurzgefaßte Beſchreibung der Handlung der vornehmſten europäiſchen Staaten (vollendet von Sinapius), die beſonders wegen der Nachrichten von dem Handel der preußiſchen und polniſchen Staaten wichtig war. Ein Ruf, den er 1777 zum Director eines in Elbingen errichteten Bank-Etabliſſements erhielt, verſetzte ihn abermals in ein ganz neues Fach. Durch ſeine einſichtsvolle Thätigkeit gelangte der Handel bald zu einer anſehnlichen Höhe, und dieſem glücklichen Streben hatte er es wahrſcheinlich zu danken, daß er 1782 als geheimer Oberfinanzrath in das dritte Departement des Generaldirectoriums und als Director der Seehandlung nach Berlin berufen wurde. Auch hier zeichnete er ſich durch tiefe Einſichten und ungemeinen Dienſteifer aus, hob die geſunkene Seehandlung bald wieder empor, und gelangte 1791 auf dem Wege des Verdienſtes zur Stelle eines Staatsminiſters und Chefs des Acciſe- und Zolldepartements, dem er bis an ſeinen Tod 1804 mit großem Vertrauen ſeiner Monarchen und allgemeiner Achtung des Publicums vorſtand. Er war ein Mann von hellem, vielumfaſſendem Blicke, von beſondrer Geiſtesgegenwart, feſten Grundſätzen und ſtrenger Ordnungsliebe, daher in Geſchäften kurz, beſtimmt, ſchnell und ſicher. Das Talent wußte er zu erkennen, und ihm ſeinen Wirkungskreis anzuweiſen, wiewohl er nicht frei vom Nepotismus war. Reformen ſcheute er, ſelbſt wo ſeine Einſicht ſie ihm als nöthig und nützlich zeigen mußte; was ihm allerdings zum Tadel gereicht. Indeſſen erleichterte er möglichſt öffentliche Laſten, und war im Innern von den edelſten Gefühlen belebt, frei von Eigennutz wie von aller Verſtellung und Niedrigkeit.

Strumpfwirkerei ſoll von einem Franzoſen erfunden worden ſeyn, der, als er in Frankreich nicht die gewünſchte Belohnung fand, nach England ging. Ein andrer Franzoſe, Jean Hindret, ſey hierauf, jedoch viel ſpäter, nach England gegangen, habe dort die Einrichtung des Strumpfwirkerſtuhls kennen ge-

lernt, und einen ähnlichen in Paris aufgeſtellt, worauf ihm 1656 das erſte Privilegium zur Strumpfwirkerei in Seide ertheilt worden ſey. Nach Leibnitz ſoll der Strumpfwirkerſtuhl von einem Schottländer erfunden worden ſeyn. Dieſer ſah einſt ſein Mädchen Strümpfe knütten, und ſpottete darüber; worauf das Mädchen lachend erwiederte, daß er doch mit aller ſeiner Weisheit nie Strümpfe zu machen lernen würde. Wahrſcheinlich hat dieſe Kunſt aber William Lee, ein Magiſter aus St. Johannes Collegio in Cambridge, 1589 erfunden, und lange Zeit war ſie in England allein einheimiſch. Im Jahr 1614 ließ der venetianiſche Geſandte heimlich den erſten Stuhl nebſt Strumpfwirkern nach Venedig ſchaffen; worauf dieſe Kunſt auch die Deutſchen allmählig kennen lernten. Durch Moiſſon, einen franzöſiſchen Geiſtlichen, ward der Stuhl ſo verbeſſert, daß er 600 Theile weniger hat, und nicht mehr als 80 Pfund wiegt. Er iſt ein Meiſterſtück der Erfindungskraft, hat mehr als dritthalbtauſend Theile, und war doch ſchon bei ſeiner Erfindung in ſolcher Vollkommenheit, daß er ſeit nun 200 Jahren nur ſehr wenige Veränderungen erhielt.

Stuart (das Haus), war eine der älteſten adeligen Familien Schottlands, welche dieſem Reiche und dem Königreiche England eine beträchtliche Reihe von Beherrſchern gegeben hat, von denen die meiſten jedoch ſich mehr durch Mangel wirklicher Regententugenden, und daher entſprungene unglückliche Schickſale, als durch eine für ihre Völker wohlthätige Regierung ausgezeichnet haben. Die vollſtändige Geſchichte dieſes Hauſes darzuſtellen, würde uns über die Gränzen dieſes Werks hinausführen; wir begnügen uns daher mit der Darſtellung der wichtigſten Hauptmomente, und verweiſen zugleich auf die Artikel Jacob I., Jacob II. und III., Maria Stuart, Carl I., Carl II., Carl Eduard, Prätendent, und Wilhelm III. Walter Stuart, einer der ausgezeichnetſten und vornehmſten Schottländer, war mit Majoria, der Tochter Roberts I. Bruce, Königs von Schottland vermählt. Walters Sohn, Robert Stuart beſtieg nach dem Tode ſeines Mutterbruders, des Königs David II., mit welchem der königliche Mannsſtamm des Hauſes Bruce erloſch (1370), den ſchottiſchen Thron, unter dem Namen Robert II., und ward ſo der Stifter des königlichen Geſchlechts Stuart. Die Regierung ſeines Großvaters Robert I., und ſeines Oheims David II., war durch England ſehr beunruhigt worden; Robert II. hatte hingegen das Glück in Frieden zu regieren, und daſſelbe war bei ſeinen Nachfolgern bis zu Jacob V. der Fall. Erſt unter der Tochter dieſes letztern Königs, der Königin Maria von Schottland, auch Maria Stuart genannt (geboren 1542, geſtorben 1587 auf dem Blutgerüſte), wurde Schottland durch innere und äuſere Unruhen erſchüttert, woran manche Unvorſichtigkeiten dieſer unglücklichen Fürſtin nicht wenig Schuld waren, und wofür ſie am Ende mit dem Verluſte ihres Lebens büßen mußte. Hiemit begann eine merkwürdigere, aber auch eine unglücklichere Epoche in der Geſchichte des Hauſes Stuart. Maria's Sohn, Jacob VI. als König von Schottland genannt, erhielt 1603 nach dem Tode der Königin Eliſabeth unter dem Namen Jacob der Erſte den engliſchen Thron. Die Regierung dieſes ſchwachſinnigen, eiteln und feigherzigen Fürſten, der dem ent-

ehrendſten aller Laſter ergeben, die Zügel der Verwaltung den Händen der verderbteſten Günſtlinge überließ, wurde durch die glanzvolle Regierung ſeiner großen Vorgängerin zu ſehr verdunkelt, um in den Herzen der Engländer etwas anders als Unwillen zu erregen. Er war Schuld daran, daß England in einer der wichtigſten Epochen Europa's die unrühmlichſte Rolle ſpielte. Statt ſeinem Schwiegerſohn, dem Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz, der von den Böhmen zum Könige gewählt war, ernſtlich und mit gewaffneter Hand zu helfen, ſich in dem Beſitze jenes Königreichs zu erhalten, ſprach er laut und gegen Friedrichs Feinde ſein Mißfallen an jener Wahl, wodurch nach ſeiner Anſicht die Rechte der Fürſten verletzt wurden, aus, und wagte auch nicht einmal einen ernſthaften Verſuch, dem Pfalzgrafen zu ſeinen Erblanden, die von den Öſterreichern und Bayern eingenommen und verheert wurden, wieder zu verhelfen. Ohne Tugend und Religion wollte er ein großer Gottesgelehrter ſeyn; von ſeinen Unterthanen verachtet und von ganz Europa verlacht, wollte er während des dreißigjährigen Kriegs in der Welt den Friedensvermittler machen; von Günſtlingen despotiſch und auf die verächtlichſte Weiſe beherrſcht, verlangte er eine unbedingte Herrſchaft in ſeinen Reichen, und die Freiheit, ſeine Unterthanen zu tyranniſiren; ohne auch nur gemeinen richtigen Menſchenverſtand zu beſitzen, wollte er für den Salomon ſeines Zeitalters gelten. Doch als ſolcher wurde er in den Leichenreden ſchmeichleriſcher Prieſter — wenn dies anders zum Ruhme gereicht, noch nach ſeinem Tode gerühmt. Durch ungeheure Verſchwendungen brachte er England an den Rand des Verderbens, und legte den Grund zu dem Unglücke ſeines Sohnes und Nachfolgers Carl I. Dieſer, mit manchen bürgerlichen Tugenden geſchmückt, beſaß leider keine der Fähigkeiten, welche von einem großen Regenten beſonders dann erfodert werden, wenn ein Reich in einer Criſe ſich befindet. Ohne die Laſter ſeines Vaters hatte er deſſen Neigung zum Despotismus, deſſen Anhänglichkeit an Günſtlingen und deſſen Wankelmuth und Unentſchloſſenheit geerbt. (M. ſ. Carl I.) Die Unbeſonnenheiten mancher Art, die er beging, beſonders die Heftigkeit, mit der er die biſchöfliche Kirche zur herrſchenden zu machen ſuchte, ſtürzten ihn ins Verderben, und er war der zweite königliche Sprößling aus dem Hauſe Stuart, der auf dem Blutgerüſte das Leben verlor. Der Muth dieſes Fürſten, womit er bis auf das äußerſte ſeine Krone zu vertheidigen ſuchte, und als er ſie bereits verloren ſah, noch ſeine Würde als Menſch und als König behauptete, verlöſcht die meiſten Flecken ſeiner Regierung, und macht ihn doppelt jener Achtung werth, auf welche jeder Unglückliche Anſpruch hat. 1660 wurde zwar Carls I. Sohn, Carl II. wieder auf den väterlichen Thron eingeſetzt. Er zeigte aber zu bald, daß nicht das Unglück ſeines Vaters ihn belehrt, und daß er bloß durch Geburt, nicht durch perſönliche Eigenſchaften Recht auf die Krone habe. Ein entehrendes Verhältniß, worein er ſich gegen Ludwig XIV. von Frankreich ſtellte, von dem er ſogar ſich einen Jahrgehalt geben ließ, ſeine Ausſchweifungen, wodurch er ſo nachtheilig auf die Sitten des Volks wirkte, ſeine Neigung zur Willkür, und ſein Hang zur catholiſchen Religion, zu welcher er ſich auch vor ſeinem Tode ganz offen bekannte, machten ihn der Nation theils verhaßt, theils verdächtig. Nach ſeinem Tode (1685) bemühte

ſich Carls II. natürlicher, mit einer Lady Barlow erzeugter Sohn, der Herzog von Monmouth, ein erklärter eifriger Proteſtant, König zu werden. Er nahm deßhalb mit ſeinem Freunde, dem Grafen von Argyle, nach Schottland ſeine Zuflucht. Allein die Schotten ließen ihn gefangen nehmen, und ihm und Argyle den Kopf abſchlagen. Jetzt beſtieg Carls II. Bruder Jacob unter dem Namen Jacob II., als der einzige Stuart, obgleich wenig geliebt, den brittiſchen Thron. Er war ein guter Seeheld und ein erfahrner Staatsmann, und betrieb ſeine Regierungsgeſchäfte mit Kraft und Thätigkeit. Allein er ſuchte nicht bloß, ſo wie es von ſeinem Vater und Bruder geſchehen war, die catholiſche Religion, zu welcher er ſich ſchon vor ſeinem Regierungsantritt bekannt hatte, auf Koſten des Proteſtantismus zu begünſtigen, ſondern er bekannte ſich auch ſogar öffentlich nach ſeiner Throngelangung zu jener Kirche. Seine erſte Gemahlin, Anna, war die Tochter eines angeſehenen Privatmannes, Namens Hyde, eines großen und ſehr tugendhaften Rechtsgelehrten, der, als Carl II. und ſein Bruder Jacob, damaliger Herzog von York, nach der Enthauptung ihres Vaters aus England entfliehen mußten, ihnen mit ſeiner ganzen Familie folgte. Jacob lernte Anna Hyde kennen, liebte ſie, und wurde wieder geliebt. Sie ward ſchwanger von ihm, und Carl willigte aus Dankbarkeit und Schonung gegen Hyde in die Vermählung ein, und erkannte ſeines Bruders Ehe für rechtmäßig; er ernannte überdies Hyde zu ſeinem erſten Staatsminiſter und zum Grafen von Clarendon. Acht Kinder, die jedoch bis auf die Prinzeſſinnen Anna und Maria ſtarben, waren die Frucht dieſer Ehe. Anna und Maria wurden freilich in der proteſtantiſchen Religion erzogen, aber ihre Mutter, eine ſonſt eifrige Proteſtantin, ward von ihrem Gemahl wider den Willen ihres Vaters, des Grafen von Clarendon, verleitet, zur catholiſchen Kirche überzutreten. Sie ſtarb jedoch, noch ehe ihr Gemahl König wurde. Nach ihrem Tode vermählte ſich Jacob mit einer Prinzeſſin von Modena, einer eifrigen Catholikin, und ſuchte überhaupt auf alle Weiſe die Catholiken zu begünſtigen, die Proteſtanten zu unterdrücken. Die beiden Prinzeſſinnen Maria und Anna waren an zwei proteſtantiſche Fürſten vermählt, die erſtere an den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Statthalter der vereinigten Niederlande, die andre an den Prinzen Georg von Dänemark. Die Engländer, in der Hoffnung, daß dieſe Fürſtinnen ihnen dereinſt, wenn ſie zum Throne gelangten, die Rechte und Freiheiten, welche Jacob II. ihnen entzogen hatte, wieder erſetzen würden, ertrugen geduldig ſeine Bedrückungen. Allein 1688 kam Jacobs zweite Gemahlin mit einem Prinzen nieder. Manches ließ die Echtheit dieſer Geburt bezweifeln; der Zweifel aber ward verſtärkt durch die Furcht, der Prinz möchte catholiſch erzogen werden. Überdies waren nicht einmal die in den Häuſern der Regenten üblichen Feierlichkeiten bei der Geburt beobachtet, wodurch die Echtheit derſelben ſich hätte beweiſen laſſen. Jene Furcht möchte aber auch alle Beweiſe dieſer Echtheit für nichtig erklärt haben. Die ganze Nation, vorhin durch politiſche Factionen und religiöſe Secten getheilt, ſelbſt die Episcopalen und Presbyterianer, ſonſt erbitterte Feinde, vereinigten ſich jetzt gegen den König. Man rief ſeinen Schwiegerſohn, den Prinzen Wilhelm von Oranien, Statt-

halter der vereinigten Niederlande, zu Hülfe. Dieſer, von einer groſsen See- und Landmacht durch die vereinigten Provinzen unterſtützt, landete (1688) bei Torbay. Ihm lief Alles zu, Adel und Bürger, Soldaten und Bauern, ja ganze Abtheilungen der engliſchen Armee traten zu ihm über. Die Königin entfloh mit ihrem kaum ein halbes Jahr alten Prinzen nach Frankreich. Jacob dankte förmlich, wahrſcheinlich um ſeinen Rechten auf künftige Dienſtleiſtungen nichts zu vergeben, ſein ganzes noch übriges Heer ab, und dies ſchloß ſich ſogleich an die niederländiſche Armee an. Am Ende des Jahrs 1689 flüchtete auch der König nach Frankreich, und Wilhelm nahm die ihm und ſeiner Gemahlin dargebotene Krone 1689 unter der Bedingung an, daß er allein regieren, und Maria nach ſeinem Tode ihm folgen ſollte. Zur Zufriedenheit der ganzen Nation regierte er von 1689 bis 1702 über Großbritannien und Irland. Seine Gemahlin Maria ſtarb aber ſchon früher als er, und daher folgte ihm nach ſeinem Tode Jacobs II. jüngere, an den Prinzen Georg von Dänemark vermählte Tochter, Anna, die ihre kurze, nur zwölf Jahre (bis 1714) dauernde Regierung eben ſo glücklich führte. Nach ihrem Ableben beſtieg der Churfürſt Georg von Hannover, deſſen Mutter Sophia eine Tochter Friedrichs V. von der Pfalz und ſeiner Gemahlin Eliſabeth, der einzigen Tochter Jacobs I. war, den brittiſchen Thron. So hörte das Haus Stuart mit der Königin Anna auf zu regieren, nachdem es von 1370 bis 1603 (alſo 233 Jahre) den ſchottiſchen Throne allein, und von 1603 bis 1714 (alſo 111 Jahre) den ſchottiſchen und engliſchen Thron zugleich beſeſſen hatte. Die wenigen guten unter dieſen Fürſten zeichneten ſich mehr durch häusliche als durch Regententugenden aus, und man erſtaunt, wie ganze Nationen ſich Jahrhunderte lang von einem kleinherzigen, ſchwachſinnigen Geſchlecht als Mittel der eigenwilligſten Herrſcherluſt, und als Sachen konnten betrachten laſſen; man erſtaunt, wie nach Cromwells Tode es den Britten einfallen konnte, den Sprößling ihrer alten Zuchtruthen, Carl II., wieder als ihren höchſten Staatsbeamten zurückzurufen. Jacob II. ließ ſich noch wenige Jahre vor ſeinem Tode in den Jeſuiterorden aufnehmen, und bedauerte weniger den Verluſt von drei Königskronen, als das Fehlſchlagen ſeines Entwurfs, in Großbritannien und Irland die catholiſche Religion wieder zur herrſchenden zu machen. Er ſtarb 1701 zu St. Germain in Frankreich. Das übrige ſehe man unter den bereits oben angeführten Artikeln und unter Jacobiten. N. P.

Stufenjahre heißen diejenigen Jahre, welche von den Alten und auch manchen Neuern für gefährlich gehalten werden, weil mit ihnen ſich eine völlige Veränderung in der körperlichen Beſchaffenheit des Menſchen zutragen ſoll. Gewöhnlich nimmt man jedes ſiebente Jahr des menſchlichen Lebens als ein Stufenjahr an, obgleich Einige das neunte Jahr dafür halten. Wahrſcheinlich hat die erſtere Berechnungsart des ſiebenten, als des Stufenjahrs, in dem mit jener Zahl verbundenen Aberglauben ihren Grund. Weil nun in dem neunundvierzigſten Jahre ſiebenmal ſieben, in dem dreiundſechzigſten aber ſiebenmal neun zuſammenkommen, ſo werden ſie für die großen Stufenjahre gehalten.

Stukkaturarbeiter nennt man ſolche Perſonen, welche aus einer Maſſe von Gyps und Kalk, wenn ſie noch weich iſt, an Decken, Wänden und Geſimſen der Zimmer und Häuſer Verzierungen aller Art anbringen. Der Name kommt aus dem Italieniſchen, wo ſowohl die Maſſe als die Arbeit Stucco genannt wird. Die Römer kannten nicht nur dieſe Arbeit, ſondern waren auch ſehr geſchickt darin. Vitruv nennt ſie coronarium opus. Dieſe Kunſt ging hierauf verloren, und Margaritone, der um 1300 lebte, ſoll ſie wieder aufgefunden haben. Zu ihrer Vollkommenheit gedieh ſie aber durch den Mahler Nanni von Udine, zur Zeit Raphaels, von welchem noch die ſogenannten Logen Raphaels im Vatican zeugen. In Deutſchland ward ſie gegen das Ende des vorletzten Jahrhunderts bekannt. Zu der Maſſe ſelbſt muß der feinſte und weißeſte Gyps und Kalk genommen und etwas Sand hinzugeſetzt worden, ſo daß ſie dem Mauermörtel gleich wird. Anfänglich iſt ſie ganz weich, und wird nun in dieſer Geſtalt auf die Stelle, wo man Zierrathen anbringen will, aufgetragen. Aber bald wird ſie dichter und zäher, ſo, daß ſie ſich mittelſt der Finger in beliebige Formen bilden läßt. Zuletzt kann man ſie ſogar mit einem Pouſſiereiſen beſchneiden und ſchaben, damit der Umriß ſcharf oder rund werde. Bisweilen bildet man auch die Verzierungen in einzelnen Blumen, Blättern, Arabesken u. ſ. w. und klebt ſie alsdann an den Ort, wohin ſie kommen ſollen. Doch muß vorher immer die Grundfläche mit ſehr weichem Stuck beſtrichen, oder aufgehackt, oder mit hervorragenden Nägeln und Holzſpänen verſehen werden, damit die Verzierungen nicht abfallen. Wenn die Stukkaturarbeit mit gehöriger Vorſicht unternommen wird, und zu einer Zeit, wo ſie hinlänglich austrocknen kann, ſo iſt ſie ungemein dauerhaft, und trotzt jeder Witterung. Zu der Stukkaturarbeit gehört auch der ſogenannte Gypsmarmor, mit welchem der Stukkaturarbeiter Säulen, Altäre u. ſ. w. ſo täuſchend bekleidet, daß man ſie für wahren Marmor hält.

Stunde nennt man den 24ſten Theil eines Tages, und fängt die erſte Stunde des Tages im bürgerlichen Leben nach dem Eintritt der Mitternacht an zu zählen, ſo daß der Tag in zweimal 12 Stunden zerfällt. Jede Stunde wird wiederum in 60 gleiche Theile getheilt, und jeder Theil eine Minute genannt, wo dann wiederum Unterabtheilungen von 60 zu 60 Theilen in Secunden, Tertien u. ſ. w. vorkommen. Viele Völker kennen die Eintheilung des Tages in 24 gleiche Theile gar nicht, bei andern werden die Stunden des eigentlichen oder natürlichen Tages bald größer, bald kleiner, als die Stunden der Nacht. P. S.

Sture (Sten), Reichsſtatthalter von Schweden, ſtammte von einer vornehmen ſchwediſchen Familie, ſein Vater hieß Guſtav Sture, und ſeine Mutter war eine Schweſter König Carls VIII. Knutſon. Nach deſſen Tode (1470) wurde er Reichsſtatthalter, und unter ſeiner Verwaltung gewann Schweden ſehr viel, da er ſich durch ſeltene Geiſtesgröße auszeichnete. Wenn auch, während ſeiner Adminiſtration der König, den die Dänen gewählt hatten, bisweilen zugleich als König von Schweden anerkannt wurde, ſo war dies doch gewöhnlich nur eine vorübergehende Erſcheinung, die eben ſo ſchnell verſchwand, als ſie entſtanden war, und trotz der Factionen des Adels, die oft lieber einen

fremden König als einen aus ihrer Mitte an der Spitze des Reichs ſahen, trotz einiger Revolutionen, wodurch häufig die Gewalt des Reichsverweſers völlig vernichtet zu werden ſchien, erhielt ſich doch Sten Sture mit einem mehr als königlichen Anſehn. Er führte die Buchdruckerei in Schweden ein, ſtiftete die Univerſität zu Upſala, und zog zum Beſten des Landes gelehrte Männer nach Schweden. Die Unabhängigkeit des Landes behauptete er ſo ſchlau gegen Dänemark, daß er das calmariſche Band nicht ganz auflöſ'te, und es doch völlig unſchädlich machte. — Auch die beiden nachfolgenden Reichsvorſteher Svante Nielsſon Sture (1504 — 1512), und deſſen Sohn Sten Sture der jüngere (1512 — 1520) verdienen Bewunderung und Dank der Nachwelt. Sechzehn Jahre lang ſchützten ſie ihr Vaterland gegen alle Unternehmungen Dänemarks, und das Volk gegen den Druck der Geiſtlichkeit und den oft noch härtern Druck der Großen. Der Kampf aber, den Sten Sture der jüngere gegen den Erzbiſchof Guſtav Trolle beſtehen mußte, war ein Kampf gegen die vereinigte Macht der ſchwediſchen Geiſtlichkeit und der mächtigſten ariſtokratiſchen Faction, und dieſe beiden hatten dem Scheine nach diesmal ein Intereſſe mit Dänemark. In einer Schlacht gegen die Dänen wurde Sten Sture tödtlich verwundet, und ſtarb den 8ten Februar 1520.

Sturlaſon (Snorro), ein Isländer aus einem alten adeligen Geſchlechte entſproſſen, geboren 1179, lebte lange an den Höfen von Schweden und Norwegen, war zuletzt isländiſcher Lagmann, und wurde 1241 auf ſeinem Schloſſe ermordet. Ein Mann von großen Talenten, berühmt als Dichter, Geſetzgeber, eifriger Republikaner und Geſchichtſchreiber. Aus den alten Skaldenliedern, den echten poetiſchen Sagen und andern hiſtoriſchen Denkmälern, die er auf weiten Reiſen geſammelt hatte, ſtellte er eine allgemeine Geſchichte des Nordens mit Geſchmack und hiſtoriſcher Treue (ſo weit dies bei ſeinen Quellen möglich war), zuſammen; ſie iſt reich für Schweden und Island, etwas ärmer für Norwegen, und nicht ohne Ausbeute für Rußland. Ihr Titel iſt: Heims Kringla (d. i. Orbis Terrarum) edr Noregs Konunga Soegor s. Historiae regum septentrionalium a Snorrone Sturlonide conscriptae, ed. Jo. Peringskiöld. Holmiae 1697. Eine neuere vermehrte und verbeſſerte Ausgabe von G. Schöning und S. Th. Thorlacius erſchien in 3 Foliobänden zu Copenhagen von 1777 — 1782. Die Fortſetzungen von Sturla Thoridſon (aus Norwegen) und einem Ungenannten, ſ. in Christ. Jacobi Norvegia monastica et christiana. Tychopol. 1712, 4.

Sturm. Hierunter verſteht man 1. in der Kriegswiſſenſchaft den Angriff auf Truppen oder Verſchanzungen mit gefälltem Bajonnet, Eindringen in ihre Colonnen und Reihen, und Erſteigung ihrer Werke; 2. in der Phyſik nennt man Sturm eine ſehr heftige Bewegung der Luft. Die Winde ſind ſich nämlich nicht immer gleich, ſie haben zuweilen eine gleichförmige, zuweilen eine ungleichförmige Bewegung, oftmals gehen ſie in einer Secunde kaum 12 Fuß fort, Stürme hingegen können an 80 und 100 Fuß in einer Secunde zurücklegen. Die meiſten und ſtärkſten Stürme kommen vom Meere her, da dort die electriſchen Niederſchlagungen, beſonders über den kalten Meeren, häufiger ſind, als über dem feſten Lande; daher ſind denn auch in Mittel-

europa die heftigſten Stürme von Weſten herkommend. Um die Stärke und Geſchwindigkeit der Winde zu meſſen, hat man verſchiedene Werkzeuge angegeben, die man Anemometer nennt, die aber noch nicht die gewünſchte Vollkommenheit erlangt haben. P. S.

Sturmbalken ſind an die äußern Abdachungen der Bruſtwehren, oder an die Böſchungen der Berge befeſtigte Baumſtämme, die man in dem Augenblick, als der Feind ſelbige erſteigt, herabrollen läßt, wo ſie alles mit fortreißen, was ihnen im Wege ſteht. Bei Vertheidigung der Gebirgsländer werden die Sturmbalken mit Vortheil gebraucht, wovon der Feldzug in der Schweiz und Tyrol mehrfache Beiſpiele gibt. P. S.

Sturmpfähle nennt man in der Befeſtigungskunſt liegende Palliſaden, oder zugeſpitzte Pfähle von 4 Ellen Länge und 8 bis 12 Zoll Stärke. Man legt die Sturmpfähle gemeiniglich zwiſchen Graben und Bruſtwehr auf die Berme einer Schanze in die Erde, und verbindet ſelbige zuweilen mit angenagelten Latten unter einander. Die Sturmpfähle hindern bei einer Verſchanzung das Erſteigen der Bruſtwehr, und werden dieſerhalb in holzreichen Gegenden mit Vortheil gebraucht. P. S.

Sturz (Helfrich Peter), ein berühmter deutſcher Schriftſteller, geboren den 16ten Februar 1736 zu Darmſtadt, ſtudierte von 1754 bis 1757 zu Göttingen die Rechtswiſſenſchaften, und beſchäftigte ſich nebenher mit dem Studium der Äſthetik und der ſchönen Redekünſte. 1759 wurde er zu München Secretär bei dem Baron von Widmann, damaligem kaiſerlichen Geſandten an verſchiedenen deutſchen Höfen. Indeſſen, da er als Proteſtant keine Ausſichten eines beſſern Glücks hatte, verließ er München, und wurde 1760 Privatſecretär des Kanzlers von Eyben in Glückſtadt, in deſſen Angelegenheiten er zwei Reiſen nach Wien und eine nach Wetzlar machte. Eyben, der ſeinen Werth als Geſchäftsmann erkannte, ſandte ihn mit den beſten Empfehlungen und einer großmüthigen Unterſtützung 1762 nach Copenhagen, wo er in einem halben Jahre der däniſchen Sprache ſich völlig bemächtigte, und von dem berühmten Staatsminiſter, dem ältern Grafen von Bernſtorf, mit 400 Thlr. Gehalt als Privatſecretär angenommen wurde, und dazu 1763 eine Stelle im Departement der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, die eben ſo viel eintrug. In Bernſtorfs Hauſe, wo Sturz ſehr viele Güte genoß, lebte er überaus glücklich, beſonders in dem Umgange mit Klopſtock, und erinnerte ſich dieſer Zeit noch in ſeinen Schriften mit Wehmuth und Entzücken. Unter den Augen eines großen Staatsmannes und Menſchenfreundes, bekannt mit Hof und Welt, mit den Wiſſenſchaften vertraut, und in ſtetem Umgange mit den trefflichſten Männern bildete ſich Sturz ſchnell zum Staats- und Weltmanne, zum Dichter und Schriftſteller, und zum Künſtler, denn er zeichnete viel und vortrefflich. Die „Erinnerungen aus Bernſtorfs Leben,“ welche er 1777 ſchrieb, ſind ein Denkmal der Dankbarkeit, welche Sturz gegen ſeinen großen Wohlthäter hegte, und welche er bei jeder Gelegenheit laut verkündigte. 1768 wurde er däniſcher Legationsrath, und begleitete Chriſtian VII. auf ſeiner Reiſe nach England und Frankreich. Dieſe Reiſe erweiterte ſeine Kenntniſſe, und verſchaffte ihm ehrenvolle Verbindungen mit den größten Geiſtern beider Länder, die ſeine wärmſten Freunde wurden, und

mit denen er nachher in beſtändigem Briefwechſel blieb. Auch verdanken wir dieſen Reiſen die ſchönen „Briefe eines Reiſenden," die zuerſt im Deutſchen Muſeum von 1777 und nachher in der erſten Sammlung ſeiner Schriften erſchienen. Noch vor Bernſtorfs Abgange vom Miniſterium ward Sturz 1770 bei dem Generalpoſtdirectorium mit einem Gehalt von 2500 Thlr. angeſtellt, und hatte noch glücklichere Ausſichten, allein Struenſee's Fall (am 17ten Januar 1772) zog auch den ſeinigen nach ſich. Faſt an dem nämlichen Tage, an dem er ſich verheirathen wollte, wurde er verhaftet, und ertrug zwar den Ruin ſeines Glücks mit Gelaſſenheit, aber ſeine Geſundheit wurde von dieſer Zeit an untergraben. Nach viermonatlichem Arreſt ſah man ſeine Unſchuld ein, er ward freigegeben, und erhielt bis zu einer anderweitigen Abfindung eine Penſion, wovon er einige Zeit in Glückſtadt und Altona lebte. Jetzt wollte man ihn zum Zollinſpector machen, auf Gegenvorſtellungen unterblieb es jedoch, und er wurde 1772 däniſcher Seits mit 800 Thlr. Gehalt als Regierungsrath zu Oldenburg angeſtellt. Bei der Vertauſchung von Oldenburg und Delmenhorſt gegen das großfürſtlich ruſſiſche Holſtein erhielt er (1773) 200 Thlr., und als er 1775 herzoglich oldenburgſcher Etatsrath wurde, noch 200 Thlr. Zulage, und hatte alſo ein, wenn auch ſeinem Geſchmack nicht ganz entſprechendes, doch einträgliches Amt. Allein weder dies, noch eine liebenswürdige Gattin, noch der Beifall, den er als Schriftſteller erhielt, noch die aufrichtige Hochſchätzung ſeiner Freunde konnte ihn jene Unglücksepoche vergeſſen machen. Die Erinnerung ſeiner vorigen Leiden lag zu tief in ſeiner Seele, und ſo drückten ihn, obgleich unter wechſelnden hellen Stunden, ein ſiecher Körper, Unmuth und Verdruß. Nach mehreren Reiſen, theils in ſeinen eigenen, theils in den Geſchäften ſeines Fürſten, kam er auf ſeiner letzten Reiſe 1779 krank zu Bremen an. Hier erhielt er Briefe aus Dänemark, deren Inhalt ihn bis zur Ohnmacht rührte. Vielleicht hätten ſich ihm neue und angenehme Ausſichten eröffnet. Allein dies war zu ſpät, denn nach zwei Tagen ergriff ihn ein bösartiges Fieber, woran er den 12ten November 1779 in dem Hauſe eines ſeiner Freunde zu Bremen, im 43ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Sturz gehört zu unſern geiſtreichſten und geſchmackvollſten Proſaikern. Mit der feinſten Kenntniß alles Schönen und Guten, mit einem durch richtige Beurtheilung geleiteten Geſchmack, und mit einer ſehr veredelten Empfindung verband er echten und überaus anziehenden Witz. Seine Schriften tragen ſämmtlich das Gepräge dieſer ſelten in ſo hohem Grade vereinten Eigenſchaften. Durch ihren geiſtvollen, unterhaltenden Inhalt, durch die Anmuth und den Reiz der Schreibart, und durch die leichte, lebhafte und treffende Darſtellung hat ſich Sturz den Beifall des beſſern Theils der deutſchen Leſer geſichert. Die Kunſtrichter haben an ſeiner Proſa die Üppigkeit und überſtrömende Fülle getadelt; allein dieſe die meiſten Leſer mehr anlockenden als abſchreckenden Fehler überſah man, der zahlreichern und weſentlichern Schönheiten wegen leicht, und einer ſeiner Kunſtrichter hatte nicht ſo ganz Unrecht zu wünſchen, daß man dieſen Vorwurf vielen deutſchen Schriftſtellern möchte machen können. Auch herrſcht in ſeiner Schreibart ein Beſtreben nach Kunſt, Feinheit und Rundung, worüber oft Leichtigkeit, Faßlichkeit und Einfach-

heit verloren gehn, und zu häufig bedient er ſich fremder und fremdartiger Bezeichnungsmittel, da wo rein deutſche Wörter den ausländiſchen nicht nur gleichgeltend geweſen wären, ſondern ſie auch oft noch übertroffen hätten. Doch trifft dieſer letztere Vorwurf hauptſächlich nur ſeine Briefe und leichtern Aufſätze, weniger die ausgearbeitetern und wichtigern Theile ſeiner Schriften. Die neueſten Ausgaben ſind: Schriften von Helfrich Peter Sturz, erſte und zweite Sammlung, Leipzig 1779 bis 1782, gr. 8., und eine andre unter eben dem Titel, Leipzig 1786, 8. Dieſe letztere enthält nicht alle Schriften, die in die vorige aufgenommen ſind.

Stuttgart, die Haupt- und Reſidenzſtadt im Königreich Wirtemberg am Neſenbach, eine Stunde vom Neckar und drei Meilen von Tübingen, zwiſchen einer Menge reizender Weinberge und Gärten. Stuttgart iſt eine der ſchönſten Städte Deutſchlands. Die meiſten Gaſſen und Gebäude gewähren einen herrlichen Anblick. 1807 hatte dieſe Stadt, mit Einſchluß der Reichen- und der eßlinger Vorſtadt, 20,707 Einwohner und 2012 Häuſer. Im Jahre 1815 zählte man 19,900 Menſchen (ohne das Militär und den Hof), wovon 3134 Bürger waren. Stuttgart iſt ſeit 1320 die Reſidenz, und ſeit 1482 die erſte Hauptſtadt der wirtembergſchen Lande. Sie iſt der Sitz der ſämmtlichen Landescollegien mit Ausnahme des Oberappellationsgerichts, welches zu Tübingen, und des erſten Senats des Oberjuſtizcollegiums, welcher zu Eßlingen angeordnet iſt. Sehenswerth ſind hier: das alte und neue Schloß, die Kanzlei, das herzogliche (jetzt königliche) Gymnaſium illuſtre mit ſeinem Obſervatorium und den dazu gehörigen Inſtrumenten, die drei evangeliſchen Hauptkirchen, die catholiſchen und lutheriſchen Hauptcapellen, die lutheriſch-franzöſiſche Kirche, die Caſernen- und Waiſenhauskirche und die reformirte Kirche im alten Landhauſe, die herrlichen öffentlichen Plätze, der Thiergarten, und das Luſthaus bei dem alten Schloſſe mit ſeinem zum Opernhauſe eingerichteten Saale von künſtlicher Bauart; der Prinzenbau und die Kunſt- und Naturalienkammer, das Münzcabinet, das neue Landſchaftshaus, das Bürger- und Rathhaus, die Caſernen, die Hauptſtraße und der Graben, welcher die Stadt mitten durchſchneidet. Es gibt hier vortreffliche Seiden- Strumpf- und Bandfabriken, aber ihre Hauptnahrung haben die Bürger von dem Hof. 1776 ward zu Stuttgart eine Meſſe angelegt, welche den 5ten Junius jenes Jahrs ihren Anfang nahm. Vorzüglich wichtig war ehemals die hohe Schule, die aus dem Inſtitut auf der Solitude entſtand. Dieſes ward 1770 zu einer militäriſchen Pflanzſchule gemacht, und hatte 1772 ſchon an Einheimiſchen und Ausländern an 400 Zöglinge. 1773 erhielt ſie den Namen einer Militärakademie, wegen der darin eingeführten militäriſchen Ordnung, und ward 1775 nach Stuttgart in ein prachtvolles Gebäude verlegt. Auf Verlangen der Großfürſtin (jetzt verwitweten Kaiſerin) von Rußland, einer gebornen Prinzeſſin von Wirtemberg, wurde dieſe Militärakademie durch ein kaiſerliches Diplom vom 25ſten December zu einer hohen Schule gemacht, und ihr, nebſt andern den Univerſitäten zukommenden Rechten, auch die Befugniß verliehen, die Baccalaureus-, Licenciaten-, Magiſter- und Doctorwürde in der juriſtiſchen, mediciniſchen und philoſophiſchen Facultät, jedoch nur

ſolchen Perſonen, welche auf dieſer hohen Schule ſtudiert haben, zu ertheilen. Der Herzog fügte noch drei neue Facultäten hinzu, nämlich die ökonomiſche, die militäriſche und die artiſtiſche. Von ihrem Stifter hatte ſie den Namen der Carls hohen Schule, iſt aber nach dem Tode deſſelben 1794 aufgehoben worden. Übrigens iſt die zu Stuttgart befindliche öffentliche königliche Bibliothek eine der anſehnlichſten in Deutſchland, da ſie durch die Freigebigkeit des nämlichen Herzogs Carl mit den wichtigſten vorzüglich hiſtoriſchen Werken verſehen worden iſt, und an den von ihm erkauften lorchiſchen und panzerſchen Bibelſammlungen einen Zuwachs bekommen hat, der ihr in dieſem Fache vor allen andern Bibliotheken den Vorzug verſchafft. Dieſe Bücherſammlung enthielt 1815 ſchon 150,000 Nummern. Auch die königliche Privatbibliothek iſt wegen ihrer ſchätzbaren alten Werke und Handſchriften, und wegen der großen Anzahl neuer Prachtwerke höchſt merkwürdig. Seit 1806 war Stuttgart auch der Hauptort eines Kreiſes im Königreich Wirtemberg, welcher die Oberämter Stuttgart, Kannſtadt, Eßlingen, Böblingen und Leonberg begreift, und im Jahre 1810 ohne die Stadt 96,589 Seelen zählte. Seit 1810 iſt Stuttgart die Hauptſtadt im Departement des Rothenbergs. — Die erwähnte Solitude liegt nicht weit von Stuttgart, im Oberamte Leonberg. Es iſt ein vortreffliches königliches Luſtſchloß auf einem Berge. An Sehenswürdigkeiten ſind hier: der Speiſeſaal, der prächtige Lorbeer- und Concertſaal, der neue Marſtall, das anſehnliche Gebäude der von hier verlegten Militärakademie, das Opernhaus, der Luſtgarten, die Thiergärten, das chineſiſche Gebäude, der Orangeriegarten und Plantagen, die Waſſerfahrt auf dem benachbarten Bärenſee u. ſ. w.

Styl (στύλος), urſprünglich der Griffel, mit welchem die Alten ihre Schrift in harte Materien eintrugen; dann die eigenthümliche Art des Gedankenausdrucks in Sprache oder Bild (daher Styl in der Mahlerei, Bildhauer- und Baukunſt), ſubjectiver Styl; endlich die zweckmäßigſte Art des Gedankenausdrucks überhaupt, objectiver Styl. — Alles Geiſtige ſtrebt nach äußerer Geſtaltung, der Gedanke ſehnt ſich nach ſeinem Bilde. Er findet es in der Sprache, am unmittelbarſten in der eigentlichen Bilder- und in der Geberdenſprache, mittelbarer in der Wortſprache. Wir haben es hier lediglich mit der letztern zu thun. — Wahrheit iſt das Grundgeſetz aller Sprache, der Gedanke will ſich im Bilde in ſeiner vollſten Eigenthümlichkeit wieder finden. Aber es ſoll auch für Andre ein Spiegel ſeyn, der das fremde geiſtige Leben ihnen treu zurückſtrahle, mit andern Worten, es ſoll auch für Andre Wahrheit haben. Wahrheit iſt Correctheit und Schönheit im Bunde, d. h. größtmöglichſte Angemeſſenheit des Bildes zum Gedanken, der Form zur Materie. Wo ein Gedanke innen zum vollen lebendigen Daſeyn gekommen iſt, da will er ſich nicht nur darſtellen nach außen, ſondern er findet auch, falls ihm der Wortreichthum einer ausgebildeten Sprache zu Gebote ſteht, ohne Lehre und Beiſpiel, von ſelbſt die rechte Umkleidung. Künſtlichkeit kann nie die Natur erſetzen, und eine nicht aus dem Innern hervorgegangene, mit dem Gedanken ſelbſt gegebene, ſondern bloß nach Regel oder Muſter von außen angebildete Darſtellungsweiſe iſt nur ein nachgeäfftes

Seyn ohne wahres eigenthümliches Leben, ohne Kraft und Selbſtſtändigkeit. Bis zu dieſem Punkte hat Moritz ganz recht, wenn er die Regel verwirft. Aber er geht zu weit, wenn er ſie für völlig untauglich, ja für verderblich erklärt; nicht, indem er den ſubjectiven und objectiven Styl, wie ſeine Beurtheiler meinen, verwechſelt, ſondern, indem er den erſtern in jener Vollendung ſich denkt, wo er, ſeine Subjectivität verlaſſend, in freier Objectivität als Kunſtwerk ſich darſtellt. Wären es immer nur die trefflichſten Geiſter, die, gleich mächtig des Gedankens wie der Sprache, in Rede und Schrift zu dem Volke ſprächen, wie bei den Griechen, dann würden auch wir mit Moritz jede Regellehre des Styls für überflüſſig erklären; aber unſre Welt geſtaltet ſich anders, als die der Alten; die Maſſe des Lichts, die ſonſt wenigen hervorragenden Geiſtern ausſchließlich gehörte, hat ſich vertheilt, und neben dem Stande der Gelehrten und Dichter hat ſich ein Stand der Gebildeten erhoben, dem es, was wenigſtens für einen Anfang höherer Bildung gelten kann, um mündliche und ſchriftliche Mittheilung eben ſo zu thun iſt, wie jenen. Dieſen nun kommt die Lehre zu Hülfe, indem ſie ihnen nicht nur die allgemeinen Grundſätze für jede mündliche oder ſchriftliche Darſtellung an die Hand gibt, ſondern auch durch Aufſtellung beſonderer Regeln ſie vor Fehlern des Ausdrucks im Einzelnen ſichert. Der Inbegriff dieſer Grundſätze und Regeln iſt es, was wir unter dem Namen einer Theorie des Styls verſtehn. Sie geht von dem Grundſatze der Wahrheit aus, d. h. ſie fodert als erſte Bedingung alles ſtyliſtiſchen Ausdrucks die möglichſt vollſtändige Übereinſtimmung der Rede mit dem Gedanken. Jedes in ſich vollendete ſtyliſtiſche Erzeugniß nämlich ſoll, wie es aus dem Geſammtleben eines reichen Gemüths hervorgegangen iſt, eben ſo auch ungetheilt auf das ganze Gemüth des Hörers oder Leſers hinüberwirken. Wie das Erkenntniß- und das Empfindungsvermögen bei ſeiner Hervorbringung thätig waren, ſo ſollen durch daſſelbe beide Vermögen auch in Andern in Thätigkeit geſetzt werden. Das Erkenntnißvermögen fodert Correctheit, das Empfindungsvermögen Schönheit, und nur in der Verbindung beider iſt Wahrheit. Die Correctheit, oder die vollkommne Angemeſſenheit zu den Geſetzen der äußern Erſcheinung, umfaßt Sprachrichtigkeit, Deutlichkeit und gedrungene Kürze. (Das Geſetz der Vollendung des Gedankens an ſich — logiſche Correctheit — ſollte unſers Bedünkens nicht in die Gränzen der Theorie des Styls herübergezogen werden. — Die Schönheit, oder die Verſinnlichung des Gedankens in einer idealiſchen Form, erhebt die ſtyliſtiſche Darſtellung aus dem Gebiete bloß mechaniſcher Zuſammenſetzung in das höhere Reich der Kunſt, und äußert ſich theils für den äußern Sinn, als Wohlklang in dem harmoniſchen Verſchmelzen des Einzelnen zu einem dem Ohre wohlgefälligen Ganzen, theils für den innern Sinn 1. als Würde in der Beobachtung des ſittlich Schönen durch Vermeidung alles deſſen, was gegen die herrſchenden Begriffe von Anſtand und Schicklichkeit verſtößt; 2. als Lebhaftigkeit in der Erhebung des Unſinnlichen zur ſinnlichen Anſchauung für die Einbildungskraft vermittelſt der Symbolik der Sprache, namentlich durch Tropen und rhetoriſche Figuren. — Die ſtyliſtiſche Darſtellung zerſpaltet ſich in zwei Hauptäſte: Proſa und

Poeſie. (S. über deren Eigenthümlichkeit die ihnen gewidmeten Art.) Einer jeden derſelben iſt eine dreifache Sphäre gegeben, die man, nach dem Vorgange der alten Rhetoren, welche von einem genus dicendi tenue, medium und sublime ſprechen, mit dem Namen der niedern, mittlern und höhern Schreibart bezeichnet, ohne damit behaupten zu wollen, daß ein Werk des Styls ſich nothwendig vom Anfange bis zum Ende in einer und derſelben Sphäre halten müſſe. Der Ausdruck iſt das Erzeugniß des Gedankens, hebt und ſenkt ſich mit ihm. Aber im Begriffe ſcheidet ſich Manches, deſſen Gränzen in der Wirklichkeit in einander laufen, und der Beurtheilung bleibt es immer erwünſcht, ein Geſetz zu haben, woran ſie ſich halten könne, während der frei und kräftig ſchaffende Geiſt ſich ſelbſt das Geſetz gibt. — Die Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe, in die das Leben ſich verzweigt, und die daraus hervorgehende Verſchiedenheit der Zwecke ſchriftlicher Mittheilung ſcheint die Eintheilung der proſaiſchen Darſtellung in mehrere ſtyliſtiſche Gattungen um ſo nöthiger zu machen, da einigen derſelben gewiſſe feſtſtehende Formen eigenthümlich ſind, die nur durch Vorſchrift erlernt werden können. Aus dem Beiſammenſeyn gebildeter und nach Bildung ſtrebender Menſchen geht das Bedürfniß des Unterrichts hervor, und dieſes erzeugt den didactiſchen Styl; das Verhältniß des Bürgers zum Bürger, gegründet auf gegenſeitige Hülfreichung, gibt den Geſchäftsſtyl; das Bedürfniß der Mittheilung auch gegen entfernte Perſonen den Briefſtyl; das idealiſche Verhältniß des Menſchen zu ſeinem Geſchlecht im Ganzen und Einzelnen bringt die Geſchichte hervor, und mit ihr den hiſtoriſchen Styl (ſ. d. Art.). Früh ſchon fing man an, die Lehre vom ſchriftlichen Ausdrucke zu bearbeiten. Unter den Griechen, die ſich jedoch in ihren Entwickelungen faſt allein auf das Redneriſche des Ausdrucks beſchränkten, verdienen Ariſtoteles, Demetrius Phalereus, Dionyſius von Halikarnaß, Hermogenes und Longin genannt zu werden; unter den Römern Cicero und Quinctilian. Aber unſern Zeiten erſt war der Verſuch vorbehalten, die Theorie des Styls philoſophiſch zu begründen, ſo wie wir ihnen eine faſt unüberſehbare Menge von practiſchen Anweiſungen und Methodenlehren verdanken, von denen jedoch nur die wenigſten, mit einem eigenthümlichen Geiſte ausgeſtattet, dieſen Zweig des Unterrichts weiter zu bringen im Stande ſeyn möchten. Mit Glück haben unter uns auf einen oder den andern dieſer Zwecke hingearbeitet: Adelung (Über den deutſchen Styl, 2 Thle. 1785), Snell (Lehrbuch der deutſchen Schreibart, 2te Aufl. 1801), Moritz (Vorleſungen über den Styl. Fortgeſetzt von Jeniſch, 1808), Pölitz (Verſuch einer Theorie des deutſchen Styls, 2 Thle. 1801, u. m. a. Werke), Heinſius (Teut oder Lehrbuch des geſammten deutſchen Sprachunterrichts, 4 Thle. 1807—1811, u. m. a. Werke) u. A. m. K. F.

Styliten, Säulenheilige, unſtreitig die wunderlichſten unter den Heiligen der Chriſtenheit, wurden ſolche chriſtliche Einſiedler genannt, die eine beſondre Bußübung darin ſuchten, daß ſie den größten Theil ihres Lebens auf den Spitzen hoher Säulen zubrachten. Simeon, ein ſyriſcher Mönch, der in der erſten Hälfte des 5ten Jahrhunderts lebte, erfand dieſe ganz neue Art von Märtyrerthum. Er brachte unweit Antiochien unter

freiem Himmel auf einer Säule, deren Spitze kaum zwei Ellen Umfang hatte, neun Jahre zu, ſodann verſuchte er es mit Säulen von 6, 12, 22, 36 Ellen Höhe, und beſtieg endlich eine Säule von 40 Ellen, auf der er 30 Jahre lebte. Daß er doch bisweilen herabgeſtiegen ſeyn muß, läßt ſich daraus ſchließen, daß er nicht nur durch Händeauflegen Kranke geheilt und viele Wunder verrichtet, ſondern auch Briefe geſchrieben und ſich in politiſche Händel gemiſcht haben ſoll. Das Beiſpiel dieſes nach ſeinem Tode canoniſirten Schwärmers fand in Syrien und Paläſtina häufige Nachahmung, und bis in das 12te Jahrhundert hat es dergleichen Styliten gegeben. Im Occident war man aber nie geneigt, dieſer ſeltſamen Bußübung Eingang zu geſtatten, und bei jedem Vernünftigen mußte ſie ſchon dadurch allen Werth verlieren, daß die Styliten ſich mit ihren Säulen an belebte Straßen ſtellten, da ſie doch ihren vorgeblichen Zweck, dem Himmel auch phyſiſch näher zu kommen, auf einſamen Berggipfeln viel beſſer hätten erreichen können. E.

Stymphaliden (mythologiſch), gewiſſe Raubvögel, welche von der Stadt oder dem See Stymphalus, bei dem ſie ſich aufhielten, oder von einem alten Heros Stymphalus, für deſſen Töchter ſie gehalten wurden, den Namen hatten. Es waren große Raubvögel mit eiſernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, von der Größe der Kraniche, und an Geſtalt dem Ibis gleich, aber nicht mit gekrümmtem, ſondern geradem Schnabel. Ihre Federn konnten ſie wie Pfeile fortſchießen, und damit Thiere und Menſchen tödten. Sie hielten ſich am See Stymphalus auf, wohin ſie, wie Pauſanias meint, aus Arabien gekommen waren. Wenn dem Mnaſeas aus dem alexandriniſchen Zeitalter zu glauben iſt, ſo dachte man ſie ſich auch als halb Weib und halb Vogel, und Einige deuten daher auf einem Denar aus dem valeriſchen Geſchlechte das Bild eines Vogels mit gehelmtem Weiberhaupte, einem Schilde und einer Lanze, für eine Stymphalide. Den Argonauten fügten die Stymphaliden auf der Inſel Aretias vielen Schaden zu, verwundeten unter andern den Oileus mit dem Pfeilgeſchoß ihrer Federn, und wurden endlich auf den Rath des Phineus durch das Aneinanderſchlagen von Spießen und Schilden verſcheucht. Euryſtheus ertheilte endlich dem Hercules den Auftrag, ſie aus ihrem Wohnſitze zu verjagen. Pallas gab ihm zu dem Ende eine vom Vulkan verfertigte Klapper, deren Geräuſch ſie aus dem Geſträuche emporſcheuchte, und in die Flucht trieb. Nach Einigen wurden ſie beim Auffliegen vom Hercules mit ſeinen Pfeilen erlegt.

Styx, ein Bach in Arkadien, der aus einem hohen Felſen bei der Stadt Nonakeis entſprang. Sein Waſſer wurde für giftig gehalten, und man erzählte, daß es Menſchen und Thieren, wenn ſie es genöſſen, ſchädlich ſey, Metalle zerfreſſe und Gefäße zerſprenge. Es ſoll dagegen kein Mittel gegeben haben, weil es ſich gleich nach dem Trinken verhärtete. Der Styx ſchlängelte ſich durch ein Thal, und fiel an der Gränze von Achaja in den Krathis. Die Eidſchwüre bei demſelben wurden für heilig gehalten. — Styx, eine Nymphe, nach Heſiodus die Tochter des Oceanus und der Thetis, nach Andern des Erebus und der Nacht. Vom Pallas, dem Sohne des Krius, gebar ſie den Zelos und Kratos, die Nice und Bia (Eifer, Kraft, Sieg und Stärke); nach Pau-

ſamas, von einem gewiſſen Piras die Hydra, nach Apollodor, vom Jupiter die Perſephone u. ſ. w. Ihre (nach Heſiodus) mit dem Pallas erzeugten Kinder genoſſen die Ehre, bei Jupiter zu wohnen, und unzertrennlich mit ihm verbunden zu ſeyn, weil ſie mit ihrer Mutter in dem Kriege mit den Titanen dem Jupiter zuerſt zu Hülfe gekommen waren. Die Styx ſelbſt wurde mit der Ehre belohnt, daß die Götter bei ihr ſchwören ſollten. Nach einer andern Stelle des Heſiodus wohnte die Styx mit ihren Kindern in der Gegend des Tartarus in einem, von den übrigen daſelbſt wohnenden Gottheiten abgeſonderten Felſenpalaſte, oder in einer Grotte, die auf Säulen ruht, und oben mit Felſen bedeckt iſt. Aus dieſem Felſen ſprudelt ein kaltes Waſſer hervor, das weit unter der Erde ungeſehen hinfließt. Dieſer Quell iſt ein Arm des Oceans, und zwar der zehnte. Neun nämlich umfließen die Erde und das Meer, und fließen dann in dieſes; der zehnte aber (Styx) ſenkt ſich in die Unterwelt hinab, und indem er den Felſen durchdringt, bildet er hier die berühmte ſtygiſche Flut. Bei dieſer nun ſchwören die Götter. Dieſer Eid wird nicht ohne eine ſchreckliche Strafe übertreten. Der meineidige Gott wird aus der Geſellſchaft der Götter und von Nectar und Ambroſia verbannt, liegt ohne Leben ſtumm auf einem Lager, und wird vom Schimmel überzogen. Dieſer Zuſtand dauert ein Jahr; darauf muß er noch neun Jahre hindurch andre Plagen erdulden, bleibt bis zum Ablauf dieſer Zeit von der Geſellſchaft der Götter ausgeſchloſſen, und nimmt weder an ihren Mahlzeiten noch an ihren Verſammlungen Antheil.

Suada oder Suadela, bei den Griechen Pitho (mythologiſch), die Göttin der Überredungskunſt. Theſeus verordnete ihre Anbetung in Athen zum Andenken, daß die Einwohner der verſchiedenen Diſtricte von Attica ſich von ihm zur Vereinigung in einen Staat bewegen ließen. Auch hatte ſie einen Tempel zu Sicyon. Als nämlich Apollo und Diana den Python erlegt hatten, und nach Sicyon kamen, überfiel ſie plötzlich eine ſo große Furcht, daß ſie die Stadt wieder verließen, und nach Creta zum Karmanor gingen. Die Sicyoner oder damaligen Ägialeer aber wurden von einer Peſt überfallen, welche nicht eher aufhörte, als bis ſie auf den Rath der Wahrſager den Apoll und die Diana zu beſänftigen ſuchten. Sie ſandten ſieben Knaben und ſieben Mädchen an den Fluß Sythas, auf deren Zureden die Götter nach dem Schloſſe von Sicyon zurückkehrten. Übrigens war die Suada nebſt den Grazien eine Begleiterin der Venus.

Subah war ehemals ein Titel der Statthalter des Mogols oder Schachs von Indien. In der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts machten ſich der Subah von Dekan — dem auch das wegen ſeiner Diamantgruben bekannte Golconda unterworfen iſt — und der Subah von Bengalen von der Oberherrſchaft des Mogols unabhängig. Später brachten die Engländer die unumſchränkte Regierung von Bengalen an ſich, und der Subah dieſes Landes hat jetzt nur noch den Titel.

Subalternen werden alle die einem Chef, einem Collegium oder einer Behörde untergeordneten Perſonen genannt, die die Verordnungen deſſelben auszuführen, und überhaupt das geſammte Detail des Geſchäfts zu beſorgen haben. So ſind die

Kanzelleien Subalternen der Collegien, die Offiziere niederer Grade Subalternen der Corps und Regimenter u. ſ. w. P. S.

Subhaſtation (im Gegenſatz von Auction) iſt die Verſteigerung oder der öffentliche meiſtbietende Verkauf unbeweglicher Güter, ſo wie Auction hingegen der öffentliche Verkauf von beweglichen (z. B. Mobilien), oder ſich ſelbſt bewegenden (Moventien), z. B. Thieren iſt. Öffentliche Verſteigerung kann unter der Autorität der Obrigkeit oder auch privatim geſchehen. Notoriſch inſolvente oder zahlungsunfähige Perſonen können vom Bieten ausgeſchloſſen werden. Dem Zuſchlage muß eine Auffoderung zum Überbot vorhergehn, ſonſt kann jeder Anweſende gegen den Zuſchlag proteſtiren. Immer hat der Meiſtbietende den Vorzug, außer wenn durch Landesgeſetze das Jus primi liciti oder das Recht des erſten Bots eingeführt iſt, wornach derjenige, der zuerſt auf eine] Sache geboten hat, verlangen kann, daß ihm die Sache für eben den Preis, der zuletzt geboten worden, zugeſchlagen werde. Er muß jedoch ſeinen Willen, von dieſem Rechte Gebrauch zu machen, noch vor dem Zuſchlage erklären, nur braucht er dann den letzten Bot nicht zu überbieten, ſondern bloß zu erklären, daß er das Gebotene auch geben wolle. In Hinſicht eines in öffentlicher Verſteigerung erſtandenen Gegenſtandes findet ſo wenig von Seiten des Verkäufers, wie des Käufers ein Rechtsmittel wegen außerordentlicher Verletzung (Remedium ex L. 2. C. de rescindenda emtione venditione) Statt. Die Benennung Subhaſtation hat ihren Urſprung von dem römiſchen Gebrauch, bei öffentlichen Verſteigerungen (ſowohl Verkäufen als Verpachtungen) an dem Orte, wo dies geſchehen ſollte, einen Spieß (hasta) aufzuſtecken.

Subject, Subjectiv, Subjectivität. — Subject wird in logiſcher Hinſicht der Grundbegriff eines Urtheils, d. i. diejenige Vorſtellung genannt, welcher eine andre als Merkmal beigelegt (Prädicat); oder weil doch in jeder Vorſtellung etwas vorgeſtellt wird, der Gegenſtand, über welchen man urtheilt (ſ. Urtheil); in grammatikaliſcher Hinſicht, das Wort, welches den Hauptbegriff eines Satzes bezeichnet. Dann wird in philoſophiſcher Bedeutung auch das Subject dem Object entgegengeſetzt, und bezeichnet dann das vorſtellende und erkennende Weſen in dieſer ſeiner Thätigkeit, wiewohl das erkennende Weſen ſich auch zugleich zum Gegenſtande der Erkenntniß macht, und in ſo fern Subject-Object genannt worden iſt. In der Ethik wird das freie Weſen, entgegengeſetzt der Sache oder der unlebendigen Subſtanz, Subject genannt. Subjectiv heißt nur, was ſich auf ein vorſtellendes und fühlendes Subject bezieht, und was dem Subjecte angehört, d. h. in der Natur, namentlich in der Erkenntniß- und Gefühlsweiſe eines einzelnen Subjects, oder in der Natur des menſchlichen Erkenntnißvermögens überhaupt ſeinen Grund hat (ſ. d. Art. Object). Letzteres iſt in gewiſſer Hinſicht zugleich objectiv, und man redet daher von einer ſubjectiven und objectiven Vernunft, oder von der perſönlichen und der menſchlichen Vernunft, welche durch erſtere erſcheint. In weiterer Bedeutung wird das Subjective und Objective, als das, was ſich auf die Thätigkeit des Vorſtellenden und was ſich auf das Vorgeſtellte bezieht, entgegengeſetzt, und es iſt dieſes einer der Hauptgegen-

ſätze, um deren Löſung die philoſophiſchen Syſteme ſich drehen, welcher aber mit dem Gegenſatze des Idealen und Realen nicht ſchlechthin zuſammenfällt. — Leicht erhellt nun, daß Subjectivität die Beſchaffenheit und Eigenthümlichkeit eines Subjects, und im Gebiete der Äſthetik eine ſolche Beziehung der Kunſtwerke auf das ſchaffende Subject bezeichnen, vermöge deren ſie ſtatt ihren Gegenſtand ſelbſtſtändig und rein im Geiſte der Kunſt für die allgemeine Anſchauung zu bringen, denſelben durch eine einſeitige und beſchränkte Anſchauung des Subjects getrübt, und von derſelben abhängig darſtellen. — Noch wollen wir anführen, daß im gemeinen Leben der Ausdruck Subject von einer Perſon, namentlich in Hinſicht ihrer Tauglichkeit zu etwas, oder in Hinſicht ihrer in Betracht kommenden Vorzüge und Fehler überhaupt; in der Muſik aber von dem Hauptſatze oder Thema einer Fuge gebraucht wird. T.

Sublimat. Der Chemiker belegt mit dieſem Namen das Product jeder Verflüchtigung, welches in ſtarrer Form, feſt oder pulverig, erſcheint. Wird Schwefel in einem verſchloſſenen Gefäße erhitzt, ſo erhebt er ſich als Dunſt, welcher ſich am kühlſten Theile des Gefäßes wieder als gelber Schwefel anſetzt. Insbeſondre begreift man unter ätzendem Sublimat diejenige Queckſilberbereitung, welche mit Hülfe der Salzſäure zu Stande gebracht wird, aus dem Grundſtoffe derſelben und Queckſilbermetall beſteht, und ſehr ätzend und giftig iſt. Die Alchemiker des 10ten Jahrhunderts gedenken ihrer zuerſt. Fc.

Subordination. Hierunter verſteht man die unbedingte Vollſtreckung der Befehle der Obern, wenn ſie auch der Anſicht desjenigen, der ſie auszuführen hat, entgegen wären. Sie hat vorzüglich Anwendung beim Soldatenſtand, wo von der ſchnellen und pünktlichen Ausführung eines Befehls oft ſehr viel abhängt, und wo es nothwendig iſt, eine große Maſſe verſchiedenartiger Individuen unter drohenden Gefahren immer zuſammenzuhalten. Sie wird daher zur erſten und unerlaßlichen Pflicht des Kriegers. Subordinationsverbrechen oder Auflehnungen gegen die Befehle der Obern werden deßhalb auch gemeiniglich mit dem Tode beſtraft. P. S.

Subſcription heißt die Unterzeichnung ſeines Namens, um ſich dadurch zu einer beſtimmten Theilnahme, die gewöhnlich in einer Geldzahlung beſteht, an einem Unternehmen verbindlich zu machen, und dagegen gewiſſe Vortheile zu genießen. Am häufigſten kommt dieſer Ausdruck im Buchhandel vor, wo er von der Pränumeration dadurch unterſchieden iſt, daß man ſich bei der Subſcription auf ein Werk nur verbindlich macht, ein oder mehrere Exemplare eines Werks, ſobald daſſelbe fertig iſt und geliefert wird, gegen Erlegung des Preiſes zu nehmen, bei der Pränumeration aber dieſen Preis gleich im voraus und noch vor Erſcheinung des Werks erlegt. In der Regel ſind die Pränumerations- und Subſcriptionspreiſe niedriger als die ſpäter eintretenden, und daher dem Käufer vortheilhaft. Der Verleger hat den Vortheil, daß er auf dieſem Wege ſchneller als auf dem gewöhnlichen wieder zu ſeinem Gelde kommt.

Subſidien. Subſidia hieß bei den Römern das dritte Treffen (Reſervetreffen) der Schlachtordnung, welches den beiden vordern Treffen im Fall der Noth zu Hülfe kam; daher Subsi-

dium, figürlich, Unterſtützung, ein Hülfsmittel in der Noth. — Subſidien ſind Gelder, die vermöge geſchloſſener Bündniſſe oder Tractaten ein Staat dem andern zahlt, um von ihm bei einem mit einem dritten Staate entſtehenden Kriege entweder nicht beunruhigt, oder welcher letztere Fall der gewöhnlichſte iſt, mit einer in den Tractaten feſtgeſetzten Anzahl Truppen unterſtützt zu werden. In frühern Zeiten gereichte es einem Regenten nicht zum Ruhme, wenn er von einem andern Subſidiengelder empfing, oder wie man ſich damals ausdrückte, in fremdem Solde ſtand. In den neuern Zeiten hat man darüber ein anderes Syſtem angenommen, und allerdings können Subſidiengelder für den Staat, der ſie empfängt, als eine außerordentliche Vermehrung der Einkünfte angeſehen werden. — In England heißen diejenigen aus den öffentlichen Einkünften herrührenden Gelder, die vorzüglich für die Land- und Seemacht von dem Parlamente jährlich bewilligt werden, Subſidiengelder (Grants, Bewilligungen). — Subsidia charitativa waren bei der ehemaligen Verfaſſung Deutſchlands diejenigen Gelder, welche die unmittelbare Reichsritterſchaft dem Kaiſer gegen einen Revers bewilligte, von ihren Unterthanen erhob, und dann der freien Dispoſition des Kaiſers überließ. Dieſe Beiſteuer kam unter Carl V. im Jahr 1546 auf.

Subſtantivum, Nomen Substantivum (Hauptwort), der Name deſſen, was als ſelbſtſtändig gedacht wird, gehöre es nun in den Kreis äußerer, ſinnlich vorhandener Gegenſtände, wie Menſch, Feld, Baum u. ſ. w. oder in das Reich der bloßen Begriffe, wie Tugend, Gerechtigkeit, Höhe u. a. Jene heißen mit einem lateiniſchen Namen Concreta, dieſe Abstracta. Die erſteren bezeichnen wiederum entweder einen einzelnen (individuellen) Gegenſtand zum Unterſchied von allen andern gleichartigen, wie Carl, Veſuv, Leipzig, u. ſ. w. (nomen proprium, Eigenname), oder einen Gegenſtand, ſofern er einer ganzen Gattung oder Art von Gegenſtänden zugehört, d. h. mit mehreren gleichartigen Gegenſtänden gewiſſe weſentliche Merkmale theilt, z. B. Conſul, Dichter, Haus u. a. (nomen appellativum, Gattungsname). Es gibt Gattungsnamen, welche den Begriff einer Menge von Dingen als Einheit bezeichnen, wie Volk, Heer, Wald u. a.; man nennt ſie Sammelwörter (nomina collectiva). Einige Gattungsnamen (Diminutiva, Verkleinerungswörter) bezeichnen die Kleinheit des Gegenſtandes durch angehängte Sylben, in der lateiniſchen Sprache durch lus, la, lum, in der deutſchen durch chen und lein, in der italieniſchen durch Endungen, wie ino, uccio, etto u. ſ. w., in der franzöſiſchen durch let, lette, in der engliſchen durch let und kin, in der ſlawiſchen durch ek, ik u. ſ. w.; andere (augmentativa, Vergrößerungswörter), zeigen die Größe deſſelben an, wie im Italieniſchen durch die angehängten Sylben one und ona, z. B. casa, casone. — In Hinſicht ihrer Bildung zerfallen die Subſtantiva in drei Claſſen: 1. Stammwörter: Haus; 2. Zuſammengeſetzte: Hausherr; 3. Abgeleitete: Häuslichkeit. Die Ableitung geſchieht theils durch Vortheils durch Nachſylben. — Wie alles Lebende in der Natur entweder männlich oder weiblich iſt, das Lebloſe aber geſchlechtslos, ſo bezeichnet auch die Sprache die Art des Geſchlechts (genus) oder die Geſchlechtsloſigkeit durch gewiſſe eigenthümliche Formen: 1. männliche Form, genus masculinum; 2. weibliche Form,

genus femininum; 3. geſchlechtsloſe oder ſächliche Form, genus neutrum. Dieſe drei Bezeichnungsarten finden ſich jedoch nicht in allen Sprachen, vielmehr geht die der Geſchlechtsloſigkeit den meiſten ganz ab, ein Umſtand, der vielleicht in dem Hange jugendlicher Völker, ſich alles als belebt zu denken, ſeinen Grund hat. Eben daher mag es kommen, daß ſelbſt diejenigen Sprachen, welche die geſchlechtsloſe Form haben, dieſelbe nicht für alle unbelebte Gegenſtände ohne Ausnahme gebrauchen, dagegen aber oft die Namen wirklich lebender Weſen geſchlechtslos laſſen. — Die mancherlei Verhältniſſe, in denen ein Hauptwort im Satze vorkommen kann, werden theils durch die Form des Wortes ſelbſt, theils durch vorgeſetzte oder (wie in den morgenländiſchen Sprachen vorn angehängte Verhältnißwörter (Präpoſitionen) ausgedrückt. Die Veränderungen (Umbiegungen), die das Hauptwort zu dem Ende erfährt, heißen Beugfälle (casus), deren eine Sprache mehr, die andere weniger zählt. Das Umbiegen ſelbſt heißt mit einem lateiniſchen Worte decliniren, Declination. Die urſprüngliche Form des Wortes (casus rectus, nominativus, Hauptfall) bezeichnet das Subject; die übrigen durch Umbiegung der Endſylben gebildeten Formen (casus obliqui) drücken die verſchiedenen Beziehungen des Hauptwortes zum Prädicate aus. — Alles Selbſtſtändige, ſobald es nicht Einzelweſen iſt, kann unter dem Begriffe der Einheit oder der Mehrheit gedacht werden. Daher die Zahlbezeichnung (numerus) der Hauptwörter. Dieſe iſt in den meiſten Sprachen eine doppelte: Form der Einheit (singularis numerus) und Form der Mehrheit (pluralis numerus). In einigen wenigen Sprachen kommt noch eine dritte, die Form der Zweiheit (dualis numerus) hinzu. Doch haben nicht alle Hauptwörter einen Plural. Die deutſche Sprache zeigt auch hier, wie in ſo vielen andern Stücken, ihre geiſtigere Natur. Die meiſten Sammelwörter, wie Sand, Staub u. a., können nur in der Einheit gebraucht werden; eben ſo die meiſten Namen abſtracter Gegenſtände, wie Verſtand, Wille u. ſ. w. Ganz anders die in ihrem Weſen ungleich ſinnlichere italieniſche Sprache. — Übrigens können auch andere Wörter, die keine Subſtantiven ſind, unter dem Begriffe der Selbſtſtändigkeit, folglich hauptwörtlich (ſubſtantiviſch) ſtehen, z. B. „Irren iſt menſchlich;" „das Erhabene iſt für wenige, edlere Gemüther;" „Er vergißt über dem Jetzt das Vormals." K. F.

Subſtanz, (Substantia) Subſtanzialität, Subſtantiell. Subſtanz wird im philoſophiſchen Sinne der Accidenz entgegengeſetzt und bezeichnet das für ſich Beſtehende, d. i. das Selbſtſtändige und Unwandelbare in den Erſcheinungen, was alſo nicht an einem andern iſt, noch ſelbſt verändert wird; dahingegen die Accidenz das an dieſem Selbſtſtändigen und Beharrlichen wechſelnd Erſcheinende iſt, ſey dies nun nothwendig oder zufällig (dann Accidenz im engern Sinne). Das Verhältniß der Accidenz zur Subſtanz wird das Verhältniß der Inhärenz (des Beſtehens in einem Andern) genannt, und entſpricht dem logiſchen Verhältniſſe vom Subject und Prädicat; denn die Subſtanz iſt das Subject, welchem man die Eigenſchaften, Zuſtände und Verhältniſſe als Prädicate beilegt, ſie ſelbſt iſt das Weſen, welches dieſer Veränderungen fähig iſt, und trotz dieſer Veränderungen daſſelbe bleibt. Leibnitz nennt die Subſtanz dasjenige, was den Grund ſeiner Veränderungen in ſich trägt. Hierauf iſt Subſtanzialität

Selbſtſtändigkeit, Weſentlichkeit; ſubſtanziell weſentlich, ſelbſtſtändig. In den Naturwiſſenſchaften und im gemeinen Leben bedient man ſich des Ausdrucks Subſtanz von einem materiellen Weſen, namentlich von einfachen unorganiſchen Körpern, und den Grundbeſtandtheilen der organiſchen, z. B. eine flüſſige Subſtanz. — Eine jede Subſtanz aber, wenn darunter das Bleibende der Erſcheinungen verſtanden wird, iſt eine relative, d. i. eine ſolche, die es nur in Hinſicht eines Andern iſt, und die nicht ſchlechthin ſelbſtſtändig, ſondern von einem Urgrundprincip der Dinge abhängig gedacht werden muß. Man hat daher im Gegenſatz der relativen Grundweſen, von einer abſoluten Subſtanz, als dem einen Grundweſen aller Dinge geſprochen, und das Verhältniß dieſer zu jenen in den philoſophiſchen Syſtemen verſchieden entwickelt. So hat vorzüglich Spinoza die Idee der abſoluten Subſtanz ausgebildet, und ihr das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung als unzertrennliche Attribute beigelegt.

Subſtitution in Erbſchaftsfällen heißt die Einſetzung eines nachfolgenden Erben an die Stelle des erſteren. Sie kann geſchehen auf den Todes- oder Nichtantretungsfall des erſtern Erben, dann iſt es eine directe Subſtitution; oder ſie geſchieht ſo, daß dem erſtern Erben aufgetragen wird, die Erbſchaft dem Subſtituten (oder nachfolgenden Erben) zu überliefern, dann iſt eine fideicommiſſariſche Subſtitution vorhanden. Die erſtere Art nennt man auch Vulgarſubſtitution. Die Pupillarſubſtitution hingegen iſt die Erbeinſetzung, welche der Vater oder Großvater im Namen und ſtatt ſeines unmündigen, in ſeiner väterlichen Gewalt ſtehenden Kindes vornimmt, auf den Fall, daß dieſes in der Unmündigkeit verſterben ſollte. Die Mutter kann pupillariſch nicht ſubſtituiren, wohl aber der Großvater ſeinen, in ſeiner väterlichen Gewalt ſich befindenden Enkeln, wenn ſie nach ſeinem Tode nicht in die Gewalt des Vaters fallen. Der Vater oder Großvater muß, wenn er pupillariter ſubſtituirt, auch ſich ſelbſt einen Erben ernennen, der aber nicht der Unmündige zu ſeyn braucht, ſondern auch ein Fremder ſeyn kann. Die Ernennung ſeines eigenen Erben und des Erben des Unmündigen muß zu einer Zeit geſchehen, obgleich nicht mit doppelten Teſtamentsfeierlichkeiten. Die Pupillarſubſtitution hört auf 1. durch den vor dem Ableben des Teſtators erfolgten Tod des Unmündigen; 2. durch Erreichung der Mündigkeit; 3. dadurch, daß die väterliche Erbeinſetzung wegfällt; 4. durch Befreiung des Unmündigen aus der väterlichen Gewalt. Die Quaſipupillarſubſtitution iſt die Erbeinſetzung, welche die Ältern ſtatt eines blödſinnigen Kindes auf den Fall vornehmen, wenn es in der Blödſinnigkeit ſterben ſollte. Hat das Kind lucida intervalla (ſolche Zeiten, wo es des Gebrauchs ſeiner Vernunft fähig iſt), ſo dürfen die Ältern nicht quaſipupillariſch ſubſtituiren. Sonſt kann aber auch die Mutter es thun.

Sub utraque (sc. forma), ein Ausdruck, womit man das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt bezeichnet (daher die Huſſiten auch Utraquiſten hießen), im Gegenſatz von sub una, worunter man das Abendmahl unter einerlei Geſtalt, der Geſtalt des Brotes allein, verſteht. S. Abendmahl.

Succumbenzgelder heißen diejenigen Gelder, welche eine Partei entrichten muß, die ſich eines devolutiven Rechtsmittels gegen das Urtheil des Richters zweiter Inſtanz bedient, und an

den Richter der dritten Instanz geht. Beſtätigt der letztere das Urtheil der zweiten Instanz, ſo verliert die Partei die Succumbenzgelder, welche dem Richter zweiter Instanz anheimfallen. Dieſe Gelder wurden vielleicht zur Beſchränkung der Prozeßſucht eingeführt; da man aber dieſe, durch klare und deutliche Geſetze, nicht aber durch Erſchwerung des Rechtsganges einſchränken ſollte, ſo verdienten die Succumbenzgelder in allen geſitteten Staaten abgeſchafft zu werden.

Südamerika, oder das, nach ſeinem Entdecker benannte eigentliche Amerika (ſ. d. A.), die Südſeite der neuen Welt, bildet ein nach Süden zugeſpitztes Dreieck, vom 12° nördlicher Breite bis zum 52° 30′ ſüdlicher Breite. (Die Inſeln Staatenland und Feuerland an der Südſpitze und Cap Horn mitgerechnet, bis zum 55°), und vom 18° bis 63° weſtlicher Länge. Es hängt durch die, wo ſie am ſchmalſten iſt, zwölf Meilen breite Erdenge von Panama, welche aus einer dichten bis 612 Fuß hohen, Felſenmaſſe beſteht, wodurch der Durchbruch des atlantiſchen Oceans in die 20 Fuß tiefer liegende Südſee bis jetzt aufgehalten wurde, mit Nordamerika zuſammen, und enthält ungefähr 350,000 Quadratmeilen. Das Land erhebt ſich allmählig von der Küſte des atlantiſchen Meeres an, vorzüglich in der niedern Erdſteppe (los Lanos) an dem Ufer des Oronoko, bis es zu der hohen Bergkette anſteigt, die an der Weſtküſte, nirgends über 18 Meilen vom ſtillen Meere entfernt, jäh herabſtürzt. Dieſe Kette, die Anden (von dem peruaniſchen Antis Kupfer) oder Cordilleras (ſpr. Cordilheren) von dem ſpaniſchen Cordel, Seil, d. i. Kettengebirge genannt, ſtreicht faſt in Polrichtung durch die ganze neue Welt hin, vom Vorgebirge Froward an der magelhaenſchen Straße bis zur Landenge von Panama, wo es ſich etwas verflacht. Man kennt dies Gebirge vorzüglich durch Humboldt nur unter dem Gleicher genau. Die höchſte Bergkuppe liegt in der Gegend von Chimbo 1° ſüdlich. Hier erhebt ſich der Chimboraſſo, (3627 Toiſen) 20,142 Fuß hoch über das Meer. Dieſer Porphyrkegel, auf dem kein beſeeltes Weſen athmet, und den kaum kleine Mooſe decken, ſteht auf der 1485 Klafter hohen Ebene von Tapia. Humboldt erſtieg ihn bis zur Höhe von 3031 Toiſen. Nördlich dabei liegen der eingeſtürzte Vulcan Carguiraſſo u. a. m. Eine zweite Kuppe lagert ſich unter 0° um das hohe Thal von Quito, mit den Spitzen: Cayambe unter 0°, 18180, Antiſana 17,958, Contoxari, ein Feuerberg 17,712 Fuß u. a. m. In dieſer Gegend, (im Königreiche Neu-Granada) befindet ſich das höchſte Thal Quito, 7256 Fuß über der Seefläche, wo Erdbeben ſehr gewöhnlich ſind. Das ſchrecklichſte war 1797; es raubte in einer Länge von 30 und einer Breite von 20 Meilen in wenig Secunden 40,000 Menſchen das Leben. In Chili zählt man 14 Vulcane. Auf dem Pichincha neben Quito, 2477 Toiſen hoch, zählte Humboldt in nicht vollen 30 Minuten 18 Erdſtöße. Blickt man in die ungeheuere Tiefe ſeines kreisförmigen Schlundes, ſo unterſcheidet man darin mehrere Berge, die neben einander ſtehn. Überhaupt iſt faſt das ganze Andenland vom innern Feuer durchwühlt; rauchende Schwefelfelder und Schwefelberge zeigen den weit verbreiteten brennbaren Stoff dieſes Landes an. Doch ſtatt Lava und Bimsſtein, wie es bei den Feuerbergen Südeuropa's der Fall iſt, wird hier waſſerſtoffhaltiger Schwefel oder kohlenſtoffhaltiger Lehm, oft mit einer ungeheuern Menge von Fiſchen, ausgeworfen. Südlich nach dem Plata hin gibt es auch große Ebenen mit Salz- und Salpeterſtrichen, wo das Erdreich nach jedem Regen ganz weiß

vom Salpeter anſchießt, und wo auch die Quellen und Flüſſe ſalzig ſind. Dieſes alles, nebſt dem dieſem Lande bis jetzt wenigſtens allein eigenthümlichen Erz Platina (ſ. d. A.), das in den zertrümmerten Geröll in den Ebenen nördlich vom Gleicher gefunden wird, ſetzt einen Miſchungsunterſchied der unbelebten Erdoberfläche der alten und neuen Welt voraus, welcher vielleicht die Verſchiedenheit der belebten Schöpfung in beiden bei gleicher Höhe über dem Pole und dem Meere erklärt. Auch gedeihen in Südamerika die meiſten der aus Europa dahin verſetzten Pflanzen und Thiere in größerer Kraft und Fülle. — Aus der Gegend der weſtlichen Einbiegung des Meerbuſens von Arica zieht ſich nach der öſtlichen Ausbiegung beim Vorgebirge S. Roque, mannichfach gewunden, durch Braſilien hin, das Gebirge Chikit'os (ſpr. Tſchikitos), das die großen Stromgebiete des Plata und des Maranhon (oder Amazonenſtromes) durch ſeine doppelte Abdachung, die öſtliche ſüdliche und die nördliche, ſcheidet. Nördlich davon erhebt ſich, wie ein abgeſchiedenes Eiland, der Gebirgsſtock von Guyana, oder weſtlich das Gebirge Mei, wo der Oronoko entſpringt, welcher mit dem Maranhon durch den Caſſiquiare und den Rio Negro zuſammenhängt, und öſtlich das Gebirge Tamucaraque. Noch nördlicher, an der Küſte des karibiſchen Meeres, erheben ſich die Gebirge von Caracas mit der 7896 Fuß hohen Silla, öſtlich von der Landenge Panama. Dieſe drei Bergreihen umſchließen ein 50,000 Quadratmeilen großes Binnen- oder Inſelland, das öſtlich vom Meere, ſüdlich vom Maranhon, weſtlich vom Rio Negro, und nördlich vom Oronoko mit merkwürdigen Waſſerfällen (Raudales) umgeben iſt. Der Oronoko bildet bei ſeiner 50fachen Mündung eine Menge, während der Regenzeit wohl 8 — 12 Fuß tief unter Waſſer ſtehender Inſeln, die deſſen ungeachtet einem ganzen Indianerſtamme zum ſteten Aufenthalte dienen. Der Maranhon nimmt über 60 Ströme auf, unter andern den Madera, und den mächtigen, durch viele Waſſerfälle zur Schiffahrt wenig geeigneten Tokantin. Er entſpringt am Fuße des Chimboraſſo, und fällt nach einem Laufe von beinahe 1000 Meilen durch die faſt 40 Meilen breite Mündung ins Meer, wo er noch 18 Meilen weit ſein ſüßes Waſſer behält. Auf jener Inſelfläche erhebt ſich eine Erdſteppe von 14,000 Quadratmeilen kaum 200 Fuß über das Meer; das ſüdöſtliche Uferland iſt die ſumpfigſte Gegend der neuen Welt. In Braſilien und im ſüdlichen Theile von Südamerika bilden die drei Hauptſtröme, der Parana, der Paraguay und der Uraguay, vereinigt, den la Plata oder Silberſtrom. Mit dem nördlichſten und weſtlichſten, dem Paraguay, vereinigt ſich der Rio Cuyaba. Der Paraguay ergießt ſich in den Parana. Öſtlich fallen in den Paraguay der Xejuy, mit dem ſich der Aguarey, ein Fluß der Seine gleich, von den Anden her, vereinigt, der ſich unter 23° 28′ durch einen perpendiculären Waſſerfall von 384 Fuß auszeichnet. Die weſtlichen Ströme, der Pilcomayo und der Vermejo, kommen an Größe dem Paraguay ſelbſt beinahe gleich. Dreißig Meilen vor dem Ausfluſſe bildet der Pilcomayo eine Inſel gleiches Namens von etwa 250 Quadratmeilen. Da, wo ſich der ſüdlichſte Arm des Pilcomayo in den Paraguay ergießt, liegt Aſſumption, die ehemalige Hauptſtadt von Paraguay. Der Hauptſtrom, Parana, fließt in der Mitte der drei Arme des la Plata. Unter ſeinen Waſſerfällen iſt der Salto grande bei der jetzt zerſtörten Stadt Guaira merk-

würdig. Hier wird der 2000 Toiſen breite Strom plötzlich in ein Felſenbette von weniger als 100 Toiſen eingezwängt. Der große an ſeinen Ufern befindliche Sumpfſee Ybera gibt vier Flüſſen den Urſprung, wovon zwei ſich in den Parana, die andern beiden aber in den Uraguay ſich ergießen. Der Zuſammenhang dieſer beiden Ströme, des Parana und des Uraguay, die ihres Gleichen in Europa kaum haben, iſt eine dem Schulſyſtem ſehr widerſprechende Erſcheinung. Der Uraguay, der ſüdlichſte der drei Ströme, iſt kleiner als die beiden andern Arme des Plata, und entſpringt in den Gebirgen von Braſilien. Dieſe Ströme überſchwemmen jährlich das Land, und bewirken dadurch eine große Fruchtbarkeit. Der Plata ſelbſt fließt ſüdlich, und fällt 20 Meilen breit ins Meer. Außerdem fallen öſtlich der San Francesco, ſüdlich in Katagonien der Collorado und nördlich in Granada der Magdalenenfluß, als große Küſtenſtröme, in das Weltmeer. In keinem Theile der Erde bieten die Flußſyſteme ſo merkwürdige Reſultate dar, als in Südamerika. Man erhält nur dann ein deutliches Bild von der Abtheilung von Südamerika, wenn man die Gebiete des Oronoko, des Maranhon und des Plata unterſcheidet. S. Fadens Karte von Südamerika, 4 Bl. London 1807, und Azara's Voyages dans l'Amérique septentrionale, 4 Vol., Paris 1809, mit einem Atlas. Die Hochebenen in Südamerika haben nicht den Umfang der nordamerikaniſchen, ſondern höchſtens 40 Stunden im Umkreiſe, ſind aber höher, von 8400 bis 9000 Fuß, und durch ungemein tiefe Thäler von einander getrennt. Die niedrigen Ebenen hingegen, Llanos oder Pampas, erſtrecken ſich in einem Raume von 12,000 Quadratmeilen von der Küſtenkette von Caracas bis zu den Wäldern von Guyana, und bis zu dem Delta der Mündung des Oronoko. Dort iſt die Ebene ein unüberſehbarer grüner, unter Waſſer ſtehender Wald. Hier iſt ſie im Ganzen baum- und quellenleer. Doch ſteht hin und wieder die Fächerpalme zerſtreut. In der trocknen Jahreszeit zerfällt die verkohlte Grasdecke in Staub, der Boden zerſpaltet ſich, und Wirbelwinde heben Staubwolken empor, die den Waſſerhoſen des Weltmeeres gleichen. Selbſt das Krokodill und die Boasſchlange erſtarren und liegen unbeweglich im trocknen Letten, bis ſie durch die erſten Regen wieder erweckt werden. Dann aber verwandelt ſich die Steppe in kurzer Zeit in eine üppige Grasflur. Insbeſondre zeigt ſich in Guyana am deutlichſten, daß Amerika ein Land zu ſeyn ſcheint, das erſt ſpät und lange nach der Epoche, da die alte Welt gebildet wurde, aus dem Meere gekommen iſt. — Das Clima iſt in Südamerika durchaus kühler, als in andern Erdtheilen unter gleicher Breite. Selbſt unter und im Süden der Linie iſt die Hitze erträglich, weil das Land hier ſchmal und hoch iſt. Die meiſten Rieſenberge in der heißen Zone ſind mit ewigem Schnee bedeckt. Humboldt beſtimmt die Schneelinie unter dem Äquator auf 14,772 Fuß. Auf den Cordilleras in Granada und Peru regnet es faſt das ganze Jahr. Auf der Küſte regnet und donnert es niemals. In andern Gegenden wird die Wärme durch die großen ſumpfigen Niederungen gemildert, oder durch häufige Regen. So liegen um den Maranhon Länder, die nur zwei trockne und zehn Regenmonate zählen. Guyana iſt darum ein äußerſt ungeſundes und lebenverkürzendes Land. In der 22,348 Quadratmeilen gro-

ſen Halbinſel Patagonien oder Magelhaens Land iſt die Luft äußerſt rauh, der Himmel ſelten heiter, die Küſten ſind faſt immer mit Nebeln bedeckt, und Sturmwinde toben oft fürchterlich. Auf den 1522 Quadratmeilen großen Feuerlandsinſeln ſind die Thäler auf der Nordſeite in der Nähe hoher kahler Gebirge mitten im Sommer mit Schnee bedeckt. — Die Eigenthümlichkeit des Bodens und des Clima ſtellt ſich nothwendig auch in den Naturerzeugniſſen dar. Vorzüglich iſt die tropiſche Pflanzenwelt merkwürdig. S. das große und koſtbare bonpland-humboldt'ſche Werk: Nova Genera et Species Plantarum quas in peregrinatione ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt, Parisiis 1816, fol. In dem Andenlande ſind einheimiſch u. m. a. die Kartoffel, der China- oder Quinquinabaum, von dem man vierzehn Arten kennt, und 12 bis 14,000 Ct. Rinde jährlich zwiſchen dem 2 und 6° ſüdlicher Breite für Europa einſammelt; ferner Cacao, Vanille und Mais; auch iſt der Boden reich an Heil- und Färbepflanzen und an Harzarten. Beſonders merkwürdig ſind die Arrakatſcha, aus deren Wurzeln man ein mehliges und wohlſchmeckendes Nahrungsmittel erhält, und die Wachspalme, etwas nördlich vom Gleicher, die nur in einem Bezirke von 9 bis 12 Meilen im Umkreiſe, zu der erſtaunlichen Höhe von 160 bis 180 Fuß wächſt. Überhaupt ſind aus Amerika allein 87 Palmenarten bekannt, deren Familie ſich eben ſo durch ihren Nutzen (ſie liefern Wein, Öl, Wachs, Mehl, Zucker und Salz), als durch Schönheit der Formen und Größe des Wuchſes vor allen andern Pflanzenfamilien auszeichnet. Von den Orchiden, der Hauptzierde der tropiſchen Pflanzenwelt, hat man in Amerika bereits 244 Arten erforſcht. Um den 680 Schuh hohen Waſſerfall von Tequendama, den die Bogota bei Santa Fé macht, ſcheint die Natur ein Füllhorn von unbekannten Pflanzen ausgeſchüttet, und ſeltenen Thieren vorgeworfen zu haben. Ganze Wälder ſind von Bäumen, Geſträuchen und Pflanzen ſo dicht verwachſen, daß nur wilde Thiere, die Waſſer ſuchen, einige Lücken gebahnt haben. Chili iſt überaus reich an Heilpflanzen, Weihrauch und nützlichen Bäumen, wie die Cocospalme und Ceder. In den braſilianiſchen Wäldern findet man mehr als 80 verſchiedene ſchönfarbige Holzarten zu Tiſchlerarbeiten und zum Färben brauchbar (z. B. das Fernambukholz). In dem Niederlande, am Oronoko, und in den ſumpfigen Küſtengegenden, wo die läſtigen Moskiten und Vampire hauſen, ſchwitzen bei der großen Hitze und ſtarken Bewäſſerung jene berühmten Harze Guajak und Leder- oder Federharz aus, wovon das letzte von den Einwohnern über thönerne Formen gezogen, geräuchert, und dann als Flaſchen mit andern Spezereien gefüllt, nach Europa geſendet wird. Die Pflanzungen in Guyana liefern alle weſtindiſchen Erzeugniſſe ohne Dünger und Pflug. Im franzöſiſchen Guyana werden die Producte der Molukken- und Südſeeinſeln gewonnen. — Im Thierreiche ſind den Andenländern eigenthümlich die Llama, Guanaco und Vicuña von der Schafform, und Tapir und Tajaſſu vom Schweinegeſchlecht. Die Vögel ſind in den hohen Gegenden nicht zahlreich, aber mannichfaltig in der Farbe, wie in der Größe, vom Colibri bis zum Condor; deſto reicher iſt das Niederland an Geflügel, ſo wie an Fiſchen. Wichtig iſt insbeſondre der Wallfiſchfang, der von der braſilianiſchen

Inſel St. Catharina aus getrieben wird. Der Manati oder die Seekuh iſt in den Flüſſen von Guyana ſo zahlreich, daß das Rudern der Böte durch ſie aufgehalten wird. Am reichſten iſt der Fiſchfang an den Küſten von Chili. Noch ſind merkwürdig die mit wilden Hunden (Alcos) und dem kaſuarähnlichen Tuju bevölkerten Pampas oder Grasebenen; ferner die Zitteraale in der Erdſteppe los Llanos; ſo wie die auf den menſchen- und baumleeren Falklandsinſeln oder Malouinen befindlichen Pinguinſtädte, wo dieſe Gänſe in dem friſchgrünen, oft ſechs Fuß hohen Pinguingraſe dicht an einander ihre Neſter anlegen. Auf den großen Grasebenen zwiſchen den Armen des Plata bis zum Madera weiden die durch die Europäer dahin verpflanzten wilden Pferde und wilden Rinder zu vielen Tauſenden. In der braſilianiſchen Provinz Rio grande und am Plata werden die letztern bloß der Haut wegen geſchlachtet; ſo groß iſt ihre Menge. Giftige Thiere ſind beſonders auf den Bergſteppen häufig; vorzüglich finden ſich auf den Abhängen der Cordilleras oder in der Montanna real in Menge die giftigſten und gefährlichſten Schlangen, z. B. die Klapper-, Amaru- oder Abgottsſchlange, die nicht giftige, mannsdicke und 30 Fuß lange Abomaſchlange in Guyana, u. a. m.; ferner Hundertfüße, Skorpionen, Kröten (z. B. die häßliche Rana Pipa im Oronoko) und Eidexen, die an den größern Ameiſen die ſchlimmſten Feinde haben. In Guyana durchſchneiden die Lüfte Schmetterlinge von den bunteſten Farben. Die ſogenannten Laternenträger leiten mit ihrem hellleuchtenden Kopfe den Reiſenden in der Nacht. — Das Steinreich hat dem golddurſtigen Europäer die größten Schätze gezeigt. In Braſilien finden ſich die größten und ſchönſten Demanten, die jedoch den orientaliſchen an Güte nachſtehen, hauptſächlich in den Gebirgen von Cujabo, in den Capitanias Minas Gevaes und Matto groſſo. Man ſchätzt den jährlichen Ertrag auf 60,000 Karat Demant, nebſt 168 Centner gemünztem und Stangengolde, an Werth auf ſieben Millionen Thlr. In der Capitania S. Vincent ſind Goldgruben; doch wird das meiſte Gold aus dem Sande der Flüſſe gewaſchen. Damit durch die Menge der Demanten der Preis nicht zu ſehr ſinke, ſo dürfen die Pächter der Demantgruben nicht über 600 Neger dabei gebrauchen, und müſſen den Fund nach Rio Janeiro an den königlichen Aufſeher verkaufen. Die übrigen Mineralien, als Eiſen, Zinn, Blei, Queckſilber, Salz u. ſ. w. werden, obgleich in Menge vorhanden, wenig aufgeſucht. Eine der wunderbarſten Erſcheinungen iſt in Braſilien der ungeheure Magnetenberg, die ſogenannte Serra di Pietade bei Sabara, von einer Capelle der Jungfrau di pietade ſo genannt, die auf der Spitze in Wolken gehüllt liegt. Von da, wo der Magnetberg auf Thonſchiefer aufſetzt, bis zum Gipfel, beträgt die Höhe noch 350 Toiſen. Dieſer Magnetkegel zeigt merkwürdige Erſcheinungen im magnetiſchen Polaritätwechſel. In Granada und Peru findet man Gold in den Minen um Santa Fé und in der Provinz Quito, und in dem Sande der Flüſſe in der Provinz Caracas, Platina in den Bergwerken von Choco und Barbacoas, Silber aber nur in den kälteren peruaniſchen Provinzen häufig; doch ſind die Silberbergwerke von Potoſi ſchon längſt nicht mehr ſo ergiebig, wie in vorigen Zeiten. Deſto reicher ſind die in der Provinz Arica. Queckſilber und Salz wird ebenfalls in Peru gewonnen.

Kupfer und Zinn werden aus Lima nach Europa ausgeführt. Im Jahr 1790 wurden in der königlichen Münze zu Lima 534,000 Mark Silber und 6380 Mark Gold geſchmolzen und gemünzt. Auch in Chili iſt faſt kein Berg ohne Gold, kein Fluß ohne Goldſand. Die Silbergruben liegen faſt alle auf den beſchneiten Gipfeln der Cordilleren, was ihren Bau ſehr erſchwert. Kupfer findet man von der vortrefflichſten Art, jährlich an 20,000 Centner. Alle übrigen Gaben des Steinreichs ſind reichlich vorhanden, wenn ſie gleich nicht ſorgfältig aufgeſucht werden. Nur im Königreiche la Plata ſind verhältnißmäßig die Bergwerke von geringer Bedeutung. — Eben ſo merkwürdig, als die Pflanzen- und Thierwelt, iſt für den Ethnographen in Südamerika die Menſchennatur und das Völkerleben. Zu den Ureinwohnern gehört in dem Andenlande der große Stamm der kupferfarbigen Peruer oder Quitſchua, deren gegenwärtige Erniedrigung das Verbrechen der Spanier iſt. Die äußerlich ſich zur catholiſchen Religion bekennen, heißen Fideles, die noch den Lehren des Inka folgen, Barbaros. Jene ſchmachten außer der drückenden Kopfſteuer und andern Laſten unter der Mita oder Bergwerkspreſſe, werden als Unmündige angeſehen, und können zu keinem Amte gelangen. Zu den einträglichen Ämtern gelangt nicht einmal ein Creole, geſchweige denn ein Meſtize. Hierdurch ſind die Peruaner von einem hochcultivirten Volke, das ſeine Überwinder an Einſichten und Sitten übertraf, zu einem rohen, unwiſſenden, armen und trägen Volke herabgeſunken. Am Hofe des Königs von Bogota verſtanden die Prieſter eine Mittagslinie zu ziehen, und den Augenblick des Solſtitiums zu beobachten. Sie verwandelten das Mondenjahr durch Einſchaltungen in ein Sonnenjahr. Spuren von aſtronomiſchen Kenntniſſen findet man noch unter den Wilden zu Erivan in der Provinz Parima. Die Ruinen der Paläſte der Inkas in Cusco und Quito, die über die Cordilleras in Felſen gehauene Landſtraße, welche über den 13,800 Fuß hohen Parama von behauenen Steinen in ſchnurgerader Richtung nach Cusco geht, ein Werk, das die appiſche Straße weit hinter ſich zurückläßt, die Pyramiden und andre Denkmäler erwecken hohe Begriffe von der Kunſtfertigkeit der Peruaner in alten Zeiten. Noch jetzt iſt die Inkaſprache die gewöhnliche zu Quito und Lima. In Chili ſind die Ureinwohner in den Gebirgen eine große, ſtarke Menſchenart. Die in den öſtlichen Thälern der Anden wohnenden Patagonier ſind Nomaden. Unter ihnen ſind die Araucani und Puelchi gefährliche Nachbarn der Spanier. In Paraguay hatten die Jeſuiten unter den Wilden, die in den dichten, und zur Regenzeit faſt ganz unter Waſſer geſetzten Wäldern lebten, vorzüglich den Guaraniern Colonien angelegt, und die Bekehrten, deren in 32 Flecken 200,000 gezählt wurden, an den Feldbau gewöhnt. Unter ihnen ſind die berittenen Indianer, die Abixones, Mocobis, Tobas u. A. die erbittertſten Feinde der Spanier. Im Magelhaens-Lande oder Patagonien unterſcheiden die Spanier die Ureinwohner in Pampas, Feldbewohner, und in Serranos, Gebirgbewohner. Sie ſelbſt nennen ſich Puelches, Moluches, Thuelches u. ſ. f., ſind beritten, ſehr kriegeriſch, grauſam im Kriege, ſehr geſchickt im Steinſchleudern, und größtentheils Menſchen von anſehnlicher Länge, aber keine Rieſen. Die Einwohner des Feuerlandes, die Peſcherähs, ein munteres, dienſtfertiges

Völkchen von kaum 2000 Menſchen, ſtehn, ſtumpfſinnig und gedankenlos, auf der niedrigſten Stufe der Entwickelung. In Braſilien gehören zu den Ureinwohnern die Topinambuer, nördlich am Tokantin, ferner die wilden Quetakapen, die Moxosindier u. A. Der Portugieſe braucht die Eingebornen zum Rudern, zu andern Dienſtverrichtungen hat man ſie nicht gewöhnen können. Voll von Liebe zu einer regelloſen Freiheit und von Haß gegen die Portugieſen, meiden ſie die europäiſchen Niederlaſſungen, und machen die Straßen ſo unſicher, daß zwiſchen den Städten an der See zu Lande wenig Verkehr iſt; daſſelbe iſt auch in Peru und Granada der Fall. In Guajana heißen die Ureinwohner Kariben und Maipuren; die Omegaer wohnen am See Parima, deſſen Ufer aus Talkſtein beſtehn, der in der Sonne wie Gold und Silber glänzt; daher das Mährchen vom Goldland Eldorado. Außer den Europäern (Spanier, Portugieſen, Franzoſen, Briten, Niederländer), aus deren Vermiſchung mit Indianerinnen die Meſtizen entſtanden ſind, gibt es in Südamerika noch Juden und eine große Zahl Afrikaner, meiſtens Negerſklaven. In dem holländiſchen Guyana haben die Juden große Rechte und Beſitzungen; in ihrer Stadt, Juden-Savannah, 10 Meilen oberhalb Paramaribo, wohnen lauter portugieſiſche Juden. Sie ſollen durch die Mißhandlungen der Neger mit Anlaß gegeben haben, daß viele Sklaven in unzugängliche Moräſte und Waldungen entflohen ſind, von wo ſie den Pflanzungen großen Schaden zufügen. Von dieſen Maronen-Negern ſind zu unterſcheiden die verbündeten oder freien Neger an der Plantage Occa und am Saramaccafluß, ungefähr 5000 Menſchen, die von der holländiſchen Regierung als eine freie Nation anerkannt werden, und Geſchenke bekommen, dagegen aber verpflichtet ſind, keine zu ihnen gelaufenen Neger aufzunehmen, und ihren Capitain vom Gouverneur ernennen zu laſſen. — Die geſammte Volksmenge von Südamerika wird auf 9—10 Millionen geſchätzt. Freie Indianer gibt es überhaupt eine Million. Sie bewohnen eigene Landſtrecken in Guyana, z. B. die Kariben, etwa 5000, die Ottomachen, etwa 4000 Menſchen, in Peru, wo man wenigſtens zehn freie Stämme unterſcheidet; ferner in Paraguay, Chili, Braſilien und in Magelhaensland. Sie reden verſchiedne Sprachen, unter denen die guaranyſche faſt überall verſtanden wird. Ihre Oberhäupter mit beſchränkter Gewalt heißen Caziken. Die meiſten Stämme treiben Jagd und Fiſcherei, oder leben vom Kriege. Feld- und Hausarbeit überlaſſen ſie den Weibern. — Der politiſche Zuſtand der ſüdamerikaniſchen Colonien hat ſeit zehn Jahren große Veränderungen erfahren. Noch größere ſtehen ihm vor. a) Der wichtigſte Staat iſt Braſilien, mit Einſchluß eines Stücks von Guyana bis an den Aravari, des größten Theils des Amazonenlandes, des ſüdöſtlichen Peru und eines Stücks vom öſtlichen Paraguay (vergl. d. Art. und Portugal). Nach dem Decrete des damaligen Prinz-Regenten vom 16ten December 1815, bildet dieſer Staat mit Portugal und Algarve ein vereinigtes Königreich. Seit der Ankunft der königlichen Familie in Bahia, die am 19ten Januar 1808 erfolgte, befindet ſich der Sitz der Regierung, und die Reſidenz des Königs Johann VI., der ſeiner am 20ſten März 1816 verſtorbenen Mutter Maria folgte, in Rio Janeiro. Die Lage

des ganzen Landes iſt dadurch ſehr verbeſſert worden. Der Braſilianer fühlt nun ſeine Wichtigkeit, da die Colonie dem Mutterlande Geſetze vorſchreibt. Durch das Decret vom 18ten November 1814 iſt allen Völkern die freie Schiffahrt von und nach Braſilien erlaubt. Die Bevölkerung dieſes 100,000 Quadratmeilen großen Landes, wovon aber kaum 1500 Quadratmeilen angebaut ſind, beträgt jetzt etwa 2,400,000 Einwohner, von denen die Portugieſen der ſechſte Theil, Mulatten und Neger aber ein Drittheil ſind. Bisher bedurfte das Land jährlich eines Nachſchuſſes von 16 bis 20,000 Negern. Die reinen Einkünfte belaufen ſich auf 20 Mill. Fl. Die regulären Truppen betragen an 24,000, und die Miliz 50,000 Mann. Die Seemacht zählte im J. 1814 fünf Linienſchiffe und vier Fregatten. Mit Europa iſt die Verbindung des portugieſiſch-braſilianiſchen Hofes durch die Vermählung der beiden Töchter des Königs mit dem König von Spanien und deſſen Bruder, ſo wie durch die bevorſtehende Vermählung des Kronprinzen von Braſilien mit der Erzherzogin Leopoldine, Tochter des Kaiſers von Öſterreich, welche auf Handel und Wiſſenſchaften gleich vortheilhaft einwirken kann, vielfach enger geſchlungen. Die 800 Meilen lange Küſte bietet außer der Allerheiligen-Bai und Rio Janeiro nur wenig ſichre Häfen an. Die Inſel Catharina iſt für die Oſtindienfahrer ein wichtiger Hafenplatz. — Der Sklavenhandel und die Inquiſition ſind abgeſchafft, zum Theil ſchon als Folge des am 19ten Februar 1810 zu Rio Janeiro zwiſchen England und Portugal abgeſchloſſenen Vertrages, nach welchem die Engländer Kriegsſchiffe in den Häfen von Braſilien bauen und ausbeſſern können. Zur nähern Kenntniß dieſes der europäiſchen Cultur jetzt mehr als je zugänglichen Landes haben Engländer und Deutſche das Meiſte beigetragen. Der erſte, der es genau erforſchte, war der große deutſche Fürſt, Moriz von Naſſau, 10 Jahr lang Statthalter in Bahia; er ließ durch ſeinen deutſchen Leibarzt Markgraf alle Merkwürdigkeiten jener Küſte genau zeichnen und abmahlen. Dieſes Werk befindet ſich in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Naturhiſtoriſche Forſchungen haben in der neueſten Zeit der Graf Hofmannsegg und deſſen Freund Gomez in Bahia angeſtellt. Der Prinz von Neuwied bereiſ't noch jetzt das Land; und die einſichtsvolle Thätigkeit andrer Deutſchen in portugieſiſchen Dienſten, wie der Oberſtlieutenant von Eſchwege, Begründer der naſſen Pochwerke und Aufſeher des königlichen Mineraliencabinets in Rio-Janeiro, der Major von Fellner, und der Hofrath Langsdorf, läßt wichtige Aufſchlüſſe über die Beſchaffenheit dieſes Landes erwarten. Auch Heinrich Koſter, deſſen Letters in Brazil from Pernambuco to Seara ein treues Sittengemählde enthalten (London 1816, mit Kupfern), iſt ein Deutſcher. Damit vergleiche man die ſchätzbaren Werke von Lobo da Silveira, Stockholm 1809, von Lindley, London 1805, von Mave, London 1814, und Southey's History of Brazil. I. Lond. 1810. 4. — Was der Hof von Braſilien bei der immer mehr um ſich greifenden ſüdamerikaniſchen Revolution für eine Stellung gegen die Republik von Buenos Ayres nehmen werde, iſt noch nicht bekannt. Indeß ſcheint er wenigſtens das öſtliche Ufer des Plata als Gränze gegen jene Inſurrection ſichern zu wollen. Er hat deßhalb gegen den kühnen Banden-Hauptmann

Artigas in Monte Video, den Feind der Republik Buenos Ayres, eine Expedition ausgerüſtet. Die braſilianiſche Flotte landete im La Plata den 23ſten October 1816, und beſetzte Maldonado ohne Widerſtand. Die Landungstruppen unter den Generalen Lecor und Curado, welche erklärten, daß ſie zur Sicherſtellung der bisherigen Gränzen der ſpaniſch-portugieſiſchen Beſitzungen gegen Anarchie und Raubkrieg das öſtliche Plataufer beſetzen würden, haben aber keine großen Fortſchritte gemacht, noch hat ihr rechter Flügel gegen den Uraguay hin vordringen können. Das endliche Schickſal der Republik Buenos Ayres wird auch über Monte-Video entſcheiden. — b) Das franzöſiſche Südamerika begreift einen Theil von Guyana zwiſchen den Flüſſen Maroni und Araovari, mit der Inſel und Stadt Cayenne, nördlich vom portugieſiſchen Guyana. Es beſteht aus etwa 50 Pflanzungen, unter denen Gabrielle der hieher verpflanzten Gewürznelken wegen bemerkenswerth iſt. Auch gedeihen der Zimmt-, der Sago-, der Brotfruchtbaum u. a. m. Portugal war bis 1816 im Beſitze des franzöſiſchen Guyana. — c) Von dem vormals holländiſchen Guyana gehören ſeit 1814 die Niederlaſſungen zu Eſſequebo, Demerary und Berbice den Engländern. Sie haben zuſammen etwa 3000 Weiße, 1200 Freie und 23,000 Sklaven. Die Niederländer beſitzen alſo nur noch Surinam, die wichtigſte. Das Ganze iſt ein Denkmal des holländiſchen Fleißes. Ein unermeßlich großer Sumpf, mit Wurzelbäumen bewachſen, iſt, nachdem das Holz abgeſchlagen worden, durch Canäle und Gräben ausgetrocknet, mit Dämmen umgeben, und in Gärten umgeſchaffen, welche mit ſchönen Gebäuden geziert ſind. Man zählt in Surinam über 400 Pflanzungen, die von 7000 Europäern und 70,000 Negerſklaven, ohne die Beſatzung, bewohnt werden. Aus dem Hafen Paramaribo, einer Stadt, wo der Statthalter wohnt, werden jährlich über 24 Mill. Pf. Zucker ausgeführt. Die Brüdergemeinde unterhält hier eine Miſſion unter den Negern und Indianern. — Das ſpaniſche Amerika war bisher in neun große, von einander unabhängige Statthalterſchaften und Königreiche abgetheilt, die zuſammen 235,652 Quadratmeilen mit 15,620,000 Menſchen enthielten. Zwei davon (große von den Cordilleren durchſchnittene Hochebenen), Neuſpanien und Guatimala, gehören zu Nordamerika: 1. Neuſpanien, mit dem größern Theile von Altmexico, ganz Neumexico, und den beiden Californien, iſt die wichtigſte unter allen, und nach Humboldt 42,652 Quadratmeilen groß, mit 7,550,000 Einwohnern. Der Vicekönig hat ſeinen Sitz zu Mexico. Die Einkünfte der Krone ſchätzte man auf 40 Mill. Fl., wovon 11 aus dem Bergregal. In 36 Bergbezirken betrug die jährliche Ausbeute aus 500 Minen über 44 Mill. Fl. an Gold und Silber; die Ausfuhr überhaupt über 56 Millionen. 2. Das Generalcapitanat Guatimala, ein zum Theil ungeſundes Tropenland mit dem 444 Quadratmeilen großen Nicaragua-See, gränzt durch die Erdenge von Panama an das ſpaniſche Südamerika. Auf 15,498 Quadratmeilen wohnen etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Menſchen. Die Hauptſtadt iſt Guatimala. Wichtig ſind die Perlenfiſcherei am Iſthmus von Panama, der Purpurſchneckenfang, der Indigo-, Zucker- und Bergbau u. ſ. f. 3. Das Generalcapitanat Havaña beſteht aus der Antilleninſel Cuba und den beiden Flori-

das, einer Halbinſel in Nordamerika, mit 692,000 Einwohnern auf 4114 Quadratmeilen. 4. Das Generalcapitanat Puerto Rico beſteht aus der Antilleninſel d. N., aus den zwei ſpaniſchen Jungferninſeln und dem ſpaniſchen Antheile von St. Domingo; zuſammen 1010 Quadratmeilen mit 439,000 Einwohnern. (Vergl. d. Art. Weſtindien.) — In Südamerika liegen: 5. das Königreich Neugranada, ein Tropenland, das Erderſchütterungen und Orkanen unterworfen iſt, von 64,956 Quadratmeilen, mit 1,600,000 Menſchen. Es hat unter allen Colonien die reichſten Goldminen, mit einer jährlichen Ausbeute von 18,000 Mark; an Werth 5,250,000 Fl. Der Vicekönig hatte bisher ſeinen Sitz zu Santa Fe de Bogota. Außerdem ſind wichtige Städte Cartagena und Quito. 6. Das Generalcapitanat Caracas, ein theils von Bergen umzogenes, theils mit ungeheuern Llanos angefülltes Tropenland, mit ewig milder Frühlingsluft und frei von giftigen Inſecten, enthält mit dem ſpaniſchen Guyana 23,242, ohne Guyana 12,960 Quadratmeilen mit 900,000 Einwohnern, worunter 218,000 Neger. Die Ottomaken, zu deren Nahrungsmitteln auch eine fette Thonerde mit gehört, die Kariben und Arowaken ſind unabhängig im Beſitz des innern Landes geblieben. Die Pflanzungen liefern vorzüglich Cacao, jährlich 120,000 Centner, und Tabak mehr als eine Mill. Ct. Die Viehzucht iſt ſehr bedeutend, der Bergbau gering; der Handel lebhaft, vorzüglich der Schleichhandel mit der brittiſchen Inſel Trinidad. Durch die Revolution ſind die Hauptſtädte Caracas, Maracaibo, Cumana, San Thome, und die Inſel S. Margareta im karibiſchen Meere, der Schauplatz eines grauſamen Bürgerkrieges geworden. — 7. Das Königreich Peru, ein weites, zwiſchen den Andes und dem Weltmeer liegendes Thal, iſt in den Valles an der Küſte ſumpfig und fruchtbar, auf den Sierras ſteinig und minder fruchtbar. Die Größe berechnet Fiſcher zu 44,650 Quadratmeilen. Die Volksmenge mit dem Chiloe-Archipel wird auf 1,500,000 geſchätzt. Der Vicekönig wohnt zu Lima. — 8. Das Generalcapitanat Chili, ein ſchmales Küſtenland, das herrliche Thäler und Ebenen einſchließt, von 10,440 Quadratmeilen, mit 750,000 Einwohnern. Der Generalcapitain hat abwechſelnd ſeinen Sitz zu San Yago und Concepcion. 9. Das Königreich Rio della Plata, oder Buenos Ayres, eine ungeheure, durch die Cordilleras von Chili und Peru geſchiedene Niederung, mit einzelnen Hügelreihen von etwa 500 Fuß Höhe; ſüdlich am linken Plataufer ohne Waldungen, auf dem rechten Pampas und dichte Wälder. Das Land nebſt den Falklandsinſeln hat auf 52,076 Quadratmeilen 989,000 Einwohner. Die Hauptſtadt Buenos Ayres iſt ein Stapelplatz für die europäiſchen Kunſterzeugniſſe, die von hier zu Lande nach Peru und Chili geſchafft werden. — Spanien iſt in Gefahr, alle dieſe reichen Colonialſtaaten nach und nach zu verlieren. Das Volk befindet ſich in ſichtbarer Gährung, und ſein Wunſch nach Unabhängigkeit iſt allgemein. Bei den empörenden Bedrückungen, welche ſich die europäiſchen Spanier gegen die Eingebornen erlauben, läßt ſich dieſe Erſcheinung, welche von welthiſtoriſchen Folgen ſeyn muß, leicht erklären. In allen Zweigen der Verwaltung herrſchte die gröbſte Willkür; die Regierung war vollkommen militäriſch; das Volk in unbedingter Abhängigkeit von den Statthaltern; die dem Namen nach beſtehenden Behörden

aber waren aller Orten nur leere Formen; ſelbſt die Gerechtigkeitspflege war durchaus willkürlich; nur die Geiſtlichkeit, vornehmlich die höhere, behauptete noch eine gewiſſe Unabhängigkeit; dagegen aber waren die Weltgeiſtlichen der untern Claſſen beinahe ſämmtlich Eingeborne, ohne alle Ausſicht, ihre Lage je verbeſſert zu ſehen; ſie ſind daher am meiſten gegen die Spanier aufgebracht, und zur Verbreitung der Inſurrection vorzüglich thätig. Der Aufſtand in Caracas und Venezuela, in Mexico und am la Plata, zum Theil ſelbſt in Peru, nimmt einen immer drohendern Charakter an, welcher an eine friedliche Ausſöhnung mit dem Mutterlande nicht glauben läßt. In Tucuman hat ſich der Congreß der Republik von Buenos Ayres, in Puruaran der Congreß der unabhängigen Mexicaner verſammelt. Caracas und Venezuela ſcheinen jetzt die Ketten, welche der grauſame General Morillo und der Inquiſitor Torres ihnen aus Europa brachten, zum zweitenmale zu zerbrechen. Das einzige ſpaniſche Weſtindien, Cuba, Portorico und die Floridas, ſind noch nicht von dieſem Brande der Freiheit ergriffen. Von Domingo und Cuba ging der ſpaniſche Despotismus aus, um Amerika zu entvölkern. Dort wird er zuletzt erſticken. Daher kann die Geſchichte des ſpaniſch-amerikaniſchen Freiheitskrieges am ſchicklichſten bei dem Artikel Weſtindien erzählt werden. Vergl. übrigens die Art. Miranda und die einzelnen Länder von Amerika. K.

Südermannland, ſ. Schweden.

Süderſee, ein Meerbuſen des deutſchen Meers, 15 Meilen lang und 10 Meilen breit. (S. Holland.)

Sudeten, ein Gebirgszug, der, wie aus dem Ptolemäus erhellet, ſchon den Alten bekannt war; an der Seite deſſelben wohnten die Hermunduren. Jetzt begreift man im weitern Sinne unter Sudeten das lauſitzer, Rieſen- und etwa das mähriſche Gebirge; im engern nur das Rieſengebirge mit ſeinen nächſten Fortſetzungen nach den Karpathen und der Lauſitz. Der höchſte Gipfel derſelben iſt die Schneekoppe, 4949 pariſer Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Südländer werden im weitern Verſtande alle diejenigen Länder und Inſeln genannt, welche an und auf der Südſee liegen. Im engern Sinne nennt man Südländer die Länder von Süd-Europa.

Südlicht oder Auſtralſchein iſt eine dem Nordlicht ähnliche Erſcheinung am Südpol. Nachdem man lange eine ſolche in dieſer Gegend vermuthet, da man das Nordlicht am Nordpol kennen gelernt, bemerkten das Südlicht plötzlich die Seefahrer unter Cook und Forſter im Jahre 1773 zwiſchen dem 58ſten und 60ſten Grad ſüdlicher Breite wirklich, und beobachteten daſſelbe mehrere Tage hinter einander. Nach Molina werden die Südlichter auf den Inſeln von Chili nicht ſelten geſehen.

Südpreußen, ein ehemals zu Großpolen gehöriges, und im J. 1793 davon abgeriſſenes, und dann zur Krone Preußen gehöriges Land. Seine Gränzen waren: nach Morgen die Weichſel, mit Ausnahme eines kleinen Diſtricts auf der rechten Seite derſelben, bis an den Bug Warſchau gegenüber, nach Abend Schleſien und die Neumark, nach Mittag Weſtgallizien, bis an den Fluß Pilica, und nach Mitternacht die Neumark nebſt dem

Netzdiſtrict. Der Flächenraum dieſes Diſtricts betrug 958 Quadratmeilen. An Flüſſen hatte das Land: die Weichſel, Wartha, Bzurra, Prosna und Obra; außerdem mehrere Seen. Die Bevölkerung von 1803 ſchätzte man zu 1,387,800 Seelen. Der größte Theil der Bewohner dieſes Diſtricts ſind Polen, obſchon es hier auch eine Menge Deutſche und Juden gibt. Die erſteren ſind meiſtens Catholiken, die Deutſchen größtentheils Proteſtanten. Im Departement von Warſchau gibt es vorzüglich viele Griechen. Das Land iſt ſehr geſegnet, und eines beſſern Anbaues fähig; aber noch ſind zu viele Brüche und Sümpfe. Im Ganzen nimmt man, wiewohl offenbar nach einem zu geringen Anſchlage, das ſechſte Korn als Fruchtertrag an. Die Producte beſtehen in Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer, Erbſen, Linſen, Wicken, Hirſe, Buchweizen, allen Arten von Gartengewächſen, Obſt, Vieh, Wolle, Flachs, Holz u. ſ. w. Die hieſigen Pferde haben nicht die Güte der in den übrigen ſüdlicher gelegenen Provinzen von Polen. Der Ackerbau wird meiſt mit Ochſen betrieben. Die Schafzucht iſt nur gegen Schleſien hin bedeutend, und die Wolle wird im Lande verarbeitet. Überhaupt ſind Wollen- und Leinweber die einzigen Fabrikanten im Lande, und die erſtern liefern viele grobe und Mitteltücher. Ganz Südpreußen wurde früher in die Departements Poſen, Kaliſch und Warſchau geſchieden. Durch den tilſiter Frieden kam es zum Herzogthum Warſchau. Nach Beendigung des Befreiungskriegs kehrte ein Theil unter dem Namen „Herzogthum Poſen" wieder an Preußen zurück, das übrige ſteht beim Königreich Polen unter ruſſiſcher Herrſchaft.

Südſee wird auch das große Weltmeer, das ſtille Meer genannt. Ihre Theile ſind unter andern: das kamtſchatkiſche und anadyrſche Meer, der penſchinskiſche Meerbuſen, das japaniſche, chineſiſche, das gelbe Meer, der nördliche Archipelagus u. ſ. w. — Sie heißt auch das ſtille Meer, und für eine gewiſſe Gegend mit Recht; denn vom 12ten Grad ſüdlicher bis zum 5ten Grad nördlicher Breite, nicht aber außerhalb dieſer Zone, wird ihre Oberfläche durch keine Stürme beunruhigt. (Vergl. d. Art. Auſtralien.)

Südſeeländer, ſ. Auſtralien.

Suetonius (Cajus Tranquillus), aus einer plebejiſchen Familie entſproſſen, hatte zum Vater den Suetonius Lenis, welcher Kriegstribun war. Er ward unter Nero's Regierung geboren, und widmete ſich den ſchönen Wiſſenſchaften, im Sinne der damaligen Zeit, d. i. der Rhetorik und Grammatik. Als Rhetor führte er auch gerichtliche Prozeſſe, und zeichnete ſich aus, ſo daß der jüngere Plinius ihn ſehr ſchätzte, und mit großen Beweiſen ſeiner Achtung und Freundſchaft überhäufte. Durch die Vermittelung dieſes Beſchützers und Lieblings der Muſen erhielt Sueton das Tribunat, und das Recht der drei Kinder (jus trium liberorum), ungeachtet er in einer kinderloſen Ehe lebte. Die Briefe des Plinius enthalten außerdem noch manche Äußerungen der herzlichſten Freundſchaft, welche auf den moraliſchen Werth des Suetonius das günſtigſte Licht werfen. Nach dem Tode des jüngern Plinius, ſeines Freundes und Gönners, ward er bei dem Kaiſer Hadrian Geheimſchreiber (magister epistolarum). Doch verlor er dieſe Stelle, da er, nach dem Ausdruck des Spartianus im Leben des Hadrian, zu viel Vertraulichkeit

der Kaiſerin Sabina, gegen des Hadrians Willen, bewieſen hatte. Er zog ſich nun in die Einſamkeit des gelehrten Stilllebens zurück, und wendete wahrſcheinlich dieſe Muße zur Ausarbeitung ſeiner hiſtoriſchen Werke an, zu welchen er, als Secretär des Kaiſers, die beſten Materialien zu ſammeln Gelegenheit gehabt hatte. Er ſchrieb mehrere Werke, welche aber verloren ſind. Wir beſitzen noch von ihm die Lebensbeſchreibungen der zwölf erſten Imperatoren, vom Julius Cäſar an. Es ſind alſo in dieſem Werke Julius Cäſar, Octavianus Auguſtus, Tiberius, Cajus Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Veſpaſianus, Titus und Domitianus geſchildert, und zwar nicht bloß als Kaiſer, ſondern auch als Menſchen. So wenig dieſe Gemählde von Seiten der Kunſt ſich auszeichnen, ſo wichtig ſind ſie als Materialienſammlungen. Sie enthalten eine große Menge der intereſſanteſten und lehrreichſten Notizen aus der Geſchichte dieſer Kaiſer, und geben ſehr oft, wenn alle andre Schriftſteller uns verlaſſen, die wichtigſten Aufſchlüſſe. Dabei tritt der günſtige Umſtand ein, daß dieſe Erzählungen größtentheils das deutliche Gepräge der Wahrheit an der Stirn tragen, indem ſie nicht nur mit den bewährteſten Hiſtorikern der damaligen Zeit, die wir beſitzen, übereinſtimmen, ſondern auch durch ihre innere Wahrſcheinlichkeit und ihren Zuſammenhang mit dem bekannten Charakter des Geſchilderten als glaubwürdig erſcheinen. Wir ſind dem Suetonius für dieſe Lebensgemählde ſehr viel Dank ſchuldig; denn durch kein andres Werk des Alterthums werden wir ſo genau mit den merkwürdigen Perſonen, die im erſten Jahrhundert vor und nach Chr. Geb. das römiſche Volk beherrſchten, bekannt, als durch dieſe Biographien. Alles, was ihr Geſchlecht, ihre Ältern, ihre Geburt und Jugendbildung, ihr öffentliches und häusliches Leben, ihren Charakter, ihre Sitten und Gewohnheiten, ja ſelbſt ihr Äußeres betrifft, iſt mit befriedigender Ausführlichkeit in einfach klarer und ungekünſtelter Schreibart dargeſtellt, und ſie gewähren daher nicht nur eine ſehr belehrende, ſondern auch anziehende Unterhaltung. Er ſteht zwiſchen der oft ermüdenden Weitſchweifigkeit und philoſophiſchen Leere des Plutarch und der trocknen Kürze des Aurelius Victor in der Mitte, und iſt für uns wirklich ein goldener Schriftſteller. Die beiden andern Werke, welche ſeinen Namen tragen, nämlich das Buch von berühmten Rednern, und die Auszüge aus der Schrift von den Dichtern, ſind theils nicht vollſtändig, theils unbedeutend. Die beſten Ausgaben des Suetonius ſind die von Burmann (Amstel. 1736, Vol. II. 4.) von Oudendorp (Leiden 1751, Voll. II, 8.), von Wolf (Leipzig 1802, 4 Thle. 8.), von Baumgarten-Cruſius (Leipzig 1815, bis jetzt 2 Theile, 8.). Sehr brauchbar iſt auch die Bearbeitung für Schulen von Breini (Zürich 1808, 8.), welche viele ſacherklärende Bemerkungen enthält. In das Deutſche ſind die zwölf Lebensbeſchreibungen von Oſtertag überſetzt worden (Frankfurt a. M. 1788—1789, 2 Bde. 8.). Doch verdiente der wackere Suetonius wohl eine ſorgfältigere und ausgearbeitetere Überſetzung. Kl.

Sueur (Euſtache le), ein berühmter franzöſiſcher Mahler, geboren 1617 zu Paris, geſtorben daſelbſt 1655, ſtudierte unter Simon Vouet, den er bald durch die Vortrefflichkeit ſeiner Talente übertraf. Dieſer gelehrte Künſtler verließ ſein Vaterland

nie, und doch zeugen ſeine Werke von einem feinen, nach den größten italieniſchen Meiſtern und den Antiken gebildeten Geſchmack in Hinſicht auf die Zeichnung. Durch Mühe und Nachdenken gelangte er, von ſeinem vorzüglichen Genie unterſtützt, zu einer hohen Stufe als Künſtler, und er würde in dieſer Hinſicht vollkommen geworden ſeyn, wenn er den Pinſel der venetianiſchen Schule, und ſeine Farbengebung mehr Kraft und Wahrheit gehabt hätte. In ſeinen Darſtellungen herrſcht eine edle Einfachheit und das Prachtvolle, welches Raphaels Gemählde ſo ſehr auszeichnet. Seine Ideen ſind erhaben, ſein Ausdruck bewundernswürdig, und ſeine Stellungen gut contraſtirt. Er mahlte mit ungemeiner Leichtigkeit, und man bemerkt in ſeinen Pinſelſtrichen eine eigenthümliche Freiheit und Friſche. Seine Gewänder ſind beſonders mit großer Kunſt gezeichnet. Dabei beſaß le Sueur jene Einfachheit und Rechtlichkeit des Charakters, und jene wirkliche Frömmigkeit, welche den künſtleriſchen Talenten einen ſo hohen Werth geben. Seine vorzüglichſten Arbeiten ſind zu Paris. Das kleine Karthäuſerkloſter hatte er mit herrlichen Gemählden geſchmückt, die aber von neidiſchen Menſchen verſtümmelt wurden. Sie ſtellen in zweiundzwanzig Schilderungen, die jetzt im Saal des Senats ſind, das Leben des heiligen Bruno vor, woran unſer Künſtler drei Jahre lang arbeitete. Man bewundert darin beſonders den Schlummer des Heiligen, ſeine Weigerung, die Biſchofswürde anzunehmen, die Predigt des Canonicus Raymund, und den Tod des Bruno in den Einöden Calabriens. Auch wird ein anderes Gemählde von le Sueur ſehr geſchätzt, welches eben jenen Heiligen darſtellt, wie er für ſich und ſeine Gefährten die große Karthäuſerkirche bei Grenoble, und die Zellen, worin ſie der Welt gänzlich vergeſſen ſollen, bauen läßt. Die Anordnung iſt edel und einfach, die Stellungen der Arbeiter ſind mit der äußerſten Richtigkeit gewählt; auch war es ein großes Verdienſt le Sueurs, nichts übertriebenes darzuſtellen. Sein Hauptwerk iſt das Gemählde des heiligen Paulus, wie er zu Epheſus predigt; es befindet ſich im Muſeum zu Paris, ſo wie auch die Meſſe des heiligen Martin u. a. Die Gemählde, womit er drei Säle im Hotel Lambert ſchmückte, ſind durch die Dichtung und die Feinheit der Ideen ſehr merkwürdig. Dieſe ſchöne aus neunzehn Stücken beſtehende Reihe von Gemählden iſt bekannt unter dem Namen des Cabinets der Muſen und des Salon der Liebe. Es war ſein letztes Werk. Er ſtarb 38 Jahr alt. Nach ſeinen Werken haben mehrere Kupferſtecher gearbeitet.

Sueur (le), ein berühmter Componiſt, war vormals kaiſerlicher Capellmeiſter zu Paris. Er wurde etwa 1760 zu Abbeville geboren, früh in der Tonkunſt und andern Wiſſenſchaften unterrichtet, und erhielt, obgleich er nicht Geiſtlicher war, ſchon ſehr jung die Capellmeiſterſtellen an mehreren Kirchen in Paris, und endlich an der Metropolitankirche daſelbſt. Hier machte er ſich bald durch mehrere Meſſen und Oratorien bekannt, den größten Ruhm erwarben ihm aber ſeine theatraliſch-muſikaliſchen Arbeiten, wozu ihm ſein Freund Sacchini die erſte Anleitung gab. Seine Opern: Paul et Virgine, Télémaque, la Caverne u. a. wurden mit dem größten Beifall aufgenommen, wegen der zweiten wurde er öffentlich in einer Sitzung des Lyceums (1796)

hervorgerufen, und ihm der Kranz der Erkenntlichkeit dargereicht. Nachher ward er zu einem der fünf Adminiſtratoren des Conſervatoriums, und 1804 an Paeſiello's Stelle zum Capellmeiſter des geweſenen Kaiſers Napoleon ernannt. Unter ſeinen neueſten Opern zeichnete ſich die unter dem Titel: Die Barden, vorzüglich aus.

Sueven nannte man vor der chriſtlichen Zeitrechnung eine Anzahl unter einander verbundner Völkerſchaften, die den größten Theil Deutſchlands bewohnten; die Hermunduren, Semnonen, Longobarden, Angeln, Vandalen, Burgunder, Rugier und Heruler waren die bedeutendſten derſelben, oder doch die, welche uns am meiſten bekannt geworden ſind. Sie wohnten anfangs zwiſchen der Weichſel und Oder, breiteten ſich über die Elbe aus, und zu Cäſars Zeit ſelbſt bis an den Neckar und Rhein. Ihren Namen ſollen ſie, wie Tacitus ſagt, von dem langen Haare, welches ſie, als Nationalkennzeichen, in einen Zopf oder Schweif gebunden trugen, erhalten haben. Sie ſcheinen einige beſondre Religionsceremonien gehabt zu haben; übrigens waren ihre Sitten und Verfaſſung denen der andern deutſchen Völker ähnlich. Bei der großen Völkerwanderung gingen Sueven mit Alanen und Vandalen vereint nach Gallien, drangen im Jahr 409 über die Pyrenäen in Spanien ein, und theilten mit den Vandalen die Provinzen Gallicien und Altcaſtilien. Nachdem die Vandalen nach Afrika übergegangen waren, breiteten ſich die Sueven weiter aus, ſelbſt bis in das heutige Portugal. Ihre Eroberungsſucht verwickelte ſie in Kriege mit den Römern und Weſtgothen; ſie wurden von den letztern im J. 586 völlig überwunden, und von der Zeit an verſchwand ihr Reich und ſelbſt ihr Name ganz aus der ſpaniſchen Geſchichte. Die in Deutſchland zurückgebliebnen Sueven erſchienen im 5ten Jahrhundert unter dem Namen Schwaben, mit den Allemanniern verbunden, zwiſchen dem Oberrhein und dem Main, um den Neckar, die Donau und den Lech. Sie ſind die Stammväter der heutigen Schwaben. Vom 8ten Jahrhundert an ſtanden ſie unter der Oberherrſchaft der fränkiſchen Könige, und wurden durch Herzoge regiert. Das Land, das ſie beſaßen, war in verſchiedne Gaue (pagi) eingetheilt, deren Benennungen zum Theil noch jetzt übrig ſind, erſtreckte ſich aber weiter, als der ehemalige ſchwäbiſche Kreis.

Suez, eine kleine und ſchlechtgebaute aber berühmte Stadt in Ägypten, an einem Meerbuſen, welcher der nördlichſte des rothen Meeres iſt. Von dieſer Stadt aus treiben die Türken einigen Handel nach Mecca und nach dem ſüdlichern Mocha, um Caffee zu holen. Die Spitze des Meerbuſens, an welchem ſie liegt, iſt aber ſo ſeicht, daß man beim niedrigen Stande des Waſſers ohne Gefahr durchwaten kann. Sie liegt in einer ſandigen und wüſten Gegend, hat ſehr ſchlechtes Waſſer, und iſt auf alte Weiſe befeſtigt. Von ihr hat die Landenge zwiſchen dem mittelländiſchen und rothen Meere, welche Aſien mit Afrika verbindet, den Namen.

Suffragan heißt jedes zu Sitz und Stimme (ſuffragium) berechtigte Mitglied eines Collegiums von Klerikern, ſey es eine Synode von Biſchöfen unter einem Erzbiſchof, oder von Pfarrern unter einem Biſchof, oder ein Ordenscapitel unter einem Provincial, oder ein Convent unter einem Abt; vorzugsweiſe jedoch

wird der einem Erzbiſchofe untergeordnete Biſchof deſſen Suffragan genannt. E.

Suffragium die Stimme, welche Jemand bei irgend einer vorzunehmenden Handlung zu geben das Recht hat, hieß beſonders zu Rom ein Vorrecht, das jedem römiſchen Bürger in den Comitien bei Einführung oder Abſchaffung eines Geſetzes, bei Beſetzung eines Amtes, oder ſonſt in ähnlichen Angelegenheiten zuſtand. Die Bürger verſammelten ſich bei einem ſolchen Falle auf dem Marsfelde, und Jeder ging zu ſeiner Centurie, welche nun nach der Reihe ſich in den dazu beſtimmten Platz, Ovile genannt, verfügte. Gleich bei dem Eingange dazu befanden ſich kleine Brücken, auf welchen gewiſſe Leute (diribitores) ihnen Täfelchen zum Stimmen austheilten, und zwar, wenn ein Geſetz eingeführt werden ſollte, zwei Täfelchen, eines mit den Buchſtaben U. R. (Uti rogas, dem Antrage gemäß), das andre mit dem Buchſtaben A (antiquo, ich laſſe es beim Alten); oder, wenn es ein zu beſetzendes Amt betraf, ſo viel Täfelchen, als Wahlcandidaten dazu vorhanden waren, um den Namen desjenigen, den man dazu haben wollte, darauf zu ſchreiben. So wurden nun die Stimmen geſammelt, und nach deren Mehrheit der Beſchluß gemacht, der denn auch volle Kraft und Wirkung hatte. Von dem Contractu ſuffragii ſiehe Verträge.

Suhl iſt eine der anſehnlichſten Städte der gefürſteten Grafſchaft Henneberg in Franken, und liegt in den Gebirgen des ſüdweſtlichen Abhangs des thüringer Waldes an dem Flüßchen Lauter. Es verdankt ſeine Entſtehung wahrſcheinlich den Serben, die ſich hier wegen der Salzquellen mögen niedergelaſſen haben; ſpäter mag des Orts Flor aus den Bergwerken hervorgegangen ſeyn, die im 14ten Jahrhundert entdeckt wurden. Graf Wilhelm VII. von Henneberg ertheilte ihm 1517 einige ſtädtiſche Vorrechte, und 1527 völlige Stadtgerechtſame. Sie zählt mit 13 Häuſern des Linſenhofs 1004 Häuſer und 6100 Einwohner. Sie hat die Rechte einer Bergſtadt, und als ſolche ein Bergamt, dem ein Bergmeiſter und ein Geſchworner vorſtehen. Außerdem iſt hier ein Juſtizamt, eine Superintendentur, ein Rentamt und eine Eiſenhütten- und Fabrikinſpection. Hauptnahrungszweige der Einwohner ſind die Eiſen- und Gewehrfabrikation und die Barchentmanufactur. Zur Fertigung des Eiſens liefern die hieſigen Gruben, die aus dem Stahlberge bei Schmalkalden und die aus der Gegend von Großkansdorf trefflichen Eiſenſtein. Die Gewehrfabrik iſt alt, und erhielt 1563 vom Grafen Ernſt Georg von Henneberg die erſte Innung. Es ſind jetzt hier fünf Rohrhämmer, ſechs Rohrſchmieden, und zweiundzwanzig Bohr- und Schleifmühlen. Die Vorzüge der hieſigen Gewehre ſind bekannt. Außer ihnen fertigt man noch eine Menge Eiſenwaaren, die zum Theil unter dem Titel ſchmalkalder Waare verkauft werden, z. B. Pulverproben, Lademaße, Jagdhämmer, Flintenkrätzer, Kugelzieher, Fuchseiſen und Marderfallen, Zuckerſchneider, Zuckerhämmer, Federhaken, Caffee- und Gewürzmühlen, Feuerzeuge von verſchiedener Art, Wagen, Schlöſſer, Leuchter, Schnallen, Bügeleiſen, Degen- und Hirſchfängergefäße, Petſchafte, chirurgiſche Inſtrumente u. ſ. w. Das Eiſen wird hier mittelſt Blauöfen ausgeſchmolzen, und im Friſchfeuer verfriſcht. Von dem hieſigen Stahl werden jährlich über 7000 Centner verarbeitet. Die

Gewehre werden im Beſchießhauſe von zwei verpflichteten Perſonen erſt mit zwei Schüſſen probirt. Die Barchentweberei ward im 17ten Jahrhundert hieher gebracht. 1806 zählte man 380 Webermeiſter und 320 Geſellen, welche mit den hieher arbeitenden Dorfmeiſtern 64,000 Stück Barchente lieferten. Mehrere Kaufleute treiben damit anſehnlichen Handel. Die Stadt liegt in einer wildromantiſchen Gegend.

Suhm (Peter Friedrich von), däniſcher Kammerherr und Hiſtoriograph zu Copenhagen, geboren 1728, ein als Philoſoph, als Dichter und Geſchichtſchreiber ſehr verdienſtvoller Gelehrter, erhielt von ſeinem Vater, dem däniſchen Admiral Ulrich Friedrich Suhm, eine ſehr gute Erziehung, beſchäftigte ſich vornehmlich mit römiſcher und griechiſcher Philologie, und bildete ſich beſonders auf der Univerſität zu Copenhagen zum Geſchäftsmann aus. Da er aber an gerichtlichen Beſchäftigungen keinen Gefallen fand, ſo folgte er ſeiner Neigung zur Gelehrſamkeit, ging 1751 nach Norwegen, und wohnte bis 1765 in Drontheim. Darauf ging er nach Copenhagen zurück, und lebte hier unter den nützlichſten literariſchen Beſchäftigungen im Genuß des ausgebreitetſten Ruhms bis an ſeinen Tod den 7ten September 1798. Suhm war in mancher Hinſicht die Zierde ſeines Zeitalters und ſeines Vaterlandes. Sowohl für das leſende, als das gelehrte Publicum lieferte er höchſt ſchätzbare Werke. Er beſaß ein großes Vermögen, welches er auf die uneigennützigſte Weiſe zur Unterſtützung gelehrter Perſonen und Anſtalten verwendete, und verband hiemit die liebenswürdigſten menſchlichen Tugenden. Als Kritiker und Philoſoph durch ſeine moraliſchen und gemeinnützigen Abhandlungen, als Dichter durch ſeine nordiſchen Idyllen und Erzählungen, als claſſiſcher Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes hat er ſich in dem glänzendſten Lichte gezeigt, und ſich einen unvergänglichen Ruhm erworben. Seine Bibliothek, welche mehr als 100,000 Bände betrug, vermehrte er mit großem Koſtenaufwande, da er jährlich für 5000 Thlr. Bücher ankaufte, und allein auf die Vergrößerung der Bibliothekzimmer 20,000 Thlr. verwendete. Er hielt Bibliothekare, öffnete jedem täglich ſeine Bibliothek, und gab große Summen für Copiſten und Handſchriften, und zur Unterſtützung armer Studenten aus. Durch die große Feuersbrunſt in Copenhagen von 1795 verlor er zwei Werke, die er auf ſeine Koſten drucken ließ, nämlich den 8ten Theil ſeiner Scriptorum rerum Daniae medii aevi, und den 7ten Band ſeiner däniſchen Hiſtorie. Seine eigene Bibliothek überließ er 1796 für eine Leibrente von 3000 Thlrn. der königlichen Bibliothek. Mehrere ſeiner Werke ſind ins Deutſche überſetzt. Zu den wichtigſten derſelben gehören ſeine „kritiſche Geſchichte von Dänemark zu den Zeiten der Heiden," ſeine „Geſchichte der nordiſchen Völkerwanderung," ſein Werk „über den Urſprung der Völker im Allgemeinen," und „über den Urſprung der nordiſchen Völker" u. ſ. w. Dieſe Schriften ſind als ein Magazin der nordiſchen Geſchichte zu betrachten.

Suhm (Ulrich Friedrich von), churſächſiſcher geheimer Rath, geboren zu Dresden den 29ſten April 1691, bekannt als Staatsmann und vertrauter Freund Friedrichs des Großen. Sein Vater war Burghard von Suhm, gleichfalls ſächſiſcher Geheimerath und Geſandter in Frankreich. Der Sohn ſtudierte in Genf, ward

nachher von ſeinem Vater in Paris zu Staatsgeſchäften gebildet, und kam 1720 als churſächſiſcher Geſandter an den berliner Hof, wo er mit vielem Beifall bis 1730 blieb, ſich die Freundſchaft des Kronprinzen (nachmaligen Königs Friedrich II.) in einem ſehr hohen Grade erwarb, und mit demſelben in der Entfernung einen philoſophiſchen Briefwechſel unterhielt, der nach des Königs Tode unter dem Titel: Correspondence familière et amicale de Frédéric II avec U. F. de Suhm, Berl. 2 Vol. 8. erſchien. Deutſch ebend. 2 Theile 8. Suhms Briefe, minder intereſſant, als die königlichen, verrathen einen Mann von Kenntniſſen und ſcharfem Verſtande. Suhm ging 1737 an den ruſſiſchen Hof, wollte 1740 in die Dienſte ſeines königlichen Freundes treten, ſtarb aber auf der Reiſe zu ihm im November des letztgedachten Jahrs.

Sulla (Lucius Cornelius), oder Sylla, römiſcher Dictator, aus der alten Familie der Scipionen, geboren zu Rom nach Erbauung der Stadt 607. Er genoß einer ſehr guten Erziehung, war aber ſehr ausſchweifend, und liebte vorzüglich Schauſpiele, Wein und Weiber. Durch ſeine Reichthümer glänzte er übrigens unter den römiſchen Rittern, und diente im Jahr 107 vor Chr. Geb. in Afrika unter Marius, der ihn gegen die Marſer ſchickte. Sulla beredete ſie, die Partei der Römer zu nehmen, nachdem er vorher die Toloſater geſchlagen, und ihren König Capillus gefangen genommen hatte. Marius ward wahrſcheinlich hierüber eiferſüchtig, denn Sulla trennte ſich von ihm, und diente im folgenden Jahre unter dem Conſul Catulus. Er ſchlug die Samniter zu zweimalen, und wurde dafür zum Prätor in Rom ernannt. Das erſte Jahr ſeiner Prätur verlebte er zu Rom, und erhielt darauf die Statthalterſchaft über die Provinz Aſien, wo er den von dem Volke mit Bewilligung der Römer gewählten König Ariobarzanes auf den Thron von Cappadocien ſetzte, und den Gordius, unter deſſen Leitung ein Sohn des Königs Mithridates Eupator dies Land beherrſchte, in Einer Schlacht völlig überwand. Darauf ſchloß er ein Bündniß mit dem Könige der Parther, und benahm ſich dabei mit ſo viel Würde, daß einer der Anweſenden ausrief: Wahrlich, dieſer Mann iſt Herr der Welt, oder er wird es werden! Nachher ſchlug er die Samniter, eroberte ihre Feſtung Bovianum, wo ſich ihre Nationalverſammlung befand, und machte diesmal ſeinen ruhmvollſten Feldzug; denn er geſtand ſelbſt, daß das Glück immer mehr Antheil an ſeinen Siegen gehabt habe, als ſeine Klugheit und ſeine Anführung. Er mochte ſich deßhalb auch gern den glücklichen Sulla (Sulla Felix) nennen hören. Im Jahre 88 vor Chr. Geb. wurde er Conſul, und im folgenden Jahre wurde ihm der Oberbefehl gegen den König Mithridates übertragen, der einen großen Theil Griechenlands unter ſeine Gewalt gebracht hatte. Er ſchlug deſſen Feldherrn Archelaus, daß von 120,000 Mann kaum 10,000 übrig blieben. Unterdeſſen hatten Cinna und Marius zu Rom Sulla's Haus niederreißen laſſen, ihn für einen Feind des Vaterlandes erklärt, und ſeine Güter eingezogen. Sulla, entſchloſſen, ſie dafür zu ſtrafen, übergab den Oberbefehl in Aſien dem Murena, und eilte mit 60,000 Mann nach Italien. Er landete zu Brundusium (jetzt Brindiſi), und in Campanien verbanden ſich viele Menſchen, die gleichfalls aus Rom verbannt waren, mit ihm. Sogar Cnejus Pompejus trat mit drei Legionen zu ihm

über, und ſo vermehrte ſich ſein Kriegsheer ungemein. Indeſſen waren ſeine Gegner ihm überlegen; aber Sulla nahm zur Liſt und zu Intriguen, nicht bloß zu den Waffen ſeine Zuflucht. Deßhalb ſagte der Conſul Carbo, der mit Marius ihm an der Spitze eines großen Heeres entgegenzog: „er habe in dem einzigen Sulla einen Löwen und einen Fuchs zu bekämpfen; er fürchte aber den Fuchs weit mehr als den Löwen.“ Wirklich wurden Carbo und Marius beide geſchlagen, und Sulla zog ohne Widerſtand in Rom ein. Er ließ hier die Güter der Entflohenen verkaufen, belagerte darauf Präneſte, welches Marius beſetzt hielt, nahm es ein, ließ es plündern, und wenig Römer von der Partei des Marius entgingen der Grauſamkeit des Siegers. Nun ging er nach Rom zurück, nahm feierlich den Beinamen: Felix (der Glückliche) an, und der Reſt ſeines Lebens war ein Gewebe von Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten. Sechs oder ſiebentauſend Kriegsgefangne ließ er in dem Circus zu Rom umbringen, obgleich er ihnen das Leben verſprochen hatte. Der Senat war in dem auf dem Circus befindlichen Tempel der Bellona verſammelt, und als die Senatoren über das Geſchrei einer ſo großen Zahl Sterbender erſchraken, ſagte Sulla ganz kaltblütig: Achtet nicht darauf, verſammelte Väter! Es iſt eine kleine Anzahl Rebellen, die auf meinen Befehl geſtraft werden. Von dieſem Tage an wurden Rom und alle Provinzen Italiens mit den gräßlichſten Mordſcenen erfüllt, wobei ſich Catilina vorzüglich durch ſeine Grauſamkeit auszeichnete. Nachdem er ſeinen eigenen Bruder umgebracht hatte, übernahm er auch die Beſtrafung des M. Marius Gratianus, dem er die Augen ausreißen, die Hände und Zunge abſchneiden, die Füße zerſchmettern ließ, und zuletzt ihm mit eigener Hand den Kopf abhieb. Zur Belohnung dafür übertrug ihm Sulla den Oberbefehl über die galliſchen Soldaten, die faſt immer mit dieſen Hinrichtungen beſchäftigt waren. Nachdem Sulla ſeine Rachgier und Grauſamkeit durch die Ermordung von vielen Tauſenden befriedigt hatte, ließ er ſich auf unbeſtimmte Zeit zum Dictator ernennen. Nun herrſchte er ganz unumſchränkt, und Roms Verfaſſung war in eine völlige Monarchie verwandelt worden. Er widerrief (673) alle Geſetze, und gab neue; traf auch andre Einrichtungen in Hinſicht des Conſulats; ſchaffte das Tribunat ab, ſetzte 300 Ritter zum Senate, und 1060 Sklaven der Geächteten zum Volke, gab ihnen das Bürgerrecht, und nannte ſie nach ſich Cornelier. Nach einigen Jahren erneuerte er den Frieden mit dem Mithridates, den ſein Legat Murena geſtört hatte, und legte zum Erſtaunen Aller 675 ſeine Dictatur nieder, wobei er ſich erbot, von allen ſeinen Handlungen Rechenſchaft abzulegen, obgleich er über 100,000 Menſchen, unter denen 90 Senatoren, 15 Conſularen und 2600 Ritter waren, hatte hinrichten laſſen. Darauf begab er ſich nach Puteoli auf ſein Landgut, wo er ſich den ſchändlichſten Ausſchweifungen ergab, und 676 nach Roms Erbauung an der Läuſeſucht ſtarb. Beinahe immer Herr ſeiner ſelbſt überließ er ſich den Wolluſten, wußte aber ſich ihnen eben ſo ſchnell zu entreißen, da er den Ruhm mehr noch als das Vergnügen liebte. Von Natur einſchmeichelnd und überredend, ſuchte er in ſeiner Jugend allen Menſchen zu gefallen. Er war beſcheiden, wenn er von ſich ſelbſt ſprach, und verſchwenderiſch mit Lobeserhebungen, und ſelbſt mit dem Gelde für Andere. Mit den gemeinen Soldaten war er ver-

traulich, nahm ihre Sitten an, trank mit ihnen, machte ſich über ſie luſtig, und duldete das Gleiche von ihnen. Außer der Tiſchzeit war er ernſthaft, thätig, wachſam, und konnte ſelbſt gegen die Theilnehmer ſeiner Ausſchweifungen ſich auf die unerforſchlichſte Weiſe verſtellen. Wahrſagern, Stern- und Traumdeutern ſtellte er großen Glauben zu. Nach Cicero war er vollendeter Meiſter in drei Laſtern: der Wolluſt, der Gierigkeit und Grauſamkeit. Als Krieger wurde er von Keinem übertroffen, und zugleich war er ein großer Staatsmann; ſchrecklich in ſeinen Drohungen, aber treu in ſeinen Verheißungen; eben ſo unerbittlich, als ohne Zorn und Mitleid. Er opferte alles, ſelbſt ſeine Freunde, dem Anſehen der Geſetze auf, die er gab und nicht befolgte, und er zwang ſeine Mitbürger, beſſer zu ſeyn als er ſelbſt. Kurz, Sulla war außerordentlich in ſeinen Laſtern und in ſeinen Tugenden. Man kann ihn nicht zu viel loben, noch ihn genug verabſcheuen. Sterbend befahl er, auf ſein Grabmal zu ſchreiben: „daß niemals Jemand ihm in dem Guten, was er ſeinen Freunden, und in dem Böſen, was er ſeinen Feinden erwieſen, geglichen habe." N. P.

Sully (Maximilian von Bethune, Baron von Rosni, Herzog von), Marſchall von Frankreich und erſter Miniſter des großen Königs Heinrich IV., einer der vortrefflichſten und würdigſten Männer, die jemals das Ruder eines Staats führten. Er wurde 1559 zu Rosni als Abkömmling einer ſehr alten und vornehmen Familie geboren, und in der reformirten Religion, welcher er während ſeines ganzen Lebens ſtandhaft treu blieb, erzogen. Als er elf Jahre alt war, ſtellte ſein Vater ihn der Königin von Navarra und deren Sohn, dem Kronprinzen Heinrich, vor, mit dem er fernerhin gleichen Unterricht genoß. Um ſeine Studien fortzuſetzen, folgte er 1572 dem Prinzen nach Paris, wo er ſich befand, als die gräßliche Bluthochzeit Statt fand. Der Vorſteher des Collegiums von Bourgogne hielt ihn drei Tage lang verborgen, und rettete ihn ſo vom Tode. Im Dienſte des jungen Königs von Navarra zeichnete er ſich bei mehreren kleinen Gefechten aus. Heinrich, welcher erfuhr, daß er ſich mit mehr Verwegenheit als Klugheit benahm, ſagte ihm: „Rosni, ich will nicht, daß Sie auf ſolche Art Ihr Leben wagen! Ich lobe Ihren Muth, aber ich wünſche, daß ſie ihn bei beſſern Gelegenheiten anwenden." Eine ſolche Gelegenheit zeigte ſich bald bei der Belagerung von Marmande, wo er ein Corps Büchſenſchützen befehligte. Er bewies hier die größte Tapferkeit. Als er auf dem Puncte war, von einer dreimal ſtärkern Anzahl überwältigt zu werden, flog der König von Navarra, bloß mit einem einfachen Küraß bedeckt, zu ſeiner Hülfe herbei, und verſchaffte ihm Zeit, ſich des Poſtens, den er angriff, zu bemächtigen. 1586 wurde Sully auf eine ehrenvolle Weiſe bei mehreren Belagerungen gebraucht, und das Jahr darauf machte er 40 Feinde theils nieder, theils gefangen. Bei der Schlacht von Courtras vollendete er durch richtige und geſchickte Anwendung des ſchweren Geſchützes den Sieg ſeines Königs, und in dem Gefechte von Foſſeuſe, welches ſehr mörderiſch war, zeichnete er ſich durch außerordentliche Tapferkeit gleichfalls aus. In der Schlacht von Ivri 1590 theilte er den Ruhm des Sieges mit ſeinem Herrn, und als Heinrich erfuhr, daß ihm zwei Pferde getödtet wären, und er zwei Wunden erhalten habe, umarmte er ihn auf das zärtlichſte, und verſicherte ihn in den rüh-

rendſten Ausdrücken vor allen Feldherren und Truppen, die umher ſtanden, ſeiner Achtung. 1591 nahm Rosni durch ein Einverſtändniß Gifors und galt von dieſer Zeit an für einen der geſchickteſten Generale ſowohl beim Angriffe als bei der Vertheidigung feſter Plätze. Die Einnahme von Dreux (1593), von Laon (1594), von Caen (1597) u. ſ. w. befeſtigten ſeinen kriegeriſchen Ruhm noch mehr. Eben ſo viel Fähigkeit zeigte er als Unterhändler, und wurde deßhalb 1583 nach Paris geſchickt, um die Abſichten des franzöſiſchen Hofes zu erforſchen. 1586 ſchloß er einen Vertrag für Heinrich mit den Schweizern ab, wodurch ſeinem Könige 20,000 Mann Hülfstruppen verſprochen wurden; und 1599 unterhandelte er zu Florenz wegen der Vermählung ſeines Herrn mit Marien von Medicis. Als die Königin Eliſabeth von England 1603 geſtorben war, wurde Rosni als außerordentlicher Geſandter von Heinrich IV. nach London geſchickt, und er gewann den König von England für Heinrichs Partei. So große Verdienſte blieben nicht unbelohnt, Rosni wurde 1594 zum Staatsſecretär, 1596 zum Mitgliede des Finanzconſeils, 1597 und 1598 zum Oberaufſeher der Finanzen, 1601 zum Großmeiſter der Artillerie, und 1602 zum Gouverneur der Baſtille ernannt, und ihm zugleich die oberſte Leitung der Befeſtigungen übertragen. Er ſuchte den Räuberbanden, welche während der bürgerlichen Kriege ſich über Frankreich verbreitet hatten, auf das kräftigſte zu ſteuern, und brachte als Finanzminiſter eine ſo gute Ordnung in dieſen Verwaltungszweig, daß er bei 35 Millionen Einkünften in zehn Jahren eine Staatsſchuld von 200 Millionen tilgte, und noch 30 Millionen zurücklegte. Er war unermüdet arbeitſam. Um vier Uhr des Morgens ſtand er täglich auf; die beiden erſten Stunden wurden zur Durchleſung und Beantwortung der eingegangenen Staatsſchriften, die auf ſeinem Arbeitstiſche lagen, verwandt; nachher begab er ſich ins Conſeil und zu dem Könige, und Nachmittags gab er regelmäßig eine Audienz, zu der ein Jeder Zutritt hatte; die Geiſtlichen von beiden Kirchen wurden zuerſt gehört, Landleute und andere geringe Perſonen folgten ſodann, und die Vornehmen und Reichen kamen zuletzt. Erſt Abends, wenn ſeine Geſchäfte beendigt waren, genoß er in einem kleinen Cirkel das Vergnügen der Geſellſchaft. Heinrich kam einmal nach dem Arſenal, wo Rosni wohnte, und fragte: wo der Miniſter ſey? Es hieß, er ſchreibe in ſeinem Cabinet. Der König wandte ſich lachend zu ſeinen Hofleuten mit den Worten: „Dachten Sie nicht, daß er auf der Jagd oder bei den Damen wäre?" Auch ſeine Tafel war ſehr einfach beſetzt. „Wenn meine Gäſte vernünftig ſind," pflegte er zu ſagen, „ſo werden ſie damit fürlieb nehmen, und wenn ſie es nicht ſind, ſo kann ich ihre Geſellſchaft entbehren." Die Hofleute waren übrigens nicht mit ihm zufrieden, ſie nannten ihn gewöhnlich das „Negativ" (die Verneinung), und verſicherten, daß das Wort „Ja" nie über ſeine Lippen käme. Heinrich ſchätzte ihn dagegen deſto mehr. Eifrig widerſetzte ſich Rosni allen Bedrückungen, welche die Großen ſich gegen das Volk zu Schulden kommen ließen. Einmal verwandte ſich das Fräulein von Entragues, nachherige Marquiſe von Verneuil, Maitreſſe Heinrichs IV., wegen einer Auflage, womit man zum Beſten des Grafen von Soiſſons die Nation belegt zu ſehen wünſchte, bei Sully. Er verbarg ihr nicht, daß das Volk durch die fortwährenden Verſuche der Umgebungen des Königs, es zu bedrücken, empört werden müſſe. „Wahrlich," erwiederte ſie, „der

König würde gut ſeyn, wenn er nicht ſo viele Leute von Stande unbefriedigt ließe, bloß um Ihren Anſichten zu folgen. Und wem ſoll der König Gutes thun, wenn er es nicht ſeinen Verwandten, ſeinen Hofleuten und ſeinen Maitreſſen erzeigen ſoll?" „Madame, Sie hätten Recht," erwiederte Rosni, „wenn der König das Geld aus ſeinem Beutel nähme, aber es ſcheint, daß er es von den Kaufleuten, den Landbauern und den Hirten nehmen will. Dieſe Leute, welche ihm ſeinen Lebensunterhalt geben, und wir alle haben an Einem Herrn genug, und bedürfen nicht ſo vieler Hofleute, Prinzen und Maitreſſen." Die Urſachen des Verfalls und der Schwäche der Monarchien, ſagt Sully in ſeinen Mémoires, ſind die übertriebenen Steuern, vorzüglich der Alleinhandel mit dem Getraide, die Vernachläſſigung der Handlung, der Gewerbe, des Landbaues, der Künſte und Handwerke, die große Zahl von Bedienungen, und die Koſten dieſer Ämter, die außerordentliche Gewalt derer, welche ſie bekleiden, die Koſten, die Langſamkeit und Unbilligkeit der Rechtspflege, der Müßiggang und die Verſchwendung, und was dahin gehört, die Ausſchweifungen und das Sittenverderbniß, die Verwirrungen in den Verhältniſſen, Veränderungen in den Münzen, die unklugen und ungerechten Kriege, die Despotie der Regenten, ihre blinde Anhänglichkeit an gewiſſe Perſonen, ihre Vorurtheile zu Gunſten gewiſſer Stände und Gewerbe; die Gierigkeit der Miniſter und Günſtlinge, die Verachtung und Zurückſetzung der Gelehrten, die Duldung ſchlechter Gewohnheiten, und die Übertretung guter Geſetze, die hartnäckige Anhänglichkeit an gleichgültige oder ſchädliche Gebräuche, die Menge verwirrender Verordnungen und unnützer Vorſchriften. Der Ackerbau, den er eifrig beſchützte, ſchien ihm dieſe Aufmunterung mehr als die Künſte des Luxus zu verdienen. Die letzteren mußten nach ſeiner Anſicht nur die geringere Anzahl des Volkes beſchäftigen. Er fürchtete, daß der Reiz des mit dieſen Gewerben verbundenen Gewinnſtes die Städte zu ſehr auf Koſten des Landes bevölkern, und allmählig die Nation entnerven möchte. „Dieſe ſitzende Lebensart," ſagte er von den Zeugmanufacturen, „kann keine guten Soldaten machen. Frankreich iſt nicht zu ſolchen Tändeleien geeignet." Deßhalb wollte er auch durchaus alle Auflagen auf Luxuswaaren legen. Der König war nicht immer mit ihm gleicher Meinung, aber er erkannte doch ſeine Verdienſte völlig an. Als Rosni von ſeiner Geſandtſchaft in England zurückkam, ernannte ihn Heinrich IV. zum Gouverneur von Poitou und zum Oberaufſeher (Grandmaître) aller Häfen und Landungsplätze von Frankreich, und erhob 1606 das Gut Sully an der Loire für ihn zum Herzogthum und zur Pairie. Dieſe Gunſtbezeigungen erkaufte der Miniſter aber nicht durch Schmeicheleien. Heinrich hatte die Schwäche gehabt, der Marquiſe von Verneuil die Ehe zu verſprechen, und Sully, dem der König die Acte zeigte, war ſo dreiſt, ſie zu zerreißen. „Sind Sie ein Narr?" fragte Heinrich zornig. „Ja, Sire, ich bin ein Narr, und ich wollte, daß ich der einzige in Frankreich wäre!" Obgleich Heinrich IV. um ſich mit ſeinen catholiſchen Unterthanen auszugleichen und deren Liebe zu gewinnen, zu ihrer Kirche übertrat, und obgleich, wie man glaubt, Sully dem Könige ſelbſt dazu rieth; ſo blieb er für ſeine Perſon doch der proteſtantiſchen Lehre treu. Der Papſt ſchrieb einmal an Sully einen ſehr ſchmeichelhaften Brief, und ſuchte ihn zum Übertritt zu bewegen. Der Herzog antwortete ſehr artig,

und verſicherte: „er würde nie aufhören, für die Bekehrung Sr. Heiligkeit zu beten.“ Das Unglück, welches Heinrichs Tod in Hinſicht auf Frankreich zur Folge hatte, war die Entlaſſung Sully's. Er mußte ſich mit einem Geſchenk von 100,000 Rthlrn. vom Hofe entfernen. Einige Jahre nachher berief Ludwig XIII. ihn zu ſich, um ihn um Rath zu fragen. Er erſchien in Kleidern und mit Sitten, die nicht mehr Mode waren, und die Stutzer des Hofes wollten den großen Mann damit aufziehen. Sully wandte ſich an den König: „Sire,“ ſagte er, „wenn Ihr Vater mir die Ehre erzeigte, mich um Rath zu fragen, ſo ſprachen wir nicht eher von Geſchäften, als bis die Poſſenreißer und Hofnarren ins Vorzimmer geſchickt waren.“ 1634 gab man ihm den Marſchallsſtab von Frankreich, wogegen er ſeine Würde als Großmeiſter der Artillerie niederlegte. Er ſtarb den 21ſten December 1641 auf ſeinem Gute Villebon; Sully hat unter dem Titel: „Mémoires des sages et royales oeconomies d'état domestiques, politiques et militaires de Henri le Grand,“ ein ſehr leſenswerthes Werk hinterlaſſen, welches 1636 zu Sully unter der Aufſicht des Verfaſſers gedruckt wurde. Dieſe Ausgabe iſt nicht die vollſtändigſte, aber die geſuchteſte, weil ſie nicht, wie die andern, z. B. die von Amſterdam 1723 in 12 Vol. und von 1745 in 3 Quart- und 8 Duodezbänden Veränderungen von fremden Händen erlitten hat. Jene Originalmemoiren von Sully ſind überaus intereſſant, und enthalten eine Menge von Thatſachen und geheimen Anekdoten, die man in andern Werken derſelben Zeit vergebens ſuchen würde. Sie bieten ein Gemählde der Regierungen Carls IX., Heinrichs III. und Heinrichs IV. dar, welches von einem geiſtvollen Manne zum Unterrichte von Staatsleuten und Kriegern entworfen iſt. Sully erſcheint darin beſtändig an Heinrichs Seite. Die Liebeshändel dieſes Fürſten, die Eiferſucht ſeiner Gemahlin, ſeine häuslichen Verlegenheiten, die öffentlichen Angelegenheiten, alles iſt darin auf die anziehendſte Weiſe geſchildert. Sully erzählt ſelbſt, wie Heinrich ihn gegen ſeine Hofleute dargeſtellt habe. „Manche, und zuweilen ich ſelbſt,“ ſagte der König, „beklagen ſich über Rosni, daß er eine rohe, unruhige und widerſprecheriſche Gemüthsart habe. Man beſchuldigt ihn, daß er einen unternehmenden Geiſt habe, allein von ſeinen Meinungen und Thaten eingenommen ſey, und die Handlungen und Anſichten Anderer verkleinere. Obgleich ich manche ſeiner Fehler zugeſtehe, ſo kann ich doch nicht umhin, ihn zu lieben und hochzuachten, weil er mich wahrhaft liebt, und mit Eifer meinen und meines Reiches Ruhm wünſcht. Ich finde Niemand, der mich in meinen vielfachen Bekümmerniſſen ſo kräftig tröſten könnte, als er.

Sultan, ein arabiſches Wort, heißt nach ſeiner Abſtammung ſo viel als ein Mächtiger. Im eigentlichſten Verſtande wird der türkiſche Kaiſer Sultan (auch Großſultan) genannt, obgleich der Titel Padiſchah für höher gehalten wird. Auch die Herren von der Familie des crimmiſchen Tartarchans heißen Sultane. Der Paſcha von Ägypten wird gleichfalls von den Einwohnern dieſes Landes, nicht aber am Hofe zu Conſtantinopel mit der Benennung Sultan beehrt. Im gemeinen Leben kann dies Wort mit einem Fürworte einer jeden Perſon aus Höflichkeit beigelegt werden, z. B. Sultanum, mein Herr. So wie die türkiſchen Sultane auch Großſultane heißen, ſo werden ihre Gemahlinnen von den Europäern gleichfalls Sultaninnen genannt. Die Türken nennen ſie aber nur: die erſte, die zweite, oder dritte Frau u. ſ. w.

Die erſte iſt diejenige, welche dem Kaiſer den erſten Prinzen geboren hat. Dieſe erſte Frau wird auch von den Europäern Sultanin Favorite genannt. Sie behält vor den übrigen Damen des Serails den erſten Rang, wofern nicht ihr Sohn vor dem regierenden Sultan verſtirbt, und dieſem von einer andern Dame früher als von ihr ein Sohn wiedergeboren wird. Der Titel Sultanin kommt eigentlich nur einer wirklichen, dafür erklärten Gemahlin oder Kaiſerin zu; allein ſolche gibt es nicht mehr, indem zur Erſparung einer eigenen Hofhaltung, welche eine wirkliche Sultanin haben müßte, die Vermählung unterbleibt. Die Frauen des Sultans, welche als Sclavinnen in das Serail gekauft, oder von Paſchen geſchenkt worden ſind, leben daſelbſt unter der Aufſicht der Verſchnittenen. Zu Conſtantinopel heißen nur die Töchter der Kaiſer Sultaninnen, und behalten dieſen Namen auch, wenn ſie an Offiziere und Bediente des Kaiſers verheirathet werden. Die Töchter aus einer ſolchen Ehe heißen Kanûm Sultaninnen, d. i. Frauen vom Geblüt. Iſt die Mutter des regierenden Kaiſers bei ſeinem Antritte noch am Leben, ſo heißt ſie Walidet-Sultanin oder Sultanin Valide. Sie genießt dann eines vorzüglichen Anſehens. Ihr Sohn darf ohne ihre Zuſtimmung keine neue Gemahlin oder Beiſchläferin wählen, und auch auf die Staatsregierung hat ſie einen wichtigen Einfluß. — Sultane oder Sultana heißt eine Art türkiſcher Kriegsſchiffe von ungefähr 66 Kanonen, 800 Seeſoldaten und 50 griechiſchen Matroſen. — Sultanin, eine Goldmünze, die zu Cairo geprägt wird, und ungefähr 2 Rthlr. oder 3 Conventionsgulden werth iſt. Die zu Tunis geprägten Sultaninnen ſind ſchwerer, von feinerm Golde und um ein Drittheil mehr werth.

Sulzer (Johann Georg), einer der berühmteſten Philoſophen und Äſthetiker des achtzehnten Jahrhunderts, ward 1720 zu Winterthur im Canton Zürich geboren. Im Jahre 1734 verlor er an einem Tage ſeine beiden Ältern, und da er das jüngſte von 25 Kindern war, ſo reichte ſein Erbtheil kaum zu ſeiner Erziehung hin. Zum Geiſtlichen beſtimmt, wurde er 1736 nach Zürich auf das Gymnaſium geſchickt, und Wolfs Metaphyſik war hier das erſte Buch, das er mit Aufmerkſamkeit las. Johann Geßner machte ihn mit der claſſiſchen Literatur bekannt, und Breitinger und Bodmer ſuchten ſeinen Geſchmack in den ſchönen Künſten auszubilden. Seine Neigung theilte ſich nunmehr zwiſchen dem Studium der hebräiſchen Sprache, der wolfiſchen Philoſophie und dem linneiſchen Syſtem. 1739 erhielt er von der Synode zu Zürich die Erlaubniß zu predigen, und wurde im folgenden Jahre Hauslehrer bei einer der erſten Familien der Stadt. Nachher ward er Gehülfe des Predigers zu Maſchwanden, wo er von den Schönheiten der Natur ſo hingeriſſen wurde, daß er 1741 ſeine „moraliſchen Betrachtungen über die Werke der Natur" ſchrieb, welche von Sack in Berlin herausgegeben, und nachmals von Formey unter dem Titel: „Essay sur la Physique appliquée à la Morale" ins Franzöſiſche überſetzt wurden. 1742 unternahm er eine Reiſe in die Alpengegenden, von welcher eine Beſchreibung gleichfalls herauskam. Im Jahr darauf ward er Hauslehrer bei einem reichen Kaufmanne Namens Bachmann, in Magdeburg, und wurde hier mit Sack bekannt, welcher ihn 1744 veranlaßte nach Berlin zu gehen, wo er ſich Eulers und Maupertuis Freundſchaft erwarb. Bei ſeinem Aufenthalte in Magdeburg gab er noch eine Überſetzung von Scheuchzers „Itinera

Alpina" und einen Verſuch über die Erziehung und den Unterricht der Jugend heraus. Auf Sacks und Eulers Empfehlung wurde er 1747 als Profeſſor der Mathematik bei dem joachimsthalſchen Gymnaſium in Berlin angeſtellt. 1450 reiſ'te er mit königlicher Erlaubniß nach der Schweiz, und verheirathete ſich unterweges mit einem jungen Mädchen, welches er ſchon in Magdeburg hatte kennen gelernt. Er begleitete Klopſtock nach Zürich, und bei ſeiner Rückkehr nach Berlin wurde er als Mitglied der philoſophiſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen, und ſchrieb in dieſer Eigenſchaft mehrere Abhandlungen in franzöſiſcher Sprache, die auch ins Deutſche überſetzt ſind. 1760 verlor er ſeine Gattin, ein Mißgeſchick, welches ihn ſehr tief betrübte, und weßhalb er eine zweite Reiſe nach ſeinem Vaterlande unternahm. Bei ſeiner Rückkehr nach Berlin 1763 legte er ſeine Profeſſur am joachimsthalſchen Gymnaſium nieder, und wollte ſich mit ſeinen beiden Töchtern nach der Schweiz begeben, um in philoſophiſcher Ruhe ſeinen Tod zu erwarten. Der König ſtellte ihn aber als Profeſſor bei der neuerrichteten Ritterakademie an, gab ihm eine Penſion, und ſchenkte ihm ein Stück Land an dem Ufer der Spree nicht weit von der Stadt, um ſich dort ein Haus bauen, und einen Garten, wovon er ein großer Liebhaber war, anlegen zu können. 1765 wurde Sulzer zum Mitgliede der Commiſſion ernannt, welche den Zuſtand der Akademie unterſuchen, und eine beſſere Ordnung einführen ſollte. Ein ähnliches Geſchäft ward ihm hinſichtlich des joachimsthalſchen Gymnaſiums übertragen. Einige Jahre darauf mußte er in Verbindung mit Spalding und Sack die Schule zu Kloſterbergen und die Schulen und Gymnaſien zu Stettin und Stargard auf einen beſſern Fuß bringen; ein Geſchäft, welches er mit der größten und eifrigſten Thätigkeit ausführte. 1771 lud der Herzog von Curland ihn nach Mietau ein, um ein Gymnaſium daſelbſt einzurichten. Wegen ſeiner Kränklichkeit mußte Sulzer es ablehnen: allein er entwarf doch den Plan zu dieſer Einrichtung, und bemühte ſich, geſchickte Profeſſoren dafür zu ſchaffen. Im Herbſte 1773 nahm ſeine Krankheit ſo ſehr zu, daß er ſeinem Lehramte an der Militärakademie nicht mehr vorſtehen konnte. Obgleich ſein Zuſtand ſich immer mehr verſchlimmerte, ſo blieb Sulzer doch in literariſcher Hinſicht thätig. Auf Hallers Rath unternahm er 1775 eine Reiſe durch die Schweiz und Frankreich nach Italien, von welcher er eine ſehr intereſſante Beſchreibung herausgab. Während dieſer Reiſe wurde er von ſeinem Monarchen zum Director der philoſophiſchen Claſſe der Akademie ernannt. Italiens milder Himmel ſchien vortheilhaft auf ſeine Geſundheit zu wirken, allein im Herbſt 1776 vermehrte ſein Übel ſich. 1777 hatte er nach ſeiner Rückkehr eine Unterredung mit dem Könige, der ihn zu ſich beſchied, und Sulzer ſagte, er müſſe Voltaire's Urtheil, daß Friedrich in der Unterhaltung der lebhafteſte und einnehmendſte Mann ſey, beſtätigen. Den Tag vor ſeinem Tode war er überaus heiter, und unterhielt ſich mit ſeinen Freunden über philoſophiſche Gegenſtände mit der größten Geiſteskraft. Dieſe merkwürdige Unterredung hat uns Niemeyer in ſeinem „Philotas" aufbewahrt. Einer der Beſuchenden ſagte ihm beim Weggehen, „er hoffte, ihn wieder zu ſehen." „Ja," verſetzte Sulzer, „ohne dieſe Hoffnung würde das Leben ein elender Traum ſeyn!" Den 25ſten Februar 1779 ſchlummerte er ſanft ein. — Sulzers Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, 4 Thle.

gr. 8. letzte Ausgabe, Leipzig 92 — 99, iſt eines der vorzüglichſten Werke über dieſen Gegenſtand. Noch ſchätzbarer iſt es geworden durch die *literariſchen Zuſätze* vom Hauptmann F. von Blankenburg 3 Bde. gr. 8. Leipzig 1796 — 98, und durch die von Dyck und Schatz herausgegebenen *Nachträge*, oder *Charakteriſtik der vornehmſten Dichter aller Nationen, nebſt Abhandlungen über Gegenſtände der ſchönen Künſte*. Leipzig 1792 — 1808. 8 Bände. Auch Sulzers übrige Werke, z. B. ſeine vermiſchten philoſophiſchen Schriften, ſeine Vorübungen zur Erweckung der Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens (drei Theile) und die bereits angeführten, zeichnen ſich durch Scharfſinn, eine klare lichtvolle Darſtellung, tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens und der Künſte, und durch das Streben des Verfaſſers, zur Veredlung und Belehrung der Menſchheit beizutragen, höchſt vortheilhaft aus. N. P.

Sumatra, eine große Inſel von mehr als 8000 Quadratmeilen in Oſtindien unter der Mittagslinie, von der ſie in zwei faſt gleiche Hälften getheilt wird, weſtwärts neben Malacca und Borneo, und nordweſtwärts über Java gelegen (ſ. Java), von welcher Inſel ſie durch die Meerenge oder Straße von Sunda oder Sonde getrennt wird. Ihre Länge wird auf 1050, ihre Breite im Durchſchnitt auf 165 engliſche Meilen geſchätzt. Bei den indiſchen Völkern und den beſſer unterrichteten Einwohnern der Inſel wird dieſelbe allgemein Puky, Purichu und Jodalas genannt. Der Urſprung des Namens Sumatra iſt unbekannt. Eine an manchen Stellen doppelte und dreifache Gebirgskette, welche ſich mehr nach der Weſt- als Oſtſeite zieht, durchläuft die Länge der Inſel. Obgleich dieſe Gebirge ſehr hoch ſind, ſo ſind ſie doch in keiner Jahrszeit mit Schnee bedeckt. Der Berg Ophie, welcher unmittelbar unter dem Äquator liegt, wird für den höchſten unter den von der Seeſeite her ſichtbaren gehalten, indem ſein Gipfel ſich 13,842 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Seinen Namen haben ihm europäiſche Seefahrer gegeben. Zwiſchen den Bergreihen ſind beträchtliche Ebenen, welche viel höher als die Gegenden an der Küſte ſind, und ein kühles Clima haben. Auch gibt es zwiſchen den Gebirgen große und ſchöne Seen, die ſich bis in das Innere des Landes erſtrecken, und den Verkehr ſehr erleichtern. Auch die abendliche Küſte von Sumatra iſt reichlich mit Waſſer verſehen; überall gibt es Ströme und Flüſſe, aber ſie ſind zu eng und reißend zur Schiffahrt. An der öſtlichen Küſte hingegen ſind die Flüſſe breiter und tiefer. Die Südoſtküſte iſt mit *Mangelbäumen* faſt über und über bedeckt. Dieſe Bäume ſenken ihre Zweige in gebogener Richtung ins Waſſer herab, und Auſtern und andere kleine Schalthiere hängen ſich in Menge daran. Auf der Weſtküſte von Sumatra, ſüdwärts vom Äquator beginnt die trockene Jahrszeit (oder der Monſoon, Monſun, Paſſatwind) im Mai und läßt im September nach. Der nordweſtliche Paſſatwind fängt im November an, der ſtarke Regen hört im März auf. April, Mai, October und November haben gewöhnlich veränderliches Wetter. Auf Sumatra, wie in allen tropiſchen Ländern, weht der Wind alle 24 Stunden gewiſſe Stunden von der Seeſeite her, und darauf eben ſo lange vom Lande wieder nach der See zu. Die Luft iſt hier gemäßigter als in andern Ländern unter der Mittagslinie. Froſt und Schnee ſind den Einwohnern unbekannt; deſto häufiger hat man ſchnelle und dunkle Nebel. Es

Es gibt ziemlich viele vulcaniſche Berge, Erderſchütterungen ſind häufig, ſelten aber ſtark. Auf Donner und Blitz achtet man wegen der Menge kaum, und ſelten ſind die Gewitter gefährlich. Gold, Kupfer, Eiſen, Zinn, Schwefel, Salpeter, Erdöhl, Steinkohlen, jedoch nicht von beſonderer Güte, ſind in bedeutender Menge vorhanden. Auch gibt es heiße und mineraliſche Quellen. Der Reiß iſt der wichtigſte Gegenſtand des Landbaues auf Sumatra. Die Reißgattungen ſind ſehr verſchieden, und man kann ihn in zwei Hauptarten, den Berg- und den Sumpfreiß theilen. Die Einwohner halten den kleinkörnigen Reiß, wenn er weiß und durchſcheinend iſt, für den beſten. In der Regel bedarf der Reiß auf Sumatra fünf Monate zehn Tage von Zeit der Ausſaat bis zur Reife. Hiernächſt gibt die Frucht des Cocusbaumes, ingleichen der Handel mit Betel und Bambus den Einwohnern den reichſten Gewinn, da alle dieſe Gewächſe wenig Sorge und Arbeit erfodern. Zucker wird allgemein, aber nicht ſtark gebaut. Mais, Pfeffer, Ingwer, Koriander, Kümmelſamen werden in den Gärten der Eingebornen gezogen. Hanf wird ſehr ſtark gebaut, aber nicht zu Seilerarbeiten, ſondern zu einer berauſchenden Zubereitung, Bang genannt, welche mit Tabak geraucht wird. Kleine Pflanzungen von letzterem trifft man allenthalben an. Die Ricinuspflanze wächſt im Überfluß wild, beſonders an der Seeküſte, und ſo geben auch Indigo, Braſilienholz und elaſtiſches Gummi beträchtliche Handelszweige ab. An eßbaren Früchten gibt es die Mango, die Piſang, Orangen und viele andere köſtliche Gewächſe und Früchte. Weintrauben ſind von den Europäern hergebracht, aber von den Eingebornen nicht fortgepflanzt. Auch wächſt auf der Nordweſtſeite des Äquators der Kampferbaum, nicht aber auf der Südſeite; der Giftbaum (Puhn-Upas) iſt gleichfalls auf Sumatra vorhanden, doch iſt er nicht ſo gefährlich, als man ihn geſchildert hat. Man kann ohne Nachtheil in ſeinem Schatten ſich ſetzen, und Vögel niſten auf ihm. Vierfüßige Thiere ſind: die Büffel, das einzige Hausthier, welches zum Arbeiten gebraucht wird, und die Einwohner mit Milch, Butter und Fleiſch verſorgt. Sie werden hier nicht wild angetroffen. Ferner ſind hier eine Art wilder Kühe; kleine, wohlgebaute, aber verwilderte Pferde, die in der Landſchaft Batta, ſo wie auf Celebes gegeſſen werden; zahme und wilde Schweine und Ziegen; Elephanten, aber keine zahme, einfach und doppelgehörnte Rhinoceroſſe, Tiger, Tigerkatzen, Chamäleone; der Alligator, eine Art von Crocodill, viele Arten von Schlangen und Schildkröten. Die Gewäſſer des Landes, ſo wie das Meer ſind mit Fiſchen und Schalthieren angefüllt, und an zahmem und wildem Geflügel mancherlei Gattung iſt gleichfalls ein Überfluß. Nachdem die Engländer 1796 die moluccиſchen Inſeln eingenommen hatten, wurden der Muscatnuß- und Gewürznelkenbaum auch nach Sumatra verpflanzt, und beſonders der erſtere hat ſeit der Zeit ſich außerordentlich vermehrt, ſo daß 1815 20,000 voll tragende Muscatnußbäume waren, die jährlich 200,000 Pfund Nüſſe und 56,000 Pfund Muscatblüthen lieferten. Außer den zum Theil genannten Naturerzeugniſſen machen auch Benzoe, Elfenbein, Wachs, indianiſche Vogelneſter, Ebenholz, Adlerholz u. ſ. w. bedeutende Gegenſtände für den europäiſchen Handel aus. Die Inſel wird in mehrere Reiche abgetheilt, von denen die Reiche von Menancabow, Achem, Indrapura und das der Malayen die beträchtlichſten ſind.

Die Regierungsverfaſſung iſt eine Miſchung von Lehnsweſen und patriarchaliſcher Herrſchaft. In den Küſtengegenden haben ſich mit den europäiſchen Verfaſſungen auch europäiſche Sitten unter den Eingebornen verbreitet. Bei den letzteren ſind alle Mitglieder einer Familie für die Schulden des Einzelnen verantwortlich; die Kinder erben in gleichen Theilen; Mord und Todtſchlag werden mit Geldſtrafe gebüßt; körperliche Strafen ſind ſelten. Die Eide werden bei den Begräbnißplätzen der Voraltern unter großen Feierlichkeiten abgelegt; man glaubt an höhere Weſen, aber nicht an eigene Unſterblichkeit. Die Eingebornen ſind mittlerer Statur und größtentheils wohlgebaut. Die Weiber drücken den neugebornen Kindern die Naſen platt, die Hirnſchale zuſammen, und zerren ihnen die Ohren lang aus, welches man für Schönheit hält. So reißen ſich auch die Männer den Bart aus, und beide Geſchlechter entſtellen durch Abfeilen und auf andere Weiſe ihre von Natur ſehr ſchönen und weißen Zähne. Durch die Bemühungen ſpaniſcher und holländiſcher Miſſionarien ſind viele Eingeborne zur äußern Annahme des Chriſtenthums gebracht worden. Ihre Nationalreligion iſt übrigens ſehr unvollſtändig. Sie glauben ein höchſtes Weſen, keine Unſterblichkeit, aber eine Art von Seelenwanderung, und haben eine beſondere Ehrfurcht vor den Grabmälern ihrer Vorfahren und Verwandten. 1666 fingen ſchon die Holländer an, ſich an den Küſten von Sumatra feſtzuſetzen, und 1685 ſiedelten ſich auch die Engländer zu Bencoolen an. 1714 wurde das Fort Marlborough von ihnen erbaut. 1760 aber wurden die engliſchen Niederlaſſungen auf Sumatra von den Franzoſen gänzlich zerſtört, allein bald wieder hergeſtellt, und ihnen 1763 durch den pariſer Frieden geſichert. Jetzt befindet ſich die engliſch oſtindiſche Compagnie im Beſitz der ganzen Inſel, ſo weit ſie nicht noch eingebornen Landesherrn unterworfen iſt. Der Hauptort, und eine der Präſidentſchaften der Compagnie iſt Bencoolen (Benculen) unter 4½ Grad ſüdl. Breite. Der Sitz des Gouverneurs und der engliſchen Factorei iſt aber ſchon ſeit 1710 zu Fort Marlborough. Der Hauptſitz der holländiſchen Beſitzungen war Padang, wozu eine bedeutende Strecke Landes und mehrere Factoreien gehörten. Schon 1781 wurde der holländiſche Antheil der Inſel von den Engländern erobert, nachher zwar wieder zurückgegeben, aber während der franzöſiſchen Oberherrſchaft über Holland bemächtigten ſich die Engländer der holländiſchen Beſitzungen aufs neue, und haben ſie auch im Frieden behalten. N. P.

Summariſche Prozeſſe, (Processus summarii, extraordinarii, minus solennes), nennt man ſolche gerichtliche Verfahrungsarten in Streitſachen, bei denen die im ordentlichen Prozeſſe üblichen Förmlichkeiten entweder gar nicht, oder doch nur zum Theil beobachtet werden. a) Wenn auf die Klage gleich ein Termin angeſetzt wird, beide Theile in demſelben zu Protokoll vernommen und dann gleich ein Urtheil gefällt wird. b) Wenn der Richter ſogleich auf die Klage einen Befehl erläßt, daß der Beklagte das Gefoderte leiſten ſoll. c) Findet ein ſummariſches Verfahren Statt, wenn die Sache bloß mündlich zu Protokoll verhandelt, und d) wenn die Zeugen gleich mitgebracht werden. Es gibt mehrere Arten von ſummariſchen Prozeſſen. 1. Der Arreſtprozeß, welcher durch ein Arreſtgeſuch, oder die Bitte des Impetranten (Klägers) eine Perſon (arrestum personale), oder ihre

Güter (arrestum reale), oder beides zugleich (arrestum mixtum), ſo lange unter Arreſt zu ſetzen, bis einer gewiſſen Verbindlichkeit von Seiten dieſer Perſon genügt iſt; wobei zugleich eine Caution für den Arreſt von dem Impetrirenden Theil angeboten werden, und wenn ſolches nicht geſchehen, von dem Richter darauf erkannt werden muß. Zur Begründung einer gerichtlichen Arreſtanlegung iſt erfoderlich, a) daß die Foderung hinlänglich beſcheinigt wird; b) daß die Perſon, gegen welche der Arreſt verhängt wird, der Flucht verdächtig, oder doch im Begriff iſt, ſich unter eine andere Gerichtsbarkeit zu begeben, und daß c) in dieſem Falle kein Mittel zur Befriedigung des Impetranten übrig bleibt. Auf geſchehenes Arreſtgeſuch und Arreſtanlage wird gewöhnlich ein naher Termin zur Proſecution oder Juſtification des Arreſtes angeſetzt und nach demſelben wird der Arreſt entweder aufgehoben oder beſtätigt und ſummariſch fortgeſetzt. Wegen einer durch Schuld des Richters ungebührlicher Weiſe geſchehenen Arreſtanlegung kann gegen den Richter die Injurienklage Statt finden. 2. Der Executivprozeß wird durch eine Executivklage, d. h. eine ſolche Klage, welcher eine klare und richtige Urkunde beigefügt wird, woraus alle Hauptpunkte der Klage hervorgehen, begründet. Hier ſind nur ſolche Einreden in der Regel zuläſſig, welche die Klage entweder ſogleich ganz vernichten, oder doch wenigſtens zur Zeit unſtatthaft machen, z. B. die Einreden der Zahlung, der Gegenrechnung, des Vergleichs u. ſ. w., und auch ſolche nur, wenn ſie ſogleich liquid gemacht werden können. Durch ſolche Einreden wird der Executivprozeß in einen ordentlichen verwandelt. Gibt es keine ſolche Exceptionen, ſo muß der Beklagte die Urkunde, welche der Klage zum Grunde liegt, recognoſciren oder eidlich diſſitiren. 3. Der Mandatsprozeß iſt derjenige, wo dem Beklagten, ohne ihn gehört zu haben, vom Richter etwas befohlen oder unterſagt wird. Dieſe richterlichen Befehls- oder Verbotsmandate ſind: 1. Mandate sine clausula (ohne Bedingung), gegen welche nur die Einreden der Sub- und Obreption zugelaſſen werden, der Subreption nämlich, wenn das Mandat durch angeführte falſche Umſtände, der Obreption aber, wenn es durch Verhehlung wirklicher Thatſachen erſchlichen iſt. Ein unbedingtes Mandat (Mandatum sine clausula) darf der Richter nur erlaſſen a) wegen einer, auf keine Weiſe zu rechtfertigenden Handlung, b) durch welche ein unerſetzlicher Schaden entſtanden iſt oder entſtehen kann; c) in Fällen, wo das öffentliche Beſte gefährdet wird; d) und wo Gefahr bei dem Verzuge iſt. 2. Mandate cum clausula (bedingte Mandate) ſind ſolche Mandate, wodurch freilich Jemanden etwas geboten oder verboten, ihm aber zugleich freigeſtellt wird, ſeine Einreden gegen das Anbringen des Klägers vorzutragen. Hier ſind außer der Einrede der Sub- und Obreption auch andere Exceptionen zuläſſig, nur müſſen ſie ſofort liquid gemacht werden können, und auf einmal vorgebracht werden. Ein Mandatum cum clausula erläßt der Richter ſodann, wenn er das vorgegebene Factum zwar als wahr vorausſetzt, aber doch die Möglichkeit der Einreden anerkennt. Sowohl für den bedingten als unbedingten Mandatsprozeß iſt es nothwendig, daß der Kläger den Klagegrund gehörig beſcheinigt, weil ſonſt nur ein ordentliches Proceßverfahren Statt haben kann. 4. Der Poſſeſſoriſche Prozeß (Possessorium) iſt dasjenige Rechtsverfahren, wo über die Erlangung eines noch nicht gehabten Be-

ſitzes (adipiscendae possessionis), oder die Wiedererlangung eines verlornen (recuperandae possessionis), oder endlich über die Beibehaltung eines gegenwärtigen Beſitzes (retinendae possessionis) geſtritten wird. Im letztern Falle iſt er entweder a) ordentlicher poſſeſſoriſcher Prozeß (Possessorium ordinarium, possessorium summarium), wobei alle Förmlichkeiten des petitoriſchen Prozeſſes erfoderlich ſind, nur daß ſtatt des förmlichen Beweiſes eine Beſcheinigung hinreichend iſt. Er hat Statt bei fünfjährigem und noch älterm rechtmäßigen und ruhigem Beſitze. Oder der poſſeſſoriſche Prozeß iſt b) außerordentlicher poſſeſſoriſcher Prozeß (Possessorium summariissimum, Possessorium momentaneum), wenn bei der Klage ſogleich die Beſcheinigung erfolgt, dann ſofort die Antwort des Beklagten Statt findet, und hierauf das Erkenntniß gefällt wird. Er hat Statt in Spolienſachen, ſo wie auch dann, wenn man ſich auf den jüngſten ruhigen Beſitz gründet. 5. Der Wechſelprozeß iſt das prozeſſualiſche Verfahren in einer, durch eine nach Wechſelrecht ausgeſtellte Schrift begründeten Rechtsſache, wo nämlich der Gläubiger von dem Schuldner die wechſelmäßige Erfüllung der Verbindlichkeit fodert. Eine gerichtliche Unterſuchung wegen falſcher Wechſel iſt alſo kein Wechſelprozeß. (S. Wechſel). 6) Der Concursprozeß (ſ. Concurs) iſt das gerichtliche Verfahren mehrerer Gläubiger, die aus einer Concursmaſſe ihre Bezahlung fodern und über den Vorrang ſtreiten. Bei ausbrechendem Concurſe muß der Richter zuerſt den Gemeinſchuldner ſeines Vermögens entſetzen, und ein Inventarium darüber ausfertigen. Zu gleicher Zeit wird ein gemeinſamer Anwald (Contradictor, actor communis), d. h. eine ſolche rechtskundige Perſon, welche die Richtigkeit der Paſſivſchulden zu unterſuchen, den Gläubigern ſowohl bei der Liquidation ihrer Foderungen, als andern an den Gemeinſchuldner Anſpruch machenden Perſonen, die nöthigen Einwendungen entgegenzuſtellen, und die ausſtehenden zahlfälligen Foderungen gerichtlich einzuklagen hat, beſtellt, und ein Curator Bonorum zur Verwaltung des Vermögens ernannt. Oft vertritt der erſtere die Stelle des letzteren, oft fällt der erſtere auch ganz weg. Dann erläßt der Richter Edictalcitationen an alle Gläubiger unter Androhung der Präcluſion, ihre Foderungen im Liquidationstermin zu melden und ſofort zu beſcheinigen. Vor der Liquidation wird noch die gütliche Vereinbarung verſucht, und ſchlägt dieſe fehl, ſo wird das Liquidationsprotokoll eröffnet. Nachdem die Gläubiger alle ihre Foderungen angegeben, und der Contradictor ſie beantwortet hat, wird von dem Richter gleich ein Beſcheid darüber ertheilt. Das ganze Verfahren iſt bei dem Concursprozeß ſo abgekürzt und ſummariſch wie möglich. Nach beendigtem Liquidationsverfahren fangen die Gläubiger, falls dies nöthig iſt, über die Priorität (die Erſtigkeit oder den Vorrang ihrer Foderungen) mit einander zu ſtreiten an. Hierauf erfolgt das Erſtigkeit-, Prioritäts- oder Locationsurtel, nachdem vorher diejenigen, welche ſich nicht zum Concurſe gemeldet haben, vorher von der Maſſe ausgeſchloſſen ſind. Hat niemand gegen das Erſtigkeitsurtel ein Rechtsmittel eingewandt, ſo wird das Vermögen des Gemeinſchuldners vertheilt. 7) Ein ſummariſches Verfahren findet endlich in Bagatell-, Armen-, Fremden- und Alimentationsſachen, die theils wegen ihrer Unbedeutenheit kein weitläufiges Prozeßverfahren zulaſſen, theils wegen der Gefahr beim Verzuge beeilt

werden müſſen. Auch gibt es endlich einen ſummariſchen peinlichen Proceß, bei dem es wegen beſonderer Umſtände nicht aller für den ordentlichen Criminalproceß vorgeſchriebener Mittel, Förmlichkeiten und Friſten bedarf. Doch ſind zum ſummariſchen peinlichen Proceß alle diejenigen gerichtlichen Handlungen nöthig, welche zu einem Straferkenntniß erfordert werden. Er findet bei Polizeivergehungen immer, in eigentlich peinlichen Fällen aber nur dort Statt, wenn er ausdrücklich beſtimmt iſt. N. P.

Sund, eigentlich Oreſund oder Öreſund, heißt die Meerenge, welche Dänemark von Schweden trennt, und gewöhnlich die Durchfahrt aus der Nordſee in die Oſtſee iſt; ſie iſt in der geringſten Breite bei Helſingoer, ungefähr eine halbe Meile breit, und wird von der däniſchen Feſtung Kronburg auf der Inſel Seeland beherrſcht. Seit den älteſten Zeiten hat der König von Dänemark ſowohl über den Sund, als über die beiden andern aus der Nordſee in die Oſtſee führenden Straßen, den großen und kleinen Belt, die Oberherrſchaft, und läßt von allen durchgehenden Handelsſchiffen ohne Unterſchied einen Zoll erheben, welcher an dem Zollhauſe zu Helſingoer entrichtet werden muß. Dieſes Recht der Könige von Dänemark iſt durch Verträge mit den übrigen Seemächten anerkannt worden. Im Frieden zu Broemſebro im Jahr 1645 wurde zwar den ſchwediſchen Schiffen die Zollfreiheit im Sunde und in den beiden Belten zugeſtanden, aber im Frieden zu Friedensburg im Jahr 1720 mußte Schweden dieſe Zollfreiheit wieder aufgeben. Als Dänemark im Jahre 1781 der bewaffneten Neutralität beigetreten war, ließ es, in Folge einer den übrigen Mächten mitgetheilten Declaration, keine Kriegsſchiffe oder Kaper der kriegführenden Mächte durch den Sund paſſiren. — Es iſt durch Verträge feſtgeſetzt worden, wie viel die durchgehenden Schiffe zu entrichten haben; Franzoſen, Engländer, Holländer und Schweden zahlen ein Procent von dem Werthe ihrer Waaren, die übrigen Nationen und ſelbſt die däniſchen Schiffe müſſen $1\frac{1}{4}$ Procent entrichten. Die holländiſchen Schiffer haben den Vorzug, daß ſie bloß ihre Certificate vorzeigen dürfen, die Schiffer anderer Nationen müſſen ſich eine Durchſuchung gefallen laſſen. Da jährlich gegen 6000 Schiffe durch den Sund hin- und zurückgehen, ſo iſt dieſer Zoll, der in die königliche Chatoulle fließt, ſehr beträchtlich. In den Jahren 1774 und 1775 waren über 8000 Schiffe in jedem Jahre durchpaſſirt.

Sünde. Jede Geſinnung oder Handlung, und jede Art zu denken oder zu handeln, wodurch das göttliche Geſetz (entweder ein poſitives und geoffenbartes, oder das natürliche Sittengeſetz, welches ebenfalls eine Erklärung Gottes an die Menſchen iſt) verletzt und übertreten wird, iſt Sünde im weitern Sinn des Worts, der Übertreter des Geſetzes möge dabei die nöthige Kenntniß deſſelben, und den völligen Gebrauch der Freiheit ſeines Willens gehabt haben oder nicht. Aber im ſtrengern Sinn kann nur eine ſolche Übertretung des göttlichen Willens Sünde genannt werden, die von einem vernünftigen und freihandelnden Geſchöpfe begangen wird, welches ſowohl Kenntniß vom Daſeyn und der Heiligkeit des Geſetzes beſitzt, wenigſtens beſitzen kann, als den völligen und ungehemmten Gebrauch ſeiner Freiheit im Handeln hatte. Hier findet vollkommen Imputation (Zurechnung) Statt, d. i. das Urtheil, daß eine Perſon, die das göttliche Geſetz auf irgend eine Weiſe übertrat, mit vollem Recht für den Urheber dieſer Über-

tretung und für ſtrafwürdig erklärt werden dürfe. Man pflegt daher bei Handlungen, welche mit Recht als Sünden betrachtet werden, von dem Materiellen und Formellen der Sünde zu ſprechen. Das Materielle beſteht in dem Daſeyn eines Geſetzes, welches beobachtet werden ſoll, und einer Handlung, die es verletzt. Das Formelle in der Kenntniß des Geſetzes und in der ungehemmten Freiheit des Willens. Die philoſophiſche und theologiſche Moral unterſcheidet mehrere Gattungen oder Arten der Sünde, indem man dabei theils auf den Inhalt des Geſetzes welches die Sünde übertritt, theils auf das Object, gegen welches geſündigt wird, theils auf das Subject des Übertreters, theils auf die Natur und Beſchaffenheit der Handlung ſelbſt Rückſicht nimmt. Man unterſcheidet 1. in Hinſicht des erſten Punktes Unterlaſſungs- und Begehungsſünden. Aber in den meiſten Fällen, wo der Menſch ſündigt, wird etwas Verbotenes gethan, indem er ein Gebot übertritt, und auf der andern Seite etwas Gebotenes vernachläſſigt, indem er etwas Verbotenes thut. Die moraliſchen Verhältniſſe zwiſchen dem Menſchen und den Gegenſtänden ſeiner Pflicht hängen viel zu genau zuſammen, als daß (in den meiſten Fällen wenigſtens) ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Übertretung und Unterlaſſung herrſchen und ſcharf beſtimmt werden könnte. Der ganze Unterſchied liegt mehr in den Worten. Eine Sünde kann Unterlaſſungs- und Begehungsſünde ſeyn, je nach dem man die Regel, gegen welche der Menſch durch ſeinen Fehltritt verſtößt, entweder negativ oder poſitiv ausſpricht, entweder als Verbot des Pflichtwidrigen, oder als Gebot des Pflichtmäßigen. Man unterſcheidet 2. in Anſehung des Objects Sünden, welche der Menſch gegen Gott, gegen ſeine Mitbrüder, gegen ſich ſelbſt begeht. Rechtfertigen läßt ſich dieſe Eintheilung, ſobald man nur unter dem Objecte der Sünde den Gegenſtand oder das Weſen verſteht, dem der Menſch, indem er ſündigt, zunächſt und unmittelbar entweder verſagt, was er ihm leiſten ſollte, oder ein Unrecht zufügt. Denn ſobald man an den ganzen Zuſammenhang einer Sünde mit den Verhältniſſen des Menſchen zur Gottheit, und zu ſeinen Mitbrüdern überhaupt denkt, ſo iſt jede Sünde eben ſowohl ein Vergehen gegen Gott und unſre Mitbrüder, als gegen uns ſelbſt (gegen unſre moraliſche Würde und Beſtimmung). Wenn 3. auf das ſündigende Subject ſelbſt Rückſicht genommen wird, ſo ſind die Sünden theils vorſätzliche, theils unvorſätzliche; vorſätzlich, wenn ſie abſichtlich und mit vollem deutlichen Bewußtſeyn des Geſetzes, unvorſätzlich, wenn ſie mit weniger deutlichem Bewußtſeyn des Geſetzes, ohne reife Überlegung, begangen werden. Sünden der letztern Art ſind entweder Sünden der Unwiſſenheit, welche der Menſch gegen ein Geſetz begeht, das ihm noch nicht bekannt geworden iſt (doch muß hier bemerkt werden, daß bei unverſchuldeter Unbekanntſchaft mit dem Geſetz der Ausdruck: Sünde, der oben aufgeſtellten Definition gemäß, nicht angewendet werden kann), oder der Schwachheit, wenn ſie aus einem Übergewicht ſinnlicher Neigungen entſpringen, denen der Menſch nicht kräftig genug Widerſtand leiſtete (richtiger nennt man ſie Temperamentsſünden, denn eine gewiſſe Schwäche des Verſtandes oder des Willens liegt auch da zum Grunde, wo aus verſchuldeter Unwiſſenheit und Unüberlegtheit geſündigt wird, und der Ausdruck iſt zu allgemein), oder der

Übereilung, wenn ſie aus allzugroßer Eilfertigkeit im Handeln entſtehen, wo der Wille und die Heiligkeit des Geſetzes nicht gehörig überlegt und beachtet werden. Es gibt endlich 4. wenn von dem Eintheilungsprincip ausgegangen wird, welches ſich auf die Handlung bezieht, die man als eine dem Geſetz widerſtrebende Sünde nennt, in Hinſicht des Materiellen, innere und äußere, eigene und fremde, unbedingte und bedingte Sünden. Unter den inneren verſteht man unerlaubte Gedanken, Geſinnungen, Entſchließungen, unter den äußeren die böſen Reden und Thaten. Eigene Sünden werden die unerlaubten Handlungen genannt, welche jemand aus eigenem Willen beſchloſſen und begonnen hat; fremde diejenigen, welche man dadurch begeht, daß man an unerlaubten Handlungen anderer auf irgend eine Weiſe Antheil nimmt, und ſie begünſtigt; unbedingte, die an ſich betrachtet, vermöge ihrer ganzen Natur, dem göttlichen Geſetze widerſtreiten; bedingte, die erſt durch gewiſſe hinzukommende Umſtände, unter welchen eine Handlung geſchieht, Sünden werden. In Anſehung des Formellen werden, dieſem Eintheilungsprincip gemäß, größere und geringere Sünden unterſchieden. Da die äußern Verhältniſſe des Handelns, und die innern Zuſtände des Gemüths, aus welchen die Handlungen hervorgehen, unendlich mannichfaltig ſind, ſo ſind auch die Grade der Verſchuldung ſelbſt unendlich und unbeſtimmbar. Übrigens wird der Ausdruck Sünde, nicht ſelten auch zur Bezeichnung des Zuſtandes gebraucht, den man richtiger Sündhaftigkeit, Laſterhaftigkeit, ſittliches Verderben nennt, d. h. der fehlerhaften Gemüthsverfaſſung des Menſchen, der zu Sünden im vorzüglichen Grade aufgelegt und daran gewöhnt iſt.

Sündfluth wird in der heiligen Schrift die große Überſchwemmung genannt, welche nach den Angaben der moſaiſchen Urkunde, als göttliches Strafgericht wegen der Sünden des ſchon im zweiten Jahrtauſend nach der Schöpfung ausgearteten Menſchengeſchlechts zur Vertilgung deſſelben erfolgte. Sie wurde durch 40tägigen Regen und Austreten der Gewäſſer verurſacht, bedeckte die Erde bis 15 Ellen über die höchſten Berge, und tödtete alles Lebendige, außer der Familie Noahs, der ſich mit den Seinigen und einem Paar von jeder Gattung der ihn umgebenden Thiere in einem auf göttlichen Befehl gebauten Schiffe rettete. Nachdem ſie 150 Tage geſtanden, in gleicher Friſt allmählig wieder abgenommen, und nach drei Monaten ſich völlig verlaufen hatte, ſo daß die Zeit ihrer Dauer ein ganzes Jahr geweſen war, konnte Noah, durch die Wiederkehr der zweiten von ihm herausgelaſſenen Taube mit dem Ölblatt vom Hervortreten des trocknen Bodens überzeugt, am Gebirge Ararat in Armenien mit ſeiner Arche landen. Der Zeitpunkt dieſer Fluth war zufolge der gewöhnlichen Beſtimmung der hebräiſchen Chronologie das Jahr der Welt 1656, vor Chriſto 2327 nach Petav, 3547 nach Joh. von Müller. In eine vorgeſchichtliche, noch ganz der Mythe angehörende Zeit verſetzen die Sagen andrer Völker ähnliche Überſchwemmungen, und nennen Gerettete, deren Schickſal in den meiſten Umſtänden mit der bibliſchen Erzählung von der Rettung Noahs zuſammentrifft. Man hat hieraus nicht ohne Grund auf die Allgemeinheit der Sündfluth und einen gemeinſchaftlichen Urſprung der ſie betreffenden Sagen geſchloſſen; auch läßt ſich Noah

im Fohi der chineſiſchen Mythe, im Sotti=wrata oder Satya=vrata der indiſchen, im Xiſuthras der chaldäiſchen, im Ogyges und Deukalion der griechiſchen wieder erkennen, und ſelbſt die alten Sagen der Amerikaner, beſonders der Mexicaner reden von einer ſolchen Fluth, deren geretteter Held wie Noah zweiter Stammvater des Menſchengeſchlechts wurde. Nicht weniger als dieſe Übereinſtimmung alter Mythen können auch die Verſteinerungen und Gerippe von Seethieren, die auf den Gipfeln und im Innern der höchſten Berge, die Spuren animaliſcher Körper aus den wärmſten Ländern, die in den kälteſten gefunden wurden, zur Beſtätigung der moſaiſchen Erzählung dienen. Gegen die Allgemeinheit der Sündfluth iſt von Gatterer, Cramer u. A. eingewendet worden, ein 40tägiger allgemeiner Regen und ein allgemeines Austreten des Weltmeeres ſey unwahrſcheinlich, die Vereinigung aller Arten der Geſchöpfe in der Arche, und ihre Erhaltung darin während der Dauer der Fluth unmöglich, die Vernichtung aller übrigen Lebendigen aus Zorn über die Menſchen Gottes nicht würdig, und die weit verbreitete Bevölkerung und Cultur, die die Geſchichte wenig Jahrhunderte nach Noah aufweiſ't, unbegreiflich. Allerdings laſſen ſich nicht weniger Gründe gegen, als für die Allgemeinheit dieſer Überſchwemmung auffinden, und da alle Nachrichten, die davon ſprechen, erweislich mythiſchen Urſprungs ſind, und mindeſtens 1000 Jahr ſpäter erſt aufgeſchrieben wurden, möchten ſie wohl ſchwerlich jemals zur hiſtoriſchen Gewißheit kommen. Wahrſcheinlich bleibt es aber dennoch, daß eine oder mehrere Überſchwemmungen, die ganze Länder bedeckten, wirklich Statt gefunden haben, da nicht nur jene Entdeckungen der Naturforſcher, ſondern auch die Geſtalt der Erde, die Bildung der Meeresküſten und die an ihnen bemerkbaren, in den Meerengen correſpondirenden Erdſchichten auf dergleichen gewaltige Revolutionen unſers Planeten hinweiſen. E.

Sundiſche Inſeln, richtiger die Sondeinſeln, haben ihren Namen von der Meerenge Sonde in Oſtindien, zwiſchen den Inſeln Sumatra und Java (m. ſ. d. Art.). Die Sondeinſeln, welche in die weſtlichen und öſtlichen eingetheilt werden, bilden einen zahlreichen Archipelagus, der von beiden Seiten von Malacca an bis an die molukkiſchen Inſeln ſich erſtreckt. Vier von ihnen ſind beſonders außerordentlich groß und merkwürdig, nämlich Sumatra, Java, Borneo und Celebes, welche letztere von Einigen zu den molukkiſchen Inſeln gerechnet wird. Alle zuſammen haben die herrlichſten Naturerzeugniſſe, und treiben mit den Europäern, beſonders den Engländern und Holländern, welche hier beider Seits anſehnliche Beſitzungen haben, beträchtlichen Handel. Ihre Einwohner ſind entweder Eingeborne, die größtentheils ſchwarz oder ſchwarzgelb ſind, oder Malayen, die ſpäter angekommen ſind, und eine gelbliche oder braune Farbe haben: erſtere ſind Heiden, die letztern Mohammedaner. (Das übrige ſehe man unter Batavia, Borneo, Celebes, Java und Sumatra.)

Sunna war bei den alten nordiſchen Völkern die Göttin der Sonne; ihr Bruder hieß Mani, der Gott des Mondes. Jene wurde von den Göttern, die darüber entrüſtet waren, daß ihr Vater ihr einen ſo ſtolzen Namen gegeben hatte, an den Himmel verſetzt, um hier die Roſſe der Sonne zu lenken. Ihr

zu Ehren wurde das ganze Jahr hindurch ein Eber gemäſtet, und bei dem Eintritt des neuen Jahres, zu Anfange Februars, geſchlachtet und geopfert. Acht Tage vor dem Januar wurde der Eber zu dem Fürſten des Landes gebracht, auf ſeinem Rücken mußten die Großen mit gefalteten Händen dem Fürſten huldigen und den Eid der Treue ſchwören u. ſ. w. — Das Bildniß der Sunna war ein halbnacktes, auf einem Säulenfuß ſtehendes Frauenzimmer, mit Strahlen um das Haupt; vor der Bruſt hielt ſie mit ausgebreiteten Armen ein ſtrahlendes Rad.

Supercargo heißt auf Schiffen derjenige, welcher die Aufſicht über die Waaren hat, und den Eigenthümern Rechenſchaft davon ablegen muß.

Supernaturalismus. Wir verweiſen bei dieſem Wort auf den frühern, weitläuftigen Artikel Rationalismus, und begnügen uns, noch eine kleine, mehr ſcherzhafte — freilich bitterſcherzhafte — Nachleſe zu halten. Es iſt zu wehmüthig, daß über dem Heiligſten und Höchſten, das der Menſch hat, ein ſolcher Streit und Hader auch nur entſtehen konnte, wie der zwiſchen Rationalismus und Supernaturalismus wirklich iſt — und was kann man da anders thun, als mit Bitterkeit, mit tiefem, aber gewiß edeln Ingrimm darüber ſcherzen? — Der bis zur größten Erbitterung getriebene Gegenſatz der beiden, wenn ſie nur im rechten Sinne genommen werden, zur innigſten Einheit verbundenen Elemente der Religion — der Vernunftmäßigkeit und der Göttlichkeit — ſcheint uns ein ſchlimmes Prognoſtikon für das Leben der Religion ſelbſt unter uns. Der Körper iſt ſeiner gewiſſen, unvermeidlichen Auflöſung ſehr nahe, in welchem ſich die feſten und flüſſigen Elemente von einander ſcheiden, und die einen wie die andern auf eigene Rechnung fortſubſiſtiren wollen. Da erſcheinen jene ſchauerlichen Todtenflecke, die nun, wie die Bluttropfen an der Hand der Macbeth beim Shakſpeare durch keine Salben und Reinigungsopfer abgewaſchen werden können, ſondern mit einer geheimnißvollen Gewalt um ſich greifen, bis ſie die ganze Maſchine zerſtört und in ihre Auflöſung mit herübergezogen haben. — Supernaturalismus, oder wie der neuſte, verſtändigſte und ſcharfſinnigſte Vertheidiger deſſelben, ich weiß nicht, aus welchem Grunde von der uralten Gewohnheit abweichend, ſchreibt: Supranaturalismus — dies Wort verdankt eigentlich ſeinen Urſprung jener ſchönen, echtchriſtlichen Zeit, wo man Natur und Gnade einander entgegenſtellte, und von den übernatürlichen (supra et praeter, nicht contra naturam) Gnadenwirkungen machte man nachmals das Abſtractum: Supernaturalismus, das aber nun nicht mehr auf die Species der Gnadenwirkungen paßte, darum nach einer ſehr naheliegenden Subreption auf die ganze Anſtalt des Chriſtenthums, der Offenbarung überhaupt übergetragen wurde, und ſo in ſubjectiver Bedeutung genommen, Glauben an ein Reich der Gnade bedeutete, in welchem dem Menſchen das Licht Gottes erſt aufgeht, und wo ihm eine höhere, göttliche Weisheit den rechten Weg des Lebens zeigt. Hatte man, aus Nothwendigkeit der Sache ſelbſt, nicht einmal das genau ſcheiden können, was in den Gnadenwirkungen der Natur angehöre, ſo konnte man noch weniger in dieſem größern Verhältniß eine richtige Abtheilung zwiſchen den entgegengeſetzten Parteien treffen, und ſiehe! da empörte ſich die übermüthig gewor-

dene Natur, und wollte die fremde Autorität nicht mehr dulden. Sie ſchuf ein Phantom, das ſie Rationalismus nannte, und das ſich einbildete, in ſich ſelbſt Leben zu haben, obwohl es nur ein Trugbild war, das eine böſe Zauberin geſchaffen hatte; und von da an lag das Reich des Lichts und der Finſterniß, der Gnade und der böſen, gefallenen Natur in einem heftigen, offnen Streit, der noch nicht geendigt iſt. Die Natur, ein zweiter Proteus, nahm zudem faſt alle Geſtalten an, was ihr um ſo leichter war, da ja ſelbſt die rechtgläubigſte Theologie einen mehrfachen Zuſtand derſelben unterſchied; es fehlte nicht daran, daß ſie ſich ſelbſt vergötterte; man erlaubte ſich, nicht ohne übermüthigen Hohn, mit Worten zu ſpielen, und redete von einer Natur, die ſich ſelbſt, für ſich ſelbſt offenbart; und ſo wurde denn zuletzt auch das Wort: Gott ein leeres Abſtractum, das ſich ſelbſt ſetzte und ſeinen Platz doch in Ewigkeit nicht erfüllen konnte. Es mußte dies nothwendig zum Atheismus führen, und der neuſte Bekämpfer des Rationalismus (Tittmann, über Supranaturalismus, Rationalismus und Atheismus, eine Schrift, in welcher wohl alles geleiſtet iſt, was vom Standpunkte der Reflexion und der Verſtandesſpeculation aus für Supernaturalismus geleiſtet werden kann!) hatte ſeine Streitkräfte ohne Zweifel auf den rechten Punkt gerichtet, wenn er darauf hinwirkt, die Tendenz des Rationalismus zum Atheismus aufzudecken. — Faſſen wir indeß die Sache auch noch von einer andern Seite auf. Der Naturdienſt, der rechte Naturalismus — und Rationalismus iſt, wie Tittmann trefflich bewieſen hat, bloß ein zur Täuſchung und Berückung erſonnener Euphemismus für Naturalismus — iſt ſo alt als der Abfall vom wahren Gotte ſelbſt, und die Grundlage alles Heidenthums und aller Abgötterei. In allen jenen großen, furchtbaren Religionen der alten Welt, in dem Thierdienſt der Ägypter, in dem noch viel weiter verbreiteten, gräuelvollen Lingamdienſt der Indier iſt die Natur der Welt und des Menſchen der Götze, den man anbetet und für den rechten, wahren Gott hält — und ſo iſt auch der Gott der neuern Deiſten und unchriſtlichen Philoſophen nichts anders als die rohe, blinde Naturkraft. Sie beten, wie der gemüthvolle Schubert in ſeiner jüngſten, wunderbaren Schrift (Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde, 1817) irgendwo ſagt, den Stuhl der Majeſtät Gottes, und dieſen nicht einmal auf die rechte Weiſe an, den Herrn ſelbſt aber kennen ſie nicht, und verachten ihn. Iſt auch die Natur des Deismus und Naturalismus unſrer Zeit gleichſam eine cultivirtere und feinere, wie das gegenwärtige Geſchlecht offenbar im Äußern abgeſchliffener und weniger roh iſt, als die alte noch in allem, auch in der Sünde, jugendlich ſtarke Menſchheit; ſo iſt er, dem Weſen nach, doch nichts anders, und die Grundſätze der darauf gegründeten Religionen ſchlagen, wie die ganze Geſchichte der neuern Zeit beweiſ't, eben ſo gut in viehiſche Wolluſt und Sinnlichkeit aus, wie die Anbetung des Phallus oder der Aſtarte mit der roheſten, noch unter das Thier herabgeſunkenen Genußliebe endigte. — Dieſer Naturdienſt iſt ohne allen Zweifel das wahre und rechte tiefe Verderben der Menſchheit, und die Geſchichte beweiſ't es, daß er ſo alt iſt, als die Sünde ſelbſt, und mit der immer weiter vom wahren Mittelpunkte des Lebens ſich entfernenden Menſchheit auch kühner und frecher hervortrat. Er

ergoß ſich wie ein Strom über die ſchnell emporſteigenden, und eben ſo ſchnell wieder ſinkenden großen Völker und Reiche der vorchriſtlichen Zeit in Aſien, und verſchlang faſt alles in eine ſchreckliche Finſterniß, die die Geſchichte jener Zeiten ſo grauenvoll und unheimlich macht. Durchs Chriſtenthum wurde die Herrſchaft der alten furchtbaren Nacht offenbar ſehr zurückgedrängt, und eine Zeit lang konnte das Unkraut nicht wieder emporkommen, bis endlich der Lügengeiſt Gelegenheit fand, in einer neuen Form das ganze alte Verderben wieder auftiſchend, in dem Deismus der Engländer, früher des Sozinus, und dann hauptſächlich in dem völlig glaubensloſen, ſchlüpfrigen und ſeichten, aber doch leicht eingehenden philoſophiſchen Waſſer der franzöſiſchen Philoſophen ſein Haupt wieder zu erheben, und für eine Zeit lang wenigſtens den größten Theil der cultivirten Völker der Erde in ſeine Netze zu verſtricken. Wenn wir nun aber dreiſt genug ſind, um zu behaupten, daß jedes ſo eben geſagte Wort mit centnerſchweren Beweiſen erhärtet werden könne, ſollten wir da nicht, bei unſerm unerſchütterlichen Glauben an eine göttliche Erziehung des Menſchengeſchlechts, zugleich durch die Natur des Gegenſatzes, zu der Behauptung uns genöthigt ſehn, daß die ewige Liebe, vom Anfang an ſchon, dieſem furchtbaren, in den Abgrund mit Gewalt hinabreißenden Gewichte ein Gegengewicht zur Seite geſtellt haben müſſe, das wohl eine Zeit lang in einem Zuſtand des Schwankens von jenem überwogen, aber endlich doch das Übergewicht erlangen mußte? und wäre das nicht der rechte und wahre Supernaturalismus? — Die Religion, die nicht den Schöpfer über dem Geſchöpf vergißt, und ſtatt die Natur zu vergöttern oder aus ihr allein zu ſchöpfen, von dem Herrn der Natur ſelbſt unterwieſen, auch den wahren und rechten Gott erkennt und anbetet? Und ſo zieht ſich in der That wunderbarlich neben jenem Naturalismus bis in die früheſten Zeiten auch der Faden göttlicher Offenbarung, unmittelbarer Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes hin, der überall zu einem höhern Leben, zur Beherrſchung der Sinnlichkeit und Ertödtung der unerlaubten Begierden führte, und wo ſie frei wurde, auch immer mit wahrer Verklärung der menſchlichen Natur endigte. Und das Eigenthümliche derſelben war immer, daß, wenn jener Naturalismus aus dem trüben Quelle menſchlicher, zeitlicher Reflexion hervorſprudelte, dieſer wahrhafte Supernaturalismus nur von oben kam, ſo wie er auch nur nach oben führte. In der altteſtamentlichen Zeit, dieſer Zeit der Finſterniß und der Abweichung vom Centro, hatte jener das Übergewicht; in der neuteſtamentlichen gewann bald das wahre, göttliche Princip die Oberhand; und vielleicht iſt doch das Hervorbrechen der alten Mächte des Abgrunds ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nichts weiter, als ein bloß momentanes Rückwärtsſchreiten der Menſchheit, die bald wieder zu dem wahren Lichte zurückkehren wird. Brauchen wir eigentlich einen andern als dieſen ſo offenbar auf der Hand liegenden, geſchichtlichen Beweis, um die hohe Würde des wahren Supernaturalismus ins helle Licht zu ſetzen? und ſollten wir hier nicht fragen dürfen: wer im Stande ſey, ohne unſre Anſicht zu theilen, wirklich einen Zuſammenhang und Mittelpunkt in den großen Cirkel der Menſchengeſchichte zu bringen? — Fragſt du nun aber: was iſt nach dieſer Anſicht Supernaturalismus und Naturalismus

in kurzen Worten? ſo antworten wir darauf: jener iſt die wahre, dieſer die falſche Religion; jener Deismus, dieſer Atheismus. Und fragſt du weiter: warum muß aber die wahre Religion eine göttliche, von Gott geoffenbarte ſeyn? ſo könnten wir, ohne eben den Cirkel unſrer Antwort ſehr zu fürchten, entgegnen: eben weil ſie die wahre iſt. Doch wir ſcheuen uns auch gar nicht, auf die Sache ſelbſt näher einzugehn und ſagen: Religion muß etwas viel Weſenhafteres und Eigenthümlicheres ſeyn, als bloßes Wiſſen — am Ende gar nur, um die Neugierde zu befriedigen — von einer andern Welt, von den Leuten im Monde, wozu ſie ſo oft in den Dogmatiken der Neuern gemacht worden iſt; und ſoll ſie nicht bloß das, ſoll ſie wirklich Seyn, Leben in Gott, innige und weſentliche Vereinigung mit dem Weſen aller Weſen ſeyn, ſo kann das unmöglich anders zugehn, als daß der Ewige ſelbſt den Menſchen zu ſich erhebe, ſich ihm mittheile, ihn begeiſtere, erfülle, belehre. Der Menſch kann und ſoll dabei nichts weiter thun, als den himmliſchen Strahl in ſich aufnehmen, dem göttlichen Zuge folgen, und mit der herrlichen Gabe, die ihm verliehen iſt, mit der Vernunft ſich den Offenbarungen von oben entgegendrängen. Die wahre Vernunft iſt durchaus nichts anders als die reine und bloße Empfänglichkeit fürs Göttliche, und je länger ſie gleichſam an der himmliſchen Sphäre ſaugt, deſto durchſichtiger und glänzender wird ſie. — Möchten doch die Fürſten und Mächtigen der Erde endlich auf die Stimme der Geſchichte, die doch wahrlich Gottes Stimme iſt, achten lernen und den Völkern das Kleinod der wahren Religion wiedergeben! Sie allein können es, denn ſie ſind zu Hütern und Wächtern am heiligen Tempel Gottes und Chriſti berufen. Die Heerde folgt ſtets der Stimme ihrer Hirten, und kann nur da Weide finden, wohin ſie von dieſen geführt wird. — Wenn ſie ernſtlich Anſtalt träfen, die Pagoden und Moſcheen des Rationalismus zu verſchließen, und mit dem Tempel des Friedens auch die wahre Kirche des Supernaturalismus, die Kirche Jeſu wieder aufzuthun — die Menſchheit ſcheint im Ganzen jetzt reif dazu und — hat man ſchon einen ernſtlichen Verſuch gemacht, ohne Intoleranz und Dragonaden und Kreuzzüge gegen die Ketzer, wohl aber mit Ernſt und redlichem Willen, dem Evangelium ſeine Geltung wieder zu verſchaffen? ſo, daß man etwa das alte Sprichwort mit Recht anführen könnte: Oleum et operam perdidi. M-s-r.

Supremat wird diejenige Oberherrſchaft und vorzügliche Gewalt genannt, welche ſich der Papſt über die catholiſchen Biſchöfe und die ganze Kirche zuſchreibt. Die Gränzen dieſes Supremats, welches von den Proteſtanten durchaus verworfen wird, ſind auch in den catholiſchen Ländern nicht einhellig beſtimmt, und der Papſt übt vermöge deſſelben in einem Lande mehr, in dem andern aber weniger Rechte aus.

Surinam (Suriname), die wichtigſte unter den holländiſchen Colonien auf der amerikaniſchen Küſte Guyana. Sie hat ihren Namen von dem Fluſſe Surinam, an deſſen Ufern größtentheils die 400 großen Plantagen angelegt ſind, aus welchen die Colonie beſteht. 1607 nahmen die Holländer dieſe Striche Landes den Engländern weg, und behielten ſie durch den Frieden von Breda. Man zog deutſche Bebauer hieher, und ſuchte durch viele

angelegte Canäle das Land zu trocknen, und die Luft zu reinigen. Dadurch entſtanden dann die Menge von Indigo-, Baumwollen-, Caffee- und Zuckerpflanzungen, welche jezt ſo viele Producte liefern, daß man des Jahrs 70 Schiffe nach Europa hin damit beladen kann, deren Ladung gegen acht Millionen Gulden beträgt. Caffee, welcher von Java hieher verpflanzt wurde, macht den wichtigſten Gegenſtand des Handels aus, und jährlich werden gegen 180,000 Centner, und beinahe eben ſo viel Zucker ausgeführt. Reiß, Hanf, große Schildkröten, welche die alten friedlichen Einwohner, Bocken genannt, zum Tauſch gegen Pulver, Branntwein, nürnberger Waaren liefern, kommen nicht in den auswärtigen Handel. Die Pflanzungen reichen von der Küſte 25 Meilen weit ins Land, werden aber oft durch entlaufene Neger, die man Maroon-Neger nennt, beunruhigt, welche aus den innern Gebirgen und Wäldern häufige und unvermuthete Ausfälle machen, und durch die von ihnen befreiten Negerſklaven täglich ihre Zahl vermehren. Ihrer ſind an 20,000, die aber in viele Haufen getheilt leben. Mehrere gegen ſie mit regelmäßigen Truppen unternommene Kriege ſind verunglückt; man mußte ſich mit ihnen vergleichen, ihre Unabhängigkeit anerkennen, und ihnen freien Handel und jährliche Geſchenke verſprechen. Dagegen ſollen ſie keine Einfälle machen, und keine entlaufene Sklaven aufnehmen. Im December und Januar iſt in Surinam die kurze, im April, Mai, Junius und Julius die lange Regenzeit; im Februar und März die kleine, vom Auguſt bis zu Ende Novembers die große trockne Zeit. Dieſe leztere iſt die ungeſundeſte, und der Erdboden ſpringt bisweilen 5 bis 6 Schuh weit auf. Doch hat der Anbau und das Durchhauen großer Wälder, um den Zug der Luft zu befördern, das für Europäer ungeſunde Clima merklich verbeſſert. Im Jahr 1780 rechnete man in der ganzen Colonie 7000 Europäer, 500 Freineger und Mulatten, und 70,000 Negerſklaven. Zur Vertheidigung gehören 1500 Mann regulärer Truppen, 2000 Bürger und 400 freie Neger und Mulatten. Die einzige Stadt dieſer Colonie iſt Paramaribo, zwei Meilen von der Mündung des Fluſſes entfernt, groß und regelmäßig in einer überaus ſchönen Gegend gebauet. Die Beſchützung gewährt das dabei liegende Fort Neuamſterdam und Zeelandia. Sonſt gibt es nur noch zwei Dörfer und eine Herrenhuter Anlage in dieſem Diſtricte; alle übrigen Plantagen liegen zerſtreut. Seit 1772 gehörten zwei Drittheile von der ganzen Colonie der Stadt Amſterdam, und ein Drittheil der Compagnie von Surinam, jezt dem Staat. 1799 erſchienen die Engländer mit einiger Kriegsmacht an der Küſte, und die ganze Colonie ergab ſich willig in den Schutz derſelben. Sie kam aber durch den Frieden von Amiens wieder an die bataviſche Republik. Die Directoren der Societät von Surinam ernannten den Generalgouverneur, welcher über dieſe Colonie in Civil- und Militärſachen zu befehlen hat; doch muß er von den Generalſtaaten beſtätigt werden, und dieſen ſowohl als den Directoren ſchwören. Nach ihm kommt der Fiscal, ferner das Polizei- oder Criminalgericht, und der Juſtizhof nebſt dem Commiſſionsgerichte, bei welchen aber der Generalgouverneur präſidirt. Dieſer leztere hat 24,000 holländiſche Gulden Gehalt, und wenn er nach ſechs Jahren ſein Gouvernement niederlegen will, bekommt er eine jährliche Penſion von

6000 Gulden. Außer andern Abgaben muß jeder Bürger und Pflanzer, als Eigenthümer ſeiner Plantage in Surinam, ſeinen jährlichen Gewinn, den er eidlich anzugeben gehalten iſt, verſteuern. Von 1000 — 1500 Gulden werden 6 Procent, von 1500 — 2500 Fl. 7 Procent, von da bis 3000, 8, und ſo immer ſteigend bis 10,000 Gulden bezahlt, wo die Steuer funfzehn Procent ausmacht, und dann bis 50,000 Gulden jährlicher Einnahme nicht erhöht wird. Von dem Generalgouvernement ſind auch die andern Colonien zu Eſſequebo und Demerary in Guyana abhängig. (S. Demerary.)

Surrogat, von dem lateiniſchen Worte surrogare, etwas an die Stelle einer andern Sache ſetzen, einen an die Stelle eines Verſtorbnen wählen. — Surrogat iſt alſo etwas, das die Stelle einer andern Sache, die nicht vorhanden oder ſchwer zu erlangen iſt, erſetzt oder erſetzen ſoll. Eicheln, Möhren, Cichorie, Runkelrüben, Erdmandeln u. ſ. w. ſind Surrogate des Caffees, Zucker aus Runkelrüben, Weintrauben, Möhren u. ſ. w. Surrogate des indiſchen Zuckers; auch für gewiſſe Arzneien, z. B. Rhabarber und Chinarinde, hat man Surrogate gefunden. Das Surrogat iſt, der Natur der Sache nach, von geringerer Qualität, als das Product, das es erſetzen ſoll.

Suſa, an der Oſtſeite des Fluſſes Euläus oder Choaſpes, die Hauptſtadt der perſiſchen Provinz Suſiana und die gewöhnliche Reſidenz der perſiſchen Könige. Wahrſcheinlich war ſie von Darius erbaut. Sie hatte drei Meilen im Umfang, und war ohne Mauern. Nur das eigentliche Schloß, Memnonium genannt, war befeſtigt. Jetzt ſteht an dem Orte die Stadt Toſter oder Schoſchter.

Süßmilch (Johann Peter), ein ſehr verdienter Gelehrter und Schriftſteller, Oberconſiſtorialrath und Probſt in Berlin, geboren daſelbſt den 3ten September 1707, ſtudierte zu Halle und Jena anfangs die Rechte nach dem Willen ſeines Vaters, eines Bauers, dann die Medicin aus Neigung, endlich Theologie, war einige Zeit Feld⸗, darauf Landprediger, und ſeit 1742 Probſt und Oberconſiſtorialrath in Berlin, wo er den 22ſten März 1767 ſtarb. Er beſaß eine ſcharfe Beurtheilungskraft, viel Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit, ward daher unter die Mitglieder der Akademie aufgenommen, und ſtiftete ſich in der gelehrten Welt ein bleibendes Andenken durch das in ſeiner Art claſſiſche, mit philoſophiſchem Scharfſinn geſchriebene Werk: „Die göttliche Ordnung in der Veränderung des menſchlichen Geſchlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung deſſelben erwieſen, Berlin 1740, 8., 4te Ausgabe, von C. J. Baumann, 3 Thle., 1775, 8. Auch hat ſich Süßmilch als Schriftſteller um die Geſchichte und Vergleichung der Sprachen ſehr verdient gemacht.

Suwarow⸗Rimnitzkoi (Peter Alexei Waſiliowitſch, Graf von), Fürſt Italinski, kaiſerlich ruſſiſcher, auch kaiſerlich königlicher Feldmarſchall und Generaliſſimus der ruſſiſchen Heere, einer der berühmteſten Feldherren des achtzehnten Jahrhunderts, war 1730 zu Suskoi, einem Dorfe in der Ukraine, geboren. Sein Vater war Offizier, und brachte ihn auf die Cadettenſchule in St. Petersburg. In ſeinem 17ten Jahre trat Suwarow als gemeiner Gardiſt in die Dienſte ſeines Vaterlandes, und zeichnete ſich in dem Kriege mit Schweden in Finnland durch ſeinen per⸗

ſönlichen Muth vortheilhaft aus. 1754 wurde er Lieutenant, und erwarb ſich noch mehr Beifall und Ehre in der denkwürdigen Schlacht von Zorndorf, wo er trotz ſeiner Wunden auf dem Schlachtfelde blieb, und ſeine ſehr zuſammengeſchmolzene Mannſchaft aus dem Treffen führte. Eben ſo muthvollen Antheil nahm er an der Schlacht von Cunnetsdorf und an dem Sturme von Schweidnitz. Wegen dieſer und anderer Auszeichnungen ward er nach der Einnahme von Colberg zum Platzmajor von Königsberg mit dem Range eines Oberſtlieutenants ernannt, und 1763 ſandte ihn der Graf Panin mit einem Empfehlungsſchreiben an die Kaiſerin Catharina II., welche ihm ein von ihr eigenhändig geſchriebenes Oberſtenpatent ſchenkte. 1768 befehligte Suwarow in dem zwiſchen Rußland und der barer Conföderation wegen der Diſſidenten ausgebrochenen Kriege einen Theil der ruſſiſchen Truppen, zerſtreute die Heere der beiden Pulawski, nahm Cracau mit Sturm ein, und erfocht noch mehrere Vortheile, wofür er von der Kaiſerin zum Generalmajor ernannt, und mit dem Alexander-Newsky-Orden belohnt wurde. Nach der erſten Theilung Polens zwiſchen den drei Mächten wurde er zu Petersburg mit großer Auszeichnung empfangen, und diente 1773 in dem Kriege gegen die Türken unter dem Marſchall Romanzoff, wo er bei mehreren Gelegenheiten Beweiſe ſeines Muths und ſeines Unternehmungsgeiſtes gab. In drei verſchiedenen Treffen ſchlug er die ihm gegenüberſtehenden Türken, und nachdem er ſich mit dem General Kamenskoi vereinigt hatte, gewann er einen vierten entſcheidenden Sieg über den Reis-Effendi bei Kasladgi. Nach dem Frieden mit der Pforte ſtillte er im Innern Rußlands die Unruhen, welche Pugatſchefs Empörung veranlaßt hatte, unterwarf 1783 die Tataren von Kuban und Budziac der ruſſiſchen Krone, und nöthigte ſie, der Kaiſerin zu huldigen, welche ihm dafür den Wladimirorden ſchenkte, und ihn zum General en Chef ernannte. Im Treffen bei Kinburn 1787 ließ er als Oberbefehlshaber die Infanterie ihre Patrontaſchen ablegen, und mit gefälltem Bajonnet auf die verſchanzten Feinde losgehen; die Angriffe wurden zurückgeſchlagen, Suwarow ſelbſt wurde in den Leib geſchoſſen, und dennoch ſetzte er ſich zu Pferde, ſprengte ſeinen fliehenden Koſaken nach, ſtürzte ſich mitten unter ſie vom Pferde herab, und rief: „Lauft nur, lauft, und gebt euren General den Türken Preis.“ Bei der Belagerung von Oczakow, zu welcher ihn der Fürſt Potemkin commandirte, ließ er ſich ſeinen Muth zu weit verleiten, und würde mit 600 Mann, die ihm folgten, verloren geweſen ſeyn, hätte nicht der Fürſt Repnin ihn gerettet. Nachher erfocht er in Verbindung mit dem Prinzen von Sachſen-Coburg bei Fokzani (den 1ſten Auguſt 1789) einen Sieg über den Seraskier Mehmed Paſcha. Aber noch einen glänzendern Ruhm erwarb er, als er auf die Nachricht, daß der Prinz von Coburg von den Türken umringt ſey, ihm zu Hülfe eilte, und mit ihm zugleich im September 1789 an dem Fluſſe Rymnik das große türkiſche Heer aufs Haupt ſchlug. Kaiſer Joſeph erhob ihn dafür in den deutſchen Reichs-, und die Kaiſerin Catharina in den ruſſiſchen Grafenſtand. Beide Monarchen machten ihm große Geſchenke, und die Kaiſerin Catharina ertheilte ihm den Namen: Rymnitzkoi. Die ſtarke Feſtung I s m a i l hatte lange den ruſſiſchen Waffen widerſtanden; und der Oberfeldherr, Fürſt Potemkin, feſt entſchloſſen, daß ſie ohne fer-

nern Verzug eingenommen werden ſollte, trug dem Grafen Suwarow dieſe Unternehmung auf. Da der Commandant von keiner Capitulation hören wollte, ſo befahl Suwarow zu ſtürmen, verſprach den Siegern die Plünderung der Stadt, und ertheilte zugleich den Befehl, keinen Pardon zu geben. Es erfolgte eines der ſchrecklichſten Blutbäder der neuern Zeit. Die Ruſſen wurden zweimal mit großem Verluſt zurückgeſchlagen; doch endlich erſtiegen ſie die Wälle, brachen in die Feſtung ein, und begannen ein grauenvolles Morden. 33,000 Türken wurden getödtet oder ſchwer verwundet, und 10,000 jedes Standes wurden nach dem Gemetzel zu Gefangenen gemacht. Acht Tage Zeit waren nöthig, um die auf beiden Seiten Gefallenen zu begraben. Dem Feldherrn wurde das Schreckliche dieſes Tages zur Laſt gelegt; allein man darf es billiger Weiſe zwiſchen ihm und ſeinem Kriegsheere, welches durch den Widerſtand der Türken aufs äußerſte gebracht war, vertheilen. Von der ganzen Beute nahm Suwarow übrigens nichts weiter an, als ein einziges Pferd für ſich. Nach dem Frieden von 1791 ernannte die Kaiſerin Catharina den General Suwarow zum Chef der Gouvernements von Catharinoslaw, der Crimm und den eroberten Provinzen am Ausfluß des Dnieſter, und Suwarow wählte Cherſon zu ſeinem Wohnſitz, wo er zwei Jahre lang blieb. Als 1794 die Polen zu den Waffen griffen, wurde Suwarow dorthin berufen, um dem Aufſtande mit den ruſſiſchen Armeen Einhalt zu thun. Er gewann mehrere Siege über die Patrioten, belagerte 1794 die befeſtigte Vorſtadt von Warſchau, Praga (ſ. d.), und nahm ſie nach einem vierſtündigen Kampfe mit Sturm. Suwarow zog feierlich am 9ten November in Warſchau ein, und ſeine Kaiſerin ernannte ihn zum Generalfeldmarſchall, und ſchenkte ihm einen goldnen Commandoſtab, nebſt einem Eichenkranz, woran bloß die Diamanten auf 60,000 Rubel geſchätzt wurden. 1799 übertrug ihm der Kaiſer Paul den Oberbefehl über die Truppen, welche mit den Öſterreichern vereint in Italien gegen die Franzoſen fochten. Auch von dem deutſchen Kaiſer wurde er zum Generalfeldmarſchall und zum Oberbefehlshaber der öſterreichiſchen Truppen ernannt. Er gewann mehrere glänzende Siege, bei Piacenza, bei Novi u. ſ., nahm den Franzoſen alle Städte und Feſtungen Oberitaliens, erhielt den Titel eines Fürſten Italinski, und ging über die Alpen und den St. Gotthardsberg nach der Schweiz. Indeſſen wurde eine Diviſion Ruſſen unter dem Fürſten Korſakow von Maſſena bei Zürich geſchlagen und zum Rückzuge über den Rhein genöthigt. Dieſer Unfall und das Ausbleiben der von Öſterreich erwarteten Hülfe nöthigten Suwarow, ſich fechtend bis an den coſtnitzer See zurückzuziehn. Nach außerordentlichen, muthvollen Anſtrengungen vereinigte er ſich mit dem korſakowſchen Heere; allein die Mühſeligkeiten des Feldzuges und ſein Alter zogen ihm eine gefährliche Krankheit zu. Der Kaiſer von Rußland ſandte ihm deßhalb einen ſeiner geſchickteſten Leibärzte, und die Einladung zur Rückkehr nach Petersburg, wo Zimmer im kaiſerlichen Palaſte für ihn in Bereitſchaft ſtänden. Suwarow ahnend, daß ſein eigenſinniger Gebieter von dem Bündniſſe abtreten wollte, weigerte ſich, und ſtellte in den ſtärkſten Ausdrücken die Nothwendigkeit der Fortſetzung des Krieges und der Verſtärkung ſeines Heeres vor. Endlich bezog er in Böhmen die Winterquartiere; al-

lein beſtimmte Befehle des Kaiſers, worin dieſer ſeinen Unwillen ausſprach, nöthigten ihn, nach Rußland zurückzugehn. Dadurch fühlte er ſich auf das ſchmerzhafteſte ergriffen. Krank kam er in Petersburg an, wo er, ſtatt im kaiſerlichen Palaſt zu wohnen, das Haus eines Verwandten beziehen mußte. Er fühlte ſeine Kraft gebrochen, und ſtarb den 18ten Mai 1800, in einem Alter von 70 Jahren. Sehr feierlich wurde ſein Begräbniß, unter Begleitung von 15,000 Mann Truppen, begangen, und Pauls edler Nachfolger, der Kaiſer Alexander, ließ 1801 in dem kaiſerlichen Garten zu Petersburg eine coloſſale Statue von Suwarow aufſtellen. — Suwarow war ein außerordentlicher Menſch. Schmächtig und mager von Geſtalt, hatte er doch eine feſte Geſundheit, die er durch ſeine Lebensweiſe immer mehr abzuhärten ſuchte. Er ſchlief auf einem Stroh- oder Heulager unter einer leichten Decke, und begnügte ſich mit gemeiner Soldatenkoſt. Dieſe Lebensweiſe behielt er auch bei, als er den höchſten Gipfel ſeines Glücks erreicht hatte. Seine ganze Garderobe beſtand aus der Regimentsuniform und einem Schafpelz. Durch Mäßigkeit und Thätigkeit erhielt er ſich bis im Alter ſein Jugendfeuer. Strenge befolgte er die äußerlichen Vorſchriften ſeiner Religion, und hielt darauf, daß dies eben ſo pünktlich von ſeinen Untergebenen, denen er an Sonn- und Feſttagen Vorleſungen aus Erbauungsſchriften hielt, geſchahe. Nie gab er das Signal zur Schlacht, ohne ein Kreuz zu machen, und das Bild des heiligen Nicolaus zu küſſen. In ſeinen Entſchlüſſen unerſchütterlich, war er treu ſeinen Verſprechungen, und durchaus unbeſtechlich. Im Reden und Schreiben erkünſtelte er einen laconiſchen Styl, und faßte häufig ſeine Befehle und Berichte in Knittelverſen ab. Wohl bekannt mit mehreren neuen Sprachen, ließ er ſich doch nie auf eine politiſche oder diplomatiſche Correſpondenz ein, und pflegte zu ſagen: daß die Feder nicht der Hand eines Soldaten anſtändig ſey. Durch ſein gemeines und rohes Betragen, durch ſeine Verachtung alles Aufwandes, und ſeine Furchtloſigkeit ward er der Liebling ſeiner Soldaten. Die vornehmern Offiziere waren hingegen ſeine heimlichen Feinde wegen der ſtrengen Subordination, die er hielt. Sein Grundſatz war, daß jeder General an der Spitze und nicht an der Ferſe ſeiner Armee ſeyn müſſe. Überhaupt hatte er einen Überfluß an kriegeriſchen Sentenzen. „Wenn Sie" — ſchrieb er einſt einem ruſſiſchen General — „den Unordnungen nicht Einhalt thun, ſo werde ich Sie erſchießen laſſen." Nach ſeiner Äußerung beſtand ſeine ganze Tactik in den Worten: Vorwärts und ſchlage! (Stupai i be.) Deſſen ungeachtet hatte er tactiſche Kenntniſſe; nur das Kleinliche und Pedantiſche konnte er nicht leiden. Als Paul ſeine Truppen umformte, und ihnen Zöpfe und Locken gab, ſagte Suwarow: Zöpfe ſind keine Piken, und Locken keine Kanonen. Seine Adjutanten mußten ihm, wenn er ſich bisweilen vergaß, im Namen des Feldmarſchalls Suwarow Erinnerungen machen. Einmal prügelte er einen Soldaten wegen eines Dienſtfehlers, und ein Adjutant rief ihm zu: „der Feldmarſchall Suwarow habe befohlen, daß man ſich nicht von ſeinem Zorn beherrſchen laſſen ſolle!" Wenn der es befohlen hat, ſo muß man gehorchen! erwiederte Suwarow, und ließ ſogleich ab. An Muth, Unternehmungsgeiſt und Schnelligkeit des Entſchluſſes und der Ausführung hatte

Suwarow wenige ſeines Gleichen. Manche Kriegskünſtler ſprechen ihm gehörige Überlegung ſeiner Entwürfe und Geſchicklichkeit in ſeinen Wendungen ab, und viele beſchuldigen ihn der Grauſamkeit. Gegen dieſen letztern Vorwurf hat ihn Seume, der aber als vormaliger ruſſiſcher Offizier und eifriger Anhänger ſeines Feldherrn parteiiſch war, zu rechtfertigen geſucht. N. P.

Swammerdam (Johann), ein berühmter Zergliederer und Naturforſcher, ausgezeichnet durch ſeine genauen Unterſuchungen in dieſen Wiſſenſchaften, wurde zu Amſterdam 1637 geboren, war der Sohn eines Apothekers, der ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmte, und ihm eine vortheilhafte Erziehung gab. Da er aber großen Hang zu der Naturkunde hatte, ſo gab ſein Vater nach. Beſonders zog ihn die Entomologie (Inſectenlehre) an, und ſchon früh machte er für ſich eine Sammlung geflügelter Inſecten, zu welchem Zweck er Tage und Nächte verwandte, und Reiſen in den Provinzen Holland, Geldern und Utrecht machte. Zu Leiden ſtudierte er Arzneikunde, und zeichnete ſich durch ſeinen Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit in anatomiſchen Verſuchen und Präparaten ungemein aus. Einer ſeiner Freunde war der berühmte Zergliederer Nicolaus Stenonius, bei dem er zu Paris, welches er 1664 zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe beſuchte, lebte. 1667 erhielt er zu Leyden die Doctorwürde. Zu dieſer Zeit machte er die für die Anatomie wichtige Erfindung, die Gefäße mit einer harzigen, durch die Hitze flüſſig gemachten Materie auszufüllen, welche, wenn ſie kalt wird, jene Gefäße ausgedehnt erhält. Außerdem verdankt man ihm die Erfindung eines Thermometers zur Erforſchung des Grades der Wärme in den Thieren. 1669 gab er eine allgemeine Geſchichte der Inſecten (Utrecht, 4.) heraus. In dieſem Werke ſind viele wichtige Bemerkungen über die Veränderungen, welchen dieſe Claſſe von Thieren unterworfen iſt. — Es fehlte ihm oft an Geld und Kleidern, weil er ſich nicht entſchließen wollte, die Zeit, welche er ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen widmete, auf Ausübung der Arzneikunde zu verwenden. Indeſſen gab er 1672 ein wichtiges anatomiſch-mediciniſches Werk: „Miraculum Naturae seu Uteri muliebris fabrica notis in J. van Horne Prodromum illustratum" heraus, welches ſehr häufig wieder aufgelegt wurde. Durch ſein anhaltendes Studium und mancherlei Widerwärtigkeiten war er hypochondriſch geworden; und in dieſem Zuſtande machten die Schwärmereien der Antoinette Bourignon einen tiefen Eindruck auf ſein Gemüth. Er gab alle ſeine bisherigen Arbeiten, als unwürdig den menſchlichen Geiſt zu beſchäftigen, auf, folgte der Bourignon nach Holſtein, kehrte aber nachher, durch Kummer und Entbehrungen faſt in ein Skelett verwandelt, nach Amſterdam zurück, und ſtarb 1680. Einige Zeit vor ſeinem Tode vernichtete er ſeine noch übrigen Papiere. Einen großen Theil ſeiner Manuſcripte hatte er aus Armuth an Thevenot für eine unbedeutende Summe verkauft. Dieſe Schriften kamen ein halbes Jahrhundert nachher in Boerhave's Hände, der ſie in holländiſcher und deutſcher Sprache unter dem Titel: Biblia Naturae, sive Historia Insectorum in certas Classes reducta, nec non Exemplis et anatomico variorum Animalculorum examine illustrata, insertis numerosis rarioribus Naturae Observationibus, 1737, in zwei Foliobänden mit Kupfern herausgab.

Dies Werk iſt ins Deutſche, Engliſche und Franzöſiſche überſetzt, und ein bewundernswürdiges Denkmal der angeſtrengteſten und genaueſten Beobachtung, in welchen Eigenſchaften vielleicht Swammerdam nie von einem andern Naturforſcher wird übertroffen werden. Es iſt in vier Theile nach Maßgabe der vier Arten von Veränderungen getheilt, welche der Verfaſſer bei den Inſecten bemerkt hat; und es enthält einen Schatz der wichtigſten Entdeckungen. Die Geſchichte der Bienen iſt beſonders vortrefflich, und ſie wird als das Meiſterſtück dieſes Schriftſtellers betrachtet. Auch die Kupfer ſind ausnehmend ſchön. Swammerdams Leben iſt von Boerhave beſchrieben dem Werke vorgedruckt. Außerdem hat man noch von ihm eine lateiniſche Abhandlung: Über das Athemholen und den Gebrauch der Lungen (Leyden 1738, 4).

Swantewit oder Swantewiz, eine der vorzüglichſten guten Gottheiten der ſlawiſchen Völker. Sein Name ſoll ſo viel als heiliges Licht bedeuten; er wurde überall in Deutſchland, wo Slawen wohnten, verehrt. Zu Arkona, auf der Halbinſel Witto bei Rügen, war ein berühmter Tempel des Swantewit, wo ein ihm geweihtes Pferd unterhalten wurde, deſſen man ſich bei wichtigen Unternehmungen als eines Orakels bediente. Wenn das heilige Pferd ein beſtimmtes Ziel mit dem rechten Fuße zuerſt erreichte, ſo war es ein gutes Zeichen, ſchritt es aber mit dem linken zuerſt vorbei, ſo bedeutete es Unglück. Der König von Dänemark, Woldemar I., der Rügen eroberte, ließ auch im J. 1168 den Tempel zu Arkona zerſtören; die Bildſäule des Swantewit wurde an einem Stricke herumgeſchleift und dann verbrannt.

Swedenborg (Emanuel von), der merkwürdigſte unter den Theoſophen des 18ten Jahrhunderts, war den 29ſten Januar 1689 zu Stockholm geboren. Von ſeinem Vater, dem Biſchof von Weſtgothland, Jasper Swedberg, in der den Schweden eignen ſtrenglutheriſchen Orthodoxie und Frömmigkeit erzogen, nahm ſein im Glauben und Lieben gleich ſtarkes, phantaſiereiches Gemüth bald die Richtung zur Religioſität. Seine Studien umfaßten Theologie, Philoſophie, Mathematik und Naturwiſſenſchaften; ſeine erſten poetiſchen Verſuche erſchienen unter dem Titel Carmina miscellanea 1710 zu Skara. Die Jahre 1710 bis 1714 brachte er auf wiſſenſchaftlichen Reiſen in England, Holland, Frankreich und Deutſchland zu, und beſuchte die Univerſitäten dieſer Länder. Nach ſeiner Rückkehr habilitirte er ſich zu Upſala, und zeigte durch ſeinen Daedalus hyperboraeus (ſechs Hefte mathematiſcher und phyſikaliſcher Verſuche und Bemerkungen), in welchen Wiſſenſchaften er ſich auszeichnen werde. Er hatte mehrere Unterredungen mit Carl XII., der ihn 1716 zum Aſſeſſor beim Bergwerkscollegio ernannte, und ſchloß ſich an den ſchwediſchen Archimedes Chriſtoph Polhem an, deſſen Erfahrungen er glücklich zu benutzen wußte. Die Erfindung einer Rollenmaſchine, vermittelſt welcher er eine Schaluppe, zwei Galeeren und vier große Böte, die Carl XII. 1718 zum Transport des Belagerungsgeſchützes nach Friedrichshall brauchte, von Strömſtadt bis Idefjal, fünf Stunden weit über Berg und Thal ſchaffte, wie ſeine Abhandlungen über Algebra, Werth des Geldes, Planetenlauf, Ebbe und Fluth erwarben ihm den Dank der Regierung,

welchen die Königin Ulrike ihm dadurch bewies, daß ſie ihn 1719 unter dem Namen van Swedenborg in den Adelſtand erhob, und ihm dadurch das Recht zur Reichsſtandſchaft gab. In Angelegenheiten ſeines Amtes bereiſ'te er 1720 die ſchwediſchen, und 1721 die ſächſiſchen Bergwerke, über die er lehrreiche Abhandlungen ſchrieb; ähnliche Reiſen unternahm er in die öſterreichiſchen und ungariſchen Bergwerke. Eine Sammlung ſeiner philoſophiſchen und mineralogiſchen Werke (Opera philosophica et mineralogica) kam 1734 in drei Foliobänden ans Licht, und mit Bewunderung erkannte das gelehrte Europa darin die Frucht ſeines Fleißes und ſeiner tiefen Forſchungen; die darin befindliche Schrift über das Eiſen wurde als die beſte in ihrer Art von der franzöſiſchen Akademie in ihre Geſchichte der Künſte aufgenommen. Die Akademien zu Upſala und Petersburg ſandten ihm ihre Diplome, die zu Stockholm hatte ihn ſchon 1729 zum Ehrenmitgliede ernannt. Neue Reiſen nach Frankreich und Italien zwiſchen 1738 und 1740, auf denen er ein Jahr in Venedig und Rom verweilte, bereicherten ſeine Kenntniſſe, und brachten ihn in die ehrenvollſten Verbindungen. Die Ökonomie des Thierreichs (Oeconomia regni animalis), die er nach ſeiner Rückkehr 1740 und 1741 herausgab, enthielt nur die Anwendung des in ſeinen philoſophiſchen Werken aufgeſtellten Naturſyſtems auf die belebte Schöpfung. Die Idee eines nothwendigen mechaniſchen und organiſchen Zuſammenhanges aller Dinge iſt die Grundlage dieſes mit originellem Scharfſinn nnd großer Beleſenheit durchgeführten Syſtems. Ein im Unendlichen gegebner Punkt, die Centralkraft der Natur ſoll durch die in Spiralbewegung von ihm ausgehenden Kraftſtröme alle Geſtaltungen des Lebens und der Thätigkeit hervorbringen. Dieſe ordnet Swedenborg in Elemente, z. B. Elaſticität, Magnet, Äther, Luft u. ſ. w., und weiſ't ſie im Gebiete der Organiſationen nach. Hier ſieht er eine Folge von Reihen und Stufen der Geſchöpfe, zuſammenhängend nach dem Geſetze einer „conſtabilirten" Harmonie, und in ſteter Wechſelwirkung. Dieſe genialiſche Anſchauung des innern Bandes, das alle Dinge in der ſichtbaren Welt zuſammenhält, führte ſeinen gränzenloſen Forſchungstrieb auf dem Wege der Analogie und Allegorie in die unſichtbare. Den Beruf zum Verkehr mit dem Reiche der Geiſter erhielt er nach ſeiner Angabe durch eine Viſion 1743 zu London. Ein ſtrahlender Mann in Purpur gekleidet, erſchien ihm und ſprach: ich bin Gott, der Herr, Schöpfer und Erlöſer, und habe dich erkohren, den Menſchen den innern geiſtigen Sinn der heiligen Schrift zu erklären, und werde dir eingeben, was du ſchreiben ſollſt! Nun waren, wie er glaubte, auf einmal die Augen ſeines innern Menſchen geöffnet, um Himmel, Hölle und Geiſterwelt zu ſehen, aus der ihm nach und nach nicht nur verſtorbene Bekannte, ſondern auch die größten Männer der Vorwelt erſchienen, und ſich mit ihm unterredeten. Um dieſem überirdiſchen Umgange und ſeinem Berufe zum Mittleramt zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Welt ganz zu leben, legte er ſein bisher pünktlich verwaltetes Amt beim Bergwerkscollegio 1747 nieder, und ſchlug auch eine höhere ihm angetragene Staatsbedienung aus. Der König ließ ihm den vollen Gehalt als Penſion. Ohne andre Beſchäftigung, als Geiſter ſehen und ſprechen oder Niederſchreiben, was ihm durch höhere Offenbarung eingege-

ben ſeyn ſollte, hielt er ſich nun abwechſelnd in Schweden und England auf. Die theologiſchen Bücher, die er in dieſer Periode nach ſeiner Angabe nur als Secretär des Herrn geſchrieben, ließ er auf eigne Koſten drucken. Sie fanden in England, Schweden, Holland und Frankreich zahlreiche Leſer, und während er ſeinen Anhängern ein Gegenſtand des Erſtaunens und der tiefſten Verehrung wurde, erregten ſeine kühnen Behauptungen unter den Unbefangnen um ſo größeres Befremden, je weniger man ihm Unredlichkeit oder Verſtandesſchwäche vorwerfen konnte. Man mußte ihn als einen gründlichen Gelehrten, ſcharfſinnigen Denker und tugendhaften Menſchen ehren; ſeine Beſcheidenheit entfernte, wie ſein unabhängiger Wohlſtand, den Verdacht ehrgeiziger oder eigennütziger Abſichten und ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit gab ihm das Anſehn eines Heiligen, der wirklich mehr in Geſellſchaft der Engel, als unter den Menſchen lebte. In ſeinen Ekſtaſen, wo er ſich mit Geiſtern unterredete, Offenbarungen empfing, und Anſchauungen der unſichtbaren Welt hatte, ſchien er ein Träumender zu ſeyn, in deſſen Geſichtszügen ſich Schmerz oder Entzücken ankündigte, je nachdem ihn eben Hölle oder Himmel beſchäftigte. Im gewöhnlichen Leben zeigte er die Feinheit vornehmer Weltleute, ſein Umgang war lehrreich, wohlthuend und angenehm, ſeine perſönliche Darſtellung würdig und edel. Verheirathet hatte er ſich nie, doch ſchätzte er die Geſpräche geiſtreicher Frauen, und vermied auch den Schein eines Sonderlings. Seine angeblichen Viſionen, mit denen er anfangs freimüthig, doch ohne Prahlerei hervortrat, in ſpäteren Jahren aber zurückhaltender wurde, und die ſeltſamen Lehren, die ſeine Schriften enthielten, zogen ihm eine Anklage von Seiten der Geiſtlichkeit zu, welche ihm jedoch nicht ſchadete, da die vornehmſten Biſchöfe ſeine Schriften billigten, und der König Adolph Friedrich ihn ſchützte. Im ungeſtörten Genuſſe einer dauerhaften Geſundheit erreichte er das 84ſte Jahr, und ſtarb an den Folgen eines Schlagfluſſes zu London den 29ſten März 1772. Bis an ſeinen Tod hat er ſelbſt an die Wirklichkeit ſeiner Viſionen und göttlichen Eingebungen feſt geglaubt. Dieſer Glaube war ſeinem immer mehr von der Welt abgewendeten und moraliſch iſolirten Gemüthe zur fixen Idee geworden. Einmal befangen in dieſem Wahne und im Verkehr mit den Bildern überſinnlicher Gegenſtände, die ſein lebendiger Geiſt ſich ſchuf, und ſeine ſtarke Phantaſie ausmahlte, geübt, konnte er wohl dahin kommen, das, was in ihm ſelbſt entſtand, für Erſcheinungen von oben und außen, ſich ſelbſt aber für das Mittelglied zwiſchen der unſichtbaren und ſichtbaren Welt zu halten. Nicht nur ſein eignes reiches Gemüth, ſondern auch die Werke früherer Theoſophen und Myſtiker, die er fleißig geleſen hatte, gaben ihm Stoff genug, ſich ein Geiſterreich zu bilden, wie er es wollte. Seine Schilderungen davon tragen bis in die kleinſten Züge das Gepräge der Sitten und Verhältniſſe ſeiner Zeit und der ihm als Naturforſcher geläufigen Anſicht der Sinnenwelt, ſeine Geiſter führen die Sprache ſeiner Individualität und die Familienähnlichkeit ſeiner Auslegungen der heiligen Schrift mit den Deutungen und Allegorien früherer Myſtiker ſticht überall hervor. Irrte er aber auch in den Mitteln, ehrwürdig bleibt immer ſein Zweck, durch die Verbreitung ſeiner an religiöſem, erbaulichen Gehalt ungemein reichen Schriften eine Gemeinde der

Heiligen zu ſammeln; in dem moraliſchen Theile dieſer Schriften findet man die reinſte Sittenlehre und wahrhaft erhebende, heilige Stellen, und ob er gleich nur in ſchlichter Proſa und ziemlich nachläſſigem Latein geſchrieben hat, gehört er doch noch mit größerem Rechte unter die religiöſen Dichter, als unter die Theologen. Was von ſeinen Prophezeiungen und Entdeckungen verborgner Dinge in der wirklichen Welt erzählt wird, z. B. die Anzeige, die er in Gothenburg von dem Brande zu Stockholm in derſelben Stunde, als dieſer entſtand, gegeben haben ſoll, gründet ſich nur auf Hörenſagen, und hat keinen hiſtoriſchen Werth. Viel merkwürdiger, als dergleichen Wundergeſchichten, iſt dem Pſychologen das Problem ſeiner originellen Individualität, über die Herder in ſeiner Adraſtea unter dem Artikel Swedenborg das treffendſte Urtheil gefällt hat, und eine Stelle in der Kirchengeſchichte ſichert ihm die noch beſtehende Secte der Swedenborgianer, die ihn als ihren Stifter verehrt. Sie entſtand aus den Leſern ſeiner theologiſchen Schriften, welche ſeine Behauptung, daß durch die ihm mitgetheilten himmliſchen Offenbarungen die zweite Ankunft Chriſti auf Erden, das jüngſte Gericht über die alte Kirche (die gegenwärtig herrſchenden chriſtlichen Religionsparteien), und die Stiftung der Kirche des neuen Jeruſalems, wovon die Apocalypſe und der Apoſtel Petrus bei der Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde redet, wirklich erfolgt ſey, gläubig annahmen. Sie bildeten in London und Stockholm nach ſeinem Tode exegetiſch=philanthropiſche Geſellſchaften, aus welchen die unter dem Namen der Kirche des neuen Jeruſalems bekannte Secte der Swedenborgianer hervorgegangen iſt. Die Lehre dieſer Secte gründet ſich auf die Bibel und folgende von Swedenborg ſeit 1747 bis 1771 in lateiniſcher Sprache geſchriebene Bücher: Arcana coelestica de coelo et inferno, De Telluribus, De ultimo judicio, De equo albo, De nova Hierosolyma et ejus doctrina coelesti, De Domino, De scriptura sacra, De vita, De fide, De divino amore et divina providentia, De amore conjugali, De commercio animae et corporis, Summaria expositio sensus prophetici, Apocalypsis explicata, Apocalypsis revelata, De vera theologia christiana. Dieſe werden von den Swedenborgianern als heilige Bücher geachtet, und die Lehre aus dem Worte oder die geiſtliche Mutter genannt. Das Wort ſelbſt oder den geiſtlichen Vater nennen ſie die Bibel, von der ſie nur den Pentateuch, das Buch Joſua, das Buch der Richter, die Bücher Samuels und der Könige, die Pſalmen, die Propheten, die vier Evangelien und die Apocalypſe für canoniſch halten. Sie unterſcheiden einen dreifachen Sinn des Wortes: den buchſtäblichen, wie ihn der gemeine Menſchenverſtand faßt, den innern geiſtigen, der in jenem verborgen, und erſt durch Swedenborg enthüllt worden iſt, und den himmliſchen, der wiederum in dieſem liegt, von den Engeln verſtanden wird, und den Herrn allein angeht. Sie läugnen die kirchlichen Dogmen von der Trinität, von der Genugthuung durch den Tod Jeſu, und deſſen ſtellvertretendem Verdienſte, von der Gnadenwahl und von der Auferſtehung der Leiber. Gott iſt ihnen allein Chriſtus, der Herr, der in ſeiner Perſon den Schöpfer, Erlöſer und Tröſter vereinigt, und nach ſeiner erſten Menſchwerdung, von der die Evangelien erzählen, zum zweitenmale 1743

erſchienen iſt, um ſeinem Diener Swedenborg den innern Sinn der heiligen Schrift aufzuſchließen. Dieſer Schlüſſel des Wortes iſt ihnen die von Swedenborg wieder entdeckte Wiſſenſchaft der Correſpondenzen, d. h. der gegenſeitigen vollkommenen Durchdringung der ſichtbaren und unſichtbaren Welt, nach der alles Phyſiſche geiſtige Bedeutung hat, und wiederum alles Geiſtige durch das Phyſiſche angedeutet wird. Der Glaube an dieſe Correſpondenz machte ihnen den Glauben an Swedenborgs Viſionen und die von ihm nach der Analogie ſeines vorher aufgeſtellten Naturſyſtems durchgeführten Allegorien möglich und ganz conſequent zogen ſie auch die neuern Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus in dieſes Gebiet. Das jüngſte Gericht verſtehen ſie nur geiſtig von dem 1756 erfolgten moraliſchen Untergange der alten Kirche. Nach dem Tode glauben ſie unmittelbar in verklärte Leiber, die nach der herrſchenden Liebe (Neigung) jedes Individuums gebildet werden, und in den Himmel oder in die Hölle zu kommen; Engel und Teufel halten ſie für abgeſchiedene Menſchenſeelen; zur Seligkeit wiſſen ſie keinen andern Weg, als die unter göttlicher Mitwirkung doch nur durch eigne Thätigkeit mögliche moraliſche Bekehrung, die ſie nach drei Stufen in Beſſerung, Reformation und Wiedergeburt eintheilen. Die Taufe begehen ſie an Kindern und Erwachſenen als Receptionsgebrauch, das heilige Abendmahl als Mittel der geiſtigen Vereinigung mit Chriſto. Ihre ſtrenge Moral bedingt die Aufnahme neuer Mitglieder durch die Vorausſetzung, daß ſie an den Herrn allein glauben, das Böſe meiden, und dies aus eigner Bewegung thun. Wer dieſe Bedingungen erfüllt, kann ſieben Jahre hindurch an dem den mündigen Mitgliedern jedes Geſchlechts gemeinſamen Stimmrecht und dem heiligen Abendmahle Theil nehmen, ehe er ſich durch die Taufe förmlich aufnehmen läßt. Die ſtimmfähigen Mitglieder ſind in Claſſen abgetheilt, die Ledigen haben $\frac{1}{7}$, die Ehepaare, welche noch nicht drei Kinder zeugten, $\frac{1}{3}$, und die mit drei oder mehr Kindern geſegneten Ehepaare, $\frac{1}{2}$ der Stimmen. Die Regierung der Kirche des neuen Jeruſalems beſteht aus drei Mächten: 1. der abſoluten, welche durch das in drei Formaten auf dem im Verſammlungsſaale ſtehenden, niemals beſetzten Präſidentenſtuhle liegende göttliche Wort repräſentirt wird; 2. der reactiven, welche auch die ordnende oder erklärende heißt, und in den Berathungen aller ſtimmfähigen Glieder jeder Gemeinde geübt wird, und 3. der activen oder entſcheidenden, welche aus vier Vorſtehern oder Kirchenräthen beſteht, von denen einer über die Lehre von Chriſto, einer über die Wiſſenſchaft der Correſpondenzen, einer über die Beſſerung des Wandels, und einer über die heiligen Gebräuche zu wachen hat. Letzterer iſt Biſchof der Gemeinde, verwaltet mit den von ihm ordinirten Prieſtern den Gottesdienſt, und übt unter Berathung mit der Gemeinde die Kirchenzucht aus. In jedem Verſammlungshauſe ſind zwei Säle, einer zu Berathungen und zur Taufe, der andre zum Gottesdienſte, wozu die Heiligung der Ehen, das heilige Abendmahl, das Fußwaſchen, und eine aus Gebet, Geſang, Vorleſung der bibliſchen und ſwedenborgiſchen Bücher und Predigt zuſammengeſetzte Liturgie für die Feier der Sonn- und Feſttage gehört. In beiden Sälen befinden ſich durchaus nur Tiſche, Stühle, Bänke, und im letztern ein Chor für die Muſik. Von den Geräthſchaften und dem Schmuck chriſt-

licher Kirchen iſt in ihnen nichts zu ſehen, auch werden ſie an Wochentagen zu bürgerlichen und weltlichen Verrichtungen der Gemeinde gebraucht. Die Glieder derſelben unterſcheiden ſich weder durch die Kleidung, noch durch andre äußere Zeichen von andern Weltleuten. In Schweden, wo die Zahl aller Swedenborgianer ſich auf 2000 beläuft, genießen ſie nur ſtillſchweigende, in England, wo ſie ſeit 1783 zu London und in mehreren Hauptſtädten Capellen mit der auf die nach ihrem Glauben ſchon erfolgte Vollendung des jüngſten Gerichts zu beziehenden Portalaufſchrift: Nunc permissum est habtn, gleich andern Diſſenters öffentliche Duldung, welche viel zur Vermehrung ihrer Mitglieder beigetragen hat. Dieſe beſtehen meiſt aus Weltleuten von den mittlern und höheren Ständen. Auch der König Carl XIII. von Schweden gehörte ihnen als Herzog von Südermannland eine Zeit lang an, wie denn manche Neugierige noch jetzt zu- und abtreten, ohne ſich förmlich aufnehmen zu laſſen. Geiſtliche und Schullehrer der herrſchenden Kirchen hielten ſich ſtets fern davon. In Frankreich, Deutſchland und Polen gibt es nur wenige vereinzelte Anhänger, in Oſtindien, Nordamerika und Südafrika ganze Gemeinden dieſer Secte. Ohne irgend eine allgemeine Regierung anzuerkennen, betrachten die Gemeinden, deren jede ſich ſelbſt regiert, doch die exegetiſch-philanthropiſche Geſellſchaft zu Stockholm als den Mittelpunkt ihrer Kirche, mit dem ſie ſtets correſpondiren. Die unter ihnen herrſchende Meinung, die Kirche des neuen Jeruſalems befinde ſich ſchon vollkommen ausgebildet im Innern Afrika's, hat ſie zur Beförderung von Miſſions- und Entdeckungsreiſen in dieſen Welttheil geneigt gemacht. Die berühmten Reiſenden, Sparrmann und Nordenſkiold, gehörten ihnen an, und letzterer hat mit dem Schweden Afzelius die Gemeinde auf Sierra Leona in Afrika gegründet. Für dieſe und andre afrikaniſche Colonien, wie für die Abſchaffung des Negerhandels haben die Swedenborgianer viel gethan, in der afrikaniſchen Geſellſchaft zu London iſt ihr Einfluß entſcheidend, auch ſuchen ſie ihren Lehren und Unternehmungen durch öftere Auflagen der oben genannten Schriften Swedenborgs und durch Herausgabe eines neujeruſalemiſchen Journals, welches zu London erſcheint, immer mehr Ausbreitung zu verſchaffen. E.

Swieten (Gerard van), kaiſerlicher Rath und erſter Leibarzt in Wien, wurde zu Leyden den 7ten Mai 1700 geboren, ſtudierte zu Löwen, nachmals in ſeiner Vaterſtadt unter Boerhave (deſſen vorzüglichſter Schüler er war) neben der Medicin vorzüglich Chemie und Pharmacie, übte nachher dort die Arzneikunſt aus, worin er ſehr glücklich war, und als Profeſſor angeſtellt wurde. Vielleicht aus Neid, vielleicht auch durch manche Härte und Unbeugſamkeit ſeines Gemüths aufgebracht, brachten mehrere ſeiner Widerſacher es dahin, daß er ſein Lehramt niederlegen mußte, weil er der catholiſchen Religion zugethan war. Swieten erhielt hierauf (1745) einen Ruf als erſter Leibarzt der Kaiſerin Maria Thereſia nach Wien. Er erlangte die Gunſt ſeiner Fürſtin in ſehr hohem Grade, wurde in der Folge von ihr zum Vorſteher der kaiſerlichen Bibliothek, zum beſtändigen Präſidenten der mediciniſchen Facultät in Wien, zum Director des ganzen Medicinalweſens in den kaiſerlichen Staaten, Büchercenſor ernannt, und ſtarb den 18ten Juni 1772. Durch ſeine vortrefflichen

Commentarien über die Aphorismen ſeines großen Lehrers Boerhave: Commentaria in Hermanni Boerhavii Aphorismos de cognoscendis et curandis morbis, Lugd. Bat. 1743 — 1772, Vol. 5. Herbip. XI, XI Vol., cum supplementis 1787, 8., Bassani VIII Vol., Deutſch, Wien, 5 Bände, 1755 — 1775, 4., erwarb ſich van Swieten als Arzt einen großen Ruhm. Dies claſſiſche Werk erhielt durch den größten Theil Europa's allgemeinen Beifall in Hinſicht der trefflichen practiſchen Rathſchläge, die es zur Cur aller Krankheiten enthält. Die Theorie iſt aus humoralen und mechaniſch-dynamiſchen Grundſätzen zuſammengeſetzt. Switen war Mitglied einer großen Zahl gelehrter Geſellſchaften in Europa, die ſeine Verdienſte anerkannten und ehrten. Das große Anſehen, worin van Swieten bei der Kaiſerin Königin ſtand, benutzte er auf eine preiswürdige Art zum Beſten der Gelehrſamkeit und der Aufklärung, obgleich auch ſeine Grundſätze und ſein Temperament ihn verleiteten, als Büchercenſor faſt alle Werke der franzöſiſchen Philoſophen, welche ſich dafür oft durch entehrende Schmähungen rächten, in den öſterreichiſchen Staaten zu verbieten.

Swift (Jonathan), Dechant von St. Patrick bei Dublin, ein als Schriftſteller ſehr berühmter, und wegen ſeines ſittlichen Lebens höchſt merkwürdiger Mann, wurde wahrſcheinlich am 30ſten November 1667 zu Dublin geboren. Seine Mutter, welche nur dürftig war, ſandte ihn, als er drei Jahr alt war, nach Whitehaven, wo er bis zu ſeinem ſechsten Jahre blieb, und ſodann nach Kelkenny in Irland zu ſeinem Onkel kam, der ihn dort in eine Schulanſtalt gab. In ſeinem 15ten Jahre ward er nach Dublin auf das Dreieinigkeitscollegium geſchickt, und der Aufſicht eines Herrn St. Aſhe anvertraut, der ſich durch ſeine philoſophiſchen und mathematiſchen Kenntniſſe auszeichnete. Für dieſe Wiſſenſchaften hatte Swift, deſſen Hang ſich zur Geſchichte und Dichtkunſt neigte, keinen Sinn, und wurde, weil es ihm bei ſeiner Prüfung zum Baccalaureus an den nöthigen Kenntniſſen fehlte, abgewieſen. Erſt ſieben Jahre ſpäter erhielt er dieſen Grad, aber auch nur „speciali gratia," d. i. mehr aus Gunſt, als wegen Verdienſt. Dieſe Kränkung iſt wahrſcheinlich Schuld, daß er nachher in ſeinen Schriften die Mathematiker ſo verhöhnend behandelte, ſie war aber auch für ihn ein Beweggrund zu größerm Fleiße in andern Wiſſenſchaften, ſo daß er von nun an täglich acht Stunden zu ſeinen Studien verwandte. Er ſoll ſchon um dieſe Zeit ſein berüchtigtes „Mährchen von der Tonne" vollendet haben. Der Tod ſeines Onkels beraubte ihn in ſeinem 21ſten Jahre ſeiner Hauptſtütze, und er begab ſich daher nach einem kurzen Aufenthalte bei ſeiner Mutter zu Sir William Temple, der damals auf ſeinem Gute Moor Park in Surrey wohnte, und noch mit Swift verwandt war. Temple nahm ihn gütig auf, und er blieb deſſen Hausgenoſſe zwei Jahre lang. Hier lernte er auch den König Wilhelm III. kennen, der ihm eine Hauptmannsſtelle bei der Reiterei anbot; allein Swift lehnte dies ab, weil er bloß Neigung zum geiſtlichen Stande fühlte, in dem er höhere Ehrenſtellen zu erringen hoffte. Eine Krankheit nöthigte ihn, zu ſeiner Wiederherſtellung auf einige Zeit nach Irland ſich zu begeben, allein er kehrte bald, ohne Hoffnung einer völligen Geneſung, zu Temple zurück, und ſetzte dort ſeine Studien fort. Wahrſchein-

lich um die in Dublin erlittene Kränkung in Vergeſſenheit zu bringen, promovirte er im Monat Julius 1692 zu Oxford als Magiſter der Künſte. Vielleicht verdankte er indeſſen ſeiner Verbindung mit William Temple mehr, als ſeinen Kenntniſſen, von denen er damals noch keine öffentlichen Beweiſe gegeben hatte, die Ertheilung dieſer Würde, und die Güte, mit welcher man ihn in Oxford behandelte. Übrigens verſuchte er ſich ſchon jetzt als Dichter in der ſogenannten pindariſchen Manier, welche Cowley und einige ſeiner Nachahmer aufgebracht hatten. Die Offenheit, mit welcher Dryden, der mit ihm verwandt war, ihm ſagte: Vetter Swift, Sie werden nie ein Dichter werden, war der Grund, weßhalb Swift jenen berühmten Mann ſpäterhin ſo bitter angriff, ohne ihm jedoch ſeinen Ruhm entreißen zu können. Auch mit William Temple ward er höchſt unzufrieden, weil dieſer ihm ſein Verſprechen, ihm zu einer Pfründe behülflich zu ſeyn, nicht erfüllte. Voll Unwillens verließ er 1694 Temple's Haus, wo er zwei Jahre lang auf das gaſtfreieſte behandelt worden war, und ging nach Irland, ließ ſich weihen, und erhielt durch den Oberſtatthalter eine Präbende. Doch bald bekam er von Temple eine Einladung zur Rückkehr nach England, und die wiederholte Zuſicherung einer Verſorgung. Er verzichtete deßhalb auf ſeine irländiſche Pfründe, und kehrte wieder nach Moorpark zurück, lebte von nun an mit Temple bis zu deſſen Tode einig, und der alte Staatsmann hinterließ ihm, als er ſtarb, ein Geldvermächtniß und ſeine Manuſcripte. Von den letztern gab Swift zwei Bände heraus, und erinnerte den König an ein dem Verſtorbenen ertheiltes Verſprechen, ihm (Swift) die erſte erledigte Pfründe in Canterbury oder Weſtminſter zu geben. Aber Wilhelm III. nahm keine Rückſicht darauf, und Swift begleitete jetzt den Grafen von Berkeley, der als Oberrichter nach Irland ging, als deſſen Caplan und Privatſecretär. Der Graf nahm indeſſen in Dublin einen andern Secretär an, und Swift mußte ſtatt der Dechanei zu Derry, wozu ihm Hoffnung gemacht worden, die beiden Pfründen zu Caracor und Rathboggin, die zuſammen nicht die Hälfte eintrugen, annehmen. Durch ſo manche fehlgeſchlagene Hoffnung ward ſein Herz, welches keiner ſanften Gefühle fähig war, immer mehr erbittert, und wie ſehr er ſich von ſeinem Hochmuth und Groll beherrſchen ließ, beweiſ't folgender Vorfall. Seine Schweſter hatte ſich mit Einwilligung ihrer Oheime und übrigen Verwandten mit einem wohlhabenden Kaufmann verheirathet. Der Dichter hielt dieſe Verbindung in ſeiner Hinſicht für entehrend, entſagte allem Umgange mit ſeiner Schweſter, und ließ ſich auch nicht durch das Zureden ſeiner Mutter, die bloß darum nach Irland kam, zu einer Ausſöhnung bewegen. Jetzt fing er an, ſatiriſche und burleske Verſe zu ſchreiben, wodurch er ſich eben ſo viele Feinde als Bewunderer erwarb; denn ſein Witz war ſelten ohne Stachel, und perſönliche Satire war die Waffe, welche er ſowohl um zu beleidigen, als um ſich zu ſchützen gebrauchte. Als Berkeley nach England zurückkehrte, ging Swift auf ſeine Pfarre zu Caracor, und lud hieher die berühmte Stella ein, deren Familienname Johnſon und deren Vater Haushofmeiſter bei Temple geweſen war. Sie kam, und wohnte in ſeiner Nachbarſchaft; wenn er im Pfarrhauſe, und wenn er abweſend war, bezog ſie ſein Haus. Nie ſollen ſie zuſammen gewohnt,

oder ſich ohne Zeugen geſehen haben. Dieſe Verbindung dauerte bis zu Stella's Tode. Ehrgeiz war Swifts Hauptleidenſchaft, und er begann jetzt mehrere politiſche Schriften herauszugeben, worin er eifrig die Sache der Whigpartei, zu der er gehörte, verfocht. 1704 erſchien, ohne ſeinen Namen, ſein Mährchen von einer Tonne (Tale of a Tub), ein durch die eigenthümlichſte Art des Witzes und der Laune ausgezeichnetes Werk, welches ſeinen Ruhm in dieſer Hinſicht außerordentlich vermehrte, aber ihm, wohl mit Unrecht, den Tadel zuzog, daß die chriſtliche Religion darin verſpottet werde, und ſo nachher ſeine Beförderung zu manchen kirchlichen Ehrenſtellen hinderte. Die Bücherſchlacht „the Battle of the Books," iſt eine burleske Vergleichung alter und neuer Schriftſteller zum Nachtheile der letztern, worin Dryden der Hauptgegenſtand des Spottes iſt. In einer andern Schrift „Weißagungen von Iſaak Bickerſtaff Esquire," machte er mit einer reichen Ader von Witz die Aſtrologie lächerlich, und ſie ward ſo beliebt, daß Steele den Namen „Bickerſtaff" als Herausgeber des Schwätzers (the Tatler) entlehnte. 1710, als die Tories ans Ruder kamen, ward Swift von den irländiſchen Prälaten beauftragt, bei der Königin die Erlaſſung der Erſtlinge (Annaten) und des Zwanzigſten auszuwirken. Dadurch ward er mit Harley, nachmaligem Grafen von Oxford, und mit St. John, nachher Lord Bolingbroke, bekannt, und gewann ihr Vertrauen ſo ſehr, daß er zu ihren geheimſten Berathſchlagungen und Zuſammenkünften gelaſſen wurde. Jetzt war er ganz in ſeinem Element, denn Politik, beſonders Parteipolitik, war das Fach, worin er ſich am ſtärkſten glaubte, und er ſchrieb für ein periodiſches Blatt (the Examiner) eine Menge von Aufſätzen, worin er die Maßregeln der vorigen Miniſter ſtrenge tadelte, und die der nachherigen deſto eifriger erhob. Bei allen ſeinen Verhandlungen mit den Miniſtern ſuchte Swift übrigens ſehr pünktlich den Anſchein der Gleichheit mit den Miniſtern zu behaupten, und alles zu entfernen, was den Anſchein einer Geringſchätzung von ihrer Seite hätte haben können. Dies Betragen war das Ergebniß ſeines Stolzes und ſeiner Eitelkeit, wodurch faſt alle ſeine Handlungen beſtimmt wurden. Harley ſandte ihm einmal 50 Pfund Sterling durch ſeinen Privatſecretär, aber Swift ſchickte ſie mit einem Briefe voll Unhöflichkeiten und Beſchwerden zurück. Ein andermal bat Harley ihn, doch den Dichter Parnell bei ihm einzuführen. Swift ſchlug es aus, nach dem Grundſatze, daß ein Mann von Genie mehr als ein Staatsminiſter ſey, und der Schatzmeiſter von England mußte mehrere Straßen durchwandern, um den Dichter Parnell kennen zu lernen. Ein Bisthum in England war das Ziel ſeines Strebens, und wirklich wurde er von ſeinen miniſteriellen Freunden bei einer Vacanz der Königin empfohlen. Allein dieſe hegte Verdacht gegen ſeine Rechtgläubigkeit, und die Hoffnung ſchlug fehl. 1713 erhielt er indeſſen die Dechanei von St. Patrick bei Dublin, wurde aber nicht weiter befördert. Mehrere politiſche Schriften, die er nachher herausgab, zogen ihm Unannehmlichkeiten und ſelbſt Gefahren zu. Auch zwiſchen Bolingbroke und Oxford entſpannen ſich heftige Uneinigkeiten, zu deren Beilegung Swift vergebens von ſeiner Dechanei nach London hin berufen wurde, und denen nur dadurch, daß jene Miniſter ihre Entlaſſung erhielten, ein Ziel geſetzt wurde. Damit

endeten auch Swifts ſämmtliche Entwürfe. Er kehrte nach ſeiner Dechanei zurück, und wurde von den Einwohnern Dublins, wo er ſich blicken ließ, als Anhänger der Tories mit Bitterkeit und Hohn behandelt. Er beſchränkte ſich nunmehr auf ſein Amt, und wollte Reformen einführen. Auch dabei fand er Widerſtand, den er aber durch Standhaftigkeit überwand. Nach und nach gewann er ſich auch wieder das Vertrauen der Einwohner Dublins, da er ſein Haus wöchentlich zweimal der guten Geſellſchaft öffnete. 1716 ließ er ſich mit ſeiner Stella, die auch in Dublin in ſeiner Nähe wohnte, im Stillen trauen, ohne dieſe Ehe öffentlich anzuerkennen. Bevor übrigens dieſe Verheirathung Statt fand, hatte er mehrere Liebesverſtändniſſe, erſt mit einer Miß Waryng, nachher mit einer Miß Eſther Vanhomrigh in London gehabt. Beide täuſchte er mit eiteln Hoffnungen, und die Liebe der letztern, die er 1712 hatte kennen lernen, hatte er in einem Gedichte, Cadenus und Vaneſſa, beſungen. Eſther Vanhomrigh oder Vaneſſa folgte ihm nach Dublin, ohne von ſeinen Verhältniſſen zu Stella etwas zu wiſſen. Sie erkundigte ſich bei der letztern darnach, und Stella ſandte ihr unter einer Aufſchrift an Swift eine Antwort, worin ſie ihre Heirath mit demſelben bejahete. Dann reiſ'te ſie aufs Land. Swift ging ſogleich zu Vaneſſa, warf das Papier auf ihren Tiſch, und verließ ſie mit dem bitterſten Unwillen. Das unglückliche Mädchen konnte dieſen Kummer nicht ertragen, und ſtarb 1723. Sie befahl vor ihrem Tode, den ganzen Briefwechſel zwiſchen ihr und Swift, und das Gedicht Cadenus und Vaneſſa herauszugeben. Das Gedicht erſchien, die Briefe aber nicht. 1724 erwarb ſich Swift durch eine Schrift, wodurch er die von der Regierung beabſichtigte Einführung einer Scheidemünze verhinderte, und wodurch er ſich ſelbſt den größten Gefahren ausſetzte, die Achtung der ganzen irländiſchen Nation. 1726 kamen Gullivers Reiſen von ihm heraus, eine Dichtung, worin ſich der Genius und die Gemüthsſtimmung dieſes Schriftſtellers auf eine ganz eigenthümliche Weiſe gezeigt haben. Dies Werk hat das Anſehen einer ſo einfachen Wahrhaftigkeit, es herrſcht eine ſo umſtändliche Genauigkeit der Erfindung darin, daß ſelbſt kindliche Leſer auf eine wundervolle Weiſe angezogen werden, während die beißende Satire, wovon es überſtrömt, auch dem bitterſten Menſchenhaſſer wohlthun muß. Swifts ehrgeizige Entwürfe wurden bald nachher durch Stella's Tod unterbrochen. Er ſoll vor ihrem Ende die Ehe haben anerkennen wollen, ſie ſoll aber erwiedert haben: daß es jetzt zu ſpät ſey. Nach Sheridans Erzählung hingegen hatte ſie ihn einige Tage vor ihrem Tode um jene Anerkennung gebeten. Swift ſoll ihr aber darauf den Rücken zugewandt, das Zimmer verlaſſen und ſie nicht wieder geſehen haben. Nach dieſer Zeit ſchrieb er noch mehrere ſeiner beſten Gedichte, beſtimmte ein Drittel ſeiner Einkünfte den Armen, und hatte faſt immer geringe Perſonen, beſonders Weiber, um ſich, die ſeinem Hochmuth zu ſchmeicheln wußten. Endlich traf ihn nach mehreren vorhergegangenen Zufällen das von ihm ſelbſt einſt prophezeite Schickſal. Seine geiſtigen Kräfte ſchwanden mit ſeinen körperlichen dahin, und die allmählige Abnahme ſeines Verſtandes ging in völligen Wahnſinn über. Er ward immer zorniger und böſer, ſo wie ſeine Geiſteskräfte ſich verloren, und konnte bei den heftigen Schmerzen einer Geſchwulſt am Auge,

nur mit Gewalt verhindert werden, es auszureißen. Ein gänzliches Monate langes Schweigen ging ſeinem Tode voraus, der im October 1744 in ſeinem 78ſten Lebensjahre erfolgte. Den größten Theil ſeines Vermögens hatte er in ſeinem Teſtamente zu einem Hoſpital für Mondſüchtige und Blödſinnige beſtimmt, „um" wie er ſagt, „mit einem ſatiriſchen Zuge darzuthun, daß kein Land deſſen ſo ſehr bedürfe."

To ſhew by one ſatiric touch
No nation wanted it ſo much.

In einer Zeile ſeines ſelbſt verfaßten Epitaphs hieß es: Ubi saeva indignatio ulterius cor lacerare nequit, (wo bitterer Groll das Herz nicht mehr zerreißen kann). Als Schriftſteller war Swift originell, und wird wahrſcheinlich niemals erreicht werden. Seine Ironie hat bei aller Bitterkeit das Anſehen der gutmüthigſten Treuherzigkeit. Er iſt außerordentlich reich an den ſcherzhafteſten Ideen und Wendungen, die verſchwenderiſch in ſeinen Gedichten zerſtreut ſind, aber oft auch in beleidigende Ungebühr ausarten. Sein dichteriſcher Styl iſt ein Muſter des leichten vertraulichen Tons, und ſeine Fertigkeit im Reimen bewunderungswürdig. Sein Charakter als Menſch war rauh und unbeugſam, und der höchſte Grad des Stolzes war die Grundlage, auf welcher Feſtigkeit, Liebe zur Thätigkeit, Deſpotenhaß und Freiheit von niedriger Eiferſucht gebauet waren. Aber befleckt wurden die letzteren Eigenſchaften durch gränzenloſen Hochmuth, durch die Begierde, wehe zu thun, durch Unverſöhnlichkeit und gänzlichen Mangel an herzlicher Aufrichtigkeit. — Die beſten Ausgaben ſeiner Schriften ſind Swifts Works, London 1776 — 79 25 Vol. 8., und eine andere von Sheridan (London 1784, 17 Vol. 8. Hiezu kommen noch: Miscellaneous Pieces in Prose and Verse 1789. 8. und Dean I. Swift's Letters to his Friends. London 1765, 6 Vol.

Sybaris eine in der alten Geſchichte berühmte Stadt, lag in Unteritalien, und zwar in Lucänien am tarentiniſchen Meerbuſen. Sie ſoll im erſten Jahre der 15ten Olympiade (720 Jahre vor Chriſti Geburt) von den Achäern und Trözeniern (griechiſchen Völkerſchaften) gegründet worden ſeyn, und in der 50ſten Olympiade am meiſten geblühet haben. Die Sybariten wurden jedoch in einen Krieg mit den Crotoniaten verwickelt, worin die erſteren 300,000 Mann, die letztern 100,000 Mann ins Feld ſtellten. Die Einwohner von Sybaris waren jedoch durch Üppigkeit und Wohlleben, welche bei ihnen durch die außerordentlicher Fruchtbarkeit und Milde ihres Bodens und Himmelsſtrichs und durch ihre unglaublichen Schätze begünſtigt wurden, aufs äußerſte verweichlicht und entnervt; ſie verloren daher (Ol. 67. 2. oder 510 Jahre vor Chriſti Geburt) die Schlacht welche am Fluſſe Trais (jetzt Triunti) vorfiel. Die Crotoniaten machten von ihrem Siege einen grauſamen Gebrauch. Nicht einmal die Gefangenen wurden verſchont, die Stadt Sybaris wurde zerſtört, und dem Boden gleich gemacht, weßhalb auch keine Spur mehr von ihr vorhanden iſt. Die entflohenen Sybariten bauten ſich (58 Jahre ſpäter) zwar an dem Fluſſe Laus wieder an, und das neue **Sybaris** ſchien ſehr blühend zu werden, allein die eiferſüchtigen Crotoniaten vertrieben nach ſechs Jahren die Einwohner wieder, welche jetzt eine Stadt unter dem Namen **Thurii** anlegten. Allein in einem innerlichen Aufruhr kamen die ältern Sybariten faſt ſämmtlich um, ſo daß nur wenige entfliehen konnten, die ſich am Fluß Trais an-

baueten, aber bald nachher von den Bruttiern gänzlich vertilgt wurden. Weil die Sybariten ſich durch ihr ſchwelgeriſches und weichliches Leben ſo ſehr entnervt, und verächtlich gemacht hatten, ſo nannte man, und nennt noch jetzt häufig einen Menſchen, der ſich einem weibiſchen üppigen Leben ergibt, einen Sybariten.

Sydenham (Thomas), einer der berühmteſten Ärzte Englands, geboren 1624 zu Windford-Eagle in Dorſetſhire, war der Sohn eines Edelmanns dieſer Landſchaft. 1642 beſuchte er die Univerſität Oxford, wo er ſtudiren wollte. Aber der bürgerliche Krieg zwiſchen Carl I. und dem Parlamente brach noch in eben dieſem Jahre aus, und Sydenham, welcher der republikaniſchen Partei ergeben war, wollte nicht, ſo wie ſeine Mitſtudenten, für Carl I. fechten; deßhalb verließ er Oxford, wo der König eine Beſatzung hatte, und ging nach London. Hier machte er die Bekanntſchaft des Doctors Th. Coxe, eines berühmten Arztes, nach deſſen Rath und Leitung er ſich der Arzneiwiſſenſchaft widmete. Als die Garniſon zu Oxford ſich dem Parlament ergeben hatte, kehrte Sydenham dahin zurück, und wurde 1648 Baccalaureus, und darauf zu Cambrigde Doctor. Er übte ſeine Kunſt zu London mit dem glänzendſten Erfolge (von 1661 bis zu ſeinem Tode 1689) aus. Er war der erfahrenſte Arzt ſeiner Zeit, und der wißbegierigſte und ſorgfältigſte Beobachter der Natur; er begnügte ſich, ſie zu beobachten, ohne ſie nach ſyſtematiſchen Regeln erforſchen zu wollen, und wenn die Krankheit keine ſchleunige Hülfe heiſchte, ſo wartete er damit. Es ſchien, als habe er ſich eine der damals üblichen mediciniſchen Verfahrungsart ganz entgegengeſetzte erwählt. Er verordnete bei den Blattern kühlende Mittel, bei intermittirenden Fiebern nach dem Anfall China und ſein Laudanum. Schnell gelangte er aber durch ſeine Methode zu dem Ruf des erfahrenſten und geſchickteſten Arztes, der bis dahin geweſen war. Seine Werke ſind unter dem Titel: Opera medica, in zwei Quartbänden 1716 zu Genf herausgekommen, und werden noch immer geſchätzt. Seine Abhandlung über das Podagra iſt vorzüglich berühmt, und Niemand hatte mehr Beruf, über dieſe Krankheit zu ſchreiben, als er, da ſie die Pein ſeines Alters war. Man hat jener Sammlung noch Werke anderer mediciniſchen Schriftſteller beigefügt, die denen von Sydenham weit nachſtehen. Seine Praxis medica ward 1695 in zwei Octavbänden zu Leipzig beſonders gedruckt, und iſt gleichfalls ein ſchätzbares Werk. Er hatte übrigens für die meiſten mediciniſchen Schriften ſeiner Zeit ſo wenig Achtung, daß als ihn einmal ein anderer Arzt bat, ihm ein Werk zu empfehlen, wodurch er ſich für die Ausübung dieſer Wiſſenſchaft bilden könne, Sydenham demſelben antwortete: Leſen ſie den Don Quixotte; es iſt ein ſehr gutes Buch, ich leſe es täglich.

Sykophant wurde bei den Athenienſern derjenige genannt, welcher einen Andern wegen ſchlechter, nichtswürdiger Handlungen angab oder verklagte, oder dieſe auch nur ausſpionirte, um ſie zu verdrehen und eine Anklage darauf zu gründen. Man leitete den Namen von gewiſſen Menſchen her, welche denjenigen aufpaßten und ſie anklagten, die, gegen die athenienſiſchen Geſetze, Feigen (Syka) aus der Stadt führten. In der Folge belegte man jeden falſchen Ankläger, Betrüger oder andern nichtswürdigen Menſchen, der in gerichtlichen und außergerichtlichen Geſchäften Andere zu hintergehen und ihnen zu ſchaden ſuchte, mit dieſem Namen.

Sylbe, Sylbenmaß. Aus der Verbindung beider Artikel, wie aus demjenigen, was unter mehreren auf Metrik bezüglichen Artikeln, wie Rhythmus, Strophe geſagt worden, ergibt ſich, daß die Sylbe einmal nach ihrem proſodiſchen, dann nach ihrem metriſchen Gehalt betrachtet werden müſſe; eine Unterſcheidung, die bis auf Apels wiſſenſchaftliche Metrik nur zu ſehr vernachläſſigt wurde, und die Metrik zu recht widerſinniger Sylbenſtecherei und Zählerei, den Vers zu einem unorganiſchen Haufwerk von Sylben machte. Der proſodiſche Gehalt nämlich, beſtimmt nur die Länge und Kürze der Sylben im Allgemeinen, außer ihrem Verhältniß zum Rhythmus und Metrum, worin ſie ſich vorſindet. Wie lang oder kurz ſie ſei, beſtimmt erſt das Metrum, oder der Tact, und ſo entſteht das Sylbenmaß. Die alten Grammatiker hatten ein ſehr geübtes feines Ohr, und mochten die Verſe wohl richtiger hören, als manche neuere hochgeprieſene Metriker. Wie jedoch überall die Praxis der Theorie vorausgeht, ſo begegnete auch ihnen, daß ſie dem Verſtande über ihr Hören und Gehörtes nicht genau Rechenſchaft geben konnten, und ihre Metrik auf berechenbare Sylbencombinationen bauten, wodurch ſie denn eine mechaniſche, zwar als ſolche ſehr folgerechte, aber unzulängliche und allerlei Nothbehelfe bedürftige Anſicht der Verſe gewannen, wie dies ihre Brachykatalektiker und Hyperkatalektiker, ihre widerſinnig gemiſchten Metra und mehreres dieſer Art beurkunden. Wie ſich hievon eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Metrik unterſcheide, iſt in mehreren Artikeln hoffentlich klar geworden. Hinſichtlich des Sylbenmaßes hat ſie über der zweizeitigen Länge, welche bisher als Heraclesſäule galt, aus der Natur der Sprache, des Rhythmus und Metrum, ja aus unverkennbaren Andeutungen aller Grammatiker noch drei Längenarten und zweierlei Kürzen nachgewieſen. (ſ. Strophe). Um hievon nur Ein Moment hervorzuheben, ſo duldet die Schlußſylbe einer rhythmiſchen Reihe (ſ. Rhythmus und Strophe), wenn ſie auf eine Versarſis fällt, die Kürze ſtatt der Länge, und wenn ſie zugleich Schlußſylbe einer metriſchen Reihe iſt, die Länge ſtatt der Kürze. Verbindet das Metrum zwei rhythmiſche Reihen mit einander, oder erzeugt ſich eine zweite rhythmiſche Reihe aus einer erſten, wodurch gleichſam das Verhältniß von Arſis zu Theſis unter ihnen eintritt, ſo muß die Theſis der erſtern gegen die zweite als Kraft auftreten. Dies geſchieht in der Muſik durch ein sforzando auf dem ſchlechten Tacttheil, oder auch durch Diſſonanz, ein Vers durch die ſtatt der metriſchen und als ſolche genau beſtimmten Kürze proſodiſche, mithin bloß repräſentirende Länge. Dies iſt der Fall z. B. im Jamben

v v v

Ar = bei = te muthvoll, Träge flieht Glück = ſe = lig = keit

wo die mit v bezeichneten Noten eben die repräſentirenden Längen bedeuten. Die Sylbe alſo iſt an dieſer Stelle ganz genau beſtimmt, nicht, wie man meinte, willkürlich und unbeſtimmt. Hier iſt es nun ſpaßhaft anzuſehen, wie Recenſenten und Kritiker in ſo ganz klarem Falle, mit der unverzeihlichſten Unkunde ſelbſt der Anfangsgründe der Metrik häufig dergleichen ganz richtig, und, da dies überhaupt der Schönheit des Verſes angehört, ſchön gemeſ-

ſene Verſe tadeln, ja wohl gar verſchlimmbeſſern, um mit Lichtenberg zu reden. Dieſe repräſentirenden Länge findet freilich nur Statt, wo declamatoriſche Antitheſe und Übergreifen einer Reihe in die andere, alſo ungleicher Schritt der metriſchen und rhythmiſchen Reihe obwaltet. Denn in der lyriſchen Antitheſe ruht und hallt ſie gleichſam aus. Indeſſen gibt es weit leichter faßliche Reflexionen als dieſe, welche den heutigen Kritikern ewig fremd bleiben. Proſodiſch beſtimmte Wörter heißen Wortfüße, die man wohl von den metriſch beſtimmten, die Wortrhythmen genannt werden, zu unterſcheiden hat. Daß übrigens die Proſodie die Sylben entweder nach Quantität, oder nach Accent, und wie ſie dieſelben beſtimmen, iſt hier nicht weiter zu erörtern. Das Weitere ſ. unter Proſodie. Wa.

Sylla ſ. Sulla.

Syllogismus iſt ein aus zwei vorausgeſchickten Sätzen gemachter Vernunftſchluß. Schließen im Allgemeinen iſt nichts anders, als aus einem allgemeinen Urtheile ein beſonderes folgern, deſſen Grund als in dem erſtern enthalten gedacht wird. Um aus zwei Sätzen einen dritten herzuleiten, müſſen ſie verknüpft ſeyn, d. h. es muß in ihnen ein Begriff zweimal vorkommen. Dieſe beiden Sätze heißen die Prämiſſen oder die Materie des Schluſſes; das aus ihnen hergeleitete Urtheil wird in Beziehung auf ſie die Concluſion genannt. Die Art und Weiſe, oder die Regel, wie durch eine richtige Conſequenz die Concluſion aus den Prämiſſen gefolgert wird, heißt die Form des Schluſſes. In einem kategoriſchen Vernunftſchluſſe läßt ſich aus den bloßen Begriffen des Subjects und Prädicats in der Concluſion die Wahrheit ihrer Verbindung oder Trennung allein nicht erkennen. Dieſe muß aus einem dritten Begriffe eingeſehen werden. Dieſer dritte Begriff muß ein Merkmal des Subjects ſeyn, das von dem gegebenen Prädicate des Subjects noch verſchieden iſt, und wird der Mittelbegriff (terminus medius) genannt, eben weil durch ihn das richtige Verhältniß der beiden andern erkannt werden ſoll. Daher gehören zur Möglichkeit eines kategoriſchen Vernunftſchluſſes drei Hauptbegriffe (termini): 1. das Subject, das mit einem Prädicate zu einem Urtheile verbunden werden ſoll, oder der Unterbegriff (terminus minor); 2. das Prädicat, deſſen Begriff der Oberbegriff (terminus major) genannt wird; und 3. ein Merkmal des Subjects, deſſen Begriff der Mittelbegriff (terminus medius) iſt. Der Satz, in welchem der Oberbegriff vorkommt, heißt der Oberſatz (propositio major); der Satz, in welchem der Unterbegriff vorkommt, Unterſatz (propositio minor), und der dritte, in welchem der Unterbegriff mit dem Oberbegriff verbunden wird, die Concluſion. Daraus erhellt, daß in einem ordentlichen Schluſſe nicht mehr als drei Hauptbegriffe (termini) enthalten ſeyn können. Um die Wahrheit aller kategoriſchen Schlüſſe beurtheilen zu können, hat man aus der Entſtehungsart derſelben eine allgemeine Schlußregel hergeleitet, welche weſentlich alſo lautet: Zwei Begriffe (terminus minor und major), die in den Prämiſſen mit einem dritten (term. medio) verbunden ſind, können und müſſen in der Concluſion eben ſo mit einander verbunden werden, wie ſie in den Prämiſſen verbunden waren. Dieſe Regel läßt zugleich beurtheilen, ob die Concluſion allgemein, particulär, affirmativ oder negativ auszudrücken ſey, indem man nur unterſuchen darf, wie in den Prämiſſen der Ober- und Un-

terbegriff mit dem Mittelbegriff verknüpft waren. Wenn nun in zweien verknüpften Sätzen nicht mehr als drei Begriffe vorkommen, weil der Mittelbegriff zweimal vorkommt, jeder Satz aber nur zwei Stellen hat, nämlich die vom Subject und die vom Prädicat, ſo kann der Mittelbegriff auch nur auf vierfache Art ſeine Stelle in den Prämiſſen verändern. Durch dieſe beſondere beſtimmte Stellung des Mittelbegriffs entſtehen eben ſo viele beſondere ſyllogiſtiſche Figuren. Es ſey der Term. major = M, der Term. minor = m und der Term. medius = μ, ſo ſind die Schemate der vier Figuren:

I.	II.	III.	IV.
μ — M	M — μ	μ — M	M — μ
m — μ	m — μ	μ — m	μ — m.

Dieſe vier Schlußarten hat man die vier ſyllogiſtiſchen Figuren genannt. Und die beſondern Regeln derſelben ließen ſich zwar ſchon durch die allgemeine Schlußregel aller ordentlichen Schlüſſe, ohne ſie beſonders auszudrücken, erkennen; allein man thut wohl, jede beſonders zu bemerken. In der erſten Figur (dictum de omni et nullo) muß der Oberſatz allgemein, und der Unterſatz bejahend ſeyn. Die Schlüſſe derſelben beruhen darauf, daß alles was von der Gattung, auch von jeder Art derſelben gilt. In der zweiten Figur (dictum de diverso) muß eine Prämiſſe nebſt der Concluſion negativ ſeyn. Hier iſt eben ſo wenig, wie in der dritten Figur von Arten und Gattungen die Rede. Die zweite Figur läugnet die Subjecte von einander, weil ſie in den Eigenſchaften verſchieden ſind, und jeder Unterſchied der Eigenſchaften iſt hiezu hinlänglich. Sie führt demnach auf den Unterſchied der Dinge, und ſucht die Verwirrung der Begriffe zu hindern. Die dritte Figur (dictum de exemplo), in welcher die Concluſion particulär iſt, gibt Beiſpiele und Ausnahmen von Sätzen an, die allgemein ſcheinen. Die vierte Figur endlich, (dictum de reciprooo), in welcher die Concluſion nicht allgemein bejahend ſeyn darf, und der Unterſatz allgemein ſeyn muß, wird gebraucht zur Erfindung und Ausſchließung der Arten einer Gattung. Jede dieſer vier ſyllogiſtiſchen Figuren läßt wieder vier beſondere Arten zu ſchließen zu, welche modi figurarum syllogisticarum heißen, hier aber billig übergangen werden.

Sylphen. In die heitere Region der Geiſterwelt führt uns die Überſchrift dieſes Artikels, und wer nicht vergißt, daß in dieſen Gegenden das eine Auge immer etwas anderes ſieht als das andere, aus dem natürlichen Grunde, weil überhaupt kein ſterbliches Auge etwas darin ſehen kann, der wird ſich nicht wundern, daß die Geſtalten gerade der luftigſten Geiſter unter allen, der Sylphen, der eigentlichen Luftgeiſter, höchſt unbeſtimmt und wechſelnd, ſo verſchieden ſind, als die Dichter, von welchen ſie in ihren Dienſt genöthigt worden waren, und um ſo phantaſtiſcher und chimäriſcher, je chimäriſcher und phantaſiereicher der Herr der Geiſter ſelbſt iſt. Die ganze Idee der Geiſterwelt iſt eine liebliche Fata Morgana, die, wie ein immer wechſelndes Zauberbild, durch die ganze Geſchichte ſich hindurchſchlingt, nach Individualitäten und Zeiten ſich anders und anders geſtaltend, und dieſe wahre, ununterbrochene Cabbala (Überlieferung), von der Schlange und dem Cherub im Paradieſe, bis zu den grünen und grauen Geiſtern der neueſten Zeit herab, iſt wohl das ſicherſte Document ihrer Wirklichkeit, ihr zuverläſſigſter Adels- und Geburtsbrief. Wenigſtens, geſtehen wir es unver-

Hohlen, daß wir uns weit lieber zu dem heitern Glauben an dieſe unſichtbaren Mächte bekennen, als zu den materialiſtiſchen und atomiſtiſchen Meinungen von handfeſten Stoffen in der neuern Chemie und Phyſik. Mit dieſen letztern gedenken wir bei unſerer Anſicht ohnehin bald genug fertig werden zu können, da wir ihnen gern die Ehre zugeſtehen wollen, die σωματα παραστατικα (willkürliche Körper) unſrer Geiſter zu ſeyn. — Im Ganzen der Mytho- und Pneumatologie nun bildet der wunderliche Kreis cabbaliſtiſcher und damit mehr als man meint zuſammenhängender alchymiſtiſchen Myſterien, wohin wir alles rechnen, was man geheime Wiſſenſchaften u. ſ. w. nennt, eine eigenthümliche Sphäre, und wie ſie, profanirt, im Gebiete der Philoſophie den Grund zu jener Theoſophie abgaben, die neuerlich erſt wieder recht geſpukt hat, ſo haben ſie nicht weniger der Poeſie eine eigene Geiſterwelt eröffnet, die, erſt in den letzten Jahrhunderten den Dichtern aufgeſchloſſen, ſeit der Zeit mit Begierde ergriffen wurde, und mit dem alten Zauber- und Feenweſen verſchmolzen, jene eigenthümliche, gleichſam vornehmere und ſyſtematiſchere Geiſterlehre erzeugt hat, die in unſern neuern Mährchen und Erzählungen vorherrſchend iſt. Dieſe ganze Geiſterlehre hat, wie geſagt, ein etwas gelehrtes, unpopuläres Anſehn angenommen, und ſcheint das rechte Vehikel der geiſtigen Spielereien unſerer univerſalen, vornehmen Geſellſchaften ſeit Wieland zu ſeyn, die doch wohl — wir hoffen es zum guten Genius! — von dem ſolidern Streben der neueſten Zeit, geſetzt auch, daß bis jetzt hinter unſerm Solidthun noch nicht viel wahre Solidität zu ſuchen ſeyn möchte, verdrängt werden müſſen. So viel iſt gewiß, die Theorie von den vier Claſſen der Elementargeiſter iſt zu wiſſenſchaftlich und künſtlich, als daß ſie recht populär werden könnte — und ihr verdanken erſt die Sylphen, mit ihnen die Gnomen (Erdgeiſter), Ondinen (Waſſergeiſter), und Salamander (Feuergeiſter) ihr Daſeyn. Geſchichtlich läßt ſich es nachweiſen, daß die in den Schriften der geheimen Kunſt ſchon längſt bekannten Elementargeiſter erſt durch den jedem echten Cabbaliſten ärgerlichen Roman: Comte de Gabalis (ſ. A. Gabalis) zu gemeinem Nutz und Frommen der Dichter bekannt gemacht worden ſind; und daß in den arabiſchen Mährchen der tauſend und eine Nacht u. ſ. w., z. B. in dem von der wunderbaren Lampe, wohl Anklänge davon, aber ſo, daß die eigentliche morgenländiſche, viel populärere Feerei und Zauberei noch vorherrſcht, vorkommen. — Mag nun der Name Sylphe von dem lateiniſchen Sulphur, Schwefel, dieſem mächtigen Agens in der Theorie der Alchymiſten, oder von dem griechiſchen σιλφη, einem Inſect, das im Alter ſich wieder verjüngen ſoll — das erſtere möchte doch wohl das wahrſcheinlichſte ſeyn — oder ſonſt woher kommen — auch nachdem die neuere Phyſik gelernt hat, das herrliche Reich der Lüfte zu theilen, und das arme Element in unzählige Arten und Glieder anatomirend zu zerlegen, bleibt noch immer einer poetiſchen Anſicht der Natur die Luft ein ſchönes, lieblich geiſterhaftes Ganzes, und ihr gehören die Sylphen an, die aus Duft gewoben, und im Beſitz der reinſten Geiſternatur, ſich von den feſtern, gediegenern Gnomen, Ondinen und Salamandern eben ſo durch eine höhere Potenzirung unterſcheiden, als die Luft ſelbſt von den drei übrigen andern Elementen. Wer weiß, ob nicht die Hierarchia coelestis der männlichen und weiblichen Sylphen, in ihren manichfaltigen Abſtufungen und in ihrer Ge-

bundenheit bald an dieſes, bald an jenes Zauberwort oder Zaubermittel, ſchon frühzeitig der ſchon ſyſtematiſchen Eintheilung unſrer Gas- und Luftarten in freiem und gebundenem Zuſtande vorgeſpielt hat. — Frei herrſchen ſie in den Lüften, und wenn, nach rechter Geiſter Art, auch ſie mit leichter Mühe den Reichthümern und Herrlichkeiten der Erde gebieten können, ſo iſt doch ihr Lieblingsgeſchäft, auf dem leichten Fittig des Geſangs und der Töne ſich umher zu ſchwingen; durch ſie Stürme und Ungewitter zu erregen oder aber auch zu beſänftigen; das Herz des Troſtloſen in ſanften Schlummer voll lieblicher Träume einzuwiegen, und den ruchloſen Caliban in Buſch und Dornen zu locken, wo Igel und Stachelſchweine auf ihn warten, ihn zu peinigen. — So mögen ſie ſich wohl wenig um die Menſchenwelt bekümmern, wenn nicht die Kunſt eines mächtigen Zauberers ſie ſich unterthan macht, und den Ring oder das magiſche Wort gefunden hat, an das ſie gebunden ſind, und welchem ſie, mitunter freilich widerſtrebend, ſich fügen müſſen. — Lieblicher hat ſie gewiß niemand geſehn und dargeſtellt, als der große Geiſterfürſt Shakſpeare, und ſein Ariel im Sturm iſt die duftigſte Geiſterdichtung, die die ganze Poeſie beſitzt. Wir beſcheiden uns gern, keine Ilias post Homerum liefern zu können, und — ſollen wir alſo die lieblichen Geiſter wohl länger mit unſern handfeſten Beſchwörungsformeln verſuchen, da jeder, der ſie ſehen will, ſie nirgends ſchöner ſehen kann, als in dem ſo eben genannten, blankpolirten Zauberſpiegel des großen Engländers? — Doch, wer dies will, der hüte ſich vor dem wenigſtens in der Geiſterzeichnung völlig mißlungenen Nachſtich der gotterſchen Zauberinſel. M s r.

Sylveſter II., ein, wegen ſeiner Gelehrſamkeit berühmter Papſt. Sein eigentlicher Name war Gerbert. Von geringen Ältern in Auvergne geboren, widmete er ſich dem geiſtlichen Stande, und trat in ein Kloſter. Er beſuchte Spanien, wo er ſich unter den Arabern bildete, bereiſ'te ſodann Italien, Deutſchland und Frankreich, lehrte in Rheims Mathematik, Philoſophie und claſſiſche Literatur, und ſchwang ſich 999 auf den päpſtlichen Stuhl, nachdem er vorher die erzbiſchöfliche Würde zu Rheims und Ravenna bekleidet hatte. Er ſtarb 1003 mit dem Ruhme eines der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit. Philoſophie und Mathematik waren ſeine Lieblingswiſſenſchaften, für deren Ausbreitung er auf das thätigſte wirkte. Er erfand ſelbſt mehrere hydrauliſche Maſchinen, die Waſſerorgel u. ſ. w., und galt wegen ſeiner phyſikaliſchen und chemiſchen Kunſtfertigkeiten für einen Schwarzkünſtler. Als Geiſtlicher iſt er minder ausgezeichnet. Gedruckt ſind von ihm eine Geometrie, ferner Briefe u. ſ. w.

Sylvius (Äneas) ſ. Piccolomini.

Symbol wird insgemein als gleichbedeutend mit Sinnbild gebraucht; doch iſt der Begriff nicht bloß auf das Bild als Geſtalt zu beſchränken, ſondern bezieht ſich im Allgemeinen auf jede bildliche Darſtellung einer Idee, ſie werde durch Worte, oder auf eine andere ſinnliche Weiſe zur Anſchauung gebracht. Aller Unterricht der frühern Menſchheit war ſymboliſch, ward durch Bild und Zeichen ertheilt, und das älteſte Prieſterthum kleidete alle ſeine mehr oder minder geheimnißvolle Lehre von der überſinnlichen Welt, von dem Verhältniß des Menſchen zur Gottheit in Bilder und Zeichen ein. Jede Wahrheit ward dadurch der Faſſungskraft der Menſchen näher gebracht, als durch die feinſte Begriffsentwicke-

lung, Beweisführung und Erörterung, daher auch Zeigen (griechiſch δεἰξειν, lateiniſch monstrare), und Weiſen (griech. φαινειν, αναφαινειν, dem im Latein. ostendere, revelare — obwohl dies in ſolchem Sinne nicht vorkommt — entſpricht) ſelbſt für Lehren gebraucht wird. Es liegt in der Natur des Menſchen das Verlangen, Gedanken und Gefühle ſich ſelbſt in ein Bild zu kleiden, und dadurch recht anſchaulich zu machen; je näher er noch der Natur ſtand, je inniger er in ihr lebte, deſto mehr fand er in ihr Geſtalt und Bild für jede innere Anſchauung, die ſomit wahrhaft objectiv ward. Zum abſtracten Denken gewöhnte er ſich erſt, als er von der Natur ſich ſchon mehr entfernt hatte, und nun Inneres und Äußeres, Gedanke und Bild, Wort, von einander unterſchied. Ja die frühere Menſchheit fand die Gottheit ſelbſt nur in der Natur; jene offenbarte ſich in dieſer, jene ward durch dieſe ſelbſt die Lehrerin der Menſchheit. Alles war Bild und Zeichen der Gottheit, und alles Einzelne der Natur ſelbſt ein Göttliches. Die Prieſter, die, als Erleuchtetere, von der Gottheit auch ſolche Ideen, welche das Volk nicht unmittelbar in der Natur fand, mittheilen, oder die Natur ſelbſt deuten, das Göttliche in ihr und ihr Geſetz enthüllen wollten, konnten nicht anders, als das Unſichtbare oder Unerkannte durch Bilder anſchaulich machen; ſie mußten geſtalten, entweder in wirklicher Form, oder im bildlichen Wort; ſie bildeten Zeichen, die, ſie mochten mit Händen gemacht, oder durch die Rede dargeſtellt werden, anfänglich ein Körperlichwerden der Idee ſelbſt waren, nachmals erſt das Geiſtige nur bedeuteten. Symbol iſt demnach der wahre, gleichſam unmittelbare Ausdruck, der Körper, das Bild einer Idee, des Geiſtigen, es mag daſſelbe ſich nun als Sinnbild oder als Sinnſpruch, oder überhaupt nur im Wort, das ſelbſt ſymboliſch iſt, darſtellen. Je reiner, unmittelbarer die ſinnbildliche Geſtalt oder das ſinnbildliche Wort die Idee ausdrückt, je wahrer und eigentlicher dieſe ſich im Bild verkörpert hat, deſto echter und wahrer iſt das Symbol. Das Symbol bildet einen in ſich ſelbſt vollkommen geſchloſſenen, in ſich lebendigen und aus ſich ſelbſt ſich erklärenden Begriff, eine Idee, zunächſt den ſogenannten einfachen Begriff, aber nicht minder den Collectivbegriff (der mehrere Begriffe zur Einheit Eines Begriffes verbindet). So ſind nun die Göttergeſtalten der alten Welt, als eigentlicher Ausdruck einer in ſich geſchloſſenen Idee des Göttlichen, Symbole; aber nicht minder ſind es die beſonderen Prädicate, die als Attribute dargeſtellt werden. Das Attribut aber unterſcheidet ſich von dem Symbol darin, daß jenes immer nur als eigenthümliches Zeichen einem Bild zur vollſtändigern Darſtellung der mit demſelben verbundenen Eigenſchaften beigefügt wird, dieſes aber an ſich, und ſchlechthin, ohne weitern Zuſatz ſelbſtſtändig und aus ſich erklärbar iſt; alle Attribute ſind Symbole, aber nicht alle Symbole Attribute. Denn wenn auch Attribute (ſ. d. Artikel) nicht bloß eigentliche Begriffe, ſondern auch Handlungen, hiſtoriſche Thatſachen ausdrücken, ſo bleiben ſie doch immer eine Art des Symbols, das ebenfalls nicht bloß den Begriff an ſich, ſondern auch die Idee, den Geiſt einer Handlung, einer Thatſache zur Anſchauung bringen kann. Den Unterſchied aber zwiſchen Symbol und Allegorie findet man oben im Artikel Allegorie angedeutet. Die Allegorie iſt immer ein künſtliches, beabſichtigtes Gebilde; das Symbol ſoll eigentlich gleichſam nothwendiger Ausdruck der Idee ſeyn. Es iſt darum

auch nicht durchaus nothwendig, daß ein **Symbol** den Regeln der Kunſt entſpreche, und in eigentlichem Sinne **ſchön** ſey; es kommt hier alles nur darauf an, daß es die Ideen wirklich verkörpere, zur Anſchauung bringe, und es wird von dem Geiſte, der die Idee im Bild anſchaut, und dem Grade ſeiner Bildung abhängen, ob das Bild mehr oder weniger dem Schönheitsſinn genüge. — So ſind die oft ſeltſamen, zum Theil ſelbſt widrigen Geſtaltungen in der indiſchen und in andern orientaliſchen Mythologien nicht minder echte Symbole, als die harmoniſchen und wahrhaft ſchönen Bildungen der griechiſchen Welt. — Doch gründet ſich nicht gerade auf die mehr oder minder erfüllten Regeln des Schönheitsſinnes die Unterſcheidung des Symbols vom Bild, des Symboliſchen vom Bildlichen. Vielmehr iſt jenes eine beſondere Art von dieſem, eben das eigentlich ſogenannte **Sinnbild**, in welchem die Idee ſich unmittelbar verkörpert darſtellt (ſ. oben), während das Bild im Allgemeinen auch eine Allegorie ſeyn, und die Idee nur bedeuten kann. Wird aber z. B. ſymboliſche und bildliche Lehrweiſe, etwa des Pythagoras, einander entgegengeſetzt, oder doch von einander unterſchieden, ſo bezeichnet das Bildliche hier jene mathematiſchen Figuren und Zahlen, die nicht wie das Symbol unmittelbar die Idee ſelbſt zur Anſchauung bringen, ſondern nur eine beſondere Bezeichnungs- und Darſtellungsweiſe derſelben ſind. Darum kann man auch ſymboliſch und bildlich nicht als durchaus gleichbedeutend gebrauchen. — Eben ſo wenig iſt in der Rede **Symbol** und **Metapher** (ſ. d. Artikel), **ſymboliſche** und **metaphoriſche** Rede gleichbedeutend. Denn die Vergeiſtigung des Sinnlichen, und die Verkörperung des Geiſtigen, die in der **Metapher** Statt finden, wird doch immer nur durch eine Zuſammenſtellung des **Ähnlichen** oder mehr allegoriſirend bewirkt, und iſt nicht ſo, wie das **Symbol**, ein eigentlicher Ausdruck der Idee ſelbſt. Das **Symbol** bezieht ſich aber beſonders auf die höchſten, ſogenannten religiöſen Ideen, welche zugleich die tiefſten philoſophiſchen Anſchauungen enthalten können. Die Idee an ſich iſt dann immer ein Geheimniß, das mehr oder minder tief, klar und vollſtändig aufgefaßt werden kann, ohne daß das Symbol an ſich eine Veränderung leidet, weßhalb dieſelben Symbole, die in der alten heidniſchen Volksreligion erſcheinen, vom Volke ſelbſt aber vielleicht nur unvollkommen verſtanden wurden, in den erhabenſten Philoſophemen und tiefſinnigſten Dichtungen der Weiſen wiedergefunden werden. Es iſt ein Ausdruck des Göttlichen, der aber von den Erleuchteten, in ſeiner Unmittelbarkeit und vollſtändigen Tiefe aufgefaßt, dem Volke, das vielleicht ſelbſt die urſprüngliche Bedeutung verloren hat, erſt gedeutet, enthüllt werden mag. — Je mehr aber eine Religion noch in den Schranken der erſcheinenden Welt befangen iſt, je mehr ihre Lehren Lehren der Natur ſind, deſto reicher an Symbolen, deſto ſymboliſcher wird ſie ſelbſt ſeyn, während jede Offenbarungsreligion, deren Lehren unmittelbarer zu innerer ſchlechthin geiſtiger Anſchauung gebracht werden, und ſelbſt Ideen enthalten, die über den Kreis der Naturanſchauung hinausliegen, nothwendig an Symbolen ärmer ſeyn muß. Ihre Symbole gehen auch alle mehr aus einem bewußten Bilde derſelben hervor, erſt aus der innern zur äußern Anſchauung, Objectivirung über, und können, in wie fern hier die reine Idee früher ſeyn muß als das Bild, und dieſes erſt durch Enthüllung jener ſein Verſtändniß gewinnt, mehr conventionelle Symbole heißen. Damit ſie

jedoch nicht bloße Allegorien ſeyen, müſſen ſie ſelbſt ein eigentlicher und gleichſam unmittelbarer, ohne künſtliche Deutung die Idee ſelbſt objectivirender Ausdruck der Idee ſeyn. — Daher iſt das Heidenthum an Symbolen ſo viel reicher, als Judenthum und Chriſtenthum, in denen nicht durch äußere, ſondern durch innere, durch die Offenbarung ſelbſt gewirkte, ſchlechthin geiſtige Anſchauung das Finden der Idee vermittelt iſt. — Da aber das Göttliche an ſich, ſeinem Weſen nach, in ſeiner ganzen Tiefe und Klarheit ſich nicht in Ein Symbol vollſtändig befaſſen läßt, ſo ſind alle Symbole nur beſondere Ausdrücke beſonderer Ideen und Offenbarungsweiſen des Göttlichen ſelbſt, und je mehr daſſelbe nur in den Beſonderheiten der Natur aufgefaßt, und die erſcheinende Welt ſelbſt vergöttert wird, deſto reicher und mannichfaltiger wird auch von dieſer Seite die Symboliſirung ſeyn. So ſind nun alle die beſonderen Götterbildungen, in welchen das Heidenthum die beſondern, in der Natur offenbarten Ideen des Göttlichen darſtellte und anſchaute, Symbole eben dieſer Ideen, und in dieſer Hinſicht wahre Sinnbilder. Symbole ſind aber auch die *Zeichen* (σηματα, σημαια, signa, ostenta, portenta), durch welche die Gottheit ihren Willen, oder ein künftiges Ereigniß, überhaupt die Zukunft zu erkennen gibt, überhaupt Alles, worin die Gottheit ſich offenbart. Solche Zeichen und Vorzeichen können wirkliche bedeutungsvolle Erſcheinungen, beſondere Äußerungen der Naturkräfte, oder auch Stimmen, prophetiſche Worte ſeyn, die denn eben ſowohl als die Orakelſprüche als geheimnißvolle, ſinnreiche Kundgebungen des Willens der Gottheit, des Schickſals συμβολα genannt werden. Das Sententiöſe, das den Orakelſprüchen eigen iſt, erſcheint auch in den Prieſterworten, ihren ſymboliſchen Lehren, die denn mit gleichem Recht *Symbole* genannt werden, eigentliche *Sinnſprüche* ſind, von welchen als Erklärungen des göttlichen Willens, die man ſich beſonders als herrſchenden Lebensgrundſatz einprägt, auch die ſogenannten *Wahlſprüche* nicht verſchieden ſind. Die Sprache iſt an ſich ſchon urſprünglich wahrhaft ſymboliſch; das Wort iſt Symbol, eigentlicher Ausdruck, Körper der Idee, und ein Redeſatz, der eine Idee abgeſchloſſen in einer beſondern Beziehung ausſpricht, kann denn auch mit Recht Symbol genannt werden. Nachmals hat der Ausdruck *Symbol* ſeine beſondere Anwendung in den griechiſchen Myſterien gefunden, die alle ihre geheimnißvollen Lehren als Früchte einer tieferdringenden Naturweisheit in *Sinnbilder* und *Sinnſprüche* kleideten, nicht bloß, um den Ungeweihten den Zugang zu dieſer Weisheit zu verſchließen, ſondern auch dieſe ſelbſt in den ausdruckreichſten Bildern zur Anſchauung zu bringen. Weil nun die Eingeweihten durch Zeichen oder Worte, welche den Myſterien eigenthümlich waren, und die Kunde ihres geheimnißvollen Sinnes, alſo die Einweihung ſelbſt vorausſetzten, ſich unter einander zu erkennen gaben, ſo heißen ſolche *Erkennungszeichen* ebenfalls Symbole. In wiefern aber der Gebrauch ſolcher Erkennungszeichen auch an die heilige Verpflichtung mahnt, die der Geweihte bei ſeiner Einweihung übernahm, beſonders auf Verſchwiegenheit und ein den Myſterienlehren entſprechendes Leben hinweiſ't, ſo wird auch die feierliche Verpflichtung, das Gelübde, das man Gott, oder einem Menſchen, irgend einer Gemeinſchaft gelobt, *Symbolon* genannt, das daher auch von dem *Soldateneid* gilt, ſo wie von dem *Loſungswort*, das Zeichen, an dem nicht

nur die Streiter eines Heeres ſich unter einander erkennen, ſondern auch an das erinnern, was durch die Loſung, den Feinden unverſtändlich, den verbundenen Kämpfern kundgemacht werden ſollte. — Eben ſo bezeichnet Symbolon ein Merkzeichen, eine Marke, durch welche z. B. Gaſtfreunde ſich unter einander zu erkennen geben, oder die man als Unterpfand irgend eines Vertrages, oder einer übernommenen Verbindlichkeit abgab und einlöſ'te. Dieſe mannichfachen, alle aus Einer Wurzel ſich entfaltenden Bedeutungen des Wortes Symbolon waren alle ſchon in der vorchriſtlichen Zeit vorhanden, und fanden denn auch in der chriſtlichen Kirche ihre Anwendung. Es war ein heiliger Sinn mit dem Worte ſchon verbunden, und ſo ſehr die erſten Chriſten dem Heidenthum abgeneigt waren, und es verſchmähten, etwas aus demſelben in die Kirche aufzunehmen (weßhalb ſie anfänglich auch durchaus keine Bilder in ihren Verſammlungshäuſern zuließen) ſo konnte ihnen doch, zumal ſie ja keine ganz neue Sprache ſchaffen mochten, ein Wort nicht zuwider ſeyn, das ſchon einen gleichſam geweihten Sinn hatte, der durch eine chriſtliche Idee ſogar noch erhöht ward. Auch war in der Zeit, wo das Wort Symbol unter den Chriſten allgemeiner in Brauch kam, jene ängſtliche Scheu vor dem, was an das Heidenthum erinnern konnte, ſchon ſehr vermindert. Ja die chriſtlichen Lehrer mochten ſogar, wenn die in die heidniſchen Myſterien Eingeweihten ihre Lehren oft übermüthig den chriſtlichen entgegenſtellten, und auf ihre geheimnißvollen Symbole hinwieſen, ſich aufgefodert fühlen, anzudeuten, wie ſie auch Symbole, und viel höhere, bedeutendere hätten, als alle Myſterien. Wie die Glieder der letztern durch ihre ſymboliſchen, in Zeichen und Worte niedergelegten Geheimlehren ſich als Auserwählte, beſonders Geweihte darſtellten, ſo behandelten auch die Chriſten ihre ſymboliſchen Lehren und Gebräuche als Erkennungs- und Vereinigungsmittel ihrer Gemeinſchaft, und als Unterſcheidungszeichen, die ſie als vom geſammten Heidenthum und Judenthum Ausgeſonderte, als Höhergeweihte bezeichneten. Symbole nannten ſie deßhalb zunächſt die Sakramente, als ſichtbare Zeichen eines unſichtbaren Heils, und nicht Zeichen nur, ſondern eigentliche Unterpfänder dieſes Heils, und der in ihnen enthaltenen göttlichen Verheißungen und Gnadenwirkungen. In dieſem Sinne heißen Taufe und Abendmahl, als die eigentlichen Sakramente, Symbole, aber überall mit verherrlichenden und den chriſtlichen Sinn näher beſtimmenden Beiwörtern; nicht minder das Taufwaſſer und Brot, und Wein im heiligen Abendmahl, aber nicht bloß als Bilder, die einen geiſtigen Sinn nur bedeuten, ſondern als Symbole im eigentlichen Sinn, die das unſichtbare Heil wirklich darſtellen, eigentliche Unterpfänder deſſelben ſind. Die Kirchenväter, die ſo Brot und Wein im heil. Abendmahle Symbole nennen, halten dabei die eigentliche und ſtrenge Bedeutung des Wortes feſt, und denken dabei nicht an die erſt ſpäter aufgenommene Lehre, daß Brot und Wein nur bedeutungsvolle Zeichen und Bilder ſeyn ſollen. Symbole ſind denn aber auch alle chriſtlichen Gebräuche, alle gottesdienſtlichen Übungen, in wiefern ſie eben nothwendige Ausdrücke der dadurch bezeichneten Idee ſeyn ſollen. Denn der geſammte chriſtliche Ritus und alle Theile der Liturgie gründen ſich auf die kirchliche Lehre, die ſie objectiviren ſollen, ſind eigentliche Verkörperungen der beſondern Lehren. Die Sakramente und Gebräuche ſind denn auch Unterſcheidungs- und Erkennungszei-

chen für alle die, welche daran Theil zu nehmen befugt ſind, ſtel-
len dieſe als der chriſtlichen Kirche angehörig, als Glieder der Gemeinſchaft, als Eingeweihte dar, wie denn ſelbſt der bloße Anblick der Sakramente den Ungetauften nicht geſtattet war. — Dieſe Symbole, als eigentliche Sinnbilder, ſind aber von den ſogenannten Vorbildern, den Perſonen, Gebräuchen, Thatſachen des alten Teſtaments, die das neue Teſtament nicht bloß vorbedeuten, ſondern in den einzelnen Lehren und Thatſachen deſſelben erſt erfüllt werden ſollen, unterſchieden. Solche Vorbilder heißen Typen, nicht Symbole. — Außerdem hatte die chriſtliche Kirche noch beſondere bedeutungsvolle Zeichen, die Symbole im eigentlichen Sinne ſind, zwar nur den Chriſten verſtändlich, dieſen aber die darin ausgedrückte Idee ſelbſt klar darſtellend, Zeichen, die auch auf die Lehre ſich gründen, dieſe aber denen, die damit vertraut ſind, zu lebendiger Anſchauung bringen. So das Kreuzeszeichen, als Geſtalt und Handlung; ſo, in der ſpätern Zeit, Maria mit dem Jeſuskind. Es unterſcheiden ſich aber auch hier die Symbole von den Attributen, durch welche die Künſtler Evangeliſten, Apoſtel, Heilige in ihren Darſtellungen unterſchieden. Die Attribute bleiben zwar den damit bezeichneten Perſonen eigenthümlich, ſind aber doch nicht eigentliche Symbole. — Die Symboliſirung hat zwar in der chriſtlichen Kirche einen um ſo weiteren Raum, denn das Heidenthum, als ſie reicher an Ideen iſt denn dieſes; gleichwohl muß (ſ. oben) nach der Natur dieſer geoffenbarten Lehren, die Zahl der Symbole hier kleiner ſeyn. Wie aber das Geiſtigaufgefaßte, die reine Idee ſelbſt, die aus innerer Anſchauung gewonnen wird, wie der Glaube, der zur Erkenntniß werden will, ſich in Worte zu kleiden bemüht iſt, und in Worten den lebendigſten Ausdruck findet, ſo iſt nun dieſes Symboliſiren durch Worte, das Objectiviren der Lehre durch eigentliche Lehrformeln der chriſtlichen Kirche vorzüglich eigen. Symbole heißen daher hier vorzugsweiſe jene in kurzen Formen ausgedrückten Lehren, die als dem Chriſtenthume ſelbſt weſentlich inwohnende Ideen, von allen Chriſten anerkannt werden, ſie von allen Nichtchriſten unterſcheiden, ſie unter einander ſelbſt aber als äußere Merkmale der Gemeinſchaft verbinden müſſen. In dieſem Sinne ſind Symbole jene Bekenntniſſe (Confeſſionen), welche den Hauptinbegriff aller chriſtlichen Lehren, als die gemeinſame Überzeugung aller Glieder der kirchlichen Gemeinſchaft, in wenigen, einfachen, aber beſtimmten Worten ausſprechen. Sichtbare Zeichen ſollen auch ſie ſeyn, Zeichen des innern Glaubens, der die Chriſten geiſtig verbindet, ein ſichtbares Band Aller, die ſich darauf verpflichten; ein unterſcheidendes Merkmal, das allein dieſen Verbundenen eigen iſt; eine Grundregel, die den entſprechendſten und eigentlichſten Ausdruck der Hauptwahrheiten des Chriſtenthums, als Kirchenlehre enthaltend, Richtſchnur für die fortſchreitende religiöſe Erkenntniß aller Gläubigen, Lehrvorſchrift für alle Lehrer der Kirche ſeyn ſollen. Zwar iſt und bleibt die heilige Schrift ſelbſt der wahre Grund und die höchſte Richtſchnur wie des Glaubens ſo der Lehre; die ſymboliſchen Bekenntniſſe aber ſollen, als der klare Ausdruck der einmüthigen Überzeugung Aller von den Hauptwahrheiten des Chriſtenthums, eben nur den reinen Inhalt der Schrift ſelbſt in einer kurzen Überſicht enthalten, die Wahrheiten, welche als Schriftlehre nothwendig anerkannt werden mußten, feſtſtellen, und die

Willkür der Schrifterklärung, wie eigenmächtige Änderungen in der Schriftlehre verhüten. Die Symbole werden dem Anſehen der heiligen Schrift keineswegs gleichgeſtellt, auch wird der Gebrauch der letztern, um jener willen, keinem Gläubigen verſagt; aber weil ſie wirklich die Schrift enthalten, und mit der Schrift vollkommen übereinſtimmen, wird gefodert, daß Alle, die der Gemeinſchaft in der That und Wahrheit angehören wollen, ſich auf dieſelben verpflichten. Keine chriſtliche Gemeinſchaft läßt bloß jene bedingte Verpflichtung zu, in wiefern oder in wie weit die Symbole mit der heiligen Schrift übereinſtimmen, ſondern jede fodert die unbedingte Verpflichtung, weil ſie mit der heiligen Schrift übereinſtimmen, indem es ſonſt wieder dem Ermeſſen der Einzelnen überlaſſen bliebe, wie weit er dieſe Übereinſtimmung anerkennen wolle, und damit eine wirkliche Freimüthigkeit in der Lehre, wie die Gemeinſchaft ſie wünſchen muß, unerreichbar wäre, und die ganze Bedeutung der Symbole, als ſolcher, ſomit aufgehoben würde. Aber es ſoll damit kein Gewiſſenszwang eingeführt, die chriſtliche Freiheit nicht gekränkt werden, indem es Jedem, der jene Übereinſtimmung der kirchlichen Symbole mit der heiligen Schrift nicht anerkennt, freiſteht, von der Gemeinſchaft ſich zu trennen, der chriſtliche Lehrer aber, da ihm nicht unbedingt anheimgeſtellt werden darf, was er lehren will, dem kirchlichen Lehramt ſich zu entziehen die Macht hat. — Symboliſche Bücher. Schon in der früheſten chriſtlichen Kirche wurden Symbole als kirchliche Bekenntniſſe aufgeſtellt, zunächſt Taufbekenntniſſe, die, weil ſie in wenigen einfachen Worten den Glauben, der ſelbſt in der Taufformel ausgedrückt ward, ausſprechen ſollten, dieſer gemäß nur den Glauben an Gott Vater, Sohn und heiligen Geiſt enthielten. Im Fortgang der Zeit, als mannichfache Deutungen und Umdeutungen, Erklärungen und Beſtimmungen jener Grundlage des Chriſtenglaubens erſchienen, erweiterten ſich fort und fort die Symbole, indem ſie gegen einbrechende Irrlehren den reinen Kirchenglauben verwahren, und darum alles ablehnen wollten, was demſelben entgegen war. Alle Erweiterungen und weitern Erörterungen der Symbole gingen zunächſt aus dem Kampf mit Irrlehren, und den Philoſophemen einiger, vielleicht ſcharfſinniger, aber der eigenen Weisheit zu viel vertrauender Denker hervor, die ihre Lehre der Schrift- oder Kirchenlehre entgegenſtellten, oder ſie doch, indem ſie dieſe nur weiter zu erläutern ſchienen, mannichfach gefährdeten. Die chriſtlichen Lehrer wollten ſolchen Irrlehrern, oder ſogenannten Ketzern die Berufung auf die heilige Schrift, auf die ſich mehrere von ihnen bezogen, nicht geſtatten, weil keine Schrifterklärung, die den Glaubensgrund und die einmüthig als chriſtliche anerkannten Wahrheiten entſtellte, zugelaſſen werden konnte, und ſtellten daher immer neue Bekenntniſſe entgegen, welche ſelbſt die Richtſchnur für alle Bibelerklärung ſeyn ſollte, dergeſtalt, daß letztere nie als echt anerkannt würde, wenn ſie nicht mit den, von der ganzen Gemeinſchaft einmüthig anerkannten Grundwahrheiten übereinſtimmte. Es konnte aber nicht fehlen, daß eben dieſe Erweiterungen der erſten Symbole und genauere Beſtimmungen der Kirchenlehre in ihren einzelnen Theilen immer neuen Widerſpruch erregten, neue Behauptungen, die den kirchlichen Erklärungen ſich entgegenſtellten, veranlaßten, und daher die Kirchenlehrer ſelbſt genöthigt wurden, die öffentlichen Bekenntniſſe

noch mehr zu erweitern. So wurden die Symbole immer mehr theologiſche Erörterungen, und indem ſie von ihrem urſprünglichen Charakter, ihrer gehaltvollen Einfachheit, doch nicht von der eigentlichen Grundlehre ſich entfernten, ausführliche Schriften wurden, die zwar noch die Bedeutung und Kraft der Symbole haben ſollten, dieſes aber doch nicht mehr im eigentlichen Sinne waren, und daher ſpäter ſymboliſche Bücher genannt wurden. Dies ſind nun alſo alle jene öffentlichen Glaubensbekenntniſſe, welche die Erklärung der Überzeugung der kirchlichen Gemeinſchaft von den Glaubenswahrheiten, die Unterſcheidungslehren, welche die Gemeinſchaft ſelbſt von allen Andersdenkenden, und von allen andern Religionsparteien unterſchieden, in ihrer Eigenthümlichkeit darſtellen, enthalten, und ein äußerer Vereinigungspunkt der Glieder jeder Gemeinſchaft ſeyn ſollen. Solche Bekenntnißſchriften wurden theils von Kirchenverſammlungen (Synoden oder Concilien genannt), in welchen ſich eine große Zahl von chriſtlichen Kirchenlehrern, zur Steurung eingeriſſener Unordnungen in kirchlichen Verhältniſſen, zur Beſtreitung von Ketzern, und zur Bewahrung und weitern Feſtſtellung der Kirchenlehre vereinigten; oder auch von Einzelnen, die entweder eine Irrlehre ablehnen, oder ſich ſelbſt gegen den Verdacht einer Ketzerei rechtfertigen, und darum ihre Übereinſtimmung mit der Kirchenlehre und den Ausſprüchen rechtgläubiger Synoden bezeugen wollten, zu verſchiedenen Zeiten aufgeſtellt; letztere erhielten aber nur dann ſymboliſches Anſehen, wenn ſie von einer größern, zumal einer ſogenannten allgemeinen (ökumeniſchen) Synode gebilligt und beſtätigt, von der Kirche ſelbſt als Ausdruck ihrer Überzeugung angenommen, und dadurch den ſchon vorhandenen Bekenntniſſen gleichgeſtellt wurden. — Es gibt drei ältere Symbole, die von allen Hauptparteien der chriſtlichen Kirche, als Darſtellungen der gemeinſamen Überzeugung, als die Grundwahrheiten des Chriſtenthumes enthaltend, angenommen, und ihren ſymboliſchen Büchern einverleibt ſind. 1. Das ſogenannte apoſtoliſche Symbolum, das zwar nicht von den Apoſteln ſelbſt niedergeſchrieben, aber ſchon in der apoſtoliſchen Kirche, zunächſt als Taufbekenntniß vorhanden, in den älteſten Chriſtengemeinden in Europa, Aſien und Afrika, faſt wörtlich gleichlautend, dem Inhalt nach völlig gleich aufbewahrt ward. Die römiſche, die griechiſche, die evangeliſche Kirche ſchätzen daſſelbe bis auf den heutigen Tag als den einfachſten und treueſten Ausdruck der Hauptwahrheiten des Chriſtenthums, und vereinigen ſich alſo in demſelben zu Einer Überzeugung. Die römiſche Kirche wich nur darin von der griechiſchen bei dieſem Symbolum ab, daß jene in dem Bekenntniß des heiligen Geiſtes, zu dem Satz: „daß er ausgehe vom Vater" ſpäter hinzuſetzte: „und vom Sohne (filioque), welchen Zuſatz die griechiſche Kirche anzunehmen lange ſich ſträubte, die evangeliſche aber wirklich angenommen hat. 2. das Nicäiſch-conſtantinopolitaniſche auf der ökumeniſchen Synode zu Nicäa im Jahr 325 von den verſammelten Vätern zur Ablehnung der arianiſchen Ketzerei abgefaßt, und auf der ökumeniſchen Synode zu Conſtantinopel vom Jahr 381 mit einigen Erweiterungen feierlichſt beſtätigt und bekannt gemacht. Dieſes iſt ſchon viel weitläuftiger, mit mehreren neuen Beſtimmungen verſehen, als das apoſtoliſche, eben weil jene Synoden die Kirchenlehre gegen die ſchon weit verbreiteten Ketzereien feſtſtellen und vertheidigen wollten. 3. Das

athanaſiſche – Symbolum Quicunque (nach dem Anfangswort) genannt. Es trägt den Namen des Kirchenvaters Athanaſius (im vierten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung), doch iſt es ſehr zweifelhaft, ob derſelbe es wirklich verfaßt habe. Es war anfänglich nur in lateiniſcher Sprache vorhanden, richtet ſich auch beſonders gegen den Arianismus, und heißt ſchon im fünften Jahrhundert das athanaſiſche. Ungeachtet der Verfaſſer nicht nachgewieſen werden kann, iſt es doch um ſeines Inhaltes willen von der chriſtlichen Kirche angenommen, wiederholt beſtätigt und zu einem Symbolum der Kirche erhoben worden. — Außer dieſen älteſten und allgemeinen Symbolen haben die römiſche und griechiſche Kirche noch eine Menge anderer angenommen, die aber weniger eigentliche Symbole ſind, als nur ſymboliſche Autorität erhalten haben. So die Schlüſſe aller Rechtgläubigen, zumal ökumeniſchen Synoden, die Schriften der älteſten catholiſchen Kirchenlehrer, der ſogenannten Kirchenväter, die Decrete und Decretale der römiſchen Biſchöfe (ſofern ſie ſich auf die Lehre beziehen). Die griechiſche Kirche erkennt dieſe letzten natürlich nicht an, und unterſcheidet ſich von der römiſchen auch dadurch, daß ſie die Schlüſſe einiger Concilien annimmt, die jene verwirft. — Die römiſche Kirche ſah ſich aber durch die Reformation veranlaßt, ihren Lehrbegriff, wie alle kirchlichen Verhältniſſe von neuem feſtzuſtellen, und in dieſer Abſicht ward ſeit dem Jahre 1545 das Concilium zu Trident gehalten, welches nach mehreren, oft lange dauernden Unterbrechungen erſt 1562 endete. Die Schlüſſe dieſes Conciliums ſtellten den Lehrbegriff der catholiſchen Kirche als unveränderlich feſt, wurden aber nie von allen catholiſchen Ländern förmlich angenommen. Doch ſind ſie unter dem Titel: Canones et Decreta oecum. et gener. concil. Trident. — oder als das eigentliche Symbolum, ein zuſammenhängender Auszug aus ſämmtlichen Schlüſſen forma profeſſionis fidei catholicae — auf Anordnung Pius IV. 1564 — und nachher öfters gedruckt worden. Dazu kam noch der Catechismus ex decreto Conc. Trid. ad Parochos — auf Befehl Pius V. 1567 gedruckt, und als allgemeine Lehrnorm bekannt gemacht. Beide ſymboliſchen Bücher, denen die römiſche Kirche gleiches Anſehn mit den ſämmtlichen frühern beimißt, ſprechen das noch herrſchende Lehrſyſtem dieſer Kirche vollſtändig aus, und andere Verordnungen, die aus demſelben Concil hervorgingen, ordneten zugleich, und beſtimmten von neuem die gottesdienſtlichen Gebräuche und alle Verhältniſſe der mit dem römiſchen Stuhl verbundenen Gemeinden. — Die griechiſche Kirche, welche ſeit der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken (1453) und die damit verbundebene Auflöſung des alten griechiſchen Römerreichs viel von ihrem ehemaligen Glanz und Anſehn verlor, aber in dem Patriarchen von Conſtantinopel noch immer einen äußern, doch nicht ſo mächtigen und einflußreichen Mittelpunkt wie der römiſche Stuhl für die abendländiſche catholiſche Kirche war, behielt, bewahrte ihren alten Glauben, mit den ältern Symbolen, obwohl das Verſtändniß derſelben immer dürftiger ward. Und mehrere von ihren angeſehenſten Geiſtlichen und Biſchöfen neigten ſich immer mehr der römiſchen Kirche zu, die eine Vereinigung mit der griechiſchen, mehr eine Unterwerfung derſelben zu verſuchen nie abließ, und es entſtand daher der lange Kampf der lateiniſirenden und der ſtrengaltgläubigen Griechen, welche letztern ihre Unter-

ſcheidungslehren, denen gemäß ſie das Ausgehen des heiligen Geiſtes vom Sohne, das Fegfeuer und die Seelenmeſſen, im römiſchen Sinne, das Primat des Papſtes, und das ungeſäuerte Brot im Abendmahl verwarfen, die Prieſterehe aber für den größern Theil des Klerus, den Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Geſtalt, und das ſtrengere Faſten foderten, nie aufgaben. Die lateiniſirenden Griechen, die ſich Rom unterwarfen, wofür ihnen das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt und anderes gelaſſen ward, haben nachmals mehrere neue Glaubensbekenntniſſe aufgeſtellt, die aber nie allgemeine ſymboliſche Autorität in der griechiſchen Kirche erhielten. Eben ſo hatten die alten ſchismatiſchen Parteien, die in dieſer Kirche fortdauerten, die Neſtorianer und Eutychianer u. ſ. w. ihre beſonderen Bekenntnißſchriften, die für ſie allerdings wahre Symbola ſind. — Dieſen ſtellte die rechtgläubige griechiſche Kirche, theils ältere, theils neue Bekenntniſſe entgegen, unter welchen das merkwürdigſte und wichtigſte jenes iſt, welches Petrus Mogilas, der Metropolit von Kiew zunächſt für die ruſſiſch-griechiſche Kirche entwarf, und welches 1643 auf einer Synode zu Conſtantinopel gebilligt, mehrmals beſtätigt, und zum Symbolum der griechiſchen Kirche erhoben ward. In demſelben iſt mit den übrigen Unterſcheidungslehren zwar das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt (communio sub utraque specie) beibehalten, aber die römiſche Verwandlungslehre (Transſubſtantiation) in Beziehung auf das Abendmahl etwas ſtrenger, als ſonſt in der griechiſchen Kirche geſchah, angenommen. Die ruſſiſche Kirche hat, ſeit ſie in dem von Conſtantinopel aus beſtätigten, und auch von den übrigen griechiſchen Patriarchen anerkannten Patriarchen zu Moskau ein nationales Oberhaupt erhielt (1589), einige eigenthümliche, doch nicht bedeutend von der übrigen griechiſchen Kirche abweichende Anordnungen, weniger in der Lehre, als in dem Ritus erhalten. — Die evangeliſche Kirche, die bei ihrem erſten Entſtehen (im Jahr 1517, ſ. d. Art Reformation) gar nicht die Abſicht hatte, ſich als beſondere Kirchengemeinde feſtzuſtellen, ſondern nur die entartete Verfaſſung der catholiſchen Kirche zu ihrer erſten Reinheit zurückzuführen, die alte Kirche wiederherzuſtellen, hatte nicht ſogleich das Bedürfniß, beſondre neue Bekenntnißſchriften bekannt zu machen, ſondern hielt ſich feſt an die älteſten catholiſchen Symbole, um auch dadurch zu beweiſen, daß ſie mit der alten, wahrhaft catholiſchen Kirche völlig übereinſtimme. Sie behielt daher anfangs, und bis auf die neueſten Zeiten das ſogenannte apoſtoliſche, das nicäniſch-conſtantinopolitaniſche, und das athanaſiſche Symbolum bei, und verwarf nur diejenigen ſpätern ſymboliſchen Bücher der catholiſchen Kirche, die eigenmächtige, in der Schrift ſelbſt nicht begründete, oder doch durch eine richtige Erklärung der Schrift nicht zu erhärtende Erweiterungen und Abänderungen jener älteſten aufſtellten. Bald aber, als ſie ſich genöthigt ſah, von Rom und dem Papſt, mit dem kein die Glaubensfreiheit ſichernder Friede zu ſchließen war, ganz und völlig ſich abzuſondern, alle bloß menſchliche Autorität in Glaubensſachen zu verwerfen, und den Grundſatz geltend zu machen, daß die heilige Schrift die höchſte und einzige Quelle der chriſtlichen Lehre ſey, mußte ſie auch ihre Unterſcheidungslehren beſtimmter zuſammenfaſſen, weniger um poſitiv einen Glauben auszuſprechen, der durchaus nicht als neu erſcheinen ſollte, und in den ältern von ihr ange-

nommenen Bekenntniſſen ſchon enthalten war, ſondern um die von ihr als echte Bibellehre aufgeſtellten Glaubensſätze zu vertheidigen, und negativ jene Lehren zu bezeichnen, die als römiſche Kirchenlehren der Chriſtenheit aufgedrungen von ihr nicht länger gebilligt werden konnten. In dieſer Abſicht verfaßte Melanchthon das evangeliſche Bekenntniß, welches in deutſcher und lateiniſcher Sprache am 25ſten Juni 1530 Namens der evangeliſchen Fürſten, Theologen und Gemeinden dem Kaiſer und verſammelten Reichstag zu Augsburg übergeben, daher die augsburger Confeſſion genannt, und ſpäter als das erſte ſymboliſche Buch der evangeliſchen Kirche angenommen ward. Gegen eine von den Catholiſchen verfaßte, dem Kaiſer ebenfalls übergebene Widerlegungsſchrift dieſer Confeſſion vertheidigte dieſelbe Melanchthon in der berühmten Apologie, die ebenfalls den ſymboliſchen Büchern einverleibt, doch nur als eine nöthige Erklärungsſchrift der Confeſſion ſelbſt, mit dieſer als Eins, nicht als ein beſonderes Buch gezählt worden iſt. — Gleich nach dem Reichstag noch im Jahre 1530 erſchien die Confeſſion gedruckt; in ſpätern Drucken, von den Jahren 1531 — 40, hat Melanchthon manches geändert, und beſonders in der Ausgabe von 1540 im Artikel vom Abendmahl, um einen Frieden mit den Reformirten möglich zu machen, eine bedeutende, von der evangeliſchen Gemeinde aber nie gebilligte Abänderung gemacht, worauf ſich der Unterſchied der geänderten und ungeänderten augsburger Confeſſion gründet, welche letztere, als die echte und von Allen gebilligte, allein ſymboliſches Anſehen in der Kirche hat. — Nachdem der Kaiſer Carl V. ſich ſchon vielfältig bemüht, den Papſt zur Berufung eines Conciliums, das die Religionsſtreitigkeiten beilegen ſollte, zu bewegen, ſchien ein ſolches endlich in Mantua im Jahr 1537 zu Stande zu kommen. Die evangeliſchen Fürſten, die indeß ſchon einen engern Bund zu gemeinſamer Vertheidigung und Aufrechthaltung des Evangeliums geſchloſſen, hielten für nöthig, auf dieſes Concilium ſich vorzubereiten, und obwohl ſie demſelben ſich zu unterwerfen nicht geneigt waren, doch die dargebotene Friedensvermittlung nicht gänzlich abzulehnen. Luther erhielt den Auftrag, noch einmal in einer klaren Überſicht alles das, was als gemeinſame Überzeugung der Evangeliſchen gelehrt und geglaubt wurde, worüber man unverbrüchlich halten, und worin man keiner menſchlichen Gewalt je weichen werde, auszuſprechen. Er verfaßte deßhalb in deutſcher Sprache die ſogenannten ſchmalkaldner Artikel, in denen er zugleich ſeine eigne, letzte, gleichſam als ſein Glaubensteſtament (denn er fühlte dem Tode ſich nahe) anzuſehende, und der ganzen evangeliſchen Gemeinſchaft Überzeugung, hinſichtlich aller ſtreitigen, wie der unbeſtrittenen Lehren entwickelte. Nachdem er ſie im December 1536 vollendet hatte, überſandte er ſie den ſächſiſchen Räthen und Theologen zur Prüfung, und im Februar 1537 wurden ſie auf dem Convent der evangeliſchen Fürſten und Theologen zu Schmalkalden einmüthig angenommen und unterzeichnet. Als Luther die Verſammlung wegen ſeiner Krankheit ſchon verlaſſen hatte, ward von Melanchthon auf Antrieb und unter Mitwirkung von andern Theologen, dieſen Artikeln noch ein Anhang, betreffend des Papſtes Gewalt, beigefügt. — Schon früher hatte Luther zwei Schriften bekannt gemacht, die zunächſt nur Lehrbücher der Religion nach dem dringenden Bedürfniß der Zeit ſeyn

ſollten, bald aber auch zu den ſymboliſchen Büchern der evangeliſchen Kirche gerechnet wurden, in deren Reihe ſie beide als Eins gezählt, den dritten Platz einnehmen. Es iſt der große und der kleine Catechismus Luthers, beide 1529 erſchienen, in deutſcher Sprache, und ein wahres Meiſterwerk, wie es noth war. Die letzten Hauptſtücke, von der Beichte und dem Amt der Schlüſſel, ſind ſpäter beigefügt worden (denn urſprünglich beſtand Luthers Catechismus nur aus fünf, von den zehn Geboten, Glauben, Gebet, Taufe, Abendmahl); und iſt wahrſcheinlich Johann Knipſtrov (Superintendent zu Stralſund) Verfaſſer des ſiebenten: vom Amt der Schlüſſel. — Durch den kleinen Catechismus war für einen beſſern Religionsunterricht der Jugend geſorgt, und der große ſetzte auch die einfältigern Pfarrherren und Schullehrer in den Stand, jenen zweckmäßig zu erläutern. Die lichtvollen und reichhaltigen Erklärungen, welche Luther ſelbſt den zehn Geboten u. ſ. w. angehängt hat, und die Abſchnitte über Taufe und Abendmahl, enthalten zugleich das Eigenthümliche der evangeliſchen Kirchenlehre. — Aber alle dieſe ſymboliſchen Bücher konnten nicht verhüten, daß die evangeliſchen Theologen ſich in endloſe Streitigkeiten verwickelten, die den Frieden der Gemeinde völlig zu vernichten, und die verderblichſten Spaltungen herbeizuführen drohten. Darum dachten wohlgeſinnte Fürſten und Theologen lange darauf, den Zwieſpalt der Meinungen aufzuheben, und eine rechte Einmüthigkeit wiederherzuſtellen. Dazu ſchien ein neues ſymboliſches Buch, welches die ältern beſtätigend, nur über die neuen Streitpunkte ſich befriedigend erklären, und ſo unter allen Parteien der evangeliſchen Gemeinde vermitteln ſollte, Vielen nothwendig. Beſonders die bald verborgenere, bald offenbarere Hinneigung mehrerer ſächſiſchen Theologen zu der Schweizerlehre hatte ſchon Veranlaſſung gegeben, die alte ſtreng-lutheriſche Lehre mehrmals (der Cryptocalvinismus) in beſondern eigenen Bekenntnißſchriften zu erneuen, und zugleich auf andre Streitigkeiten darin Rückſicht zu nehmen. Jacob Andreä, Profeſſor und Kanzler der Univerſität Tübingen, ein gelehrter, überaus thätiger und eifriger, dabei aber friedliebender Theolog, fühlte ſich vorzüglich berufen, den Frieden in der evangeliſchen Gemeinde herzuſtellen, und ſcheute ſeit dem Jahre 1569 weder Mühe noch Aufwand, weder die Beſchwerden vieler Reiſen, noch den heftigen Widerſtand, den er an mehreren Orten fand, an ſeinem Plan, eine vollſtändige Eintracht (Concordie) zu bewirken, mit allem Ernſt zu arbeiten. Im Jahr 1574 wurde auf einem Landtag zu Torgau ein neues Bekenntniß, die ſogenannten torgauer Artikel, unterzeichnet. In demſelben Jahr verfaßte Jacob Andreä im Kloſter Maulbrun in Schwaben ein ähnliches, und theilte es den niederſächſiſchen Theologen, beſonders Martin Chemnitius in Braunſchweig mit, der aber mehreres daran änderte, worauf es von den ſchwäbiſchen und niederſächſiſchen Theologen angenommen, und die ſchwäbiſch-ſächſiſche Concordie genannt ward. Da aber beide neue Bekenntniſſe den Frieden noch nicht bewirkten, kamen zwölf angeſehene Theologen im Jahr 1576 auf dem Schloß Lichtenburg bei Wittenberg zuſammen, um nach der Abſicht des Churfürſten Auguſt von Sachſen, eine neue Formel zu entwerfen. Andreä, Chemnitius, Chyträus, Andreas Muskulus und

Chriſtoph Körner erhielten den Auftrag, daſſelbe förmlich abzufaſſen. Sie legten die torgauer Artikel und die ſchwäbiſch-ſächſiſche Concordie zum Grunde, und vollendeten in Torgau das ſogenannte torgauer Buch, das, weil es ſich ſtreng an die ältern evangeliſchen Bekenntniſſe hielt, die Eintracht herzuſtellen, wohl fähig ſchien, und in dieſer Abſicht den Theologen andrer evangeliſchen Länder zur Prüfuag mitgetheilt ward. Aber die zahlreichen Gutachten, welche nun eingingen, enthielten mancherlei Ausſtellungen. Um dieſe zu berückſichtigen, und ſo das Werk zu vollenden, kamen Andreä, Chemnitius und Salnecker im J. 1577 noch einmal im Kloſter Bergen bei Magdeburg zuſammen; Chyträus, Muskulus und Körner geſellten ſpäter ſich ihnen zu, und im Mai 1577 war das bergiſche Buch, oder die Concordienformel (formula concordiae) geendigt. Im J. 1580 ließ der Churfürſt Auguſt von Sachſen daſſelbe durch den Druck bekannt machen, und als ſymboliſches Buch der ſächſiſch-evangeliſchen Kirche unterzeichnen. Doch fand es noch viel Widerſpruch. Nur in den herzoglichen, wie in den churfürſtlich-ſächſiſchen Ländern, in Wirtemberg, Braunſchweig-Lüneburg, Meklenburg und einigen kleinern deutſchen Staaten, ſo wie in einigen freien Städten, erhielt und behielt es ſymboliſches Anſehn. Brandenburg nahm es erſt an; gab es aber wieder auf, als der Churfürſt zur reformirten Gemeinde übergetreten war. Auch im Churfürſtenthum Pfalz ward es zwar, doch ohne das Taufbüchlein angenommen; aber auch wieder verworfen. Die Evangeliſchen außerhalb Deutſchland glaubten es weniger zu bedürfen, und durch dieſe Eintrachtsformel nur neue Zwietracht zu erwecken, die anderwärts auch wirklich erfolgte. Bis in die neueſten Zeiten iſt es denn auch fortwährend am meiſten angefochten, und nie von der geſammten evangeliſchen Kirche als ſymboliſches Buch anerkannt worden. — Die evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden außerhalb Deutſchland, beſonders in Dänemark und Schweden, haben vorzugsweiſe die augsburger Confeſſion als ihr ſymboliſches Hauptbuch angenommen, auf welches auch die Geiſtlichen und Lehrer ſich verpflichten. — Gleichzeitig mit der evangeliſchen Gemeinde in Deutſchland hatte eine ähnliche in der Schweiz, beſonders unter Ulrich Zwingli's und einiger andren erleuchteten und redlichen Männer Leitung ſich gegründet. Dieſe aber gerieth gar bald mit den deutſchen Evangeliſchen, beſonders über die Abendmahlslehre, in Streit, und ſonderte ſich endlich durch beſondre Bekenntniſſe, die ihre Unterſcheidungslehren ausſprachen, von jenen ab. Calvin machte dieſe Scheidung noch größer, am meiſten durch ſeine ſtrenge Lehre von der Vorherbeſtimmung (Prädeſtination), durch welche er zugleich zu vielem Zwieſpalt innerhalb der reformirten Kirche ſelbſt Veranlaſſung gab. Schon im Jahr 1530 hatte Zwingli ſein Glaubensbekenntniß, nachdem die augsburger Confeſſion übergeben worden, ebenfalls zum Reichstag geſendet, und da zugleich vier deutſche freie Städte (Straßburg, Memmingen, Coſtnitz und Lindau), die ſich zur Schweizerlehre hinneigten, ebenfalls ihr beſondres Bekenntniß (confessio Tetrapolitana) dem Kaiſer vorlegten, war der Zwieſpalt der Evangeliſchen dadurch noch offenbarer geworden. Die reformirte Gemeinde aber gelangte auch in ſich

ſelbſt nie zu jener Eintracht und Einmüthigkeit, die unter den Evangeliſch-Lutheriſchen in Deutſchland und andern Ländern, alles ſpätern Streits ungeachtet, doch erreicht ward, theils weil Zwingli zu kurze Zeit lebte, um einen ſo entſchiedenen Einfluß wie Luther zu gewinnen, theils weil vom Anfang mehrere neben ihm einen ſelbſtſtändigen, von dem ſeinigen abweichenden Weg der Kirchenverbeſſerung einſchlugen, und beſonders Calvin vielen Zwieſpalt veranlaßte, theils weil in den verſchiedenen Ländern, welche der Schweizerlehre Beifall gaben, die neuen Gemeinden nach örtlichen und Zeitverhältniſſen eigenthümlich ſich ausbildeten, theils endlich, weil in der reformirten Lehre ſelbſt Stoff zu endloſen Streitigkeiten geſetzt war, alſo daß man mehr von reformirten Gemeinden als von einer reformirten, durch gemeinſame Symbole auch äußerlich verbundenen, Kirche reden kann. Ein Theil der reformirten Gemeinden in Deutſchland und der Schweiz hat nachmals die augsburger veränderte Confeſſion, obwohl ohne völlige Übereinſtimmung mit ihren Lehren angenommen, und dadurch als augsburger Confeſſionsverwandte, beſonders im weſtphäliſchen Frieden, gleichen Schutz, politiſche Sicherheit und in ſo fern gleiche Rechte mit den Evangeliſch-Lutheriſchen erlangt. — Bald nach Zwingli's Tode, als immer neue Verſuche gemacht wurden, die deutſchen Evangeliſchen und die Schweizer mit einander zu vereinigen, unter letztern aber mannichfache Streitigkeiten ſich erhoben, bearbeiteten mehrere angeſehene Schweizertheologen, namentlich Bullinger, Leo Judä, Myconius, Grynäus und Großmann ein neues Bekenntniß, welches 1536 unter dem Titel: Confessio helvetica (s. Basileensis) erſchien, aber den Streit nicht ſchlichten konnte, vielmehr neue Zwietracht erregte. Es wich davon auch ein neues, 1566 Namens der reformirten Theologen in der Schweiz, Polen, Ungarn und Schottland, zu Zürich ausgegebenes Bekenntniß wieder bedeutend ab. Auch das von Calvin ſchon 1551 verfaßte, und unter dem Namen Consensus Tigurinus 1554 beſtätigte, beſonders die Prädeſtinationslehre entwickelnde, und zu ſymboliſchem Anſehn erhobne theologiſche Werk hatte den Frieden nicht vermitteln können. Jahre waren vergangen, viele neue Streitigkeiten entſtanden, als zwei ehrenwerthe Schweizertheologen, Johann Heinrich Heidegger in Zürich, und Franz Turretin in Genf, ernſtlich darauf dachten, wenigſtens die nächſten Zwiſtigkeiten, welche Amirauld, de la Place, und Ludwig Cappel veranlaßt hatten, zu beſeitigen, und durch ein neues ſymboliſches Buch, für das ſie ihre Obrigkeit zu gewinnen wußten, den Frieden der Gemeinde herzuſtellen. In dieſer Abſicht erſchien im Jahr 1675 die berühmte Formula consensus helvetici in 26 Artikeln, welche zwar, um des Friedens willen, von den meiſten Schweizertheologen angenommen und unterzeichnet ward, aber deſto ſtärkern Widerſpruch unter den auswärtigen Reformirten fand, und deßhalb die Gemeinden noch ſchärfer entzweite und trennte. — Schon früher hatten die deutſchen Reformirten eigne Bekenntnißſchriften aufgeſtellt, um unter dem fortdauernden Zwieſpalt der Meinungen wenigſtens einige Eintracht und eine feſte Lehrvorſchrift zu gewinnen. Als der Churfürſt von der Pfalz, Friedrich III., von dem lutheriſchen zum Schweizerbekenntniß übergetreten, und dieſes auch

in ſeinem Lande herrſchend zu machen bemüht war, ſorgte er auch für eine Lehrformel, die mit ſymboliſcher Autorität allen Geiſtlichen ſeiner Landeskirche aufgedrungen ward. Es iſt dies der berühmte, von Zacharias Urſinus und Caſpar Olerianus verfaßte pfälzer oder heidelberger Catechismus, der 1562 vollendet, im folgenden Jahr öffentlich bekannt gemacht ward. Er gewann, in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt, den Beifall und die Billigung des größern Theils der reformirten Gemeinden, und iſt eins der wichtigſten ihrer ſymboliſchen Bücher. Außerdem hat bei den deutſchen Reformirten das Glaubensbekenntniß Johann Siegismunds von Brandenburg, das zuerſt 1613 und 1614 und dann öfter, aber faſt immer verändert erſchien, großes Anſehn erlangt. — Die pfälzer reformirte Gemeinde hat jedoch ſogar das Corpus doctrinae Melanchthonis (oder Philippicum) als ihr ſymboliſches Buch anerkannt. — In den Niederlanden hatte man anfänglich Luthers Lehre eifrig angenommen, nachmals aber der reformirten ſich zugewendet, und dieſe in dem öffentlichen Bekenntniß vom J. 1561 feierlich ausgeſprochen. Darauf geriethen die ſtreng Calviniſchgeſinnten mit den Freierdenkenden, beſonders den Arminianern, nachher Remonſtranten genannt, in Streit, und da die erſtern von dem Statthalter Moritz von Oranien, meiſt aus politiſchen Gründen, begünſtigt wurden, veranſtaltete dieſer im J. 1618 die dortrechter Synode, auf der die Gegner der Arminianer in überwiegender Mehrheit letztere verdammten, und in den Schlüſſen der Synode ein neues Bekenntniß abfaßten, welches die ſtreitigen fünf Hauptpunkte im Geiſte der calviniſchen Lehre ſtreng entſchied, und dieſe zur herrſchenden machte. Doch erhob ſich gegen die Schlüſſe der dortrechter Synode, die ein ungeſtümer Eiferer, der Calviniſt Begermann, leitete, lebhafter Widerſpruch der auswärtigen Reformirten, und es konnte deßhalb auch dies neue dortrechter Bekenntniß nicht zu allgemeinem Anſehn in der reformirten Gemeinde gelangen. — Die franzöſiſchen Reformirten haben ſeit der erſten Zeit, da ſie in Gemeinden zuſammentraten, und unter den mannichfachen ſchweren Verfolgungen, mit denen ſie kämpfen mußten, mehrere beſondre Glaubensbekenntniſſe aufgeſtellt, deren aber keins ein entſcheidendes ſymboliſches Anſehn erhielt. Vielmehr hielten ſie ſich zu den Genfern, mit denen ſie in enger Verbindung ſtanden, und nahmen dann auch die ſymboliſchen Bücher derſelben für ſich an. — Eigenthümlicher geſtaltete ſich das reformirte Bekenntniß in England. Schon im Jahr 1551 erſchienen die 42 Artikel der engliſchen Kirche, und wurden 1562 auf 32 Artikel zurückgebracht und etwas verändert als das Symbolum der engliſchen Episcopalkirche feierlich aufgeſtellt. Es iſt eine Miſchung lutheriſcher und zwingliſcher Lehre, in den Unterſcheidungspunkten mehr der reformirten Kirche, doch nicht dem Calvinismus huldigend. Die ſchottländiſche Confeſſion vom J. 1560 hat etwas mehr von Calvins Meinungen, doch keineswegs in deren ganzer Strenge angenommen. Ein großer Theil der ſchottiſchen Evangeliſchen hat ſpäter ſich für die Lehre der Presbyterianer erklärt. Dieſe, die beſonders in ihren Meinungen vom Kirchenregiment, von den Episcopalen ſich unterſcheiden, halten ſtreng über die Schlüſſe der dortrechter Synode, haben aber im Jahr 1646 auch ein eignes

Symbolum entworfen, welches das Gepräge jenes Streits, aus dem es hervorgegangen, nur zu offenbar an ſich trägt. — So hat die reformirte Gemeinde faſt in allen Ländern eigne Bekenntnißſchriften, und kein durchaus allgemeines, von Allen angenommenes ſymboliſches Buch. — Auch die kleinern kirchlichen Parteien, die böhmiſchen und mähriſchen Brüder, ſo wie die ältern Waldenſer und Wiclefiten, die Mennoniten, Methodiſten, und ſelbſt die Quäker (wiewohl dieſe durch Lehrformeln ſich zu binden nicht lieben), die Remonſtranten, endlich die Antitrinitarier, oder Unitarier und Socinianer haben ihre beſondern öffentlichen Bekenntnißſchriften, meiſt zu ihrer Selbſtvertheidigung und zur Begründung ihrer Anſprüche auf Duldung und freie Religionsübung im Staat aufgeſetzt, und nachher zu ſymboliſchem Anſehn erhoben. Die Unitarier haben dabei meiſt die Form des ſogenannten apoſtoliſchen Symbolums beibehalten, ihm aber einen ganz andern Sinn untergelegt, den ſie mit vielen beigefügten, aber nach ihrer Weiſe gedeuteten Schriftſtellen zu beweiſen ſuchten. — Über den Werth und die Nothwendigkeit ſymboliſcher Bücher haben beſonders in neuern Zeiten ſich manche Streitigkeiten erhoben. Doch hat keine kirchliche Gemeinſchaft ihre Symbole aufgegeben, und kann auch derſelben, wenn ſie als eine echte, friedliche Religionsgeſellſchaft beſtehen will, nicht entbehren. Denn jede Gemeinſchaft muß etwas Feſtes und Beſtimmtes haben, in dem alle ihre Glieder mit einander übereinſtimmen, und dieſes muß in klaren und einfachen Worten ausgeſprochen, allgemeine Verbindlichkeit für Alle haben, die ihr in Wahrheit angehören wollen. — Symboliſche Theologie oder Symbolik heißt diejenige theologiſche Diſciplin, welche die Geſchichte und den Inhalt der ſymboliſchen Bücher, die Kirchenlehre als ſolche, ſey es, um dieſelbe zu beweiſen oder zu beſtreiten, immer aber, um irgend ein kirchliches Lehrgebäude, als ein wohlbegründetes Ganzes darzuſtellen, gründlich erörtert. Es iſt eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft, die aber eine philoſophiſch begründete Erkenntniß und eine ſtrenge Beweisführung vorausſetzt. Sie muß vergleichend verfahren, die ſymboliſchen Lehren Einer kirchlichen Gemeinſchaft mit denen andrer Gemeinſchaften und mit den in den einzelnen Symbolen beſtrittenen und verworfenen Lehren zuſammenſtellen, und die überwiegenden Gründe für dieſe oder jene Anſicht entwickeln. Sie gründet ſich auf die heilige Schrift, die ſie, im proteſtantiſchen Sinn, als die höchſte Richterin in Glaubensſachen anerkennt, und zeigt hiſtoriſch auch die Urſachen der eigenthümlichen Entwicklung dieſer oder jener Kirchenlehre. — Sie iſt zunächſt für die Lehrer der Religion, die, wie ſie ſich auf die Bekenntnißſchriften ihrer Kirche verpflichten, mindeſtens eine genaue Kenntniß des Urſprungs, der weitern Geſtaltung und des Inhalts ihrer Symbole haben müſſen; ſie iſt auch für jedes Glied einer Gemeinde, das mit rechter Klarheit und Sicherheit eine eigne Anſicht und Überzeugung von dem Ganzen der Lehre ſeiner Kirche ſich erwerben, und zur rechten vollkommenen Übereinſtimmung mit derſelben gelangen will. — Im weitern Sinn umfaßt die ſymboliſche Theologie oder Symbolik den ganzen Kreis der kirchlichen Symbole, alſo auch die kirchlichen Gebräuche und Zeichen, die zur Eigenthümlichkeit einer Kirche gehören. Hiſtoriſch entwickelt ſie auch den Urſprung, die

Fortbildung und den Sinn dieſer Gebräuche und Zeichen, und befreundet dadurch mit den beſondern, in dem Glauben und der Lehre begründeten Eigenthümlichkeiten der kirchlichen Einrichtungen. — Symbolik aber, als Kunſt gedacht, wäre die Kunſt, religiöſe Ideen in entſprechenden Symbolen, es mögen dieſelben nun Zeichen oder Worte ſeyn, darzuſtellen, die Kunſt zu ſymboliſiren. Sie iſt als ſolche ſowohl Sache des Lehrers und Prieſters als des eigentlichen Künſtlers, und läßt ſich eben ſowohl als jede andre Kunſt auf feſtbeſtimmte Geſetze und Regeln gründen, die nicht bloß hiſtoriſch entlehnt, ſondern auch philoſophiſch abgeleitet und conſtruirt werden können (ſ. d. Artikel Kunſt und Kunſtwiſſenſchaft).
K-e.

Symmachus (Q. Aurelius), ein römiſcher Schriftſteller aus dem Ende des 4ten Jahrhunderts. Er war in Rom geboren, nachher Proconſul von Afrika, und dann Präfect in Rom. Mit Hartnäckigkeit und Scharfſinn vertheidigte er das Heidenthum gegen die Chriſten. Wir beſitzen von ihm noch eine aus zehn Büchern beſtehende Sammlung von Briefen, welche ſein Sohn herausgab. Er erſcheint als ein ziemlich glücklicher Nachahmer des jüngern Plinius, in ſeiner Schreibart aber werden ſchon manche Spuren des ausgearteten Geſchmacks ſichtbar.

Symmetrie, Ebenmaß, iſt die Zuſammenſtimmung der einzelnen Verhältniſſe der Theile eines Ganzen in Hinſicht auf Maß und Zahl, oder die äußere Übereinſtimmung, die ſich in dem abgemeſſenen Verhältniſſe der einzelnen Theile eines Gegenſtandes zu einander und zu dem Ganzen ſichtbar zeigt. Sie iſt ſonach mehr das Quantitative in der Schönheit, was aber von dem Ausdruck der Idee, als dem Qualitativen, unzertrennlich iſt. Sie kommt beſonders an ſolchen Gegenſtänden vor, welche man in zwei Hälften theilen kann, und zeigt ſich in der Natur vorzüglich am thieriſchen und menſchlichen Körper, bei welchem im regelmäßigen Zuſtande die gleichen oder ähnlichen Theile an jeder Hälfte die gleiche Stelle einnehmen. Die Kunſt muß dieſe Symmetrie im engern Sinne, d. i. die ebenmäßige Anordnung gleicher Theile, in denjenigen Werken nachahmen, bei welchen gleiche und ähnliche Theile nothwendig erfodert werden, und unterſtützt die Wahrnehmung dieſer Symmetrie durch Hervorhebung eines Mittel- oder Augenpunkts, von welchem aus ſich das Ganze überſehen läßt. Allein dieſe Nothwendigkeit iſt nicht überall vorhanden, und man würde die freie Kunſt in willkürliche Regeln einzwängen, wenn man feſtſetzen wollte, die Kunſt müſſe überall, um dieſe Symmetrie hervorzubringen, auf Ebenmäßigkeit der Theile ausgehen, ſtatt die Symmetrie in den Fällen, wo ebenmäßige Theile gefodert werden, um dieſer ſelbſt Willen anzuwenden. Im Gegentheil gibt es Gegenſtände, deren freie Schönheit dieſe Symmetrie aufhebt, und deren Darſtellung durch Anwendung dieſer Symmetrie ſteif, ängſtlich und gezwungen erſcheint, wie z. B. die Anordnung organiſcher und lebendiger Körper, daher ſie in der Landſchaftsmahlerei, in der Gartenkunſt, in den Gruppirungen und Stellungen der Figuren auf Gemählden oder theatraliſchen Scenen oft ſehr mißfällig iſt. Am meiſten iſt dieſe Symmetrie einheimiſch, und wird gleichſam ſichtbar conſtruirt in der Baukunſt, deren Weſen ſelbſt in der geiſtreichen und geſchmackvollen Anwendung der räumlichen Dimenſionen und geo-

metriſchen Verhältniſſe auf todte und feſte Maſſen beruht, ſo daß der Mangel und die Störung des ebenmäßigen Verhältniſſes ſeiner Theile, als der erſte und größte Fehler eines architektoniſchen Werks, auch dem Laien in der Baukunſt auffallen muß, und der Ausdruck Symmetrie ſelbſt erſt aus dem Gebiete der meßbaren Architektur auf andre Gegenſtände übergetragen worden iſt. Allein auch hier iſt das, was bloß ſymmetriſch (ebenmäßig gebildet, in gleichmäßigen Verhältniſſen ſtehend) iſt, noch nicht ſchön an ſich, ſondern das ſinnliche Ebenmaß muß ſich mit dem geiſtig Zweckmäßigen und Bedeutſamen verbinden, um den Eindruck des Schönen hervorzubringen. T.

Sympathie (Consensus) iſt die Eigenſchaft des Organismus, vermöge welcher durch die vermehrte oder verminderte Thätigkeit eines Organs auch die eines andern vermehrt oder vermindert wird. Da der Begriff des Organismus der iſt, daß er aus vielen eine Einheit, aus dem Verſchiednen ein Ganzes conſtituire, ſo müſſen auch nothwendig alle Theile deſſelben mit einander correſpondiren, und es geht aus dem Begriffe des Organiſchen ſchon die Wechſelwirkung als nothwendig hervor, von der die Sympathie einen Theil ausmacht. — Man hat als Verbindungs- und Mittelglieder zwiſchen dem Organe, von dem die Thätigkeit ausgeht, und dem andern, auf welches ſie ſich verbreitet, bald das Nervenſyſtem und die Verbindung der einzelnen Nerven, bald das Gefäßſyſtem, bald das Zellgewebe, bald die Säfte angeſehen; und es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe, beſonders das Nerven- und Gefäßſyſtem in manchen ſympathiſchen Erſcheinungen als die Verbindungsglieder erſcheinen; wenn ſie aber darum als die Urſache der Sympathie überhaupt angeſehen werden ſollen, ſo hat die Erfahrung dagegen manches einzuwenden, die da lehrt, daß eine Sympathie auch zwiſchen ſolchen Organen (z. B. zwiſchen dem Uterus und den Brüſten) Statt habe, bei denen man weder eine Nerven- noch Gefäßverbindung nachweiſen kann, und wenn man dieſen Grund darin dennoch finden will, daß das Nerven- und Gefäßſyſtem ein Ganzes bilden, ſo behauptet man zu viel; denn es wird dann kein Grund beigebracht, warum gerade in dieſem und nicht in irgend einem andern Organe die ſympathiſche Wirkung ſich äußere. — Die Erſcheinungen der Sympathie zeigen ſich im geſunden Zuſtande nicht ſelten, die Brüſte und der Uterus bilden ſich zu gleicher Zeit aus, die Stimme verändert ſich mit eintretender Mannbarkeit, die Leber ſondert die Speicheldrüſen, das Pancreas, die Häute des Magens ſondern zur Zeit der Verdauung eine größere Menge Flüſſigkeit ab; der Reiz des Lichtes auf das Auge erregt Nieſen, das Kitzeln Lachen, und ſo könnten wir noch eine große Menge ſympathiſcher Erſcheinungen erwähnen, die im geſunden Zuſtande Statt haben. Aber noch viel häufiger werden ſie in Krankheiten beobachtet, und da iſt kaum eine einzige namhaft zu machen, in der nicht mehrere Symptome aus Sympathie zu erklären ſind. Indeſſen mag freilich unſre Unwiſſenheit über das Weſen mancher Krankheiten uns verführen, manche Symptome als ſympathiſch anzuſehen, die es eigentlich nicht ſind, ſondern die von dem Weſen der Krankheit ſelbſt eben ſo unmittelbar abhängen, als die eigentlich ſogenannten weſentlichen Symptome; indem wir vielleicht zu einſeitig das Weſen der Krankheit in ein Organ ſetzen, das eigentlich in der

veränderten Function mehrerer beſtand. — Endlich wurde der Begriff der Sympathie auch auf das Verhältniß zwiſchen mehreren Individuen übertragen, und er zeigt ſich im Pſychiſchen gar beſtimmt in der Kraft, mit der uns der Anblick mancher Menſchen feſſelt. Ob ſie aber auch im Phyſiſchen Statt habe, und etwa die Einwirkung des einen Individuums auf das andre, wie ſie beim thieriſchen Magnetismus Statt findet, hieher zu rechnen, und aus der Sympathie zu erklären ſey, ſcheint uns noch nicht hinlänglich entſchieden und bewieſen. B. P.

Symphonie (italieniſch sinfonia, wörtlich Zuſammenklang, Harmonie) iſt in unſerer heutigen Muſik ein ausgeführtes Inſtrumentaltonſtück für das Zuſammenwirken des ganzen Orcheſters berechnet, und aus mehreren Hauptſätzen beſtehend. Ehemals verdrängte die Symphonie die Ouverture. „Die Schwierigkeit, eine Ouverture gut vorzutragen," heißt es in Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte, „und die noch größere Schwierigkeit, eine gute Ouverture zu machen, hat zu der leichtern Form der Symphonie, die anfangs aus ein oder etlichen fugirten Stücken, die mit Tanzſtücken von verſchiedner Art abwechſelten, beſtand, und insgemein Partie genannt wurde, Anlaß gegeben. Die Ouverture erhielt ſich zwar noch vor großen Kirchenſtücken und Opern, und man bediente ſich der Partien bloß in der Kammermuſik; allein man wurde der Tanzſtücke, die ohne Tanz waren, auch bald müde, und ließ es endlich bei zwei fugirten oder unfugirten Allegro's, die mit einem langſamern Satze abwechſelten, bewenden." Wir ſetzen dieſe Stelle darum hieher, weil ſie zugleich für die Geſchichte der Symphonie merkwürdig iſt. Heut zu Tage würde es im Gegentheil lauten: die Symphonie iſt ein vielſtimmiges Inſtrumentalſtück, welches von der Ouverture immer mehr verdrängt wird. Die Schwierigkeit, eine Symphonie, das Höchſte der Inſtrumentalmuſik, zu liefern, hat zu der leichtern Form der weniger ausgeführten Ouverture, die nur eines Satzes bedarf, Gelegenheit gegeben, einer Einleitungsmuſik, die in den meiſten Fällen keine iſt, nämlich dann, wenn nichts eingeleitet wird, oder die Ouverture ſich auf das folgende gar nicht bezieht. — Wir nennen nun die Symphonie zum Unterſchied von der Ouverture ein ausgeführtes Inſtrumentalſtück; denn dieſe ſoll ihrem Weſen nach abhängig ſeyn von dem eingeleiteten Ganzen, ſie ſoll die Aufmerkſamkeit nicht von demſelben ableiten, ſondern für daſſelbe ſtimmen, und muß daher die Hauptgedanken deſſelben gleichſam ſkizzirt enthalten, oder wenigſtens die Grundſtimmung des Ganzen angeben, weßhalb ſie auch nicht ausgeführt ſeyn kann, und von den meiſten Operncomponiſten mit Recht nach Verfertigung der ganzen Opernmuſik geſchrieben wird; die Symphonie aber iſt ein ſelbſtſtändiges Orcheſterſtück, welches daher einer weitern Ausführung ſeiner muſikaliſchen Ideen fähig iſt. Indem wir daſſelbe aber Orcheſterſtück nennen, oder ein Stück, welches für das Zuſammenwirken des ganzen Orcheſters berechnet iſt, unterſcheiden wir die Symphonie von dem Concert, zu welchem allerdings die mit Recht ſeltnere Symphonie mit einem oder einigen obligaten Inſtrumenten (concertirende Symphonie) den Übergang bilden mag. Das Concert iſt beſtimmt, den Charakter und das Vermögen eines Inſtruments, gehoben und abgeleitet von

dem übrigen Orcheſter (doch bedarf es nicht nothwendig aller Orcheſterinſtrumente zur Mitwirkung), auszuſprechen, dieſes Inſtrument tritt alſo immer, ſey es durch ausdrucksvollen Vortrag oder durch Kunſtfertigkeit, hervor, und die Empfindungen und Gedanken, welche das Concert enthält, ſollten durch den Grundcharakter jenes Inſtruments modificirt, oder ihm doch nicht zu fern ſeyn. Auch die Ouverture, welche nach unſern heutigen Begriffen die Inſtrumentaleinleitung eines Theaterſtücks iſt, kann als ſolche wohl in mehreren Fällen concertirend ſeyn, und von dem Charakter eines Inſtruments beherrſcht werden. In der Symphonie aber ſoll das ganze Orcheſter, oder doch deſſen Hauptinſtrumente ein muſikaliſches Ganzes bilden, ſie ſoll zeigen, was die Inſtrumentalmuſik ſelbſtſtändig und zugleich in ihrer ganzen Fülle, d. i. in der Verſchmelzung aller Hauptinſtrumente zu leiſten vermag, wodurch einzelne Soli's nicht ausgeſchloſſen ſind. Die letztere und höchſte Aufgabe der Inſtrumentalmuſik konnte erſt dann gelöſ't werden, als die Inſtrumentalmuſik ſelbſt auf ihren gegenwärtigen Gipfel gebracht worden war. Wenn daher Sulzer ſagt: die Inſtrumente, die zur Symphonie gehören, ſind Violinen, Bratſche und Baßinſtrumente, zum Ausfüllen oder zur Verſtärkung können noch Hörner, Hoboen und Flöten dazu kommen; ſo heißt es jetzt, bei der Symphonie wird nicht leicht ein Orcheſterinſtrument fehlen; — aber leiden nicht bloß in der Symphonie, ſondern faſt in jedem Concert, weil man ſich einmal an die höchſten Reize, und an das Zuſammengeſetzteſte gewöhnt hat. Doch iſt der Symphonie mit den meiſten übrigen für das Orcheſter geſchriebenen Stücken das gemein, daß die Grundſtimmen, welche die Saiteninſtrumente führen, mehrfach beſetzt werden, daher auch der Vortrag dieſer Stimmen keine willkürliche Verzierungen verträgt, ſondern alles, wie vorgeſchrieben, geſpielt werden muß, und, die Soli ausgenommen, alles beſtimmt vorgeſchrieben, und die Partie ſelbſt in ihren Figuren und ihrer ganzen Einrichtung von dem Componiſten auf mehrfache Beſetzung und deren Wirkung berechnet ſeyn ſoll. Die Grundſtimmen dürfen hiernach zwar die Schwierigkeiten einer Concertſtimme nicht haben, aber jeder, der die größten Symphonien unſrer neuern Meiſter kennt, namentlich Beethovens, der das Orcheſter wie ein einziges Inſtrument behandelt, wird einſehen, daß die Vorſchrift jenes Wörterbuchs in ihrer Ausdehnung nicht mehr gilt; es dürfen auch, weil die Symphonie nicht wie die Sonate ein Übungsſtück iſt, ſondern gleich vom Blatt getroffen werden muß, keine Schwierigkeiten darin vorkommen, die nicht von vielen gleich getroffen und deutlich vorgetragen werden können. — Die Symphonie beſteht aus mehreren Hauptſätzen, und unterſcheidet ſich auch dadurch von der Ouverture, welche nur einen Hauptſatz hat. Die Zahl der Sätze aber iſt nicht zu beſtimmen, nur im Allgemeinen kann man annehmen, daß dieſelbe nicht unter zwei ſeyn dürfe, und nicht leicht über vier oder fünf hinausgehen, weil ein volles Inſtrumentalſtück, welches für die höchſten Effecte der Muſik beſtimmt iſt, durch eine zu lange Dauer ermüden muß. Nach der jetzigen Einrichtung beſteht die Symphonie gewöhnlich aus einem Allegro, einem Andante oder Adagio, worauf oft nach dem alten Herkommen eine für den Tanz nicht beſtimmte Menuett (ſ. d. Art.) folgt, und einem Rondo

oder Preſto. Beethoven hat ſich nicht immer an dieſe Zahl und Folge gebunden. Natürlich iſt, daß bei einem ſolchen Umfang und den großen Tonmitteln, welche ein ganzes Orcheſter darbietet, die Symphonie das größte ſelbſtſtändige Tongemählde, und daher zum Ausdrucke des Großen, Erhabenen und Feierlichen vorzüglich geeignet ſey, weßhalb leichtere melodiſche Sätze und tanzmäßige Partien, aus welchen ſonſt die Symphonien beſtanden, wenn ſie nicht in kräftige und erhabene Partien verflochten ſind, oder in kunſtmäßigem Contraſte zwiſchen dieſen ſtehen, die Symphonie kleinlich machen und zum Zwerg erniedrigen; denn nach den vorhandenen Mitteln ſchließt man auch auf den größern oder geringern Zweck. Ein glänzender, feuriger und voller Styl, große und kräftige Melodien und Bäſſe, energiſche Modulationen, die kühnſte Verſchlingung und Nachahmung der Melodien und Rhythmen, der größte Wechſel und das mannichfaltigſte Zuſammenwirken der Inſtrumente, welche bald abwechſelnd, bald zuſammentönend, bald herrſchend, bald ausfüllend und begleitend die Melodie bilden, iſt der Symphonie (beſonders in dem erſten und letzten Satze) eigen; doch darf auch der langſamere und ſanftere Mittelſatz, um zu dem Ganzen zu paſſen, nicht unkräftig ſeyn. Symphonien ſetzen daher eine große Meiſterſchaft in der Harmonie, Kenntniß der Inſtrumente u. ſ. w. voraus. Unter den ältern Symphoniencomponiſten waren Benda, Boccherini, Dittersdorf, Hofmeiſter, Pleyel ſehr beliebt, die größten neuern Meiſter ſind Haydn, Mozart, Beethoven, und die ihnen anhängenden Ramberg, Eberl, Ries, Neukomm u. ſ. w. T.

Symptome werden die Erſcheinungen, Phänomene der Krankheiten genannt; ſie ſind das, was von den Krankheiten in die Sinne fällt, das daher auch, woraus auf das Daſeyn und die Art der Krankheit geſchloſſen werden kann; werden diejenigen, die in irgend einer Krankheit mit einander vorkommen, ſämmtlich zuſammengefaßt, ſo erhält man die äußere Seite oder das Bild der Krankheit, das als ein treuer Abdruck des Innern oder des Weſens derſelben angeſehen werden muß. — Sie haben ihren Grund und ihren Sitz in den Functionen, als welche durch die Krankheit verändert werden, und daher bald zu lebhaft, bald zu ſchwach, bald auch in der Art verändert von Statten gehn. Dadurch werden oft auch die Organe ſelbſt in ihrem Anſehn, ihrer Textur, Structur, Größe u. ſ. w. verändert. — Die Symptome können entweder von dem Kranken allein bemerkt werden, wie z. B. der Schmerz und alle, die in einer veränderten Empfindung beruhen, oder zugleich auch vom Arzte, wie z. B. alle, die in einer krankhaften Bewegung beſtehen; die erſtern werden gewöhnlich ſubjective, die letztern objective genannt. — Je weiter eine Function oder ein organiſches Syſtem durch den Organismus verbreitet iſt, deſto häufiger wird es als der Sitz und Grund krankhafter Erſcheinungen auftreten, deſto mehrere Krankheiten werden daſſelbe natürlich verändern müſſen; daher geſchieht es, daß das Nerven- und Gefäßſyſtem, ſo wie das der Häute allerdings in den mehrſten Krankheiten afficirt wird, und als Träger der Symptome erſcheint; daher geſchieht es ferner, daß die Erregbarkeit, das Gemeingefühl, die Ernährung, die ſich durch den ganzen Organismus verbreiten, auch ſo häufig und leicht durch Krankheiten verändert werden, und in dieſen Verän-

derungen Symptome darlegen. — Sie werden bald durch das Weſen der Krankheit ſelbſt unmittelbar hervorgebracht, und deuten dann das Weſen der Krankheit auch an; dieſe werden weſentliche, eſſentielle Symptome genannt, und zeichnen ſich durch Conſtanz aus (z. B. veränderter Puls und veränderte Temperatur u. a. ſind weſentliche Symptome des Fiebers, und in einem gleichen Verhältniſſe ſtehen Geſchwulſt, Röthe, Schmerz u. a. mit der Entzündung). Bald werden ſie durch den Sitz der Krankheit modificirt, und dieſe ſind der Sympathie der Organe wegen ſchon zufälliger; finden ſie ſich in dem urſprünglich afficirten Organe, ſo heißen ſie idiopathiſche, werden ſie dagegen durch die Sympathie der Theile in andern und entfernten Organen erregt, ſo werden ſie conſenſuelle, ſympathiſche; endlich hat auch die Krankheitsform, ſo wie alle die individuellen Eigenſchaften und Lagen der Kranken, die die Form der Krankheit verändern (Temperament, Alter, Geſchlecht, Lebensart, Gewohnheit u. ſ. w.), auf eine Veränderung der Symptome in einer und derſelben Krankheit einen ſehr namhaften Einfluß. — Sie werden ferner nach einem andern Eintheilungsprincipe unterſchieben in symptomata morbi, causae und symptomatis. Die symptomata morbi ſind ſolche, die von der Krankheit ſelbſt herrühren, ſie können weſentliche, idiopathiſche oder auch conſenſuelle ſeyn. Symptomata causae dagegen ſind die, welche von der Urſache der Krankheit zufälliger Weiſe auch mit hervorgebracht werden; wenn von einer Erkältung z. B. eine Bruſtentzündung herrührte, ſo kann eben dieſe Urſache wohl auch zu gleicher Zeit Schnupfen, Huſten, rheumatiſche Schmerzen hervorbringen; als die Hauptkrankheit wird ihrer Wichtigkeit wegen die Bruſtentzündung angeſehn, der Schnupfen, Huſten u. ſ. w. ſind symptomata causae, und ſie werden dann epiphaenomena genannt, wenn ſie ſpäter in dem Verlaufe der Krankheit erſt eintreten. Sie bilden natürlich, wenn ſie wichtiger werden, Complicationen. Die symptomata symptomatis endlich rühren von irgend einem einzelnen Symptome her; Erbrechen z. B., welches ein Symptom gaſtriſcher Fieber iſt, kann Schmerzen, Blutſpucken u. ſ. w. hervorbringen, die letztern ſind dann symptomata symptomatis. — Dasjenige Symptom, welches zur Erkenntniß irgend einer Krankheit vorzüglich viel beiträgt, wird pathognomoniſch genannt. Solche Eigenſchaft haben freilich vorzüglich die weſentlichen und idiopathiſchen, oft aber auch ſind conſenſuelle ſprechend genug, wie z. B. in dem acuten Waſſerkopf z. B. die erweiterte Pupille. Diagnoſtiſche ſind die, die zur Diagnoſe, d. i. zur Unterſcheidung ähnlicher Krankheiten viel beitragen, ſie ſind gar ſehr oft unter den conſenſuellen, unter den zufälligen, die von der Lebensart, dem Alter, vom Nutzen gewiſſer Arzneimittel u. ſ. w. herrühren, zu ſuchen. — Scheint endlich ein Symptom zur Entſcheidung der Krankheit etwas beizutragen, ſo heißt es activ; paſſiv dagegen ſind alle die andern, die dieſe Eigenſchaft nicht haben. — Schwer iſt es allerdings, alle dieſe verſchiedenen Eigenſchaften der Symptome in concreten Fällen zu erkennen, und eine große Beobachtungsgabe, ein feines Urtheil ſind die Mittel zu dieſer Unterſcheidung. B.P.

Synagoge (griechiſch Verſammlung), auch Judenſchule, wird der Ort genannt, wo die Juden ſich am Sabbath und andern Feſten verſammeln, um ihre Gebete zu verrichten, das alte

Teſtament zu leſen, und freie Vorträge über ihre Religion zu hören, wie auch dieſe Verſammlung ſelbſt. Entſtanden ſind die urſprünglich nur zum Unterricht, ſeit der Zerſtörung der Tempel durch die Römer aber auch zum Gottesdienſte beſtimmten Synagogen erſt nach der Rückkehr aus der babyloniſchen Gefangenſchaft. Sie ſind jetzt die einzigen kirchlichen Anſtalten der Juden und die in jeder Judengemeinde dabei angeſtellten Beamten ein Vorſteher oder Rabbiner, mehrere Älteſte und als Diener der Vorbeter, der Aufwärter und die Almoſenſammler. Die Liturgie des Gottesdienſtes weicht wenig von der chriſtlichen ab, da dieſe den jüdiſchen Synagogen nachgebildet wurde. Zu den Zeiten Jeſu hatte jeder das Recht, darin Religionsvorträge zu halten, jetzt thun es gewöhnlich nur die Rabbiner. Das Beten geſchieht laut, und wenn der Vorbeter angefangen hat, von Allen zugleich; daher das disharmoniſche Murmeln, das den Ausdruck Judenſchule ſprichwörtlich gemacht hat. E.

Synchronismus (aus dem Griechiſchen) heißt die Zuſammenſtellung der Perſonen, welche zu gleicher Zeit lebten, und der Begebenheiten, die zu gleicher Zeit ſich ereigneten. Daher ſynchroniſtiſche Tabellen, ſolche Tabellen, wo Obiges geſchehen iſt.

Syncretismus ward ſonſt als gleichbedeutend mit Religionsmengerei gebraucht. Man nannte nämlich ſo das Verfahren derjenigen, welche, um den Frieden unter den kirchlichen Parteien herzuſtellen, die Unterſcheidungslehren derſelben dergeſtalt erklärten, daß jede Partei ihre eignen Meinungen und Lehren in den Erklärungen zu finden glauben konnte. Man hat verſchiedene Ableitungen des Wortes. Man ſagt von den Cretenſern (Einwohnern der Inſel Creta, Candia), daß ſie, obwohl durch viele Streitigkeiten unter einander entzweit, ſo oft ſie von äußern Feinden angegriffen wurden, ſich ſchnell vereinigt, allen innern Zwiſt vergaßen, und Alle für Einen Mann geſtanden hätten. Daher wurden die kirchlichen Parteien, beſonders die Evangeliſchen, aufgefodert, allen Zwieſpalt zu vergeſſen, und wie die Cretenſer, vereint gegen den gemeinſamen Feind, den römiſchen Stuhl, zu kämpfen. So ermahnte der bekannte David Pareus, reformirter Profeſſor der Theologie in Heidelberg, zu Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts, in einem frommen Syncretismus der Lutheriſchen und Reformirten, ſich dem römiſchen Antichriſt zu widerſetzen. Nachmals aber hat das Wort eine andre Bedeutung gewonnen, und iſt wohl richtiger aus dem Griechiſchen (von συν-κεραννυμι-κεραω, welches vermiſchen bedeutet) abgeleitet worden. Als im 16ten Jahrhundert in Italien die alte Literatur wieder auflebte, und die griechiſchen Claſſiker mit neuer Liebe geleſen wurden, beſonders auch Platons Philoſophie eine Vorliebe fand, welche dem herrſchenden Ariſtotelismus kräftig entgegentrat, waren einige Gelehrte, wie Johann Franz Picus, Beſſarion und Andre geneigt, obwohl ſie Platon vorzüglich ehrten, doch den Ariſtoteles nicht ganz ſinken zu laſſen, und wurden dann, weil ſie zwiſchen Platonikern und Ariſtotelikern vermitteln wollen, auch wohl eines Syncretismis angeklagt. Doch iſt das Wort erſt in der evangeliſchen Kirche mehr in Brauch gekommen, und Syncretiſt ein Schmähwort geworden, das man auf die feindſeligſte und gehäſſigſte

Weiſe anwendete. Denn Syncretiſten, d. i. Vermiſcher und Verfälſcher, nannte man ſeit dem Anfang des 17ten Jahrhunderts, beſonders die Schüler und Anhänger des Georg Calixtus, Profeſſors der Theologie zu Helmſtädt, und die helmſtädter Theologen überhaupt. Calixtus nämlich, ein geiſtvoller und gelehrter Mann, kam in ſeinen Forſchungen auf viel freiere Meinungen, als man damals ertragen mochte; manche Unterſcheidungslehren, welche bis dahin Zwietracht und Kampf unter den Kirchenparteien erregt hatten, hielt er für minder wichtig, eine friedliche Vereinigung der Parteien darum für möglich, ohne eine unbedingte Unterwerfung der evangeliſchen unter die römiſche Kirche zu beabſichtigen. Dieſer näherte er ſich zwar in der Überzeugung, daß neben der heiligen Schrift und ſelbſt zum richtigern Verſtändniß derſelben, die mündliche Überlieferung (Tradition) aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten, als ein (doch nur untergeordneter) Erkenntnißgrund der Lehre Jeſu dienen könne; hielt aber im Übrigen ſtreng auf evangeliſche Glaubensfreiheit. Das ſogenannte apoſtoliſche Symbolum, welches allen chriſtlichen Hauptparteien gemeinſam iſt, in welchem ſie alle übereinſtimmen, dachte er als zureichend zur Beſtimmung der Grundlehren der chriſtlichen Kirche, und deßhalb auch zur Herſtellung des Friedens unter allen Parteien. — Solche und ähnliche, zum Theil allerdings verfängliche Meinungen, reizten in einer ohnehin ſtreitluſtigen Zeit einen großen Theil der lutheriſchen Theologen zu heftigem Eifer gegen ihn auf, und da ſeine Schüler zum Theil ſeine Anſichten noch übertrieben, einige von ihnen auch wirklich zur römiſchen Kirche übertraten, ward er bald des Cryptopapismus, bald des Cryptocalvinismus, immer aber des Syncretismus, der Religionsmengerei, beſchuldigt, beſonders ſeit dem Religionsgeſpräch zu Thoren im Jahr 1645, wo Calixt zugegen, ward der Name Syncretiſt allgemeiner gebraucht. Nach ſeinem Tode ſetzten ſeine Schüler und ſein Sohn, Friedrich Ulrich Calixtus, den Streit fort. Lange Zeit erſchütterte derſelbe die evangeliſche Kirche, und nie kam eine wahre Ausſöhnung der Streitenden zu Stande. — Größere Freiheit in theologiſchen Forſchungen ward durch dieſen Streit allerdings befördert; aber zugleich erhob ſich größere Willkür der Meinungen und Geringachtung der eigentlichen Kirchenlehren bei Vielen. — In neuern Zeiten hat man wohl auch die ſogenannten freiern Theologen, welche kühn, auch wohl übermüthig über die Kirchenlehre ſich erhoben, und ihrer eignen Wiſſenſchaft ein höheres Anſehn beilegten, Syncretiſten genannt. Beſſer aber, daß ein ſo gehäſſiges Wort, das an viele höchſt unwürdige Erſcheinungen in der Kirche erinnert, gänzlich außer Brauch kommt! K-e.

Syndicus heißt derjenige Bevollmächtigte, welchen eine ganze Gemeinheit (Universitas) zur Beſorgung ihrer Angelegenheiten beſtellt hat. Zur gültigen Wahl eines Syndicus iſt nöthig, 1. daß die ganze Gemeinheit mit Einſchluß der Witwen, Pupillen und Minderjährigen, und deren Vormündern, zur Beſtellung des Syndicus zuſammenberufen werde; 2. daß zwei Drittheile der Gemeinheit erſcheinen, und 3. daß von dieſen zwei Drittheilen die größere Menge einwilligt. Niemand, der zur Führung eines öffentlichen Amts, inſonderheit eines Sachwaldes (Procurators) unfähig, kann Syndicus werden. Der Syndicus kann bloß für

gewiſſe Fälle beſtellt werden, dann heißt er Syndicus particularis, oder er wird für alle Fälle beſtellt, dann iſt er Syndicus universalis; iſt ſeine Vollmacht auf keine gewiſſe Zeit beſchränkt, ſo heißt er Syndicus perpetuus. Die Vollmacht, welche ihm ertheilt wird, wird Syndicat (Instrumentum syndicatus) genannt.

Synedrium, ſ. Sanhedrin.

Synode wird eine Verſammlung in kirchlichen Angelegenheiten genannt, die entweder ein Biſchof mit ſeinen Pfarrern (synodus dioecesalis) oder ein Erzbiſchof mit ſeinen Biſchöfen (syn. provincialis) oder die geſammte Geiſtlichkeit eines Reichs unter Vorſitz eines päpſtlichen Legaten (syn. universalis seu nationalis) veranſtaltet, um über Controverſe der Kirchenlehre und Liturgie Verhandlungen zu pflegen und Beſchlüſſe zu faſſen. Die heilige Synode zu Petersburg iſt der oberſte Kirchenrath der griechiſchen Kirche im ruſſiſchen Reiche, den Peter I. als eine permanente geiſtliche Behörde an die Stelle des Patriarchats ſetzte. Auch unter den Proteſtanten werden von den Superintendenten und Inſpectoren mit ihren Pfarrern Synoden gehalten, welche jedoch mehr den Zweck gelehrter Übungen und gegenſeitiger Erweckungen zu zweckmäßiger Amtsführung, als irgend eine conſtitutive Bedeutung haben. Die dortrechter Synode, welche 1618 und 1619 die Remonſtranten aus der reformirten Kirche ſchied, war ein Nationalconcilium zu feſterer Beſtimmung ſtreitiger Glaubenslehren. Das Recht, ſolche Synoden zu veranſtalten, gehört in den proteſtantiſchen Ländern zu den Reſervaten, die den proteſtantiſchen Fürſten, als Inhabern der biſchöflichen Gewalt und ihren Ständen zukommen, wird aber ſehr ſelten in Anwendung gebracht. E.

Synonymen, Synonymik. — Unter Synonymen verſtand man ehedem Wörter von völlig gleicher Bedeutung; aber ſtreng genommen, gibt es deren in keiner Sprache. Allerdings können in verſchiedenen Mundarten für einen und denſelben Begriff verſchiedene völlig gleichbedeutende Wörter erfunden werden; aber ſo wie ſie aus der Mundart in die Geſammtſprache (Schriftſprache) übergehen, verdrängen ſie entweder jeden andern gleichbedeutenden, oder werden mit veränderter Bedeutung dieſem beigeſellt. Sie heißen Synonymen, ſinnverwandte Wörter. Oft iſt die Ähnlichkeit ſo groß, daß nur der feinſte Scharfſinn die unterſcheidenden Merkmale entdecken kann. Dies erzeugte das Bedürfniß einer auf logiſchen Grundſätzen beruhenden Regellehre für die Unterſcheidung ſinnverwandter Wörter, der Synonymik. — Wie die Sprache überhaupt der ſicherſte Maßſtab der geiſtigen Anlagen eines Volks iſt, ſo iſt die Synonymik der Gradmeſſer ſeines Scharfſinns. Die metapherreichen morgenländiſchen Sprachen zeugen von der lebendigen Einbildungskraft und dem kühnen Witz der Morgenländer, die meiſten Sprachen des Abendlandes, bei ihrem Reichthum an ſinnverwandten Ausdrücken, von dem Scharfſinn der Völker, die ſie ſprechen. Die arabiſche Sprache, eben ſo ausgezeichnet durch ihren Reichthum an uneigentlichen, bildlichen Formen, als durch eine Alles übertreffende Fülle ſinnverwandter Wörter, müßte für ſich allein ſchon von dem Witz, der Einbildungskraft und dem Scharfſinn derer überzeugen, die einſt in ihr ſprachen und ſangen. — Völ-

ker, in denen die ſinnliche Anlage noch vorherrſcht, unfähig, die feinern Unterſchiede der Gegenſtände zu erkennen, faſſen alles ähnliche Beſondre unter allgemeinen Bezeichnungen zuſammen. Thut ſich ihnen ſpäterhin die Welt des Geiſtigen auf, ſo tragen ſie in dieſe die vorhandenen Namen ſinnlicher Dinge, nach dunkel gefühlten Ähnlichkeitsbeziehungen, mit veränderter Bedeutung hinüber. In allen Sprachen haben ſich Spuren dieſer älteſten Bilderſprache erhalten. Man denke nur an den Begriff Geiſt ſelbſt, deſſen Name in den meiſten Sprachen dem von Hauch, Athem u. ſ. w. gleich iſt. Erſt wenn die Denkkraft zu voller freier Thätigkeit gelangt iſt, faßt ſie in dem Allgemeinen das Beſondre nach allen ſeinen erkennbaren Abſtufungen auf. Wie ihr Verfahren früher ſynthetiſch, verbindend, unter allgemeine Begriffe zuſammenfaſſend war, ſo wird es nun analytiſch, ſondernd und unterſcheidend. Je mehr ein Volk an geiſtiger Bildung zunimmt, um ſo leichter wird es ihm, die feinern Unterſchiede der Begriffe zu entdecken; aus einem allgemeinen Begriffe entwickeln ſich ganze Reihen beſonderer; das Bedürfniß der Bezeichnung bringt nur neue Wörter hervor, oder veranlaßt die Anwendung ſchon vorhandener in veränderter Bedeutung. So entſtehen Wörterfamilien, deren Glieder nicht durch die ſinnlich erkennbare Verwandtſchaft der Abſtammung, ſondern durch die geiſtige Verwandtſchaft der Bedeutung unter einander verbunden ſind. Dieſe Verbindung kann aber nur da Statt finden, wo mehrere Wörter, als Zeichen beſonderer Begriffe, in einem allgemeinen Begriffe zuſammentreffen. Sinnverwandte Wörter, Synonymen, ſind daher, genauer beſtimmt, ſolche Wörter, welche ſich zwar durch gewiſſe weſentliche Merkmale von einander unterſcheiden, aber einen höhern Begriff gemein haben, z. B. Argwohn und Verdacht. Beide bezeichnen ein auf unzureichenden Gründen beruhendes nachtheiliges Urtheil. Dies der allgemeine, beiden gemeinſchaftliche Begriff. Beide unterſcheiden ſich aber dadurch von einander, daß der Verdacht auf objectiven Gründen, d. h. auf ſolchen, die in dem Gegenſtande liegen, beruht, der Argwohn hingegen einen ſubjectiven, d. h. in der Gemüthsart und Stimmung des Urtheilenden ſelbſt liegenden Grund hat. Alle ſinnverwandten Begriffe ſind einander entweder beigeordnet (coordinirt), d. h. ſtehen als Arten unter einem unmittelbaren höhern Begriffe, wie in dem angegebnen Beiſpiele, oder ſie ſind einander untergeordnet (ſubordinirt), wie Abenteuer, Begebenheit; Kleidung, Kleid u. a. Da der gemeine Menſchenverſtand nur mit Mühe die feinern Unterſcheidungsmerkmale ähnlicher Begriffe auffindet, und daher oft wohl auch durch fehlerhaften Sprachgebrauch verleitet, das Ähnliche für völlig gleich nimmt, beſtimmte Bezeichnung der Begriffe aber eines der weſentlichſten Erfoderniſſe mündlicher ſowohl als ſchriftlicher Darſtellung iſt; ſo iſt die Kenntniß der Regeln für die genaue und richtige Unterſcheidung ſinnverwandter Wörter (deren Ganzes man unter dem Namen Synonymik begreift) jedem Gebildeten unerlaßlich. Sie iſt dieſem eben ſo wichtig für den mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck, als ſie dem Sprachforſcher unentbehrlich iſt, um über den materialen Gehalt und Reichthum einer Sprache ein genügendes Urtheil zu fällen. Doch kann es ihr nur an der Hand der Logik gelingen, in dieſer doppelten Hinſicht vollkommen zu befriedigen. Nur da-

durch, daß ſie überall von logiſchen Grundſätzen ausgeht, und Alles darauf zurückführt, gewinnt ſie wiſſenſchaftlichen Werth, nur ſo wird ſie zu einem kräftigen Beförderungsmittel der wiſſenſchaftlichen Bildung überhaupt, indem ſie die Begriffe auf dem Wege der Zergliederung bis in ihre verſteckteſten Eigenthümlichkeiten verfolgt, und eben dadurch nicht nur den Umfang des Wiſſens erweitert, ſondern auch die Beſtimmtheit und Genauigkeit der Darſtellung, worauf es bei dem Vortrage jeder Art von Erkenntniſſen doch vor allem ankommt, befördert. Um ſo weniger darf man ſich wundern, daß das Bedürfniß ſynonymiſcher Unterſuchungen ſchon früh gefühlt worden iſt. Bereits gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts nach Chr. Geb. ſtellte Julius Pollux in ſeinem Onomaſtikon einen nicht ganz unglücklichen Verſuch der Art mit der griechiſchen Sprache an. Aber erſt den neuern Zeiten war es vorbehalten, die Synonymik auf feſte Grundſätze zurückzuführen, und den geſammten Sprachſchatz an ſinnverwandten Wörtern in ſogenannten ſynonymiſchen Wörterbüchern zuſammenzuſtellen. Lange mußten wir Deutſchen uns mit bloßen Verſuchen begnügen, wohin wir die für ihre Zeit gewiß nicht unverdienſtlichen Arbeiten Gottſcheds (Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutſchen Wörter und Redensarten, Leipzig 1758) und die ſpätern von Stoſch und Heynatz rechnen, bis J. A. Eberhard durch ſeine allgemeine deutſche Synonymik (in 6 Thlen., Halle und Leipzig 1795—1802) und durch ſein ſynonymiſches Handwörterbuch für uns das wurde, was Girard, Voltaire, d'Alembert und Joncourt den Franzoſen, Blair den Engländern geweſen waren, und noch ſind. K. F.

Syntax, die Lehre von der Wortfügung, oder derjenige Theil der Sprachlehre, welcher die Grundſätze für die Verbindung einzelner Wörter zu ganzen Sätzen und Perioden aufſtellt. Wie das Wort dem einzelnen Begriffe entſpricht, ſo enthält der Redeſatz den Ausdruck mehrerer zu einem Ganzen verbundener Begriffe. Er ſammelt das Einzelne, Zerſtreute, in eine Geſammtvorſtellung und ſteigert den Ausdruck zur Rede. Dieſe iſt mit dem erſten in ſich abgeſchloſſenen Satze gegeben, vervollkommnet ſich aber im Laufe der Zeit mit der ſteigenden Bildung der Völker. Je lebhafter ſich ein Volk der mannichfaltigen zum Theil ſehr verſteckten Beziehungen ſeiner Begriffe bewußt wird, um ſo ſtärker regt ſich in ihm das Bedürfniß, für jedes mögliche Begriffsverhältniß ein genügendes Bezeichnungsmittel in Bereitſchaft zu haben, und ſo wie der Wortvorrath einer Sprache in demſelben Verhältniſſe zunimmt oder doch zunehmen ſollte, in welchem die Geſammtmaſſe der Begriffe ſich erweitert, ſo ſollte auch die Verknüpfungsweiſe einzelner Wörter zur Rede mit der fortſchreitenden Ausbildung des Denkvermögens immer gleichen Schritt halten. Wenn dem nicht ſo iſt, ſo liegt der Grund zumeiſt in den Sprachen ſelbſt, die, eben ſo ſehr das Werk des Zufalls und der Willkür als der prüfenden Einſicht, jeder freiern Entfaltung der Art unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſtellen. Die Abhängigkeit der Rede von dem eigenthümlichen Verfahren der Denkkraft bei Erzeugung des Gedankens wird dadurch keineswegs aufgehoben. Woher auch ſonſt die große Verſchiedenheit der einzelnen Sprachen in Anordnung und Verknüpfung der Begriffe, auch in den Fällen, wo Bau und Weſen der Sprache vollkommene Ähnlichkeit zulaſſen?

Dieſe zum großen Theile in der Vorſtellungsweiſe der Völker gegründeten Verſchiedenheiten, aus denen ſich die Nothwendigkeit einer *beſonderen Syntax* für jede in der Erfahrung gegebene Sprache ergibt, ſind jedoch nicht von der Art, daß ſie die Aufſtellung gewiſſer allgemeinen Grundſätze, die man recht wohl unter dem Namen einer *allgemeinen Syntax* begreifen kann, ſchlechthin unmöglich machen ſollten. Eben ſo wie die *Logik* neben den verſchiedenen Begriffsarten auch die möglichen Verbindungen derſelben Urtheile ausmittelt, wird auf die *allgemeine Sprachlehre*, nachdem ſie aus dem Satze die verſchiedenen nothwendigen Redetheile entwickelt hat, für die Verbindung derſelben zu Sätzen und Perioden, gewiſſe allgemeingültige Grundſätze aufzuſtellen haben. (Vergl. d. Art. *Sprachlehre*). Unbekümmert um die Abweichungen der einzelnen Sprachen würde ſie zu dem Ende folgendes als oberſtes Geſetz für alle Wortfügung aufſtellen: *Ordne die Worte naturgemäß*, d. h. ſo, wie es das innere (logiſche) Verhältniß der in der Rede aufgenommenen Vorſtellungen verlangt. Alle Rede beabſichtigt die ſinnlich vernehmbare Bezeichnung einer oder mehrerer Hauptvorſtellungen nach ihren Eigenſchaften und Verhältniſſen. Alles außer der Hauptvorſtellung iſt nur um ihretwillen vorhanden. Nur dann, wenn die Rede dies Verhältniß der Abhängigkeit vollſtändig ausdrückt, gehen die Begriffe in derſelben Weiſe, wie ſie innen ſich erzeugten und an einander reiheten, in die Seele des Empfangenden über, und nur ſo wird der Zweck ſprachlicher Mittheilung vollkommen erreicht. Zu dem Ende iſt es nothwendig, die möglichen *Arten einfacher und zuſammengeſetzter Sätze* und die Regeln kennen zu lernen, nach welchen dieſelben zu *Perioden* verbunden werden. Dies der Hauptinhalt der *allgemeinen* oder *höhern Syntax*. — Die verſchiedene Vorſtellungsweiſe der Völker, und der abweichende Bau der einzelnen vorhandenen Sprachen gründen die Nothwendigkeit beſonderer Regeln für eine jede derſelben. Die *beſondere (niedere) Syntax* oder der Inbegriff der Regeln für die Wortfügung einer einzelnen Sprache handelt zuvörderſt von der *Verbindung einzelner Redetheile* nach ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe und nach ihrer in dem Sprachgebrauche gegründeten Umendbarkeit. Die innere Abhängigkeit der Begriffe von einander hat eine gleiche Abhängigkeit der verſchiedenen Theile der Rede zur Folge, wodurch dieſelben erſt zu einem in ſich zuſammenhängenden Ganzen verknüpft werden. Kinder und rohe Völker, welche die Worte ohne Zeichen der Abhängigkeit bloß neben einander ſtellen, ermangeln der eigentlichen Rede. In allen Sprachen haben ſich mehr oder weniger Spuren dieſer kindiſchen Weiſe erhalten. Je fähiger eine Sprache iſt, die größtmöglichſte Anzahl von Verhältniſſen durch Umendung und Umwandlung ihrer Wörter zu bezeichnen, um ſo brauchbarer iſt ſie für die Rede. Ein Wort, welches als Urſache der Veränderungen, die ein anderes erleidet, gedacht wird, heißt das *regierende*; dasjenige aber, welches zur Bezeichnung ſeiner Abhängigkeit von einem andern verändert wird, das *regierte*. Daher führt dieſer Theil der beſondern Syntax auch den Namen der *Rectionslehre*. Ein *zweiter Haupttheil* derſelben beſtimmt die *Aufeinanderfolge der Redetheile* nach den Geſetzen, die der Sprachgebrauch hierüber vorſchreibt. Die der höheren Syntax angehörigen, aus der Logik entlehnten und für alle Sprachen gültigen allgemei-

nen Regeln über die Bildung einzelner Sätze dienen dieſem Theile zur Begründung, und können nur, inſofern ſie dieſes leiſten, in einer beſondern Sprachlehre einen Platz finden. Es bedarf einer bloß oberflächlichen Vergleichung, um zu erkennen, daß auch die Wortfolge, abhängig von der Vorſtellungsweiſe einzelner Völker, ſich in den verſchiedenen Sprachen verſchieden geſtalte. Wie ganz anders erſcheint die Wortſtellung in einem altrömiſchen, wie anders in einem deutſchen Satze? Dort bis zum Scheine regelloſer Willkür freie Stellung der Redetheile bald nach Maßgabe des Wohlklanges, bald mit Rückſicht auf die Wichtigkeit und Nachdrucksfülle des einen oder des andern Wortes; hier, mit wenigen Ausnahmen, die bleibende Regel, von dem Unbeſtimmteren zu dem Beſtimmteren fortzuſchreiten. Daß ſich eben daraus ganz verſchiedene Grundſätze für die Wortfolge ergeben müſſen, liegt am Tage; daher auch dieſer Theil der Syntax in jeder beſonderen Sprachlehre einen der wichtigſten und weſentlichſten Abſchnitte ausmacht. — Auf die genannten zwei Haupttheile (Rectionslehre und Topik, oder Lehre von der Wortfolge, auch Conſtructionslehre genannt) beſchränken wir den Inhalt der beſonderen Syntax. Die Lehre vom Satze und von der Periode gehört ihren allgemeinen Grundſätzen nach in die höhere Syntax; die beſondern Regeln aber fallen mit denen der Wortſtellung zuſammen. K. F.

Syntheſis, Syntheſe, Synthetiſch, Synthetismus. Syntheſis, wörtlich Zuſammenſetzung, Verbindung, iſt ein Ausdruck, der beſonders in dem Gebiete der Philoſophie auf mannichfaltige Weiſe gebraucht, und aſt immer der Analyſis, Analyſe, entgegengeſetzt wird. Verbinden und Trennen ſind die Hauptoperationen unſerer Erkenntniß-Thätigkeit; jene aber iſt die erſtere, denn wir ſind uns früher des Zuſammengeſetzteren bewußt; darum redet man auch von einer unmittelbaren oder urſprünglichen Syntheſis. Letztere tritt ſchon ein bei der ſinnlichen Anſchauung, in welcher man das Mannichfaltige an einem Gegenſtande (Theile eines Gegenſtandes) unter der Vorſtellung eines Ganzen auffaßt, daher man auch die Einheit einer ſolchen Vorſtellung ſynthetiſche Einheit nennt. Des Verſtandes Thätigkeit aber, welcher Begriffe, Urtheile und Schlüſſe bildet, fängt mit Trennung des Gegebenen (Analyſe) an, und in ſofern iſt jeder Begriff eine analytiſche Einheit, denn er verbindet das, was an mehreren Dingen gleichförmig iſt (das Gemeinſame), nach vorhergegangener Abſonderung deſſelben von dem Gegebenen, und in ſo fern iſt die Syntheſis eine mittelbare, ein Zuſammenfaſſen des durch Abſtraction Gewonnenen. Da aber auch aus Begriffen ſelbſt durch Zuſammenſetzung Begriffe gebildet werden, ſo nennen einige auch die Bildung eines Begriffs durch Zuſammenſetzung aus andern die logiſche Syntheſis. Sie iſt eine Wiedervereinigung des vordem Getrennten, und wird ſchicklicher Determination genannt, weil durch Verknüpfung gegebener Begriffe die allgemeine Vorſtellung beſchränkt wird. Ein Begriff, der auf dieſe Weiſe gebildet wird, heißt auch ein gemachter; die Erklärung eines ſolchen aber wird, da der Begriff erſt mit ihr ſelbſt durch Verbindung weſentlicher Merkmale entſteht, eine ſynthetiſche Erklärung genannt. Solcher ſynthetiſcher Definitionen bedient ſich vorzüglich die Mathematik. Iſt aber der Begriff ein gegebener, d. h. iſt ſein Inhalt

durch eine ſinnliche oder Vernunftanſchauung erworben worden, ſo kann er nur analytiſch deſinirt werden, welches geſchieht, wenn man das Gegebene analyſirt, oder den Begriff in ſeine Beſtandtheile auflöſ't. Solche analytiſche Erklärungen gibt vorzüglich die Philoſophie, deren Begriffe auch ſchon in der Sprache gegeben ſind; und wo es alſo der Nachweiſung bedarf, welchen Begriff man mit einem gegebenen Worte beim richtigen Denken verbinden ſoll. — Man redet auch von analytiſcher und ſynthetiſcher Deutlichkeit. Erſtere iſt die, welche durch Zergliederung eines gegebenen Begriffs, letztere diejenige, welche durch Hinzufügung immer neuer Merkmale, Verbindung der Beſtandtheile eines Begriffs ſelbſt entſteht. — Ein ſynthetiſches Urtheil iſt ferner ein ſolches, deſſen Prädicat nicht ſchon im Subject liegt, ſondern erſt mit dem Subjecte verbunden wird, z. B. dieſes iſt Schnee. Hier wird alſo ein Gegenſtand allererſt unter einen Begriff geſtellt, dagegen ein Urtheil analytiſch zergliedernd iſt, wenn ſein Prädicat ſchon in dem Subjecte enthalten iſt, und alſo das Urtheil durch Entwickelung des Subjects entſteht; z. B das Thier iſt ein organiſches Geſchöpf; hier wird ein Begriff einem Begriffe untergeordnet, der als Merkmal in ihm enthalten iſt. Man ſagt daher: ſynthetiſche Urtheile erweitern die Erkenntniß, analytiſche verdeutlichen oder erläutern ſie nur, und alle analytiſchen Urtheile ſetzen ſynthetiſche voraus. Weßhalb, wenn von dem Urſprünglichen unſerer Erkenntniß die Rede iſt, die von Kant in ſeiner „Kritik der reinen Vernunft" aufgeworfene Frage: Wie ſind ſynthetiſche Urtheile a priori möglich, ſo wichtig iſt. — Eben ſo redet man von ſynthetiſchen oder analytiſchen Schlüſſen und Beweiſen. Ein ſynthetiſcher oder progreſſiver Beweis iſt ein ſolcher, der von den Gründen zu den Folgen oder von dem Allgemeinen zum Beſondern (durch Determination) fortgeht, ein analytiſcher oder regreſſiver, der von den Folgen zu den Gründen hinaufſteigt oder zurückgeht. Hieraus ergibt ſich auch der Sinn des Ausdrucks ſynthetiſche und analytiſche Methode (vergleiche d. Art. Methode); jene iſt dasjenige Verfahren in der Wiſſenſchaft, das von den Principien oder Grundſätzen anfängt, und aus ihnen das Beſondere ableitet, wie dies ſtreng in der Mathematik geſchieht, (doch pflegen die Mathematiker ſelbſt Syntheſis denjenigen Theil der Mathematik zu nennen, welcher die Beweiſe der ſchon gegebenen Sätze enthält, Analyſis aber diejenige Lehre, welche die Sätze aufſucht), über dieſe ſ. d. Art. analytiſch. — Nach dieſem Allen wird auch die Erkenntniß eine ſynthetiſche genannt, wenn ſie nicht aus bloßem Nachdenken, oder bloßer Zergliederung unſerer Begriffe, ſondern aus ſinnlicher oder höherer Anſchauung entſpringt. — Einige Philoſophen nennen endlich die Verbindung des Seyns und Wiſſens im Ich, überhaupt des Realen und Idealen, die urſprüngliche oder transſcendentale Syntheſe (synthesis a priori) und ſehen ſie als die Urthatſache des Bewußtſeyns an, über welche das Philoſophiren nicht hinausgehen ſoll; dieſes Syſtem nennt man daher auch den Synthetismus, wie ihn z. B. Krug in ſeinen Schriften gelehrt hat. T.

Syphax, König von Maſäſylien. Im zweiten puniſchen Kriege verband er ſich mit den Römern, wurde aber von Maſiniſſa (ſ. d.) geſchlagen, und mußte ſich nach Mauritanien flüchten, wo

er nochmals von Maſiniſſa geſchlagen und außer Stand geſetzt wurde, zu den Scipionen in Spanien zu ſtoßen. Bald aber änderte ſich die Lage der Sachen. Maſiniſſa wurde von einem Uſurpator des Thrones beraubt, und Syphax kehrte unter Begünſtigung dieſer Umſtände nicht nur in ſeine Staaten zurück, ſondern es gelang ihm ſogar, indem er Roms Bündniß verließ, und ſich den Carthagern anſchloß, das Reich des Maſiniſſa zu erobern. Umſonſt bemühte ſich Scipio, das Bündniß zwiſchen Syphax und Rom wieder herzuſtellen. Syphax, dem Hasdrubal ſeine früher mit Maſiniſſa verlobte Tochter, Sophonisbe (ſ. d.), zur Gemahlin gegeben hatte, erklärte ſich, als Scipio und Maſiniſſa mit Heeresmacht in Afrika erſchienen, öffentlich für Carthago's Bundesgenoſſen, und ſtellte furchtbare Heere auf, wurde aber geſchlagen und ſelbſt gefangen genommen. Der Tod rettete ihn von der Schmach, vor Scipio im Triumph aufgeführt zu werden.

Syracus (Syracusae), die ehemalige Hauptſtadt Siciliens, an der öſtlichen Seite deſſelben am Meere, mit einem ſehr ſchönen Hafen an der Stelle des jetzigen Siragoſa, gehörte zu den größten und prachtvollſten Städten der alten Welt, indem ihr Umfang 180 Stadien oder gegen ſechs deutſche Meilen betrug. Sie beſtand eigentlich aus fünf Städten, von denen jede mit einer beſonderen Mauer umgeben war. Die äußerſte derſelben hieß Acradina, und erſtreckte ſich am weiteſten gegen Morgen. Ihre Mauer war außerordentlich ſtark, der Marktplatz ſehr groß, und auf allen vier Seiten mit Porticis umgeben. Mitten auf dem Marktplatze ſtand das Prytanäum oder Rathhaus, und der prächtige Tempel des Jupiter Olympius. Auch befand ſich hier ein großer Palaſt, worin der höchſte Gerichtshof ſeinen Sitz hatte. Ferner die Stadt Tyche oder Syche mit dem Gymnaſium und dem Tempel des Glücks, wovon ſie ihren Namen hatte; die neue Stadt, oder Neapolis mit einem Amphitheater, den ſchönen Tempeln der Ceres und der Proſerpina, und dem feſten Schloſſe Olympium, das nach einem prachtvollen Tempel des Jupiter Olympius benannt war. Die Inſel Ortygia, welche den großen Hafen bildete, enthielt einen königlichen Pallaſt, der ſpäterhin der Sitz der römiſchen Statthalter war, und die herrlichen Tempel der Schutzgöttinnen der Stadt, der Minerva und der Diana. Syracus, welches einen eigenen, und zwar den mächtigſten Staat auf Sicilien bildete, an deſſen Geſchichte ſich die Geſchichte der ganzen Inſel anſchließt, war um das Jahr 735 vor Chriſti Geburt von den Corinthern unter Anführung des Heracliden Archias gegründet. Nachmals verſuchte das Volk, die Herrſchaft des Adels (der Geomoren oder Gamoren) abzuſchütteln, und vertrieb ſie aus der Stadt. Nun bemächtigte ſich Gelon, Tyrann von Gela, derſelben, und bevölkerte und vergrößerte Syracus dadurch, daß er die Einwohner des zerſtörten Camarina hieher verpflanzte. Durch ihn erhob Syracus ſich bald zu einem ſo großen Glanze, daß ſelbſt die Athener und Spartaner mit ihm ein Bündniß gegen den Xerxes ſuchten, welches er jedoch ausſchlug. Gegen die ungeheure Armee der Carthager ſchickte er dem Theron, dem Tyrannen von Agrigent, 50,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter zu Hülfe, und erfocht den glänzenden Sieg bei Himera. Er betrug ſich ſo gütig gegen ſeine Unterthanen, und war ihrer Hochachtung ſo würdig, daß ſie ihm den Titel König ertheilten, und ſeinen drei Brüdern die

Thronfolge ſicherten. Ihm folgte ſein Bruder Hiero I., zwar nicht ſo gut wie Gelon, aber ein Beſchützer der Wiſſenſchaften. Er erweiterte das Gebiet von Syracus, indem er Naxos und Catana eroberte, und ſtarb 467 vor Chriſti Geburt. Sein Bruder Thraſybulus wurde nach zehn Monaten wegen ſeiner Grauſamkeit vertrieben, die Demokratie (466 v. Chr. Geb.) eingeführt, und zum Andenken der erlangten Freiheit wurden die Eleutherien (feſtliche Spiele und Opfer) eingeſetzt. Da man aber alle unter die Bürger aufgenommenen Fremden von öffentlichen Ämtern ausſchloß, ſo empörten ſich dieſe, und es kam zwiſchen ihnen und den Bürgern zu einer Schlacht, in welcher ſie gänzlich aufgerieben wurden. Nun kehrte die alte Verfaſſung, wie ſie vor Gelon geweſen war, wieder zurück. Weil ſich aber mehrere Reiche der Oberherrſchaft zu bemächtigen ſuchten, ſo ward der Petalismus eingeführt, wodurch Bürger, die ſich allzuſehr durch Anſehen und Reichthum auszeichneten, auf fünf Jahre verbannt wurden. Wegen der ſchlimmen Folgen ward indeſſen dies Geſetz bald aufgehoben, und Syracus erhob ſich wieder zu neuem Glanze. Nach mehreren Kriegen, welche die Syracuſaner mit den Leontinern, den Egeſtern, Athenienſern, Spartanern und andern geführt hatten, wurde es auch vom Hannibal bedroht. Überdies waren innere Unruhen über die Hinrichtung des Hermokrates entſtanden, und deſſen Schwiegerſohn Dionyſius erſchlich ſich die Stelle zum Feldherrn, machte ſich einen Anhang, bemächtigte ſich der Feſtung von Syracus, und erklärte ſich (405) zum Könige. Er war nicht ſehr glücklich im Kriege gegen Carthago, und in Syracus ſelbſt mußte er einen ſehr blutigen Kampf für die Erhaltung ſeiner Krone kämpfen. Nachdem er mit den Carthagern Frieden gemacht hatte, baute ſich Dionyſius eine feſte Burg, welche die Stadt beherrſchte, verſuchte die Städte, die es mit Carthago gehalten, ſich zu unterwerfen, eroberte Naxos, Leontium, Catana u. ſ. w. und rüſtete ein großes Heer und eine bedeutende Flotte zu einem neuen Kriege mit Carthago aus, worin er glücklich war. Allein in einem bald darauf folgenden Kriege war er deſto unglücklicher, und mußte einen nachtheiligen Frieden ſchließen. Ihm folgte (368) ſein Sohn Dionys II., der zwar ruhiger und friedliebender war, aber nicht den Verſtand ſeines Vaters beſaß. Er wurde vom Timoleon vertrieben, und Syracus erhielt jetzt ſeine alte Freiheit wieder. Timoleon gab dem Staate neue Geſetze, und ſetzte eine höchſte Magiſtratsperſon unter dem Titel Amphipolos (d. h. Diener oder Prieſter) des Jupiter Olympius ein, welche Würde erſt unter Auguſtus aufhörte. Nun ſuchte er die Carthager aus Sicilien zu verjagen, plünderte die mit ihnen verbundenen Städte, ſchlug (340) den Hamilkar und Hasdrubal gänzlich, und zwang ſie zu einem nachtheiligen Frieden. Zwanzig Jahre nach ſeinem Tode aber entſtanden neue Gährungen, und es erhoben ſich abermals Tyrannen, unter denen Agathokles (317 v. Chr.) ſich am meiſten auszeichnete. Nach einem langen innerlichen Kriege und vielen verübten Grauſamkeiten wurde er von dem Mämon ermordet, der wieder vom Icetas vertrieben ward. In dem neunten Regierungsjahre des letztern empörten ſich die Syracuſer Thönion und Soſiſtratus wider ihn, und erregten einen Bürgerkrieg. Deſſen müde, ergaben die Syracuſer ſich endlich dem epiriſchen Pyrrhus, dem Schwiegerſohne des Agathokles, der ſeinen Sohn zum Könige ein-

ſetzte, und nachdem er viele Grauſamkeiten verübt, und die Liebe der Syracuſer verſcherzt hatte, nach Italien zurückging. Hiero II., welcher jetzt wegen ſeines vortrefflichen Betragens zum Könige gewählt wurde, ſchloß die goldene Periode von Syracus; denn ſein Enkel Hieronymus, welcher ihm folgte, ward ein ausſchweifender Tyrann, verband ſich ſehr unpolitiſch mit den Carthaginenſern gegen die Römer, und kam in einer Verſchwörung um. Endlich 212 nahm der römiſche Feldherr Marcellus Syracus ein, nachdem Archimedes es drei Jahre lang vertheidigt hatte. Zur Zeit ihrer Blüthe war Syracus immer ſo mächtig, daß Dionys beſtändig 10,000 Mann Reiter, 100,000 Mann Fußvolk und 400 Kriegsſchiffe von den Einkünften des Staats im Solde erhalten konnte. Künſte und Wiſſenſchaften blühten hier. Archimedes und der Dichter Theokrit waren Syracuſer, und die Römer brachten zahlloſe Kunſtwerke aus Syracus nach Italien. Das jetzige Syracus oder Syragoſa iſt gut befeſtigt, hat ungefähr 5000 Einwohner, und treibt bedeutenden Handel mit Wein, wovon in ſeinem Gebiet zehn bis zwölf Arten wachſen. Es hat gleichfalls einen zweifachen Hafen.

Syrien, ein Land an der Weſtſeite Aſiens am mittelländiſchen Meere, erſcheint in der heiligen Schrift unter dem Namen Aram; die Araber nennen es Al-Scham oder Barrel Cham, die Türken und Perſer Sur und Suriſtan. Es gränzt gegen Norden an Kleinaſien, gegen Oſten an den Euphrat und die große Wüſte, gegen Süden an das ſteinichte Arabien, und gegen Weſten an das mittelländiſche Meer. Es liegt zwiſchen dem 31ſten und 37ſten Grad der Breite, und dem 32ſten und 37ſten Grad der Länge vom Meridian von Paris. Eine lange Gebirgsreihe erſtreckt ſich von Norden nach Süden, und gehört zum Caucaſus; ſie heißt der Libanon, und verliert ſich unweit der Meerenge Bak-el-mandeb. Hier in Syrien iſt dies Gebirge ungefähr 1000 — 1200 Toiſen, wird aber nach dem 34ſten Grade der Breite immer höher, ſo daß ſeine höchſten Gipfel in dieſer Breite ſich auf 15 — 1600 Toiſen belaufen mögen. An beſonderen Bergen enthält Syrien: den Libanon, Anti-Libanon, den Berg Carmel, den Berg Tabor und den Oelberg bei Jeruſalem. Die Kette des Libanon beſteht überhaupt aus Kalkſtein, der ſich im Lande nach allen Richtungen verbreitet. In der Nähe des Sees Tiberias zeigt ſich aber Baſalt und die Flötztrappformation. Der Boden im Weſten iſt eigentlich ſchwer, aber doch leicht zu bearbeiten. Die Ebene von Damask halten die Orientalen für ein irdiſches Paradies. Überhaupt iſt der Libanon und die zunächſt liegende Gegend der fruchtbarſte und bevölkertſte Theil des Landes. Alle Getreidearten, Mais, Reiß, Seſam, Durra, Oliven, Datteln, Granatäpfel, Citronen, Feigen, Pomeranzen, Piſangfrüchte, Pfirſichen, Äpfel, Pflaumen, Aprikoſen, Johannisbrot, Wein, Eichen-, Cypreſſen-, Cedern- und Maulbeerbäume, und die Tabakspflanze gedeihen hier wohl. In Süden und Oſten iſt nichts als Gebirge ohne Erde und Vegetabilien, und eine völlig lebloſe Natur; am auffallendſten am todten Meere. Das Clima iſt ſo verſchieden, daß, während man in Tripoli im Januar die Orangenbäume blühen und Früchte tragen ſieht, der Libanon mit Schnee bedeckt iſt. Am Meere hin iſt das Land heiß, feucht und fruchtbar, und zugleich ungeſund; in den Gebirgen iſt es kühler und geſünder. Die Gewäſſer des Landes auf der Oſtſeite fließen nach dem Euphrat, die in der Mitte gehen nach dem Thale

Kawaik, von wo ſie als ein Fluß nach Haleb hinabſtrömen, und ſich in den See Kinerin ergießen; die Gewäſſer der Weſtſeite fallen alle in das mittelländiſche Meer. An bekannten Flüſſen des Alterthums hat Syrien: den Orontes, den Ledan (Leontes), den Ibrahim (Adonis), den Nahar el Berd (Eleutherus) und den Jordan; an Seen: das todte Meer und den See Tiberias (in der heiligen Schrift das Meer Kinnareth, den See Genezareth u. ſ. w.). An Producten gibt es, außer den oben genannten Erzeugniſſen des Bodens noch Maſtix, Baumwolle, Büffel, Schafe mit Fettſchwänzen, Ziegen, Gazellen, Kameele, Gemſen, Schweine, Bienen, Seidenwürmer, und an den Küſten die Purpurſchnecke, Eiſen, Marmor und Kalk. Die Zahl der Einwohner wird auf 2,305,000 angegeben, wovon zählen: das Paſchalik von Aleppo (Haleb) 320,000 Seelen, das Paſchalik von Tripoli (Tarablüs), ohne Kesrauan 200,000 Seelen, das Land Kesrauan 115,000 Seelen, das Land der Druſen 120,000 Seelen, das Paſchalik von Akra 300,000 Seelen, Paläſtina 50,000 Seelen, und das Paſchalik von Damask 1,200,000 Seelen. Hievon bezieht der türkiſche Kaiſer 2,931,250 franzöſiſche Livres. Außerdem hat er noch die zufälligen Verlaſſenſchaften der Paſchas und Privatleute, die jährlich etwa hundert Beutel betragen, und die Kopfſteuer der Chriſten zu 2,250,000 Livres, überhaupt auf ſieben Millionen Livres. Im Lande leben Griechen, Araber, Türken, Juden, Franken, Armenier, Turkomanen, Kurden, Beduinen-Araber, Ruſchowanen, Anſarier, Maroniten, Druſen und Motualis. Die allgemeine Landesſprache iſt die arabiſche nach verſchiedenen Dialecten; nur die Soldaten und die Mitglieder der Regierung ſprechen türkiſch; von der alten ſyriſchen Sprache iſt nirgends mehr eine Spur. Die Bewohner ſind unter der zerſtörenden Deſpotie der Pforte unglaublich gedrückt, mit Ausnahme der Druſen und Maroniten, welche ſich unter ihrem Fürſten viel beſſer befinden. Sie leben ſchlecht, und es herrſcht überall die größte Unwiſſenheit und der ärgſte Aberglaube. Bücher ſind die größte Seltenheit, und es gibt im ganzen Lande nur zwei Bücherſammlungen. Das ganze Land enthält 1812 Quadratmeilen, und wird in vier Paſchaliks zu Haleb, Tripoli, Acra und Damask eingetheilt. An dieſes jetzt ſo elende Land knüpfen ſich große Erinnerungen. Hier iſt das gelobte Land der Hebräer, die Wiege der chriſtlichen Religion, hier haben abwechſelnd und zu verſchiedenen Zeiten Aſſyrier, Juden, Griechen, Parther, Römer u. ſ. w. gekämpft, und Ninus, Semiramis, Seſoſtris, Alexander, Pompejus, Marius, Antonius, Cäſar, Titus, Aurelian, Gottfried v. Bouillon und alle die chriſtlichen Helden, und in unſern ewig denkwürdigen Zeiten Napoleon Bonaparte geſtritten. Jetzt iſt von allen dieſen glorreichen Thaten, ſo wie von aller frühern Cultur keine Spur mehr.

Syrinx hieß 1. in der Mythologie eine Najade, die Tochter des Fluſſes Ladon. Auf der Jagd, welche ſie ſehr liebte, ward Pan ſo heftig in ſie verliebt, daß er um ihren Beſitz alles zu wagen beſchloß. Er hörte nicht auf, ſie zu verfolgen, und da ſie keine Rettung mehr vor ſich ſahe, weil die Gewäſſer des Ladon ihr den Weg verſchloſſen, ſo rief ſie die Schweſtern um Hülfe an, welche ſie in Schilfrohr verwandelten. Als der Gott ſeufzend und wehklagend am Ufer ſtand, wehte der Wind aus dem bewegten Rohre ſüß klagende Töne, die mit zauberiſcher Gewalt das Herz des Pan

durchdrangen. Um das Vergnügen ſich, ſo oft er wollte, machen zu können, ſchnitt er aus dem Schilfe ſich eine Pfeife, welcher er den Namen Syrinx gab. Daher erhielt 2. eine Art Pfeifen, welche aus ſieben, vermittelſt Wachs an einander gefügten Röhren, urſprünglich aus ſo viel Halmen von Schilfrohr zuſammengeſetzt war, den Namen Syrinx. Eine Röhre war immer kleiner als die andere; oberwärts, wo man das Inſtrument an den Mund ſetzte, ſtanden ſie in gleicher Höhe, unterwärts aber bildeten ſie eine ſchiefe Linie. Obgleich Pan, nach den ſpätern Dichtern, der Erfinder dieſer Pfeife ſeyn ſollte, ſo war ſie doch ſchon dem Homer und Heſiodus bekannt, ehe die Sage vom arkadiſchen Pan ſich noch verbreitet hatte. Die Syringe war übrigens ein gewöhnliches Inſtrument der griechiſchen und lateiniſchen Hirten noch in ſpäterer Zeit, auch aus Rohrhalmen von verſchiedener Dicke und Länge, oft aus Schierling oder aus Buxbaum verfertigt. Zum einfachſten Waldgeſang dienten Rohrhalme mit Leinen und Wachs verbunden. Die erhöhte Kunſt vermehrte die Zahl der Pfeifen, machte ſie ſorgfältiger und befeſtigte ſie mit Ringen. Noch jetzt ſind die Syringen in Italien hin und wieder üblich, und der Graf Stolberg hörte in Terni eine, welche aus 26 Röhren, die von ſechs Zoll bis kaum zu einem abnehmend, mit Fäden ohne Wachs zuſammengefügt war. In der Ferne tönte ſie nicht übel, in der Nähe aber zu kreiſchend. 3. hieß nach Polybius die Hauptſtadt der aſiatiſchen Landſchaft Hyrcanien zur Zeit der ſyriſchen Könige gleichfalls Syrinx.

Syriſche oder chaldäiſche Chriſten nennen ſich die Neſtorianer, weil ſie ſich bei ihrem Gottesdienſte der alten ſyriſchen Sprache bedienen, in der ſie auch das neue Teſtament beſitzen. Dieſe chriſtliche Religionspartei bildete ſich im fünften Jahrhundert durch die kirchliche Vereinigung der Anhänger des Neſtorius, (ſ. d. Art. Secten), der 431 auf der Synode zu Epheſus wegen ſeiner Weigerung, Marien Gottesgebärerin zu nennen, und den Glauben an zwei Naturen in Chriſto aufzugeben, excommunicirt worden war. Obgleich die Lehre von zwei Naturen in Chriſto bald nachher in das Bekenntniß der orthodoxen Kirche aufgenommen, und der Monophyſitismus für ketzeriſch erklärt wurde, blieben die Neſtorianer, die nun einmal Marien nur Chriſtusgebärerin nennen wollten, doch in der Verbannung, und ordneten gegen das Ende des fünften Jahrhunderts ihre Kirchenverfaſſung unter dem Schutze des Königs von Perſien, wohin ſie ſich geflüchtet hatten. Die übrigen Chriſten in Perſien ſchloſſen ſich 499 an ihre Kirche an, und mit glücklichem Erfolge breiteten ſie ihr Glaubensbekenntniß im öſtlichen Aſien weiter aus, wo die ſogenannten Thomaschriſten ſich mit ihnen vereinigten. Im elften Jahrhunderte bekehrten ſie eine tartariſche Völkerſchaft, deren chriſtlicher Regent unter dem Namen Prieſter Johannes aus der Geſchichte bekannt iſt; ſein Volk blieb auch, nachdem es 1202 von Dſchingiskhan unterjocht worden war, unter mogoliſcher Hoheit bei dem neſtorianiſchen Glauben, und bis in das vierzehnte Jahrhundert gab es im mittleren und nordöſtlichen Aſien neſtorianiſche Gemeinden, deren Chriſtenthum ſich erſt während der Kriege des Eroberers Timur verlor. Selbſt bis nach China ſollen die Neſtorianer das Chriſtenthum gebracht haben, wie man aus einem in China vorgefundenen chriſtlichen Denkmal vom Jahre 781 ſchließt, und die Verwandtſchaft des Lamaismus mit dem Chriſtenthume wird ebenfalls von dem Einfluße neſtorianiſcher Miſſionen

abgeleitet. Die Oberhäupter der ſyriſchen Chriſten ſind Patriarchen, deren Würde in ihrer Familie erblich iſt. Der vornehmſte ihrer Patriarchen reſidirte im fünften Jahrhundert zuerſt zu Babylon, jetzt hält er ſich zu Elkeſch bei Moſul in Meſopotamien auf, und führt den Titel Catholikos, unter ihm ſtehen fünf Biſthümer. Dieſer und ein anderer neſtorianiſcher Patriarch zu Diarbekir in Syrien erkennen jetzt den Primat des Papſtes an, und ſind mit ihren Gemeinden unirte Neſtorianer, welche eben ſo, wie die unirten Griechen, ihre alten Gebräuche beibehalten haben. Nur zur Annahme des Cölibats der Kleriker und des Glaubens an ſieben Sakramente mußten ſie ſich verſtehen, denn vorher hatten ſie, wie alle ſyriſche Chriſten oder Neſtorianer, die Ehe der Prieſter für nothwendig, und nur die Handlungen der Taufe, des Abendmahls und der Ordination für Sakramente gehalten. Übrigens ſtimmt Lehre und Cultus der Neſtorianer ganz mit der orthodoxen griechiſchen Kirche überein, und nur der Duldung von Bildern in ihren Kirchen, wo man allein das Kreuz ſieht, haben ſie ſich ſtets entgegengeſetzt. Nicht unirt iſt dagegen der ſyriſche Patriarch zu Giulamork im hohen Gebirge von Acaria nebſt den unter ihm ſtehenden Biſchöfen und Gemeinden, bei denen die Prieſterehe und die Beſchränkung auf drei Sakramente, ſo wie die Verehrung des Neſtorius und der Lehrſatz, daß Maria nur Chriſtusgebärerin ſey, jetzt noch gilt. Vergl. d. Art. Thomaschriſten. E.

Syſtem, wörtlich Zuſammenſtellung, bezeichnet 1. in ſubjectiver Bedeutung a) die begriffsmäßige Anordnung verſchiedener Gegenſtände zu einem zuſammenhängenden Ganzen, was man richtiger Claſſification nennt, oder b) im eminenten Sinne die logiſche Entwickelung eines Mannichfaltigen der Erkenntniß aus oder nach Principien; 2. in objectiver Bedeutung den Gegenſtand ſelbſt, oder die Mehrheit gleichartiger Dinge, welche in dem Zuſammenhang eines Ganzen, und ſeiner untergeordneten Theile ſtehen, oder geſtellt werden. Im letztern Sinne redet man von einem Weltſyſtem, von einem Nervenſyſtem u. ſ. w. Das Syſtem im eminenten Sinne iſt die wiſſenſchaftliche Form, und gleichſam der Körper der Wiſſenſchaft, denn die Wiſſenſchaft in ihrer vollkommenen Geſtaltung wird Syſtem. Dieſes ſteht dem fragmentariſchen Wiſſen entgegen, und dem Aggregate von Kenntniſſen, in ſo fern das wahre Syſtem als ein organiſches Ganzes zu betrachten iſt, deſſen Theile ſich innerlich und gegenſeitig bedingen, ſo wie ſie durch die Idee des Ganzen beſtimmt werden. Das Streben nach Syſtem iſt aber gegründet auf das allgemeine Bedürfniß des Menſchen nach Einheit, welches im Erkennen um ſo ſtärker wird, je mehr ſich die Maſſe unſerer Erkenntniſſe häuft, und je mehr man die Einſicht gewinnt, daß mit der geſetzmäßigen Beziehung unſerer Erkenntniſſe auf Principien unſere Erkenntniſſe ſelbſt an Klarheit und Gründlichkeit zunehmen. Diejenigen verläugnen daher die Wiſſenſchaft, oder verſtehen ſich ſelbſt nicht, welche im Gebiete der Wiſſenſchaft das Syſtem tadeln, da doch alles Geiſtige ſeine eigenthümliche Form hat, mithin auch die Wiſſenſchaft, deren Organ, der Verſtand, die Begriffe, durch welche ſich die Erkenntniß entwickelt und mittheilt, auf geſetzmäßige d. i. logiſche Weiſe organiſiren ſoll, und dies durch das Syſtem, als das höchſte Product des Verſtandes, beſtrebt. Freilich iſt die Form an ſich todt, und eine noch ſo geſetzmäßige und klare

Begriffsentwickelung ohne Geiſt und Sachkenntniß iſt noch keine *Wiſſenſchaft*, ſo wie der logiſch richtige Schluß noch kein *wahrer* iſt; freilich ſtellt ſich das Syſtem in der Wirklichkeit als Verſuch individueller Denker dar, und man eilt oft ſehr, um eine *unvollſtändige* und oberflächliche Kenntniß in jene Form zu bringen, um durch die zwingende Kraft des conſequenten Syſtems den Andersdenkenden zu gewinnen, oder ſeinen Scharfſinn geltend zu machen. Freilich iſt die Syſtemſucht, welche etwas nur dann als wahr anerkennt, wenn es in das Syſtem paßt, und alles in die Feſſeln eines einmal angenommenen Syſtems zu zwängen ſtrebt, alles nicht ſyſtematiſche aber verwirft und verachtet, der Wahrheitsliebe und Freiheit des menſchlichen Geiſtes zuwider; allein dieſer Mißbrauch der wiſſenſchaftlichen Form kann das Bedürfniß und den Werth derſelben nicht aufheben. Wie aber in der Wiſſenſchaft Form und Materie verſchmolzen ſind, zeigt ſich ſelbſt dadurch, daß wir, wenn von *Syſtemen* einer Wiſſenſchaft die Rede iſt, darunter nicht allein die logiſche Anordnung eines gegebenen Inhalts, ſondern zugleich die damit verbundene eigenthümliche Anſicht über deren Gegenſtände verſtehen (Syſtem in *materieller* Bedeutung oder *Lehrgebäude*); — nur daß bei Wiſſenſchaften, deren Inhalt poſitiv und empiriſch iſt, die Form mehr durch den gegebenen Inhalt beſtimmt wird, dahingegen die philoſophiſche Wiſſenſchaft, als durch intellectuelle Selbſtthätigkeit erzeugt, Inhalt und Form freier ausbildet, woher ſich auch die großen Verſchiedenheiten der philoſophiſchen Syſteme, ſo wie der Haß einiger gegen letztere erklären. Übrigens erhellt zugleich aus dem Geſagten, daß es in *allen Wiſſenſchaften* Syſteme geben könne und werde, nur daß ſie nach Beſchaffenheit des Inhalts mehr oder weniger ſtreng ausgebildet ſind. So redet man z. B. von *mythologiſchen Syſtemen*, von Syſtemen in den *Naturwiſſenſchaften*, wie von dem linneiſchen botaniſchen Syſtem (Claſſification), von den *aſtronomiſchen* Syſtemen des Copernicus, Tycho de Brahe und Ptolemäus (ſ. Aſtronomie), welche nichts anders ſind, als verſchiedene Anordnungen der Himmelskörper und Beſtimmung ihrer Bahnen; von *Syſtemen der Chemie*, *Mineralogie*, eben ſo wie von *militäriſchen Syſtemen* u. ſ. w., und verſteht dann unter Syſtemen nicht bloß die durch eigenthümliche Principien beſtimmten und geleiteten Anſichten eines *Individuums*, ſondern auch *mehrerer gleichdenkender*, oder in den Hauptſachen übereinſtimmender Männer, wie wenn man z. B. von einem alten *dogmatiſchen* Syſteme in der Theologie redet. — Wird nun ein Syſtem auch förmlich *dargeſtellt*, ſo ſind folgendes die Hauptbeſtandtheile des Syſtems: 1. eine Grundidee, welche das Princip des Ganzen der untergeordneten Erkenntniſſe iſt; 2. eine Mannichfaltigkeit von Erkenntniſſen, welche durch Sätze ausgeſprochen werden, und bei allen rationellen oder ſtrengen Wiſſenſchaften in Erklärungen (Declarationen und Definitionen), Eintheilungen (Diviſionen) und Beweiſe (Demonſtrationen oder Probationen) zerfällt, von denen die erſtern den Inhalt eines Gedankens beſtimmen, die zweiten den Umfang durch Entgegenſetzung entwickeln, die letztern die Sätze des Syſtems auf das Princip mittelbar oder unmittelbar zurückführen. Hiernach iſt eine *ſyſtematiſche Erkenntniß* eine durch Principien begründete Erkenntniß, und ein *ſyſtematiſcher Beweis* ein auf Principien zurückgehender Be-

weis. — In der Muſik insbeſondere heißt Syſtem die ganze Reihe der in der Tonkunſt vorkommenden Töne — Tonſyſtem — und insbeſondere die Anordnung der in einer Octave enthaltenen Töne auf ihre Verhältniſſe, ja auch die Bezeichnung dieſer Anordnung durch die Linien — Linienſyſtem, Notenſyſtem (ſ. d. Art. Noten). In der alten Muſik aber nannte man jedes zuſammengeſetzte Intervall Syſtem. T.

Syzygien nennt man die Stellungen zweier Planeten in ihrer Zuſammenkunft oder im Gegenſchein (ſ. Aſpect) wenn ſie ſich folglich mit der Erde faſt in gerader Linie befinden. Dies iſt bei der Sonne und dem Monde zur Zeit des Neu- und Vollmondes der Fall.

T.

T, die Abkürzung des römiſchen Namens Titus, auch des Wortes Titulus.

Tabak oder Toback iſt ein Kraut, welches zuerſt dem ſpaniſchen Mönche Roman Pane 1496 in Domingo in der Provinz Tabaco bekannt ward, und von da nach Europa kam; von der Provinz erhielt es den Namen. Gegen das Jahr 1560 ward es dem franzöſiſchen Geſandten am portugieſiſchen Hofe, Johann Nicot, bekannt, welcher es bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich der Königin überreichte, wovon es den Namen Nicotiane und Königinkraut erhielt. Die Kunſt, den Tabak zu rauchen, fiel anfänglich den Europäern ſehr ſchwer. Der Engländer Raphelengi ſoll der erſte geweſen ſeyn, der ſie in Virginien gelernt und in Europa Andern gelehrt haben ſoll. Indeſſen iſt es wahrſcheinlich, daß der Genuß einer Art Tabaks ſchon bei den Aſiaten lange vor Entdeckung Amerika's gebräuchlich geweſen, und daß dieſer Gebrauch ſehr alt ſeyn müſſe. In Amerika iſt der Gebrauch des Tabaks zum Rauchen äußerſt ſelten. Wie aber das Tabakrauchen und Schnupfen um ſich gegriffen, erhellt daraus, daß 1770 das Haus Öſterreich an Tabaksgefällen 806,000 Thlr., die Krone Sicilien 1773 auf 446,000 Thlr., Frankreich 1780 gegen 29 Millionen Livres zogen. Man kannte anfänglich nur eine Art von Tabak; nach und nach wurden mehrere bekannt. Die Tabakspflanze wächſt in jeder Erde, nur in der einen beſſer als in der andern. Derjenige, welcher im Sandlande gezogen wird, iſt kleiner im Stengel, nicht ſcharf von Geſchmack und leicht; dahingegen der in ſchwerem Boden ſtark iſt und auf der Zunge beißt. Der beſte Boden muß mittelmäßig fett, frei von Salpetertheilen und wohl gedüngt ſeyn. Den Samen ſäet man erſt aus, und verpflanzt alsdann die Pflanzen auf andre Felder, wo das Erdreich um ſie her angehäuft werden muß. So wie ſie erwachſen ſind, köpft man nach Verlauf des erſten Monats dieſelben, und blattet ſie unten ab, reinigt ſie auch wöchentlich fleißig von Inſecten und Unkraut. Nach ſechs Wochen ſind ſie ausgewachſen, und werden bräunlich. Nun ſchneidet man ſie ab, läßt ſie in Haufen über einander eine Nacht liegen, damit ſie ſchwitzen, und fährt ſie ſodann herein. Hier müſſen ſie der Luft ausgeſetzt ſeyn, ohne daß ſie der Regen erreicht; auch kann man ſie an den Wänden aufhängen. Haben ſie vier bis fünf Wochen gelegen, ſo nimmt man ſie bei feuchter Witterung ab, damit die dürren Blätter

nicht zerfallen, und legt ſie 8 bis 14 Tage auf Stäbe, wo ſie noch etwas ſchwitzen. Hierauf lieſ't man die Blätter aus, bindet jede Art in kleine Bündel zuſammen, und hängt ſie ſo zum Trocknen auf. Der Same artet nach zwei bis drei Jahren leicht aus; der beſte iſt der virginiſche und marylândiſche. In Amerika iſt der beſte Tabak; doch bauet man auch viel in Europa. Aus Amerika liefern uns den vorzüglichſten Tabak Maryland, welches ſeinen Flor dem Tabaksbau zu danken hat; ſein Tabak iſt ſtärker als der virginiſche, und heißt auch Oronoko; der feine gelbe iſt der theuerſte, der braune magere, der wohlfeilſte; Virginien, deſſen feinſte Gattung der Carotten-, die geringſte der virginiſche Rauchtabak iſt; man nimmt an, daß jährlich aus Virginien und Maryland über 100,000 Fäſſer Tabak ausgehen. — Die theuerſte Art aller Blättertabake ſind die gelben Havannablätter, woraus der feine Kanaſter und der feine ſpaniſche Schnupftabak verfertigt wird. Die beſten Sorten heißt man Varinaskanaſter, und unterſcheidet ſie durch die Buchſtaben M, G, B, A und V. Sie heißen Kanaſter, weil man ſie in Körben von geſpaltenem Rohre (canastra) nach Europa bringt. — Der Braſilientabak muß, wenn er gut ſeyn ſoll, einen feinen angenehmen Geruch, und eine gelbliche braune Farbe haben; er wird in Legittimo und Curassao unterſchieden. Der Maranhamtabak kommt dem letztern gleich. Der Portoricotabak wird in Rollen eingebracht und nun in prima, secunda, tertia und quarta Sorte unterſchieden, die letztre iſt die ſchlechteſte, und gilt halb ſo viel als die erſte. Europa zieht folgende Tabaksarten: den ungariſchen, der am meiſten bei Gyarmath und Palanka, St. Gotthardt und Janoſchhaza, Debre u. ſ. w. gezogen wird, und braun, ſchwarz und ſehr fett iſt; der beſte wird in Neuſatz gefertiget; den ſlavoniſchen, dieſer gleicht dem türkiſchen, und wird am häufigſten in der poſcheganer Geſpannſchaft gewonnen. Den Samen zu beiden Sorten hat man aus Albanien geholt; man führt jährlich faſt für zwei Millionen Gulden dieſes Tabaks aus; den podoliſchen Tabak, er iſt nicht ſo braun und fett, und überhaupt ſchlechter; den ukrainiſchen Blättertabak, der faſt dem ungariſchen gleich kommt; es gibt von ihm zwei Hauptſorten, den Titun- oder Rauchtabak, und den Bakun, der zu Schnupftabak benutzt wird; überdies hat man noch den virginiſchen und ameersvoorder aus virginiſchem und holländiſchem Samen, und den ſaratoffſchen; den türkiſchen Tabak, der kleine, grünliche, braungelbe, oder lichtgelbe Blätter, und einen angenehmen Geruch hat, aber leicht berauſcht; der beſte iſt der von Tjenidſche; den franzöſiſchen, welcher in Flandern und Elſaß theils zu Carotten verarbeitet, theils gemahlen und zu Rapé geſtampft; den deutſchen; dieſer wird von vorzüglicher Güte zu Nürnberg, Hanau, Speyer, der Pfalz, Pommern, Meklenburg, und außerdem noch im Meiningiſchen, in Sachſen, in der Niederlauſitz, in Schleſien u. ſ. w. gewonnen. Auch in Holland bauet man jetzt ſtark Tabak. Der ſogenannte ſchneeberger Schnupftabak wird zu Bakau, Soſa und Schönheyde aus aromatiſchen Kräutern gefertigt. Die Holländer und Hamburger ſind die geſchickteſten Tabakshändler, und wiſſen den Tabak am beſten zuzurichten. Alle Tabaksblätter erhalten erſt in den Fabriken eine Beize, die den Tabak wohlſchmeckend und gutriechend macht, und

die man als Geheimniß betrachtet. Die fetten Blätter werden zu Schnupſtabak gemahlen oder geſtampft. Is.

Tabernakel (lateiniſch) bedeutet urſprünglich ein Zelt, in der lateiniſchen Bibelüberſetzung die Stiftshütte der Israeliten, daher das kleine, altar- oder niſchenförmige, gewöhnlich reich mit Gold und Edelſteinen verzierte Behältniß, worin die conſecrirte Hoſtie auf dem Hochaltar catholiſcher Kirchen verwahrt und zur Schau ausgeſtellt wird, wie auch eine kleine mit Säulen und Giebel verſehene Niſche oder Bilderblinde zur Verwahrung von Heiligenbildern, Reliquien und andern Heiligthümern Tabernakel heißt. Auch nennen die Methodiſten ihre Bethäuſer ſo, um dadurch an die Stiftshütte zu erinnern. E.

Tableaux nennt man die plaſtiſchen Darſtellungen von Gemählden durch lebende Perſonen, welche jetzt theils als künſtleriſche Übungen, theils als ſinnreiche und reizende Feſtſpiele beliebt ſind. Ihren Urſprung dürfen wir wohl mit Recht in den pantomimiſchen Tänzen der Alten ſuchen, doch war dort mehr eine Reihenfolge von Stellungen, von denen nur einige, Minutenlang feſtgehalten, ein wahres Tableau bildeten. In der neuern Zeit war unſtreitig Lady Hamilton, die Gemahlin des engliſchen Geſandten in Neapel, die eigentliche Erfinderin jener Darſtellungen. Sie lebte im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts dort, umgeben von den herrlichſten Kunſtwerken des Alterthums, und den ſinnigſten Künſtlern und Kunſtkennern jener Zeit. Groß und ſchlank von Geſtalt, und mit einem Geſicht, das nahe an das Ideal der Antike gränzte, beſaß ſie das ſeltenſte Talent der Pantomime. Gern erfreute ſie den vertrauten Kreis gebildeter Perſonen durch ihre Darſtellungen, ihr Anzug beſtand dabei nur aus einem einfachen langen weißen Kleid, daß gleich einer Tunica unter der Bruſt mit einem Bande gegürtet war, und einem weiten, ſehr feinen indiſchen Schleier; dieſe leichte vortheilhafte Kleidung, und ihr langes kaſtanienbraunes Haar, richteten ſich augenblicklich nach jeder Stellung, und machten bei ihren ausdrucksvollen Zügen das lieblichſte Bild. Zwölf ihrer intereſſanteſten Stellungen wurden von dem geſchickten Mahler Rehberg aus Hannover gezeichnet, die in Kupfer geſtochnen Umriſſe danach ſind bekannt, man ſieht darin Lady Hamilton in folgenden Darſtellungen: 1. als Sibylle, 2. Maria Magdalena, 3. die liebende einſame Träumerin, 4. Sophonisbe, 5. die aufgeſchreckte Nymphe Amymone, 6. die Muſe der Tanzkunſt, 7. Iphigenia, 8. die Nymphe mit dem Tambourin, 9. die betende Prieſterin, 10. die heilige Roſa, 11. Cleopatra, 12. Niobe. Dies alles ſind aber mehr Attitüden als Tableaux zu nennen, da ſie nur zu 8 und 12 noch ein junges Mädchen zu Hülfe nahm, ſonſt aber immer allein ſtehend mehr einer Statue als einem Gemählde glich. Die Darſtellungen eigentlicher Tableaux wurden durch die Winke, welche Göthe in den Wahlverwandtſchaften darüber gibt, ſehr befördert und allgemeiner beliebt. Gibt es doch faſt keine Richtung unſers Geſchmacks, zu der wir nicht den erſten Anſtoß in den Werken dieſes allumfaſſenden Dichters finden könnten. Die berühmten mimiſchen Darſtellungen der Mad. Hendel-Schütz ſowohl, als des ſinnigen Patrik Peale (Frhrn. von Seckendorf) richteten die Aufmerkſamkeit immer mehr auf ſolche Darſtellungen, doch darf man fortſchreitende Pantomime nicht mit eigentlichen

Tableaux verwechſeln, deren jene Künſtler wohl einige, aber nur wenige gaben. Es gibt ſelbſt ſehr verſchiedne Arten von Tableaux, und es kommt hauptſächlich darauf an, ob Kunſtliebe oder Eitelkeit, Schönheitsſinn oder Wunſch durch Pracht zu glänzen, ſie anordneten, ob wir uns durch ſie in das Attelier eines ſinnigen Künſtlers verſetzt finden ſollen, auf deſſen Wink immer neue ausdrucksvolle Gruppen ſich ordnen, oder in die Prachtſäle einer reichen Gallerie, wo wir vor wohlbekannten Bildern zu ſtehen wähnen, diesmal aber lebendig klare Augen uns aus dem alterthümlichen Schmuck entgegenleuchten. Etwas wunderſam ergreifendes und überraſchendes haben alle ſolche Tableaux, der tiefſte Grund davon liegt wohl darin: daß gewöhnlich jedes durch lebenden Stoff gebildete Kunſtwerk in das Gebiet der Zeit gehört und allmählig fortſchreitend ſich entfaltet, ſo daß der Anfang ſchon verſchwindet, ehe das Ende da iſt, alſo nur der Geiſt den Überblick dafür gewinnt, nicht die Sinne; ſo die Tonkunſt, die Schauſpielkunſt, die Redekunſt, die Tanzkunſt u. ſ. w. Der Raum ſcheint dieſe Luftgebilde der Zeit anzufeinden, und ihnen nur dann eine bleibende Stelle zu gönnen, wenn ſie ſich des Lebens entäußern, und das todte Zeichen, der Buchſtabe, ſie feſthält. Freundlich nimmt dagegen das Gebiet des Raumes alles auf, wo die Kunſt dem todten Stoff geiſtiges Leben leiht, in nie welkender Jugend trotzt dies dem zerſtörenden Einfluß der Zeit, der es ohnehin nicht mehr angehört. In der Mitte zwiſchen beiden Gattungen von Kunſtgebilden ſtehen ſolche lebende Tableaux. Viele tadeln dies gerade daran wohl ungerechter Weiſe zu hart, denn es iſt eine ganz falſche Anſicht, wenn man die Ruhe einer ſolchen Darſtellung einen erzwungenen Scheintod nennt, und ſie wohl gar mit dem ſchauerlichen Scheinleben der Wachsfiguren vergleicht. Es iſt hier kein Erſterben, ſondern ein Beleben, und was beſonders jenen geheimnißvollen Reiz gibt, iſt ein Durchſchimmern des innern glühenden Seelenfunkens durch die äußere Ruhe; die Wellen des bewegten Lebens ſind wie durch Zauberkraft feſtgehalten in künſtleriſch geordneter Schönheit, und wie die Sterne ſich am reinſten in der ganz ſtillen Waſſerfläche ſpiegeln, ſo leuchtet der innigſte Ausdruck des Gemüthes durch jene magiſche Ruhe. Dies iſt wohl der ſchönſte Mittelpunkt dieſer Art von Kunſtſchöpfungen, die Belebung einer zuvor ſtarr gehaltnen Form durch den erwachenden Ausdruck des Auges und der Züge, und die Erſtarrung der zuvor belebten Form in ſcheinbare Verſteinerung, ſind die beiden Pole ſolcher Darſtellungen. Wenn ſtrenge Kunſtrichter ſie nicht als echte Kunſtwerke anerkennen wollen, weil ſie den Übergang bilden aus den Schöpfungen der Zeit in die Schöpfungen des Raumes, ſo ſollten ſie bedenken, daß es in allem, was Natur und Kunſt bieten, ſolche verſchmelzende Übergänge gibt, und daß dieſe ſtets einen ganz eignen Zauber für alle Gemüther haben. Die Zeit übt freilich ihr Recht ſchnell und ſtreng aus, denn nur wenige Minuten kann ein ſolches Tableaux beſtehen, aber wie ſchnell war es auch erſchaffen, wie leicht ordnet es ſich ein zweites und drittesmal! Was es an dem Idealen der Form entbehrt, das gewinnt es durch die kunſtvoll concentrirte Beleuchtung, die man dem wirklichen Gemählde ſelten ſo vollendet zu geben vermag, durch die plaſtiſche Rundung der Formen, durch die Wärme der innern Lebensgluth. Es iſt ge-

wiß, daß es für denkende Künſtler nichts erfreulicheres und beleh- rendere geben könnte, als öftere Vereinigungen zu dieſem Zweck, wo jeder die eignen Ideen erſt ſo durch lebende Geſtalten darzu- ſtellen ſuchte, ehe er ſie mit Linien entwürfe; nicht allein würden dadurch immer neue Gedanken erwachen, ſondern die Natur würde dadurch auch die Kunſt ſchweſterlich warnen und bewahren vor jeder Verrenkung, Unwahrheit und Übertreibung. Die beiden be- rühmten mimiſchen Künſtler, die wir ſchon oben erwähnten, er- freuten oft durch höchſt gelungene Anordnung ſolcher Tableaux. Wer eines von den großen Altargemählden ſahe, die Madame Hendel-Schütz im Styl von Albrecht Dürer componirt, geſteht gewiß gern, daß hier das Höchſte in dieſer Art erreicht iſt; eben ſo finden wir in ihren Darſtellungen die beiden Gränzpunkte, wo die Tableaux in Pantomime und in ſtatuariſche Gebilde übergehen; zu den erſtern gehört ihre Galathee, zu den letztern ihre Caryati- den und Sphinxe. So intereſſant dieſe beiden Gattungen auch für den Künſtler ſind, ſo gleicht doch nichts dem Entzücken, dem heiligen Staunen, womit jenes echte Tableau überall alle Zu- ſchauer erfüllte. Der ſinnige Patrik Peale gab auch oft treffliche Darſtellungen in dieſer Art; nur das liegt außer deren Kreiſe, daß er bisweilen wagte, vorhandne Götterideale des Alterthums genau nachahmen zu wollen, dies kann nie befriedigend gelingen; unvergeßlich werden aber jedem, der ihn ſah, ſeine Darſtellungen nach eigner Erfindung, z. B. ſein Faun, der Amoretten verfolgt, ſein Tänzer und Beckenſchläger, ſeine hetruriſchen Figuren, ſein Phöbus als Lenker der Sonnenroſſe, ſein Chriſtus mit zwei beten- den Engeln u. ſ. w., bleiben. Überhaupt iſt es gewiß gefälliger, eigne neue Ideen auf dieſe Weiſe darzuſtellen, als vollendete, berühmte Kunſtwerke mit ängſtlicher Pünktlichkeit nachahmen zu wollen. Oft erfreuten ſich auch ſchon ſinnige Kunſtfreunde aus den höchſten Ständen an ſolchen Darſtellungen, die prachtvollſten und vollendetſten waren aber unſtreitig die, welche während der Zeit des Congreſſes in Wien von der höchſtſeligen Kaiſerin Lu- dovica von Öſterreich ſelbſt geleitet, und von dem vielfach be- kannten kaiſerlichen Hofkammer-Kupferſtecher Joſeph Fiſcher ge- ordnet wurden. Theils wurden dieſe Tableaux in den Zimmern der Kaiſerin, theils bisweilen in dem großen Redoutenſaal gege- ben. Geiſt, Grazie und Pracht wetteiferten bei dieſen Darſtel- lungen. In der Mitte des Redoutenſaals war ein auf acht Säulen ruhendes Zelt aufgeſchlagen, unter welches ſich die höch- ſten Herrſchaften und ein nicht über 200 Perſonen ſtarker, aus den erſten Fremden und dem hohen Adel beſtehender Kreis ver- ſammelte. Die Wand der Tableaux war immer zu fünf Gemähl- den eingerichtet. Vier kleinere goldne Bilderrahmen, von 3 — 4 Fuß Höhe und 2½ Fuß Breite, umgaben den großen Hauptrah- men von ungefähr 14 — 15 Fuß Länge und 10 — 11 Fuß Höhe. Hinter und in dieſe glänzenden Rahmen ſtellten ſich, nach aufge- zogenem Vorhange, folgende von lebenden Perſonen hohen Ran- ges in Beleuchtung und Coſtum herrlich nachgebildete Gemählde dar, die noch durch einen zarten darüber geſpannten Flor einen magiſchen Reiz bekamen, indem dadurch die allzugrellen Farben mit einem mildernden, die Ähnlichkeit unendlich ſteigernden Luft- ton überhaucht wurden. Die erſte Vorſtellung hatte zum Haupt- gemählde: das Zelt des Darius, nach Charles Le Brun, beſte-

hend aus funfzehn Perſonen. Gemählde zur Rechten waren oben das Porträt von Vandyks Frau; unten Oſſian, den Tod Fingals beſingend, neben ihm die trauernde Malvine, nach Fiſchers Compoſition. Zur Linken oben Circe, nach Guercino, unten die Spinnerin, nach Domenico Feti. Die zweite Vorſtellung beſtand aus den ſchönen Nätherinnen, nach Guido Reni, acht Perſonen. Zur Rechten oben, Porträt der Johanna Seymour, Gemahlin Heinrichs VIII. nach Holbein; unten Titian und ſeine Frau, nach einem Gemählde von Titian. Zur Linken oben Porträt Heinrich VIII. nach Holbein; unten: Gemählde im Geſchmack von Mieris: eine Frau, welche Guitarre ſpielt, ein Knabe, vor ihr ſtehend, hält die Noten, eine zweite Frau, hinter der erſten ſtehend, ſingt dazu. Die dritte Vorſtellung hatte zum Hauptgemählde: die Zuſammenkunft Maximilians I. mit Marie von Burgund in Gent, nach einem Gemählde von Vetter, einem jungen talentvollen in Wien lebenden Hiſtorienmahler, zwölf Perſonen. Zur Rechten oben Rembrandts Frau, nach Rembrandt; unten Rubens Frau mit ihren zwei Kindern, nach Rubens. Zur Linken oben ein alter Jude zahlt die Mitgift ſeiner Tochter aus, nach Rembrandt; unten die Muſe Clio, nach Mignard. Während dieſer Vorſtellungen ſpielte ſowohl die Harfnerin Müllner, als auch der Violiniſt Meyſeder, und erhöhten jenen ſtummen Genuß durch ihren ſeelenvollen Vortrag. Dies war unſtreitig das vollendetſte Feſtſpiel dieſer Art; doch manches ähnlichen, nur weniger prachtvollen, aber dafür um ſo künſtleriſcher geordneten Genuſſes wiſſen ſich die Bewohner von Wien, Prag, Berlin, Dresden, Eutin und Hamburg zu erinnern. Es laſſen ſich ſelbſt bei engerm Local in bloßen Zimmern ſolche Tableaux ausführen, wenn nur der Hintergrund gehörig dunkel, und die Beleuchtung von einer Seite hoch herab einſtrömend geordnet iſt. Was man bei Ballets gewöhnlich Tableaux nennt, iſt hiermit gar nicht zu verwechſeln, weil theils dabei nie Rückſicht auf eine echt künſtleriſche Beleuchtung genommen werden kann, theils aber auch die Stellungen der Tänzer für das Auge des bildenden Künſtlers ſtets etwas eckiges und übertriebnes haben. Weit mehr müſſen wir aber die glückliche Idee des Dichters **Friedrich Kind** hierbei erwähnen, der jetzt in ſeinem neueſten Schauſpiel: **Van Dyks Landleben**, eine dramatiſche Ausſtellung für Kunſtfreunde, faſt jede Scene ſo ordnete, daß ſie ein beſtimmtes Gemählde bildet, mit allen Umgebungen und Nebenfiguren; dies ſind nun freilich ſogenannte tableaux mouvants (bewegte Gemählde), die aber doch mit fortgehenden Pantomimen nicht zu verwechſeln ſind. Dies Schauſpiel wurde im November 1816 zuerſt in Dresden mit dem allgemeinſten Beifall auf die Bühne gebracht. So bietet jetzt auf immer mannichfaltigere Weiſe die bildende Kunſt dem Leben freundlich die Hand, um es ſinnig zu verſchönern, und bald ſich von deſſen ewig wechſelnder Bewegung fortreißen zu laſſen, bald aber auch es feſtzuhalten in ihrer eignen hohen ſeligen Ruhe.

Tabor heißt 1. ein Berg in Galiläa, auf dem die Jünger Jeſum verklärt ſahen; 2. in der ſlaviſchen Sprache ein mit Mauern und Thürmen befeſtigter Kirchhof auf einem Berge, auch ein verſchanztes Berglager, daher Ziska die von ihm als Waf-

fenplatz der Huſſiten erbaute Bergfeſtung im bechiner Kreiſe in Böhmen Tabor nannte. E.

Taboriten, ſ. d. Art. Huſſiten.

Tabulatur heißt in der Muſik die Bezeichnung der Töne durch Buchſtaben und Ziffern, ſtatt der Noten. In der Mahlerkunſt verſteht man die Decken- und Wandmahlerei darunter.

Tachygraphie, oder auch Tacheographie, iſt die Kunſt, mit Beihülfe einiger Zeichen ſo geſchwind zu ſchreiben, als ein Andrer ſpricht. Alle diejenigen Worte, welche in einer Rede oft vorkommen, gibt man durch einen einzigen Buchſtaben oder durch ein Zeichen an, als: u. (und), m. (mit), ß. (daß), od. (oder), Phi (Philoſophie), G. (Gott), K. (König), △ (Dreieck), L (Winkel), □ (Quadrat), V. (Vers), K. (Kapitel). Wenn man lange Worte durch ſolche Abkürzungen andeutet, ſo muß dadurch an Zeit des Schreibens und Raum für das Geſchriebene bedeutend gewonnen werden. Nur müſſen die Zeichen und Buchſtaben ganz einfach ſeyn, und nicht mit andern Bedeutungen können verwechſelt werden. — Tachygraph heißt daher ein Schnellſchreiber. P. S.

Tacitus (Cajus Cornelius), ſtammte aus einer plebejiſchen Seitenlinie des berühmten Geſchlechtes der Cornelier, und wurde wahrſcheinlich, denn Gewiſſes läßt ſich bei dem Mangel aller Nachrichten nicht ſagen, entweder zu Ende der Regierung des Kaiſers Claudius, oder zu Anfange der Regierung des Nero geboren. Über ſeine frühere Bildung wiſſen wir eben ſo wenig, als über ſeine Ältern. Unter Veſpaſian ſcheint er das erſte öffentliche Amt bekleidet zu haben, indem er, nach einer Nachricht des ältern Plinius, von dieſem Kaiſer als Procurator in das belgiſche Gallien geſchickt wurde. Als er nach Rom zurückgekehrt war, erhielt er von dem vortrefflichen Kaiſer Titus Beweiſe ausgezeichneten Wohlwollens, indem er zum Quäſtor oder zum Ädil ernannt wurde. Er ſelbſt erwähnt dies, jedoch nur in ſehr unbeſtimmten Ausdrücken, in ſeinen Hiſtorien. Unter Domitian ward er 88 nach Chr. Geb. Prätor, und kam in das Collegium der Funfzehnmänner zur Beſorgung der Opfer. Aus Unmuth über den Druck, unter welchem das römiſche Volk während der Regierung dieſes Ungeheuers ſchmachtete, verließ er nach dem Tode ſeines ehrwürdigen Schwiegervaters, Julius Agricola, Rom auf einige Zeit, kehrte jedoch zurück, als, nach der Ermordung jenes Unmenſchen, unter Nerva's menſchlicher Herrſchaft jeder Bruſt freier zu athmen vergönnt war. Nerva ſelbſt belohnte ſeine Verdienſte mit dem Conſulat im Jahre 97 nach Chr. Geb., welches für ihn um ſo ehrenvoller war, da er zum Nachfolger des großen Verginius Rufus, der dreimal mit Lebensgefahr die Kaiſerwürde abgelehnt hatte, ernannt wurde. Dieſem großen Manne hielt er auch die gewöhnliche Gedächtnißrede. Unter Nerva und Trajan genoß Tacitus die ſchönſte Blume ſeiner Verdienſte, nämlich die größte Achtung von den Beſten ſeiner Zeit. Mit dem jüngern Plinius ſtand er im Verhältniſſe der engſten Freundſchaft, und beide wurden für die größten Lichter ihres Jahrhunderts gehalten. Er führte als Sachwalter die wichtigſten Rechtshändel, und war der berühmteſte Redner. Auch im häuslichen Leben war er ſehr glücklich. Seine Gemahlin, eine Tochter des Julius Agri-

cola, gehörte zu den tugendreichſten Frauen Roms, und gebar ihm auch Kinder, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Kaiſer Tacitus ein Nachkomme des großen Geſchichtſchreibers war. Seine Muße wendete er zur Vollendung ſeiner Geſchichtswerke an, die ſeinem Namen eine verdiente Unſterblichkeit erworben haben. Wann er geſtorben, läßt ſich aus Mangel an Nachrichten nicht beſtimmen; wahrſcheinlich unter Hadrians Regierung. Vier verſchiedene Geſchichtswerke haben ſich von ihm erhalten. Das erſte führt den Titel Annalen (Jahrbücher), und enthält die wichtigſten Begebenheiten vom Tode des Auguſtus bis auf Nero's Selbſtmord. Es umfaßt alſo einen Zeitraum von 54 Jahren. Leider iſt es nicht mehr vollſtändig. Die Erzählung der Begebenheiten vom Jahre 37 — 47, oder die Bücher vom 6ten bis zum 10ten incluſive, ſind verloren gegangen. Ja auch die erſten 5 Bücher ſind erſt vor 300 Jahren durch Angelo Arcomboldo, den Schatzmeiſter des Papſtes Leo X., im Kloſter zu Corvey aufgefunden worden. Auch das Ende des ganzen Werkes iſt nicht mehr vorhanden, und ſchließt jetzt im 16ten Buche mit dem Jahre 67. Das zweite, der Zeit nach frühere Werk, führt den Titel Hiſtorien. In demſelben wollte Tacitus die Geſchichten ſeiner Zeit beſchreiben, weßhalb er ihm auch den bedeutungsvollen Namen, Hiſtorien, vom griechiſchen Worte „ſelbſtforſchen," gab. Aber auch dieſes hat die blinde Willkür der Zeit nicht verſchont, und uns den größten Theil deſſelben entriſſen. Es ſind jetzt nur noch vier Bücher ganz, und das fünfte zum Theil vorhanden. Es beginnt mit dem Jahre 69 nach Chr. Geb., da Galba noch den Purpur trug, und endet mit dem Jahre 71, da Veſpaſianus den Thron beſtiegen hatte. Es enthält alſo nur zwei Jahre; und man kann aus dieſem Umſtande auf die Wichtigkeit des Werkes in Rückſicht auf eine lehrreiche Vollſtändigkeit ſchließen. Das dritte Werk (ein goldnes, unſchätzbares Büchlein) iſt die bekannte hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Schrift über Deutſchland, welches den Titel führt: Von dem Lande, den Sitten und den Völkern Germaniens. Das vierte iſt eine Lebensbeſchreibung des Julius Agricola, ſeines Schwiegervaters. Der Dialog von den Urſachen der verderbten Beredſamkeit führt mit dem größten Unrecht den berühmten Namen des Tacitus. Über alle echte Werke dieſes Schriftſtellers hat die Mit- und Nachwelt einſtimmig entſchieden, und dieſelben für Meiſterwerke eines großen Geiſtes erklärt. Es bedarf daher nur einer flüchtigen Andeutung der Gründe dieſes ruhmvollen Urtheils. Abgeſehen nämlich von dem materiellen Nutzen, den wir aus den Geſchichtbüchern des Tacitus ziehen, indem mit prüfender Umſicht aus gleichzeitigen Schriftſtellern und Urkunden die merkwürdigen Ereigniſſe der römiſchen Geſchichte in der größern Hälfte des erſten Jahrhunderts nach Chr. Geb. in denſelben dargeſtellt ſind, ſo ſind dieſe Hiſtorien, als Kunſtwerke betrachtet, wahrhaft unvergleichlich. Was zuerſt die Auswahl und Anordnung der Thatſachen betrifft, ſo erkennt man darin den umfaſſenden Geiſt eines gelehrten Mannes, und das bildende Genie eines großen Künſtlers, der in die rohe Mannichfaltigkeit Ordnung und Einheit bringt, und aus dem Gewirr eines ungeheuren Staatslebens ein natürlich geordnetes Gemählde erſchafft, auf dem ſich die Maſſen in einzelne Gruppen wie von ſelbſt ſondern, und durch eine bewunderungswürdige, nur dem Kenner ganz erkennbare

Kunſt, die Hauptperſonen von ſelbſt in das helleſte Licht treten. Die Zeichnung der Perſonen und Begebenheiten zeigt von bewundernswürdigem Tiefblick und überſchwenglicher Kraft des Geiſtes; und jene unglückſelige Zeit ſpiegelt ſich in einer Seele, die rein iſt von aller Unlauterkeit, und groß genug, um die Scheußlichkeit jener Zeit ſo tief unter ſich zu erblicken, daß ſie, unberührt von allem giftigen Anhauch, nicht zu heftigen Empfindungen des Zorns aufwallt. Tacitus ſteht unter einem verworfenen Zeitalter in ruhiger Erhabenheit da; das verdorbene Geſchlecht ſpielt zu ſeinen Füßen mit Gräueln und Schandthaten; er blickt mit weitgeöffnetem Auge um ſich, und erzählt der Nachwelt, was er ſah. Die Kürze ſeiner Schreibart ging aus der Organiſation ſeines Geiſtes und der Stimmung ſeines Gemüthes hervor. Sie iſt nicht erkünſtelt, ſondern ihm ganz eigenthümlich. Auch in ihr drückt ſich der echte Römergeiſt aus. Wie ein aus der Unterwelt hervorgerufener Schatten des Römervolkes in dem Zeitalter der Cneiuſſe und Camiller, um das neroniſche Zeitalter zu ſchildern, erſcheint Tacitus in ſeinen Werken, die einer ehernen Tafel gleichen, in welcher der leidenſchaftloſe Richter der Unterwelt in der ernſten Sprache des entſcheidenden Todtengerichtes die Gräuel jenes fluchbeladnen Kaiſergeſchlechtes eingegraben hat. Da iſt im Ausdruck nichts müßiges, in der Zeichnung nichts überflüſſiges; die Farben ſind mit weiſer Sparſamkeit aufgetragen, und Licht und Schatten mit echter Kunſt vertheilt. So nachahmungswerth Tacitus in Rückſicht der Anordnung und Auswahl der Begebenheiten iſt, ſo lächerlich ſcheint es uns zu ſeyn, ihn in ſeiner Römerkraft, die ſich auch in der Kürze des Ausdrucks zeigt, nachahmen zu wollen. Nur ein ſolches Zeitalter durfte in einer ſolchen Sprache dargeſtellt werden; und wer die Chronikengeſchichten eines Hirtenvolks in gleicher Manier beſchreiben will, muß nothwendig in den Tadel einer geſuchten Unnatürlichkeit verfallen. Wir, die wir weder im Ausdruck römiſche Gedrungenheit und Muskelkraft noch im Gemüthe ſtoiſche Apathie haben, können den Tacitus nur bewundern, nicht mit Glück nachahmen. Bei uns iſt der zergliedernde Verſtand viel zu geſchäftig, als daß er von der Kraft eines ſolchen Willens, wie er im Tacitus erſcheint, in ſeine Schranken zurückgewieſen werden könnte. Die Hiſtorien ſind in Rückſicht der Mannichfaltigkeit und Ausführlichkeit der Erzählung über den Annalen. Während die Annalen oft nur Umriſſe geben, findet ſich in den Hiſtorien alles weit ſorgfältiger im Einzelnen wie im Ganzen ausgearbeitet; während dieſe die Begebenheiten außer Rom entweder gar nicht, oder nur was den Orient betrifft, berühren, erſcheint in den Hiſtorien der ganze große Schauplatz in allen ſeinen einzelnen Partien mit der anziehendſten Umſtändlichkeit geſchildert. Die Annalen ermüden daher einigermaßen den Leſer durch die Einförmigkeit des Inhalts, der faſt nur in der ſchauerlich ernſten und düſtern Darſtellung der fluchwürdigſten Frevelthaten beſteht. Dies iſt allerdings nicht die Schuld des großen Meiſters, aber natürlich, je meiſterhafter alle dieſe Gräuel in ein verhältnißmäßig kleineres Bild zuſammengedrängt ſind, deſto abſchreckender muß daſſelbe dem Beſchauer erſcheinen, mit deſto mehr Unwillen muß ſich jede edlere Seele von demſelben abwenden. Bei keinem Schriftſteller iſt der Interpret nöthiger als bei Tacitus, daher die Ausgaben deſſelben mit erklärenden

Bemerkungen um ſo willkommner ſind. Der Empfehlung ſind würdig die Ausgaben von Jac. Gronov (Utrecht 1724, 4.), von Brotier (Paris 7 Theile, 1776, 12.), von Erneſti (Leipzig 1801, 2 Theile, 8., durch Oberlin). Mehrere Gelehrte haben ſich auch an das ſchwierige Unternehmen gewagt, den Tacitus zu verdeutſchen. Flüchtig gearbeitet iſt die Überſetzung von C. F. Bahrdt (Halle 1787, 2 Bände). Treuer und ſorgfältiger hat K. Ludw. v. Woltmann überſetzt (Berlin 1811, 5 Bände, 8.). Aber die lächerliche Sucht, der deutſchen Sprache, ihrem Charakter zuwider, die römiſche Kürze anzubilden, ſtößt jeden Leſer zurück, und Tacitus erſcheint in derſelben als ein ſteifer unbeholfner Rhetor. Dazu kommt, daß ſie ſehr oft von der Unwiſſenheit des Verfaſſers zeigt, der ſehr gewöhnliche Ausdrücke nicht verſtand, und daher ganz ſinnlos wiedergab. So iſt, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, aus der weiblichen Heftigkeit der Livia eine weibliche Unzulänglichkeit geworden. Weit beſſer iſt die neueſte Übertragung von Strombeck.

Tact heißt überhaupt im weitläuftigen Sinne eine gleichmäßige Bewegung. In der Muſik (im engern Sinne) heißt er das richtige Zeitverhältniß der Töne unter einander, oder die genaue Eintheilung der auf einander folgenden Töne in gleiche Schritte. Dieſes Zeitmaß liegt ſchon gewiſſermaßen in uns ſelbſt, und hat eine natürliche Empfindung zum Grunde, wie wir ſchon beim Artikel Rhythmus bemerkt haben: es iſt daher auch bei einem Tonſtück unerlaßlich. Je nach dem nun dieſer Tact zwei gleiche, oder zwei ungleiche Theile hat, je nach dem heißt er gerade oder ungerade; dies wird auch gleich beim Anfange eines Tonſtücks angegeben (z. B. C $\frac{2}{4}$, $\frac{6}{4}$ ꝛc. beim geraden, oder $\frac{3}{4}$, $\frac{3}{8}$, $\frac{3}{2}$ ꝛc. beim ungeraden Tacte). Der gerade Tact (auch der ſpondäiſche genannt) wird nun wieder in den Niederſchlag (Thesis, nota buona), und in den Aufzug (Arsis, nota cattiva), und hingegen der ungerade in drei Theile, nämlich den Niederſchlag, die Mitte und den Aufzug, getheilt. Für den eigentlichen Erfinder des muſikaliſchen Zeitmaßes hält man Franco von Cölln, welchem ſelbſt Johann de Muris, dem man ſonſt immer die Erfindung zugeſchrieben hat, dieſe Ehre einräumt. — Bei den Alten wurde der Tact zum Geſange des Chors anfangs durch Holzſchuhe (κρȣπέζια), dann durch eiſerne, bei den Römern durch das scamillum oder scabillum angegeben. Böttiger hat in ſeinem Programm: quid sit docere fabulam, darüber nähere Erörterungen gegeben. — Übrigens braucht man das Wort Tact noch in verſchiedenen Bedeutungen. So ſagt man: die Noten, die auf der Linie zwiſchen zwei Strichen eingeſchloſſen ſtehen, ſind ein Tact; die ganze Tactnote nennt man auch einen Tact; ferner bezeichnet man damit auch das Zeitmaß, binnen welches die Noten, die zu einem Tacte gehören, vorgetragen werden; ſo ſagt man: langſamer Tact, geſchwinder Tact u. ſ. w.

Tactmeſſer. Es iſt für die muſikaliſche Ausführung eines Tonſtücks ſehr wichtig, die richtige Zeitbewegung zu treffen, in welcher es, nicht zu langſam oder nicht zu geſchwind — kurz, dem Charakter deſſelben angemeſſen, vorgetragen werden ſoll; denn die Zeitbeſtimmungen, welche zu Anfange gewöhnlich angegeben werden — Andante, Adagio oder Allegro, Presto etc. —

ſind immer noch zu ſchwankend und ungewiß, weil jeder Compoſiteur ſich ſein Andante, ſein Allegro langſamer oder geſchwinder denkt, als ein andrer, mithin auch in einer andern Bewegung vorgetragen wiſſen will. Man hat daher lange, in London ſowohl als in Paris, mit Ausfindung einer Maſchine, durch welche der Tonſetzer genau angeben kann, nach welchem Maßſtabe für die muſikaliſche Zeit er ſein Stück ausgeführt wiſſen will, Verſuche gemacht, die auch zum Theil glückten, und von der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften zu Paris mit Beifall gekrönt wurden. Allein in Deutſchland wollte es keinen Eingang finden, bis Prof. Bürja zu Berlin, und Cantor Weißke zu Meißen faſt zu gleicher Zeit ein ſolches Inſtrument erfanden. Neuerlich aber hat hauptſächlich Stöckel, Cantor zu Burg, hierin einen ſehr glücklichen Verſuch gemacht, nach welchem jener Tactmeſſer oder Chronometer, aus einer auf ein Poſtament geſtellten Maſchine, gleich einer Uhr mittler Größe, beſteht, an welcher ein Pendul und eine Schnur mit einer Rolle hängt, woran ſich ein Gewicht befindet; auf dem Zifferblatte ſind Zahlen, auf welche, ſo wie es von dem Componiſten über ſeinem Stücke angegeben iſt, man den Zeiger hinrückt, um dann durch den in Bewegung geſetzten Pendul, und deſſen Schnelligkeit oder Langſamkeit die Zeit zu erfahren, welche jener für ſein Stück haben will. Indeſſen hat man doch nicht gehört, ob von dieſer bedeutenden Erfindung öffentlich Gebrauch gemacht worden iſt.

Tadmor, ſ. Palmyra.

Tafelgüter heißen diejenigen Güter, welche zum Unterhalte der Tafel eines Landesherrn beſtimmt ſind. Wenn es Lehngüter ſind, ſo heißen ſie Tafellehen, und verlieren auch dann, wenn derjenige, für deſſen Tafel ihr Ertrag beſtimmt iſt, ſelbſt Oberlehnsherr wäre, ihre Eigenſchaft als Lehngüter nicht, falls ſie in andre Hände kommen.

Tafelrunde. Zu Ende des fünften Jahrhunderts herrſchte in Britannien, ſo erzählt die Fabel, die Mythe, die romantiſche Poeſie der ſpätern Jahrhunderte, ein chriſtlicher König, Uterpendragon, der einen der mächtigſten, aber eben ſo weiſen und wohlthätigen Zauberer, Namens Merlin, zum Freunde und Rathgeber hatte. Dieſer rieth ihm, an einer runden Tafel zu frohen Gelagen alle ſeine Ritter zu verſammeln, die ſich durch Frömmigkeit, wie durch Tapferkeit und innige Freundſchaft zwiſchen ſich ſelbſt, und Treue gegen den König auszeichneten. Sie ſollte auf 50 ſolche Edle in ihrem Umfange berechnet ſeyn, und vor der Hand nur von 49 beſetzt werden; der Platz für den funfzigſten mußte leer und dem aufbewahrt bleiben, welcher erſt, wie Merlin ſagte, noch geboren werden ſollte. Der Verſuch, den ein dazu nicht berufener Ritter machte, in Merlins Abweſenheit dieſen Platz einzunehmen, und welcher damit endigte, daß der Anmaßende im Nu in die Tiefe hinabſank, und nicht wieder zum Vorſchein kam, dieſer Verſuch ſchreckte jeden ab, dieſe leere Stelle einzunehmen, die dem Sohne des Königs Uterpendragons, dem berühmten König Arthur oder Artus, beſchieden war. Er erzeugte denſelben mit der Inguerne, der weiſen verſtändigen Gemahlin eines widerſpenſtigen Vaſallen, in die er ſterblich verliebt war, und welche ihn als ihren Gemahl umarmte, weil ihm Merlin deſſen Geſtalt gegeben hatte, und die, als ihr

Gemahl bei einem Ausfall geblieben war, von ihm geehlicht wurde. Merlin hatte ſich zur Belohnung dafür, daß er dem König die Geſtalt des Gemahls von Inguerne gab, die Erfüllung der Bitte ausbedungen, welche er am nächſten Morgen nach der Umarmung thun würde, und dieſe beſtand darin, daß er den Knaben verlangte, den Inguerne nach neun Monaten gebar. Es war dies Arthur. Er ließ ihn in Allem, was dem tapferſten, wie dem tugendhafteſten Helden geziemte, unterrichten, und ſo füllte nun dieſer als König ſowohl, wie auch als der tapferſte Ritter, die leere Stelle der runden Tafel aus, von welcher er die erſte Zierde ward, die nun der Sammelplatz aller tapfern, edlen, frommen Ritter blieb, an welche zugelaſſen zu werden der höchſte Preis aller Anſtrengungen, Tugenden und Verdienſte und gefährlicher Proben war, und welche den romantiſchen Dichtern Britanniens mannichfachen Stoff gab, die Quelle einer Menge abenteuerlicher Romane ward (vergl. Arthur). *r.

Taffia heißt auf den antilliſchen Inſeln bei den Franzoſen eben das, was die Engländer Rum nennen, der Zuckerbranntwein, der aus der gegohrnen Melaſſe, oder demjenigen Theile des Zuckerſaftes, der nicht gerinnt, gebrannt wird. Der gewöhnliche Taffia wird aus einem Gemiſche von Melaſſe, Syrup und Zuckerwaſſer bereitet, und iſt im Geſchmack und Geruch weniger angenehm als der Rum.

Tag. Hierunter verſteht man einmal diejenige Zeit, wo die Sonne ſich über unſerm Horizont befindet, und die Theile deſſelben erleuchtet; dann verſteht man aber darunter auch den Zeitraum, der von einer Mitternacht zur andern verfließt. Man beginnt den Anfang des Tages mit dem Eintritt der Mitternacht zu zählen, welcher Gebrauch ſich bei uns noch von den Römern herſchreibt. Der Aſtronom aber fängt ſeinen Tag mit dem Durchgang der Sonne durch den Meridian des Orts, alſo Punkt 12 Uhr Mittags an, und zählt die Stunden nicht wie im gemeinen Leben von 1 bis 12, ſondern von einem Mittag zum andern fort, von 1 bis 24, und was nach Rechnung des gemeinen Lebens den 1ſten Januar früh 4 Uhr vorgeht, das geht nach der aſtronomiſchen Zeit December 31, Stunden 16 vor. Die Juden fangen den Tag mit dem Untergange der Sonne an, und daher dauert auch ihr Sabbath von Freitag Abends bis zum Untergange der Sonne am Sonnabend. Einige Völker fangen den Tag mit dem Aufgange der Sonne an; in einigen italieniſchen Staaten ſoll es ebenfalls Gebrauch ſeyn, den Tag vom Untergange der Sonne an zu rechnen. P. S.

Tagesfriſt heißt überhaupt die Zeit eines Tages. Dieſer wird unterſchieden in den bürgerlichen und natürlichen. Jener beſteht aus 24 Stunden, und begreift Tag und Nacht in ſich, dieſer aber dauert nur vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, und iſt der Nacht entgegengeſetzt. Tagfahrt (Termin) iſt ein beſtimmter Tag, ſich vor Gericht oder zur Verrichtung oder Beiwohnung eines Geſchäfts an einem gewiſſen Orte einzufinden.

Tagfalter ſind Schmetterlinge, welche bei Tage ausfliegen. Die natürlichſten Unterſcheidungsnamen derſelben ſind von den Gewächſen hergenommen, auf welchen ſie leben. Linné machte mehrere Abſchnitte unter ihnen und nannte ſie nach dieſen Equi-

tes, Heliconii, Danai, Nymphales und Plebeji. Die Schmetterlinge des erſten Abſchnitts verdanken ihre Namen dem trojaniſchen Kriege; die des 2ten haben die ihrigen von den Muſen; die Danaer von den Kindern des Danaus; den Nymphalen ward ihre Bezeichnung nach den Nymphen des Alterthums, den Plebejern nach dem 3ten Stande der Stadt Rom.

Takel (Takelwerk, Takelage), heißt alles, was zur Ausrüſtung eines Schiffes an Segeln, Tauen, Ankern, Winden, Rollen u. ſ. w. gehört. Daher takeln (bei Schiffleuten) ein Schiff nach ſeinen Maſten, Segeln, Stangen und Tauwerk in Stand bringen, daß es in See ſtechen (gehen) kann; abtakeln jenes von dem Schiffe abnehmen.

Taktik iſt die Lehre von der Stellung und Bewegung der Kriegsvölker; ſie theilt ſich ab in die niedre und höhere, je nach dem ſie die Anordnungen einzelner kleinen Heereshaufen, oder mehrerer Corps und Armeen zum Gegenſtande hat. Auch für die Truppengattung wird ſie in Fußvolk- (Infanterie) und Reiterei- (Cavallerie) -Taktik abgetheilt. Die Truppen werden gewöhnlich Mann neben Mann und Mann hinter Mann rangirt, erſteres nennt man ein Glied, letzteres eine Rotte; ſind aber die einzelnen Streiter von einander abgeſondert aufgeſtellt, ſo bildet dieſes die zerſtreute Schlachtordnung. 6, 7, 8 Rotten bilden eine Section oder auch ein Peloton, 20 bis 40 Rotten eine Diviſion oder Compagnie. Ein Bataillon iſt gemeiniglich aus vier Diviſionen und ein Regiment aus zwei, auch drei Bataillonen zuſammengeſetzt. Zwei bis drei Regimenter bilden eine Brigade, und mehrere Brigaden machen eine Diviſion aus, und ſo iſt eine Armee wiederum aus mehreren Diviſionen zuſammengeſetzt. Trupp und Corps ſind zwei allgemeine Begriffe, die einen größern oder kleinern Theil einer Heeresabtheilung bezeichnen. Je ſtärker die Truppenabtheilung iſt, unter einem deſto höhern Befehlshaber ſteht ſelbige; ein Unteroffizier hat die niedrigſte, und ein Marſchall die ſtärkſte Maſſe zu befehlen. Im Kriege iſt es unumgänglich nothwendig, die Heeresmaſſe in größter Schnelligkeit von einem Orte zum andern zu bewegen, lange Reihen (Fronten), tiefe Maſſen (Colonnen) und hohle viereckige Räume (Quarrees) zu bilden. Dieſes alles, ſo wie mehrere andre Truppenaufſtellungen und Bewegungen werden in der Lehre der niedern Taktik abgehandelt. Die höhere Taktik, der wichtigſte Zweig der Strategie, hat ganze Armeen zu ihrem Gegenſtande, die oft mehrere Meilen weit von einander getrennt, in ſteter Verbindung und in gemeinſchaftlicher Einwirkung bleiben müſſen. Der höhern Taktik dient beſonders die Militärgeographie zur Baſis. P. 8.

Talar (lateiniſch) heißt ein langes, bis auf die Ferſen herabreichendes, mantelartiges Feierkleid, wie es Fürſten und Prieſter im Ornat zu tragen pflegen.

Talent hieß bei den Griechen eine gewiſſe Geldſumme, die in den verſchiednen griechiſchen Staaten verſchieden war. Ein attiſches Talent hielt 60 Minen (die Mine 100 Drachmen, die Drachme wog ein Quentchen, und galt folglich gegen 5 Gr. unſers Geldes) und betrug nach unſerm Gelde ungefähr 1200 Thlr.; ein alexandriniſches Talent war noch einmal ſo viel; ein ägyptiſches betrug 80 Minen u. ſ. w. In den ſpätern Zeiten haben

griechiſche Schriftſteller das Wort Talent bisweilen auch für ein Pfund, bisweilen für hundert Pfund, bisweilen auch nur für eine einzelne goldne Münze gebraucht.

Talisman, im Arabiſchen ein Bild, Abzeichen, iſt ein Bild, in Metall oder Stein gegoſſen oder gegraben, das zu einer beſondern Stunde, bei Erhöhung gewiſſer Sterne, bei der Zuſammenkunft gewiſſer Planeten — alſo unter einer gewiſſen Conſtellation, daher ſie auch den Namen Conſtellationsringe führen — mit Beobachtung gewiſſer abergläubiſchen Ceremonien gefertigt worden, und dadurch die Kraft erlangt haben, bei denen, welche ſie bei ſich führen, außerordentliche Wirkungen, beſonders gegen Krankheiten, hervorzubringen. Bei den Morgenländern ſtehen die Talismane noch jetzt in großem Anſehn, und auch bei uns iſt der Aberglaube an ſympathetiſche Ringe, Amulete u. ſ. w. noch nicht ganz verſchwunden.

Talleyrand-Perigord (Charles-Maurice de), Fürſt von Benevent, welchen Namen er jedoch ſeit Napoleons Abſetzung mit dem Namen Fürſt Talleyrand vertauſcht hat. Dieſer berühmte franzöſiſche Staatsmann iſt zu Paris den 2ten Februar 1754 geboren, und war beim Ausbruche der Revolution Biſchof von Autun und Abt von Celles und St. Denis. Als Deputirter der Geiſtlichkeit von Autun bei der General-Ständeverſammlung trat er mit Eröffnung der Sitzungen in die Kammer der Gemeinen über. Er verband mit ausgezeichneten Talenten eine große Leichtigkeit im Arbeiten, und wußte ſich bald ſo hervorzuthun, daß ſein Name und ſein Beiſpiel von dem entſcheidendſten Einfluſſe waren. Er trug ſelbſt auf den Verkauf der geiſtlichen Güter an, und erklärte ihn für eben ſo gerecht als nützlich. Den 29ſten December 1790 erließ er eine Zuſchrift an die Geiſtlichkeit, worin er von den Beweggründen Rechenſchaft gab, die ihn zur Leiſtung des conſtitutionellen Eides bewogen hätten, und ſie einlud, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Den 14ten Januar 1791 wurde er Mitglied des Departements von Paris, und im März und im November ſah man ihn ſich mit Sieyes verbinden und die nicht beeidigten Prieſter vertheidigen. Er war es, der die erſten conſtitutionellen Biſchöfe weihte, wodurch er ſich die Unzufriedenheit des römiſchen Hofes zuzog, die Pius VI. in einem Ermahnungsſchreiben vom 17ten April 1791 laut werden ließ. Nach dem Schluſſe dieſer Sitzungen wurde Talleyrand mit Chauvelin als geheimer Unterhändler nach England geſchickt, um den Ausbruch des Krieges zu verhindern, und ſelbſt einen Friedens- und Handelsvertrag zwiſchen beiden Nationen einzuleiten. Allein der 10te Auguſt trat ein, und das brittiſche Cabinet fand ſich bewogen, den diplomatiſchen Charakter dieſer Agenten nicht anzuerkennen. Chauvelin kehrte nach Frankreich zurück, Talleyrand aber blieb in England, bis die Fortſchritte der Revolution einen förmlichen Bruch zwiſchen England und Frankreich herbeiführten, und er ſich als ein Ausländer von verdächtigen Abſichten genöthigt ſah, 1794 England zu verlaſſen. Ihn ſchreckte das Blut, das in ſeinem Vaterlande floß, und da er wußte, daß man nach dem 10ten Auguſt 1792 in den Tuilerien Schriften gefunden habe, die ihn verantwortlich machen konnten, wagte er nicht, nach Frankreich zurückzugehn, ſondern begab ſich nach den vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem 9ten Thermidor kam er wieder

nach Europa, und machte 1795 bei dem Wohlfahrtsausſchuß einen Verſuch, von der Emigrantenliſte geſtrichen zu werden. Dieſes gelang; er kehrte nach Paris zurück, und ward den 16ten Juli 1797 an Lacroix Stelle Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Seitdem hat er eine Reihe von Jahren hindurch den bedeutendſten Einfluß auf die Angelegenheiten Frankreichs und Europa's gehabt. Zwar nahm er den 20ſten Juli 1799, ungefähr einen Monat nach Sieyes Eintritt ins Directorium, ſeine Entlaſſung, aber nach dem 19ten Brumaire, an welchem er den entſchiedenſten Antheil hatte, wurde er von Bonaparte wieder zum Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe berufen. Er präſidirte bei den Unterhandlungen, welche den Friedensſchlüſſen von Lüneville und Amiens vorangingen. Im Juni 1802, nach Wiederherſtellung des catholiſchen Cultus in Frankreich, wirkte ihm der erſte Conſul bei dem Papſte ein Breve aus, das ihn ſeiner Verpflichtungen als Geiſtlicher entband, und ſeine Ehe mit Madam Grant beſtätigte. Im Jahr 1805 war er zur Krönung Napoleons in Mailand, und zu Ende dieſes Jahrs begab er ſich nach Wien und Presburg, und unterzeichnete den Frieden mit Öſterreich. Er ward Großkämmerer des Kaiſers, und empfing das rothe Band, wie auch die preußiſchen und bayriſchen Orden. Nach der Schlacht bei Jena folgte er Napoleon nach Berlin, ſchloß zu Poſen den Frieden mit Sachſen, und am 9ten Juli 1807 mit Rußland und Preußen den Frieden von Tilſit. Bald darauf ernannte ihn Napoleon zum Fürſten von Benevent und Reichsvicegroßwahlherrn; die Miniſterſtelle aber empfing Champagny, weil, wie man glaubt, Talleyrand in Napoleons Abſichten auf Spanien, nie eingehen wollte. Dennoch folgte er dem Kaiſer nach Bayonne, und ſpäter nach Erfurt. Seitdem war er nur Zuſchauer der großen Weltbegebenheiten, bis zu dem Augenblick, wo das Einrücken der Alliirten in Paris am 1ſten April 1814 die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung zur Folge hatte, deren Mitglied er war. Als ſolches leitete er alle Verhandlungen und Maßregeln, welche die Abſetzung Napoleons und die Zurückberufung der Bourbons herbeiführten. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und ſandte ihn in dieſer Eigenſchaft zum Congreß nach Wien. Hier befand ſich Talleyrand während Napoleons Rückkehr, und kam im Julius 1815 nach Paris zurück. Jetzt wurde ihm der Vorſitz im Miniſterium ertheilt; bald aber räumte er dieſen Poſten dem Miniſter Richelieu ein, blieb aber noch Mitglied des königlichen Geheimenraths. So unverkennbar große Talente dieſer Staatsmann auch beſitzt, ſo gehört er doch zu denjenigen Menſchen, welche das Leben durch mancherlei wechſelnde Beſtrebungen am Ende nur zu deutlicher Selbſtſucht führte. Das wahre Gefühl für Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beſeelte, war nicht ſtark genug, um nicht den Begebenheiten zu weichen; eben ſo wenig Stand hielt das Vorbild vaterländiſcher Größe, das ihm unter Napoleons Herrſchaft ſeine Dienſtthätigkeit veredeln ſollte, und das er Andern, und vielleicht ſich ſelbſt einzureden angenehm finden mußte, es blieb ihm zuletzt keine andre Triebfeder mehr, als ſein perſönlicher Nutzen, und ſo wurde er für dieſen Zweck ein Diener der Bourbons, wie er vorher ein Diener Napoleons geweſen war. Der Eigennutz bildete ſich bei ihm deſto mehr als Geldgier aus, je mehr er früher den Druck

der Armuth gefühlt hatte, und dieſe Sucht nach Geld blieb in ihm alleinherrſchend, und beſtimmt die Hauptrichtung ſeines Handelns. Die Art deſſelben hat viel von dem Weſen eines Prieſters angenommen, daher Verſchloſſenheit, ruhige Verſtellung, ſchwerer Ernſt, und geiſtreiche geſellige Leichtigkeit, wie alles dies bei Leuten gewöhnlich iſt, deren innerer Überlegenheit das äußere Auftreten ihrer Perſon nicht entſpricht. Wie jedoch die Menſchen, wenn ſie aufhören, ſich von ſogenannten ſchwärmeriſchen Ideen beherrſchen zu laſſen, dieſen darum noch gar nicht entſagt zu haben brauchen, ſondern ſie nur nicht mehr allem andern vorziehen, ſo neigt auch Talleyrand mit Vergnügen ſich zu den Richtungen ſeiner Jugend, und hat inmitten alles Wechſels, ſofern nur ſein eigner Vortheil es erlaubte, für die erſten Revolutionsideen eine ſtarke Vorliebe bewahrt, die ihn auch oft in äußern Handlungen und Urtheilen leitete. Auf gleiche Weiſe iſt er auch ſo lang als möglich ein Freund ſeiner Freunde, mit aufrichtigem Herzen, das ſchwer zur Verläugnung zu bringen iſt; eben ſo ein beharrlicher Begünſtiger der Schriftſteller und Gelehrten, die er unter allen Umſtänden für ſich zu gewinnen und zu erhalten geſucht. Die große Überſicht und Zuſammengenommenheit ſeines Geiſtes, die Richtigkeit ſeines Blicks und die kundige Erfahrenheit im großen Gange der Geſchäfte würden ihn in den letzten Zeiten bedeutender gemacht haben, wenn nicht die Achtung der Beſſern ihm gänzlich entzogen und ſein verſtocktes und ränkeſüchtiges Weſen ſelbſt den Bourbons zweideutig wäre. Er arbeitet wenig und ungern, und ſein größtes Talent beſteht darin, Andere arbeiten zu machen; ſelbſt bedeutende Männer weiß er in dieſer Hinſicht ſeinen Zwecken glücklich unterzuordnen. Er verſteht beſſer die auf ſeiner Seite wirkenden Menſchen, als die ihm gegenüberſtehenden zu gebrauchen. Als kalter Beobachter läßt er ſich in ſeinem ſcharfen Urtheile durch nichts irren, keine Leidenſchaftlichkeit ſtört ihn, auch kein Haß, keine Rachſucht, die ihm ganz fremd iſt, keine Eigenſchaft imponirt ihm, und es bliebe gegen ihn wenig zu machen, wenn er nicht die Entſcheidung der Waffen ſcheute, und das Geld liebte.

Tallien (Jean Lambert), Deputirter bei der Nationalverſammlung und dem Rathe der Fünfhundert zu Paris, war der Sohn des Thürhüters bei einem vornehmen Herrn, der ihn lieb gewann, und mit mehr Sorgfalt erziehen ließ, als mit den Verhältniſſen ſeines Vaters vereinbarlich war. Er wurde nach und nach Haushofmeiſter des Marquis von Bercy, Schreiber eines Procurators, Angeſtellter in den Bureaux des Handels und der Finanzen, Abſchreiber des Deputirten Broſtaret während der conſtituirenden Verſammlung, und endlich Factor bei der Redaction des Moniteurs. Obgleich er noch ſehr jung war, ſo wollte er doch 1791 für ſeine eigne Rechnung arbeiten, und gab das Journal unter dem Titel: der Freund der Bürger (l'Ami des citoyens) heraus, welches kein großes Glück machte. Als er am 10ten Auguſt 1792 Generalſecretär der Commune geworden war, fing er an eine beträchtlichere Rolle zu ſpielen, und trug, wie man ſagt, beſonders zu den Gräuelthaten des Septembers bei, welche er ſogar vor den Schranken des geſetzgebenden Körpers zu rechtfertigen wagte. Nachher zum Deputirten des Seine- und Oiſedepartements erwählt, erſchien er häufig auf dem Redner-

ſtuhl, um Ludwigs XVI. Prozeß zu beſchleunigen, und ſtimmte nachher für den Tod des Königs. Hierauf wurde er häufig zu Sendungen gebraucht, und zeigte ſich allenthalben als eifrigen Theilnehmer der revolutionären Maßregeln; Bordeaux war beſonders der Schauplatz ſeiner Wuth. Dort lernte er Frau von Fontenay, geborne Cabarus, jetzige Gräfin von Caraman, kennen. Von nun an überließ er ſich der Pracht und dem Vergnügen, hörte auf, die Royaliſten zu verfolgen, und entſetzte ſogar im Februar 1794 die Militärcommiſſion und den Revolutionsausſchuß, deſſen Stütze und Leiter er bis dahin geweſen war. Vom Wohlfahrtsausſchuß getadelt, kam er mißvergnügt nach Paris zurück, und von dieſem Zeitpunkt an begann ſein Haß gegen Robespierre. Die Sorge für ſeine Sicherheit bewog ihn bald, eine Macht anzugreifen, welche er zu ſeinem Verderben gerüſtet ſah, und der 9te Thermidor, zu deſſen Helden er gehörte, hob ihn, indem er ihn an ſeinem Feinde rächte, auf den Gipfel der Gewalt und des bürgerlichen Anſehens. Vergebens wollte die Bergpartei ſich dem Strom von Gunſtbezeigungen, deren Gegenſtand Tallien war, widerſetzen. Nach einander zum Präſidenten, zum Mitgliede des Wohlfahrtsausſchuſſes und zum oberſten Leiter der wiederhergeſtellten Jacobiner gewählt, erhielt er eine wirkliche Oberherrſchaft; er gab im Convent den Ton an, und indem er mit Kühnheit alle Beſchuldigungen, welche gegen ihn vorgebracht wurden, zurücktrieb, blieb er bis zum 13ten Vendemiaire im Beſitz einer Gewalt ohne Gränzen. Während dieſer Zeit heirathete er Frau von Fontenay. Als er nachmals in den Rath der Fünfhundert trat, wurde er mehr wie jemals ein Feind der Mäßigung; er foderte ſtrenge Maßregeln gegen die Verwandten der Ausgewanderten, klagte die Royaliſten und die Agenten Englands an, und entwarf ein Gemählde von den Gefahren, von denen die Republik und ihre Vertheidiger umgeben wären; allein ſeine Declamationen wirkten nicht, und zufolge einer Sonderbarkeit, die aus den verſchiedenen Rollen, welche er in der Revolution geſpielt hatte, entſprang, ſah er ſich 1797 gezwungen, ſich ſowohl gegen die Anklage, daß er Theilnehmer an der royaliſtiſchen Verſchwörung des Lavilleheurnois, als auch gegen die Beſchuldigung, daß er 1792 ſeptembriſirender Jacobiner geweſen ſey, zu rechtfertigen. Er trat im Mai 1798 aus dem Rath, und gleichſam von allen Parteien zurückgeſtoßen, ſchiffte er ſich in eben dieſem Jahre nach Ägypten in der Eigenſchaft eines Gelehrten ein; er wurde Verwalter des Droit d'enregistrement und der Nationaldomänen zu Cairo; ſahe ſich in der Folge von mehreren Generalen, deren einige zur Zeit ſeiner Gewalt vor ihm im Staube gekrochen hatten, gemißhandelt, und wurde von Menou nach Frankreich zurückgeſandt. Dieſer General ſchickte aber eine Anklage voraus, die keinen andern Erfolg haben konnte, als daß Tallien, ſo wie er den franzöſiſchen Boden betrat, ſofort verhaftet wurde. Zum Glück für ihn wurde das Schiff, worauf er ſeine Überfahrt machte, von einem engliſchen Schiffe genommen, und er ward hierauf nach London gebracht, wo die Oppoſitionspartei ihn durch einen glänzenden Empfang über ſeine Gefangenſchaft tröſtete. Als er einige Zeit nachher freigelaſſen war, kehrte er über Calais nach Frankreich zurück, erhielt 1806 die Conſulſtelle zu Alicante, welche er einige Jahre bekleidete, und lebt ſeit-

dem in der Dunkelheit. Seine Gattin, Thereſe Cabarus Tallien, als er aus London nach Frankreich zurückkehrte, wollte ihn nicht wieder aufnehmen, ſondern erklärte ihre Verbindung mit ihm für gänzlich aufgehoben, und verheirathete ſich mit dem Grafen von Caraman. (Man ſ. auch Cabarus.)

Talma (François-Joſeph), der berühmteſte jetzt lebende franzöſiſche tragiſche Schauſpieler, Mitglied des Theatre-Français in Paris, iſt daſelbſt von begüterten Ältern geboren, von denen er eine vortreffliche Erziehung erhielt. Anfänglich zum Mediciner beſtimmt, verlebte er ſeine Jugend in England, und kam erſt im 15ten Jahre nach Paris zurück. Hier erweckte der Beſuch des Theatre-Français, die dramatiſchen Meiſterſtücke und die berühmten Künſtler, welche es zierten, den erſten Geſchmack für die Bühne in ihm. Nach beendigten Studien ging er auf einige Monate wieder nach London. Mehrere dort befindliche junge Franzoſen verbanden ſich zur Aufführung einiger dramatiſchen Stücke. Auch Talma nahm an dieſer Unterhaltung Theil, und die außerordentlichen Talente, welche er in ſeinen Darſtellungen entwickelte, veranlaßten mehrere Männer von Bedeutung, die ſeine Freunde waren, ihm Vorſchläge zu thun, ſich ganz der londner Bühne zu widmen. Familienumſtände aber führten ihn nach Paris, wo er in der eben errichteten königlichen Declamationsſchule mit der Rolle des Oreſt aus Iphigenia in Tauris auftrat. Das leidenſchaftliche Feuer ſeiner Haltung erregte allgemeine Bewunderung, und er erhielt von der Regierung den Befehl zum Debut auf dem Theatre-Français. Seine erſte Erſcheinung daſelbſt war am 27ſten November 1787, als Séide, in Voltaire's Mahomed. Er fand Beifall, und von dieſem Augenblick begann er ſeine künſtleriſche Bildung mit eben ſo einſichtsvoller, eifriger Beharrlichkeit, als glücklichem Erfolge. Er ließ ſich es angelegen ſeyn, mit den berühmteſten Gelehrten, Mahlern, Bildhauern, Antiquaren in Verbindung zu kommen. Er ſtudirte die Geſchichte im Sinn des Eindringens in die Sitten und Gebräuche der Völker, die Charaktere merkwürdiger Perſonen, forſchte in den Antiken nach Stellungen der Figuren, dem Faltenwurf in den Gewändern, Ausdruck der Leidenſchaften und nach den verſchiedenen Coſtumen. In dem letzten Punkte war das franzöſiſche Theater damals noch ſehr zurück. Talma wurde der Schöpfer der bedeutendſten Reformen in dieſem Fache. Beim Ausbruche der Revolution wurde die „Bartholomäusnacht" aufgeführt. Talma ſtudirte den Charakter und die Handlungen Carls IX. in der Geſchichte, und deſſen äußere Erſcheinung in Bildniſſen und Medaillen von dieſem Könige, und gab ihn dann mit einer ſo hinreißend lebendigen Wahrheit, daß von da an ſein Ruf als erſter franzöſiſcher tragiſcher Schauſpieler feſt ſteht. Eine nicht ausgezeichnete, aber regelmäßig gebildete Geſtalt, eine volle, wohltönende Stimme, und gegen die antiken Formen ſich hinneigende, die Affecten der Seele leicht und kräftig darſtellende Geſichtszüge ſtehen bei ihm mit einem klaren Geiſte, einer tiefen Empfindung, warmer Phantaſie, und vorzüglich regſamer Reizbarkeit in harmoniſcher Verbindung. Die beſondre Erregſamkeit ſeiner Nerven zeigte ſich ſchon in der frühen Jugend ſehr auffallend. In der Penſion führte er mit ſeinen Mitſchülern eine Tragödie auf, worin er die letzten Augenblicke eines

Freundes zu beſchreiben hatte, der von ſeinem Vater zum Tode verurtheilt worden war. Die Situation ergriff ihn ſo heftig, daß er in einen Strom von Thränen ausbrach, der erſt einige Stunden nach beendigtem Schauſpiel mit Mühe gehemmt werden konnte. Ein Nervenfieber, das ihn in ſpätern Jahren befiel, ließ ihm noch einen erhöhten Grad dieſer Reizbarkeit und eine tiefe Melancholie zurück. Dieſen Eigenſchaften verdankt er die ſo unentbehrliche Leichtigkeit, ſich zu exaltiren, und ſich mit den Charakteren, den Leidenſchaften, den Affecten, den innerſten Regungen des Gemüths der darzuſtellenden Perſonen in allen Graden und allen Nuancen ſo vollkommen zu identifiren, daß in der vollendetſten Täuſchung die Natur ſelbſt ſich auszuſprechen ſcheint. Auch der Geiſt ſeiner Zeit hat mächtig auf ſeine Kunſt gewirkt. In der Revolution ſah er gleichſam die Geſchichte vor ſeinen Augen entſtehen. Ein großes Drama entwickelte ſich vor ihm, in welchem er ſelbſt mithandeln mußte. Es war eine lange lebendige cataſtrophenreiche Tragödie. Regierungsverfaſſungen und Reiche wurden geſtürzt, und ihre Trümmer gebaren neue, die wieder von dem Strom der Wechſelbegebenheiten dahin geriſſen wurden. Alle Leidenſchaften waren aufgeregt, und trieben zum freien, gewaltigen Handeln. Begeiſterte Redner donnerten grauſe Zerſtörung von den Bühnen in das Leben hinunter. Helden aller Gattungen auf der Tribune, am Staatsruder und im Felde ſtanden auf, und fielen mit einem weit in die Umgebungen eingreifenden Geräuſch. Neben den Gräueln der verworfenſten Verbrechen leuchteten die gigantiſchen Tugenden der claſſiſchen Vorwelt. Sichtbar wandelte das Verhängniß in ſeiner coloſſalen Unwiderſtehlichkeit unter den Menſchen. Talma faßte dieſen echt tragiſchen Charakter der Wirklichkeit auf, und übertrug ihn mit genialer Lebendigkeit in ſeine Darſtellungen. So verſchieden bekanntlich das franzöſiſche Trauerſpiel von dem engliſchen und deutſchen iſt, ſo verſchieden iſt natürlich auch deſſen Darſtellung. Talma, durch das Studium der Revolution und ſeine frühe Kenntniß des engliſchen Theaters geleitet, zeigt in ſeinem Spiele einige glückliche Übergänge von der erſten zu der letztern. Er ſpielt nie komiſche Rollen, und ſo iſt ſein ganzes Streben ein reintragiſches, das ſich auch in ſeinem Weſen mit voller unverkennbarer Würde ausſpricht. Sein Umgang iſt dabei beſcheiden, gefällig und angenehm. Während der Revolution theilten ſich die Schauſpieler des Theatre-Français, und Talma führte die Direction der ſich neu gebildeten Geſellſchaft, bis unter dem Directorium beide wieder vereinigt wurden. Talma ſtand in großem Anſehn bei Napoleon, der ihn als General, als Conſul und als Kaiſer mit ſteter Auszeichnung behandelte und oft um ſich hatte. Er folgte ihm nach Erfurt, wo er vom ruſſiſchen Kaiſer und vom Herzoge von Weimar Beweiſe vorzüglicher Schätzung erhielt. Am Hofe des letztern Fürſten ward er mit gleicher Achtung empfangen, ſo wie auch, als er Napoleon 1813 in Dresden begleitete. Er genießt fortwährend eines ungetheilten Anſehens in Paris, Frankreich und ganz Europa, wohin ſein Name gedrungen iſt.

Talmud. Der Talmud gehört zu den ſpätern jüdiſchen Schriften der nachchriſtlichen Zeit, welche ſich auf jüdiſche Geſetze und ihre Erläuterungen beziehen. Das Wort bedeutet eigentlich ſo viel als Lehre, Anweiſung, von dem hebräiſchen Lamad: er

hat gelernt. Der geſammte Talmud beſteht aus zwei Haupttheilen: der Miſchna und Gemara. Die Miſchna iſt eine im zweiten Jahrhunderte nach Chr. Geb. veranſtaltete Sammlung von Vorſchriften jüdiſcher Rabbinen (Geſetzlehrer). Die ganze bürgerliche Verfaſſung und Denkungsart der Juden hatte allmählig gegen das Zeitalter Jeſu Chriſti hin eine eigenthümliche, von der früheren Verfaſſung und Denkart dieſer Nation in mehr als einer Hinſicht verſchiedne Geſtalt angenommen. Es konnte ihnen ſelbſt nicht entgehen, daß die in den moſaiſchen Büchern enthaltenen bürgerlichen Vorſchriften den Bedürfniſſen und Verhältniſſen der neuern Zeit nicht mehr vollkommen entſprachen. Der neue politiſche Zuſtand der Dinge, verknüpft mit manchen eigenthümlichen religiöſen Anſichten, welche die ſpätern Juden allmählig in ihre Glaubenslehre aufgenommen hatten, veranlaßte nicht ſelten dieſe und jene Frage über das, was zu thun oder zu laſſen ſey, worüber ſie in ihrem moſaiſchen Geſetzbuch keine Erörterung funden. Die damaligen Ausleger des moſaiſchen Geſetzes, die Rabbinen, ſuchten daher dieſem Mangel dadurch abzuhelfen, daß ſie theils dem moſaiſchen Geſetz Auslegungen beifügten, wodurch es Anwendbarkeit auf neue Verhältniſſe, neue Fragen und Unterſuchungen erhielt, und neue Vorſchriften aus den alten ableiteten (wobei ſie allerdings nicht ſelten mit ziemlicher Willkür zu Werke gingen), theils eigene ganz neue Vorſchriften gaben, welche damals in Hinſicht ihrer Autorität dem moſaiſchen Geſetze beinahe gleich geſtellt zu werden pflegten. Dieſe rabbiniſchen Auslegungen und Zuſätze nannte man die mündliche Überlieferung, zum Unterſchied von der in den hebräiſchen Offenbarungsurkunden ſchriftlich aufbewahrten. Um ihre Sammlung machte ſich beſonders ein Rabbi, Juda, mit dem Beinamen der Heilige, verdient, im Jahre 150 nach Chr. Geb., und ſein Werk erhielt den Namen Miſchna, oder auch das zweite Geſetz. Sowohl gleichzeitige als ſpätere Rabbinen beſchäftigten ſich nun ſehr emſig mit weitern Auslegungen und Erklärungen dieſer Miſchna, und vorzügliches Anſehn erhielt unter dieſen Commentaren die im Jahr 230 nach Chr. Geb. vom Rabbi Jochanen abgefaßte Gemara (ein chaldäiſcher Ausdruck, von dem Worte gamra abgeleitet, die Vollendung, Vervollſtändigung, oder nach der Meinung anderer Ausleger, die Lehre, den Unterricht bedeutend). Jene Miſchna und dieſe Gemara machten gemeinſchaftlich den jeruſalemiſchen Talmud aus, der ſich zunächſt auf die Juden in Paläſtina bezog. Nachdem ſich die Juden vorzüglich nach Babylon gewendet hatten, und die Synagogen in Paläſtina allmählig faſt verſchwunden waren, bearbeiteten die babyloniſchen Rabbinen einen neuen Commentar über die Miſchna, der im Fortgange der Zeit immer mehr erweitert, und im Jahr 500 nach Chr. Geb. vollendet ward, ſo daß nun auch ein eigner babyloniſcher Talmud entſtanden war. S.

Talos (Mythol.) war eine eherne belebte Bildſäule, und wurde als der Beſchützer von Creta verehrt, welcher täglich dreimal um die Inſel herumlief, um ſie gegen alle feindlichen Einfälle zu ſchützen. Auch habe er, ſetzt noch die Fabel hinzu, alle diejenigen, welche in Creta landen wollen, dadurch abgehalten, daß er ins Feuer geſprungen wäre, und ſie mit glühenden Armen umfaßt hätte. Dieſe eherne Statue Talos, auch Taurus ge-

nannt, hatte übrigens eine einzige Ader, welche vom Halſe bis in die Ferſe ging, und mit einem ehernen Nagel verſchloſſen war; Medea überliſtete ihn endlich, zog dieſen Nagel heraus, und das Leben ſtrömte mit dem Blute von ihm. Noch mehrere ähnliche Geſchichten erzählt die Fabel von dieſem Talos, welcher wahrſcheinlich eigentlich eine ungeheuer große eherne Statue war, die die Phönicier an das Ufer oder auf ein Vorgebirge von Creta geſetzt hatten. — Außerdem wird auch noch ein Talos in der Geſchichte erwähnt, welcher ein Schweſterſohn des Dädalus geweſen ſeyn ſoll, bei welchem er die Bildhauerkunſt erlernte, und die Töpferſcheibe, die Säge und mehrere nützliche Werkzeuge erfand, darüber aber vom Dädalus heimlich ermordet worden ſeyn ſoll.

Tambour, oder Trommelſchläger, iſt beim Kriegsweſen diejenige Perſon, die ein paukenförmiges cylindriſches Inſtrument von Meſſing oder Holz, das auf zwei Seiten mit Kalbfell ſteif bezogen iſt, und eine Trommel heißt, ſchlägt. Die verſchiedenen abgemeſſenen Schläge auf der Trommel dienen zu gewiſſen Zeichen für die Infanterie, z. B. zum Verſammeln, zum Marſch, zum Angriff u. ſ. w. Auch in bürgerlichen Verhältniſſen wird der Trommelſchlag angewendet, wie das Feuerlärmſchlagen, gewiſſe dem Publicum ſchnell mitzutheilende Dinge, wo die Aufmerkſamkeit des Sprechenden durch Trommelſchlag angedeutet wird, das ſogenannte Austrommeln. — In der Kriegsbaukunſt wird ein Tambour die Schließung eines offenen Werks mittelſt hart an einander gerückter Palliſaden genannt, der nur nach Befinden der Umſtände mit Schießlöchern verſehen wird. Zuweilen legt man ſolche Tamboure vor Stadtthore, oder vor die Ausgänge militäriſch beſetzter Gebäude. P. S.

Tambourin, oder Tambour de Basque, gehört unſtreitig zu den älteſten Inſtrumenten. Bei dem Vorfall, wo in der heiligen Schrift zuerſt die ausübende Tonkunſt erwähnt wird, der Flucht Jacobs von Laban, welche nach der hebräiſchen Zeitrechnung ins 1739ſte Jahr vor Chriſto fällt, ſpricht Laban zu Jacob: „Warum biſt du heimlich geflohen, und haſt dich weggeſtohlen, und haſt mir es nicht angeſagt, daß ich dich hätte begleitet mit Freuden, mit Singen, mit Pauken und Harfen!" Dieſe Handpauken finden wir ferner erwähnt bei dem Triumphgeſang des Moſes, nach glücklich vollbrachtem Durchzug durch das rothe Meer, da heißt es: „Miriam, die Prophetin, Aarons Schweſter, nahm eine Pauke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Pauken und Geſang." Dieſer älteſte Siegsgeſang der Erde beweiſ't uns, daß damals ſchon die Vocalmuſik mit Inſtrumenten und mit Tanz begleitet wurde, unſtreitig ſtammte dieſe Muſik von der Feier des ägyptiſchen Bacchusfeſtes ab. Bei allen Bacchanalien und bei den Dithyramben, welche die auf den thraziſchen Gebirgen herumſchwärmenden Mänaden ſangen, finden wir ſtets die Pauken und Handtrommeln erwähnt; bei den Orgien waren zwar erſt nur Lyren und Flöten zum Geſang erlaubt, als aber Bacchus ſelbſt, der Fabel nach, begleitet von Satyren, Faunen und Bacchantinnen, das Feſt beſuchte, brachten dieſe auch Pauken, Siſtern, Crotalen und Hörner mit; die Schlaginſtrumente, die den Rhythmus am tactmäßigſten beſtimmen, waren immer bei feſtlichen Tänzen ſehr beliebt. Auch die heilige Schrift erzählt uns, daß, als der unglückliche Jephta zurückkehrte und ſeine liebliche Tochter Seila ihm

tanzend entgegen zog, ſie und ihre Begleiterinnen helltönende Handpauken dazu ſchlugen. Überall, wo der israelitiſchen Muſikchöre erwähnt iſt, finden wir auch dieſe Handpauken genannt; ſo heißt es: als David mit der Harfe vor der Bundeslade herzog, begleitete ihn das ganze Haus Iſrael mit Harfen und Pſaltern, Pauken, Schellen und Cymbeln. Die Alten theilten ihre Inſtrumente in drei Gattungen ein: Blaſe-, Saiten- und Schlaginſtrumente. Unter den letztern war die Toph am gebräuchlichſten bei den Hebräern, Luther überſetzte dies: Pauke. Die Griechen nennen es τυμπανον, die Lateiner tympanum, die Araber duf, und die Spanier Adufe, ein Wort, welches aus dem Arabiſchen abſtammt, und wahrſcheinlich von den alten Mauren mit dem Inſtrumente ſelbſt auf die Spanier kam. Schon dadurch, daß im Morgenlande dieſer Adufe ſtets von Jungfrauen bei Feſt und Tanz geſpielt wurde, ſehen wir, daß es keineswegs mit unſerer jetzigen Pauke zu verwechſeln iſt. Dieſes morgenländiſche Inſtrument, unſer jetziges Tambourin, beſteht aus einer, zwiſchen einem metallenen Cirkelreife ausgeſpannten Haut, rings um den Reif und in gleichen Entfernungen von einander, ſind kleine, zuſammenſchlagende, beckenartig ausgehöhlte Schellen befeſtigt, die beim Spiel des Inſtrumentes leicht ertönen. An einer mit Elfenbein ausgelegten Stelle iſt der Reif durchbohrt, um den Daumen der linken Hand durchzuſtecken; auf dieſem ruht dann beim Spiel der Tambourin, und dreht ſich in künſtlichen Wendungen um ihn herum, während die rechte Hand durch die mannichfaltigſte Art ihn zu berühren, ihm abwechſelnde Laufer, Triller, gezogene Baßtöne, und vielfältige Schellenklänge abzulocken weiß. Dies ganze Spiel bekommt durch die mannichfaltigſten Biegungen und Wendungen der Arme und des Körpers noch unendlichen Reiz und mahleriſche Grazie, ſo daß man ſelbſt der Muſe der Tanzkunſt gewöhnlich einen Tambourin in die Hand gibt. Man nennt das größere ſo gebaute Inſtrument eigentlich Tambour de Basque, weil es in Biscaja zu allen Volksliedern und Tänzen geſpielt wird. Der kleinere Tambourin hat oft wirkliche Schellen, und iſt keiner ſo kunſtmäßigen Behandlung fähig. In neueſter Zeit hat beſonders der Capellmeiſter Steibelt ſehr viel originelle und eben ſo gefällige als brillante Muſikſtücke für das Pianoforte mit Begleitung dieſes Inſtrumentes geſchrieben, die er Bachanales nennt. Die Stimme für Tambour de Basque iſt da gehörig mit Noten geſchrieben. Die Gattin dieſes Compoſiteurs, Mad. Steibelt, eine geborne Engländerin, war die erſte, die dies Inſtrument ſo kunſtmäßig zu behandeln verſtand, daß ſie allgemeinen Beifall durch ihr liebliches Spiel erwarb. Die ſchönſten und eleganteſten Tambours de Basque kauft man bei Erard in Paris. Zu den Zeiten des Mittelalters finden wir unter den vielen Inſtrumenten der Troubadours und Ménétriers dies uralte Inſtrument auch erwähnt, da wurde es Tabour und Cloquette genannt, und gehörte zu jedem vollſtimmigen Concert.

Tamerlan — auch Temur, Timur-Lenk (der Lahme) Timur-Bec genannt — ein berühmter tartariſcher Kaiſer im 14ten Jahrhundert, und zwar ums Jahr 1336 geboren. Seine Abkunft, die er ſelbſt von dem berühmten Dſchingis-Khan (ſ. d. Art.) ableitete, wird ſehr in Zweifel gezogen, und man hat ihn vielmehr für eines Bauers oder Schäfers Sohn gehalten. Indeſſen ſchwang er ſich von einem Anführer mehrerer Hirten, mit wel-

chen er nach Perſien ging, bald zu einem furchtbaren Heerführer empor; er unterjochte das alte Perſien, nahm Bagdad ein, durchſtreifte Indien bis an die Mündung des Ganges, ſtillte eine fürchterliche Unruhe, welche auf 200,000 Rebellen gegen den alten Chan angeſtiftet hatten; die Parther brachte er zum Gehorſam, ging mit einer ungeheuern Armee über die große chineſiſche Mauer, und ſchlug die Armee des chineſiſchen Kaiſers, den er ſelbſt gefangen bekam, und zur Abtretung der Hälfte ſeines Reichs, und zu einem Tribute von 300,000 Kronen nöthigte. So breitete ſich ſein Ruhm allenthalben aus; und bald baten ihn die meiſten Fürſten des Orients, ſich ihrer gegen den damals furchtbaren Bajazeth, den ottomaniſchen Sultan, anzunehmen. Tamerlan zog eine Armee von 300,000 Mann zu Pferde, und 500,000 zu Fuß zuſammen, fiel zuerſt in Georgien und Circaſſien ein, die er eroberte, zog dann eine noch furchtbarere Armee zuſammen, und ging ſo dem Bajazeth entgegen. Zwar ſchickte er zuvor noch Geſandte an ihn; allein da Bajazeth ſie mit Hohn und Verachtung zurückſchickte, ſo ließ es nun Tamerlan, vor Rache wüthend, zu einer der fürchterlichſten Schlachten auf den Ebenen von Ancyra in Phrygien im Jahre 1402 kommen, welche drei Tage dauerte. Anfangs ſchien Bajazeth die Oberhand zu gewinnen; allein Tamerlan brach endlich ſelbſt mit dem Kerne ſeiner Armee los; das türkiſche Heer wendete ſich, ein Theil ging zu den Tartarn über; und wenn gleich Bajazeth wie ein Löwe focht, ſo wurde er doch gänzlich geſchlagen und er ſelbſt gefangen genommen. Anfangs behandelte Tamerlan ſeinen Feind glimpflich, als er aber auf die Frage: was er, Bajazeth, wohl mit Tamerlan würde gethan haben, wenn ihn Gott in ſeine Hände gegeben hätte? die ſtolze Antwort erhielt: „Ich wollte dich in einen eiſernen Käfig ſtecken, und ſo im Lande mit mir herumführen" ſo verließ ihn ſeine Mäßigung. „Wohlan," ſprach er, „du ſollſt dir dein Urtheil ſelbſt gefällt haben." — Er ließ — ſo erzählen wenigſtens die türkiſchen Annalen — wirklich einen eiſernen Käfig machen, den Bajazeth darin an eine goldene Kette ſchmieden, und führte ihn ſo mit ſich in Aſien herum, indem er ihn und auch deſſen Gemahlin noch mit dem größten Hohn und Schimpf behandelte. Bajazeth ertrug die Schmach nicht lange und ſtieß ſich den Kopf ein. Indeſſen verwüſtete Tamerlan nun das türkiſche Gebiet mit Feuer und Schwert, bemächtigte ſich Natoliens, ſetzte hier die kleinen türkiſchen Fürſten in ihre Länder ein, indem er ſie zugleich, ſo wie den neuen ottomaniſchen und ägyptiſchen Sultan, nicht minder den Kaiſer von Conſtantinopel zinsbar machte, that einen neuen Zug nach Georgien u. ſ. w., ſo daß er ſich endlich auch rühmte, der Herr dreier Welttheile zu ſeyn; ja er würde vielleicht noch kein Ende gefunden haben, hätte nicht der Tod ſeiner Eroberungsſucht ein Ziel geſteckt. Über die Zeit, wo dieſer ſein Tod erfolgt ſeyn ſoll, iſt keine Gewißheit, man ſetzt ihn gewöhnlich ins Jahr 1405, mithin in das 60ſte Jahr ſeines Alters. Gelehrſamkeit hat man ihm zum Theil zugeſchrieben; allein daß ſein Charakter durch ſie nicht milder geworden, und daß er nicht, wie mehrere Geſchichtſchreiber verſichern wollen, ein leutſeliger, wohlwollender Herr geweſen, ſieht man aus der Behandlung Bajazeths, erkennt man aus mehreren Grauſamkeiten, die er ſich bei Eroberung mehrerer Städte (z. B. von Sebaſtos, von Tecrite in Perſien u. ſ. w.) erlaubte. Das Glück war ſehr auf

ſeiner Seite, und im Vertrauen auf daſſelbe konnte er viel unternehmen, was keinem andern gelungen wäre — ein Loos, das er mit ſo vielen Eroberern gemein hat! Seine Reſidenz war Samarcand, und ſeine Gemahlin eine mongoliſche Prinzeſſin. Er ſoll allein 36 männliche, und 17 weibliche Abkömmlinge hinterlaſſen haben.

Tandy (Napper), der Sohn eines reichen Kaufmannes zu Dublin, war ſehr frühzeitig gern in politiſcher Thätigkeit, und nahm an wilden Volksauftritten und Unruhen ſehr warmen Antheil. Als während des amerikaniſchen Krieges eine Oppoſition in Irland dem Miniſterium viel zu ſchaffen machte, und dieſes nun eine neue Verfaſſung in Dublin einſetzte, gab dies zu tumultuariſchen Auftritten Anlaß, wobei der Pöbel mehrere Anhänger des Hofs in Pech einſchmierte, mit Federn ſchmückte, und ſo herumſchleppte. Der damalige Generaladvocat von Irland, nachheriger Lord Kanzler von Clare, gab dem Napper Tandy öffentlich Schuld, daß er an dieſen Exceſſen Theil gehabt; dieſer erklärte jenen für einen Verleumder, ja den nachherigen Generaladvocat Toler foderte er ſogar heraus, und es wurde nun ſeine Arretirung beſchloſſen. Er hielt ſich eine Zeit lang verborgen, bis er endlich auf Zureden ſeiner Freunde ſein Vaterland verließ und nach Amerika ging. Da er aber hier die Stimmung für ſich nicht günſtig fand, ſo wendete er ſich nach Frankreich; hier ward er bald eine Hauptperſon in dem zu Paris reſidirenden Ausſchuſſe der vereinten Irländer. Im Jahre 1798 war er wieder auf dem Wege nach Irland, allein da er den üblen Ausgang der franzöſiſchen Landung erfuhr, machte er ſich wieder zurück, wurde an die norwegiſchen Küſten verſchlagen, kam nach Copenhagen, und hierauf nach Hamburg. Hier hatte er das Unglück, auf Requiſition der engliſchen Regierung verhaftet zu werden, wodurch denn auch zugleich der hamburger Senat in die größte Verlegenheit geſetzt wurde, indem das franzöſiſche Directorium, welches den Napper Tandy und ſeine Begleiter als wirkliche franzöſiſche Offiziere zurückverlangte, ſogleich ein Embargo auf alle hamburgiſchen Schiffe in den franzöſiſchen Häfen legte. Der Senat machte alle möglichen Vorſtellungen und Verſuche, wandte ſich dann an den König von Preußen der aber die Entſcheidung ablehnte, bis denn endlich, da ſowohl der ruſſiſche als deutſche Kaiſer ſich zu Gunſten Englands erklärten, der Senat zur Auslieferung ſich genöthigt ſah, worauf die Gefangenen nach Irland abgeführt wurden. Im Jahre 1802 wurde endlich Napper Tandy, in Folge einer Unterhandlung des franzöſiſchen Miniſters Otto mit Lord Hawkesbury, in Freiheit geſetzt.

Tanfana, eine Gottheit der alten Deutſchen. Man glaubte ſonſt, daß der Tempel derſelben in dem Stifte Münſter in Weſtphalen geweſen ſey. Herr von Hohenhauſen zu Herford hat in einer neuerlichen Ankündigung einer Schrift, über die Heerzüge der Römer in Weſtphalen, gezeigt, daß der Ort, wo dieſe Gottheit verehrt worden, in Bocholzhauſen, einem Städtchen an der Bever, im Biſthume Paderborn, der noch bis jetzt den Namen der Tanfanne führt, ſei, daß es aber kein Tempel, ſondern nach alter deutſcher Sitte, ein Hain geweſen.

Tangente. Dieſes iſt in der Geometrie diejenige gerade Linie, welche die Peripherie nur in einem einzigen Punkte berührt. Sie findet beſonders bei der Lehre der Dreiecke ihre Anwendung, und

man hat Berechnungen angeſtellt, und darauf Tabellen gegründet, über die Länge der Tangenten für jeden gegebenen Winkel in Graden, wenn nämlich der Halbcirkel mit der Länge des einen Schenkels vom Scheitelpunkt aus gezogen wird, ſo muß die Tangente dann bis dahin reichen, wo der andere Schenkel des Winkels ſie durchſchneidet. — Bey 0 Grad des Winkels iſt die Tangente auch gleich 0, bei 90 Grad des Winkels iſt die Tangente unendlich lang. Im gemeinen Leben ſagt man daher auch, dieſe Sache tangirt mich, welches ſo viel heißen ſoll, als ſie berührt mich, ſie geht mich an. P. S.

Tantalus (Mythologie), ein Sohn des Jupiter und König zu Sipylus in Phrygien. Er war ein Günſtling der Götter — ſo erzählt die alte Sage — die öfters bei ihm einkehrten; aber in ſeinem Übermuthe verſcherzte er dieſe Gunſt. Durch welches Verbrechen, darüber ſtimmen die alten Sagen nicht überein. Bald ſoll er den Jupiter durch Verrath beleidigt, bald den Göttern heimlich Nektar und Ambroſia entwendet, bald gar den eigenen Sohn Pelops geſchlachtet und ihnen aufgetiſcht haben. Eben ſo verſchieden wird auch ſeine Strafe, die er in der Unterwelt dafür erleiden mußte, erzählt. Bald hängt ein gewaltiger Stein ihm über dem Haupte, der ihn jeden Augenblick zu zerſchmettern droht, und den er doch nicht entfernen kann; bald — und das iſt die gewöhnliche Vorſtellung — ſteht er bis an den Hals im Waſſer, und dicht über ihm hängen die herrlichſten Früchte; aber ſowohl dieſe als jenes weichen zurück, ſo oft er den brennenden Durſt löſchen und den quälenden Hunger ſtillen will. In der That läßt ſich keine peinlichere Lage denken, und ihr gleicht nur einigermaßen der Zuſtand deſſen, der mit unbefriedigter Sehnſucht einen heißgewünſchten Gegenſtand vor ſich ſieht, ohne ihn erreichen zu können.

Tanz iſt ein, nach abgemeſſener Bewegung (Rhythmus) und mit gewiſſem Ausdruck verbundener, mit Muſik begleiteter Gang. Er entſtand zuerſt aus dem natürlichen Triebe, bei fröhlichen Veranlaſſungen umher zu hüpfen, und ward nach und nach durch Geſchmack und Genie zu einem Werke der Kunſt. Da der Tanz zur Darſtellung jeder Gemüthslage, jeder Leidenſchaft fähig iſt, da er durch eigne Ausübung weit mehr Kraft erhält, als jedes andere Werk der Kunſt, das wir bloß durch Anſchauen oder Anhören genießen; ſo verdient derſelbe wohl allerdings nicht bloß als unbedeutende Luſtbarkeit, ſondern nach ſeinem eigenen, in der Wirkung und Ausführung bedeutenden Werthe betrachtet zu werden. — Schon in den entfernteſten Zeitaltern zog der Tanz die Aufmerkſamkeit der Geſetzgeber auf ſich; Griechen und Römer brauchten ihn nicht bloß zum geſellſchaftlichen Ergötzen, ſondern auch bei ihrem Gottesdienſte und bei allen öffentlichen Feierlichkeiten (eben ſo auch die Juden, beſonders am Laubhüttenfeſte); nur daß die Alten den Begriff des Tanzens weiter ausdehnten, und auch Leibesübungen, die unſerer Fechtkunſt gleichkommen, überhaupt aber das, was wir heut zu Tage beim Schauſpiele ſtummes Spiel nennen, dazu rechneten. So haben ſich bei allen Nationen der Erde Tänze zu allen wichtigen Feſten, ernſter oder fröhlicher Gattung, gemiſcht, und bei den wildeſten Völkern findet man jede Arten der Empfindungen in ihren Tänzen ausgedrückt; Kriegs- und Friedenstänze, Spott- und Liebestänze u. ſ. w. Auch iſt es ausgemacht, daß, da durch Mienen, Stellung und Bewegung jede Empfindung ausgedrückt werden kann, auch der Tanz zur Erweckung und Verſtärkung jeder

Empfindung tüchtig ſey. — Ohne hier in eine nähere Erörterung einzugehen, wollen wir nur noch die verſchiedenen Arten der Tänze kürzlich anführen. Es gibt nämlich hauptſächlich zwei Claſſen: 1. die geſellſchaftlichen, 2. die theatraliſchen Tänze. Jene, die geſellſchaftlichen Tänze, werden von zwei oder mehreren Perſonen gemeinſchaftlich nach einer kurzen Melodie, und nach beſtimmten Figuren und Schritten getanzt. Jedes Land hat hier ſeine eigenen Tänze, daher die Allemanden, Polonoiſen, Angloiſen u. ſ. w. Es liegt dabei immer eine gewiſſe Empfindung oder Gemüthsart, die man ausdrücken will, zum Grunde; bei manchen hüpfende Freude (z. B. dem ſchwäbiſchen Tanze), bei manchen Zärtlichkeit und Sehnſucht (z. B. in den ſogenannten deutſchen Ländern), oder auch ein gewiſſer Ernſt und Anſtand (wie in der Menuet) u. ſ. w. Von dieſen Tänzen haben viele allenthalben ein ſolches Bürgerrecht erlangt, daß ſie faſt bei allen Zuſammenkünften getanzt werden, z. B. ſonſt Menuet, unſtreitig einer der anſtändigſten, aber auch künſtlichſten Tänze, ob er gleich neuerlich, wo man leider die öfters ins Unſittliche ausartenden Ländrer, oder vollends die ſogenannten Ecoſſaiſen (die, beinahe ohne allen Charakter, nur bloß in einem wilden, unbändigen Herauf- und Herunterſpringen beſtehen) ſo allgemein ſtatt der ſonſt eben ſo beliebten Angloiſen eingeführt hat, gar ſehr verdrängt worden iſt. Die zweite Claſſe, die theatraliſchen Tänze, welche eigentlich nur auf den Schaubühnen Statt finden, werden bloß von Tänzern von Profeſſion, und zwar entweder als Zwiſchenſpiel zwiſchen den Aufzügen einer Oper (beſonders bei der Oper großer Städte, wie in Paris u. ſ. w.) oder als beſondere Nachſpiele beim Schluſſe einer Vorſtellung, die aber mit dem Stücke ſelbſt weiter keine Verbindung haben, unter dem Namen Ballets, Pantomimen u. ſ. w. (ſ. d. Art. Ballet) aufgeführt. Man theilt die theatraliſchen Tänze in groteske, die nur ungewöhnliche Sprünge, ſeltſame närriſche Geberden u. ſ. w. vorſtellen, und auf guten Geſchmack eben nicht Anſpruch machen; in komiſche, die weniger ausgelaſſen, aber doch lebhaft, wohl auch muthwillig ſind, und überhaupt etwas Beluſtigendes und Fröhliches haben — Leichtigkeit, und ſchnelle künſtliche Bewegung ſind hier Hauptſache; — in halbcharakteriſtiſche, wo eine Handlung aus dem gemeinen Leben, eine Intrigue u. ſ. w. zum Inhalt gewählt ſind, und welche ſchon Zierlichkeit und feinen Geſchmack erfodern; endlich in Tänze von hohem ernſthaften Charakter, dieſe beſtehen in Solotänzen von großem ernſten Charakter, oder in ganz beſtimmten Handlungen, und hier iſt überhaupt in Stellung und Bewegung die höhere Kunſt am vorzüglichſten zu beobachten. Dieſe letzten, welche auch beſonders hohe pantomimiſche Tänze genannt werden, haben ihre Entſtehung hauptſächlich dem berühmten Noverre in ſeinen Lettres sur la danse zu verdanken. Überhaupt aber unterſcheidet ſich dieſe zweite Claſſe der theatraliſchen von der erſten der geſellſchaftlichen Tänze gar ſehr; dieſe ſind nur zu geſelligem Vergnügen und zur Selbſttheilnahme erfunden, ſo daß alſo auch an die Theilnehmenden ſelbſt, oder die Tanzenden, keine ſo großen Foderungen der Kunſt gemacht werden dürfen, als dieſes der Fall bei jenen iſt, welche nur von Perſonen, die ausdrücklich dieſe Kunſt ſtudiren, und vor Zuſchauern getanzt werden, und wo Anſtand, Geberden, und überhaupt die ganze Darſtellung

anders beurtheilt werden müſſen. — Was noch die Muſik betrifft, ſo muß dieſelbe ganz dem Charakter des Tanzes ſelbſt angemeſſen ſeyn; und es iſt allerdings keine leichte Sache, eine gute Tanzmuſik zu ſchreiben; am ſchwerſten ſind die Nationaltänze, welche in der Melodie, im Rhythmus, in den Einſchnitten und Schlußfällen ſo viel eignes und von einander abweichendes haben, wohin z. B. die Polonoiſen und die ungariſchen Tänze gehören. — Bei theatraliſch-pantomimiſchen Tänzen iſt die Muſik ebenfalls von eigner Gattung, da ſie gleichſam den Text zu dem Gange und den Geberden des Tänzers ausmacht, mithin auch die Gemüthsbewegung andeuten muß, die der Tänzer darzuſtellen und auszudrücken hat.

Tapeten, von dem lateiniſchen Worte tapes oder tapetum. — Die Verfertigung der Tapeten mit Zeichnungen von natürlicher Größe und Farben iſt die höchſte Stufe der Weberkunſt. Die vorzüglichſten Arbeiten dieſer Art wurden ehemals in den Niederlanden, vorzüglich zu Arras gemacht, daher ſie bei den Italienern Arazzi heißen. Dort ließ Papſt Leo X. in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die berühmten raphaelſchen Tapeten — ſo genannt, weil die Figuren nach Raphaels Zeichnungen gemacht wurden — wirken, und machte mit einigen derſelben Geſchenke an die Höfe von Wien und Dresden, wo ſie noch ſind; die, welche in Rom geblieben waren, wurden während der Revolution nach Paris gebracht, ſind aber jetzt wieder in Rom. — Nach der Verſchiedenheit des Stuhls, auf welchem die Tapeten gewirkt werden, nennt man ſie hautelisse oder basselisse; bei dem letztern iſt die Kette wagerecht, und das Gewebe meiſt ſammtartig, beim erſtern iſt die Kette ſenkrecht und die Arbeit ſchwieriger und langweiliger. Die ſchönſten Tapeten dieſer Art werden in der Vorſtadt St. Marceau zu Paris, in der Fabrik der Gobelins (ſ. d. A.) gemacht, welche Colbert 1667 anlegte, und dem Mahler Lebrun die Direction derſelben übergab. Man hat ſeit dieſer Zeit viele Verbeſſerungen in der Maſchinerie gemacht, und die Arbeiten, die dieſe Fabrik liefert, verdienen Bewunderung. Die Weber arbeiten an der umgekehrten Seite des Teppichs; ihr Arbeitslohn iſt mäßig, höchſtens drei Livres (18 Gr.) täglich. Zu Rom, Petersburg, Berlin und München gibt es auch Arbeiten in dieſer Art. — Ähnliche Arbeiten ſind die türkiſchen oder perſiſchen Tapeten aus der Fabrik Savonnerie — weil ehmals ein Seifenſieder ſein Gewerbe an dieſem Orte trieb — zu Chaillot, einem Dorfe bei Paris. Man nennt ſie die türkiſche Tapeten, weil die Saracenen unter Carl Martel dieſe Weberei nach Frankreich gebracht haben ſollen. Der Unterſchied zwiſchen dieſen und den Gobelins beſteht darin, daß der Weber die Vorderſeite der Arbeit vor den Augen hat. Die Quadratelle, die ſonſt 220 Stück Livres koſtete, kommt jetzt auf 500 Livres zu ſtehen. Ein vollſtändiger Teppich erfodert eine ſechsjährige Arbeit verſchiedener Weber. Der Arbeitslohn iſt wie bei den Gobelins. Die Portraits, welche dieſe Fabrik geliefert hat, ſind vorzüglich ſchön. In Wien iſt auch eine Tapetenfabrik à la Savonnerie eröffnet.

Tapferkeit iſt die Stärke der Seele, welche durch die Gefahr wächſt, wenn nur die Möglichkeit da iſt, ſie zu überwinden. Sie gehörte zu den Cardinaltugenden der Stoa. In Hinſicht der Sittlichkeit zeigt ſie ſich durch das Beharren auf ſittlichen Grundſätzen trotz aller Hinderniſſe und Unannehmlichkeiten, welche der Tugend entgegengeſetzt werden mögen. Soll die Tapferkeit mora-

liſchen Werth haben, ſo muß ſie nicht bloße Gabe der Natur, ſondern vom Sittengeſetz ſelbſt erzeugt ſeyn. Nur dann wird ſie nie unſittliche Zwecke verfolgen. Die Beharrlichkeit bei unſittlichen Principien iſt Trotz, Hartherzigkeit oder Verſtocktheit. Gefahren ohne Noth trotzen, iſt Tollkühnheit, bisweilen Verwegenheit. Unerſchrockenheit und Beſtändigkeit ſind gleichſam die Elemente der Tapferkeit, indem jene in der Feſtigkeit des Geiſtes bei eintretender Gefahr, dieſe in dem Beharren bei dem einmal gefaßten Entſchluſſe beſteht. Wiewohl die Tapferkeit größtentheils eine Gabe der Natur, und nur Eigenthum des Mannes iſt, ſo kann ſie doch allerdings auch, wo nicht erlernt, doch durch Gewohnheit, durch Reflexion und durch Kunſt ausgebildet und weiter entwickelt werden.

Tara oder Thara (aus dem Spaniſchen) bedeutet 1. in der Handlung einen Abzug am Gewichte. Es wird in oder vom Hundert genommen. 2. Verſteht man darunter gleichfalls in der Handlung eine Abzugsrechnung, wodurch man das Gewicht der Fäſſer und anderer Einballirung, wenn die Waaren noch eingepackt ſind, gehörig abzieht, und den Werth der Waaren beſtimmt, daher Tararechnung Abzugsrechnung. Es kann vom Tara nur bei ſolchen Waaren die Rede ſeyn, welche nach dem Gewichte verkauft werden.

Tarantel. Dieſe bekannte, und durch ehemalige Fabelei ſo berüchtigt gewordene Spinne, welche vorzüglich in Italien, und zwar am häufigſten um Taranto — daher auch ihr Name — außerdem aber auch in andern Ländern des ſüdlichen Europa u. ſ. w. getroffen wird, iſt etwas größer und ſtärker als die gewöhnliche Kreuzſpinne — eine vollkommene Tarantel iſt einen Zoll lang, hat acht Füße, und ihr Leib beſteht aus zwei Theilen, die nur durch einen dünnen Canal zuſammenhängen — ſie hält ſich in Höhlen in der Erde, oder auch in Mauerritzen und alten Gebäuden auf, wo ſie denn ein Gewebe um ſich herumzieht, um allerlei Inſecten für ihre Nahrung zu fangen. Viel hat man ſonſt von dem Biſſe dieſes Inſectes gefabelt, beſonders auch, daß der von der Tarantel Gebiſſene (tarentolato) in eine Raſerei verfalle, welche nur dann nachlaſſe, wenn man ihm recht lange eine gewiſſe Muſik vorſpiele, und ihn nach derſelben tanzen laſſe. Dieſe Melodie, welche beſonders der Provinz Apulien eigen iſt, heißt Tarantella, und die auf jene Art Verwundeten ſollen nach dieſer Melodie ſo lange tanzen, bis ſie in den heftigſten Schweiß gerathen, ja oft in einer gewiſſen Wuth Stundenlang forttanzen, bis ſie vor Ermattung niederfallen. Die ganze Sache hält man heut zu Tage — und wohl mit Recht — für Erdichtung; vielleicht war es auch oft Betrügerei von Gauklern u. dgl. Wohl mag der Biß dieſes Inſectes heftiger wirken als von andern, möglich auch, daß, wenn beſonders in heißen Ländern Entzündungen hinzukommen, der Stich tödtlich werden kann; allein dieſer Fall tritt auch bei dem Biſſe anderer ganz unſchädlicher Inſecten ein, und in den meiſten italieniſchen Städten hat man nicht größere Furcht vor dieſem, eigentlich nur ein heftiges Jucken verurſachenden Stiche, als vielleicht bei uns vor dem Mückenſtich, der eben ſo gut durch Entzündung und bei reizbaren Perſonen bedeutend, wohl gar gefährlich werden kann.

Tarent, eine alte griechiſche Pflanzſtadt in Unteritalien, die von lacedämoniſchen Auswanderern, von den ſogenannten Parthe-

niern, 700 Jahre v. Chr. gegründet wurde. Sie war eine der blühendſten und mächtigſten Städte Großgriechenlands, und behauptete lange ihre Unabhängigkeit von Rom. Auch galt ſie für eine der üppigſten und prachtliebendſten; doch fand Pythagoras einſt hier viele Anhänger, und der Luxus war zugleich dem Gedeihen der ſchönen Künſte förderlich. Einer der berühmteſten Tarentiner iſt Archytas, Platons Schüler, ein ſcharfſinniger Mathematiker. Im Jahre 272 vor Chriſto wurde die Stadt den Römern unterworfen. Sie iſt noch jetzt als eine kleine Stadt des neapolitaniſchen Reiches vorhanden, und hat ihren Namen faſt unverändert erhalten — Tarento.

Tarif, eigentlich ein Verzeichniß des Preiſes gewiſſer Waaren, aber auch Verzeichniß deſſen, was für ein- und ausgehende Waaren an Zoll zu bezahlen iſt; Zoll-, Accis-, Geleits-Rollen. Der Tarif iſt nicht in allen Ländern gleich, aber es gibt auch Beiſpiele, daß in demſelben Lande der Tarif verſchieden iſt, und eine Waare an dem einen Orte nach dem Werthe, an einem andern nach dem Gewichte verzollt wird. — Veränderungen des Waarenzugs, oder der politiſchen Verhältniſſe der Staaten gegen einander, bewirken auch Veränderungen im Tarif.

Tarokſpiel. Es iſt das interreſſanteſte, aber ſchwierigſte und verwickeltſte unter allen Kartenſpielen, das mit 78 Blättern geſpielt, und von den dazu gehörigen 22 Trümpfen oder Taroks benennt wird. Wenn das Tarokſpiel, wie man behauptet, eine Erfindung der Türken iſt, und von ihnen nach Spanien, durch die Kreuzzüge nach Italien u. ſ. w. gebracht worden iſt, ſo daß die franzöſiſchen und deutſchen Karten, und die darauf begründeten Spiele nur in Nationalgewohnheiten aufzuſuchen ſind, ſo dürfte vielleicht das Tarokſpiel ſeinem morgenländiſchen Urſprunge am getreueſten geblieben ſeyn. Eben durch jene 22 Taroks, und vier, zwiſchen Dame und Buben inne ſtehenden Cavals entſteht jene von der gewöhnlichen franzöſiſchen Karten verſchiedene Anzahl von Blättern, denn mit Ausnahme der genannten ſind alle Farben und Blätter gleich. Der wichtigſte unter den Taroks oder Trümpfen iſt der Scüs und der Pagat, wovon jener der wichtigſte, dieſer der niedrigſte iſt, der von jedem andern überſtochen wird, und in der Mitte, oder gar zu allerletzt verloren, ſeinem Beſitzer zwanzig Points Strafe zuzieht. Das Tarok wird gewöhnlich unter drei, jedoch auch unter zwei Perſonen geſpielt. An vielen Orten iſt auch das Tarok l'hombre gewöhnlich. * r.

Tarpēja war die Tochter des Spurius Tarpejus, eines Römers, dem in dem Kriege des Romulus mit den Sabinern die Behauptung einer Burg auf der ſüdlichen Spitze des capitoliniſchen Berges anvertraut war. Sie ließ ſich vom Tatius, dem Heerführer der Sabiner, beſtechen, ihm ein geheimes Thor in dieſe Burg zu eröffnen, und einer Sage nach erhielt jene Seite des Berges den Namen tarpejus mons. Bekanntlich wurden bei den Römern Verbrecher von dem tarpejiſchen Felſen (saxum tarpejum, rupes tarpeja) herabgeſtürzt. Oft bedrohten die Volkstribunen Perſonen vom erſten Range mit dieſer Strafe, die auch zu Horazens Zeiten noch nicht abgeſchafft war. Tiberius ließ ſie ſogar noch an dem Sextus Marius vollziehen.

Tarquinius (Lucius), der Ältere (Priscus), König der Römer, Sohn eines corinthiſchen Kaufmannes, folgte dem Ancus

Martius, und regierte vom Jahre Roms 138 — 175. Er vermehrte die Zahl des Senats und der Ritter, und erweiterte durch ſeine beſtändigen Kriege mit den Lateinern, Sabinern und Etruskern die römiſche Macht. Mit den von dieſen Völkern eroberten Schätzen verſchönerte er die Stadt Rom, ließ ſie mit einer Mauer verſehen, gründete das Capitolium, führte die Triumphaufzüge und andere Gegenſtände des Luxus ein, und legte den Grund zu den Tempeln des Jupiter, der Juno und der Minerva. Er hatte ſeine Tochter mit Servius Tullius verheirathet, und den Vorſatz, die Königswürde von Rom auf ſeinen Schwiegerſohn zu vererben. Die Söhne des Ancus Martius wollten dies verhindern, mietheten deßhalb zwei Jäger, die einen verſtellten Streit vor den Thoren des königlichen Palaſtes anfangen mußten, und einige Mitverſchworne mußten den Tarquinius zur Beilegung des Kampfes herbeirufen. Als der König den einen von den Streitenden über den Zwiſt befragte, ſchlug ihn der andere mit ſeiner Streitaxt nieder und entfloh. Die Wunde war tödtlich, allein die Königin Tanaquil, Tarquinius Gemahlin, wußte ſo liſtig den Tod ihre Gatten, (welcher im 80ſten Lebens- und im 39ſten Regierungsjahre deſſelben erfolgte) zu verbergen, daß ihr Schwiegerſohn Servius Tullius zur Königswürde gelangte.

Tartane, ein kleines leichtes Fahrzeug, das vorzüglich im mittelländiſchen Meere, theils zur Fiſcherei, theils zum Küſtenhandel gebraucht wird, nur einen großen Maſt und einen Fockmaſt hat, und, wie alle kleinere Schiffe in dieſem Meere, dreieckige Segel führt, welche die Italiener vela latina nennen.

Tartaren, Tartarei, ſ. Tataren, Tatarei.

Tartarus (Mythologie), nannten die Alten den Ort, wo die Titanen und Verdammten eingeſchloſſen waren. Sie dachten ihn ſich unter der Erde, in ewiges Dunkel gehüllt, als den Gegenſatz vom *Elyſium*. Eine ausführliche Schilderung dieſes ſchauervollen Aufenthaltes findet ſich bei *Heſiodos*, einem der älteſten griechiſchen Dichter. Gleich fern von der Erde (heißt es bei ihm in der Theogonie) iſt des Tartaros finſterer Abgrund (nämlich als der Himmel entfernt iſt von der Erde).

Wenn neun Tag' und Nächte ſodann ein eherner Amboß
Fiele hinab von der Erd', am zehnten käm' er zum Abgrund.
Ehrnes Geheg' umläuft den Tartaros; aber umher ruht
Dreifach gelagerte Nacht an dem Eingang.

Damit iſt vorzüglich *Virgils* Beſchreibung im ſechsten Buche der Äneis zu vergleichen, wo die Strafen der Verdammten umſtändlicher geſchildert werden. Dort liegt der ungeheuere Tityos über neun Hufen Landes hin ausgeſtreckt, und nährt mit ſeiner Leber zwei nimmer weichende Geier; Siſyphos wälzt den gewaltigen Stein, Ixion wird mit dem Rade umgedreht, und Tantalos muß ewig hungernd und durſtend ſchmachten, und die Danaiden ſchöpfen die lethäiſche Fluth in durchlöcherte Gefäße. In den älteſten Vorſtellungen erſcheint oft das ganze Todtenreich als ein düſterer unterirdiſcher Ort, und wird bisweilen im Allgemeinen durch den Namen *Tartaros* als *Plutons* Reich bezeichnet; eigentlich aber dachte man ſich gewöhnlich den Tartaros, den Aufenthalt der Titanen und Verdammten, als den tiefſten und finſterſten Theil der Unterwelt.

Tartini, einer der größten italieniſchen Violinſpieler in der Mitte des 18ten Jahrhunderts. Das Jahr ſeiner Geburt und ſeines Todes konnten wir nicht finden, daß er jedoch noch 1760, wenn auch ſchon bei hohem Alter, ſehr geſund und munter war, iſt eine ausgemachte Sache. Als Meiſter in der Compoſition, wie im Spiel, war er der gefeierte Lehrer aller, die die Muſik gründlich in jener Zeit üben wollten. Namentlich hat er als ſolcher zur Bildung des Capellmeiſters Naumann in Dresden, deſſen Ausbildung er ungemein förderte, weſentlich beigetragen. Der Werke, ſowohl der practiſch = theoretiſchen, über Führung des Bogens u. ſ. w., als auch bloß für den Vortrag berechneten, ſind ziemlich viele, und die wenigſten dürften jetzt, ſelbſt von guten Meiſtern vorgetragen werden, theils weil ſie nicht dem Geſchmacke zuſagen, theils der Art der Bogenführung, die jetzt gewöhnlich iſt, und dem Vortrag unſerer Tage ziemlich fremd ſind. Das berühmteſte, was er ſchrieb, war ſeine ſogenannte Teufelsſonate, unmittelbar, wie er ſelbſt geglaubt zu haben ſcheint, vom Teufel eingegeben. Er hatte ſie immer, wenigſtens vor ſich im Zimmer hängen, und als Produkt einer ganz beſonders begeiſterten Stimmung, konnte ſie allerdings ihm durch die Entſtehung, ſeinen Zeitgenoſſen durch ihre frappenten Gänge, Diſſonanzen und Paſſagen merkwürdig ſeyn. Er ſoll (nach Gerber) 1801 in Paris geſtorben ſeyn. * r.

Tartſche, wahrſcheinlich ein ſlaviſches Wort, denn es iſt noch in der polniſchen und ruſſiſchen Sprache ein runder, in der Mitte erhabener Schild, der ſonſt beſonders bei den Türken ſehr gewöhnlich war.

Tartüffe, das berühmteſte Luſtſpiel von Molière, 1664 zuerſt vor Ludwig XIV. auf die Bühne gebracht. Es war, behaupteten einige, darin der Charakter von Ludwigs Beichtvater, dem Pater la Chaiſe copirt. Hatte Molière ſchon vorher durch ſeine Geißelhiebe Ärzte, Verbildete, Gecken, Thoren aller Art mit einem Worte, gereizt und ſich Feinde erweckt, ſo war mit dem Tartüffe der Krieg nun vollends erklärt, und die Geiſtlichkeit bot alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel auf, die Aufführung vor dem großen Publicum zu hindern. Zwei Jahre plaidirte Molière vergebens bei Hofe, beim päpſtlichen Legaten, bei den Prälaten dieſe zu bewirken. Als eben ſchon der Vorhang aufgehen ſollte, ward es noch unterſagt, weil, wie Molière es ankündigte, der Herr Präſident (des Parlaments) nicht erlauben wollte, ihn vorzuſtellen, (zum Narren zu haben). (Monsieur le président ne veut pas, qu'on le joue!). Erſt 1669 im Februar hatte Molière ſein Ziel erreicht, und drei Monate wurde es ununterbrochen hinter einander gegeben, zum Verdruſſe aller Scheinheiligen, Betſchweſtern und Heuchler, die hier mit alle dem Witze und Scharfſinn gezeichnet waren, welche Molièren noch jetzt zu einer Fundgrube der Komik machen. Eine deutſche Bearbeitung hat Zſchokke im dritten Bande ſeiner Bearbeitung der Molièrſchen Luſtſpiele (Zürich bei H. Geßner, 1805) gegeben. * r.

Taſſo (Bernardo), der Vater des berühmten Torquato, ſelbſt einer der vorzüglichſten epiſchen nud lyriſchen Dichter Italiens, deſſen Ruhm jedoch von ſeinem Sohne verdunkelt worden. Bernardo Taſſo war im Jahre 1493 zu Bergamo aus einem alten und adeligen Geſchlechte geboren, und empfing eine um ſo ſorgfältigere Erziehung, je ſchönere Anlagen er ſchon als Knabe verrieth. Unglücklicher Weiſe aber ſtarben beide Ältern früh, und hinterließen ſo we-

nig Vermögen, daß der junge Bernardo nur durch die Unterſtützung ſeines Oheims, Luigi Taſſo, Biſchofs von Recanati, ſeine Studien fortſetzen konnte. Er machte ſchnelle Fortſchritte im Griechiſchen und Lateiniſchen, und cultivirte bald mit gleichem Erfolg die italieniſche Poeſie und Beredſamkeit. Er war 27 Jahre alt, als ein neues Unglück ſeine Ruhe unterbrach, und ſeine Hoffnungen zerſtörte. Sein Oheim ward auf einem Landgute von zwei raubſüchtigen Dienern ermordet. So blieb ihm nichts, als ſein geringes Erbtheil, mit welchem er ſich nach Padua begab, um ſich dort durch den Unterricht und den Umgang gelehrter Männer weiter auszubilden. Sein Augenmerk war nicht bloß auf die Poeſie, ſondern auf Staatskunſt und Staatswiſſenſchaft gerichtet, durch welche er Glück und Ehre zu erwerben hoffte. Als Dichter wurde er ſchon damals durch ganz Italien bekannt, beſonders als er ſeinen Schmerz über den Verluſt ſeiner Geliebten, der durch Geburt, Tugend und Schönheit gleich ausgezeichneten Ginevra Malateſta, die ihm den Cavaliere degli Obizzi vorzog, in einem herrlichen Sonette ausſprach, ſo wie er ſie früher in ſeinen Verſen geprieſen hatte. Graf Guido Rangone, General der Kirche, ein Freund der Wiſſenſchaften, nahm ihn jetzt in ſeine Dienſte, und übertrug ihm bald die ſchwierigſten Unterhandlungen zu Rom mit Clemens VII. und in Frankreich mit Franz I. Mit deſſen Bewilligung trat Bernardo in die Dienſte der Prinzeſſin Renata, Herzogin von Ferrara, verließ jedoch bald dieſen Hof, und ging nach Padua, und von da nach Venedig zurück. Hier gab er eine Sammlung ſeiner Gedichte heraus, die ihm eine Stelle unter den erſten, damals lebenden Dichtern verſchaffte. Ferrante Sanſeverino, Fürſt von Salerno, eilte, ihm die Stelle eines Secretärs anzubieten, welche jener auch annahm (gegen 1531). Der Fürſt nahm ihn ehrenvoll auf, und beſtimmte ihm einen anſehnlichen Jahrgehalt auf Lebenszeit. Daher bemühte ſich Bernardo, ſowohl durch Eifer und Treue in den Geſchäften, als durch ſeine Poeſien ſich in der Gunſt des Fürſten und der Fürſtin zu erhalten. Als Sanſeverino von Carl V. den Auftrag erhielt, an der Belagerung von Tunis Theil zu nehmen, hatte er Bernardo in ſeinem Gefolge, der ſich in mehreren Gefechten auszeichnete, aber auch unter den Waffen den Muſen diente. Nach dieſer Unternehmung, die ihm neue Belohnungen eintrug, ging er in Geſchäften ſeines Fürſten nach Spanien; nach ſeiner Rückkehr erhielt er die Erlaubniß, ſich einige Zeit in Venedig aufzuhalten, theils um ſeine Freunde zu ſehen, theils um eine neue Sammlung ſeiner Gedichte herauszugeben. Die Liebe, die er für die ſchöne Tullia von Aragon hier faßte, mehr als jene Angelegenheiten, hielt ihn faſt ein Jahr zurück. Er kehrte hierauf nach Salerno zurück, wo er ſich 1539 mit der ſchönen, reichen, durch Geiſt und Tugend ausgezeichneten Porzia de Roſſi verheirathete. Mit ſeines Fürſten Genehmigung zog er ſich nach dem anmuthigen Sorrento zurück, wo er mehrere Jahre höchſt glücklich erlebte. Seine Muße wandte er auf die Poeſie und begann ſein Gedicht Amadis. Er war eben in Piemont mit ſeinem Fürſten, dem er auch nach Flandern folgte, als ſein drittes Kind, jener berühmte Torquato, geboren ward. Nach ſeiner Zurückkunft mußte er der Geſchäfte wegen in Salerno bleiben; ſein häusliches Glück ſollte nicht wiederkehren. Als der Vicekönig von Neapel 1547 ein kaiſerliches Edict bekannt machte, das die Inquiſition wieder einführte, empörten ſich die

Neapolitaner, und ließen Sanſeverino bitten, ſich in ihrem Namen zum Kaiſer zu verfügen, und ihre Sache zu führen. Dieſer unterzog ſich dem ſchwierigen Geſchäft auf den Rath Bernardo's, der ihn begleitete. Aber alle ſeine Bemühungen, Gerechtigkeit zu erlangen, waren vergebens, und er kehrte mißvergnügt nach Salerno zurück, wo bald darauf ein Meuchelmörder ihn durch einen Schuß ſchwer verwundete. Der Fürſt klagte den Vicekönig dieſes Attentats an, und warf, da der Kaiſer ihm den Glauben verſagte, ſelbſt auf dieſen Verdacht. Dieſe und noch andere Kränkungen bewogen ihn endlich, auf die Seite des Königs von Frankreich zu treten. Der Vicekönig ſäumte nicht, ihn für einen Rebellen zu erklären, und ſeine Beſitzungen und Güter einzuziehen. Bernardo, der den Ausgang der Sachen in Rom abgewartet hatte, eilte, der Pflicht und Ehre getreu, zu ſeinem unglücklichen Herrn, deſſen Schickſal er theilte, während ſeine theuere Familie in Neapel der Noth und dem Kummer preisgegeben war. Sanſeverino ſandte ihn 1552 an Heinrich II. von Frankreich, um ihn zu einem Unternehmen auf Neapel zu bewegen; aber alle Bemühungen blieben vergebens, und Bernardo bat endlich ſeinen Fürſten um die Erlaubniß, nach Italien zurückkehren zu dürfen. Er kam 1554 in Rom an, wohin er ſeine Familie berief. Seine Gattin ward jedoch von ihren Verwandten zurückgehalten; nur ſein Sohn Torquato kam, dem unglücklichen Vater zum Troſte, dem noch größere Leiden aufgeſpart waren. Im Jahre 1356 ſtarb vor Kummer ſeine Porzia, und bald darauf ſah er durch das Anrücken des Herzogs von Alba ſich in Rom abermals in Gefahr. Er ſandte ſeinen Sohn nach Bergamo, ließ all ſeine Habe im Stich, und kam, von allem entblößt, einzig mit ſeinem Gedicht Amadis nach Ravenna. Der Herzog von Urbino (Guidobaldo II. von Ravenna) machte ſogleich ſeiner Noth ein Ende, und rief ihn nach Peſaro. Hier athmete Bernardo wieder freier; er lebte in geehrten Verhältniſſen und ohne Sorgen. Dieſe Ruhe benutzte er, den Amadis zu vollenden. Dann begab er ſich nach Venedig, wo ihm die größten Auszeichnungen zu Theil wurden, und beſorgte hier 1560 eine ſchöne Ausgabe ſeines Amadis, und eine ſehr vermehrte Ausgabe ſeiner Gedichte. Der Herzog von Urbino bemühte ſich indeß bei Philipp II., dem Taſſo die Rückgabe ſeiner eingezogenen Güter auszuwirken, aber vergebens. Im Jahr 1563 trat Bernardo als erſter Secretär in die Dienſte des Herzogs Wilhelm von Mantua, der ihn mit Beweiſen der Hochachtung und des Vertrauens überhäufte. Trotz ſeines hohen Alters war er noch in ungeſchwächter Kraft, und ſtets mit der Poeſie beſchäftigt. Er zog aus dem Amadis die Epiſode des Floridante, und begann ſie zu einem eigenen Epos zu bearbeiten. Aber er war noch nicht weit gediehen, als er bald nach ſeiner Ankunft in Oſtiglia, wohin er als Gouverneur gegangen war, erkrankte, und am 4ten September 1569 in den Armen ſeines Sohnes, welcher ſogleich herbeieilte, ſtarb. Der Herzog ließ den Leichnam in Sant' Egidio zu Mantua beerdigen und einen ſchönen Marmor auf die Grabſtätte legen, mit der einfachen aber gnügenden Inſchrift: Ossa Bernardi Tassi. Später ließ Torquato die Aſche ſeines Vaters nach Ferrara bringen, und in St. Paul beſtatten. Von Charakter war Bernardo eben ſo liebenswürdig als achtungswerth; Stolz, Neid und Rachſucht waren ſeinem freien, heiteren Gemüth unbekannt, vielmehr war er anſpruchslos, offen, ein Freund ſeiner Freunde, und auch im Unge-

mach gefaßt und gleichmüthig. Sein Hauptwerk iſt ſein Amadis, ein romantiſches Epos, worin der Dichter ein großes und ſchönes Talent entwickelt hat. Kunſtreich ſind drei Hauptfabeln in einander geſchlungen, die mannichfaltigſten Epiſoden wechſeln mit einander, und ſtete Überraſchungen unterhalten das Intereſſe. In dem Ausdruck zärtlicher Leidenſchaften, in Naturſchilderungen, in der lebendigen Darſtellung von Kämpfen und Abenteuern findet ſich alles aufgewendet, was die Poeſie darbietet. Aber mit allen dieſen herrlichen Eigenſchaften hat er Arioſts Orlando nicht erreicht, von dem allein er übertroffen wird. Seine lyriſchen und übrigen Gedichte in fünf Büchern gehören zu den lieblichſten, welche Italien beſitzt. Außerdem haben wir von ihm in Proſa eine, in der Akademie zu Venedig gehaltene Rede über die Poeſie, und drei Bände Briefe, die ſowohl für ſein und ſeines Sohnes Leben, als auch für die politiſche und Literargeſchichte ſeiner Zeit wichtig ſind. M.

Taſſo (Torquato), dieſer durch ſeine unſterblichen Werke allgemein berühmt, durch ſeine Schickſale ein Gegenſtand ſchmerzlicher Theilnahme gewordene Dichter war des obengenannten Bernardo Taſſo Sohn, und den 11ten März 1544 zu Sorrento geboren. Seine Anlagen entwickelten ſich ungewöhnlich früh und ſchnell; dabei zeigte er ſich ſchon als ein zartes Kind ſtets ernſt, nie lachend noch weinend. Er wurde, als er drei Jahre alt war, dem Unterricht des Giovanni d'Angeluzzo übergeben, und machte in zwei Jahren ſo große Fortſchritte, daß ſein damals wieder heimgekommener Vater dadurch eben ſo ſehr überraſcht als erfreut wurde. Von ſeinem ſiebenten Jahre beſuchte er die Schulen, welche die Jeſuiten in Neapel eröffnet hatten. Hier blieb er drei Jahre, und lernte die beſten lateiniſchen und griechiſchen Schriftſteller verſtehen und erklären. Dann berief ihn ſein Vater nach Rom, wo er unter deſſen Augen ſeine Studien mit gleichem Erfolge zwei Jahre fortſetzte. Darauf ging er unter Angeluzzo's Leitung nach Bergamo, und ſechs Monate darauf nach Peſaro, wo ſein Vater bei dem Herzog von Urbino Aufnahme gefunden hatte. Hier theilte er den Unterricht mit dem Sohne des Herzogs. Seine Lieblingsſtudien waren Philoſophie und Poeſie; damit verband er Mathematik und alle ritterlichen Übungen. Als ſein Vater ſich in Venedig aufhielt, blieb er ein Jahr lang bei ihm dort, und ging ſodann nach Padua, mit der Beſtimmung, die Rechte zu ſtudiren. Aber ſeine Neigung zog ihn unwiderſtehlich zur Poeſie, und in einem Alter von ſiebenzehn Jahren trat er mit einem epiſchen Gedicht in zwölf Geſängen, Rinaldo, hervor, das er dem Cardinal Lodovico von Eſte zueignete. Italien nahm dieſes Werk mit allgemeinem Beifall auf, und der Vater willigte nach langem Widerſtande ein, daß er die Rechtsſtudien aufgab. Jetzt widmete ſich Torquato mit doppeltem Eifer literariſchen und philoſophiſchen Studien, und folgte zu dieſem Zweck einer Einladung nach Bologna. Hier begann er, den ſchon in Padua gemachten Entwurf zu einem epiſchen Gedicht von der Eroberung Jeruſalems unter der Anführung Gottfrieds von Bouillon auszuführen. Aber in dieſen Beſchäftigungen ſah er ſich unerwartet geſtört. Man hielt ihn fälſchlich für den Verfaſſer eines umgehenden ſatiriſchen Gedichts, und unterwarf ihn einer gerichtlichen Unterſuchung. Dieſe Kränkung bewog ihn, Bologna zu verlaſſen. Er ging nach Modena, von wo ſein Vater eben nach Rom gereiſ't war. Um ſo leichter folgte er der Einladung ſeines Ju-

gendfreundes, des jungen Scipio Gonzaga, der in Padua die Akademie der Eterei geſtiftet hatte, und der Taſſo an der Spitze derſelben zu ſehen wünſchte. Mit höchſtem Fleiße ſtudirte er die Philoſophie des Ariſtoteles, beſonders aber des Plato, zu dem ſein eigener Geiſt ihn vor allen hinziehen mußte. Dabei verlor er ſein Epos nicht aus dem Auge; wie ernſtlich ihn die Theorie dieſer Gattung beſchäftigte, beweiſen ſeine damals verfaßten drei Dialogen darüber. Während der Ferien beſuchte er ſeinen Vater in Mantua, der ihn auf das zärtlichſte empfing, und ohne Schmerz in ſeinem Sohne den Dichter erkannte, der ihn ſelbſt übertreffen ſollte. Als Taſſo wieder nach Padua zurückgekommen war, vernahm er, daß der Cardinal Lodovico von Eſte ihn zu einem ſeiner Cavaliere ernannt habe, und bei der Vermählung ſeines Bruders Alphons mit einer Erzherzogin von Öſterreich ihn in Ferrara zu ſehen wünſche. Taſſo eilte (im October 1565) dahin, und wohnte den glänzenden Feſten dieſes prachtliebenden und galanten Hofes bei, womit jene Vermählung gefeiert wurde. Die beiden Schweſtern des Herzogs, Lucretia und Leonora, beide zwar nicht mehr jugendlich, aber ſchön und liebenswürdig, ſchenkten dem Dichter ihre Gunſt, beſonders erſtere, die ihn bald bei Alphons einführte. Dieſer Fürſt, welcher wußte, daß Taſſo die Eroberung Jeruſalems in einem Epos verherrlichen wollte, empfing ihn auf das ſchmeichelhafteſte, und ermunterte ihn zu ſeinem Unternehmen ſo dringend, daß der Dichter nicht nur zu ſeiner ſeit zwei Jahren unterbrochenen Arbeit zurückkehrte, ſondern auch beſchloß, ſein Werk dem Herzog Alphons zuzueignen und überhaupt dem Ruhme des Fürſtenhauſes zu widmen, von dem er damals ſo große Gunſt genoß. Nur auf kurze Zeit verließ er Ferrara, um Padua, Mailand, Pavia und Mantua, wo er abermals ſeinen Vater ſah, zu beſuchen. Mit erhöhtem Ruhme kehrte er zurück. Eine junge Dame, Lucretia Benadidio, wurde der Gegenſtand ſeiner dichteriſchen Ergüſſe. Durch dieſes Verhältniß ward er der Nebenbuhler von des Herzogs Secretär Pigna, deſſen Feindſchaft ihm nachtheilig werden konnte. Seine Beſchützerin Leonore, welche dieſes Übel vorausſah, wußte ihm auch vorzubeugen. Großen Schmerz verurſachte dem zart und tieffühlenden Herzen Taſſo's der unerwartete Tod ſeines geliebten Vaters; doch hielten weder dieſer Trauerfall, noch ſonſtige Zerſtreuungen ihn ab, täglich an ſeinem Gedichte zu arbeiten, von dem er acht Geſänge vollendet hatte, als er im Gefolge des Cardinals von Eſte nach Frankreich reiſ'te. Hier ward er von Carl IX. ſowohl als von dem ganzen Hofe mit Auszeichnung aufgenommen. Der Dichter Ronſard war ſein Freund, und beide theilten ſich ihre dichteriſchen Arbeiten mit. Indeß mochte Taſſo ſich über den Gegenſtand, der damals alle Gemüther beſchäftigte, zu frei und rückſichtlos für die Verhältniſſe, in denen er mit dem Cardinal ſtand, äußern; er verlor die Gunſt deſſelben, gerieth dadurch, wie es ſcheint, ſogar in perſönliche Noth und Verlegenheit, und nahm endlich Urlaub nach Italien, der ihm ertheilt wurde. Taſſo kehrte in Geſellſchaft von Manzuoli, des Cardinals Secretär, nach Rom zurück, und trat bald darauf, ſeinem Wunſche gemäß, auf die Vermittelung der Fürſtin von Urbino und der Prinzeſſin Leonore in die Dienſte des Herzogs Alphons. Die Bedingungen waren vortheilhaft und ehrenvoll, und ließen ihm vollkommene Freiheit. Aber kaum hatte er die Arbeit, auf welche die Welt mit

Ungeduld wartete, hier wieder vorgenommen, als der Tod der Gemahlin des Herzogs ihn aufs neue ſtörte. Alphons machte bald darauf zu ſeiner Zerſtreuung eine Reiſe nach Rom, und Taſſo benützte die Muße, die ihm zu Theil wurde, ein Werk auszuführen, zu welchem der Plan ſchon lange in ſeinem Innern ruhte, den Aminta. Die Aufführung einer dialogiſirten Idylle von Agoſtino degli Argenti, der er ſechs Jahre zuvor in Ferrara beigewohnt, hatte ihn entzückt, und den Gedanken zu einem ähnlichen Werke in ihm geweckt, welches er jetzt in zwei Monaten vollendete. Alles, was Italien in dieſer Gattung beſaß, wurde davon weit übertroffen, wiewohl Guarini in der Folge bewies, daß es nicht unübertrefflich, mindeſtens nicht unerreichbar ſey. Der Herzog wurde durch dieſe dramatiſche Dichtung auf das angenehmſte bei ſeiner Rückkehr überraſcht, und ordnete die Aufführung mit größtem Glanze an. Taſſo's Anſehen und Gunſt beim Herzoge ſtieg; aber eben dieſes Glück weckte ihm auch Neider, die in geheim darauf dachten ihn zu verderben. Die Prinzeſſin von Urbino, Lucretia von Eſte, hatte der Vorſtellung des Aminta nicht beiwohnen können, ſie wünſchte das Gedicht, das der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung war, kennen zu lernen, und auf dieſe Veranlaſſung begab ſich Taſſo zu ihr nach Peſaro, wo ihn der alte Fürſt Guidobaldo, ſo wie deſſen Söhne und Schwiegertochter ſehr ſchmeichelhaft aufnahmen. Mehrere Monate verlebte er in dem reizenden Caſtel Durante in der vertrauteſten Freundſchaft mit Lucretia, die gern die Verſe hörte, in welchen er ſie verherrlichte. Mit reichen Geſchenken, und mit dem ſchönen Gefühl des Glücks, deſſen er genoß, kam er nach Ferrara zurück, und wandte ſich wieder zu ſeinem Epos. Ungern unterbrach er dieſe Arbeit abermals, um den Herzog nach Venedig zu begleiten, wohin dieſer dem König Heinrich III., der von dem Thron Polens auf den Thron Frankreichs ſtieg, entgegenreiſ'te, um ihn mit ſich nach Ferrara zu führen. Dieſe Reiſe fiel in die heißeſte Jahreszeit, und zog dem Dichter ein Fieber zu, an dem er lange litt, und das ihn an aller Arbeit hinderte. Während er auf dem Wege der Geneſung war, endigte er endlich im Frühjahr 1575 ſeinen Goffredo, die Frucht ſo vieler Anſtrengungen, und die Quelle ſo großen Unglücks. Aber er wünſchte, ehe er ihn bekannt machte, die Urtheile ſeiner Freunde zu hören, und dieſe waren ſo verſchieden, daß ſie ihn nur in Verwirrung und Unruhe ſetzen konnten. Er verfiel dadurch ſogar in ein hitziges Fieber, von dem er jedoch bald wieder hergeſtellt wurde. Er nahm ſogleich ſein Werk aufs neue vor, um es an einzelnen Stellen umzuarbeiten oder abzuändern. Der Herzog behandelte ihn mit verdoppelter Auszeichnung und Sorgfalt. Taſſo mußte ihn auf ſeinen Luſtreiſen nach Belriguardo begleiten, und Lucretia, die ſich von ihrem Gemahl getrennt hatte, und zu ihrem Bruder zurückgekehrt war, wünſchte den Dichter ſtets um ſich zu haben. Nur mit Mühe wirkte er ſich unter dieſen Umſtänden die Erlaubniß aus, nach Rom zu gehen, und dort ſein Gedicht einer neuen und gründlichen Prüfung zu unterwerfen (im November 1575). Hier empfing ihn vor allen ſein Freund Scipio von Gonzaga. Von dieſem wurde er dem Cardinal Ferdinand von Medicis, dem Bruder und nachmaligen Nachfolger des Großherzogs von Toscana, vorgeſtellt, und da derſelbe wußte, daß der Dichter ſich in Ferrara nicht mehr ganz gefiel, trug er ihm die Dienſte des Großherzogs an, die jener jedoch ablehnte, weil er vor allen Dingen

die Pflichten der Dankbarkeit gegen das Haus Eſte erfüllen wollte. Vielmehr kehrte er, nachdem er in Rom ſeine Abſicht erreicht, auch dem Kirchenjubiläum mit frommem Eifer beigewohnt hatte, nach Ferrara zurück. Hier erſchien bald nach ihm die junge und ſchöne Gräfin Leonore Sanvitali, Gemahlin des Grafen Scandiano, deren eifrigſter Verehrer und Verherrlicher Taſſo wurde. Da auch ſie ihrer Seits nicht unempfindlich blieb, und der Herzog um dieſelbe Zeit das durch Pigna's Tod erledigte Amt eines Hiſtoriographen des Hauſes Eſte dem Dichter verlieh, ſo fand dieſer ſich, zu ſeinem Unglück, nun um ſo feſter an Ferrara gebunden, und erregte um ſo lebhafter den Haß ſeiner Neider und Feinde. Einer der letztern hatte ſich unter der Maske der Freundſchaft ſein ganzes Vertrauen erworben, und war der Mitwiſſer ſeiner zarteſten Geheimniſſe geworden. Taſſo erfuhr den Mißbrauch, den dieſer davon machte, traf in den Zimmern oder in dem Hofe des herzoglichen Palaſtes mit ihm zuſammen, und ließ ſich von ſeiner Heftigkeit hinreißen, dem verrätheriſchen Freund ins Geſicht zu ſchlagen, wofür dieſer ſich durch einen meuchelmörderiſchen Anfall, den Taſſo jedoch muthig zurücktrieb, zu rächen ſuchte. Weitere Folgen hatte dieſes Ereigniß nicht, und mit Ungrund wird erzählt, daß Alphons den Dichter unter dem Vorwande, ihn in Sicherheit zu bringen, habe einkerkern laſſen, worüber jener in eine geiſtige Zerrüttung gerathen ſei, deren Folgen ſich bald nachher äußerten. Taſſo's eigene Briefe beweiſen das Gegentheil. Aber wahren Kummer machte ihm die Nachricht, daß in einer Stadt Italiens ſein Gedicht gedruckt werde, einmal, weil es ihm zum Drucke noch nicht vollendet ſchien, dann aber auch, weil er ſich dadurch der Vortheile beraubt ſah, die er ſich von einer ſo vieljährigen Arbeit verſprochen hatte. Dazu kamen noch andere, theils wahre, theils eingebildete Kümmerniſſe, die ſeine Schwermuth vermehrten; er glaubte ſich von Feinden verfolgt, verleumdet, angeklagt. In dieſer Gemüthsſtimmung zog er eines Abends in den Zimmern der Herzogin von Urbino den Degen gegen einen ihrer Diener. Dies bewog den Herzog allerdings, ihn verhaften und in einem Hauſe neben dem Palaſte einſchließen zu laſſen, allein auf ſeine Bitten ſetzte er ihn wieder in Freiheit, und verlangte bloß, daß er ſich ärztlich ſolle behandeln laſſen. Die Cur ſchien Erfolg zu haben, und der Herzog nahm ihn auf einer Luſtreiſe nach Belriguardo mit ſich, um ihn zu tröſten und zu zerſtreuen, nachdem er ihn wegen einiger Gewiſſensſcrupel, die Taſſo ſich über manche ihm entſtandene Zweifel in Religionsſachen machte, durch den Inquiſitor ſelbſt hatte beruhigen laſſen. Aber alle dieſe Sorgfalt reichte nicht hin, den Frieden in ſeinem Innern wieder herzuſtellen, und der Herzog ſah ſich endlich genöthigt, ihn auf ſein Verlangen nach Ferrara zu den Franziscanern zurückbringen zu laſſen. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich dennoch immer mehr; er ſah ſich von eingebildeten Gefahren umgeben, machte ſich die peinlichſten Gewiſſensſcrupel, und ergriff in dieſer Zerrüttung endlich einen unbewachten Augenblick, um, von allem entblößt wie er war, ſelbſt ohne ſeine Handſchriften und Papiere, die Flucht zu nehmen (20ſten Julius 1577). Er eilte zu ſeiner Schweſter Cornelia, welche im Witwenſtande zu Sorrento in Neapel lebte, und ihn auf das zärtlichſte aufnahm. Durch ihre Sorgfalt fing er an, ruhiger zu werden; er bereute ſeine übereilte Flucht, und wandte ſich mit Bittſchreiben an den Herzog und die Fürſtinnen, um ſeinen Poſten,

vornehmlich aber ihr Wohlwollen wieder zu erlangen. Nur Leonore antwortete ihm, ohne ihm dazu Hoffnung zu geben. Dennoch beſchloß Taſſo, nach Ferrara zurückzukehren, und ſein Schickſal in die Hände des Herzogs zu legen. Dieſen Entſchluß führte er aus, ſo ſehr auch ſeine Freunde in Rom ihm abriethen, und ſo offenbare Beweiſe von Gleichgültigkeit ihm auch der Herzog ſelbſt gab, indem er es ihm nicht nur zur Bedingung der Rückkehr machte, ſich heilen zu laſſen, ſondern ihm auch die Erläuterung und Erörterung über die Vergangenheit unter der Drohung verbot, auf der Stelle für immer aus dem Herzogthume weggewieſen zu werden. Der erſte Empfang war ſehr günſtig, aber das alte Übel kehrte nur zu bald zurück. Eine hauptſächliche und allerdings gegründete Urſache war, daß man ihm ſeine Papiere vorenthielt. In Verzweiflung darüber entwich er zum zweitenmal; vergebens ſuchte er in Mantua, Padua und Venedig eine Zuflucht; erſt am Hofe von Urbino fand er eine würdige Aufnahme. Aber aller Freundſchaft und Sorgfalt ungeachtet, die man für ihn hatte, kehrte auch hier ſeine Schwermuth zurück; er glaubte ſich nicht ſicher, und indem er eingebildeten Gefahren zu entfliehen glaubte, ſtürzte er ſich in wirkliche. Er hoffte in Turin zu finden, was er ſuchte, und machte ſich heimlich dahin auf den Weg. Er kam an dem Thore der Stadt in einem Zuſtande an, daß die Wache ihn nicht einlaſſen wollte. Zufällig erkannte ihn ein Freund, zog ihn aus der Verlegenheit, und führte ihn zu dem Marquis Philipp von Eſte, der ihn auf das liebevollſte und freigebigſte aufnahm. Der Erzbiſchof von Turin, ein La Rovere und alter Freund Bernardo Taſſo's, ſtellte ihn dem Herzog Carl Emanuel vor, welcher ihm dieſelben Bedingungen anbot, unter denen er ſich in Ferrara befunden. Noch einmal faßte der Unglückliche einigen Muth, und herrliche Funken ſeines Geiſtes glänzten durch die trüben Nebel, die ſein Gemüth verſchleierten und nur zu bald wieder das Übergewicht erhielten. Er ſehnte ſich abermals nach Ferrara zurück und hielt dazu die Vermählung des Herzogs mit Margareta Gonzaga für den ſchicklichſten Zeitpunkt. Er kam, aber wie bitter ſah er ſich getäuſcht. Allenthalben nahm man ihn mit Gleichgültigkeit, ja mit Spott und Verachtung auf, weder der Herzog noch die Fürſtinnen ließen ihn vor ſich. Da verließ ihn die Geduld, die nie ſeine Tugend war, und er ergoß ſich laut und öffentlich in Schmähungen gegen Alphons und den ganzen Hof. Der Herzog, der davon hörte, befahl, ſtatt an dem Unglücklichen Mittleid zu üben, ihn in das St. Annen-Hoſpital zu bringen, und als einen Raſenden dort wohl zu verwahren (März 1599). Man hat, um dieſen harten und grauſamen Befehl des Fürſten zu erklären, noch andere Gründe aufgeſucht, und ſie in der Liebe Taſſo's zu der Prinzeſſin Leonore finden wollen. Allein ſo wenig dieſe durchaus tugendhafte und ritterliche Liebe zu leugnen iſt, ſo wenig läßt ſich doch aus irgend einem Grunde darthun, daß Taſſo je die Gränzen der Ehrfurcht und Beſcheidenheit überſchritten habe. Wohl aber mag ſie zu dem Wahnſinn beigetragen haben, der ihn unbezweifelt zuweilen heimſuchte, und der ſowohl phyſiſche als moraliſche Urſachen haben mochte, über die wir jedoch wegeilen müſſen. Daß Taſſo durch eine ſolche Maßregel, als man gegen ihn verhängt hatte, nicht geheilt werden konnte, leuchtet wohl von ſelbſt ein. Schon der Gedanke, daß er in einem Narrenhauſe gefangen gehalten werde, mußte ihn empören, eben ſo übel mußte er die

Härte, mit der er ſich behandelt ſah, die Nichtbeachtung, mit der alle ſeine Bitten und Vorſtellungen von dem Herzog und der Prinzeſſin aufgenommen wurden, empfinden. Und dennoch fand dieſer ſeltene Geiſt ſelbſt in ſolcher Verzweiflung ruhige Augenblicke, in denen er ſich auf das herrlichſte bald in Verſen, bald in philoſophiſchen Betrachtungen ergoß. Ein neuer Schlag für ihn war die Nachricht, daß ſein Gedicht in höchſt verſtümmelter Geſtalt zu Venedig im Druck erſchienen ſei; dieſer erſten Ausgabe folgten ſchnell an verſchiedenen Orten mehrere, von denen jede ſpätere die frühern an Richtigkeit und Vollſtändigkeit übertraf. So wurden in ſechs Monaten ſechs Ausgaben des befreiten Jeruſalems gedruckt, und von dem Publicum gleichſam verſchlungen; die Herausgeber und Unternehmer bereicherten ſich, während der unglückliche Dichter in harter Gefangenſchaft krank und vernachläſſigt ſchmachtete, und aller Bequemlichkeiten des Lebens entbehrte. Alles, was er nach zwei Jahren durch eigne Bitten und durch wiederholte Verwendungen beim Herzoge erlangen konnte, war, daß man ihm ſtatt des gefängnißähnlichen Gemachs, worin er bisher geſchmachtet, mehrere Zimmer zur Wohnung einräumte. Er genoß hier einer größeren Freiheit, empfing Beſuche von Freunden und Fremden, und durfte ſelbſt von Zeit zu Zeit von einer einzigen Perſon begleitet, ausgehen, um Geſellſchaften oder ſonſtige Vergnügungsorte zu beſuchen. Sogar der Herzog ließ ihn einſt, als er franzöſiſche und italieniſche Edelleute bei ſich hatte, zu ſich bringen, nahm ihn mit Güte auf, und verſprach ihm bald ſeine Freiheit. Aber ſtatt deſſen ſah er ſich noch vor Ende deſſelben Jahres der bisherigen Milderungen beraubt, ohne daß er einen Grund davon auffinden konnte. Unter dieſen traurigen Umſtänden brach ein neues Ungewitter über ihn los. Außer andern Schriften hatte das befreite Jeruſalem einen Dialog des Camillo Pellegrino über die epiſche Poeſie (Il Carrafa ovvero della poesia epica 1584) veranlaßt, in welchem Taſſo weit über Arioſt erhoben wurde. Darüber entſpann ſich der heftigſte Streit. Die zahlreichen Anhänger des Göttlichen, und unter dieſen die beiden Akademiker der Cruſca, Lionardo Salviati und Sebaſtiano de Roſſi, traten Namens dieſer Akademie dagegen auf, und zerfleiſchten das befreite Jeruſalem und ſeinen Verfaſſer, um den Orlando zu vertheidigen, wenigſtens unter dieſem Vorwande. Mit bewundernswerther Würde und Mäßigung beantwortete Taſſo die Angriffe ſeiner Gegner, was ihm in ſeiner Lage, wo geiſtige und körperliche Leiden ſeine Stimmung verbitterten, gewiß zum doppelten Verdienſt angerechnet werden muß. Inzwiſchen beſchäftigten ihn die Mittel, ſeine Freiheit zu erlangen, nicht minder, als die Vertheidigung ſeines Gedichts. Er hatte die mächtigſten Perſonen zur Vermittelung aufgeboten. Gregor XIII., der Cardinal Albano, der Großherzog von Toscana, der Herzog und die Herzogin von Urbino, die Herzogin von Mantua, mehrere Fürſten des Hauſes Gonzaga hatten ſich vergebens für ihn verwendet. Die Stadt Bergamo, Taſſo's eigentliches Vaterland, hatte in gleicher Abſicht einen eigenen Geſandten an den Herzog geſchickt. Dieſer gab Verſprechungen, welche er aber nicht erfüllte. Taſſo's Zuſtand verſchlimmerte ſich immer mehr, er war an Leib und Seele zerrüttet, und litt periodiſch an wirklichem Wahnſinn. Endlich ließ ſich der hartherzige Alphons erweichen, und überließ auf dringendes Bitten die Perſon des Dichters nach mehr als ſiebenjähriger Gefangenſchaft ſeinem Schwager, Vincenzo von Gon-

zaga, Fürſten von Mantua, welcher ihn ſo zu bewachen verſprach, daß Alphons nie etwas von ihm zu befürchten haben ſollte (Julius 1586). In Mantua fand Taſſo die freundlichſte und ehrenvollſte Aufnahme, aber ſein Übel hatte bereits zu tief gewurzelt, um ganz zu weichen. Deſſenungeachtet nahm er ſeine literariſchen Arbeiten wieder vor; er vollendete unter andern den von ſeinem Vater begonnenen Floridante, und ließ ihn mit einer Zueignung an den Herzog von Mantua zu Bologna drucken; auch ſein Trauerſpiel Torrismondo arbeitete er von neuem um. Im nächſten Jahre genoß er des Glücks, Bergamo zu beſuchen, wo ſeine Erſcheinung von der ganzen Stadt gefeiert wurde. Der Tod des Herzogs von Mantua rief ihn dahin zurück. Zwar hegte der Sohn und Nachfolger deſſelben gleiches Wohlwollen gegen den Dichter, allein es fehlte ihm die Freundſchaft und Vertraulichkeit. Taſſo fing an, ſich in Mantua nicht zu gefallen. Gern würde er die ehrenvollen Anerbietungen, die man ihm auf ſeines treuen Freundes Angelo Grillo's Verwendung von Seiten Genua's machte, indem man ihn als Profeſſor an die dortige Akademie berief, angenommen haben, wenn ihn nicht ſeine Geſundheit verhindert hätte, ein ſolches Amt zu verwalten. Er wünſchte nach Rom zu gehn, und führte dieſen Entſchluß trotz aller Hinderniſſe, die man ihm entgegenſtellte, aus. Um ein Gelübde zu erfüllen, nahm er den Weg über Loretto. In Rom ward er nicht nur von Scipio von Gonzaga, ſondern auch von mehrern Cardinälen, Fürſten und Prälaten, ſo wohl aufgenommen, daß er neue Hoffnungen faßte. Allein nichts ging in Erfüllung, und er beſchloß, nach Neapel zu reiſen, um die Zurückerlangung des Vermögens ſeiner Ältern zu verſuchen. Er kam im März 1588 dahin, und nahm ſeine Wohnung bei den Mönchen von Mont-Oliveto. Hier beſchäftigte er ſich mit einer gänzlichen Umarbeitung ſeines befreiten Jeruſalems, theils um das für fehlerhaft erkannte, theils um die Lobſprüche auf das Haus Eſte wegzuſchaffen, und er unterbrach dieſe Arbeit nur, um auf den Wunſch der Mönche den Urſprung von Mont-Oliveto zu beſingen. Unter den Freunden, die er hier erwarb, war der vorzüglichſte Manſo, Marquis de Villa, bei dem er höchſt glückliche Tage verlebte. Nicht minder lebhaften Antheil nahm an ihm der Graf von Paleno, Sohn des Fürſten von Conca, da aber dieſer ſich deßhalb ſogar mit ſeinem Vater, der den Umgang mit dem Sohn eines ehemaligen Rebellen mißbilligte, entzweite, ergriff Taſſo einen Vorwand, um nach Rom zurückzukehren. Hier wohnte er, während ſeine Geſundheit immer mehr abnahm, anfangs bei den Geiſtlichen deſſelben Ordens, wie in Neapel, dann bei ſeinem Freund, dem nunmehrigen Cardinal Scipio von Gonzaga, ſah ſich aber in deſſen Abweſenheit von der Dienerſchaft ſo gemißhandelt, daß er ſich in einen Gaſthof flüchtete, von wo die Olivetaner ihn wieder zu ſich nahmen. Bei dieſen blieb er zwei Monate, und ſuchte endlich eine Zuflucht in einem zum Theil von ſeiner Familie für Bergamasken zu Rom geſtifteten Hoſpital. Durch Unterſtützung ſeiner Freunde in Neapel ward er in den Stand geſetzt, in die Abtei zurückzukehren, und von da zog er abermals in das Haus des Cardinals. Aber er vermißte hier die ehemalige Freundſchaft, und folgte um ſo leichter den ehrenvollen Einladungen des Großherzogs nach Florenz. Er konnte in jeder Hinſicht mit der Aufnahme ſowohl des Fürſten als der Florentiner

zufrieden ſeyn. Allein ſeine Abſicht war nicht, dort zu bleiben, er ſehnte ſich nach Neapel, und kehrte im Herbſt mit allen Zeichen der Hochachtung und reich beſchenkt nach Rom zurück, wo er krank ankam. Er war noch nicht wieder hergeſtellt, als er auf dringende Bitten nach Mantua zu dem Herzog Vincenzo Gonzaga ſich begab. Er würde ſich hier wohl befunden haben, wenn ſeine ſtets abnehmende Geſundheit nicht die Sehnſucht nach Neapel in ihm genährt hätte. Der Herzog, der den Grund davon einſah, und eine Reiſe nach Rom vorhatte, nahm den Taſſo dahin in ſeinem Gefolge mit ſich. Er war nicht lange dort, als der alte Fürſt von Conca zu Neapel ſtarb, und der Sohn, ſo wie die übrigen Freunde daſelbſt ihn zu ſich einluden. Taſſo eilte mit Freuden dahin, kam im Januar 1592 zu Neapel an, und nahm ſeine Wohnung bei dem Fürſten von Conca. Er ließ die Vollendung des eroberten Jeruſalems (die Umarbeitung des befreiten) ſein erſtes Geſchäft ſeyn, und war damit faſt fertig, als er Argwohn ſchöpfte, der Fürſt wolle ſich ſeiner Handſchrift bemächtigen. Er theilte dieſe Beſorgniß ſeinem Freunde Manſo mit, der ihn mit Bewilligung des Fürſten, und ohne daß die Dankbarkeit und Freundſchaft verletzt wurde, in eins ſeiner Häuſer aufnahm, das die reizendſte Lage am Meeresufer hatte. Dies hatte den günſtigſten Einfluß auf Taſſo, der hier die letzte Hand an ſein zweites Jeruſalem legte, und zugleich auf den Wunſch der Mutter des Marquis ſein Gedicht von den ſieben Tagen der Schöpfung begann. Inzwiſchen hatte Hippolyt Aldobrandini als Clemens VIII. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen. Taſſo hatte ſeinem vormaligen Gönner dazu, wie früher Urban VII., mit einer herrlichen Canzone Glück gewünſcht, und mußte endlich den wiederholten Einladungen des Papſtes, nach Rom zu kommen, nachgeben. Dieſer ſowohl als ſeine beiden Neffen, vornehmlich der Cardinal Cinthio Aldobrandini, bewieſen ihm die zarteſte und liebevollſte Aufmerkſamkeit. Taſſo eignete Letzterm aus Dankbarkeit ſein erobertes Jeruſalem zu; nur die Rückkehr ſeiner Krankheit konnte ihn dahin beſtimmen, Rom zu verlaſſen, und wieder nach Neapel zu gehn. Er verlebte hier vier Monate ſehr glücklich in dem Kreiſe ſeiner Freunde. Inzwiſchen hatte ihm Cinthio, um ihn wieder nach Rom zu ziehn, beim Papſte die Ehre der feierlichen Krönung auf dem Capitol ausgewirkt. Auf dieſe Nachricht reiſ'te Taſſo nach Rom, wo er im November 1594 ankam, und mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Der Papſt, dem er vorgeſtellt wurde, überhäufte ihn mit Lobſprüchen, und ſagte unter andern zu ihm: „Ich biete euch den Lorbeer, damit er von euch ſo viel Ehre empfange, als er denen, die ihn vor euch erhielten, verliehen hat." Man verſchob indeß die Feierlichkeit bis zum Frühjahr, um ihr deſto größern Glanz zu geben. Während des Winters ſchwand Taſſo's Geſundheit mehr und mehr, er fühlte ſein nahes Ende, und ließ ſich in das Kloſter von St. Onuphrio bringen, wo er zu derſelben Zeit, die man für ſeine Krönung beſtimmt hatte, am 25ſten April 1595 ſtarb. Ein hitziges Fieber endigte ſein Leben im kaum begonnenen 52ſten Jahre. Der Cardinal Cinthio ließ ihn prachtvoll in der kleinen Kirche des genannten Kloſters beſtatten, und acht Jahre darauf ließ der Cardinal Bevilacqua ebendaſelbſt ihm das Denkmal errichten, welches noch jetzt ſich dort befindet. — Statt unſeres eignen Urtheils ſetzen wir

zum Beſchluß noch her, was Fr. Schlegel in ſeiner Geſchichte der alten und neuen Literatur, wo er Arioſt, Camoens und Taſſo mit einander vergleicht, über letztern ſagt: Etwas jünger als Camoens iſt Taſſo, der uns ſchon durch ſeine Sprache und zum Theil auch durch ſeinen Inhalt näher ſteht, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernſt der geſchichtlichen Wahrheit verbinden. Für ſeine Zeit noch mehr, als für die unſre; denn noch dauerte der alte Kampf zwiſchen der Chriſtenheit und den Mächten Mohammets fort. Nicht bloß eine poetiſche, ſondern auch eine patriotiſche Begeiſterung für die Sache der Chriſtenheit beſeelte den eben ſo ruhmbegierigen als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe ſeines Gegenſtandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum deſſelben ſo wenig erſchöpft, daß er ihn, ſo zu ſagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beſchränkte die virgiliſche Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem ſogenannten epiſchen Maſchinenwerk. Taſſo gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur ſich ſelbſt und ihr ſchönſtes Gefühl darſtellen, als eine Welt in ihrem Geiſt klar aufzufaſſen, und ſich ſelbſt darin zu verlieren und zu vergeſſen im Stande ſind. Die ſchönſten Stellen in ſeinem Gedicht ſind ſolche, die auch einzeln oder als Epiſoden in jedem andern Werk ſchön ſeyn würden, und nicht weſentlich zum Gegenſtande gehören. Die Reize der Armida, Chlorindens Schönheit und Erminiens Liebe, dieſe und ähnliche Stellen ſind es, die uns an den Taſſo feſſeln. In ſeinen lyriſchen Gedichten iſt eine Gluth der Leidenſchaft und eine Begeiſterung der unglücklichſten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferſpiel Aminta, das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erſt an die Quelle jener ſchönen Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunſtreichen Petrarca ſonderbar abſticht. Taſſo iſt ganz ein Gefühlsdichter, und wie Arioſt ganz mahleriſch, ſo iſt über Taſſo's Sprache und Verſe ein Zauber muſikaliſcher Schönheit ausgegoſſen, der wohl am meiſten mit beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er ſelbſt beim Volke mehr als Arioſt iſt. Die einzelnen Stellen und Epiſoden des Gedichts ſind oft geſungen worden, und da die Italiener ſonſt eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, ſo haben ſie ihr epiſches Gedicht für den lebendigen Geſang ſich auf ſolche Weiſe in einzelne Romanzen aufgelöſ't, die wohllautendſten, edelſten, dichteriſch ſchönſten und ſchmuckvollſten, die wohl irgend ein anderes Volk beſitzt. Dieſe Art ihren Dichter zu nehmen, und ſtellenweiſe vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beſte; denn an dem innern Zuſammenhang des ganzen Werks als eines ſolchen, möchte nicht ſehr viel verloren ſeyn. Wie wenig Taſſo ſich ſelbſt mit ſeinem Begriffe von epiſcher Kunſt befriedigen konnte, zeigen ſeine mannichfachen Abänderungen und mißlungnen Verſuche. Zuerſt verſuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreite Jeruſalem, dem er ſeinen ſchönſten Ruhm verdankt, wollte er, da ſeine glücklichſte Zeit ſchon vorüber war, ganz umarbeiten; die ſchönſten reizendſten und liebevollſten Stellen brachte er ſeiner jetzigen ſittlichen Strenge oder Ängſtlichkeit zum Opfer; dafür ſollte eine durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Erſatz gewähren. Noch verſuchte er ein chriſtlich-epiſches Gedicht von der

Schöpfung. Wie ſchwer es auch dem glücklichſten Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche Moſis zu eben ſo viel ausführlichen Geſängen zu entfalten, darf nicht erſt aus einander geſetzt werden. In dieſem Gedichte entſagte Taſſo ſogar dem Gebrauch des Reims, deſſen Zauber doch ſeine Geſänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den ſelten ein Dichter ſo ganz in der Gewalt hatte wie er. So ſtreng war er eigentlich gegen ſich ſelbſt; man ſollte alſo bei ſo vielen Schönheiten wegen einiger Gedankenſpiele (Coucetti) nicht ſo ſtreng über ihn richten. Viele von dieſen ſpielenden Gedanken beim Taſſo ſind nicht bloß ſinnreich, ſondern auch bildlich ſchön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe ſind ſie am erſten erlaubt. Betrachten wir den Taſſo ganz als einen muſikaliſchen Gefühlsdichter, ſo iſt es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewiſſen Sinn einförmig, und daß er ſo durchgehends ſentimental iſt. Von der Poeſie, die in ihrem innern Weſen lyriſch iſt, ſcheint dieſe Einförmigkeit nun einmal unzertrennlich zu ſeyn; ja wir finden eher eine Schönheit darin, daß ſelbſt über die Darſtellung ſinnlicher Reize beim Taſſo dieſer ſanfte elegiſche Hauch verbreitet iſt. Aber ein epiſcher Dichter muß allerdings reicher, er muß mannichfaltig ſeyn, er muß eine Welt von Gegenſtänden, den Geiſt der Gegenwart und der Vergangenheit, ſeine Nation und die Natur umfaſſen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, ſondern jede Seite des Gefühls zu berühren und anzuregen verſtehn. M.

Taſſoni (Aleſſandro), einer der berühmtern Dichter Italiens, war im J. 1565 zu Modena geboren. Seine Kindheit ward nicht nur durch den frühen Verluſt ſeiner Ältern, ſondern auch durch Krankheit, Unglücksfälle und gefährliche Feindſchaften getrübt. Aber dies alles hinderte ihn nicht in ſeinen Studien, theils zu Bologna, theils zu Ferrara. Im J. 1597 ging er nach Rom und trat in die Dienſte des Cardinals Aſcanio Colonna. Dieſer nahm ihn im J. 1600 mit ſich nach Spanien, und ſendete ihn zweimal, 1602 und 1603, in ſeinen Angelegenheiten nach Italien. Auf einer dieſer Reiſen ſchrieb er ſeine berühmten Conſiderazioni ſopra il Petrarca, welche ſpäter im Druck erſchienen. Zu Rom ward er in die Akademie degli Umoriſti aufgenommen. Eine Frucht ſeiner Beſuche der römiſchen Geſellſchaften waren die zehn Bücher ſeiner Penſieri diverſi, von denen er eine Probe unter dem Titel Queſiti 1608 und vermehrt 1612 herausgab. Dieſes Werk, das mit ſeinen ſinnreichen Paradoxen, womit es vielleicht dem Verfaſſer ſelbſt nicht immer Ernſt war, den Wiſſenſchaften den Krieg anzukündigen ſchien, und ſeine bittern Angriffe durch heitern Scherz und gefällige Anmuth zu würzen verſtand, machte gewaltiges Aufſehn. Noch mehr war dies der Fall mit ſeinen Conſiderazioni ſopra il Petrarca, welche zuerſt 1609 erſchienen. Da ihm die Verehrung und das Anſehn, worin Petrarca bei Einigen ſtand, übertrieben ſchien, bemühte er ſich, dieſen großen Dichter auf eine noch viel übertriebenere Weiſe herabzuwürdigen. Es entſtand daraus ein Wechſel von Streitſchriften, bei denen wir hier nicht verweilen können. Taſſoni hatte ſich ſeit dem Tode des Cardinals Colonna 1608 ohne Anſtellung befunden; da ihm die Mittel zu einem unabhängigen Leben fehlten, trat er 1613 in die Dienſte des Herzogs von Savoyen, Carl Emanuels, und des Cardinals, ſeines Sohns. Hier ſtand er abwechſelnd in

Gunſt und Ungunſt, und erfuhr manchen Schickſalswechſel. Daran mochte wohl ſein Haß gegen Spanien viel Antheil haben, mit welchem Reiche der Herzog bald in Krieg, bald in Frieden ſtand. Nicht ohne Grund ſchrieb man dem Taſſoni einige Filippiche gegen die Spanier und eine Schrift Le Esequie della Monarchia di Spagna zu, wiewohl er ſelbſt ſie durchaus abläugnet. Im Jahr 1623 verließ er die Dienſte des Cardinals, und lebte drei Jahre ruhig den Studien und der Blumencultur, die er ſehr liebte. Damals beendigte er wahrſcheinlich das ſchon früher begonnene Compendio del Baronio, das er lateiniſch angefangen hatte, nachher aber italieniſch ausführte. Im J. 1626 verbeſſerte ſich ſeine Lage. Der Cardinal Lodoviſio, ein Neffe Gregors XV., nahm ihn unter vortheilhaften Bedingungen in ſeinen Dienſt. Nach dem Tode des Cardinals, 1632 trat Taſſoni mit dem Titel eines Raths in den Dienſt ſeines angebornen Fürſten, des Herzogs Franceſco I. Er empfing einen ehrenvollen Gehalt, und wohnte am Hofe, genoß aber dieſes Glücks nur drei Jahre, da er im April 1635 ſtarb. Nicht den bisher angeführten Werken verdankt Taſſoni ſeinen Ruhm, ſondern einem komiſch-epiſchen Gedicht unter dem Titel La Secchia rapita, welches zuerſt 1622 erſchien, und von ihm, vielleicht aus Rückſichten und gegen die Wahrheit, für eine Jugendarbeit ausgegeben wurde, wogegen allerdings ſchon die ſorgfältige Verſification zu ſtreiten ſcheint, die den Stempel eines reifen Alters trägt. Der Gegenſtand dieſes komiſchen Heldengedichts iſt der Krieg der Modeneſer und Bologneſer in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. In dieſem Kriege wurde einſt der Eimer eines Brunnens von einigen Modeneſern, die in Bologna eingedrungen waren, aus dieſer Stadt weggeführt, und als eine merkwürdige Trophäe nach Modena gebracht, wo er noch heutiges Tags als ein Kleinod aufbewahrt wird. Dies Ereigniß und die vergeblichen Anſtrengungen der Bologneſer, den Eimer wieder zu erlangen, beſingt Taſſoni in zwölf burlesk-epiſchen Geſängen, denen es weder an Laune und Anmuth, noch auch in einzelnen Stellen an epiſchem Adel fehlt. Dabei hat die Sprache den echt toscaniſchen Charakter, und der Versbau iſt leicht und angenehm. Wenn deſſen ungeachtet das Gedicht nicht mehr gar viel geleſen wird, ſo liegt der Grund davon, wie beim Hudibras und ähnlichen Werken, in dem allerdings veralteten und für uns verlornen Intereſſe des Gegenſtandes überhaupt, und darin, daß viele Anſpielungen und Beziehungen, die recht eigentlich die Würze ausmachen, und damals leicht verſtanden wurden, von uns nur mittelſt weitläuftiger Erörterungen aufgefunden werden können, zu denen man bei einer Lectüre der Art eben am wenigſten aufgelegt iſt. M.

Taſtatur und **Taſten** (ſ. Clavis und Claviatur). Auch nannte man ſonſt **Taſtatura** eine Gattung von Präludien oder Phantaſien, die gleichſam dazu dienen ſollten, die Taſtatur und richtige reine Stimmung eines Inſtruments zu prüfen.

Taſten, ſ. **Sinne**.

Tatarei wird eingetheilt in die **kleine** und **große Tatarei**. Unter jener verſteht man das Land der europäiſchen Tataren, unter dieſer das der aſiatiſchen Tataren. Die große Tatarei ſcheidet man auch noch in **die kleine Bucharei**, oder den öſtlich liegenden Theil, welcher unter dem Reiche China ſteht,

und in die große Bucharei, welche weſtlich gelegen iſt, und mehrere unabhängige Staaten enthält, welche durch Chans regiert werden (ſ. d. Art. Bucharei).

Tataren waren ehemals ein großes mächtiges Volk, das viele Reiche zertrümmerte, und ganz Aſien mit Blut bedeckte. Man unterſcheidet europäiſche und aſiatiſche Tataren. Die erſtern nennt man auch die kleinen, und die letztern die großen Tataren. Sie theilen ſich in viele Stämme; einige derſelben haben ihre Unabhängigkeit erhalten, andre ſtehen unter dem Schutze großer Landesfürſten; einer, der Stamm der Mantſchu, hat China erobert. Die in China lebenden Tataren ſtehen auch unter der Botmäßigkeit des chineſiſchen Reichs; die unter ruſſiſchem Scepter leben, bewohnen die nördlichen Küſten des ſchwarzen, und die des caſpiſchen Meers, die Nordſeite des caucaſiſchen Gebirgs, die großen Steppen vom Uralfluſſe in Oſten bis zur Songarei, in Sibirien die ſüdlichen Gränzgebirge vom Tobol bis über den Jeniſei und die Wildniſſe um die Mitte der Lena. Colonien der Tataren ſind im Kaſaniſchen, Orenburgiſchen und um Tobolsk. Noch jetzt findet man in dieſen Gegenden Grabſteine, weit über 1100 Jahre zurückreichend. Diejenigen Tataren, welche in Sibirien um Tomsk, Tobolsk, Perm und Ufa leben, wohnen entweder in Jsben, oder in bleibenden Sommer- und Winterjurten und in Filzhütten; das thun noch mehrere Stämme; die übrigen wohnen in Häuſern. Sie ſind bei großem Vermögen doch ſparſam, mäßig und in Sitten einfach. Jhr Lieblingsgetränk iſt Kumiß, ein Getränk von Sauermilch und Waſſer; zu ihren Lieblingsſpeiſen gehören: Honig in Scheiben, Eier in Butter gebacken, gebratene Vögel, Obſt u. ſ. w. Einige Stämme lieben außerordentlich die Gärten. Die mohammedaniſchen Tataren ſchreiben arabiſch mit Rohrfedern, die ſie in eine Büchſe mit Tuſche tauchen. Sie haben bedeutende Pferdezucht, und verwenden darauf viel; die Reichen haben Geſtüte, in welchen ſie arabiſche Hengſte halten. Jhre Sättel und ihr Reitzeug, ſo wie die Steigbügel belegen ſie gern ſehr prachtvoll mit Golde. Die echten Tataren ſind von mittler Größe, ovalem Geſicht, friſcher, lebhafter Geſichtsfarbe, von kleinen Augen und Munde, ſchwarzen ſprechenden Augen und ſchwarzen Haaren. Sie haben einen beſcheidnen, ſchüchternen Anſtand, der ihrem ſchlanken Körperbau etwas überaus Gefälliges leiht. Der treffliche Wuchs und die muntere Geſichtsfarbe, die offnen freundlichen Geſichtszüge, machen das weibliche Geſchlecht ungemein reizend. Doch haben bei weitem nicht alle Völker die reine, edle Form erhalten. Bei den Wohlhabenden wohnt und ſpeiſ't das Weib abgeſondert, und zeigt ſich nie öffentlich, ohne verſchleiert zu ſeyn. Die Kinder werden ſorgfältig in der Religion unterrichtet, und ſelbſt das kleinſte Dorf hat ſeine Schule.

Tatianiſten, ſ. Gnoſis.

Tatowiren, ſ. Bepunkten.

Taubmann (Friedrich). Das zweideutige Glück, in die Sage des Volks überzugehen, iſt dieſem Manne nur durch eine höchſt einſeitige Darſtellung ſeines Charakters, und ſelbſt mit dem Verluſte ſeines guten Rufs zu Theil geworden, und ſein wirklich verdienſtliches Wirken iſt darüber ganz unbeachtet geblieben. Wer kennt ihn nicht als feilen Luſtigmacher, und oft faden

Witzling, und wie wenigen iſt es bekannt, daß er nichts weniger als dies, ja im Gegentheil ein Gelehrter war, deſſen literariſche Thätigkeit den Verirrungen ſeiner Zeit mit Ernſt, Würde und Nachdruck entgegenſtrebte. Er war zu Wonſees bei Bayreuth den 16ten Mai 1565 geboren, erhielt ſeine Bildung in den Schulen zu Culmbach und Heilsbrunn, und auf der Univerſität Wittenberg, und wurde auf der letztern, da er ſich durch gründliches Wiſſen, frohen und heitern Lebensmuth, reichen und lebendigen Witz, und durch eine ſeltne Fertigkeit zu dichten allgemein beliebt und ſelbſt am ſächſiſchen Hofe bekannt gemacht hatte, nach kaum vollendetem akademiſchen Curſus als Profeſſor der Dichtkunſt angeſtellt. Zugleich erhielt er das Amt eines Hofpoeten, welches, wie ſehr es ihn bei der Mitwelt ehren mochte, ihm doch bei der Nachwelt durch unverſtändige Verwechslung ſo nachtheilig geworden iſt. Es geht aus tieferer Kunde der damaligen Zeit und unparteiiſcher Prüfung aller Zeugniſſe und Quellen über ihn unwiderſprechlich hervor, daß er, was auch immer unverbürgte und zum Theil offenbar erdichtete Sagen erzählen mögen, ſelbſt in den Kreiſen der höchſten Staatsbeamten und der Fürſten nie ſeiner Würde vergaß, nie zum Luſtigmacher oder verworfnen Schmeichler herabſank, und nie die Gränzen der Zucht und Sitte überſchritt, oder ſeinem graden und biedern Charakter untreu wurde. Nicht weniger achtungswerth, als ihn die glückliche Vermeidung dieſer gefährlichen Klippe macht, erſcheint er auch als Gelehrter. Die Philologie war bei den theologiſchen Zwiſten, welche gegen Ende des 16ten Jahrhunderts Sachſen im Innern zerrütteten und entzweiten, immer mehr vernachläſſigt worden, und ſank, durch Melanchthons und Camerarius Tod ihrer eifrigſten Förderer beraubt, täglich tiefer. Alles was etwa noch für ſie zu geſchehen ſchien, waren nur Mißgriffe, die nur zu noch größerm Verfall führten. Durch die ramiſtiſche Methode wurde ſie nur zu einem Gegenſtande dialectiſcher Spitzfündigkeiten gemacht, Sach- und Worterklärung ward verſchmäht, nur die todte Form beachtet. In noch unbedeutendern Kleinigkeiten mühten ſich andre ab. Über kindiſchen Styl- und Versübungen — letztre wurden durch die zu einem niedrigen Erwerbszweig herabgeſunknen Dichterkrönungen begünſtigt — vergaß man alles ernſte Studium, ja die Lectüre der Alten ſelbſt. Nur wenige hellſehende Männer waren es, welche ſich von dieſem Strudel nicht mit fortreißen ließen — aber **Taubmann** war der einzige, der dieſen Verirrungen durch Wort und Beiſpiel offne Fehde bot. Nicht nur beſtritt er mit Ernſt und Spott die verkehrten Anſichten ſeiner Zeitgenoſſen, und rufte ihnen die einzig wahren Grundſätze eines gründlichen Sprachſtudiums in das Gedächtniß zurück (Dissertatio de lingua latina, Witt. 1614, 8.), ſondern er ſtrebte auch durch ſeine Vorleſungen, ſo wie durch ſeine Ausgaben des Plautus (Witt. 1621, 4.), und Virgilius (Witt. 1618, 4.), ihnen den richtigen Weg zu zeigen, und ſie mit den Aufklarungen der trefflichſten ausländiſchen Philologen ſeiner Zeit bekannt zu machen. Leider war die Verirrung zu allgemein, und ſein Tod erfolgte zu früh (24ſten März 1613), als daß er ſein Streben durch einen glücklichen Erfolg belohnt geſehen hätte. Geringer iſt ſein dichteriſches Verdienſt, unterdeſſen zeigen einzelne Stellen, daß er bei minderer Fruchtbarkeit Größeres hätte leiſten können. — S. von ihm

F. A. Ebert Leben und Verdienſte F. Taubmanns, Eiſenberg 1814, 8. A — s.

Taubſtumme ſind diejenigen Menſchen, welche entweder ohne den Sinn des Gehörs geboren worden ſind, oder denſelben in früher Kindheit, ehe ſie noch ſprechen lernten, verloren haben. Meiſtens iſt das erſtere der Fall. Da die innern Theile des Gehörorgans ſo zuſammengeſetzt, ſo zart, die Möglichkeit des Hörvermögens an Bedingungen gebunden iſt, die ſo leicht fehlen können, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß dieſer Sinn ſo oft mangelhaft wird, und nicht ſelten ganz unterdrückt erſcheint. (Siehe den Art. Gehör.) Bei Taubgebornen iſt daher meiſtens ein angebildeter organiſcher Fehler in den feinſten Theilen des Gehörorgans die Urſache der Taubheit, welche wohl in den ſeltenſten Fällen durch die Hülfe der Kunſt gehoben werden kann. Man hat zwar Verſuche mit der Durchbohrung des Trommelfells gemacht, allein in wenigen Fällen eine entſchieden günſtige Veränderung davon bemerkt. Auch könnte dieſe Operation nur einem einzigen Fehler abhelfen, da in dem innern Ohre deren noch weit mannichfaltigere Statt finden können, zu denen keine Kunſt hinreicht. Es iſt daher ein ſehr vergebliches Unternehmen, dergleichen taubgeborne Perſonen wieder herſtellen zu wollen, und ſie mit mancherlei dahin abzweckenden oft ſchmerzhaften und läſtigen Curen zu plagen. Anders iſt dagegen der Fall bei ſolchen Kindern, von welchen man beſtimmt weiß, daß ſie das Gehör in ihrem erſten Jahre hatten, und welche es verloren, ehe ſie noch ſprechen lernten. Hier kann man eher die Hoffnung haben, daß die Gehörorgane in normaler Beſchaffenheit vorhanden ſeyen, und nur eine Krankheit ihre Function geſtört habe. Alle Kinder, welche von der erſten Kindheit, ehe ſie noch ſprechen lernten, taub geblieben ſind, ſind auch ſtumm, weil ſie nun nicht ſprechen lernen können, nicht aber deßwegen, weil nothwendig und jedesmal ein Mangel der Sprachorgane, oder ein Fehler an denſelben Statt finden müßte. Stumme, die dabei hören, haben meiſtens in ſpätern Jahren erſt die Sprache verloren, weil ihnen die Zunge ganz gelähmt iſt, oder der Zapfen (uvula) fehlt. Bei Taubgebornen können die Sprachorgane ganz vollkommen gebildet ſeyn, wie es auch meiſtens der Fall iſt, allein da ſie nie einen articulirten Laut ſprechen hören, da ſie keine Sache benennen hören, ſo können ſie auch nicht nachſprechen lernen. Jedes Kind lernt mit leichter Mühe nach und nach die Sprache, die es um ſich herum täglich hört, weil es allmählig lernt, die gehörten Töne, Sylben und Wörter nachzuſprechen, weil es ſeine eigenen Töne mit denen der andern Menſchen vergleichen, und wo es noch fehlt, ſo lange nachhelfen kann, bis ſeine Ausſprache der ſeiner Umgebung gleich kommt. Ein taubgebornes Kind hört weder andre noch ſich ſelbſt, es kann folglich die mannichfaltigen Töne anderer und die Benennungen der Dinge nicht nachahmen, es weiß überhaupt nicht, daß Töne, Laute und Worte exiſtiren, ſondern es bemerkt bloß durch das Geſicht, daß die Perſonen, welche es ſieht, mannichfaltige Bewegungen mit den Lippen, der Zunge, dem Gaumen, überhaupt mit den Geſichtsmuskeln mancherlei Geberden machen, je nachdem ſie verſchiedene Dinge, die um ſie herum ſind, bezeichnen, einen eignen Zuſtand an ſich oder auch an andern, z. B. Freude, Schmerz, Verwunderung, Zorn, Haß, Liebe,

u. ſ. w., ausdrücken wollen. Was nun dem Taubſtummen durch das Gehör abgeht, ſucht er ſich, wenigſtens zum Theil, durch das Geſicht zu erſetzen. Er bemerkt um ſo deutlicher das, was die Hörenden gewöhnlich gar nicht oder doch weniger achten, jede Bewegung der Sprachorgane, ſelbſt ihre feinſten Verſchiedenheiten und die Bedeutungen derſelben, jede ſelbſt die ſchwächſten Veränderungen der Mienen und des Ausdrucks der Geſichtszüge nach ihren verſchiedenen Bedeutungen. So erſetzt das Geſicht allmählig auch das Gehör bei dieſen Menſchen, und ſie können vieles von dem verſtehen, was man ihnen begreiflich machen will, theils vermittelſt der Bewegung der ſichtbaren Sprachwerkzeuge, theils durch Mienen und andere Zeichen. Da die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge nicht durch organiſche Fehler unmöglich gemacht, ſondern bloß aus Mangel an der durch das eigne Hören angeregten Nachahmung der Töne unterblieben iſt, ſo ſind auch die Taubſtummen im Stande, jedoch ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen und hören können, bloß durch die abſichtliche und beſtimmte Bewegung der Sprachorgane und durch ſtarke Ausſtoßung des Athems mancherlei Töne von ſich zu geben, welches beſonders alsdann geſchieht, wenn irgend ein ſtarker Affect ſie zu ſolchen heftigen Bewegungen anreizt. Da ſie aber dieſe Töne nicht ſelbſt hören, ja es nicht einmal wiſſen, daß ſie dergleichen von ſich geben, ſo können ſie ſolche auch weder mit den Gegenſtänden in Übereinſtimmung bringen, noch gehörig articuliren, noch in Rückſicht der Stärke und Schwäche moduliren. Sie ſtoßen alſo nur unverſtändliche, nichtsſagende ſchreiende Laute von ſich. Da ihre Nachahmung ſich nur auf das Sichtbare in den Ausdrücken der Menſchen beſchränkt, ſo bringen ſie es darin auch zu einer großen Fertigkeit. Ihre Geberden, ihre Mienen, die Bewegungen der Sprachorgane, ihre Geſticulationen ſind äußerſt lebhaft und deutlich. Wie ſie ſelbſt die Umgebenden ſehr viel verſtehen, ſo können ſie ſich auch denen, welche ihre Zeichen und Mienen gewohnt ſind, meiſtens ziemlich verſtändlich machen. Wenn ein erwachſener Taubſtummer auf irgend eine Weiſe plötzlich das Gehör bekäme, ſo würde er deſſen ungeachtet doch eben ſo wenig die Worte der andern Menſchen verſtehn, als er ſelbſt ſprechen könnte. Er würde auf einmal gleichſam in eine andre Welt verſetzt, in das Reich der Sprache und Töne, deren Bedeutung ihm aber völlig fremd wäre. Er müßte dieſe Bedeutung der Worte erſt allmählig und durch langen Unterricht erlernen, ſo wie er erſt allmählig ſo gut wie ein Kind müßte ſprechen, und durch Worte ſich verſtändlich machen lernen. Die Erzählungen, daß Taubſtumme haben hören, und auch ſogleich verſtehen und ſprechen lernen, beruhen bloß auf Täuſchung, und enthalten eine Unmöglichkeit. Wirklichen Taubſtummen kann man alſo durch mündlichen Vortrag oder mit Hülfe der Tonſprache keinen Unterricht ertheilen, und ihren Verſtand auf die gewöhnliche Weiſe entwickeln. Gleichwohl iſt es nicht unmöglich, durch andre Sinne Empfindungen bei ihnen zu erregen, und ſolche für ſie zur Tonſprache zu ordnen. Die vorzüglichſten Mittel, deren man ſich ſeit den früheſten Zeiten des Taubſtummenunterrichts bediente, ſind die ſchon im 16ten Jahrhundert bekannte Stabmethode, welche darin beſtand, daß man einen hölzernen oder eiſernen Stab gebrauchte, deſſen eines Ende der Taube, ohne ſolches mit den Lippen zu berühren, mit

den Vorderzähnen feſthalten mußte, das entgegengeſetzte Ende des Stabes aber der, der mit ihm ſprechen wollte, auf eben dieſe Art mit den Vorderzähnen feſthielt, und nun gegen den Taubſtummen redete. Hierdurch hoffte man, dem Taubſtummen das, was man zu ihm redete, vernehmbar zu machen, ſo wie man, um ihm die Töne eines muſikaliſchen Inſtruments hörbar zu machen, das eine Ende des Stabes, welchen der Taubſtumme am andern Ende zwiſchen den Vorderzähnen hielt, an den Reſonanzboden des Inſtruments ſtellte. Allein obwohl dieſes Mittel bei ſchwerhörenden, auch wohl bei taubgewordenen erwachſenen Menſchen nicht ohne Wirkung iſt, ſo iſt es doch nach dem Zeugniſſe mehrerer Taubſtummenlehrer bei wirklich Taubſtummen völlig unbrauchbar. Einige Taubſtummenlehrer bedienten ſich, auch in neuern Zeiten, der Schriftzüge oder Schriftſprache; allein dies hat mehrere Schwierigkeiten, unter denen die vorzüglichſte iſt, daß dieſe Methode dem Taubſtummen nur in Anſehung ſichtbarer Gegenſtände von Nutzen ſeyn kann, indem ihm nothwendig ein Gegenſtand ſichtbar ſeyn muß, wenn er ihn mit den Schriftzeichen vergleichen, ſich ein Bild von ihm in ſein Gedächtniß einprägen und feſthalten ſoll. Auch ſoll durch mehrere Beiſpiele bewieſen worden ſeyn, daß Taubſtumme, welche bloß durch Schriftſprache Unterricht erhielten, ſehr bald in ihre vorherige Unwiſſenheit zurückſanken. Daſſelbe, was von der Schriftſprache geſagt iſt, gilt auch von der Geberdenſprache. Auch dieſe hat ihre eigenen Schwierigkeiten, beſonders wenn ſolche allgemein verſtändlich ſeyn ſoll. Gleichwohl iſt in neuern Zeiten der Unterricht der Taubſtummen immer mehr der Vollkommenheit näher gebracht worden, ſo daß jetzt diejenigen, welche gehörig unterrichtet worden ſind, nicht bloß Jedem ſich verſtändlich machen, ſondern ſogar ſelbſt wieder Lehrer von Taubſtummen werden können. H.

Taubſtummeninſtitute ſind diejenigen Lehranſtalten, in welchen Taubſtumme ihren Unterricht erhalten. Sie verdanken ihre Entſtehung den Bemühungen einer kleinen Anzahl von Männern, welche mit Geduld und Muth verſehen, aus eignem Antriebe ſich an das mühſelige Geſchäft wagten, ſich zuerſt mit einzelnen Taubſtummen zu beſchäftigen, was im Anfange um ſo ſchwerer war, da es noch an allen Hülfsmitteln und an den Erfahrungen fehlte, welche jetzt den Unterricht der Taubſtummen um vieles erleichtern. Erſt in der zweiten Hälfte, beſonders im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts war man ernſtlich darauf bedacht, Inſtitute zur Aufnahme und zum Unterricht mehrerer Taubſtummen zugleich zu errichten. Dies iſt eine um ſo größere Wohlthat für die Menſchheit, je größer die Menge der hie und da zerſtreuten Unglücklichen dieſer Art iſt; denn man rechnet deren 150 bis 200 auf eine Million Menſchen, und gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts ſchätzte man die Anzahl derſelben in Frankreich allein auf 12,000. Vorher ſah man dieſe Perſonen als eine Art von Unglücklichen an, bei denen keine Hülfe anwendbar ſey, und da anfangs nur hie und da ein einzelner Mann an einem oder höchſtens ein Paar ſolcher Perſonen in der Stille einen Verſuch machte, ſo blieben dieſe Lehrer, und bei dem Mangel an Lehrern auch die große Anzahl der Hülfsbedürftigen unbekannt. Es gab wohl gar ſchwache Menſchen, die aus verkehrten Begriffen die Bemühungen, welche man auf die Bildung

und den Unterricht der Taubſtummen verwandte, als einen Eingriff in die Rechte des Schöpfers anſahen. Um ſo mehr verdienen diejenigen Männer in ehrenvollem Andenken erhalten zu werden, deren Muth und menſchenfreundlicher Eifer alle Schwierigkeiten nicht achtete, und welche zu dieſem Unterrichte die Bahn brachen. Als erſten Taubſtummenlehrer nennt man einen ſpaniſchen Benedictinermönch, Peter Pontius, zu Ende des 16ten Jahrhunderts, der auch der eigentliche Verfaſſer der Schrift ſeyn ſoll, welche Paul Bonnet, den man für den erſten Schriftſteller über den Taubſtummenunterricht hält, im Jahr 1620 in ſpaniſcher Sprache herausgab. Indeß ſcheint ſelbſt der Titel dieſer Schrift zu beweiſen, daß dieſer Unterricht mehr auf die Stummen überhaupt, als auf die Taubſtummen insbeſondre berechnet geweſen ſey. Ob dem Landsmann der beiden vorerwähnten, Emanuel Ramirez de Carion, welcher den taubſtummgebornen ſavoyiſchen Prinzen, Emanuel Philibert von Carignan, ſprechen lehrte, der Ruhm gehört, die erſte glückliche Probe des Unterrichts an einem Taubſtummen geliefert zu haben, iſt bei dem Mangel an ſichern Nachrichten ebenfalls ungewiß. Gewiſſer iſt es, daß William Holder, ein engliſcher Theolog (geſtorben im Jahr 1696) im Jahr 1659 einen jungen taub- und ſtummgebornen Edelmann, Alexander Popham, ſprechen lehrte, ob ihm ſchon Johann Wallis, Profeſſor der Mathematik zu Oxford (ſtarb 1703) dieſe Ehre ſtreitig zu machen geſucht hat. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts beſchäftigten ſich beſonders ein Freiherr von Helmont, und Johann Conrad Amman, ein Arzt aus Schafhauſen, der aber zu Amſterdam lebte, mit dem Unterricht von Taubſtummen. Durch ihre Schriften wurde man auch in Deutſchland auf dieſen Unterricht aufmerkſamer; doch umfaſſen ſie nicht den ganzen Unterricht, ſondern beſchränken ſich bloß auf den phyſiologiſchen Theil deſſelben. Er wurde überhaupt ſeit dem Anfang des 18ten Jahrhunderts in Deutſchland ſowohl, als in andern Ländern mit mehrerem Eifer betrieben, und mehrere Taubſtummenlehrer machten theils ihre glücklichen Verſuche, theils auch ihre Lehrmethode bekannt. Noch beruhte dieſer Unterricht auf keinen feſten Grundſätzen, und glückliche Verſuche wurden wohl mehr an hörend Stummen, oder taub oder ſtumm gewordenen Perſonen, als an eigentlich Taubſtummen von Geburt an gemacht. Erſt Samuel Heinicke (ſ. d. Art. Heinicke) und der Abbé l'Epée (ſ. d. Art. Epée) verdienen den Ruhm, erſterer in Deutſchland, letzterer in Frankreich, dieſen Unterricht wiſſenſchaftlicher begründet zu haben. Jeder von ihnen ſchlug, einer unabhängig von dem andern, ſeinen eignen Weg ein. Man nennt zwar gewöhnlich nur den letztern als Erfinder des wichtigſten Taubſtummenunterrichts, allein offenbar mit Unrecht. Schon drei Jahre vorher (1773), ehe l'Epee von ſeinem Unterrichte öffentliche Nachricht gab, machte Heinicke bereits ſo viel Aufſehn als Taubſtummenlehrer, daß der Pfarrer zu Eppendorf, wo Heinicke die Cantorſtelle bekleidete, gegen die neue Lehrart predigte. Der vortheilhafte Ruf, der ſich von ſeiner Methode verbreitete, und welcher durch ſeine „Beobachtungen über Stumme und über die menſchliche Sprache" (Hamburg 1778), von denen jedoch nur ein Theil erſchienen iſt, noch mehr begründet wurde, bewirkte es, daß Heinicke noch im Jahr 1778 vom Churfürſten von Sachſen den Auftrag erhielt, in Leipzig ein Inſtitut für Taubſtumme zu

errichten, das noch jetzt unter der Direction ſeiner Witwe und Aug. Friedrich Petſchke's fortdauert, und ſowohl durch die gute Bildung und Brauchbarkeit der in demſelben unterrichteten Subjecte, als auch durch die Zeugniſſe verdienſtvoller und ſachverſtändiger Männer rühmlich bekannt iſt. Es werden in dieſes Inſtitut Taubſtumme und ſolche Perſonen, welche Sprachgebrechen haben, von ihrem achten Jahre an aufgenommen, ſie lernen deutlich und mit Verſtand laut ſprechen, leſen, ſchreiben, ſchriftliche Aufſätze verfertigen, zeichnen, erhalten Unterricht in der Religion und den nöthigſten Wiſſenſchaften. Heinicke's Schwiegerſohn, Dr. Eſchke legte, mit Erlaubniß des Königs von Preußen, 1789 in Berlin ein Privatinſtitut an, das nachher nach Schönhauſen, 1798 aber wieder nach Berlin verlegt, und in eine öffentliche Lehranſtalt für Taubſtumme verwandelt wurde. Noch verdient auch J. F. G. Senſe als Schriftſteller über den Unterricht der Taubſtummen eine ehrenvolle Erwähnung, indem er nicht nur in ſeinem Werke: Verſuch einer Anleitung zum Sprachunterrichte taubſtummer Perſonen (Leipzig, bei Friedrich Schneider, 1793) eine gründliche Anleitung zum Unterrichte ſolcher Perſonen gab, ſondern ſelbſt auch mehrere Jahre ſeines thätigen Lebens dem Unterrichte einer taubſtummen Anverwandtin von ihm widmete, deren gebildeter Verſtand, veredeltes Herz, kenntnißvoller Geiſt, Fertigkeit im Verſtehen aller derer, die mit ihr ſprechen, ſo wie in Geſchicklichkeit ſich theils durch Worte, theils durch Zeichen andern verſtändlich zu machen, ſeine Bemühungen hinlänglich lohnten, und zugleich ein Beweis ſeines tiefen Studiums dieſer ſchweren Art des Unterrichts, ſeiner Kenntniſſe und Geſchicklichkeit in demſelben war, mit denen er gewiß noch der leidenden Menſchheit große Dienſte leiſten konnte, wenn ihn leider nicht ein zu früher Tod weggerafft hätte. — Das neueſte Taubſtummeninſtitut iſt 1807 zu Copenhagen errichtet worden. In Wien wurde auf Veranſtaltung Kaiſer Joſephs II. ein Inſtitut von einem Geiſtlichen, Friedrich Stork, errichtet, nachdem dieſer zuvor in Paris geweſen, und die Methode von l'Epée ſich zu eigen gemacht hatte. Noch fehlt es zwar ſehr an Verſorgungsanſtalten für die unterrichteten unbemittelten Taubſtummen, doch man hat auch hie und da einen rühmlichen Anfang gemacht, durch Prämien für die, welche ſie aufnehmen, und andre Vergünſtigungen ihr Schickſal dauernd zu verbeſſern. H.

Taucher, Taucherglocke, } ſ. Taucherkunſt.

Taucherkunſt. Dieſe beſteht in der Fertigkeit, ſich in die Tiefe eines Waſſers zu verſenken, und nach Gefallen wieder emporzuſteigen. Ohne eine beſondre Maſchine hierzu iſt das Geſchäft ſehr ſchwierig, erfodert eine Übung von Jugend auf, und glückt nur Wenigen. Gemeiniglich aber gebraucht man hierzu die Taucherglocke, ſie iſt ein großes glockenförmiges, mit Blei überzogenes Werkzeug von Holz, deſſen Rand ringsum mit Gewichten verſehen iſt. Es hat inwendig einen an Ketten hangenden Sitz, den derjenige einnimmt, der ſich in das Meer herablaſſen will. Man ſenkt die Glocke an einem Taue vertical ins Meer herab, ſo daß ihr Rand rundum auf einmal ins Waſſer dringt; ſo verhindert die eingeſchloſſene Luft, daß die Glocke auch in der größten Tiefe ſich nie ganz mit Waſſer füllen kann, ſondern der

Taucher ragt beſtändig über das eingedrungene Waſſer hervor, und kann unter der Glocke frei athmen. Die Taucherglocke wird beſonders bei der Perlenfiſcherei angewendet.

Tauenzien, ſ. Anhang.

Taufe. Die religiöſe Bedeutung, welche die urſprünglich nur zur Geſundheitspflege vorgeſchriebenen Abwaſchungen in reinem Waſſer (Luſtrationen) bei den Orientalen von Alters her hatten, gab das moſaiſche Geſetz auch den bei den Juden eingeführten Reinigungen, und ſchon in der vorchriſtlichen Zeit mußte jeder zum Judenthum übergehende Heide nicht nur beſchnitten, ſondern auch getauft werden. Von dieſer unter den Juden üblich gebliebenen Proſelytentaufe unterſchied ſich die Taufe des Vorgängers Jeſu, Johannes, durch den Umſtand, daß er auch geborne Juden taufte, um ſie durch dieſe Reinigung an die Nothwendigkeit einer vollkommnen Buße und Beſſerung zu erinnern; denn daß die feierliche Waſſertaufe ein Sinnbild der Reinigung der Seelen vom Böſen ſey, war ſeinen Zeitgenoſſen nicht unbekannt. Jeſus unterwarf ſich ſelbſt dieſem Reinigungsgebrauche, indem er ſich von Johannes taufen ließ, was auch mit mehreren ſeiner Apoſtel, welche vorher Jünger Johannis geweſen waren, geſchehen ſeyn mußte. Jeſus hat nie ſelbſt getauft, aber verordnet, daß die Anhänger ſeiner Lehre durch die Taufhandlung in ſeine Gemeinde aufgenommen, und zum chriſtlichen Glauben und Leben eingeweiht werden ſollten. Die Taufe wurde daher ein chriſtlicher Religionsgebrauch, ohne den keine Aufnahme in die Chriſtenheit Statt finden kann. In den Zeiten der Apoſtel war er ſehr einfach, ſie und ihre Nachfolger tauchten die Täuflinge mit Ausſprechung der Worte: ich taufe dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes, in einem Fluſſe oder mit Waſſer gefüllten Gefäße. Das völlige Untertauchen des ganzen Körpers wurde nur bei kranken Täuflingen, die das Bett nicht verlaſſen konnten, in ein bloßes Beſprengen mit Waſſer verwandelt, welches Krankentaufe oder kliniſche Taufe hieß. Die griechiſche Kirche behielt, wie die ſchismatiſchen Chriſten im Orient, das völlige Untertauchen bei, dagegen wurde in der römiſchen Kirche ſeit dem 13ten Jahrhundert das bloße Beſprengen des Kopfes mit Waſſer bei der Taufe gewöhnlich und blieb auch bei den Proteſtanten herrſchender Gebrauch. Die dreimalige Wiederholung deſſelben war eine Folge der Entwickelung des kirchlichen Lehrbegriffs von der Dreieinigkeit. In den erſten Jahrhunderten, wo gewöhnlich nur Erwachſene zum Chriſtenthume übertraten, wurden dieſe Neubekehrten (Catechumenen) vor ihrer Taufe ſorgfältig in der Religion unterrichtet, und der Glaube an die Kraft dieſer Ceremonie, den Täuflingen eine vollkommne Sündenvergebung zu verſchaffen, bewog manchen Catechumen, der ſich entweder nicht ſtark genug im Guten fühlte, oder ſeinen ſündlichen Neigungen noch länger nachhängen und die Gefahr, nach der Taufe aufs neue zu ſündigen, vermindern wollten, ſie ſo lange als möglich aufzuſchieben. Die Lehre des heiligen Auguſtinus von der unwiderruflichen Verdammniß der Ungetauften verwandelte dieſe Säumniß in Eile, und machte die Kindertaufe allgemein, nur der Märtyrertod wurde ſolchen Gläubigen, die ihn noch als Catechumenen litten, als ein der Taufe gleichgeltendes Mittel zur Seligkeit angerechnet. (S. d. Art.

Bluttaufe.) Da aber ſeit dem 5ten Jahrhundert die zunehmende Herrſchaft des Chriſtenthums die Beſorgniß der Verleitung zum Abfall verminderte, bewog allein die Überzeugung von der geheimen ſacramentaliſchen Kraft der Taufe, den Menſchen zu erneuern und zu beſeligen, ſie nicht nur Neubekehrten ohne lange Vorbereitung, ſondern auch Kindern gleich nach ihrer Geburt zu gewähren. Der unter den Montaniſten in Afrika eingeriſſene Mißbrauch, ſogar Todte zu taufen, mußte durch ſcharfe Verbote abgeſtellt werden, dagegen blieb die römiſche Kirche bis jetzt bei der im 10ten Jahrhundert aufgekommenen Ceremonie der Glockentaufe, welche darin beſteht, daß an neuen Kirchenglocken zu ihrer Einweihung ein förmlicher Taufact vollzogen wird, und zu den abergläubiſchen Erwartungen eines beſondern Schutzes von dem Läuten bei Gewittern Anlaß gegeben hat. Dieſelben hohen Begriffe von den Wirkungen des Sacraments der Taufe, welche dergleichen Mißbräuche erzeugten, hatten auch den Nutzen, daß die orthodoxe Kirche, die bei ſchismatiſchen und ketzeriſchen Parteien verrichtete Taufe (Ketzertaufe) mit Ausnahme der Antitrinitarier für gültig erklärte, und jede Art von Wiedertaufe unterſagte. Daher gilt noch jetzt die Taufe einer Religionspartei bei den übrigen, obgleich die Taufgebräuche der einzelnen Kirchen und Secten verſchieden ſind. Bei den Catholiken und Griechen wird das Taufwaſſer beſonders geweiht, dagegen die Proteſtanten es nicht von gemeinem Waſſer unterſcheiden. Der Exorcismus (ſ. d. Art.) iſt nur in einigen proteſtantiſchen Ländern abgeſchafft, die Entſagung des Teufels aber, wie die Anwendung des Kreuzeszeichens vor der Taufe beibehalten worden. Weſentlich iſt bei dieſem Sacrament eigentlich nur das Ausſprechen der Taufformel und das dreimalige Beſprengen mit Waſſer, doch geht dieſem Acte allemal das chriſtliche Glaubensbekenntniß voran, welches die Taufzeugen im Namen des Täuflings, wenn dieſer ein Kind iſt, ablegen. Schon in der alten Kirche wurde jedem Täuflinge ein Taufzeuge ſeines Geſchlechts beigegeben, der ſeine Treue gegen den chriſtlichen Glauben zu verbürgen, und für ſeine geiſtliche Wohlfahrt zu ſorgen hatte. Bei der Vermehrung der Anzahl dieſer Taufzeugen hat ihre Verpflichtung an Kraft verloren, und jetzt wiſſen ſie oft nicht, wozu ihre Gegenwart bei der Taufe ihres Pathen dienen ſoll, obgleich auch jetzt noch im Fall des Abſterbens oder einer ſtrafbaren Nachläſſigkeit der Ältern des Getauften den Taufzeugen deſſelben obliegt, ihm die nöthige religiöſe Bildung geben zu laſſen. Nach der Taufe wird in der catholiſchen Kirche dem Getauften zum Zeichen ſeiner geiſtlichen Jugend Milch und Honig gereicht und ſeine geiſtige Ausſtattung mit den Gaben des Chriſtenthums durch mehrere ſymboliſche Handlungen, z. B. die Salbung, die Mittheilung des Salzes der Weisheit angedeutet, wozu die Bekleidung mit dem Weſterhemde, dem Kleide der Unſchuld und Reinigkeit gehört. Die Proteſtanten beſchließen die Taufhandlung, welche bei allen chriſtlichen Confeſſionen zur Beilegung der Vornahmen benutzt wird, bloß mit einer einfachen Einſegnung. E.

Taufe, Meertaufe (franz. baptême du tropique), nennt man einen alten Gebrauch auf der See, der zu dem ſogenannten Hänſeln gehört, daß alle diejenigen, die zum erſtenmal die Linie paſſiren, um nach Indien zu gehen, getauft werden müſſen. Die

Handlung ſelbſt iſt ein Poſſenſpiel, das bei der langweiligen, einförmigen Schifffahrt einige Zerſtreuung verſchafft, und wobei es hauptſächlich auf ein Geſchenk für die Matroſen abgeſehen iſt. Bei dieſer Ceremonie verkleiden ſich die Matroſen ſo gut ſie können; einer von ihnen, gewöhnlich der größte Spaßmacher, ſpielt den Geiſtlichen, ſtellt ſich, als ob er aus irgend einem großen Buche eine Taufformel abläſe, und läßt den, um deſſentwillen die Ceremonie veranſtaltet worden, knieend ſchwören, daß er den nämlichen Gebrauch beobachten wolle, ſo oft er in den Fall kommen werde. Will oder kann der Reiſende ſich nicht loskaufen, ſo wird er von den auf dem Verdeck mit gefüllten Eimern bereit ſtehenden Matroſen reichlich begoſſen. Da dieſe Taufe bisweilen ſchlimme Folgen gehabt hat, ſo iſt ſie ſchon vor mehreren Jahren durch ein Edict allen franzöſiſchen Seefahrern auf immer verboten worden, findet deſſen ungeachtet aber noch immer Statt. Es läßt ſich kein andrer Grund dieſes Gebrauchs muthmaßen, als die Idee, daß die, welche nun gleichſam in jene neue Welt eintreten, durch eine Taufe dazu eingeweiht werden ſollen.

Taufgeſinnte, ſ. d. Art. Wiedertäufer.

Taurien, ein ſeit 1802 beſtehendes Gouvernement des ruſſiſchen Reichs. Es hatte mit der Crimm einen bei der Pforte zu Lehn gehenden Chan, der von der Pforte für unabhängig erklärt worden war. Der letzte Chan, Kerim Giermi, überließ nun auf immer 1783 alle ſeine Beſitzungen an Rußland. Im J. 1784 erhielt dieſes Land auf Befehl Catharinens II. den Namen Taurien, den es noch führt. Es beſteht aus der Halbinſel Crimm, dem von ihr nördlich gelegnen Steppenlande, und den Inſeln der Mündungen des Kubanfluſſes und des eimeriſchen Bosphorus. — Die Crimm iſt, beſonders das Simferopoliſche, gebirgig, waldig, fluß- und quellenreich, reich an felſigen Ufern und Meerbuchten. Gegen den Bosphorus fällt es öſtlich in fruchtbare Ebene ab; doch iſt in der Nähe das faule Meer, und das lange, ſchmale Sandland Aſtrabat. Die Flächen bei Perekop und Theodoſia haben Salzſeen, ſind aber nicht fruchtbar. — Das nördliche Steppenland iſt die öſtliche Nogaiſteppe, und hieß vor dieſem auch die Wüſte Ongul. Sie iſt eine niedrige, trockne Ebene, holz- und waſſerlos, mager, theils ſandig, und nur an einzelnen Plätzen fruchtbar. — Fomagorien, die Hauptinſel der oben genannten, iſt ziemlich fruchtbar, aber niedrig, ſumpfig, flach, holzarm. — Die vorzüglichſten Gewäſſer Tauriens ſind ein Theil des aſowſchen und ſchwarzen Meeres. Im Sommer wird das faule Meer ziemlich ſtinkend und ſchlammig. Die Gebirgsflüſſe ſind hart, hell und geſund, die Steppenflüſſe trübe und trocknen im Sommer ſtellenweiſe aus. Die Crimm hat reiche Salzſeen. Im Gebirge liegt der Schnee bisweilen bis in den Mai; auf den Flächen ſind ſchon im Februar Blumen. Der Winter iſt unbeſtändig; doch wird das faule Meer mit Eis belegt. Überhaupt iſt das Clima geſund, beſonders im ſimferopoliſchen Kreiſe. Taurien enthält 1646 Quadratmeilen und 160,000 Bewohner. Dieſe letztern ſind größtentheils Tataren; die Griechen und Armenier, Juden und Zigeuner ſind der kleinere Theil der Bewohner. Die nomadiſirenden Nogajer wohnen in dichten, runden Sprägeljurten, die mit Schilfmatten und dann mit Filzmatten bedeckt ſind. Die Viehzucht iſt ein Hauptgegenſtand der

tauriſchen Ökonomie. Die Pferde ſind nicht gros, gut gebaut, von feinen Knochen und ſehr munter. Ein Wirth hält wenigſtens deren 10 bis 100; die Murſen und Nomaden bis 1000 und mehr. Sie verwenden darauf, ſo wie auf Sättel und Zeug ſehr viel; die letztern ſind oft ſtark mit Goldblättchen belegt, und viele Gutsbeſitzer haben Stutereien mit edeln arabiſchen Hengſten. An Kameelen halten manche bis 20 Stück, und dieſe gerathen vorzüglich wohl in den ſalzigen Ebenen. Die Kühe, deren man mit den Pferden in gleicher Anzahl hält, ſind klein, aber ſo munter, daß ſie mit den Pferden traben. Die Schafe ſind nur klein und von gemeiner Race; man hält von 100 — 10,000 derſelben. Angoriſche Ziegen werden ebenfalls gehalten. Auf dem Boden erbaut man Winter-, Sommer-, arnautiſchen Weizen, Dinkel, Winter- und Sommerroggen, gemeine, zweizeilige, kahle und Wintergerſte, weißen Hafer, Buchweizen, Reiß, Hirſe, weiße Felderbſen, Linſen, Kichern, Hanf, Lein, türkiſchen Weizen, Tabak, Seſam, weißen und ſchwarzen Senf, Waſſer- und andre Melonen, Wein, Baumwolle, alle gewöhnlichen Obſtarten, Pfirſichen, Aprikoſen, Feigen, Granaten, Oliven, Wallnüſſe, Kaſtanien, Mandeln 2c. In den Städten ſind kleinere Fabriken und Manufacturen, Meſſer- und Büchſenſchmiede, Saffian- und andre Ledergerbereien. Für ſeidne, halbſeidne, baumwollene und wollene Waaren haben Juden, Armenier und Griechen kleine Manufacturen. Der Land- und Seehandel iſt faſt einzig in den Händen der Armenier, Griechen und Juden. Die Ausfuhrartikel ſind: Kochſalz, Salpeter, Meerſchaum, Bergöl, Weizen, Hirſe, Wein, Obſt, Pferde, Kameele, Rindvieh, Schafe, angoriſche Ziegenwolle, Meſſer, Saffian u. ſ. w. Ehemals war der Sklavenhandel wichtig. Die Caucaſier brachten geraubte Männer und Weiber, und vertauſchten ſie gegen Geld und Waaren; doch hat das abgenommen. Die vorzüglichſten Städte Tauriens ſind: Simferopol am Salgir, Perecop auf dem Iſthmus, Eupatoria an einem weſtlichen Buſen des ſchwarzen Meeres, Theodoſia an einem ſüdlichen Buſen des ſchwarzen Meeres, Sewaſtopol oder Achtiar an einem Meerbuſen u. d. m.

Tauris, die Hauptſtadt der Provinz Aberbedſchan in dem weſtlichen oder jetzigen Perſien, liegt in einer Ebne, in welcher ſich kein Baum findet, hat 100,000 Einwohner und 300 Caravanſereis. Sie iſt in ganz Aſien als Handelsſtadt berühmt; Ruſſen, Türken, Perſier, Indier treiben da Handel. Die Kaufläden ſind mit den reichſten Waaren angefüllt; auch gibt es viele Künſtler und Handwerker, die vorzüglichſten und zahlreichſten darunter ſind die Seidenweber. Man verfertigt da das Chagrin, womit faſt ganz Perſien verſorgt wird, wozu viel gehört, weil in Perſien Jedermann, bloß die Bauern ausgenommen, Schuhe und Stiefeln von Chagrin trägt. Bekanntlich wird das echte orientaliſche Chagrin, welches die Türken und Perſer Sagri oder Sagre nennen, aus Pferde- und Eſelshäuten gemacht; jedoch wird nur das hinterſte Rückenſtück, gleich über dem Schwanze, dazu genommen. Man findet in Tauris noch viele Ruinen ehemaliger prächtigen Gebäude; die Stadt hat einigemal durch Erdbeben und durch Belagerungen, bald von den Türken, bald von den Perſern, gelitten.

Taurus, 1. ein berühmtes Gebirge in Aſien, welches ſich in Natolien bei den Küſten von Rhodus anfängt, Aſien in zwei Theile abſondert, und ſich an den äußerſten Gränzen von China und der Tatarei am öſtlichen Weltmeere endigt. Es iſt von einer großen Höhe, und weil dieſes Gebirge die Gränze vieler Länder iſt, ſo hat es auch, nach der Mundart der daran wohnenden Völker, verſchiedene Namen. Das eigentliche Gebirge Taurus aber ſcheidet Caramanien von Cilicien und Pamphylien. — Taurus hieß auch der Stier, welcher die Europa aus Phönicien durchs Meer nach Creta trug (m. ſ. Europa), für welchen Dienſt ihn Jupiter unter die Sterne ſetzte. Nach Andern war Taurus die in eine Kuh verwandelte Io, welche Jupiter zur Entſchädigung für dieſe Verwandlung gleichfalls unter die Sterne verſetzte (ſ. Sternbilder).

Tauſendjähriges Reich, auch die tauſendjährige goldne Zeit genannt, iſt ein von mehrern ſchwärmeriſchen Theologen geträumtes Reich, welches nach 6000 Jahren, wenn der Antichriſt und andre Feinde der Kirche vertilgt wären, angehn und 1000 Jahre dauern ſoll; jedoch ſollen hierzu nur beſondre Perſonen, vorzüglich auch die Märtyrer beſtimmt ſeyn, und erſt nach Verfluß dieſer 1000 Jahre ſoll die allgemeine Auferſtehung und das Gericht erfolgen. Der Urheber dieſer Lehre und der Chiliaſten — ſo werden diejenigen, welche ſich einen ſolchen 1000jährigen Zeitraum (Chiliade) träumen, genannt — die ſich hauptſächlich auf eine Stelle der Offenbarung Joh. (XX, 6) ſtützen, war zuerſt Cerinthus im erſten Jahrhunderte, und dieſer verlegte den Hauptſitz eines ſolchen Reichs nach Jeruſalem. In den erſten Jahrhunderten fand auch die Lehre ſo vielen Anhang, daß man die anders Denkenden für Ketzer erklärte. Auch über die Zeit, wann dies Reich erſcheinen ſoll, hat man ſich ſehr den Kopf zerbrochen; viele der eifrigſten Chiliaſten hatten es ins 17te Jahrhundert geſetzt; die nachfolgenden (z. B. Peterſen, Wiſthon u. a.) hatten ganz beſtimmt dazu das verfloſſene 18te Jahrhundert anberaumt, und Bengel endlich hat es in ſeiner Erklärung der Offenbarung Johannis ganz gewiß für das 19te Jahrhundert aufgehoben.

Tautologie heißt in der Redekunſt derjenige Fehler, wo man mehrere Wörter und Ausdrücke anbringt, die in den Haupt= ſowohl als Nebenbegriffen ein und eben daſſelbe ſagen.

Tavernier (Jean Baptiſt), ein berühmter Reiſender, geboren zu Paris 1605, war der Sohn eines Mannes aus Antwerpen, der in erſterer Stadt als Landkartenhändler lebte. Die Anſicht dieſer Gegenſtände, und die Geſpräche mit denen, welche den Laden ſeines Vaters beſuchten, flößten dem jungen Mann eine ſolche Neigung zum Reiſen ein, daß er bereits im 22ſten Jahre eine Reiſe durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutſchland, die Schweiz, Polen, Ungarn und Italien unternahm. Er war Juwelier, und hatte es in dieſer Kunſt zu einer ſeltenen Vollkommenheit gebracht. Er verwandte vierzig Jahre zu Reiſen in der Türkei, Oſtindien und Perſien auf allen nur möglichen Wegen. Da er ſich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, und als Proteſtant in einem freien Staate zu leben wünſchte, ſo kaufte er bei der Heimkehr von ſeiner letzten Reiſe die Baronie Aubonne am genfer See. Das üble Betragen eines

ſeiner Neffen veranlaßte ihn 1687, ſeine Baronie dem Marquis du Quesne zu verkaufen, und eine ſiebente Reiſe zu unternehmen. Auf dieſer letztern ſtarb er 1689 zu Moskau 84 Jahr alt. Tavernier war ein ſehr hellſehender Mann, der in den Ländern, die er beſuchte, eine große Menge merkwürdiger Beobachtungen machte. Da er nicht ſelbſt die Fertigkeit hatte, dieſelben ſchriftlich zu ordnen, ſo that dies Samuel Chappuzeau, ein genfer Gelehrter, welches nach deſſen Verſicherung keine leichte Mühe war. Ein Theil dieſer Reiſebeſchreibungen wurde nämlich nach den Aufzeichnungen des Pater Raphael, eines armen Capuciners, der lange zu Iſpahan wohnte, ein anderer Theil nach den mündlichen Erzählungen Taverniers ausgefertigt. Chapuzzeau beſchwert ſich zugleich, daß er bei dieſer Arbeit ſowohl durch die Hitze Taverniers, als die lächerlichen Grillen ſeiner launiſchen Gattin viel zu leiden gehabt habe. Die Frucht ſeiner Mühe waren zwei Bände, welche 1679 zuerſt herauskamen, und ſechs Reiſen enthalten; ihnen folgte 1687 noch ein Band, den la Chapelle, Secretär des Präſidenten von Lamoignon, geſchrieben hat, welche eine Nachricht von Japan und Tunkin, und die Geſchichte des Betragens der Holländer in Oſtindien enthält. Ungeachtet der Beſchuldigungen, welche man gegen Taverniers Wahrheitsliebe vorgebracht hat, und der Ausſchreibereien, deren man die Verfaſſer ſeiner Reiſen anklagt, findet man in den ſelbigen doch viele wichtige und wahre Nachrichten. Gibbon nennt ihn den Juwelier, der eben ſo gut als viel geſehen hat. N. P.

Technologie iſt die Wiſſenſchaft, welche die Verarbeitung der Naturalien, oder die Kenntniſſe der Handwerke lehrt. In den Werkſtellen wird gewieſen, wie die Verfertigung der Waaren, den Vorſchriften und Gewohnheiten der Meiſter gemäß, geſchehen ſoll. Die Technologie hingegen gibt in ſyſtematiſcher Ordnung gründliche Anleitung, wie man aus zuverläſſigen Erfahrungen die Mittel finden lerne, die bei der Verarbeitung vorkommenden Erſcheinungen zu erklären und zu nützen. Es ſcheint am zweckmäßigſten zu ſeyn, die Handwerke, deren vornehmſte Arbeiten eine Gleichheit oder Ähnlichkeit in dem Verfahren ſelbſt und in den Gründen, worauf ſie beruhen, haben, in einerlei Abtheilungen dergeſtalt zu bringen, daß die einfachen zuerſt, die künſtlichern ſpäter abgehandelt werden. Zuweilen vermengt man gewiſſe Künſte, welche noch beſondere natürliche Fähigkeiten und mehrere Nebenkenntniſſe erfodern, mit Handwerken, wie zuweilen die Juwelenverarbeitung, die Arbeiten des Mechanikus u. ſ. w. P. S.

Tectur, die Decke, Bedeckung, der äußere Umſchlag, z. B. eines Packets Acten oder andrer Papiere. Auf den militäriſchen Karten und Grundriſſen iſt Tectur ein, an einer Seite auf dem Riſſe befeſtigtes Blatt, welches einen Theil des Plans oder der Zeichnung deckt, um z. B. die veränderten Stellungen einer Schlachtordnung oder verdeckte Theile einer Feſtung anſchaulich zu machen.

Te Deum laudamus etc., oder noch abgekürzter Te Deum etc., in der deutſchen Überſetzung **Herr Gott dich loben wir** u. ſ. w. iſt der Anfang des ſogenannten **ambroſianiſchen Lobgeſangs** (ſ. d. Art. Ambroſius), welchen man bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Siegesfeſten, ſo wie an den ho-

hen Feſttagen in den catholiſchen, und oft auch in den proteſtantiſchen Kirchen zu ſingen pflegt. Seine Choralmelodie gehört zu den älteſten Tonſtücken, die wir aus früherer Zeit übrig haben. Unter den neuern ausgeführten Compoſitionen dieſes Hymnus ſind die von Haſſe, Naumann, Haydn, Danzi berühmt.

Tefterdar Bacha, der Großſchatzmeiſter oder Finanzminiſter des türkiſchen Reichs, der den Miri oder die Staatscaſſe zu verwalten, alle Staatseinkünfte zu empfangen, und alle Staatsausgaben zu beſorgen hat. Er gehört zu den Oberchargen des Reichs, und hat Sitz und Stimme im Divan. In jedem Gouvernement des türkiſchen Reichs iſt ein beſondrer Tefterdar angeſtellt. Vom Tefterdar Bacha iſt der Hazna Kiabajaſi unterſchieden, der die Chatoulle des Kaiſers (Hazne) zu verwalten und alle Ausgaben für das Serail zu beſtreiten hat.

Teimer (Martin), Freiherr von Willtau, öſterreichiſcher Major in der Armee, Ritter des Thereſienordens, eines der Häupter der tyroler Inſurrection von 1809, wurde geboren am 14ten Auguſt 1778 im Dorfe Schlanders in Vintſchgau. Seine Ältern waren arme Taglöhner. Durch fremde Unterſtützung ſtudirte Teimer an der hohen Schule zu Innsbruck den philoſophiſchen und juridiſchen Curs neben dem Freiherrn von Hormayr, welcher 1809 an der Spitze der ewig merkwürdigen tyroler Inſurrection, und neben Schneider, der in der nämlichen Epoche Generalcommiſſär in Vorarlberg war, ſtand. Als 1796 das Kriegsfeuer aus Italien bis an die tyroliſchen Landmarken wüthend vordrang, verließ Teimer die Univerſität, diente unter der Landwehr vom Gemeinen an, wurde aber bald Offizier kraft ſeiner vielfachen Auszeichnung durch tollkühnen Muth, Unternehmungs- und Erfindungsgeiſt und wahrhaft vaterländiſche Geſinnung. In den unglücklichen Tagen des Februars und März 1797 that er ſich bei Fay und Zambana unter dem General Loudon beſonders hervor, und als dieſer (nachdem am 20ſten März 1797 Joubert die Stellungen Kempens bei Salurn, Neumarkt, Clauſen und Mittewald nach einander geſprengt hatte) auf Meran retirirte, und Tyrol ganz verloren ſchien, deckte Teimer ohne Befehl den Rückzug ſeiner Trümmer, indem er ſich mit einer Handvoll Tapfern in das die Straße beherrſchende, in weitläuftigen Ruinen liegende Schloß Maultaſch warf, und ſelbiges löwenkühn vertheidigte, hiedurch zugleich die Feinde vom weitern Vordringen abhaltend. Als ſchnell darauf Loudon mit dem tyroler Landſturm vordrang, und Tyrol wieder befreite, zeichnete ſich Teimer bei ſeinem Vortrab unter dem damaligen Hauptmann, Grafen Neippberg, jetzigem Generaliſſimus von Parma, ungemein aus, ſo wie 1799 im April unter Bellegarde, bei jener äußerſt mühſeligen und merkwürdigen Vorrückung aus Tyrol nach Engadein und Graubünden. Von 1802 bis 1806 war er Hauptmann bei der neuerrichteten tyroler Landmiliz. Er zog mit dem Armeecorps des Erzherzogs Johann aus Tyrol hinweg, und erhielt zu ſeinem Unterhalt einen Tabaksverlag und eine kleine Ökonomie-Inſpection zu Klagenfurt in Kärnthen. Als 1808 der Kriegsausbruch unvermeidlich vorher zu ſehen war, wurde er auch zu geheimen Einverſtändniſſen in Tyrol gebraucht. Im Januar 1809 kamen viele geheime Boten der mißvergnügten Tyroler nach

Wien, unter ihnen der nachmals ſo berühmt gewordne Sandwirth Andreas Hofer. Der Freiherr von Hormayr entwarf nun auf Befehl des Miniſteriums und des die Armee von Innerösterreich commandirenden Erzherzogs Johann den geheimen Plan zur ganzen Inſurrection. Teimer wurde das vorzüglichſte Werkzeug der Ausführung. Zweimal ſchlich er ſich verkleidet mitten ins Land, ſpähte alles aus, bereiſ'te die ganze Kette der Verſchwörung, und trat endlich am 9ten April 1809 zugleich mit dem Sandwirth Andreas Hofer auf den Kampfplatz. Das Ganze war ſo richtig entworfen, mit ſolcher Kühnheit und mit ſolchem Geheimniß vollführt, daß alles vollſtändig glückte, und am 13ten April Mittags das ganze mittlere und nördliche Tyrol erobert, 8000 Franzoſen und Bayern mit ihren Generalen, Kanonen, Trophäen und Bagage gefangen waren. Teimer unterſchrieb im Dorfe Willtau, hart an der Hauptſtadt Innsbruck, dieſe in der Kriegsgeſchichte wahrhaft einzige Capitulation, und heißt davon Freiherr von Willtau. Er zeichnete ſich fortwährend aus im ganzen Verlaufe des ſo merkwürdigen tyroler Kriegs, vorzüglich durch unglaublich kühne Streifzüge, welche er mit einer Handvoll Tapfern ins Herz von Bayern und Schwaben unternahm. Seit dem wiener Frieden lebte er zu Grätz in Steiermark auf dem kleinen Gut, das ihm die Gnade des Kaiſers Franz zur Belohnung ſeiner Verdienſte geſchenkt hat.

Telegraph und **Telegraphie**, ſiehe **Signalkunſt**.

Telēmachus, ein Sohn des Ulyſſes, Königs von Ithaca und der Penelope, lag noch an der Mutter Bruſt, als ſein Vater in den trojaniſchen Krieg ging. In ſeiner Kindheit fiel er einſt ins Meer, wurde aber von Delphinen gerettet, daher Ulyſſes einen Delphin auf ſeinem Schilde und in ſeinem Siegelringe trug. Homer läßt ihn gegen die Zeit der Rückkehr ſeines Vaters als erwachſenen Jüngling auftreten, dem Minerva in der Geſtalt des Mentors, ſeines Erziehers, den Rath gibt, ſich die Freier ſeiner Mutter vom Halſe zu ſchaffen, und ihnen anzudeuten, daß jeder ſich nach Hauſe begeben ſolle. Wollte ſeine Mutter wieder heirathen, ſo ſolle er ſie in ihr väterliches Haus zurückweiſen, und dort Hochzeit halten laſſen. Er ſelbſt ſolle mit einem zwanzigrudrigen Schiffe wegen ſeines Vaters auf Kundſchaft zum Neſtor nach Pylus und von dort nach Sparta zum Menelaus gehen; denn Ulyſſes lebe noch irgendwo auf einer Inſel, werde aber mit Gewalt von der Rückkehr abgehalten; ſeine Klugheit werde ihn aber gewiß los machen; wäre er dennoch todt, ſo ſolle er bei ſeiner Rückkehr ihm ein Denkmal errichten, ſeine Mutter verheirathen, und die Freier durch Liſt oder Gewalt erwürgen. Auf dieſen Rath zeigte ſich Telemach als Herr im Hauſe, verhehlte jedoch ſeine Entſchlüſſe und Maßregeln den Freiern. Da dieſe ſeinen Befehlen nicht gehorchten, ſo trug er dem Volke ſeine Noth vor, verlangte deſſen Hülfe, und erklärte, daß er nach Pylus und Sparta reiſen wolle, um ſich nach ſeinem Vater zu erkundigen. Er erreichte aber bei dem Volke ſeine Abſicht nicht; aber Minerva, welche er anflehte, erſchien ihm als Mentor, und am andern Morgen kam er glücklich in Pylus an. Von hier ging er in Begleitung des Piſiſtratus nach Sparta, wo er vom Menelaus erfuhr, daß ſein Vater noch bei der Calypſo lebe. Indeſſen war

Ulyſſes auf Ithaca angekommen, und Minerva, welche dem Telemach erſchien, rieth ihm, nach Ithaca zurückzukehren. Endlich kam er dort wieder an, und überlegte nun mit ſeinem Vater, wie ſie ſich die Freier der Penelope vom Halſe ſchaffen wollten. Am folgenden Tage ging Telemach bewaffnet in die Stadt, und ließ ſeinen Vater, als Bettler gekleidet, gleichfalls dahin führen. Darauf ließ er den unerkannten Ulyſſes im Bettlerkleide mit den Ehebewerbern der Penelope ſpeiſen, und unterſagte den letztern alle Spöttereien und Mißhandlungen. Aber umſonſt, der Kampf begann, und Telemach und Ulyſſes ſiegten. Endlich focht der erſtere noch an der Seite ſeines Vaters gegen die Ithacenſer. Späterhin faßte Ulyſſes einen Argwohn gegen ſeinen Sohn Telemach, und verbannte ihn aufs Land. Nach Ulyſſes Tode heirathete Telemach die Circe, und zeugte mit ihr den Latinus und die Rome, von welcher Rom, nach Einigen, den Namen haben ſoll. Nach Andern aber heirathete Telemach die Kaſſiphone, welche ihm aber aus Rache wegen des Todes ihrer Mutter das Leben nahm. Noch Andere geben ihm Neſtors Tochter, Polycaſte, oder des Alcinous Tochter, Nauſicaa, zur Gemahlin. Endlich ſchreibt man ihm die Erbauung der Stadt Cluſium in Etrurien zu. — Über den moraliſchen Roman Telemach ſehe man den Artikel Fenelon.

Teleologie (aus dem Griechiſchen) wird in der Religionsphiloſophie die Lehre von den weiſen und wohlthätigen Endzwecken genannt, die die Vernunft in der Natur an den einzelnen Weſen, wie an ihrer Verbindung mit einander, in der Geſchichte an dem Zuſammenhange und den Folgen der Begebenheiten wahrnimmt, und zu Schlüſſen benutzt, welche von der Betrachtung der Zweckmäßigkeit aller geſchaffenen Dinge zur Erkenntniß der Exiſtenz und Beſchaffenheit des Schöpfers führen. Der dadurch gebildete Beweis für das Daſeyn Gottes heißt der teleologiſche, und iſt dem phyſicotheologiſchen genau verwandt. Vergl. d. Art. Gott und Phyſicotheologie. E.

Teleskop. Wenn ein Fernrohr dergeſtalt eingerichtet iſt, daß ein Hohlſpiegel die Stelle des Vorder- oder Objectivglaſes vertritt, ſo nennt man es beſonders ein Teleskop, oder auch ein Spiegelteleskop, unter welchem Artikel ſelbiges genauer beſchrieben iſt. P. S.

Tell (Wilhelm), ein ſchweizeriſcher Landmann zu Bürgeln bei Altorf. Wenn er geboren wurde, wenn und wie er ſtarb, — er ſoll im Schächerfluß tapfer kämpfend ertrunken ſeyn — iſt nicht zu beſtimmen. Hiſtoriſch merkwürdig iſt der Mann vorzüglich durch die Grauſamkeit des damaligen öſterreichiſchen Landvogtes Geßler geworden. Die Schweiz beſtand damals aus einer Menge weltlicher und geiſtlicher, zum Theil dem Kaiſer erbunterthäniger, zum Theil dem deutſchen Reiche anhängender Gebiete. Albrecht I., der damalige deutſche Kaiſer, ländersüchtig und um ſich greifend, wünſchte die Waldſtädte mit ſeinen übrigen Erbbeſitzungen zu vereinigen, und trug dieſen geradezu an, ſich ihm als Herzog von Öſterreich zu unterwerfen, vom deutſchen Reiche abzulaſſen. Sie lehnten es eben ſo geradezu ab, und nun wurden ſie durch die kaiſerlichen eingeſetzten Vögte ſo gemißhandelt und gedrückt, daß 1307 zwiſchen Uri, Schwyz und Unterwalden ein Bund geſchloſſen wurde, an deſſen Spitze drei tapfre Män-

ner, Walter Fürſt, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher ſtanden. Auch Wilhelm Tell gehörte zu dieſem Bunde, anfangs jedoch mehr darum wiſſend, denn zum Handeln ſelbſt entſchloſſen. Da trieb aber der Landvogt Geßler in Altorf die Sache ſo weit, daß die Schweizer vor einem Hut — dem Zeichen des öſterreichiſchen Hauſes — bei Todesſtrafe ihr Haupt entblößen ſollten, und verdammte den Tell, der dagegen fehlte, auf vieles Bitten um Gnade, einen Apfel vom Haupte des eignen Knaben zu ſchießen. Er that es, und ward doch nicht frei. Denn er geſtand, daß er mit dem zweiten Pfeil, den er gerade bei ſich führte, den Landvogt getödtet haben würde, wäre der Schuß nach dem Knaben fehlgegangen. Der Landvogt nahm ihn in Ketten und Banden über den waldſtädter See nach ſeiner Burg, wo er ſchmachten ſollte. Allein ein ſtarker Sturm drohte dem Fahrzeuge Verderben, und Tell ward als kräftiger erfahrner Ruderer losgelaſſen, nahm aber die Gelegenheit wahr, auf ein Felſenriff hinüberzuſpringen, und das Schiff zurückzuſtoßen. Sein Geſchoß hatte er glücklich mitgenommen, und als der Vogt daherkam, mit Mühe dem Sturm entgangen, traf ihn das tödtliche Geſchoß im hohlen Felſenwege nach Küßnacht. Sein Tod ward das Zeichen zum allgemeinen Aufſtand, zum hartnäckigſten Kriege zwiſchen allen Schweizern und Öſterreich, der erſt 1499 gänzlich beendet wurde. So erzählt die Sage, die ſich durch Capellen, durch Bezeichnung des Felſenriffs, durch eine Menge Gemählde und ſo vieles andre bewährt, daß ſie, von vielen bezweifelt, wenigſtens von Johannes von Müller wieder als wahr angenommen iſt. Saxo Grammaticus erzählt etwas ganz ähnliches von einem Dänenkönig Harald und einem gewiſſen Tholko; was denn nun gegen die Wahrheit der Begebenheit eingewendet worden iſt. So ſonderbar es auch iſt, im Norden und hier im Süden eine faſt gleichzeitige Sage zu finden, ſo war doch die Communication zu gering, um ſie aus der ſcandinaviſchen Halbinſel nach der Schweiz zu verpflanzen. Auch iſt ein Umſtand hinreichend, Tells Geſchichte in der Hauptſache zu erhärten. Es wurde nämlich 1388 eine große Wallfahrt nach dem Orte angeſtellt, wo Tell ſich ans Land gerettet hatte — ihn ſchmückt jetzt eine Capelle, welche bereits im 31ſten Jahr nach ſeinem Tode gebaut wurde — und 114 der dahin Wallenden hatten Tell noch gekannt! Alle alten Chroniken ſind darüber einſtimmig *). — Schiller hat übrigens ſein letztes Meiſterſtück in den wichtigſten Scenen getreu nach der Geſchichte, beſonders nach Tſchudi und Müllers Schilderungen gearbeitet. *r.

*) Ein Einwurf iſt aber noch zu erörtern. Die ganze Begebenheit wird auch von einem gewiſſen W. Tell und einem Grafen von Seedorf erzählt, der Herr eines Theiles von Uri war, aber im 12ten Jahrhundert gelebt haben muß, denn nach Conr. Geßlers Verzeichniſſe edler oberdeutſcher Geſchlechter, ſtarb ſein Geſchlecht da bereits aus. Daß nur unſer Tell lebte, und einen großen Antheil an der Schweizerfreiheit hatte, mit Geßlern in Streit gerieth, ihn mordete, kann leicht auch noch mit den Abenteuern (durch die, Zeit und Ort oft verwechſelnde Tradition), jenes frühern Tells geſchmückt worden ſeyn. Etwas mag die „Tellenfabel" wohl ausgeſchmückt ſeyn.

Teller (Wilhelm Abraham), Oberconſiſtorialrath und Probſt in Berlin, ein als gelehrter und aufgeklärter Theolog berühmter und verdienſtvoller Mann. Er war 1734 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater, Romanus Teller, als Profeſſor der Theologie und Prediger in Anſehn ſtand. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien in Leipzig wurde er daſelbſt 1755 Catechet an der Peterskirche, und noch in demſelben Jahre Baccalaureus der Theologie, als welcher er theologiſche Collegia leſen, und in der Paulinerkirche Vormittags predigen durfte. Im J. 1762 ging er als Generalſuperintendent, Profeſſor der Theologie und Hauptpaſtor nach Helmſtädt, lehnte zwar 1764 einen Ruf nach Halle an Baumgartens Stelle ab, folgte aber, als er ſich bald nachher in Helmſtädt angefeindet und verketzert ſah, einer Vocation nach Berlin, wo er ſich einen freiern Wirkungskreis verſprechen durfte, als Oberconſiſtorialrath, Probſt zu Cöln, und Paſtor primarius an der Petrikirche. Hier wirkte er in voller Thätigkeit, bis 1787 das Religionsedict die Denkfreiheit beſchränkte. Teller mußte manche harte Bedrückungen erfahren, und wurde ſogar, wegen eines beim Kammergericht abgegebnen Votums, wodurch er daſſelbe verführt haben ſollte, mit Einziehung ſeines Gehalts auf drei Monate von ſeinem Amte dispenſirt. Um ſo mehr mußte es auffallen, daß man den Rath des Verketzerten zur Einführung einer orthodoxen Dogmatik ſuchte und befolgte. Im Jahr 1786 ward Teller in die Akademie aufgenommen, und hier las er 1802 ſeine auch im Druck erſchienene Denkſchrift auf den verſtorbenen Miniſter von Wöllner vor, durch den er ſo viele Kränkungen und Unannehmlichkeiten erfahren hatte. Er ſtarb im December 1804, 70 Jahre alt. Teller war ein mit gelehrten Kenntniſſen und einer ſcharfen Beurtheilungskraft ausgeſtatteter Theologe. Außer einer mehr als gewöhnlichen Sprachkenntniß, hatte er ſeine Studien beſonders auf die Kirchen- und Literargeſchichte gerichtet. Er erregte zuerſt Aufmerkſamkeit auf die kritiſchen Bemühungen zur Berichtigung des Textes der Bücher des alten Teſtaments. Er war einer der erſten, welche die dichteriſchen Stücke des alten Teſtaments mit beſſerem Geſchmack zu erklären, und ihre Schönheiten zu würdigen ſuchten; einzelne Theile der Dogmengeſchichte bearbeitete er mit Einſicht. Seinen freien Unterſuchungsgeiſt aber zeigte er vornehmlich in dem Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens (1764), das ihm jedoch ſelbſt ſpäter ſo wenig Genüge leiſtete, daß er es nicht wieder auflegen ließ. Dieſes Buch wurde verketzert, verboten und beſtritten, ja der Magiſtrat von Helmſtädt ging ſo weit, Tellers Abſetzung zu verlangen, was aber von dem braunſchweiger Miniſterium nicht bewilligt wurde. Im J. 1772 erſchien ſein Wörterbuch des neuen Teſtaments, ein Werk, das mehr als irgend eine ähnliche Schrift zur Verbreitung des religiöſen Lichts in ſeiner Kirche beigetragen, und ſelbſt unter den Catholiken einen neuen Eifer im Studium der Bibel angefacht hat. In jeder neuen Auflage dieſes Wörterbuchs, von dem 1805 die ſechste erſchien, findet man die Spuren der ſtets fortſchreitenden Unterſuchungen des Verfaſſers. Wie wenig er den ungünſtigen äußern Umſtänden nachgab, ſieht man daraus, daß er zu Wöllners Zeit ſeine Religion der Vollkommnern (1792) und Anleitung zur Religion überhaupt und zum Allgemeinen des Chriſtenthums insbeſondre drucken zu laſſen wagte. Aber auch den

Sinn für das Practiſche und Gemeinnützige verlor er nie, vielmehr gab dieſer allen ſeinen Forſchungen ihre Richtung. Deßhalb verdanken wir ihm mehrere kräftige und geiſtvolle Erbauungsbücher, zu denen auch viele gedruckte Predigten gehören, die ſich zwar nicht durch Reichthum der Phantaſie, aber durch reine Grundſätze, moraliſche Tendenz und überzeugende lichtvolle Belehrung auszeichnen. An ſie ſchließt ſich das Magazin für Prediger an (10 Bände, 1792 — 1801), das er in Verbindung mit mehrern andern Theologen herausgab, und das einen großen Schatz an gründlichen Bemerkungen und Unterſuchungen und an trefflichen homiletiſchen und liturgiſchen Ausarbeitungen enthält. Ungern vermißt man nicht ſelten in Tellers Vortrage die belebende Wärme und einen hinreißenden Ausdruck, wie denn überhaupt ſeine Schreibart nicht muſterhaft iſt. Nichts deſto weniger war er mit dem Geiſt unſrer Sprache wohl vertraut, wie ſeine Schriften über Luthers Lieder und Bibelüberſetzung beweiſen. Als Prediger fand er ſo wenig Beifall, daß er ſich ſchon 15 Jahre vor ſeinem Tode ganz von der Kanzel zurückzog. Schließlich erwähnen wir noch ſeiner Ausgaben des Salluſt und Turretin.

Tellus (Titäa oder Gäa), die Erde, als cosmologiſche Gottheit der Alten. Sie entſtand gleich nach dem Chaos (m. ſ. Chaos); nach Andern aber wurde ſie vom Litigius oder Demogorgon gezeugt. Sie gebar aus ſich ſelbſt zuerſt den Pontus (das Meer), die Berge und den Uranos (den Himmel), um ſich damit ringsum zu bedecken. Dann erzeugte ſie mit dem Pontus den Nereus, Thaumas, Phorcys, die Ceto und Eurybia; mit dem Uranos aber die Titanen und die Centimanen. Über das grauſame Betragen des Uranos gegen ſeine und ihre Kinder erzürnt, brachte ſie das Eiſen hervor, machte davon ein krummes Meſſer, und munterte ihre Söhne auf, ſich an ihrem Vater zu rächen. Dies that Kronos, und überwand und verwundete den Uranos. Die Erde fing des letztern Blut auf, und gebar darnach die Erinnyen und Nymphen Meliä. Nach der Vertreibung der Titanen aus dem Olymp gebar ſie vom Tartarus den Typhon. Die Erde war auch eine weißagende Gottheit, und ertheilte Orakelſprüche. So ſagte ſie dem Jupiter, daß er mit Hülfe der Centimanen die Titanen beſiegen würde. Der Rhea entdeckte ſie das Schickſal ihres Gemahls, des Kronos, und wie ſie ihre Kinder vor ihm ſchützen könne, indem ſie ihr befahl, mit dem Jupiter nach Lyctus in Creta zu gehen. Auch ſoll Tellus den Jupiter in einer Höhle des Gebirges Archäus erzogen haben, wo ſie ihn unterrichtete, wie er den Kronos beſiegen ſollte. Gleichfalls verhieß ſie ihm durch einen Orakelſpruch die Herrſchaft über die Götter, und in den älteſten Zeiten war ſie die Vorſteherin des delphiſchen Orakels. Als eine der älteſten Gottheiten wurde ſie endlich auch in den Eidesformeln mit angerufen. In Rom hatte ſie in der vierten Region einen Tempel, deſſen Erbauung Publius Sempronius Sophus gelobte, als in der Schlacht mit den Picentinern die Erde unte ihm erzitterte.

Telyn hieß die Leier der Barden. Unſre heutigen deutſchen Dichter brauchen noch bisweilen dieſe Benennung.

Temeswar, die Hauptſtadt des temeswarer Bannats, das ſeine eigne Adminiſtration oder Landesregierung hat, und in keiner Verbindung mit Ungarn ſteht. Die Stadt liegt am Fluſſe

Weg, hat ungefähr 7000 Einwohner, die größtentheils Deutſche oder Raizen ſind, und iſt ſeit dem Jahre 1782 zu einer königlichen Freiſtadt erhoben worden. Sie iſt der Sitz der Landesadminiſtration, eines Kreisamtes und eines griechiſchen Biſchofs, der unter dem Metropolitan zu Carlowitz ſteht. Temeswar iſt unter der öſterreichiſchen Herrſchaft ſeit dem Jahr 1718, da die Türken im Frieden zu Paſſarowitz das ganze Bannat abtraten, ſehr verſchönert, erweitert und befeſtigt worden.

Tempe. Dieſen Namen (deſſen Form im Griechiſchen die Mehrzahl bezeichnet, daher auch die Beiwörter in dieſer Form erſcheinen) trug urſprünglich ein anmuthiges Thal in Nordgriechenland, oder Theſſalien, wo der Peneos, einer der anſehnlichſten griechiſchen Flüſſe, ſich einen Weg zwiſchen den Gebirgen Olympos und Oſſa hindurch gebahnt hatte. Durch eben dieſes Thal ging die Heerſtraße aus Theſſalien nach Macedonien, und wir finden eine ziemlich umſtändliche und anſchauliche Schilderung dieſer reizenden Gegend bei Älianos im erſten Capitel des dritten Buches ſeiner mannichfaltigen Erzählungen. Die Natur ſelbſt, ſagt er, hat dieſes Thal mit vorzüglicher Schönheit geſchmückt. Dichter Epheu windet ſich, gleich Weinreben, die hohen Bäume hinan, welche die Ufer des ſchönen Fluſſes beſchatten, und bekleidet die ſchroffen Felſen. Das friſche Grün, das alles bedeckt, iſt eine wahre Augenweide. Liebliche Haine gewähren dem Wanderer zur Sommerszeit Schatten und Kühlung, und zahlreiche friſche Quellen bieten ihm ſtärkendes Labſal, während melodiſche Vögel durch ihren Geſang ihn erfreuen. Auf dem ſanft wie ein Öl fließenden Strome ſchifft man im kühlen Schatten der überhangenden Zweige, umweht vom Weihrauchduft, der rings von den Altären der Opfernden emporſteigt. Kein Wunder, wenn der Name dieſes anmuthvollen Thales übergetragen wurde auf ähnliche reizende Gegenden, und wenn man noch jetzt ein ſchönes Bergthal, das von einem ſanften Fluſſe durchſtrömt wird, ein Tempe nennt.

Tempel (aus dem Lateiniſchen Templum) bedeutete urſprünglich das Gewölbe des Himmels, oder einen geheiligten Ort im Freien, wo Gottheiten verehrt und Schickſalszeichen an Sternen, Vögelflug u. ſ. w. wahrgenommen wurden. Nach dieſer Analogie nannte man die zur Sicherung der Götterbilder und der Opfer auf den Altären meiſt auf Anhöhen angelegten Gebäude Tempel. Die älteſten waren oben offen, ohne Fenſter, und mit ſo viel Schmuck ausgeſtattet, als die Erbauer nur zu erzeugen wußten, denn ſie ſchienen um ſo würdigere Wohnungen der Götter, je herrlicher ſie ſich vor den Wohnhäuſern der Menſchen auszeichneten. Was anfangs nur Einzäunung, Zelt oder Hütte war, und es bei Nomaden und wilden Völkern noch iſt, verwandelte die Civiliſation in Prachtgebäude, an denen die Baukunſt ihre Fortſchritte vom Nothwendigen zum Schönen machte. Der hintere Raum des Innern, wo die Götterbilder ſtanden, und Nationalpalladien aufbewahrt wurden, blieb als ein den Augen der Menge unerreichbares Heiligthum (Adyton) vom vordern Raume abgeſondert, und nur den oberſten Prieſtern zugänglich: Geheimniß und Dunkel mußte die Stätte umhüllen, wo die Götter ihre Nähe offenbarten. Im Tempel verwalteten die Prieſter regelmäßig den Gottesdienſt mit ſeinen Myſterien, Laien kamen nur an

gewiſſen Feſten in feierlichen Prozeſſionen hinein, die Verſammlungen der Andächtigen wurden vor den Tempeln gehalten, da ihr Innres nirgend groß genug war, um die Menge des Volks zu faſſen. Die Vielgötterei vervielfältigte die Anzahl der Tempel, deren Überreſte auf dem claſſiſchen Boden der gebildeten Völker des Alterthums noch jetzt Zeugen ihrer Religion und Cultur ſind. In Aſien, wo die Anzahl der Tempel verhältnißmäßig geringer war, als bei den Griechen und Römern, hatte oft die Kraft, Kunſt und Wohlhabenheit ganzer Nationen ſich an dem Baue eines einzigen erſchöpft. So fanden die Hebräer, die als Anhänger der Lehre von dem einigen Gott nicht mehrere Stätten der Verehrung deſſelben dulden konnten, den Vereinigungspunkt ihrer Religionsübung und Vaterlandsliebe an ihrem Nationalheiligthume zu Jeruſalem. Den erſten Tempel baute ihnen Salomo auf dem Berge Moria in Jeruſalem mit Hülfe phöniciſcher Meiſter, ein ſteinernes rechteckiges Gebäude von 60 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe, an drei Seiten mit Corridors oder Seitenzimmern umſchloſſen, welche in drei Stockwerken über einander aufſtiegen, und zur Bewahrung von Schätzen und Geräthſchaften des Tempels dienten, an der vordern offnen Seite mit einer 10 Ellen breiten Vorhalle geziert, welche von zwei ehernen Säulen Jachin und Boas (Feſtigkeit und Stärke) getragen ward. Das Innere theilte ſich in den Hinterraum von 20 Ellen Länge, welcher das Allerheiligſte hieß, die Bundeslade enthielt, und durch einen Vorhang geſchieden war, und den 40 Ellen langen Vorderraum oder das Heilige, worin die goldenen Leuchter, der Schaubrottiſch und der Räucheraltar ſtanden. Beide Räume waren an den Wänden, das Allerheiligſte auch am Boden und an der Decke kunſtreich mit Holzwerk getäfelt. In dieſes durfte nur der Hoheprieſter, in das Heilige nur die zum Tempeldienſt beſtimmten Prieſter gehen. Das Tempelhaus umgab ein innerer Vorhof mit dem Brandopferaltar, dem Baſſin zu den Reinigungen und andern Geräthſchaften, weil hier die Prieſter ſchlachten, opfern und beten mußten; Säulengänge zwiſchen ehernen Thoren ſchieden dieſen Prieſterhof von dem äußern für das Volk, den wieder eine Mauer umſchloß. (Vergl. Hirts Tempel Salomonis, Berlin 1809, und Joh. Fr. v. Meyers Bibeldeutungen, Frankfurt a. M. 1812.) An der Stelle dieſes durch die Aſſyrer zerſtörten erſten Tempels bauten die aus der babyloniſchen Gefangenſchaft zurückgekehrten jüdiſchen Stämme unter Serubabel einen zweiten von derſelben Form, doch mit geringerer Pracht. Herodes der Gr. baute ihn nach einem größeren Maßſtabe um, und umgab ihn mit vier terraſſenförmig aufſteigenden Vorhöfen. Der unterſte und äußerſte derſelben, 500 Ellen ins Gevierte, war auf drei Seiten von doppelten, auf der vierten ſüdlichen von dreifachen Säulengängen umringt, und hieß der Heidenvorhof, weil darin Menſchen von allen Nationen beten durften. Dieſen ſchied ein Gitter und eine ſehr hohe Mauer von dem 135 Ellen ins Gevierte faſſenden, höherſtehenden Vorhof der Weiber, wo die jüdiſchen Frauen ſich zur Andacht verſammelten. Von da ſtieg man auf 15 Stufen zu dem wieder mit Säulengängen eingeſchloſſenen großen Vorhof des Tempelhauſes ſelbſt, von deſſen Länge vorn 11 Ellen mit einer Breite von 135 Ellen als Vorhof der jüdiſchen Männer durch ein Gitter von dem innerſten Prieſtervor-

hof abgeſondert waren. In deſſen Mitte ſtand das Tempelhaus von weißem Marmor mit reicher Vergoldung 100 Ellen lang und hoch, 60 Ellen breit, mit einer 100 Ellen breiten Vorhalle und drei Stockwerken Seitenzimmer, wie bei dem erſten Tempel. Dieſem waren die Geräthſchaften und Maße des Innern gleich, nur die Höhe verdoppelt und das Allerheiligſte leer. Gemächer zu Vorräthen und Verſammlungen füllten das oberſte Stockwerk über der Decke des innern Tempels aus. Der Ruhm dieſes prachtvollen und nach ſeiner Zerſtörung durch die Römer nicht wieder aufgebauten Tempels, ſeine religiöſe Bedeutung für Juden und Chriſten und die ſymboliſche Sprache ſeines kunſtreichen Baues hat ihn der Erinnerung bis jetzt vor andern Gebäuden des Alterthums merkwürdig erhalten. Den Juden iſt er ein Gegenſtand der Trauer und Sehnſucht, den Architekten in ſeiner erſten Geſtalt ein Schlüſſel zur Geſchichte der altorientaliſchen Baukunſt, den Freimaurern das hauptſächlichſte Vehikel ihres bilderreichen Rituals. Mit Beziehung auf den ſalomoniſchen Tempel nennt dieſer Orden ſeine Logenſäle Tempel, und ſeine moraliſchen Zwecken gewidmete Arbeit ein Bemühen ihn wieder aufzurichten. Jetzt werden im eigentlichen Sinne des Worts nur die Gebäude, wo Heiden ihren Gottesdienſt halten, Tempel genannt, die Sprache der Poeſie gibt aber auch chriſtlichen Kirchen dieſen Namen. E.

Tempel (Temple) iſt ein in der neueſten Geſchichte ſehr bekannt gewordnes großes Gebäude in Paris, von dem eine Straße und eine Vorſtadt den Namen erhalten haben. Es war im J. 1222 von dem Schatzmeiſter des Tempelherrnordens, Hubert, erbaut, und diente zur Wohnung für die Ritter. Als der Orden der Tempelherren 1312 aufgehoben worden war, wurde, ſo wie ihr übriges Eigenthum, auch dieſer Palaſt eingezogen, und den Maltheſerrittern übergeben. Nach der Zerſtörung der Baſtille diente dieſes Gebäude als Staatsgefängniß. König Ludwig XVI. wurde da mit ſeiner Familie gefangen gehalten; eben ſo Moreau, Pichegru und der Engländer Sidney Smith; der letztre rettete ſich durch die Flucht, Pichegru fand ſeinen Tod im Kerker. — Sieben gothiſche Thürme, von einer hohen Mauer umſchloſſen, bilden dieſes Gebäude; der Plan, daſſelbe zur Verſchönerung der Stadt abzutragen, den die vorige Regierung gefaßt hatte, iſt noch nicht ausgeführt worden.

Tempelherren, Tempelbrüder, auch Templer hießen die Glieder eines berühmten Ritterordens, der wie der Johanniterorden durch die Kreuzzüge entſtand. Hugo von Pajens, Gottfried von St. Aldemar und ſieben andre Ritter ſtifteten ihn 1118 zur Beſchützung der Pilger auf den Straßen von Paläſtina, woraus in der Folge die allgemeine Beſtimmung des Ordens zur Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens und des heiligen Grabes gegen die Sarazenen hervorging. Sie legten die Gelübde der Keuſchheit (Eheloſigkeit), des Gehorſams und der Armuth, wie die regulirten Canonici ab, und lebten bei ihrer kriegeriſchen Beſchäftigung anfangs von den Wohlthaten der chriſtlichen Großen in Paläſtina. Der König Balduin II. von Jeruſalem gab ihnen daſelbſt eine Wohnung an der Oſtſeite der Stätte des ehemaligen jüdiſchen Tempels, daher ſie den Namen Templer (Templarii) erhielten. Der Papſt Honorius II. beſtätigte ihren Orden 1127 auf dem Concilio zu Troyes, und verpflichtete ſie auf ein aus

Benedicts Mönchsregeln geſchöpftes Statut, mit dem die Vorſchriften des heiligen Bernhard von Clairvaux, der dieſe neuen Ordensleute eifrigſt empfahl, verbunden wurden. Der Ruf ihrer Thaten verſchaffte ihnen nicht nur bald Zuwachs an Gliedern, ſondern auch anſehnliche Schenkungen an Häuſern, Ländereien und Capitalien in den Ländern der catholiſchen Chriſtenheit. Die verſchiedenen Claſſen ihres Ordens waren Ritter, Waſſenträger, dienende Brüder, wozu 1172 auch noch eigne Geiſtliche kamen, die als Prieſter, Capläne und Schreiber zu ihrer Verbrüderung gehörten. Alle trugen als Ordenszeichen einen Gürtel von leinenen Fäden, der ihre Verpflichtung zur Keuſchheit andeutete; die Geiſtlichen hatten weiße, die dienenden Brüder graue oder ſchwarze Kleidung, die Ritter überdies außer ihrer einfachen ritterlichen Rüſtung weiße leinene Mäntel mit achteckigen blutrothen Kreuzen geziert, weil ſie ihr Blut im Dienſte der Kirche vergießen ſollten. Aus dem Stande der Ritter, welche von ebenbürtigem Adel ſeyn mußten, und die eigentlichen Herren des Ordens und ſeiner Beſitzungen waren, wurden in den Capiteln die Beamten des Ordens gewählt, Marſchälle und Pannerer zur Anführung im Felde, Drapiers als Aufſeher über die Kleidung, Prioren als Vorgeſetzte einzelner Tempelhöfe oder Priorate wie die Äbte, Comthure und Großprioren über die Provinzen wie die Provinzialen der Mönchsorden, und der Großmeiſter, des ganzen Ordens Oberhaupt. Dieſer hatte Fürſtenrang, und hielt ſich den Souverainen von Europa gleich, da der Orden vermöge päpſtlicher Privilegien unabhängig von jeder geiſtlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit und Hoheit, ſelbſt ausgenommen von den Wirkungen des Interdicts, wie ſpäter die Jeſuiten, den Papſt allein als ſeinen Schirmherrn anerkannte, übrigens aber ſich ſelbſt regierte, und ſeine Güter, deren Inſaſſen und Vaſallen ihm den Zehnten entrichten mußten, nach Gutdünken verwaltete. Die Freiheiten exemter Geiſtlichen mit der Macht ſeiner tapfern, zu Land und Waſſer ſtets gerüſteten Ritterſchaft vereinigend, konnte er ſeine Beſitzungen nicht nur beſſer als andre Corporationen die ihrigen benutzen, ſondern auch durch Eroberungen auf eigne Hand und durch fromme Vermächtniſſe, die ihm die Pietät des Zeitalters zum Lohn ſeiner Kriegsthaten zuwandte, von Jahr zu Jahr vermehren. Im Jahr 1244 beſaß er 9000 wohlfundirte Balleien, Comthureien, Priorate und Tempelhöfe, deren Lehnsabhängigkeit von den Fürſten, in welcher Landen ſie lagen, durch ſeine Selbſtſtändigkeit als Corporation ihre Bedeutung mehr oder weniger verlor. Seine Glieder gehörten ihm mit Leib und Leben an, und ſchieden durch ihre Aufnahme von allen übrigen Verhältniſſen mit der Welt, keiner hatte ein Privateigenthum, der Orden nährte und kleidete alle. Leicht erklärt ſich daher aus dem auf dieſen Zuſtand gegründeten Gefühle ſeiner innern Stärke und Größe der Übermuth, den Biſchöfe und Fürſten ihm vorwarfen, und die Üppigkeit, die ſich im Gefolge ſeines Reichthums einſchlich. Allerdings beſchwerten ſich auch die Kreuzfahrer, daß er ihre Sache in einigen Fällen aus Privatintereſſe nicht ernſtlich unterſtützt habe, und der Kaiſer Friedrich II. beſchuldigte ihn gradezu des Verraths, der Toleranz gegen die Religion der Sarazenen und ſtrafbarer Bündniſſe mit dieſen Feinden der Chriſtenheit. Zwar ſtimmen die Nachrichten hierüber nicht ganz überein, doch iſt erwieſen, daß die Tempelher-

ren bei dem allmähligen Verfall des chriſtlichen Königreichs Jeruſalem ihre orientaliſchen Beſitzungen durch Verträge mit den vordringenden Sarazenen zu ſichern geſucht. Gleichwohl mußten ſie 1291 mit den letzten Vertheidigern dieſes Königreichs ganz aus dem heiligen Lande weichen, und ihren Hauptſitz, der ſonſt in Jeruſalem geweſen war, auf der Inſel Cypern nehmen. Hier reſidirte nun der Großmeiſter mit einer Auswahl von Beamten, Rittern und Brüdern, die ſich im kleinen Kriege zur See gegen die Caper der Sarazenen übten. Jacob Bernhard von Molay aus Burgund, der letzte Nachfolger des Stifters und erſten Meiſters Hugo, bemühte ſich ohne Erfolg, den ausgearteten Geiſt des Ordens zu verbeſſern. Der zeitliche Beſitz und Genuß lag den meiſten Rittern mehr am Herzen, als das heilige Grab. Durch das Streben einiger Glieder nach Einfluß auf das bürgerliche Weſen in Frankreich, durch den Geiſt des Geheimniſſes und der Verſchwiegenheit, der ſein Receptionsritual und ſeine innere Verwaltung umhüllte, und ſeine Glieder zuſammenhielt, und am meiſten durch ſein Anſehn und ſeinen Reichthum war der Orden den Fürſten verdächtig geworden. Man redete, obwohl ohne Grund, von ehrgeizigen Planen auf den Umſturz aller Thronen, und die Herſtellung einer europäiſchen Adelsrepublik, von freien Meinungen zum Nachtheil des catholiſchen Glaubens, die er in ſeinem Schooße hege. Auch hatte er wirklich in den Händeln Philipps des Schönen von Frankreich mit Papſt Bonifaz VIII. gegen den erſtern Partei genommen. Philipps Freund, Clemens V., berief daher unter dem Vorwande nothwendiger Berathſchlagungen wegen eines neuen Kreuzzugs und einer Vereinigung der Templer mit den Johannitern den Meiſter Molay mit 60 Rittern 1306 nach Frankreich. Hier wurden dieſe und alle in Frankreich anweſenden Ritter am 13ten October 1307 durch königliche Söldner auf einmal zugleich verhaftet, Philipp legte Beſchlag auf alle Güter des Ordens, bezog ſelbſt mit ſeinem Hofe den Tempel (das jetzt noch ſo benannte Reſidenzhaus des Meiſters in Paris, das durch die Gefangenſchaft Ludwigs XVI. von neuem merkwürdig geworden iſt), und ließ die Unterſuchung durch ſeinen Beichtvater Wilhelm von Paris, Inquiſitor und Erzbiſchof zu Sens, ſogleich anfangen. Dieſes gewaltſame Verfahren ſuchte er durch die Gräuel und Ketzereien zu rechtfertigen, deren der Orden von einigen Angaben beſchuldigt worden war. Geſchichtliche Zeugniſſe beſchreiben dieſe Ankläger als treuloſe und ausgeſtoßene Templer, die den Orden nur auf Anſtiften ſeiner Feinde verleumdeten. Die Verläugnung Chriſti, und die Verhöhnung des Kreuzes mochte allerdings von den Neulingen als Probe des Gehorſams bei der Aufnahme gefodert worden ſeyn, doch konnte der Orden keiner Entfernung vom catholiſchen Glauben überwieſen werden. Die übrigen Beſchuldigungen, daß er Teufelsdienſt und Zauberei getrieben, ein Idol, Namens Baffometus angebetet, die Sacramente verachtet, die Beichte den Geiſtlichen entzogen, und ſich unnatürlichen Laſtern ergeben habe, waren theils bloß argliſtige Verdrehungen der Wahrheit, theils ganz erlogen, widerſinnig und abgeſchmackt. Eine goldene Reliquiencapſel, die die Templer wie andre orthodoxe Catholiken küßten, hatte man für jenen Teufelskopf Baffometus ausgegeben, daß die Templer in einem Zeitalter, wo die Transſubſtantiationslehre erſt

aufgekommen war, noch nach alter Art die Elevation bei der Meſſe wegließen, Verachtung des Sacraments genannt, daß ſie ausſchließlich nur ihren Geiſtlichen beichteten, zu der Anklage gebraucht, ſie würden von ihren weltlichen Obern abſolvirt und hinter der edeln Männerfreundſchaft, die ſie verband, eine gefliſſentliche Verführung zur griechiſchen Liebe geſucht. Überhaupt wurde in jenen Zeiten des Kampfes mit Ketzern aller Art jeder, der einmal geſtürzt werden ſollte, und ſonſt nicht anzugreifen war, durch dergleichen Beſchuldigungen gewaltſam zum Ketzer geſtempelt. Da nun Philipp den Untergang des Ordens, nach deſſen Reichthümern ihn gelüſtete, vor aller Unterſuchung beſchloſſen hatte, wendeten die ihm ganz ergebnen Inquiſitoren, meiſt hämiſche, den Templern ſonſt ſchon mißgünſtige Dominicaner, dieſes Mittel an, die öffentliche Meinung wider ſie zu empören. Den armen gefangnen und gemißhandelten Templern wurden die Ausſagen in den Mund gelegt, die ſie zu den Acten geben ſollten, und durch die ſchrecklichſten Martern der Tortur Geſtändniſſe von Freveln ausgepreßt, die nie im Orden geſchehen waren. Nur die Beſtätigung der Anklagen konnte ihnen das Leben retten und mancher durch Gefangenſchaft und Folter kleinmüthig gemachte Bruder gab zu, was man hören wollte, da die ſtandhafte Betheurung der Grundloſigkeit jener Fabeln und Verdrehungen den Tod nach ſich zog. Clemens V. proteſtirte zwar gegen dieſe willkürliche Behandlung eines Ordens, den nur die Kirche richten könne, doch bewegte ihn Philipp bald zur offnen Theilnahme an der Unterdrückung deſſelben. Zwei Cardinäle kamen als Beiſitzer zu der Unterſuchungscommiſſion in Paris und andre Geiſtliche zu den Inquiſitionsgerichten in den Provinzen, um der Form Geſetzmäßigkeit zu geben. Der Prozeß nahm ſeinen Fortgang, und wie wenig Gegründetes ſich auch dabei gegen die Templer ergab, durfte der Erzbiſchof von Sens 1310 doch 54 Ritter, die jedes Verbrechen geläugnet hatten, lebendig verbrennen laſſen. Auf gleiche Weiſe verfuhr man in andern Sprengeln Frankreichs mit dieſen Schlachtopfern der Willkür und Habſucht. Die übrigen Fürſten in Europa ermahnte der Papſt zur gerichtlichen Verfolgung der Templer. Carl von Sicilien und Provence ahmte Philipps Beiſpiel nach, und theilte die Beute mit dem Papſte. In England, Spanien, Portugal, Italien und Deutſchland wurden die Templer zwar verhaftet, aber faſt durchaus für unſchuldig erklärt. Dies geſchah auf den Synoden zu Salamanca und zu Mainz 1310 zur vollkommnen Rechtfertigung des Ordens. Viele im Volk und Adel erkannten ſeine gerechte Sache an, doch der Papſt hob ihn auf dem Concilium zu Vienne in der Dauphiné durch eine Bulle vom 2ten März 1312 zwar nicht auf dem Wege Rechtens, aber aus päpſtlicher Machtvollkommenheit (per provisionis potius quam condemnationis viam) förmlich auf. Die Glieder des Ordens ſollten, wenn ſie die angeſchuldigten Frevel bekannten, gelind beſtraft und abſolvirt, die beharrlich Läugnenden aber verurtheilt werden. Unter den Letztern befand ſich der Großmeiſter Molay und der Großprior von der Normandie Guido, welche den 18ten März 1314 auf einer Seineinſel lebendig verbrannt wurden, nachdem ſie vorher, wie die Sage erzählt, ihre Unterdrücker, Philipp und Clemens, binnen Jahresfriſt vor Gottes Gericht geladen hatten. Wirklich ſtarb der Papſt ſchon den

19ten April, und der König den 29ſten November deſſelben Jahrs. Die Güter des Ordens waren auf dem Concilio zu Vienne den Johannitern zuerkannt, ſeine Schätze an Geld und Kleinodien aber zu einem Kreuzzuge beſtimmt worden. In Frankreich fiel aber das meiſte der Krone zu, und beträchtliche Summen behielt der Papſt ſich vor, in Spanien und Portugal wurden durch dieſe Güter neue Ritterorden fundirt, anderwärts erhielten die Johanniter das reiche Erbtheil ihrer geſtürzten Nebenbuhler. Am längſten behaupteten die Templer ſich in Deutſchland, wo man ſie gerecht und mild behandelte. Bis 1319 gab es Ritter im Tempelhofe zu Görlitz. Die ihrer Gelübde entbundenen Templer traten meiſt zum Johanniterorden. Aus den von Moldenhawer 1792 herausgegebnen Originalacten des Prozeſſes gegen die Templer in Frankreich erkennt man die Schändlichkeit und Gewaltſamkeit des Verfahrens der franzöſiſchen Gerichte in dieſer Sache. Die Schriften von Anton über die Geſchichte und von Münter über die Statuten des Ordens haben ſeine Unſchuld bewieſen. Werners Söhne des Thales, Berlin 1803 und 1804, haben ihm von neuem das Intereſſe der gebildeten Welt zugewandt, nur iſt der Geiſt der Templer darin nach myſtiſch-philoſophiſchen Tendenzen gemodelt, für welche die Geſchichte keine Beweiſe gibt. Eben ſo wenig beſtätigt ſie die Hypotheſe von einem hiſtoriſchen Zuſammenhange der Templer mit den Freimaurern und der Verſuch eines Abenteurers von Hund, den Templerorden im Schooße der Freimaurerei wieder herzuſtellen, wurde mit Recht auf dem wilhelmsbader Convent 1782 gänzlich niedergeſchlagen. E.

Tempelhoff (Georg Friedrich von), königlich preußiſcher Generallieutenant, Generalinſpector aller militäriſchen Erziehungsanſtalten in den preußiſchen Staaten, und Ritter des ſchwarzen Adlerordens, war geboren zu Trampe in der Mittelmark den 17ten März 1737. Nachdem er nebſt ſeinen drei Brüdern von Hauslehrern unterrichtet worden, und durch eignen Fleiß beſonders in der Mathematik ziemliche Kenntniſſe erlangt hatte, kam er auf die Schule zu Frankfurt, und bezog als ſiebzehnjähriger Jüngling die Univerſität Halle. Hier befriedigte er unter Segners Anleitung ſeine Neigung zur Mathematik in vollem Maße, und machte große Fortſchritte. Beim Ausbruche des ſiebenjährigen Kriegs führten ihn dieſe Studien auf die Idee, dadurch ſein Glück bei dem Militär zu machen. Er nahm bei dem damals in Halle ſtehenden Regimente des Generals Werthersheim Dienſte als Freicorporal, und wohnte als ſolcher 1757 dem Feldzuge in Böhmen bei. Noch im September deſſelben Jahrs trat er in die Artillerie ein, und machte bei derſelben alle Feldzüge bis zum Frieden 1763 mit. Den fünf großen Schlachten bei Breslau, Leuthen, Hochkirch, Cunersdorf und Torgau, den bedeutenden Gefechten von Korbitz, Strehlen, Wittenberg und Reichenbach, und den Belagerungen von Breslau, Olmütz, Dresden und Schweidnitz wohnte er bei. Nach der Schlacht bei Cunersdorf war er Lieutenant geworden. Während des ganzen Krieges hatte er ſorgfältig jede Gelegenheit benutzt, neben den theoretiſchen ſeine practiſchen Kenntniſſe zu vervollkommnen, und nach dem Frieden ſetzte er das Studium der mathematiſchen Wiſſenſchaften zu Berlin eifrigſt fort, wobei ihm die Bekanntſchaft mit Euler, Lambert, Sulzer und La Grange von großem Nutzen war. So erlangte er eine tiefe und umfaſſende Kenntniß auch der höhern ma-

thematiſchen Disciplinen, und durfte ſich den beſten Geometern gleich ſtellen. Schon ſeine erſten Schriften, als ſeine Anfangsgründe der Analyſis endlicher Größen, ſeine Anfangsgründe der Analyſis des Unendlichen, ſeine vollſtändige Anleitung zur Algebra wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Von ſeiner Bekanntſchaft mit der Aſtronomie zeigt ſein Werk: Genaue Berechnung der Sonnenfinſterniſſe und Bedeckung der Fixſterne vom Monde. Sein Hauptaugenmerk aber war die Mathematik, um durch ihre Anwendung die Theorie der Kriegskunſt zu vervollkommnen. Unter andern ſuchte er das Bombenwerfen und das Werfen der Granaten aus Haubitzen auf beſſere Grundſätze zu bringen, welches auch in ſeinem Bombardier prussien (1781, 8.) mit Erfolg geſchah. Zugleich hatte er die größtentheils von Friedrich II. ſelbſt erfundenen taktiſchen Bewegungen der preußiſchen Armee zu einem Elementarwerk der Taktik geſammelt, das er herauszugeben gedachte. Allein der König verſagte ihm, wiewohl auf eine ſehr ſchmeichelhafte Art, die Erlaubniß dazu. Dieſer, der verdientermaßen eine hohe Meinung von ihm gefaßt hatte, übertrug ihm nach dem bayerſchen Erbfolgekriege den Unterricht der fähigſten Infanterie- und Cavallerieoffiziere der berliniſchen und märkiſchen Inſpection, und prüfte die Zöglinge ſelbſt. Den Ingenieurcapitän Geier bekam er dabei zum Gehülfen. Im J. 1782 ernannte ihn Friedrich vom jüngſten Capitän zum Major und Commandeur eines neu errichteten Artilleriecorps, und einige Jahre ſpäter wurde er in den Adelſtand erhoben. Sobald Friedrich Wilhelm II. den Thron beſtiegen hatte, ernannte er Tempelhoff zum Lehrer ſeiner beiden älteſten Prinzen in den mathematiſchen und militäriſchen Wiſſenſchaften, und bald darauf zum Obriſtlieutenant; auch wurde er Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Ungeachtet des großen Vertrauens, das er genoß, konnte er doch nicht mit allen Reformen, die er vorſchlug, durchdringen, ſo ſichtbar auch meiſt ihre Vortheile und Vorzüge waren. Als 1790 ein Krieg mit Öſterreich auszubrechen drohte, ſtand Tempelhoff bei der Armee des Herzogs von Braunſchweig in Schleſien. Bei den Feindſeligkeiten, die 1791 gegen Rußland Statt finden ſollten, war Tempelhoff beſtimmt, die Belagerung von Riga zu leiten. In demſelben Jahre mußte er einen Plan zu einer Akademie für das Artilleriecorps entwerfen. Der König genehmigte ihn, wies die erfoderlichen Gelder an, und ſtellte Tempelhoff als Director an die Spitze dieſer Anſtalt. Beim Ausbruche des Kriegs gegen Frankreich ward er zum Befehlshaber der ganzen Artillerie ernannt, und 1795 erhielt er das dritte Regiment der Artillerie. Friedrich Wilhelm III. erhob ihn 1802 zum Generallieutenant, und verlieh ihm den rothen Adlerorden; auch ward er zum Lehrer der beiden jüngern Brüder des Königs ernannt. Wegen Altersſchwäche wurde er 1805 von der thätigen Theilnahme am Kriege dispenſirt, und erhielt den ſchwarzen Adlerorden. Er ſtarb den 13ten Juli 1807. Unter ſeinen Schriften, von denen wir einige bereits angeführt haben, iſt ſein Hauptwerk ſeine Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs in Deutſchland, 6 Bände, 1783 — 1801, 4., wovon die beiden erſten eine berichtigte Überſetzung von Lloyds Geſchichte jenes Kriegs ſind. Dieſes in ſeiner Art einzige Werk iſt mit tiefer Sachkenntniß geſchrieben, entwickelt umſtändlich und anſchaulich alle Begebenhei-

ten, und liefert manche Angaben, z. B. von den Kriegsbedürfniſſen bei Belagerungen und im Felde, die noch in keiner Sprache gedruckt worden ſind.

Temperament beſteht in der Art zu empfinden und zu handeln, in ſo fern beide in gewiſſer Beſchaffenheit des Organismus gegründet ſind. Es iſt daher zunächſt verwandt mit dem Naturell, unter welchem man jedoch bloß den Inbegriff alles deſſen, was zur Naturanlage, zur allgemeinen phyſiſchen Beſchaffenheit des Menſchen gehört, verſtehen muß. Das Naturell iſt alſo bloß phyſiſch, enthält die eine Bedingung und Grundlage einer Beſtimmung der Seelenthätigkeit vom Körper aus; das Temperament umfaßt zugleich das pſychiſche, die wirkliche Beſtimmung und Modification der Geiſtesthätigkeiten, nicht durch das Ganze des Organismus, ſondern zunächſt nur durch beſtimmte Theile oder Syſteme deſſelben, die in der erſten Verbindung mit der Seele ſtehen. Dagegen der Charakter eines Menſchen bloß als rein-pſychiſches Product, als Selbſtbeſtimmung des Willens nach Maximen ohne Einfluß des phyſiſchen, oft im Kampfe mit demſelben, erſcheint. Das Naturell iſt demnach bloß phyſiſch, das Temperament phyſiſch und pſychiſch zugleich, der Charakter rein pſychiſch. Vergleichend könnte man auch das erſtere den Keim, das zweite die Blüthe, den dritten die Frucht benennen, oder das Naturell dem Kindesalter, das Temperament dem Jünglings-, und den Charakter dem Mannesalter gleichſetzen. Das Temperament iſt alſo das Product der Seelenvermögen und der Einwirkung gewiſſer Theile des Organismus, an welche jene gebunden ſind. Dieſe Theilganze des Organismus ſind zunächſt das geſammte Nervenſyſtem, und noch beſtimmter, der dieſem einwohnende Nervenäther. Da aber dieſer in ſeiner Quantität und Qualität wieder von der Beſchaffenheit des Blutſyſtems abhängt, ſo hat auch dies an jener Beſtimmung nicht geringen Antheil. Unter den an die Nerventhätigkeit gebundenen Seelenvermögen haben wir jetzt in Beziehung auf Beſtimmung des Temperaments vorzüglich das Gefühls- und das Begehrungsvermögen in Betrachtung zu ziehen. Dieſe haben um ſo viel mehr Freiheit und Kraft, ſich zu äußern, je lebhafter die Bewegung des Nervenäthers, je energiſcher ſeine Einwirkung auf die Seele iſt. Die Freiheit in der Bewegung beſtimmt die Empfänglichkeit des Gefühls, die Energie der Einwirkung beſtimmt die Kraft der Begehrung. Beide Modificationen des Nervenäthers werden theils durch primitive organiſche Anlage, nämlich durch die Verbindung der verſchiedenen Regionen des Nervenſyſtems (ſ. d. Art. Nerven), theils durch die Beſchaffenheit des arteriellen Blutes, aus welchem die unaufhörliche Reſtauration des Nervenäthers vor ſich geht, beſtimmt. Je offener nämlich die Verbindung der Sinnesnerven ſowohl als der Nerven des reproductiven oder des ſogenannten Ganglienſyſtems mit dem Hirnſyſtem, oder beſonders dem Sensorium commune, und wieder die Verbindung dieſes mit jenen Nervenregionen iſt, je reiner, ätheriſcher und in je größerer Quantität der Nervenäther aus dem feinſten und mit dem Oxygengas der atmoſphäriſchen Luft begeiſteten Blute abgeſondert wird, deſto ſchneller, mit deſto größerer Kraft und Dauer kann die Thätigkeit jener Vermögen ſich äußern; in je geringerm Grade dagegen jene Bedingungen erfüllt werden, oder

ein Theil derſelben Statt findet, auf deſto geringerer Stufe werden auch jene Thätigkeiten in ihren Verhältniſſen zu einander ſtehen. Hieraus entſpringen eben die Verſchiedenheiten in den Modificationen des Temperaments, welche ſchnelle Erregung des Gefühls, und ſtarke dauernde Empfindung, mit lebhafter Erregung der Begehrung und anhaltende Thatkraft begründen. Das Gefühl kann nämlich ſchnell erregbar, aber bald vorübergehend ſeyn, oder auch tief eingreifen und dauerhafte Empfindung werden; ſo kann die Erregung des Begehrungsvermögens ſchnell auflodernd aber vorübergehend, oder auch langſam erregbar ſeyn, aber wenn es einmal aufgeregt iſt, zur bleibenden Thatkraft werden. Dieſe Verſchiedenheiten in der Art zu empfinden und zu handeln, hat man von jeher beobachtet, auch die entſprechenden Verhältniſſe des Körpers damit verglichen, und daher verſchiedene Hauptclaſſen der Temperamente gebildet. Weil man nun in der älteſten Zeit der Arzneikunde mehr auf die Beſchaffenheit der Säfte, beſonders des Blutes und der Galle Rückſicht nahm, ſo benannte man auch die verſchiedenen Temperamente nach den ſichtbaren körperlichen Erſcheinungen und Veränderungen jener Flüſſigkeiten, welche in der Regel der Beſchaffenheit eines beſondern Temperaments entſprach, welches wir weiterhin noch berühren werden. Obgleich dieſe Benennungen nur ein entfernteres urſächliches Verhältniß andeuteten, auch nach den jetzigen phyſiologiſchen Anſichten nicht einmal alle in dieſer Bedeutung können gelaſſen werden, ſo ſind doch die Beobachtungen und die Claſſification der verſchiedenen Geiſtesäußerungen nach den Temperamentsunterſchieden ſo naturgemäß, daß wir keinen Anſtand nehmen können, die gewöhnlichen Benennungen beizubehalten, um ſo mehr, da ſie ſeit ſo langer Zeit allgemein gebräuchlich ſind. Wir unterſcheiden demnach 1. das Temperament mit ſchnell erregbarem Gefühl, ohne daurende Empfindung, mit ſchnell erregbarer Begehrung ohne anhaltende Thatkraft; 2. das Temperament mit ſchnell erregbarem Gefühl, ohne dauerhafte Empfindung, mit ſchnell erregbarem Begehrungsvermögen, aber mit ſtarker Thatkraft verbunden; 3. das Temperament mit langſam erregbarem Gefühl, dauerhafter Empfindung, langſam erregbarer Begehrung und ſchwacher Thatkraft; 4. das Temperament mit langſam erregbarem Gefühl, dauerhafter Empfindung, langſam erregbarem Begehrungsvermögen und ſtarker Thatkraft. Bei dieſer Eintheilung dürfen wir aber nicht unbeachtet laſſen, daß auch unter dieſen Temperamenten eine unendlich mannichfaltige Modification Statt findet, die aber nicht in einer Vermiſchung der Temperamente, wie man ſonſt glaubte, ſondern in dem gradweiſe verſchieden Statt findenden Verhältniſſe von Langſamkeit oder Schnelligkeit des Gefühls, oder dauernder und die Seele tief ergreifender Empfindung, zu der ſchnell erregbaren, und bald verlodernden oder langſam erregbarer aber zu ausdaurender Thatkraft werdenden Begehrung, beſtehen. Daher darf man auch nicht glauben, daß jedes Temperament die Bedingungen des andern ſo ganz ausſchließe, daß z. B. das erſtere, mit ſchnell erregbarem Gefühl alle dauerhafte Empfindung und alle anhaltende Thatkraft ausſchließe, ſondern es ſoll damit nur ſo viel geſagt ſeyn, daß hier eins gegen das andre in überwiegendem Verhältniſſe — mehr oder weniger — Statt finde, und dieſe Verſchiedenheiten begründe. Ob Temperamente ganz verän-

dert und umgewandelt werden können, iſt zu bezweifeln, da ſie von phyſiſchen Bedingungen abhängen, welche zu tief mit der ganzen Exiſtenz des Organismus verwebt ſind, als daß ſie gänzlich könnten umgeändert werden. Doch kann auch nicht geläugnet werden, daß Vermehrung oder Verminderung des Grades der Verhältniſſe unter einander, und einige Milderung zu ſcharfer Beſonderheiten Statt finden könne, theils durch phyſiſche Einwirkung, beſonders durch Veränderung der Blutbeſchaffenheit, theils pſychiſch, durch die Kraft des Willens, dem, was man als ein, das Sittliche, Schickliche oder Nützliche überſchreitendes Verhältniß anerkennt, kräftigen Widerſtand zu leiſten, und ſo der phyſiſchen Anlage allmählig eine erſt willkürliche Kraft, und dann eine gleich ſtarke Gewohnheit entgegenzuſetzen, was indeſſen immer ſchwer bleiben, und in der Möglichkeit der Ausführung nach dem verſchiedenen Lebensalter ſich richten wird. Es iſt indeſſen von bedeutendem Werthe, die Hauptverſchiedenheiten der Temperamente, oder gleichſam von einem jeden das ausgemahlte Bild, das alle Eigenheiten hervorſtechend enthalten muß, und gleichſam als Repräſentant aller niederern Grade daſteht, kennen zu lernen, um ſich und andere Menſchen darin gleichſam wie in einem Spiegel zu erblicken, Menſchen, mit denen man umgehen muß, behandeln zu lernen, aber auch ſelbſt auf der Hut zu ſeyn, daß man ſeine Handlungen nicht gänzlich dem Antriebe des Temperaments überlaſſe. Nur muß man ſich nicht vorſtellen, daß jeder Menſch das Temperament, unter deſſen Claſſe er gehört, in dem ausgezeichneten Grade beſitze, in welchem alle Eigenheiten deſſelben und zwar hervorſtechend bemerkbar ſeyn müſſen. Man ſtelle ſich nicht unter jedem Sanguiniker ein Genie, unter jedem Melancholiker einen Kopfhänger, unter jedem Phlegmatiker einen Klotz, unter jedem Choleriker einen Brauſekopf vor, die alle ſchon an dem Ergreifen des Glaſes beim Trinken, oder am Gehen auf der Gaſſe u. ſ. w. zu erkennen ſind, ſondern man bedenke, was Modification des Grades in dem Temperament, Erziehung, Gewöhnung u. ſ. w. für Abwechſelungen erzeugen können, ſo daß es oft gar nicht leicht iſt, das Temperament eines Menſchen zu beſtimmen, und ihn, ſo wie man eine Pflanze in ihren nach dem künſtlichen Syſtem beſtimmten Schubkaſten legt, in eins der vier Temperamente zu verpflanzen. Daher bezeichnen wir nur noch kürzlich dieſe als Vorbilder, zu denen jeder Menſch mehr oder weniger Züge zu liefern hat. 1. das **ſanguiniſche** Temperament hat ein Übergewicht des Gefühls und viel Empfänglichkeit, aber eben deßhalb kommt nicht jedes Gefühl zur bleibenden und tief eingreifenden Empfindung, weil eins das andre bald wieder verdrängt. Eben ſo wird zwar das Begehrungsvermögen ſchnell und oft erregt, allein es kommt auch hier nicht zu anhaltender Thatkraft, weil ein neues Object ſtets wieder eine neue Begierde erregt, ehe noch das vorige, wenn es anhaltende Thätigkeit verlangt, erreicht iſt. Es hat den Namen daher bekommen, weil beſonders Menſchen mit vielem und gutem Blute verſehen, dieſes Temperament haben, und man alſo angenommen hat, das leicht bewegliche lebhaft umlaufende Blut ſey die einzige Urſache deſſelben. Es hat aber nur in ſo fern Antheil daran, als allerdings eine lebhafte Thätigkeit des arteriellen Blutſyſtems, und reine Beſchaffenheit der Maſſe des Blutes ſelbſt Urſachen ſind, daß ein

reichlicherer Antheil des Nervenäthers abgeſondert wird, und alſo auch die Nerventhätigkeit raſch und lebhaft von Statten gehen kann. Der Sanguiniker iſt daher in ſeinen Gefühlen ſehr lebhaft, er iſt leicht zu rühren, aber dieſe Rührung geht ſelten in Handlung über, wenn ſie nicht im erſten Moment benutzt wird. Sein Leben iſt voller Entſchlüſſe, von denen weniges durch eigene Energie der Thatkraft zur Ausführung kommt. Er iſt gelehrig, vergißt aber leicht das Gelernte wieder; gutmüthig, dienſtfertig, frohſinnig, ein guter Geſellſchafter. Er verſpricht leicht, doch kann man ſich auf ſein Verſprechen nicht verlaſſen, weil er es bald wieder vergeſſen, und weil er oft nicht nachgedacht hat, ob er im Stande ſeyn wird, ſein Verſprechen zu halten. Er iſt leicht zu überreden, aber meiſtens behält derjenige Recht, welcher zuletzt mit ihm ſprach. Hat er gefehlt, ſo ſieht er es bald ein, bereuet es gar ſehr, doch iſt anhaltendes Grämen darüber ſeine Sache nicht. Geſchäfte ſind ihm nicht zuwider, wenn ſie leicht und bald zu vollenden ſind. Anhaltender anſtrengender Arbeit iſt er nicht gewachſen; lieber iſt ihm raſtloſe, abwechſelnde, ſpielende Thätigkeit. Dies Temperament iſt die Anlage zur Liebenswürdigkeit und zum Edelmuth, aber auch zur Sinnlichkeit und zum Leichtſinn, welche beide von Stufe zu Stufe den Menſchen zu den größten Verirrungen führen können. Auffoderung genug für jeden Menſchen, auf ſeiner Hut zu ſeyn, wenn er die Züge dieſes Temperaments an ſich bemerkt! 2. Das choleriſche Temperament beſteht in ſchnell und ſtark erregbarem Gefühl, das jedoch ebenfalls nur ſelten zur dauerhaften Empfindung wird, aber ſchnell und ſtark die Begehrung erregt, und mit ſtarker, wenn gleich nicht anhaltender Thatkraft verbunden iſt. Die Benennung rührt daher, weil man Menſchen dieſes Temperaments den Anfällen des Zorns beſonders unterworfen ſah. Der Choleriſche wird auch ſchnell und heftig erregt, und immer haben die ſtürmiſchen Gemüthsbewegungen deſſelben etwas ſcharfes und bitteres bei ſich. Sein Begehrungsvermögen lodert heftig auf, und wird zu ſtarker Thatkraft, allein auch dieſes neigt ſich mehr zum Haß als zur Liebe; ſelbſt ſeine Liebe in ihrer Heftigkeit ſieht oft aus als Haß. Widerſtand iſt eine neue Anregung für ſein Gefühl, dagegen bei Nachgiebigkeit das aufgereizte Gefühl ſich ſelbſt verzehrt, und das Begehrungs- oder Verabſcheuungsvermögen eher befriedigt und in ſich beruhigt wird. Liebe und Haß ſind daher heftig in ihren Äußerungen, aber eben ſo wenig von Dauer. Über Beleidigungen zürnt er aufs heftigſte, doch wird er durch Demüthigung und Abbitte leicht beſänftigt. Arbeit, ſelbſt die ſchwerſte, ſcheut er nicht, er geht raſch darüber her, allein er arbeitet nicht gern anhaltend, zumal kleinliche Geſchäfte. In das Einzelne gehende, oder gar zu leichte Beſchäftigungen ſind ihm zuwider. Er ſtellt lieber an und dirigirt, als daß er ſelbſt mit der Ausführung ſich abgibt. Er macht hochfliegende Plane und Entwürfe, überläßt aber die Ausführung gern andern. Ruhm und Ehre ſind meiſtens die glänzenden Phantome, denen er mit allen Kräften nachjagt; was ihn daran verhindert, oder ihm dieſe zu verdunkeln droht, verletzt ihn am empfindlichſten. Er liebt äußere Pracht und ſchimmernden Pomp, die Unterwürfigkeit und Aufwartung der Menſchen, die zu ſeinen Dienſten bereit, auf ſeinen Wink gehorchen müſſen. Er nimmt daher gern die Huldigung der Niederen an,

gefällt ſich im Verſprechen ſeiner Unterſtützung. Er iſt deßhalb auch großmüthig, nicht ſowohl aus reiner Menſchenliebe, ſondern um dafür geprieſen zu werden, denn er iſt auf der andern Seite wieder habſüchtig, um der Sucht zu glänzen, Genüge leiſten zu können. Er nimmt, wo man es nicht ſieht, um zu geben, wo man es ſieht. Unter den Affecten werden die unangenehmen öfter bei ihm erregt, als die angenehmen; die letztern nur dann, wenn ſeine herrſchenden Leidenſchaften, Ehrſucht, Herrſchſucht und Habſucht befriedigt werden. In ſolchen Fällen kann ihn auch der Affect überraſchen, und zu lautem Ausbruch der Freude hinreißen. Öfter aber finden Zorn und Kränkung bei ihm Statt, weil gerade dieſes Temperament am meiſten die andern Menſchen zum Widerſtand gegen ſich reizt, und daher der Choleriſche am meiſten unter allen Menſchen mit allen in ſtetem Kampfe lebt. In dem Mittelſtande iſt er daher unaufhörlich in Prozeſſen verwickelt, und eine wahre Leibrente für ſeinen Advocaten. Die Stimmung ſeines Gemüths iſt Stolz, artet aber leicht in Hochmuth aus. Dieſes Temperament iſt die Anlage zu erhabenen Tugenden, aber auch zur Narrheit. Von der Vernunft gezügelt, erleichtert es dem Menſchen, welcher es beſitzt, die Bildung zur Großmuth, zur Tapferkeit, zum Heldenſinn, zum Herrſcher, und im Mittelſtande zum edeln, raſch thätigen Geſchäftsmann, zum einſichtsvollen Director, zum würdigen Herrn. Wenn aber die Leidenſchaften dieſes Temperaments die Vernunft überwältigen, ſo machen die unaufhörlichen widrigen Affecten der Menſchen zum Tyrannen und Despoten, im Mittelſtande zum unbeſonnenen Stürmer, zum Zänker mit Frau und Kindern und Geſinde, zum aufgeblaſenen arroganten, allen Menſchen widrigen oder lächerlichen Narren und zum prozeßſüchtigen Streitkopf. Iſt die Leidenſchaft der Ehrſucht beſonders vorherrſchend, und wird zum Hochmuth bei ihm, ſo kann eine plötzliche und heftige Kränkung deſſelben Veranlaſſung zum völligen Ausbruche des Wahnſinns geben, der ſich dann jedesmal als Narrheit (vesania) oder ausgebildete Manie äußert. 3. **Das phlegmatiſche Temperament** wird aus der Anlage zu langſam erregbarem Gefühl gebildet, das aber, wenn es einmal erregt wird, auch dauerhaft iſt, und zu tiefer Empfindung kommen kann. Das Begehrungsvermögen iſt ebenfalls weniger erregbar, doch dauerhaft, wenn es einmal erregt iſt, nur iſt die Thatkraft nicht groß, weil es dem Nervenäther an Energie fehlt. Man hat daher unſtreitig dieſem Temperament jenen Namen (ſ. d. Art. Phlegma) gegeben, weil bei ihm, wo es ausgezeichnet Statt findet, die Miſchung des Blutes zu einem Übermaß von wäſſerigen und ſeröſen Theilen ſich neigt, und der Antheil von rothem, mit Oxygen begeiſteten Cruor im Blute verhältnißmäßig geringer iſt. Daher iſt die ganze Maſſe des Organismus mit lymphatiſchen und ſeröſen Theilen reichlich verſehen; die feſten Theile ſind weich und biegſam, der Umlauf des Blutes gemäßigt, die Abſonderung des Nervenäthers langſam aber normal, nicht raſch und überhäuft, eher zuweilen zu ſparſam, und mit zu weniger Intenſität. Daher ſind die Thätigkeiten des Nervenſyſtems gleichmäßig, geregelt, eher zu langſam und ſchwach, als zu lebhaft und ſtark. Die Einwirkung des Ganglienſyſtems auf das Hirnorgan und das Sensorium commune iſt eher zu ſchwach, als über die Norm ſteigend. Daher

hat der Phlegmatiker keine herrſchende Leidenſchaft, wenigſtens keine der heftigern. Seine Neigung geht mehr nach Ruhe, nach Genuß ohne Anſtrengung. Den Affecten iſt er eben ſo wenig unterworfen, und wenn welche bei ihm Statt finden, ſind es mehr die angenehmen als die unangenehmen. Zorn, Reue, Gram, überfallen ihn ſelten. Er iſt ſchwer zu rühren, aber wenn einmal die Empfindung erregt wird, iſt ſie von Dauer. In ſeinen Handlungen iſt er langſam und beſonnen. Was er thut, geſchieht mit Überlegung, und bei dem Gebildeten nach Grundſätzen. Er iſt daher in den meiſten Fällen den Menſchen von den vorher erwähnten Temperamenten überlegen, weil er nicht leicht gereizt werden kann, durch Affecten und Leidenſchaften nicht verblendet, zu keiner Unbeſonnenheit hingeriſſen wird. Er leiſtet weniger activen Widerſtand gegen das Eindringen unangenehmer Einwirkungen, gegen unfertige Frictionen und unbillige Anmuthungen, als paſſiven, durch ſeine Gleichmüthigkeit und Beſonnenheit. Er reizt daher Andre weniger zur Gegenwirkung, zum Haß oder zur Rache, und erhält ſich doch immer in einem gewiſſen Grade von Achtung und Zurückgezogenheit, daß ſich ſo leicht niemand an ihn wagt. Dies iſt um ſo mehr der Fall, da ſeine Anfoderungen an die Menſchen ſehr gemäßigt ſind, und ſich meiſtens nur auf das noli turbare circulos meos beſchränken. Er iſt ein treuer Freund, ein guter Ehemann, ein gütiger Vater, aber nicht immer nach Wunſch des Geſindes Herr und Gebieter; denn er iſt ordnungsliebend, ſchwer zu täuſchen, und hat keine übereilte Kränkungen durch Geſchenke gut zu machen. Dies Temperament hat die glücklichſte Anlage zur ſtillen Tugend und Zufriedenheit, es iſt das Talent zur practiſchen Lebensphiloſophie, wenn es in gehörigem Grade vorhanden iſt, ſo daß das Gefühl nicht zu langſam erregbar, die Thatkraft nicht zu ſchwach iſt. Seine Geſchäfte verrichtet der Phlegmatiker aus Pflichtgefühl, die leichtern auch mit Neigung, die ſchweren und anhaltende Anſtrengung erfordernden ſind ihm zuwider. Iſt dies Temperament im hohen Grade vorhanden, ſo kann es zu Apathie, Gleichgültigkeit und Faulheit ausarten. 4. Das melancholiſche Temperament wird von langſam erregbarem, aber zu dauerhafter tiefer Empfindung werdendem Gefühl, mit langſam erregbarer Begehrung, aber bleibender und ſtarker Thatkraft, gebildet. Man gab ihm dieſen Namen, theils weil man glaubte, daß das Blut mit ſchwarzgallichten Stoffen verunreinigt und dadurch ſchwerflüſſig gemacht würde, theils wohl deßwegen, weil man es zur Melancholie vorzüglich geneigt hielt. (Siehe den Art. Melancholie.) Das Blut iſt allerdings bei dieſem Temperament ſchwärzer, ſchwerflüſſiger; das arterielle Blut neigt ſich zu der Beſchaffenheit des venöſen, und man ſagt daher, die Venoſität iſt vorherrſchend. Das Herz und das Arterienſyſtem beſitzen daher weniger Erregbarkeit und mehr Contractionsfähigkeit. Die Bewegung des Bluts iſt daher zwar etwas langſam, aber kräftig. Das Blut ſelbſt iſt in ſeiner innern Qualität ſchon mehr dem venöſen gleich, mehr oxydirt und verkohlt, der in den Lungen aufgenommene Oxygenſtoff verbindet ſich ſehr ſchnell und innig mit dem Faſerſtoff, dem Cruor und den Wandungen des Herzens und der Arterien, daher beſitzt das Blut weniger freies Sauerſtoffgas, reizt die Bewegung des Herzens weniger, auch die Abſonderung des Nervenäthers in dem

Neurilem geht langſamer von Statten, die Reſtauration deſſelben erfodert alſo verhältnißmäßig eine längere Zeit. Der Nervenäther ſelbſt kann in ſeiner Qualität nicht ſo rein, nicht ſo leicht beweglich ſeyn. Daher ſind auch die Functionen des Nervenſyſtems etwas langſamer, obwohl mit Kraft und Dauer verbunden. Eben weil kein ſchneller Wechſel der Gefühle Statt findet, können die wenigern deſto tiefer eingreifen. Das Gemüth hält die einzelnen Empfindungen deſto feſter, je weniger ihm ein ſchneller Wechſel immer neuen Stoff gibt. Daher tritt auch die Äußerung des Begehrungsvermögens langſam ein, iſt aber ſtark und anhaltend, und läßt ſeinen Gegenſtand ſo leicht nicht fahren. Von Affecten wird dies Temperament wenig überfallen, mehr überſchlichen, und immer eher von den traurigen als fröhlichen. Ein Affect, der einen Menſchen von dieſem Temperamente einmal ergriffen hat, beherrſcht ihn gewöhnlich lange. Weil er mehr die Schwierigkeiten jeder Sache ſieht, und ihn keine Überwältigung ſchnell wechſelnder Gefühle an der Überlegung hindert, ſo iſt er vorſichtig, bedenklich, überläßt ſich ſelten dem Frohſinn, und noch ſeltener der lauten Freude. Seine Leidenſchaften ſind nicht ſtürmiſch, mehr ſtill und verſchloſſen, aber ſie beherrſchen ihn deßhalb nicht weniger. Er iſt beſonders zum Geize geneigt, wegen ſeiner ängſtlichen Sorge für die Zukunft. In der Liebe iſt er treu, anhänglich, aber der ſtillen ſich ſelbſt verzehrenden Eiferſucht ſehr unterworfen. Zur Freundſchaft iſt er weniger geneigt; er iſt dazu zu mißtrauiſch und bedenklich. In ſeinen Geſchäften iſt er fleißig und pünktlich. Er ſcheut die ſchwerſte Arbeit nicht. Er lernt ſchwer, was er aber einmal begriffen hat, bleibt ſein Eigenthum. In ſeinem Betragen, wie in ſeinen Foderungen an Andre iſt er ſtreng und ohne Nachſicht. Vergnügungen, beſonders die öffentlichen, rauſchenden, ſind ihm zuwider. Er liebt mehr ein ſtilles Vergnügen unter Wenigen, ernſte Geſpräche, tiefe Betrachtungen über einen Gegenſtand; er ſucht die Einſamkeit, und zieht ſie jeder Geſellſchaft vor. Dies Temperament iſt die Anlage zum metaphyſiſchen Philoſophen, zu einem guten Erfinder und genauen Beobachter, aber auch zur Selbſtquälerei und Menſchenfeindſchaft, zur Schwermuth und Melancholie. Wer dies Temperament hat, muß ſich hüten, ſeinem Hange zur Einſamkeit, zur Menſchenſcheu und zur Verachtung der Freude zu ſehr nachzugeben. H.

Temperatur iſt der jedesmalige Zuſtand in Anſehung der fühlbaren Wärme unſrer Atmoſphäre. Dieſer Zuſtand wird durch einen Wärmegrad ausgedrückt, welcher ſich auf eine gewiſſe Scala eines Thermometers bezieht, welcher der Luft ausgeſetzt iſt. Wenn ein geſunder, ſtarker und ruhiger Menſch die atmoſphäriſche Luft weder kalt noch warm findet, ſo ſagen wir, ſie habe eine gemäßigte Temperatur. Wenn ſie hingegen wärmer oder kälter iſt als die natürliche Wärme unſers äußern Körpers, ſo ſagen wir, daß die Atmoſphäre warm oder kalt ſey. Die gemäßigte Temperatur iſt bei 54 Gr. Fahrenheit, oder 10 Gr. Reaumur; die Sommerwärme in der gemäßigten Zone 64 — 100 Gr. Fahrenheit oder 14 — 31 Gr. Reaumur, die Winterkälte 20 — 4 Gr. Fahrenheit oder 5 — 16 Reaumur. — Das Wort **Temperatur** wird aber auch noch zur Bezeichnung der Wärmegrade von eingeſchloßner Luft angewandt. — In der Tonkunſt verſteht man unter **Temperatur** eine gewiſſe Einrichtung der Tonleiter

nach beſtimmten Verhältniſſen, bei welcher die möglichſt kleinſte Abweichung von der höchſten Reinheit Statt findet.

Tempeſta, oder Cavalier Tempesta, (Ritter Sturm) iſt der Beiname, unter welchem der durch ſeine Seeſtücke berühmte holländiſche Mahler Peter Molyn (auch Petrus Mulier oder de Mulieribus genannt) bekannter geworden iſt, als durch ſeinen Familiennamen. Über ſein Leben, und insbeſondere über die letzte Periode deſſelben gibt es ſehr abweichende Erzählungen. Zu den Biographien von Paſcoli im florentiniſchen Muſeum, und bei Descamps ſetze man noch eine intereſſante Mittheilung im tübinger Morgenblatte, Jahrgang 1816, Nro. 110, hinzu, wo man auch die Überſetzung eines angeblichen Gedichtes von Molyn findet, in welchem er die letzten Tage ſeines Lebens ſchildert. Man beſchuldigt ihn, er habe ſein Weib umbringen laſſen, weßwegen er im Gefängniſſe zu Mailand 1701 geſtorben. Er war 1637 in Harlem geboren, und machte ſich vorzüglich von Rom aus berühmt (weßhalb ihn Fiorillo unter den Mahlern der römiſchen Schule aufführt). Seine Seeſtürme tragen das Gepräge der Kraft und Natur, auch haben ihm ſeine übrigen Landſchaften bei weitem nicht ſo viel Ruhm verſchafft, als ſeine Darſtellungen des furchtbar empörten Elements.

Temple (Sir William), ein ausgezeichneter engliſcher Staatsmann und Schriftſteller, wurde 1628 zu London geboren. Als er ſiebzehn Jahre alt war, wurde er auf die Univerſität Cambridge geſchickt, wo er, da ſein Vater ihn für das öffentliche Leben beſtimmt hatte, beſonders die franzöſiſche und ſpaniſche Sprache ſtudirte. In ſeinem zwanzigſten Jahre begann er eine ſechsjährige Reiſe durch Frankreich, Holland, Flandern und Deutſchland, die ihm eine reiche Ausbeute von Kenntniſſen gab. Bei ſeiner Rückkehr 1654 verheirathete er ſich mit Miß Osborn, die er auf ſeinen Reiſen kennen gelernt hatte, und lebte, da er unter Cromwells Protectorate kein Amt annehmen wollte, in Irland bei ſeinen Ältern, beſchäftigt mit dem Studium der Philoſophie und Geſchichte. Nach der Wiederherſtellung Carls II. wurde er zum Mitgliede der irländiſchen Convention gewählt, und zeigte ſeinen Freiheitsſinn in dem Widerſtande, welchen er gegen die Kopfſteuerbill (Poll Bill) leiſtete. 1761 wurde er mit ſeinem Vater zugleich zum Repräſentanten der Grafſchaft Carlow im irländiſchen Parlamente gewählt, und im folgenden Jahre zum Commiſſarius dieſes Parlaments bei dem Könige ernannt. Von dem Herzoge von Ormond, dem Großkanzler Clarendon und dem Grafen von Arlington empfohlen, kam er mit ſeiner Familie nach London, wollte aber keine andere Anſtellung als in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten annehmen, und wurde deßhalb erſt beim Ausbruche des niederländiſchen Krieges 1665 zu einer geheimen Sendung an den Biſchof von Münſter gebraucht. Der glückliche Erfolg ſeiner Reiſe wurde durch die Ernennung zum Baronet, und zum Reſidenten am Hofe zu Brüſſel belohnt. Von ſeinen Negotiationen führen wir hier nur einige der wichtigſten an. 1669 brach ein Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien aus, und die ſpaniſchen Niederlande waren in Gefahr, von Frankreich erobert zu werden. Temple reiſ'te deßhalb von Brüſſel ab, und ging über den Haag, um mit dem berühmten de Witt, deſſen Bekanntſchaft und Freundſchaft er ſchon früher erworben hatte, ſich zu beſprechen. Sie kamen beide über den Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten auf einem freundſchaft-

lichen und vertrauten Fuße überein, und ein Offenſivbündniß zwiſchen England und Holland ward verabredet, um Frankreich zu nöthigen, auf die Eroberung Verzicht zu thun. Temple überbrachte dieſe Anerbietungen nach England, und kehrte im Januar 1668 mit dem Charakter eines außerordentlichen und bevollmächtigten Geſandten nach Holland zurück. In fünf Tagen war der wichtige Tractat geſchloſſen, welcher nach dem Beitritt Schwedens den Namen der Tripel-Allianz erhielt. Darauf kehrte Temple nach Brüſſel zurück, und da bereits Verhandlungen zwiſchen Frankreich und Spanien zu Aachen begonnen hatten, wohnte er denſelben als engliſcher Geſandter und Vermittler bei. Durch ſeine Geſchicklichkeit hauptſächlich wurden die ſpaniſchen Miniſter bewogen, auf die vorgeſchlagenen Bedingungen einzugehen, ſo daß im Mai 1668 der Friede zu Stande kam. Dieſe diplomatiſchen Unterhandlungen erwarben Sir William Temple nicht bloß in ſeinem Vaterlande, ſondern auch im Auslande ungemeinen Ruf, und Carl II. ernannte ihn zu ſeinem Abgeſandten (Ambaſſadeur) bei den Generalſtaaten. Im Auguſt des gedachten Jahres begab er ſich nach dem Haag, lebte dort mit de Witt auf einem vertrauten Fuße, und ſtand gleichfalls mit dem damals achtzehnjährigen Prinzen von Oranien in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe. England blieb jedoch nicht lange bei den Grundſätzen der Triple-Allianz. Die Verderbtheit des Königs und ſeiner Miniſter, und der Einfluß der Herzogin von Orleans, Carls Schweſter, welche nach England kam, um ihren wankelmüthigen Bruder wieder für Frankreichs Intereſſe zu gewinnen, veranlaßten 1669 die Zurückberufung Temple's, der mit Kälte bei Hofe aufgenommen wurde. Als ihm vorgeſchlagen wurde, nach Holland zurückzukehren, und einen Bruch mit dieſem Staate zu veranlaſſen, lehnte er es auf eine ruhmvolle Weiſe ab, ſich als Feind gegen ein Land zu betragen, wo er ſo viele Beweiſe von Wohlwollen empfangen, und deſſen Intereſſen mit denen ſeines Vaterlandes ſo genau verbunden waren. Er zog ſich deßhalb von allen öffentlichen Geſchäften zurück, und ging auf ſein Gut Sheene bei Richmond. Während dieſer Zeit ſchrieb er ſeine „Bemerkungen über die vereinigten Staaten" (Observations on the united States) und einen Theil ſeiner vermiſchten Schriften (Miscellanies), und beſchäftigte ſich mit der Verbeſſerung ſeines Landſitzes und mit dem Gartenbau. Der ungerechte Krieg, welcher folgte, und worin Carl als ein Verbündeter Frankreichs handelte, und die vereinigten Staaten an den Rand des Verderbens brachte, wurde endlich durch die Nothwendigkeit, mit der Republik Frieden zu ſchließen, beendigt, nachdem der König und ſeine Miniſter ſich den äußerſten Unwillen der Nation zugezogen hatten. Temple mußte jetzt mit dem ſpaniſchen Miniſter in London unterhandeln, und nachdem der Separatfrieden mit Holland geſchloſſen war, wurde er im nächſten Jahre (1674) als Geſandter an die Generalſtaaten geſchickt, um den allgemeinen Frieden zu vermitteln. Ehe er dieſes Geſchäft übernehmen wollte, verlangte er eine Unterredung mit dem Könige, worin er ihm ſehr freimüthig ſeine Meinung über die ſchlechte und gefährliche Politik der ränkevollen Miniſter, und über die Nothwendigkeit ausſprach, durch angemeſſene Maßregeln das Vertrauen der Nation wieder zu gewinnen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Haag ging er mit ſeiner Familie 1676 nach Nimwegen, um den Frieden zu vermitteln, welches Ge-

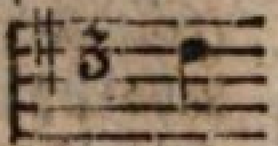
ſchäft aber wegen mehrerer Umſtände ſehr langſam von Statten ging. Zugleich brachte er 1677 die Vermählung des Prinzen von Oranien mit der älteſten Tochter des Herzogs von York (nachmals König Jacob II.) zu Stande; eine Verbindung, die in der Folge für England ſo wichtig ward. Als Frankreichs Abſicht offenbar wurde, die ſpaniſchen Städte, welche nach dem Friedenstractat zurückgegeben werden ſollten, nicht zu räumen, eilte Temple nach dem Haag, um mit den Generalſtaaten kräftige Maßregeln zu verabreden. Schnell ſchloß er (im Juli 1678) einen Vertrag ab, worin England ſich verpflichtete, den Krieg gegen Frankreich zu erklären, wenn es nicht innerhalb ſechzehn Tagen jene Städte übergeben würde. Allein die Schwäche und Wankelmüthigkeit des engliſchen Miniſteriums war die Urſache, daß noch vor der Ratification dieſes Vertrags der Friede von Nimwegen unterzeichnet ward, und Frankreich im Beſitze des größten Theils jener Eroberungen blieb. 1679 ward Temple vom Haag nach England hin zurückberufen, um Staatsſecretär zu werden; ein Amt, welches er ſchon einmal ausgeſchlagen hatte. Allein wegen des allgemeinen Mißvergnügens und der Erbitterung der Parteien gegen einander rieth er dem Könige die Anordnung eins Staatsraths von dreißig Perſonen, der aus königlichen Miniſtern, und aus Perſonen beſtände, welche Einfluß auf beide Parlamentshäuſer hätten. Der Vorſchlag wurde genehmigt, und ſchien auf einige Zeit das Vertrauen herzuſtellen; aber bald erhoben ſich innere Zwiſtigkeiten, die kein Mittel heilen konnte. Argwohn gegen den König, und die Ausſicht, daß ein catholiſcher Nachfolger den Thron beſteigen würde, hatte alle Gemüther in Bewegung geſetzt, und im Parlamente ſprach man eifrig von Ausſchließung oder Beſchränkung des Herzogs von York, falls er König würde. Temple war gegen die Ausſchließung des Herzogs vom Throne, und billigte eben ſo wenig die Einſchränkungen als verfaſſungswidrig. Seine letzte Handlung im Parlament, deſſen Mitglied er als Repräſentant von Cambridge war, war die Ueberbringung einer königlichen Antwort auf die Addreſſe des Unterhauſes, worin erklärt wurde: daß Carl nie die Ausſchließung ſeines Bruders bewilligen werde. Als der König 1681 das Parlament auflöſ'te, ſprach Temple mit großer Kühnheit gegen dieſe Maßregel, und ſo mit allen Parteien, und mit der Regierung ſelbſt zerfallen, lehnte er die neue Wahl der Univerſität ab, und begab ſich auf ſein Gut Sheene. Seine übrigen Jahre brachte er dort, und nach der Verheirathung ſeines Sohnes zu Moorpark zu. Bei der Regierung Jacobs II. war dieſer große Staatsmann ein ſolcher Fremdling in der politiſchen Welt, daß er von den Abſichten des Prinzen von Oranien auf Englands Krone nichts wußte, und der Landung deſſelben gar keinen Glauben beimeſſen wollte. Vergebens erſuchte Wilhelm III. ihn, als Staatsſecretär in ſeine Dienſte zu treten; Temple lehnte es ab. Sein Sohn ward ſpäterhin zum Kriegsſecretär ernannt, aber noch in derſelben Woche, wie er dies Amt übernehmen ſollte, ſtürzte er ſich aus Schwermuth in die Themſe. Auf den Vater machte dies keinen Eindruck, und er äußerte: „ein vernünftiger Mann könne über ſein Leben ſelbſt verfügen, und es ſo kurz machen wie ihm beliebte.“ König Wilhelm beſuchte ihn oft in ſeiner Einſamkeit, und fragte ihn in wichtigen Dingen um Rath. 1694 verlor er ſeine Gattin, und im Januar 1698 ſtarb er ſelbſt am Podagra, nachdem er zuvor die bei-

den Töchter ſeines Sohnes unter der Bedingung: daß ſie keinen Franzoſen heirathen ſollten, zu Erbinnen ſeines großen Vermögens eingeſetzt hatte. Als Staatsmann verdient Sir William Temple einen ſehr hohen Rang. Er kannte das Intereſſe ſeines Vaterlandes, und ſuchte es ohne Ehrgeiz und Eigennutz, und in der Überzeugung, daß Ehrlichkeit und Geradheit für das öffentliche Leben, eben ſo ſchätzbare Tugenden ſind, als für das bürgerliche. Biſchof Burnet klagt ihn des Atheismus an, und wirklich hatte er wenig Achtung für äußere religiöſe Formen; indeſſen iſt ſein Schreiben an die Gräfin von Eſſex ein Muſter von Beredſamkeit und Frömmigkeit. Als Schriftſteller glänzt Temple unter den ausgezeichnetſten und beliebteſten ſeiner Zeit hervor. Seine angeführten Bemerkungen über die Niederlande und ſeine Miscellanies ſind für den Philoſophen und Politiker wichtige, und zugleich lebhaft und unterhaltend geſchriebene Werke. Ein Gleiches gilt von ſeinen Memoirs, ſeinen Briefen u. ſ. w. — Works of Sir William Temple, London 1750. Vol. 2. fol. Memoires by the Same, publiſhed by Swift, Lond. 2 Vol. 1709. Letters publiſhed by Swift, Lond. 2. Vol. 8. N. P.

Tempo, ſ. Zeitmaß.

Teneriffa, die wichtigſte der canariſchen Inſeln im atlantiſchen Meere, von welchen die Alten glaubten, ſie ſeien Theile eines ehemaligen feſten Landes, das unter dem Namen Atlantis den weiten Raum des großen Meeres zwiſchen Afrika und der neuen Welt eingenommen habe. Obſchon Teneriffa faſt einzig aus vulkaniſchen Gebirgen beſteht, ſo iſt dies doch nicht der Fall bei allen übrigen der canariſchen Inſeln, von denen mehrere auch Urgebirge aufzeigen. Der Boden dieſer Inſel erhebt ſich amphitheatraliſch und gewährt wie Peru und Mexico, nur nicht in der Stärke wie dort, zu gleicher Zeit alle Climate von der Hitze Afrika's bis zur Kälte der hohen Alpen. Die Luft iſt hier ſo geſund, daß Anderſon, Reiſegefährte Cooks, den Rath gibt, nur alle Kranke hieher zu ſchicken. Die öſtliche Küſte iſt unfruchtbar, nur eine ſteile, ſchwarze, von Bergſtrömen tief zerſchnittene Felſenmaſſe, an welcher elende Hütten, von aller Vegetation umher verlaſſen, zerſtreut liegen. Von dieſer Seite geſehen, wird niemand eine der Inſeln in Teneriffa zu finden wähnen, welche die Alten die glückſeligen Inſeln nannten. Ganz einen andern Anblick gewährt aber die Inſel bei Orotawa, wo der Boden mit der üppigſten Vegetation prangt; in dem Thale von Tacoronte iſt ſo herrliches Land, daß die Reiſenden aller Völker mit Entzücken davon ſprechen. Über alle Bergſpitzen ragt der Pic von Teide hervor, den die Alten den Berg Nivaria nannten, und der immer einen Schwefelrauch von ſich ſtößt. Er iſt ungefähr 2000 Toiſen hoch über das Meer erhaben, und der ſchimmernde weiße Bimsſtein, der ſeinen Gipfel conſtituirt, macht, daß es ſcheint, als ſey er mit Schnee bedeckt. Die Inſel hat über 200 Städte und Dörfer, worunter drei große Städte, Laguna, Orotawa und Santa Cruz, ſämmtlich mit Seehäfen. Die Zahl der Einwohner beträgt 67,400. Der Stamm der alten Guanen (Guantſchen) oder Ureinwohner, der ſich mit ſeinen Pfählen und Keulen den überlegenen Waffen der Europäer ſo heldenmüthig widerſetzte, und ſo rühmlich unterlag, iſt theils durch die Inquiſition, theils durch Heirathen mit Spaniern, als den Herren der Inſel, verſchwunden. — Noch iſt eine Stadt Teneriffa in Südamerika, im Vice-Königreich Neu-Granada, im Gouvernement von St.

Martha, unweit der Vereinigung der Flüſſe St. Magdalena und St. Martha.

Tenor (tenore ital.) iſt eine der vier Hauptgattungen der menſchlichen Stimme (ſ. d. Art.). Er iſt der zartere unter den beiden Stimmen, welche dem reiferen Alter zukommen und hat gewöhnlich den Umfang von c in der kleinen Octave bis g oder a in der eingeſtrichenen. Soltenor iſt eine größere Tiefe und Höhe, und noch ſeltener iſt dieſe Höhe eine Bruſtſtimme, ſondern größtentheils Falſet Die angegebenen Eigenſchaften dieſer Stimme machen ſie geſchickt zum Ausdruck der zarten und feineren Empfindungen des männlichen Charakters oder der zarten Männlichkeit. Im gewöhnlichen vierſtimmigen Geſang bildet ſie die zweite Mittelſtimme (ſ. d. Art.), indem ſie tiefer liegt als der Alt, aber ihr Umfang noch über der Melodie des Baſſes fortſchreiten muß; in dem vierſtimmigen Geſange aber, der von männlichen Stimmen gebildet wird, führt ſie als erſte Stimme die Hauptmelodie, und als zweite die höhere Mittelſtimme. Der Schlüſſel dieſer Stimme iſt der C Schlüſſel (ſ. d. Art. Schlüſſel), welcher ſo geſtellt wird:  ſo daß die in dieſem Beiſpiele befindliche Note, vor welcher der Schlüſſel ſteht, das eingeſtrichene c bezeichnet. — Übrigens iſt in Deutſchland der Tenor ſeltener als der Baß, weßhalb er auch in ſeiner Vollkommenheit vorzüglich geſchätzt und geſucht wird. Die Franzoſen nennen ihn taile und ſetzen ihn ſehr hoch.

Tenute, (von dem Italieniſchen tenuta), heißt in der Muſik ein Halt, oder ein Ton, welchen die Stimme oder das Inſtrument eine unbeſtimmte Zeit lang aushält, ſo daß derſelbe zugleich einen Ruhepunkt in dem Tonſtücke bildete. Man nennt ihn auch Fermate (ſ. d. Art.). Steht aber in einem Tonſtücke am Anfange oder an einzelnen Stellen tenuto oder ten., ſo bezeichnet dies den gehaltenen Vortrag der Töne überhaupt, oder daß man einzelne Töne in gleicher Stärke nach dem vollen Werthe der Noten aushalten ſoll.

Tenzel (Wilhelm Ernſt), geboren 1659 zu Greuſſen in Thüringen, ſtudirte in Wittenberg, wurde 1685 Lehrer am Gymnaſio zu Gotha, und Aufſeher des herzoglichen Münzcabinets und der Kunſtkammer, und 1702 als Rath und Hiſtoriograph nach Dresden berufen. Er gab dieſe letztere Stelle bald wieder auf, und lebte nun in gelehrter Muße. Er hat ſehr viel geſchrieben; ſein Werk über die ſächſiſchen Münzen hat ihn am meiſten berühmt gemacht. Er war der erſte deutſche Journaliſt, der, nach dem Beiſpiele der franzöſiſchen periodiſchen Schriften, eine Monatsſchrift herausgab, in welcher er die neuen Bücher mit großer Freimüthigkeit recenſirte. Sie führte den Titel: Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geſchichten, Leipzig 1689. Dieſe Monatsſchrift fand vielen Beifall und erhielt ſich zehn Jahre lang. Tenzel ſtarb 1707 in ſeinem 49ſten Jahre.

Terentius, oder nach ſeinem vollſtändigen Namen, Publius Terentius Afer, ward vor Chriſti Geburt im Jahre 192 geboren. Er war von Geburt ein Afrikaner (daher der Beiname Afer), und ward ſchon als ein Kind unter den carthagiſchen Kriegsleuten in Numidien zum Verkauf ausgeboten. Ein römiſcher Senator, Terentius Lucanus, kaufte ihn, nahm ihn mit ſich nach Rom, und ließ ihn erziehen. Als er ihm die Freiheit ſchenkte, erhielt der Freigelaſſene die Namen ſeines ehemaligen Herrn und Wohlthäters.

In der goldenen Freiheit fing er an zu dichten, erwarb ſich durch ſeine Luſtſpiele Vermögen und Freunde, und ward namentlich mit dem jüngern Scipio, dem nachmaligen Zerſtörer von Carthago und Numantia, bekannt, deſſen Freundſchaft ihm oft auf ſeinem Landſitze eine erwünſchte Muße gewährte. Er verheirathete ſich auch, und ſeine Tochter ward die Gemahlin eines römiſchen Ritters; 161 ging er nach Griechenland. Die Urſachen dieſes Entſchluſſes ſind unbekannt. Wahrſcheinlich holte er für das Theater neuen Stoff aus Griechenland. Bald darauf kehrte er mit Schätzen des Menander reich beladen wieder zurück, erlitt aber Schiffbruch, und kam entweder bei oder nach demſelben um. Von ſeinen dramatiſchen Arbeiten haben ſich noch ſechs Stücke erhalten, welche folgende Titel haben: 1. das Mädchen von Andros (Andria). Es iſt eine freie Compoſition nach zwei Stücken des Menander; und ward 177 v. Chr. Geb. zu Rom aufgeführt. 2. Eunuchus (der Verſchnittene), ein Stück größtentheils von eigener Erfindung des Terentius, ward 161 in Rom dargeſtellt. 3. Heautontimerumenos (der ſich ſelbſt Strafende) kam 163 v. Chr. auf die Bühne. 4. Adolphi (die ungleichen Brüder). Dies iſt das letzte Stück, welches Terentius ſchrieb. Es wurde ein Jahr vor ſeinem Tode zum erſtenmale in Rom aufgeführt. 5. Phormio (der Schmarotzer). 6. Hecyra (die Stiefmutter) ward 165 aufgeführt. Terenzens Luſtſpiele wurden von den gebildeten Römern ſehr hoch geſchätzt, vorzüglich auch wegen der Weisheitslehren, welche in denſelben vorkommen. Daß er für ſein Zeitalter in Rückſicht der Darſtellung ungemein viel geleiſtet habe, dies erkennt man dann am deutlichſten, wenn man ihn mit ſeinen, von correcter Schreibart weit entfernten Zeitgenoſſen vergleicht. Die Sprache des Terenz iſt claſſiſch. Aber an Erfindungskraft ſteht er den Griechen und dem Plautus nach. Faſt alle ſeine Stücke ſind dem größten Theile nach nichts als Überſetzungen; uns freilich auch um deßwillen ſehr ſchätzbar, weil wir aus dem Terenz ſein Vorbild Menander kennen lernen. Sein Charakterzeichnungen haben viel pſychologiſche Wahrheit, doch ſind ſie oft auch ſehr flach und oberflächlich. Die Intrigue des Stücks iſt gewöhnlich ſehr einfach, und beruht auf ſehr gemeinen Momenten. Habſüchtige Buhlerinnen, verſchmitzte Sklaven, liederliche Söhne, geizige Väter, aus ſolchen Subjecten ſind ſeine Stücke zuſammengeſetzt, und Heirathen löſen den Knoten. Sie können daher auf unſern Theatern durchaus nicht gefallen, um ſo weniger, da ſie ganz auf die Sitten der alten Welt gewurzelt ſind. Die dramatiſche Poeſie konnte unter den Römern nicht gedeihen, da das römiſche Volk in Rückſicht der wahren Kunſt, ſo wie kein anderes, roh und pöbelhaft war, und nur an dem ganz Gemeinen und Niedrigen Geſchmack fand. Selbſt Terenz war ihm zu fein und geſittet, daher es bei der erſten Bearbeitung der Hecyra wegließ, um einen Seiltänzer anzugaffen. Wer für ſolche Hörer und Zuſchauer ſchreibt, muß auf die gebildetere Nachwelt Verzicht thun. Terenz bleibt zwar ſehr ſchätzbar, aber doch mehr als eleganter Darſteller zierlicher Überſetzung, denn als Dichter. Die beſten Ausgaben ſind von Lindenbrog und Weſterhov; auch die Ausgabe von Bentley iſt beſonders in metriſcher Hinſicht wichtig, aber durch zu kühne Conjecturen entſtellt. Andere Ausgaben ſind von Zeune (Leipzig 1777, 2 Bde. 8.), von Lenz (Jena 1785, 8.), von Schmieder (Halle 1794 8.), von Bothe (Berlin 1806 8.). An einer gu-

ten Überſetzung dieſes Luſtſpieldichters fehlt es noch. Eines der verfehlteſten Producte dieſer Art iſt die v. einſiedelſche Bearbeitung. Es iſt ein unglückliches Zwitterding zwiſchen Überſetzung und freier Bearbeitung, das von der Eleganz des Originals in der Darſtellung auch nicht den leiſeſten Anſtrich hat. Übrigens entſpricht den Foderungen, die man mit Recht an eine Übertragung macht, weder die neideſche (Leipzig, 2 Theile, 1784 und 87) noch die ſchmiederſche (Halle, 1793, 8. 2 Bde.) noch die kindervaterſche (Jena, 8. Leipzig, 2 Theile, 1800 8.), welche nicht einmal metriſch iſt. Kl.

Tereus, ſ. Philomele.

Terminismus wird oft mit Determinismus gleichbedeutend gebraucht (ſ. d. Art.). In anderer Beziehung bezeichnet Terminismus die Lehre einiger Theologen, daß Gott dem Menſchen einen beſtimmten Termin zur Beſſerung geſetzt habe (Gnadenfriſt), nach deſſen Verlauf die Vergebung und Seligkeit verwirkt ſey. Man nannte ſie Terminiſten, nicht zu verwechſeln mit Terminiern oder Terminanten, d. i. Mönche, die in einem Bezirk (Termini genannt) von Haus zu Haus gingen und Almoſen ſammelten, welches man Terminiren nannte.

Terminologie iſt die Lehre von den Terminis oder Kunſtausdrücken. Jedes Handwerk, jede Kunſt, jede Wiſſenſchaft hat ihre Kunſtausdrücke, d. h. Ausdrücke, die bei ihr in einem beſondern und eigenthümlichen Sinn genommen werden. Dieſelben Ausdrücke leiden danach gewiſſe Modificationen. Da nun, um ſich in irgend einem Gebiete des menſchlichen Wiſſens zu unterrichten, vor allen Dingen nöthig iſt, die darin gültigen Ausdrücke genau und nach der vollen Bedeutung, die ſie hier haben, zu kennen, ſo iſt es unerlaßliches Erforderniß, ſich mit der jedesmaligen Terminologie gründlich bekannt zu machen.

Terminus (mythologiſch) war der Beſchützer der Gränzen, eine Gottheit der Römer, deren Verehrung Numa Pompilius einführte, als er die Felder der Bürger abſonderte, und durch Gränzſteine von einander ſchied. Auf dem tarpejiſchen Berge war dem Terminus ein Altar erbaut. Als nun Tarquin hier dem Jupiter den capitoliniſchen Tempel errichtete, und des Platzes wegen die Altäre mehrerer Götter weggeräumt werden ſollten, ließ man dieſe erſt durch die Auguren befragen, ob ſie ſich die Verſetzung von ihrem Platze wollten gefallen laſſen. Die meiſten gaben durch genehmigende Zeichen ihre Einwilligung, aber Terminus wollte dem Beherrſcher des Olymps durchaus nicht weichen, und ſein Altar mußte im Tempel des Jupiter ſtehen bleiben. Weil er jedoch nicht anders als unter freiem Himmel verehrt werden durfte, ſo mußte man gerade über ſeinem Altare in dem Dache des Tempels eine Öffnung laſſen, ſo daß er nun noch unter freiem Himmel ſtand. Seine Widerſetzlichkeit deutete man als ein glückliches Omen dahin, daß Roms Gränzen nie durch feindliche Macht erſchüttert und immer feſt und unbeweglich bleiben würden; doch glaubte man nicht, daß dadurch das Vorwärtsſchreiten der Gränzen des römiſchen Gebietes gehemmt werde. Man opferte dem Terminus anfangs nur Kuchen und Feldfrüchte, nachher auch Lämmer und junge Mutterſchweine. Die Terminalien waren das ihm jährlich geheiligte Feſt, welches am 21ſten oder 23ſten Februar gefeiert wurde. An dieſem Tage wurde ihm ein Altar von grünem Raſen gebaut, und

wenn die Flamme darauf emporloderte, warf man Weihrauch hinein, und beſprengte den Altar mit dem Blute des Opferthieres. An den Gränzſteinen kamen die Nachbarn zuſammen, und ſchmückten ſie mit Blumenkränzen. Dann ſang man beim frohen Mahle Lieder zu Ehren des Gottes. Aber außer dieſer Privatfeier gab es eine öffentliche Feier der Terminalien. Als Roms Gebiet noch klein war, kamen die angränzenden Völker mit den Römern an der Gränze zuſammen, und feierten das Feſt des Terminus. In der Folge ging dies bei den unaufhörlichen Erweiterungen des römiſchen Reichs nicht mehr an; man behielt aber die Sitte bei, und brachte dem Terminus in einer Entfernung von anderthalb Meilen um Rom, auf der Gränze des alten Gebietes, jährlich ein öffentliches Opfer dar. Auch in Hinſicht der Zeit hatten die Terminalien ihre Bedeutung, denn mit dem 23ſten Februar war das römiſche Jahr geſchloſſen, und die übrigen Tage ſahe man nur als Schalttage an. — In juriſtiſcher Rückſicht heißt Terminus oder Termin ein Zeitpunkt, an welchem, oder ein Zeitraum innerhalb deſſen etwas geſchehen muß. Daher wird terminus decretorius ein ſolcher Termin genannt, von deſſen Beobachtung gewiſſe Rechte und Verbindlichkeiten abhängen, ſo daß derjenige, welcher in dieſem Termin dieſe Rechte und Verbindlichkeiten beſaß, auch in der Folge im Beſitz derſelben bleiben muß, er mag ſie übrigens erlangt haben wie er will.

Terpander, ein berühmter griechiſcher Dichter und Tonkünſtler, lebte wahrſcheinlich um die 30ſte Olympiade oder 636 vor Chr. Geb., und war aus Methymna oder Antiſſa auf Lesbos, nach Andern aus Arna oder Cuma in Böotien gebürtig. Als Lacedämon durch innere Unruhen zerrüttet wurde, befragte man das Orakel, wie ſie geſtillt werden könnten, und es rieth, den lesbiſchen Sänger kommen zu laſſen. Er kam, ließ ſeine von der Cither begleiteten Lieder ertönen, und Ruhe und Friede kehrten zurück. Die Melodien Terpanders wurden in der Folge die lesbiſchen genannt, und dienten lange ganzen Völkern zum Muſter. Um die Verbeſſerung der Muſik hatte er große Verdienſte. Man ſagt, daß er die vorher drei- oder vierſaitige Lyra zur ſiebenſaitigen gemacht habe. Indeſſen ſchrieben andere Nachrichten dieſe Erfindung dem Orpheus, Amphion, ja ſelbſt dem Apollo zu. Dem pariſchen Marmor zufolge wurde Terpander jedoch wegen jener Saitenvermehrung zur Rechenſchaft gezogen, aber freigeſprochen. Unter allen ihm übrigens zugeſchriebenen Erfindungen iſt ſeine Einführung der muſikaliſchen Schrift oder der Tonzeichen die wichtigſte. Einige ſchreiben ſie freilich dem hundert Jahre jüngern Pythagoras zu, allein man hat gute Gründe, den Terpander für den Erfinder zu halten. Nach Plutarch nämlich hatte er Namen für die Cither in hexametriſchen Verſen verfaßt, und ſie ſowohl als die homeriſchen Verſe in Muſik geſetzt. Auch Clemens von Alexandrien ſagt mit ähnlichen Worten, daß Terpander die Geſetze des Lykurg in Muſik geſetzt habe. Einmal erhielt er in den carniſchen Spielen, und viermal in den pythiſchen den Preis. Die Lacedämonier ſangen ſeine Lieder bei ihren Gaſtmählern ab.

Terpentin (Therebinthina, franz. la térébenthine), ein dickes oder auch flüſſiges Harz, das hauptſächlich von den Terpentinbäumen, die im Orient, in Perſien, China, Indien, dem nördlichen Afrika, und nach Einigen auf mehrern griechiſchen Inſeln wild wachſen, gewonnen, und womit ein beträchtlicher Handel ge-

trieben wird. Die vorzüglichſten Arten des Terpentins ſind der cypriſche, venetianiſche und franzöſiſche. Der ſciothiſche, von der Inſel Scios, iſt der beſte, wird aber größtentheils in der Türkei verbraucht. Der *cypriſche* Terpentin iſt von zweierlei Gattung, von welchen die beſte diejenige iſt, welche durch Einſchnitte in den Terpentinbaum gewonnen wird. Die ſchlechtere Sorte iſt von den Bäumen bis auf die Erde heruntergelaufen, und daher mit unreinen Theilen vermiſcht. Man bringt beide Sorten in irdenen Gefäßen, die zwanzig Pfund im Gewichte halten, in Handel. Vier ſolcher Gefäße werden in eine Kiſte gepackt und ſo verſchickt. Das meiſte geht nach Venedig, Marſeille und England. Den ſogenannten *venetianiſchen* Terpentin erhält man von den Lerchenbäumen, wenn man dieſe einige Fuß hoch über der Erde angebohrt hat. Dieſe Art hat bloß den Namen des venetianiſchen Terpentins darum, weil die Venetianer ihn zuerſt in Handel brachten. Man bringt dieſe Waare aber aus verſchiedenen Gegenden Italiens, dem Archipelagus, aus Tyrol, dem Schwarzwalde, Thüringen, aus Frankreich und Amerika. Der franzöſiſche Terpentin iſt weißlich und dick von Farbe, wird in Dauphiné, Forez und Morancin gewonnen, und eine Sorte davon, welche ganz klar ausfällt und freiwillig aus den Bäumen rinnt, wird von Holland aus für peruaniſchen Balſam verkauft. Auch aus Tannen, Kiefern und Fichten gewinnt man auf dem Schwarzwalde, im Elſaß und in Savoyen Terpentin, der beſonders zu Siegellack verbraucht wird. Der Tannenterpentin iſt hitzig, ſcharf, reinigend, und zur Heilung *friſcher* Wunden ſehr dienlich. Er macht den Hauptbeſtandtheil der meiſten Pflaſter aus, und hat auch andern mediciniſchen Nutzen. Des weſentlichen Öls vom Terpentin bedienen ſich die Mahler zum Flüſſigmachen ihrer Farben, die Lackirer und auch die Pferde- und Hufſchmiede als Arzneimittel bei Pferden, beſonders zum Heilen der Räude. Das beim Deſtilliren des Terpentinöls zurückbleibende verdickte Harz wird unter dem Namen *Colophonium* oder *Geigenharz* verhandelt. Der *canadiſche* Terpentin, welcher unter dem Namen des *weißen canadiſchen Balſams* bekannt iſt, iſt wahrſcheinlich daſſelbe, was die Engländer uneigentlich *Balſam von Gilead* nennen. In der Medicin wird der Terpentin ſowohl, als auch das röthliche und weiße Oel, welches man *Terpentingeiſt*, *Terpentineſſenz* oder *ätheriſches Öl* nennt, innerlich und äußerlich vielfach angewandt.

Terpſichore (die Tanzliebende), eine der Muſen, und Tochter des Jupiter und der Mnemoſyne. Sie war die Erfinderin und Vorſteherin der Tanzkunſt und der lyriſchen Dichtkunſt. Mit dem Mars zeugte ſie den Biſton, mit dem Strymon den Rheſus und mit dem Achelous die Sirenen; auch ſoll ſie die Mutter des Hymenäus ſeyn.

Terra firma (d. h. feſtes Land, zum Unterſchiede der Inſeln) oder il Dominio Veneto hießen alle Landſchaften auf dem feſten Lande Italiens, welche die Herrſchaft der Venetianer anerkannten. Es enthielt fünf Provinzen, nämlich das Herzogthum Venedig, die venetianiſche Lombardei, die tarviſer Mark, das Herzogthum Friaul und Iſtrien. Von dieſen Ländern kamen durch den Frieden von Campo Formio 1797 die Lombardei nebſt einem Theil von Verona an die ciſalpiniſche Republik, der größere übrige Theil an Öſterreich. Durch den presburger Frieden (1805) wurden auch dieſe Be-

ſitzungen von Öſterreich abgetreten, und darauf die ganze Terra firma zum Königreiche Italien geſchlagen, und jetzt gehört ſie wieder zum lombardiſch-venetianiſchen Königreiche des Hauſes Öſterreich. — Terra firma eigentlich ſpaniſch Tierra firme, das feſte Land (zum Unterſchiede der ſchon früher entdeckten Inſeln) oder Neucaſtilien, iſt eine große Landſchaft in Südamerika, welche im weitern Verſtande gegen Norden und Oſten an das Mar del Nord, gegen Weſten an Peru und das Amazonenland, und gegen Süden an das Mar del Sud und die Landenge von Panama gränzt. Die Spanier beſitzen folgende Gouvernements darin: Neu-Andaluſien oder Paria, Venezuela, Rio de la Hacha, S. Martha, Carthagena, Terra firma im engern Verſtande, Popayan und Neu-Granada. Zu dieſer Terra firma haben die Spanier noch ihren Antheil an Guiana gefügt, und aus dem Ganzen das Vicekönigreich Neugranada gemacht. — Terra firma im beſondern Sinne begreift die Landenge bis an Panama hin, zwiſchen dem Meerbuſen von Darien am Nordmeer, und der Bai von Panama am Südmeer.

Terra ſigillata, ſ. Siegelerde.

Terraſſe, in der Gartenkunſt, eine allmählig aufſteigende Erderhöhung, die oft noch künſtlich mit Steinen, Raſen, Blumen u. dergl. eingefaßt iſt. — In der Mahlerei bezeichnet man damit ein großes Stück Erdreich, woraus der Vordergrund eines Gemäldes beſteht.

Terray (Joſeph Marie), ein berüchtigter franzöſiſcher Finanzminiſter, geboren 1715 in der kleinen Stadt Boen, widmete ſich dem geiſtlichen Stande, ward Abbé, Beiſitzer auf der geiſtlichen Bank des pariſer Parlaments, ſchmeichelte ſich bei Hofe ein, und wurde zu Ende der Regierung Ludwigs XV. Finanzminiſter. Da er ein beträchtliches Deficit in den Finanzen fand, ſo erlaubte er ſich die ſchändlichſten Mittel, um es zu decken, und geſtand ſogar öffentlich, er habe ſein Amt nur um zu rauben, und weil er ſich in dieſer Kunſt auszeichne. Er erfand neue Abgaben, hob die Gnadengehalte auf, welche die Hülfsbedürftigen bis dahin genoſſen hatten, und ſetzte dadurch viele Menſchen in die verzweifelndſte Lage. Überdies verſpottete er noch die Unglücklichen, die ſich an ihn wandten. Ludwig XVI. entfernte dieſen abſcheulichen Miniſter einige Monate nach ſeiner Thronbeſteigung, und eine ſchreckliche Krankheit, die Folge der Ausſchweifungen, denen er ſich ohne Scham überließ, endete den 18ten Februar 1778 ſein Leben. Er war der Gegenſtand allgemeiner Verwünſchungen, und niemand dankte es ihm, daß er die Staatscaſſen etwas wieder in Ordnung gebracht hatte, denn er verhinderte dadurch nicht, daß die eingetriebenen Summen von den Höflingen auf der andern Seite wieder auf das unverantwortlichſte verſchwendet wurden.

Terre neuve oder New-Foundland iſt eine große Inſel bei Nordamerika, die von dem Lande Labrador durch einen Arm des Meeres getrennt iſt; weſtwärts ſtößt ſie an den Meerbuſen des Lorenzfluſſes. Sie ward 1497 durch John und Sebaſtian Cabotto entdeckt, worauf ſich die Engländer hier niederließen. Aber im 16ten Jahrhundert ſetzten ſich auch die Franzoſen hier feſt, und von dieſer Zeit an war bis zum Frieden von Utrecht 1713 faſt immerwährender Streit zwiſchen Beiden. In dieſem Frieden ward feſtgeſetzt, daß die franzöſiſchen Unterthanen an der Küſte der Inſel,

von Bonaviſta nordwärts bis Cap Riche, Fiſche fangen, einſalzen, dörren und deßhalb Hütten anlegen könnten. Später 1784 kam es dahin, daß die Fiſcherei der Franzoſen bei dem Vorgebirge St. Jean anfangen, und bis über das Vorgebirge Raye hinausgehen ſolle. Neufundland hat 2090 Quadratmeilen und 26,000 meiſt engliſche Einwohner. Im Innern iſt daſſelbe voller Berge, Sümpfe und Moräſte, und faſt gar noch nicht gekannt. Das Clima iſt rauh, der Winter ſtreng, der Sommer außerordentlich heiß aber kurz. Auf der nördlichen und weſtlichen Seite iſt der Himmel meiſt heiter, auf der ſüdlichen und öſtlichen aber mehr bedeckt. Gegen die See zu iſt der Boden ziemlich fruchtbar, und bringt Getraide ohne viele Wartung hervor, aber im Ganzen iſt die Inſel eher unfruchtbar zu nennen. Die Berge und Felſen tragen große Wälder von Fichten und Tannen. Manche Flüſſe führen Lachſe. Der Ureinwohner, die wahrſcheinlich von der Küſte Labrador herüberkamen, ſind keine große Anzahl. Der hier befindliche engliſche Gouverneur hat zwei Unter-Gouverneurs zu Plaiſance und St. Jean. Die hier lebenden Geiſtlichen zu St. Jean und Trinity-Bay unterhält die engliſche Geſellſchaft zur Ausbreitung des Evangeliums. An der öſtlichen und ſüdlichen Küſte ſind treffliche Buchten und Häfen: Bonaviſta, Trinity, Conception, Torbay, Capling, St. Jean, Bulls-Bay, und Freſh-Water Bay; ſüdlich: Biscaya, St. Marie, Plaiſance, Fortune, Despare; der Hafen von St. Jean faßt allein 200 Schiffe. Unermeßlich iſt die Menge von See-, vorzüglich Stockfiſchen, welche Engländer, Nordamerikaner und Franzoſen hier fangen. Die große, in einiger Entfernung vom Cap Race liegende Fiſchbank liefert vom Anfang Februar bis zum Julius die beſten und größten Stockfiſche; außer ihr gibt es noch viele kleinere Bänke. Auf den niedrigen, mit Kies bedeckten Ufern wird dann der Stockfiſch ausgebreitet und getrocknet. Wird er geſalzen, ſo erhält er den Namen Kabeljau, und geht ungetrocknet nach Europa. Man hat berechnet, daß England jährlich über 600,000 Centner Stockfiſch gefangen hat, welche zu $3\frac{1}{2}$ Million Thalern angeſchlagen werden können. Über 20,000 Menſchen ſind mit dieſem Fang auf engliſche Rechnung beſchäftigt, und fangen zugleich Wallfiſche, Seehunde u. ſ. w.

Terrorismus, oder **Schreckensſyſtem**, war das im Laufe der franzöſiſchen Revolution von **Marat** und **Robespierre** (ſ. d. Art.) zu Anfange des Märzes 1793 in Ausübung gebrachte tyranniſche Syſtem, unter dem Vorwande des allgemeinen Beſten jeden einzelnen Staasbürger von Frankreich in der beſtändigen Furcht zu erhalten, in jedem Augenblicke ſein Vermögen, ſeine Freiheit und ſein Leben zu verlieren. — Es ſcheint auf den erſten Anblick unbegreiflich, wie ein Volk, das ſchon einige Jahre für ſeine Freiheit gekämpft, und ſogar die, durch die erſte Conſtitution (vom 14. September 1791) eingeſchränkte Monarchie nicht ertragen hatte, ſich dieſem Syſteme unterwerfen konnte. Allein es ſcheint auch nur ſo. Es war vielmehr natürlich, daß bei der, ſeit dem Ausbruche der Revolution immer mehr geſunkenen Moralität die große Anzahl von Menſchen, die entweder von jeher in Armuth geſchmachtet, oder ihr Vermögen verſchwelgt hatten — eine Claſſe von Menſchen, die jetzt die Oberhand hatte — dieſem Syſteme anhängen mußten, das jeden wohlhabenden Mann der Willkür desjenigen Preis gab, dem nach deſſen Gütern gelüſtete. Es bedurfte nur der leeren Anſchul-

digungen: daß der Begüterte Antheil an einer Verſchwörung gegen den Staat habe, um ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und es konnte kaum fehlen, daß ſelbſt der redlichſte Mann nicht wenigſtens einiger Äußerungen des Mißvergnügens über die damalige Lage Frankreichs, allenfalls durch einige ihm übelwollende Perſonen, die als Zeugen gegen ihn auftraten, hätte überführt werden können. Schon dies war Grund genug zu ſeiner Verurtheilung, welche zugleich der Folge — oder vielmehr der eigentlichen Urſache — derſelben, der Einziehung ſeines Vermögens, wenigſtens einen rechtlichen Schein gab, oder geben ſollte. Als wenige Wochen nach der Begründung dieſes empörenden Syſtems, durch die Revolution vom 31ſten Mai 1793, ſelbſt die gemäßigte Partei des Nationalconvents geſtürzt, und ſpäterhin unter der Guillotine gefallen war (ſ. d. Art. Gironde), als der blutdürſtige Robespierre das Heft der Regierung an ſich geriſſen hatte, ſo mußte jenes fürchterliche Syſtem immer feſtern Fuß faſſen, da dieſer Tyrann und ſeine Anhänger durch daſſelbe, durch anbefohlnen Mord und Plünderung ihre eigene Exiſtenz zu ſichern ſuchten, ja ſogar in ihm die Mittel fanden, den gerade in dieſem Jahre nicht glücklich geführten Krieg gegen Frankreichs innere und äußere Feinde deſto nachdrücklicher fortzuſetzen. Nur erſt mit der Revolution vom 9ten Thermidor (27ſten Juli 1794), oder mit Robespierre's Sturz und Hinrichtung, nahm dieſes Syſtem ſein Ende, und von jetzt an, beſonders ſeit dem 1ſten Auguſt 1794, trat an die Stelle des Schreckensſyſtems das Syſtem des Moderantismus, oder der gemäßigten Grundſätze.

Tertiarier, Franziscanermönche von der dritten Claſſe. S. Orden (geiſtliche).

Tertullianus (Quintus Septimius Florens), ein berühmter Kirchenlehrer im zweiten Jahrhunderte. Der Sohn eines Hauptmannes zu Carthago, war er dem Heidenthum zugethan, und trieb anfangs die Geſchäfte eines Sachwalters (wiewohl man noch ſehr zweifelt, ob der als Juriſt berühmte Tertullianus derſelbe ſey; wenigſtens will man nach der Verſchiedenheit des Styls dieſen für einen ganz andern halten). Allein durch die damalige Standhaftigkeit der Märtyrer wurden ihm die Augen über die Täuſchung des Heidenthums aufgethan, und ſo ward er ein Chriſt (ungefähr im Jahre Chriſti 185) und zugleich ein eifriger Vertheidiger des Chriſtenthums. Seine große Gelehrſamkeit und ſeine Tugenden erhoben ihn bald zum Prieſter. Bei der heftigen Chriſtenverfolgung unter dem Kaiſer Severus ſchrieb er die berühmte Apologie für die Chriſten, die in ihrer Art ein Meiſterſtück von Beredſamkeit iſt, und in welcher die Lebhaftigkeit und Stärke, die in allen ſeinen Schriften hervorleuchten, Bewunderung einflößen, wenn auch ſeine Sprache, wie beſonders in ſeinen übrigen Werken, etwas hart und dunkel iſt. Als ein Mann, der eine ſehr ſtrenge Lebensart gewohnt war, durfte man ſich nicht wundern, daß er bei den verderbten Sitten der römiſchen Kleriſei ſich mehr auf die Seite des Proclus, eines Schülers des Montanus, deſſen Lehre ſeiner Neigung weit mehr entſprach, hinwendete, er ward Montaniſt, und ward es noch eifriger, als man ihn deßhalb zu Rom excommunicirte. Freilich that dies der Kirche ſehr vielen Schaden, ob man gleichwohl bei der Klugheit und Einſicht des wirklich großen Mannes vorausſetzen kann, daß er den irrigen Lehren des Montanus nicht beigepflichtet habe, ſondern mehr von den Mon-

taniſten getäuſcht worden ſey. Ob er noch vor ſeinem Ende, welches im Jahre 220 bei hohem Alter erfolgte, mit der Kirche wieder ausgeſöhnt worden, läßt ſich nicht gewiß beſtimmen. Seine Anhänger, die Tertullianiſten, waren zur Zeit des heil. Auguſtin, der, eben ſo wie Cyprianus und Hieronymus, den Tertullian angelegentlich ſelbſt vertheidigte, ganz erloſchen. — Übrigens muß man dieſen Tertullianus nicht mit einem andern — einem Heiligen gleiches Namens — verwechſeln, welcher im Jahre 360 den Märtyrertod ſtarb.

Terzett (ital. terzetto) ein Singſtück mit drei concertirenden Stimmen; zuweilen wird auch ſo ein dreiſtimmiger Vocalſatz ohne Begleitung genannt. In beiden Fällen tritt der dreiſtimmige Satz (ſ. d. Art.) nur mehr oder weniger hervor. Das Terzett kann übrigens für drei gleiche, z. B. die Terzette der drei Damen in der Zauberflöte, oder verſchiedene Stimmen geſchrieben ſeyn; das vollkommenſte Verhältniß iſt, wenn es für Sopran, Tenor und Baß geſetzt iſt, weil dieſe Stimmen in gleichen Verhältniſſen von einander abſtehen.

Teſchener Friede. Mit dem Tode Maximilians von Bayern am 30ſten December 1777 erloſch das Fürſtenhaus, das ſeit 150 Jahren eine ſo große Rolle in Deutſchland geſpielt, und ſogar einen deutſchen Kaiſer, Carl VII., gegeben hatte, in ſeiner männlichen Linie. Die Verwandten, deren Erbrecht auf das Land unbeſtreitbar war, gehörten zu dem pfälziſchen Hauſe, während die nächſte Allodialerbin die verwitwete Churfürſtin von Sachſen war. In ſo fern hätte der Todesfall keine weitläufigen diplomatiſchen Erörterungen, noch weniger einen Krieg erregen können, allein es gehörten zu Bayern mehrere Länder, die, nach dem Begriffe des Lehenrechts durch den Tod erledigt, und den Anſprüchen anderer Fürſtenthümer preisgegeben waren. Namentlich machte dieſen Grund Öſterreich geltend, als der Churfürſt von der Pfalz als nächſter Landeserbe, Carl Theodor, Baiern in Beſitz nahm, und Joſeph eilte, dieſen Gründen noch mehr Nachdruck dadurch zu geben, daß er den größten Theil von Bayern mit Truppen überſchwemmte. Dieſe Differenz mußte nun um ſo wichtiger werden, da auch der Churfürſt von Sachſen, dem ſeine Mutter ihre Erbſchaft übertragen hatte, ſeine Anſprüche auf die ganze Oberpfalz ausdehnte, in wie fern dieſe im 30jährigen Kriege dem Hauſe Bayern zur Ausgleichung von elf Millionen Gulden Kriegskoſten überlaſſen worden war. Der gutmüthige, von Joſeph II. eingeſchüchterte Carl Theodor ſchloß nun zwar ſchon mit dieſem am 3ten Januar 1778 eine Convention, worin er alle Anſprüche Öſterreichs anerkannte, und ganz Niederbayern abtrat, dagegen aber proteſtirte ſein nächſter Erbe, der Herzog von Zweibrücken (und jetzige König von Bayern) und rief die Hülfe des preußiſchen Hofes an. Friedrich II. gewährte dieſe ſogleich, und verſuchte erſt durch eine Correſpondenz mit Joſeph II. die Sache gütlich abzuthun, als aber dies nicht glückte, rückte er mit einer Armee nach Böhmen ein, wo ihm bereits der Kaiſer mit einem Heere gleichfalls die Spitze bot. Ein preußiſches Heer unter Heinrich, Friedrichs Bruder, brach kurz darauf (am 28ſten Juli) über die Elbe gleichfalls nach Böhmen ein, ward aber von Laudon im Schach gehalten. Der ganze Feldzug beſchränkte ſich auf dieſe zwei Märſche, und beide Heere beobachteten ſich gegenſeitig, bis die Preußen, von Hunger und Krank-

heiten gedrängt, nicht ohne Verluſt Böhmen wieder räumten. Das nächſte Jahr ließ nun alles erwarten, allein die ruſſiſche Kaiſerin und der pariſer Hof beſchworen das Kriegesfeuer, beſonders da Friedrich von den Jahren bereits hart gedrückt, und Maria Thereſia mit Joſephs Ehrgeiz nicht einverſtanden war. — So kam im Frühjahr 1779 den 10ten März ein Friedenscongreß nach mancherlei vorausgegangenen Unterhandlungen zu Breslau, in Teſchen, im öſterreichiſchen Schleſien zu Stande, deſſen Reſultat am 13ten April ein Friede zwiſchen allen ſtreitenden Parteien war. Preußen verlangte keine Kriegskoſten, Öſterreich hob die mit Theodor im Januar 1778 geſchloſſene Convention auf, und begnügte ſich mit dem Rentamte Burghauſen; Sachſen begnügte ſich mit ſechs Millionen in zwölf Terminen, jeden zu 500,000 Gulden zahlbar, und bekam die Oberherrſchaft über einige kleine, in Sachſen gelegene Lehen, welche früher zu Böhmen gehört hatten. Wichtig war der teſchener Friede inſonderheit auch darum für Deutſchland, weil in ihm die männliche Erbfolge in der fernſten Linie feſtgeſetzt ward. * r

Teſſin (Carl Guſtav Graf von), einer der edelſten ſchwediſchen Männer, geboren 1694. Er war ein großer Staatsmann, und nachdem er mehrere Jahre hindurch Geſandter zu Wien, Paris und an andern Höfen geweſen war, leiſtete er als Reichsrath und im Jahr 1738 als Reichstags-Marſchall ſeinem Vaterlande wichtige Dienſte. Im Auslande iſt er mehr als Erzieher des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Guſtav III. bekannt geworden. Die vortrefflichen Grundſätze, die er bei der Erziehung dieſes Prinzen befolgt hatte, hat er in ſeinen, ehmals viel geleſenen, Briefen eines alten Mannes an einen jungen Prinzen öffentlich dargelegt. Er war ein ganz vorzüglicher Redner. Gegen das Ende ſeines Lebens mußte er viele unverdiente Kränkungen erfahren, und ſtarb am 7ten Januar 1770 in dürftigen Umſtänden, nachdem er ſein eigenes großes Vermögen im Dienſte des Staats aufgeopfert hatte. Wieland hat ihm im 10ten Buche des Agathon ein rühmliches Denkmal errichtet.

Teſt (ein engliſches Wort, der Probierſtein, die Probe, der Verſuch), Teſt-Acte. Carl II., der 1660 wieder auf den engliſchen Thron kam, war während der Zeit, da er als Verbannter außer England lebte, heimlich ein Mitglied der römiſchen Kirche geworden. Er begünſtigte daher die Catholiken, und ſuchte ihnen völlige Religionsfreiheit zu verſchaffen. Allein das Parlament widerſetzte ſich, und führte im Jahre 1673 durch eine Acte einen neuen Eid ein, den alle leiſten mußten, die ein öffentliches Amt erhalten wollten, und worin unter andern geſchworen wurde: „daß man die Transſubſtantiation im Abendmahle nicht glaube, und die Anbetung der Heiligen verwerfe.“ Dieſer Eid wurde deßwegen der Teſt, d. i. Probierſtein, genannt, weil er dazu diente, die Catholiken zu erkennen. Die, welche ihn zu leiſten verweigerten, wurden zu allen öffentlichen Ämtern, und zu Sitz und Stimme im Parlament für untüchtig erklärt. Jacob II. verſuchte es zwar 1688, den Teſt wieder abzuſchaffen, und den Catholiken größere Freiheiten zu bewirken; allein dieſer Verſuch brachte ihn bekanntlich bald nachher um den Thron. Noch jetzt iſt die Teſtacte in England in Kraft, und die Catholiken ſind von mehrern öffentlichen Ämtern ausgeſchloſſen.

Teſtament, altes und neues. Die Gewohnheit, die

hebräiſchen und chriſtlichen Religionsurkunden die Bücher des alten und neuen Teſtaments zu nennen, iſt hauptſächlich durch den Sprachgebrauch einer alten lateiniſchen Überſetzung dieſer Urkunden (der ſogenannten versio vulgata) veranlaßt worden. Das lateiniſche Teſtament (testamentum) ſollte einem griechiſchen, ſowohl in der alexandriniſchen griechiſchen Überſetzung der hebräiſchen Religionsurkunden, als in den chriſtlichen Religionsurkunden öfters vorkommenden Ausdrucke (διαθηκη), der eigentlich ein Bündniß, einen Vertrag, dann auch ein Verſprechen bedeutet (ſ. z. B. die alexandriniſche Überſetzung zum erſten Buch Moſis 21, 27. Pſalm 74, 20) entſprechen. Durch eine beſondere wohlthätige und weiſe erziehende Anſtalt Gottes wurden ſchon im patriarchaliſchen Zeitalter die Offenbarungen und göttlichen Belehrungen, welche die Hebräer empfingen, an die erhabene Idee eines **Bundes** geknüpft, welchen Gott mit den frommen Patriarchen, dann auch mit dem ganzen Volke errichtete. Vergleiche das erſte Buch Moſis 15, 4. 13. folg., wo Gott die dem Abraham gegebene Verheißung der Geburt des Iſaak, und des Beſitzes von Paläſtina durch einen feierlichen Vertrag beſtätigt. Mit dieſen frühern Verheißungen, welche die Patriarchen ſowohl für ſich als für ihre Nachkommenſchaft von Gott empfangen hatten, ſtand die Geſetzgebung auf Sinai, und die darauf beruhende moſaiſche Religionslehre und Religionsverfaſſung in genauem Zuſammenhange. Auch dieſe wird daher, dem göttlichen Willen gemäß, ausdrücklich als ein Bündniß zwiſchen Gott und der hebräiſchen Nation dargeſtellt, ein Bündniß, welches die Hebräer heilig verpflichtete, den Jehova als den einen wahren Gott allein anzubeten, und ſeine Gebote treu zu erfüllen, indem ihnen von Gott zugleich die Verheißung zu Theil ward, daß er ſie, wenn ſie ihm treu und gehorſam bleiben würden, als ſein auserwähltes Volk lieben und begnadigen wolle. Vergleiche das zweite Buch Moſis Cap. 24. Jeremias 31, 32. Bei der genauen Verbindung zwiſchen der moſaiſchen Religionsanſtalt und der höhern vollkommnern, chriſtlichen Offenbarung, welcher die moſaiſche, dem Plane der göttlichen Weltregierung gemäß, zur Grundlage und Vorbereitung dienen ſollte, kann es uns nicht befremden, daß auch Jeſus und die Apoſtel die neue Religionsanſtalt ein neues und vollkommneres Bündniß nannten, durch die Vermittelung Jeſu Chriſti zwiſchen Gott und dem geſammten menſchlichen Geſchlechte (ohne Unterſchied der Nationen) errichtet. Die große und heilige Idee eines ſolchen Bundes ſteht in der genaueſten Beziehung auf den ganzen eigenthümlichen Geiſt und Charakter, den das Chriſtenthum als eine poſitive, geoffenbarte Religionslehre behauptet. Indem Gott durch Chriſtum **allen Menſchen**, die ſich zu einem feſten, lebendigen, durch die Liebe thätigen Glauben an Jeſum entſchließen, die Sündenvergebung und ewige Seligkeit verkündigt, werden die Menſchen durch Chriſtum zur Erfüllung jener Bedingungen heilig verpflichtet. In dieſem Sinne iſt in den chriſtlichen Religionsſchriften an mehreren Orten von einem **alten** und **neuen**, einem **erſten** und **zweiten** Bund die Rede. Vergleiche das Evang. Matth. 26, 28. Marci. 14, 24. Hebräer 8, 8. 9. 15. Galater 4, 24. Auch die **Urkunden** der älteren moſaiſchen Religion ſelbſt werden der alte Bund genannt, 2 Corinther 3, 14. Es erklärt ſich daher aus dem bibliſchen Sprachgebrauche hinreichend, warum ſchon die älteſte chriſtliche Kirche, nachdem die chriſtlichen Religionsurkunden abgefaßt worden waren, dieſe Schriften **die Bücher des neuen Bun**=

des (griechiſch διαθήκη καινή) zu nennen pflegte. Dieſen griechiſchen Ausdruck, der ein Bündniß, oder ein Verſprechen bedeutet (διαθήκη), überſetzt die lateiniſche, unter dem Namen Vulgata bekannte Verſion der Bibel an mehreren Stellen testamentum, z. B. im 1ſten Buch Moſis 9, 9. 12. 13. 15. So entſtand ſchon frühzeitig der kirchliche Ausdruck: Bücher des alten und neuen Teſtaments, gleichbedeutend mit der Benennung: Bücher des alten und neuen Bundes (vergl. z. B. die Schriften des alten lateiniſchen Kirchenlehrers Tertullian gegen den Marcion B. 4, Cap. 1, und gegen den Praxeas C. 15, C. 20), und man darf, wenn man dieſe Formel ganz richtig im bibliſchen und kirchlichen Sinne erklären will, nicht an ein Teſtament in unſerer gerichtlichen Bedeutung denken, ſondern einzig an den Begriff eines Bündniſſes und einer Verheißung.

Teſtamente und Codicille. Unter Teſtament im allgemeinen Sinne verſteht man jede letzte, d. h. ſolche Willenserklärung, wodurch Jemand anordnet, wie es nach ſeinem Tode gehalten werden ſoll. Im engern und eigentlichen Sinn bedeutet Teſtament eine letztwillige Verfügung, mittelſt welcher einer oder mehrere directe unmittelbare Erben von dem Teſtator (demjenigen, der das Teſtament errichtet) eingeſetzt ſind. Codicille hingegen heißen diejenigen letztwilligen Anordnungen, welche keine directe Erbeinſetzung enthalten. Zur gültigen Errichtung eines Teſtaments wird alles dasjenige erfodert, was überhaupt zu einer Willenserklärung nöthig iſt. Gebrauch der Vernunft und Freiheit des Willens; Betrug, Irrthum, Zwang, Furcht und ungeſtüme Zuredungen, wodurch ein Teſtament bewirkt wird, machen es ungültig. Weil nur diejenigen, welche Verſtand und den Gebrauch ihrer Vernunft haben, ihren Willen auf eine gültige Weiſe erklären können, ſo folgt, daß folgende Perſonen nicht gültig teſtiren können: 1. keine unmündigen Kinder (Impuberes), wofern ſie nicht der Mannbarkeit nahe ſind, und die Erlaubniß des Landesherrn erhalten haben; ferner 2. keine Wahnwitzigen und Blödſinnigen (furiosi et mentecapti), wofern nicht erwieſen werden kann, daß ſie zur Zeit der Teſtamentserrichtung den Gebrauch ihrer Vernunft gehabt haben; 3. keine Verſchwender, doch gelten die Teſtamente, welche ſie vor der Prodigalitätserklärung gemacht haben; 4. keine in hohem Grade Betrunkenen oder Zornigen, deren Teſtamente jedoch gültig werden, wenn ſie nach wiedergekehrter Beſinnung dabei beharren. Dahingegen können diejenigen, die nicht des Gebrauchs ihrer Vernunft beraubt ſind, gültig teſtiren, wofern nicht ſonſt Hinderniſſe im Wege ſtehen; folglich Minderjährige, einfältige Menſchen, Sterbende. Bei den letztern wird vermuthet, daß ſie vernünftig geweſen ſind, bis das Gegentheil erwieſen iſt. Weſentlich iſt eine klare Willenserklärung des Teſtators zu einem gültigen Teſtamente nöthig. Eine zweifelhafte und ungewiſſe oder auf den Ausſpruch eines Andern geſtellte letztwillige Erklärung genügt nicht; z. B. Jemand, der mehrere Brudersſöhne gleiches Namens hätte, ſagte: mein Brudersſohn N. N. ſoll mein Erbe ſeyn, oder: A ſoll nach meinem Tode beſtimmen, wer mein Erbe ſeyn ſoll. Bei dem Privatteſtamente eines Blinden wird zu größerer Gewißheit noch die Vorleſung und Gegenwart eines achten Zeugen erfodert. Auch Taube und Stumme, ſo wie ſolche, die beides zugleich ſind, können,

wenn ſie die Fähigkeit haben, ihren Willen deutlich zu erklären, teſtiren. Das römiſche Recht zählte die Befugniß hiezu unter die beſondern Vorrechte der römiſchen Bürger, daher konnten Sklaven, Gefangene, Fremde, zum Tode Verurtheilte, weil ſie als öffentliche Sklaven betrachtet wurden, kein Teſtament machen. Da aber bei uns die Teſtamentserrichtung nicht weiter unter die Vorrechte der eigentlichen Staatsbürger gezählt wird, ſo wird dieſes Recht den Gefangenen, den Fremden, den zum Tode Verurtheilten, und an den meiſten Orten, wo noch die Leibeigenſchaft gilt, auch den Leibeigenen zugeſtanden. Indeſſen war in Rom nur denjenigen Bürgern, die nicht unter väterlicher Gewalt ſtanden (den Patribus familias), erlaubt, zu teſtiren; die Söhne unter väterlicher Gewalt (Filii familias) durften es ſelbſt mit Zuſtimmung des Vaters nicht. Dies gilt auch noch bei uns. Indeſſen dürfen auch die Söhne unter väterlicher Gewalt über dasjenige Vermögen, in Hinſicht deſſen ſie der Rechte der Patrum familias genießen, nämlich über das, was ſie im Kriegsdienſt erwarben (peculium castrense) oder durch ein Amt erhielten (peculium quasi castrense) gültig teſtiren. Nach Art der Errichtung theilt man die Teſtamente ein in **mündliche** (Testamenta nuncupativa) und **ſchriftliche** (Testamenta scripta). Um alle Irrungen, Betrügereien u. ſ. w. zu verhindern, müſſen bei der Teſtamentserrichtung, ſolche geſchehe mündlich oder ſchriftlich, gewiſſe Vorſchriften beobachtet werden, von denen einige ſich auf das **innere** Weſen des Teſtaments, d. h. auf die geſetzliche Einſetzung eines fähigen Erben, einige hingegen auf **äußere** Förmlichkeiten beziehen, wodurch die größere Gewißheit der Willenserklärung des Teſtators bezweckt wird. Die Vorſchriften, welche das innere Weſen des Teſtaments (formam internam) betreffen, müſſen bei allen nicht privilegirten Teſtamenten beobachtet werden. Die äußern Feierlichkeiten werden gewöhnlich bei öffentlichen Teſtamenten nicht erfodert. Es gibt nämlich Privat- und öffentliche Teſtamente (Testamenta privata et Testamenta publica). Die erſtern ſind ſolche letzte Willenserklärungen, welche der Wiſſenſchaft oder Aufbewahrung von Privatleuten anvertrauet werden; die öffentlichen Teſtamente ſind diejenigen, welche vor dem Landesherrn oder einer öffentlichen für dieſen Zweck competenten Behörde errichtet ſind. Da bei Handlungen, die vor dem Landesherrn, oder bei Magiſtrats- und Gerichtscollegien geſchehen, aller Verdacht einer Betrügerei aufhört, ſo iſt es natürlich, daß bei Teſtamenten, die vor ihnen errichtet ſind, die Förmlichkeiten gemeiniglich wegfallen. Doch iſt auch bei öffentlichen die Gewißheit von dem Willen des Erblaſſers nöthig, und daher kann nur er ſelbſt, kein Procurator oder Sachwalter, ein ſolches Teſtament einem Gerichte überreichen. Die Teſtamentserrichtung ſteht in der freien Willkür des Teſtirenden, und gehört daher zu den Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit, welche an jedem Orte, vor jedem Richter, ja ſelbſt vor dem Richter in ſeiner eigenen Sache vorgenommen werden können. Daher erfodert das Teſtament keine richterliche Competenz, noch eine vorhergehende Unterſuchung, oder Cognition der Sache, noch weniger iſt es nöthig, daß es an der Gerichtsſtätte ſelbſt errichtet wird, ſondern es kann in einem Privathauſe gemacht werden. Bei der Überreichung der ſchriftlichen letzten Willenserklärung iſt

die Gegenwart des Richters allein zureichend; wenn aber ein mündliches Teſtament errichtet werden ſoll, ſo muß ein Actuarius mit zugegen ſeyn, der die Verfügungen des Teſtators niederſchreibt. Daher wird bei einem mündlich-gerichtlichen Teſtamente (Testamento nuncupativo judiciali) außer der Anweſenheit des Richters auch die eines Actuarius erfodert, welcher, wenn er nicht ausdrücklich bei dem Gerichte angeſtellt iſt, zu ſolchem Act eigends beeidigt werden muß. Verſieht der Richter ſelbſt das Amt des Actuars, ſo hält man, der Regel nach, die Gegenwart eines oder zweier Beiſitzer für nothwendig. Die Teſtamente können übrigens auch in den Privatwohnungen der Magiſtratsperſonen überreicht werden, bei denen ſie niedergelegt werden ſollen; doch muß dieſe Überreichung in dem Bezirk ihrer Gerichtsbarkeit Statt haben. Auch in dem eigenen Hauſe des Teſtators hat die Errichtung und Überreichung Statt, aber dann muß der Magiſtrat zur Beiwohnung einer ſolchen Handlung erſucht, und ſelbſt oder durch Abgeordnete dazu erſchienen ſeyn. Auch in dieſem Falle wird zur Annahme eines mündlichen Teſtaments ein Actuar, und wenn der Richter deſſen Stelle ſelbſt verwaltet, die Gegenwart von Beiſitzern erfodert. Übrigens kann der Richter dem Actuar ſeine Geſchäfte übertragen, wo denn ein vor dem letztern und zwei Beiſitzern errichtetes Teſtament gleichfalls gültig iſt. Die Privatteſtamente ſind (ſ. oben) entweder **ſchriftliche** oder **mündliche**, und erfodern in beiden Fällen zu ihrer Gültigkeit gewiſſe Förmlichkeiten, nämlich 1. die **geſetzliche Gegenwart ſieben fähiger Zeugen**, 2. die **Einheit des Acts oder Teſtamentserrichtung**. Das Erſtere ſchreibt ſich von der Mancipation her, wo die Römer bei einem feierlichen Verkauf fünf Zeugen nahmen, die insgeſammt mündig und römiſche Bürger ſeyn mußten; außerdem mußte noch ein andrer Bürger, welcher eine eherne Wage trug, und daher libripens hieß, und endlich der ſogenannte Antestatus zugegen ſeyn. Die Mancipation geſchah nach feierlicher Rogation oder Erbittung dieſer ſieben Perſonen, und obgleich die Feierlichkeiten der Mancipation durch prätoriſche Geſetze in Hinſicht der Teſtamentserrichtungen erlaſſen wurden, ſo behielt man doch die ſieben Zeugen ſelbſt nach neuerm, durch die deutſchen Reichsgeſetze beſtätigten Rechte bei. Bei dem Privatteſtament wird eine **geſetzmäßige** Gegenwart von ſieben Zeugen erfodert. Dazu iſt nothwendig: 1. daß die Zeugen ausdrücklich zu der Teſtamentserrichtung eingeladen ſind, mit welchen Worten iſt gleichgültig, wenn nur der Teſtator erklärt, daß er ein Teſtament machen wolle; 2. müſſen ſie den Teſtator hören und ſehen, damit ſie von ſeinem Entſchluſſe, ſich letztwillig zu erklären, überzeugt werden; 3. müſſen ſie freiwillig, nicht gegen ihren Willen anweſend, und 4. auch fähige Teſtamentszeugen ſeyn. Nur männliche, verſtändige, mannbare, und durch keine Ehrloſigkeit befleckte Zeugen ſind zuläſſig; auch müſſen ſie nicht mit dem Teſtator und dem Erben eine Perſon ausmachen, d. h. der Zeuge kann nicht unter der väterlichen oder herrſchaftlichen Gewalt des Teſtators oder des Erben gegen einen von beiden als filius familias oder als Sklave ſtehen. Endlich müſſen ſie auch fähig ſeyn, den Teſtator zu hören, zu ſehen und ſeine letzte Willensmeinung zu verſtehen. Weiber, weil ſie keinen öffentlichen bürgerlichen Geſchäften nach römiſchem Rechte vorſtehen konnten,

Wahnwitzige, und die ihnen gleichen, Blödſinnige, gerichtlich erklärte Verſchwender, Sklaven, Taube, Blinde, Stumme, und die wegen einer Schmähſchrift Verurtheilten ſind zu Teſtamentszeugen unfähig. Übrigens genügt es, wenn die Zeugen nur bei Errichtung des Teſtaments fähig waren. Außer dem Teſtator werden ſieben Perſonen zur Teſtamentserrichtung erfodert. Weder der Erbe des Teſtirenden, noch eine unter ſeiner väterlichen oder herrſchaftlichen Gewalt ſtehende Perſon können Teſtamentszeugen ſeyn. Übrigens werden zwar ſieben Zeugen zur Errichtung eines Teſtaments, nicht aber mehr als zwei claſſiſche Zeugen (testes omni exceptione majores) erfodert, um die geſetzliche Errichtung zu beweiſen. Deßhalb kann auch ein Legatar Teſtamentszeuge ſeyn. Die zweite äußerliche Feierlichkeit eines Privatteſtaments, die Einheit des Acts, beſteht darin, daß der Teſtator und die Zeugen an Einem Orte bis zur vollendeten Errichtung des Teſtaments verſammelt bleiben, und dieſelbe durch kein anderes fremdes Geſchäft unterbrochen werde. Wenn daher die Zeugen fortgehen, und wieder zurückkommen, wenn während des Teſtirens fremdartige Unterhandlungen des Teſtators und der Zeugen unter einander oder mit einem Dritten Statt finden, ſo iſt das Teſtament nichtig. Die weſentlichen Erfoderniſſe eines ſchriftlichen außergerichtlichen Teſtaments ſind: 1. daß der Teſtator ſeine letzte Willenserklärung niederſchreibt, oder wenn dies durch einen andern geſchehe, eigenhändig in Gegenwart der Zeugen unterſchreibt. Kann er ſelbſt nicht ſchreiben, ſo muß ein achter Zeuge zur Unterſchrift vocirt oder eingeladen werden. Bei einem eigenhändig geſchriebenen Teſtamente (Testamento holographo) iſt die Namensunterſchrift nicht nothwendig. 2. Müſſen ſieben Zeugen eigenhändig das Teſtament unterſchreiben, und 3. ihre Siegel beidrucken; doch iſt es nicht erfoderlich, daß jeder ſein eigenes Pettſchaft hiezu gebraucht. Auch die Angabe des Jahrs und Tages der Errichtung iſt nicht weſentlich nöthig. Übrigens brauchen die Zeugen von dem Inhalte des ſchriftlichen Teſtaments und dem Namen des Erben nicht unterrichtet zu ſeyn, und es genügt hier, außer den angeführten Förmlichkeiten, daß ſie das Teſtament bloß als „erbetene Teſtamentszeugen" unterſchreiben und unterſiegeln. Eben ſo gleichgültig iſt es, in welcher Sprache und in was für Ausdrücken das Teſtament abgefaßt iſt; nur muß man es leſen und verſtehen können. Da bei dem mündlichen Teſtamente ein Teſtator ſeinen letzten Willen der Aufbewahrung von Privatperſonen anvertraut, ſo muß er vor ſieben dazu erbetenen Zeugen, ſowohl den Erben als den ganzen Inhalt ſeines Teſtaments eingeben; weßhalb auch alle Zeugen ſeine Sprache verſtehen müſſen. Zum Beweiſe einer ſolchen Willenserklärung ſind übrigens nur zwei claſſiſche Zeugen, welche darthun: daß ſieben fähige Zeugen bei der Errichtung zugegen geweſen, erfoderlich. Weil die Zeugen eines mündlichen Teſtaments ſterben, oder auch den Inhalt deſſelben vergeſſen können, ſo wird gemeiniglich ein ſolches Teſtament von einem Notarius oder einem andern beglaubten Mann niedergeſchrieben, dem Teſtator und den Zeugen vorgeleſen, und von den letztern unterſchrieben. Für die Richtigkeit eines ſolchen Teſtaments ſtreitet die Vermuthung, bis erwieſen werden kann, daß die Schrift entweder gar nicht, oder doch zum Theil nicht den letzten Willen des Teſtators enthalte. Im

Allgemeinen ſind die angeführten äußerlichen Förmlichkeiten der Teſtamentserrichtung mit dem römiſchen Rechte auch in Deutſchland aufgenommen. Indeſſen hat jede Geſetzgebung das Recht ein Anderes zu ordnen; und wirklich ſind in einigen deutſchen Ländern auch andre Förmlichkeiten üblich. In Thüringen und mehreren Gegenden iſt durch Gebrauch und Gewohnheit die Errichtung eines Privatteſtaments vor einem Pfarrer und zwei Zeugen aus dem canoniſchen Rechte eingeführt. Jeder muß daher die Vorſchriften und Gebräuche des Orts beobachten, wo er teſtiren will; und die auf ſolche Weiſe errichteten Teſtamente gelten auch an den Orten, wo die Erbgüter ſich befinden, wenn gleich daſelbſt andre Förmlichkeiten gebräuchlich ſind. Die innern Feierlichkeiten (Solennia interna) des Teſtaments beziehen ſich auf die geſetzmäßige Einſetzung eines fähigen Erben. Es gibt nun willkürliche und nothwendige oder Notherben (heredes voluntarii et necessarii). Die Notherben ſind die Descendenten (Kinder, Enkel u. ſ. w.), und die Ascendenten (Ältern, Großältern u. ſ. w.), und auf den Fall, daß eine eheloſe Perſon eingeſetzt wäre, die Geſchwiſter des Teſtators. Die Notherben müſſen wenigſtens für den Pflichttheil zu Erben eingeſetzt oder aus einer geſetzlichen Urſache enterbt werden, wenn das Teſtament Gültigkeit haben oder wenigſtens nicht reſcindirt werden ſoll. Wo Ascendenten und Descendenten zugleich vorhanden ſind, können aber die erſtern das Teſtament nicht anfechten, wenn die letztern zu Erben eingeſetzt ſind; denn in dieſem Falle ſind bloß die Descendenten oder Nachkömmlinge Notherben. Ein Gleiches iſt wieder in Hinſicht der Ascendenten und Geſchwiſter der Fall, wo die erſtern den letztern vorgehen. (M. ſ. hier auch Pflichttheil.) Der Pflichttheil muß dem Notherben unbedingt und ohne alle Beläſtigung hinterlaſſen werden. Jede hinzugefügte Bedingung und Beläſtigung wird für nicht hinzugefügt geachtet. Hat der Teſtator die Notherben zwar zu Erben, aber nicht auf den vollen Pflichttheil eingeſetzt, ſo beſteht freilich das Teſtament, allein die Notherben können mittelſt der expletoriſchen Klage die Ergänzung des Pflichttheils verlangen. Wenn Kinder des Teſtators, die ſich unter ſeiner väterlichen Gewalt befinden, im Teſtamente übergangen ſind, ſo wird das letztere nichtig. Die Übergehung der Notherben, die außer der Gewalt des Teſtators ſich befinden, wird als Enterbung betrachtet, und das Teſtament wird reſcindirt oder ungültig. Iſt ein Notherbe aus einer den Geſetzen nach gerechten, aber falſchen Urſache enterbt, ſo wird von dem Notherben die Klage des unpflichtmäßigen Teſtaments (Querela inofficiosi testamenti) wider den eingeſetzten Erben dahin angeſtellt, daß die letztwillige, in Hinſicht der Form richtige Verfügung wegen des zwar gerechten, aber falſchen Enterbungsgrundes reſcindirt, und die Erbſchaft ab intestato (d. h. ſo als ob kein Teſtament vorhanden wäre), angetreten werden ſolle. Dieſe Klage bewirkte nach älterm römiſchen Rechte die gänzliche Vernichtung des Teſtaments; jetzt aber wird nach Juſtinians Verordnung in Hinſicht der Ältern und der Kinder (nicht aber der Geſchwiſter) bloß die Erbeinſetzung ungültig; alle übrigen Punkte bleiben ſtehen. Notherben, die als Kinder unter der väterlichen Gewalt ſich befinden, und enterbt, oder ſolche Notherben, die ohne unter der Gewalt des Teſtators zu ſtehen, übergangen ſind,

bedürfen der Querela inofficiosi T. nicht, ſondern brauchen bloß um die Nichtigkeitserklärung nachzuſuchen, welches um ſo vortheilhafter iſt, da in dieſem Falle ſämmtliche Beſtimmungen des Teſtaments hinwegfallen. Die Urſachen, weßhalb Kinder und Aſcendenten enterbt werden können, ſind in dem Artikel Erbfolge bereits angegeben. Die Enterbung kann übrigens bloß in einem Teſtament, aber in keinem Codicill geſchehen. Ein unter einer Bedingung eingeſetzter Notherbe wird unter der entgegenſtehenden Bedingung nicht für enterbt gehalten, wofern der Teſtator dies nicht ausdrücklich erklärte. Die Geſetze und der Gerichtsgebrauch dulden noch die Enterbung aus gutem Willen (Exheredatio bona mente facta), wodurch ein verſchuldeter Notherbe von der Erbſchaft ausgeſchloſſen, und ſeinen Kindern das Vermögen hinterlaſſen wird. Die Teſtamente können auf verſchiedene Weiſe nichtig und ungültig werden. Entweder war der Fehler ſchon zur Zeit der Errichtung vorhanden, oder er entſtand erſt nach derſelben. Im erſtern Falle, wenn der Fehler in Hinſicht der innern Solennien oder Förmlichkeiten ſich äußert, ſo iſt das Teſtament nichtig (nullum); liegt der Fehler in den äußern Förmlichkeiten, ſo iſt es injustum. Im andern Falle liegt 1. der Fehler in einer ſolchen Veränderung des perſönlichen Zuſtandes des Teſtators, nach Errichtung des Teſtaments, wodurch er alle bürgerlichen und Familienrechte, und mit ihnen zugleich das Recht zur Teſtamentserrichtung verliert. In Deutſchland kann dies Recht nur dadurch, daß Jemand geächtet oder für vogelfrei erklärt wird, verloren gehen. In ſolchem Falle wird das Teſtament gleichfalls ungültig, und heißt Testamentum irritum. 2. Kann auch das Teſtament ungültig werden in Rückſicht auf die innern Förmlichkeiten (Solennia interna) durch die wirkliche oder muthmaßliche Veränderung des Willens des Teſtators. Dann nennt man es Testamentum ruptum; auch unterſcheidet man das Testamentum destitutum, wenn der eingeſetzte Erbe nicht die Erbſchaft antritt; doch wird da, wo mehrere Erben eingeſetzt ſind, das Teſtament durch die Nichtantretung eines oder mehrerer von ihnen noch nicht ungültig; endlich das Testamentum rescissum oder inofficiosum, wenn der Notherbe, welcher eingeſetzt werden mußte, nicht eingeſetzt worden iſt. Sowohl durch den Mangel der äußern, als der innern Förmlichkeiten verliert das Teſtament ſeine Gültigkeit, wofern nicht die Inteſtaterben es als gültig anerkennen. Bloß das inoſſiciose Teſtament von Ältern und Kindern bleibt, mit Ausſchluß der Erbeinſetzung, ſtehen. (M. ſ. oben.) Der Teſtator behält bis zu ſeinem Tode das Recht, ſeinen letzten Willen zu ändern. Dieſe Befugniß konnte bei den Römern auch nicht durch das Verſprechen, keine Änderung vorzunehmen, beſchränkt werden. Indeſſen verbindet ein ſolcher Vertrag nach deutſchem Rechte vollkommen. Aber ſelbſt bei einem gegenſeitigen Teſtamente (Testamento reciproco) ſteht es jedem Ehegatten frei, es zu widerrufen oder zu ändern, wofern nicht die Unabänderlichkeit des letzten Willens vereinbart iſt, oder der überlebende Gatte die Erbſchaft angetreten hat; denn durch dieſe Antretung wird er verpflichtet, ſein Teſtament gleichfalls ſtehen zu laſſen. Die Erklärung des Teſtators, daß er ſein Teſtament verändern wolle, hebt daſſelbe auf. Dieſe Erklärung iſt entweder eine wirkliche oder muthmaßliche (praesumta). Im erſtern Fall ge-

ſchieht ſie durch Worte oder durch Handlungen. Zur *wörtlichen* Widerrufung eines Teſtaments iſt die mit klaren Worten geſchehene Erklärung des Teſtators: er wolle nicht, daß es gelten ſolle, erfoderlich; dieſe Erklärung muß aber mit allen den äußerlichen Förmlichkeiten geſchehen, von denen die Teſtamentserrichtung ſelbſt begleitet iſt, d. h. es ſind ſieben Zeugen u. ſ. w. dabei nöthig. Auf den Fall jedoch, daß ſchon volle zehn Jahre nach Errichtung des Teſtaments verfloſſen ſind, genügt eine Widerrufung vor drei Zeugen. Deßhalb wird auch ein gerichtliches Teſtament wegen der bloßen Zurückfoderung nicht für widerrufen geachtet. Die factiſche Widerrufung geſchieht durch die Errichtung eines neuen gültigen Teſtaments; durch Zerſchneiden, Verbrennen, Durchſtreichen des Namens des Erben von Seiten des Teſtators, und auf jede Weiſe, wie derſelbe die Schrift vorſätzlich vernichtet; auch dadurch, wenn er ein gerichtlich niedergelegtes Teſtament nicht bloß zurückfodert, ſondern ſich wirklich zurück geben läßt. Indeſſen ſchadet es der Gültigkeit des Teſtaments nicht, wenn der Teſtator es unvorſätzlich, oder im Wahnſinn zerriß oder durchſtrich; oder wenn er bloß den Namen eines einzelnen Erben, wo mehrere eingeſetzt ſind, auslöſchte; und endlich auch dann nicht, wenn mehrere Exemplare des Teſtaments vorhanden, und nicht alle von dem Teſtator vernichtet ſind. Wenn Jemand mehrere Teſtamente hinterläßt, ſo hebt das letztere das erſtere auf; ausgenommen hievon ſind 1. die Teſtamente der Soldaten, welche ihre Gültigkeit ſämmtlich behalten; 2. diejenigen, von denen der Teſtator erklärt, daß ſie mit dem nachfolgenden Teſtament zugleich gelten ſollen. So wenig das frühere Teſtament, wie das letztere gilt, wenn ungewiß iſt, welches zuerſt errichtet worden; oder wenn das ſpätere nach dem Tode des Teſtators zerriſſen oder durchſtrichen vorgefunden wird. Doch gibt in beiden Fällen der Prätor (bei uns jedes Erbſchaftsgericht) eine Bonorum possessionem secundum tabulas, d. h. ein Recht, ſich die Erbſchaft zuzueignen. Auch durch den muthmaßlich veränderten Willen des Teſtators wird ein Teſtament rumpirt und ungültig gemacht, und ſolche Willensänderung wird angenommen, wenn nach der Teſtamentserrichtung der Teſtator Kinder in der Ehe erzeugt, oder uneheliche Kinder legitimiren läßt, oder endlich Jemanden adoptirt. In dieſen Fällen nimmt man wegen der natürlichen Liebe der Ältern an, daß ſie die zur Zeit der Teſtamentserrichtung noch nicht exiſtirenden Kinder auch nicht haben enterben wollen. Ein auf dieſe Weiſe rumpirtes Teſtament verfällt in allen ſeinen Punkten. Zu Erben können nicht eingeſetzt werden: 1. die Söhne der Hochverräther; den Töchtern derſelben kann jedoch ein Pflichttheil hinterlaſſen werden; 2. Apoſtaten und Ketzer; 3. Juden; 4. unerlaubte Geſellſchaften; 5. auch können Ältern und Kinder, die durch Blutſchande erzeugt ſind, ſich nicht wechſelſeitig zu Teſtamentserben einſetzen u. ſ. w.; 6. können uneheliche Kinder, wo rechtmäßige vorhanden ſind, nur auf den zwölften Theil zu Erben eingeſetzt werden. Übrigens iſt bei einigen Privatteſtamenten die Beobachtung mehrerer Solennien oder Förmlichkeiten erlaſſen. Daher die Eintheilung in *feierliche* und *minderfeierliche* oder *privilegirte* Teſtamente. Hieher gehört 1. das *militäriſche Teſtament*, welches von Perſonen, die in einer kriegeriſchen Unternehmung begriffen ſind, er-

richtet wird. Dieſe ſind ſelten mit den Förmlichkeiten der Teſtamentserrichtung bekannt, und können ſie eben ſo ſelten beobachten. Daher iſt ihnen, wenn ſie im Lager, auf dem Marſche oder überhaupt bei einer kriegeriſchen Unternehmung ſich befinden, verſtattet, gültige Teſtamente ohne weitere Feierlichkeiten zu machen; nur muß es gewiß ſeyn, daß ſie den Vorſatz zu teſtiren gehabt, und daß ſie nicht bloß bei einer zufälligen Unterredung ihren letzten Willen geäußert haben. Zur Gültigkeit eines ſolchen Teſtaments wird aber ausdrücklich erfodert, daß es bei einer kriegeriſchen Unternehmung errichtet werde; gleichgültig iſt es, ob dies im Lager, auf dem Marſche oder auf dem Schlachtfelde ſelbſt geſchieht. Nicht nur die wirklichen Soldaten, auch die Feldärzte, die Auditeure, die Kriegscommiſſäre, ſelbſt die Offiziers- und Soldatenfrauen, kurz jeder, der ſich bei einer ſolchen Expedition als Theilnehmer befindet, iſt zur Errichtung eines militäriſchen Teſtaments berechtigt. Außer einer kriegeriſchen Unternehmung iſt jedoch kein Soldat als ſolcher von der Beobachtung der vorgeſchriebenen Förmlichkeiten entbunden. In Deutſchland iſt durch Reichsgeſetze geordnet, daß der Soldat in der Schlachtordnung ohne weitere Förmlichkeiten, im Lager aber vor zwei Zeugen ſeinen letzten Willen erklären ſolle. Zur Gültigkeit des **ſchriftlichen** militäriſchen Teſtaments genügt die Handſchrift des Teſtators; es bedarf alſo dazu weder der Einheit oder Nichtunterbrechung der Handlung, noch ſonſt einer Förmlichkeit. Das **mündliche** militäriſche Teſtament erfodert, aber bloß des Beweiſes wegen, zwei Zeugen, gleichviel, ob weiblichen, oder männlichen Geſchlechts. Übrigens kann auch ein vor der kriegeriſchen Unternehmung nach den Geſetzen ungültiges Teſtament während derſelben durch mündliche oder thätliche (factiſche) Erklärung beſtätigt werden. Auch wird das Teſtament eines Soldaten, der aus Unwiſſenheit gegen die geſetzlichen Vorſchriften fehlte, nicht ungültig. Der Soldat kann zu Erben auch Erbunfähige einſetzen; er kann die Notherben übergehen; ſein Teſtament wird durch einen Poſthumus (durch ein nach der Errichtung gebornes Kind) nicht rumpirt oder vernichtet; ſein Teſtament kann nicht mit der Klage der Unpflichtmäßigkeit (Querela inofficiosi) angefochten werden; er kann, was bei andern Perſonen durchaus nicht Statt findet, über einen Theil ſeines Vermögens teſtiren, und über den andern nicht (pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest); er kann Erben in Codicillen ernennen; er kann die Pupillarſubſtitution bis über die Jahre der Unmündigkeit erſtrecken, jedoch nur mit der Bedingung, daß nach erreichter Mannbarkeit (Pubertät) der Subſtitut bloß das Vermögen des Teſtators, nicht dasjenige des Sohnes erbt; der Erbe des Soldaten endlich darf den Legataren und Fideicommiſſaren weder die falcidiſche noch trebellianiſche Quart abziehn. Das militäriſche Teſtament verliert ſeine Gültigkeit zwar nicht durch das Aufhören der Gefahr und die Beendigung des Feldzuges, aber dadurch, daß der Soldat noch ein Jahr nach der kriegeriſchen Unternehmung lebt. 2. Sind auch bei einem **Teſtament zu frommen Stiftungen** (ad pias causas), d. h. bei ſolchen, welche die Beförderung einer frommen Abſicht oder des öffentlichen Wohls zum Zwecke haben, die Feierlichkeiten erlaſſen. Iſt eine fromme Stiftung zum Univerſalerben eingeſetzt, ſo gilt das ganze Teſta-

ment; iſt ſie nur zum Erben eines Theils eingeſetzt, ſo gilt das Teſtament nur in ſo weit, und alle übrigen Punkte und Vermächtniſſe an Andre fallen hinweg. 3. Bedarf es gleichfalls keiner Feierlichkeiten bei einem Teſtamente zwiſchen Ältern und Kindern. Hier genügt der deutlich erklärte Wille der Ältern, gleichviel, auf welche Weiſe er erklärt iſt. Was indeſſen durch ſolches Teſtament an Fremde, die nicht Kinder ſind, vererbt oder vermacht werden ſoll, muß mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten geſchehen, ſonſt iſt es ungültig, und die letztwilligen Verfügungen behalten bloß in Hinſicht auf die Kinder ihre Kraft. Ein Teſtament der Ältern, worin Kinder enterbt werden ſollen, bedarf aller Feierlichkeiten; kein früheres feierliches Teſtament wird durch ſpätere minder feierliche aufgehoben, aber auch dieſe letztern können nicht durch einen einfachen Widerruf zurückgenommen werden. 4. Erfodern die auf dem Lande gemachten Teſtamente nach gemeinem Rechte nur fünf Zeugen; kann jedoch bewieſen werden, daß man ſieben fähige Zeugen hätte haben können, ſo ſind ſie ungültig. 5. Zur Zeit einer gefährlichen anſteckenden Krankheit iſt die Einheit und Nichtunterbrechung der Handlung erlaſſen. Endlich 6. kann jeder, dem es erweislich unmöglich war, die vorgeſchriebenen Förmlichkeiten zu beobachten, z. B. ein Reiſender, der unterwegs tödtlich krank wird, ein gültiges minder feierliches Teſtament machen; nur muß ſeine letztwillige Erklärung keinem Zweifel unterworfen ſeyn. — Die Teſtamentsexecutoren ſind diejenigen Perſonen, welchen entweder von dem Teſtator, vom Richter, durch Vertrag oder durch Geſetz die Pflicht übertragen iſt, die Vollſtreckung des letzten Willens zu beſorgen. Iſt ein ſolcher Teſtamentsvollzieher eine Privatperſon, ſo muß er, wenn die Erfüllung des Teſtaments ſonſt nicht zu bewirken ſteht, richterliche Hülfe anrufen. — Codicille ſind letzte Willenserklärungen, welche keine unmittelbare Erbeinſetzung enthalten. Gewalt, Betrug, Furcht, Irrthum, Unwiſſenheit, ungeſtüme Zureden, wodurch die Errichtung von Codicillen veranlaßt wurde, entkräften dieſelben. Wer kein Teſtament machen kann, der kann auch kein gültiges Codicill machen; wer kein Teſtamentserbe ſeyn kann, dem kann auch in einem Codicill nichts vermacht werden. Da durch Codicille Niemand zum unmittelbaren Erben eingeſetzt werden kann, ſo kann auch kein Erbe darin enterbt werden. Wenn Jemand ohne Teſtament Codicille errichtet, ſo nennt man ſie ab intestato; wenn der Erblaſſer aber teſtirt hat, ſo werden die Codicille als ein Anhang des Teſtaments betrachtet, und ſie ſtehen und fallen mit dem letztern. Zur gültigen Errichtung von Codicillen ſind gleichfalls Feierlichkeiten nöthig, nämlich: Einheit und Nichtunterbrechung der Handlung, fünf Zeugen und deren Unterſchrift. Nur wer Teſtamentszeuge ſeyn kann, iſt fähiger Zeuge eines Codicills; doch ſind auch Legatarien zuläſſig. Codicille ſind ohne Zeugen gültig, 1. wenn der letzte Wille privilegirt iſt, z. B. bei einem Soldaten, zu frommen Stiftungen, der Ältern unter Kindern, u. ſ. f.; 2. wenn ſie im Teſtament ausdrücklich beſtätigt ſind; 3. wenn der Teſtator dem anweſenden Erben etwas anbefiehlt. Ein Erblaſſer darf mehrere Codicille errichten, ſie bleiben alle in gleichem Maße gültig, und werden durch ein nachher errichtetes Teſtament, falls dies nicht darin ausdrücklich beſtimmt iſt, nicht aufgehoben. Auch Teſtamente können durch die codicil-

lariſche Clauſel (Clausula codicillaris) oder durch die dem Teſtament beigefügte ausdrückliche Erklärung des Erblaſſers: er wolle, daß wenn das Teſtament nicht als ſolches gelten könne, es doch als Codicill gültig ſeyn ſolle, in Codicille verwandelt werden. Die Wirkung der codicillariſchen Clauſel iſt bloß ſubſidiariſch, und tritt erſt dann ein, wenn das Teſtament als ſolches nicht gelten kann; doch muß bei einem ſolchen Teſtamente alles das beobachtet ſeyn, was zur Gültigkeit eines Codicills erfodert wird; alſo auch fünf Zeugen und ununterbrochene Handlung. (M. ſ. hier auch Fideicommiß, Legate und Vermächtniſſe.)

Tetanus, der Todtenkrampf, die Steifſucht, d. i. derjenige Krampf, wo der ganze Körper ſteif und ſtarr wird, das Athmen ſchwer geht, die Sinne aber unverletzt bleiben. In engerer Bedeutung auch derjenige Krampf, wo der untere Kinnbacken ſo heftig gegen den obern gezogen wird, daß man den Mund faſt mit keiner Gewalt öffnen kann, die Mundklemme.

Tetrachord war bei den alten Griechen ein aus vier Saiten oder Tönen beſtehender Theil ihres Tonſyſtems. Sie theilten daſſelbe in Tetrachorden, wie wir in Octaven. Deßhalb hatten ſie auch in ihren Singſchulen zur Solmiſation nur **vier Sylben** nöthig, da hingegen in der neuern Zeit die ſechs aretiniſchen Sylben eintreten.

Tettenborn (Friedrich Carl, Freiherr von), berühmt geworden in der neueſten Kriegsgeſchichte, iſt geboren den 19ten Februar 1778 zu Tettenborn in der Grafſchaft Hohenſtein. Sein Vater, zuvor Militär, war markgräflich badiſcher Oberjägermeiſter zu Raſtadt geworden, wo der Sohn die erſte Erziehung erhielt. Dreizehn Jahre alt kam er als churfürſtlicher Page nach Maynz. Als aber 1792 der Hof von dort vor den Franzoſen flüchten mußte, ging Tettenborn 1793 nach Waltershauſen, um ſich unter dem berühmten Bechſtein den Forſtwiſſenſchaften zu widmen. Noch in demſelben Jahre bezog er die Univerſität Göttingen, die er in Folge einer jugendlichen Übereilung mit Jena vertauſchen mußte. Der Tod ſeines Vaters aber gab ihm Freiheit, ganz ſeiner Neigung zum Kriegsdienſte zu folgen, und ſogleich 1794 trat er als Cadet beim joſeph kinsky'ſchen, ſpäter klenau'ſchen Chevaux-legers-Regiment in das öſterreichiſche Heer. Die damaligen Kriegsereigniſſe ſind bekannt; ihren Wendungen folgte Tettenborn in den Bewegungen ſeines Regiments, das wir 1799 bei dem Heere des Erzherzogs Carl, und 1801 Kray's wiederfinden. Er war ſchon nach wenigen Monaten Unterlieutenant geworden, und ſtieg im Laufe des Kriegs zum Rittmeiſter und Schwadroncommandanten. Wie er auf dem Schlachtfelde ſeinen unerſchrockenen Muth vielfältig bewährt hatte, ſo lebte er glänzend und genußreich im Schooße des Friedens. Im J. 1804 erſchien er mit Aufträgen an den Geſandten ſeines Hofes, den Grafen Metternich, in Berlin. Hier ward er bald durch gleiche Geſinnung und Neigung der Vertraute des Prinzen Louis Ferdinand, der ihn ſchon früher gekannt und lieb gewonnen hatte. Als 1805 der Krieg aufs neue ausbrach, befand er ſich beim Heere unter Mack, und ſchlug ſich nach dem Unglück bei Ulm unter dem Erzherzog Ferdinand durch, wobei er den Vortrab führte. Nach dem Frieden ward ihm das Thereſienkreuz zu Theil. Im Jahr 1808 folgte er dem Fürſten Schwarzenberg als erſter Adjutant und

Botſchaftscavalier nach St. Petersburg, eilte 1809 mit Aufträgen deſſelben zum öſterreichiſchen Heere, und nahm an der Schlacht von Wagram mit ſolcher Auszeichnung Antheil, daß der heldenmüthige Erzherzog Carl ihn auf dem Schlachtfelde zum Major ernannte. Als nach dem Frieden der Fürſt Schwarzenberg in der Eigenſchaft eines Geſandten nach Paris ging, folgte Tettenborn ihm auch dorthin. Seine Geſinnungen konnten ihm Napoleons Gunſt nicht erwerben, dennoch verlieh dieſer ihm den Orden der Ehrenlegion für ſein Betragen bei jenem furchtbaren Brande, der mehrern der vornehmſten Perſonen verderblich wurde. Vor dem Ausbruche des Kriegs mit Rußland nahm Tettenborn, ſeiner Neigung folgend, ſeinen Abſchied, und trat 1812 als Obriſtlieutenant in ruſſiſche Dienſte. Hier fand er bei Verfolgung der von Moskau zurückziehenden Franzoſen ein weites Feld für ſeinen kühnen Muth und Unternehmungsgeiſt. Er machte zahlreiche Gefangne, und nahm durch einen kühnen Streich Wilna, wo die Franzoſen ſich zu ſammeln, und einigermaßen wiederherzuſtellen gehofft hatten. In Königsberg, wo Krankheit ihn zurückhielt, empfing er das Obriſtenpatent. Noch nicht völlig geneſen, machte er ſich auf, um mit einem Corps leichter Reiterei über die Weichſel zu gehn, welche man anfänglich nicht hatte überſchreiten wollen. Er ſetzte ſogar über die Oder, und rückte auf Berlin. Da er, beſonders wegen des Mangels an Fußvolk, zu einer ernſtlichen Unternehmung gegen dieſe Stadt zu ſchwach war, vereinigte er ſich mit Czernitſcheff, und machte ſodann einen höchſt kühnen Verſuch, in Berlin einzudringen, wofür er den Wladimirorden erhielt. Nach der Einnahme von Berlin ward er mit einem Cavalleriecorps gegen Hamburg entſandt. Den 14ten Mai erſchien er in Ludwigsluſt, wo der Herzog von Meklenburg ſofort ſich gegen Frankreich erklärte. Tettenborn vertrieb darauf mit Geſchicklichkeit den General Morand, und rückte den 18ten in das zu ſeiner alten Verfaſſung zurückgekehrte Hamburg ein. Zehn Wochen war er hier in vollſter Thätigkeit, und erſt, als alle Hoffnung zur Behauptung der Stadt verſchwunden war, konnte er ſich entſchließen, ſie zu verlaſſen (30ſten Mai). Kaiſer Alexander belohnte ihn mit dem St. Annenorden erſter Claſſe. Jetzt befehligte Tettenborn unter Walmoden, zunächſt gegen Davouſt, der ins Meklenburgiſche vorgerückt war, dann gegen den General Pecheux, nach deſſen Niederlage er auf dem linken Elbufer blieb, und einen kühnen Streifzug gegen Bremen unternahm, das er am 15ten October zur Übergabe nöthigte. Als bald darauf der Kronprinz von Schweden ſich gegen Dänemark wendete, rief er Tettenborn zu ſich, der auch hier die glänzendſten Erfolge erfocht, und bis Jütland vordrang. Zur Belohnung erhielt er den Schwertorden. Schon am 24ſten Januar 1814 brach Tettenborn, da die Feindſeligkeiten gegen Dänemark aufhörten, nach dem Rhein auf. In Cöln erhielt er die Beſtimmung, mit einem Corps leichter Reiterei in Frankreich einzudringen, um die Verbindung zwiſchen den einzelnen Heeren der Verbündeten zu erhalten. Er leiſtete auch hier die weſentlichſten Dienſte bis zur Einnahme von Paris, beſonders durch das Auffangen wichtiger Couriere, und Auskundſchaften der feindlichen Bewegungen. Der Feldzug von 1815 endigte, ehe Tettenborn Gelegenheit gehabt hatte, thätigen Antheil daran zu nehmen. Er erhielt darauf einen nachgeſuchten

Urlaub zu längerm Aufenthalt in Deutſchland und Italien, in welchem erſtern Lande ihm der Beſitz beträchtlicher Güter eingeräumt worden, die vormals ſeiner Familie gehört hatten, von Napoleon aber einem ſeiner Generale waren verliehen worden.

Teucer. 1. Ein Sohn des Scamander und der Nymphe Idaea und König im nachmaligen Troja, deſſen Einwohner von ihm den Namen Teukrer bekamen. Als Dardanus zu ihm flüchtete, gab er ihm ſeine Tochter Batea mit einem Theile ſeines Königreichs, und ſetzte ihn zum Erben des Ganzen ein. Nach Servius kam er aus Creta nach Phrygien. Einer Hungersnoth wegen mußte er ſein Reich verlaſſen. Man ſchreibt ihm noch eine andre Tochter Riſo oder Neſa zu, welche Dardanus gleichfalls heirathete, und mit ihr die Sibylla gezeugt haben ſoll. — 2. Teucer hieß auch der Sohn des Telamon und der Heſione, Laomedons Tochter, oder nach Homer, einer Sklavin. Mit ſeinem Bruder Ajax ging er mit zwölf Schiffen vor Troja, und zeichnete ſich hier als vortrefflicher Bogenſchütze aus, daher der Dichter ſagt, daß er vom Apollo ſelbſt ſeinen Bogen erhalten habe. Er erſchoß damit den Aretaon. Bei der Erſtürmung der Verſchanzungen deckte ihn, da er als Bogenſchütze keinen Schild führte, Ajax mit dem ſeinigen. Hinter demſelben ſpannte er den Bogen, ſchoß den Pfeil ab, und trat dann wieder hinter den ſchützenden Schild. So erlegte er viele Trojaner. Agamemnon verſprach ihm zur Belohnung einen Dreifuß oder ein Geſpann Pferde nebſt dem Wagen, oder eine Sklavin dafür, wenn Troja erobert ſeyn würde. Er ſchoß darauf nach Hector, erlegte aber den Gorgythion, und ſo wendete Apollo auch den zweiten auf Hector gerichteten Pfeil, daß er nur den Wagenführer deſſelben, Archeptolemus, tödtete. Hector ſprang nun aus dem Wagen, und warf den Teucer, der eben den Bogen wieder ſpannen wollte, zu Boden; doch Ajax deckte ihn mit dem Schilde, und ließ ihn nach den Schiffen zurücktragen. Im Sturme auf die Verſchanzungen kam er mit Ajax dem Meneſtheus zu Hülfe, und verwundete den Glaucus auf der Mauer. Innerhalb der Verſchanzungen erlegte er ferner den Imbrius, den Prothron und Periphetes, rächte den Tod des Lycophron am Klitus, verfehlte aber nochmals den Hector, weil die Senne ſeines Bogens riß, und kämpfte nun in den fernern Gefechten mit Lanze und Schild. Weil er den Tod ſeines Bruders nicht gerächt, oder deſſen Sohn Euryſaces oder ſeine Beiſchläferin Termeſia nicht wieder mit zurückgebracht hatte, nahm ihn ſein Vater nicht wieder auf, ſondern zwang ihn, ſein Glück in der Fremde zu ſuchen. Teucer kam hierauf nach Sidon zum Könige Belus, erhielt von ihm Truppen, mit denen er die Inſel Cypern eroberte, und Salamis bauete. Nach Telamons Tode wollte er wieder nach Salamis zurückgehen, aber Euryſaces verhinderte es, und Teucer ging nun nach Spanien, wo er ſich in der Nähe des heutigen Carthagena niederließ. Sein Nachkomme ſoll der cypriſche König Evagoras geweſen ſeyn, auf den Iſocrates ſeinen Panegyricus verfertigte.

Teufel. Die Religionen der alten Orientalen nahmen ein Heer von Dämonen an, die wie ihre Götter urſprünglich nicht aus dem moraliſchen Geſichtspunkte betrachtet, und daher nur in ſo fern gut oder böſe genannt wurden, als man ihnen wohlthätige oder verderbliche Einwirkungen auf die Menſchen zuſchrieb.

Im letztern Falle hielt man ſie für Strafgeiſter ohne feindſeligen Willen. Schiwen, der richtende, zerſtörende Gott der indiſchen Mythe, iſt ein Sinnbild der Naturkraft, die bald wohl, bald wehe thut, und nur, wenn ſie dadurch belohnt und beſtraft, moraliſche Bedeutung erhält. Erſt die Lehre Zoroaſters, die zur Erklärung des Übels in der Welt ein böſes Grundweſen Ahriman mit verſchiedenen Ordnungen ihm unterworfener, gleichgeſinnter Dämonen (Diws) annahm und die Darſtellung ſeines Wirkens im Reiche der Finſterniß ſyſtematiſch durchführte, brachte den Glauben an böſe Geiſter unter das Volk. Weniger ſcharf ſchied die griechiſche Mythe die moraliſchen Gegenſätze; ihre Titanen kämpften zwar wider die Götter, aber dieſe ſelbſt haben nicht den Charakter der ſittlichen Vollkommenheit. Die Kakodämonen der griechiſchen Religionsphiloſophie zeigen ſich immer noch mehr ſtrafend, z. B. die Furien, als gefliſſentlich ſchadend, dagegen Hekate, die Göttin der Unterwelt und der Zaubereien und die Lamien, die Hexen im griechiſchen Volksglauben, ſchon näher an das Teufliſche gränzen. Typhon, der das Schickſal der Titanen theilt, gehört eigentlich der ägyptiſchen Mythe an, worin er als Urheber des Übels mit den Zügen des ſcheußlichſten Ungeheuers erſcheint. Genau verwandt iſt ihm der im Schmutz wohnende Beelzebub oder Beelzebul, der aus der vorderaſiatiſchen Mythe in den Volksglauben der Hebräer kam. Der echte Teufel wurde dieſem Volke während der babyloniſchen Gefangenſchaft durch die Chaldäer bekannt. Ein Nachbild Ahrimans, und wie dieſer, als Urheber alles Böſen, das Vehikel der Theodicee iſt der in der Dämonologie der Juden nach dem Exil regierende Satan (griechiſch διαβολος, Feind, Widerſacher), doch wohl zu unterſcheiden von dem Satan, der im Buche Hiob nach einer ältern poetiſchen Anſicht als Ankläger und Fiscal vor dem Throne Gottes erſcheint, und zu Gottes himmliſchen Dienern gehört. Alle die Vorſtellungen, welche die vorchriſtliche Zeit von Kakodämonen hatte, jener unreine Geiſt Beelzebul, deſſen Hauch alles verpeſtet, Belial, der Höllenfürſt, Samael, der Verführer und Verwüſter, Lucifer (der Phosphoros der Griechen), der im Feuer wohnt, Asmodi, der Eheteufel, wuchſen nun mit der im Exil aufgenommenen Idee des böſen Princips zuſammen. So bildete ſich die jüdiſche Lehre von den böſen Engeln und ihrem Oberhaupte, dem Teufel, der die erſten Menſchen in Geſtalt einer Schlange (daher Drachen und Schlangen ſeine Masken) zur Sünde verführt habe, und ſeine verderbliche Einwirkung auf die Menſchen fortwährend äußere. Geiſteszerrüttungen und Nervenkrankheiten, die ſich durch epileptiſche Zufälle ankündigen, wurden ſeinem Einfluſſe zugeſchrieben, und die damit behafteten Menſchen Beſeſſene genannt, in denen der Teufel phyſiſch auf ähnliche Weiſe hauſe, wie er ungebeſſerte Sünder geiſtig beſitze, und ihnen ihre böſen Anſchläge eingebe. Der Stifter unſrer Religion hat dieſer Lehre nicht nur nicht widerſprochen, ſondern ſie nach den Berichten des neuen Teſtaments bei ſeinem Unterrichte auch mit einer Abſichtlichkeit benutzt, die keineswegs für bloße Accomodation erklärt werden kann. Gleichwohl iſt das Verhältniß, in welches Jeſus ſein Werk mit der Dämonenlehre ſetzt, ganz darauf berechnet, ſie unſchädlich zu machen. Die Verfaſſer des neuen Teſtaments betrachten den Teufel und ſeinen An-

hang als entartete Engel, die, gut erſchaffen, durch Widerſetzlichkeit von Gott abgefallen und unaufhörlich bemüht ſind, ſeinen Anſtalten zum Heile der Menſchheit entgegenzuwirken. Demnach iſt der Teufel, deſſen die chriſtliche Dogmatik gedenkt, ein Rebell wider Gott, der ſtatt des ihm urſprünglich verliehenen engelgleichen Verſtandes und Willens ſeit ſeinem Falle bloß Argliſt und Bosheit hat, durch welche er Urheber des moraliſch Böſen in der Welt und über alle, die ſich aus Ungehorſam gegen den göttlichen Willen ihm ergeben, und im Dienſte der Sünde zu ſeinen Knechten machen, Herr wurde. Er wird der Fürſt dieſer Welt, weil die ungebeſſerten Weltkinder ihm gehorchen, der Antichriſt, weil er ſich dem Erlöſungswerke Chriſti beharrlich widerſetzt, der Feind und Verderber des Menſchengeſchlechts genannt. Lügen, Ränke, Laſter und Zerſtörungen aller Art ſind ſeine Werke, Reize der Ehre, des Goldes und der Wolluſt ſind die Lockungen, durch die er die Menſchen verführt, um ſie nach Sättigung ihrer Begierden der Verzweiflung Preis zu geben, und auf ewig elend zu machen; denn er haßt ſelbſt ſeine Beute und ſtürzt ſie hinab in den Höllenpfuhl, an den Gottes ſtrafender Arm ihn gekettet hat. Gelingt es ihm aber auch, Einzelne zu bethören, deren Schwäche und überwiegende Sinnlichkeit ihm die Hände bieten, ſo bleibt doch die Vereitelung ſeines Hauptzwecks, ſeine eigne Verdammniß und der ewige Sieg des Guten über das Böſe gewiß. Dieſer auch in Zoroaſters Lehre dem großen Teufelsdrama vorgezeichnete Ausgang wird den Chriſten durch die Macht des Erlöſers verbürgt, der in die Welt kam, um die Werke des Teufels zu zerſtören, und um ſo weniger kann dieſer Feind ihnen furchtbar ſeyn, je beſſer ſie ſich durch Feſtigkeit im Glauben an Gott und in ſittlichen Grundſätzen zum Widerſtande gegen ſeine Anläufe rüſten. Außer einigen dem Dualismus ergebnen Secten, welche, wie die Manichäer, dem Teufel die Selbſtſtändigkeit eines unerſchaffnen, dem guten Gott durchaus entgegengeſetzten böſen Princips gaben, nahm die geſammte Chriſtenheit die hier ſkizzirte Lehre des neuen Teſtaments von den böſen Engeln gläubig an, nur erlaubten ſich die Kirchenväter mancherlei phantaſtiſche Ausſchmückungen der Perſönlichkeit des Teufels und von der Taktik ſeiner Anfechtungen brachte die Schwärmerei chriſtlicher Einſiedler und Mönche abenteuerliche Berichte in Umlauf. Welche Bewandtniß es mit den pſychiſchen Heilungen der ſogenannten Beſeſſenen hatte, die Jeſus und ſeine Apoſtel verrichteten, iſt nicht ganz klar, doch ſo viel erwieſen, daß die orthodoxe Kirche an eine mit der Ordination verbundene Fortpflanzung der apoſtoliſchen Macht, den Teufel zu bannen und auszutreiben, auf ihren Klerus glaubte und daß es ſchon im dritten Jahrhundert eine beſondre Art von Kirchendienern unter dem Namen der Exorciſten gab, deren Amt die Austreibung des Teufels aus den Beſeſſenen durch gewiſſe Beſchwörungsformeln war, und noch jezt zu den kleineren Weihen der catholiſchen Geiſtlichkeit gehört, da das Teufelaustreiben ein Vorrecht des geſammten Prieſterſtandes iſt. In demſelben Jahrhunderte kam auch die Meinung auf, wer nicht zur chriſtlichen Kirche gehöre, ſey noch in der Gewalt des Teufels, daher nicht nur die Catechumenen, was jetzt die Pathen ſtatt der Täuflinge thun, vor ihrer Taufe dem Teufel und ſeinen Werken feierlich entſagen, ſondern die Geiſtlichen auch den Teufel durch

eine förmliche Beſchwörung aus dem Täuflinge austreiben mußten. Vergl. d. Art. Exorcismus. Nun kam der Glaube an die Exiſtenz und Gewalt des Teufels in genauen Zuſammenhang mit dem Intereſſe der Kirche, und da ein Feind, den ſie, d. h. die Geiſtlichkeit, durch Beſchwörungsformeln und Kreuzeszeichen zu bändigen verſtand, ſchon um ihrer Ehre willen nicht gering geachtet werden durfte, wurden die Beſchreibungen von ſeinem Einfluſſe auf die Menſchen immer fürchterlicher. Das Beſte dabei that die Phantaſie der Asceten, denen es ein Ehrenpunkt war, mit dem Teufel zu kämpfen, und ihn in die Flucht zu ſchlagen. Ohne einige glückliche Feldzüge gegen ihn konnte auch der frömmſte Chriſt auf die Glorie der Canoniſation nicht Anſpruch machen, und bei der canoniſchen Unterſuchung der Würdigkeit eines zur Heiligſprechung empfohlnen Seligen mußte als Ankläger gegen dieſen Candidaten ein Teufelsadvocat auftreten, um die Sache ſeines hölliſchen Clienten vor dem päpſtlichen Gericht in beſter Form Rechtens zu verlieren. Angenehm war es überdies, an dem Teufel einen gefährlichen Verführer und allgemeinen Sündenbock zu haben, dem man die Schuld der eignen böſen Gelüſte zuſchreiben konnte. Das Heer der Ordensleute, und wer ſich ſonſt durch beſondre Heiligkeit hervorthun wollte, lebte mit ihm in ſtetem Kampf und Verkehr, eine Menge geheimer Unthaten kamen zu Gunſten der unbekannten Thäter auf ſeine Rechnung, zu heiligen und unheiligen Zwecken wurde ſeine Geſtalt geborgt, um die Schwachen durch Spukgeſchichten zu ſchrecken, und das Götterchor der heidniſchen Zeit lebte wieder auf, um in Geſellſchaft der Elfen, Feen, Elementargeiſter und Hexen ſeinen Hofſtaat zu vermehren, und das ungeheure Reich ſeiner Wirkſamkeit auszufüllen. So finden wir denn im Mittelalter den Teufel als Folie des Chriſtenthums unter den Hauptpunkten des religiöſen Glaubens, der Ruf ſeines thatenreichen Lebens, der Glanz ſeiner weitverbreiteten Herrſchaft verbietet jeden Zweifel gegen ſeine Exiſtenz, der Poeſie wird er ein fruchtbares Element ihrer Schöpfungen, ein Thema zu tauſend Variationen, dem Betrug eine ſtehende, in vielen Geſtalten brauchbare Maske, und dem Aberglauben ein Held, deſſen übermenſchliche Größe in den verdienten Abſcheu Achtung und Staunen miſcht. Dabei machten ſich Wagehälſe, die ſeine reiche Witzader wittern mochten, genauer mit ihm bekannt, und führten ihn dem Publicum in feſtlichen Aufzügen und geiſtlichen Komödien vor. Mit Hörnern, Schwanz und Bocksfüßen ausgeſtattet, mußte er hier die luſtige Perſon ſpielen, und zu großer Erbauung der Gläubigen den Spaß gewöhnlich mit ſeinem Rücken bezahlen, ein Schickſal, das den Ausdruck armer Teufel in die Sprache des gemeinen Lebens brachte. In dieſer Tracht und Rolle legte der Teufel das grauenvolle, geſtaltloſe Weſen, hinter dem die Religionsphiloſophie früherer Jahrhunderte ſein Bild verborgen hatte, ab, und verwandelte ſich in einen durchtriebenen, launigen Schalk, dem zwar nicht zu trauen, aber doch bisweilen ein Schwank, eine kleine Neckerei zu verſtatten war. So lebte er in großer Celebrität und leiblichem Vernehmen mit dem Volke, während die Heiligen gegen ihn zu Felde lagen, die Gelehrten ſich anſtrengten, ſein Gebiet auszumeſſen, und ſeinen Wirkungen nachzuforſchen, und die Richter auskundſchafteten, wer etwa mit ihm im Bunde ſey. Vergl. d. Art. Hexen. Noch

zur Zeit der Reformation galt der Teufel viel, Luther beſtand ſelbſt heftige Kämpfe mit ihm, und die erneuerte Bekanntſchaft mit der Bibel, die Noth der Gläubigen, die Gräuel der Religionskriege und Verfolgungen gaben ihm ſeine vorige Furchtbarkeit wieder. Grauſame Hexenprozeſſe bewieſen im 17ten Jahrhundert, wie feſt noch alle Stärde von der zauberiſchen Einwirkung des Teufels auf die Menſchen überzeugt waren. Je weiter aber im 18ten Jahrhundert die Naturwiſſenſchaft zur Erkenntniß der wahren Gründe von Erſcheinungen vordrang, die die Vorzeit hölliſchen Zauberkräften zugeſchrieben hatte, je mehr die Philoſophie den Selbſttäuſchungen jener Viſionärs und Teufelsüberwinder und den innern Urſachen der ſündlichen Regungen, die ſonſt der Teufel allein entzündet haben ſollte, auf die Spur kam; deſto leichter wurde es der geſunden Vernunft, das Außerordentliche und Böſe im Menſchenleben ohne dieſen Deus ex machina verſtändlich zu finden. So verlor er denn im 18ten Jahrhundert nach und nach allen Credit, von Zaubereien und Teufelsſpuk war immer weniger die Rede, und auch die catholiſche Kirche, die den daran hängenden Aberglauben aus leicht begreiflichen Gründen noch am längſten hegte, wurde durch das nicht abzuwehrende Licht der Aufklärung endlich genöthigt, dem Geiſte der neuen Zeit in dieſem Punkte ſtillſchweigend nachzugeben. Aus dem Gebiete der ſinnlichen Erfahrung verdrängt, behielt der Teufel nur noch in einem Winkel der Dogmatik feſten Sitz und auch dieſen haben ſeit der ſemmlerſchen Epoche Vernunftgründe und Auslegungskünſte ihm ſtreitig gemacht. Doch konnte die Exegeſe der Rationaliſten ihn nicht völlig aus dem neuen Teſtamente vertreiben, da es ſeiner in Stellen gedenkt, deren Sinn keine Auflöſung in bloße Allegorie geſtatten will. Man kam daher überein, ihm ſeine hiſtoriſche Exiſtenz und die Schattenpartie in dem Dogma von den Engeln zu laſſen, für den Volksunterricht aber ſo ſelten und vorſichtig als möglich von ſeiner Perſon Gebrauch zu machen, da ihr practiſcher Werth für Religion und Moral allerdings ſehr problematiſch iſt. Nach dieſen Vorgängen konnten die Verſuche der Philoſophie, den Teufel als Ideal und Princip des Böſen metaphyſiſch zu retten, wenig fruchten. Das radicale Böſe der kantiſchen Schule, dem Erhard in ſeiner Apologie des Teufels 1795, das abſolute Böſe der ſchellingſchen Schule, dem Daub in ſeinem Judas Iſcharioth 1816 und 1817 das Wort redet, mag allerdings zum Stoff einer philoſophiſchen Diaboliade brauchbar ſeyn, es entfernt ſich aber von dem Bilde des Satans in der heiligen Schrift, und nähert ſich zugleich dem übelberufenen böſen Princip im Dualismus der Manichäer zu ſehr, als daß es chriſtlichen Gottesverehrern zuſagen könnte. Überhaupt ſind Menſchen nicht fähig, das Weſen und Wirken des Böſen in der Geiſterwelt in dem Grade zu erforſchen, daß es erkennbar würde, wie es wirklich iſt. Den Theorien von der Natur des Teufels finden wir mehr oder weniger Menſchliches beigemiſcht, und auch die Dichter, die ſeine Sache am beſten führten, gaben ihm Züge von Humanität, die dem echten Teufel gewiß fremd ſind. Abadonna in Klopſtocks Meſſiade iſt, was zwar rührt, aber keine Wahrſcheinlichkeit hat, ein ſentimentaler, dagegen Mephiſtopheles in Göthe's Fauſt ein humoriſtiſcher Teufel, gewiß von beiden hiſtoriſch der richtigſte. Denn ein ſchadenfroher Geiſt, der das Böſe

mehr zur Unterhaltung, als um des Böſen willen betreibt und immer noch Sinn, ja ſogar Inſtinct für das Gute verräth, wie Mephiſtopheles, war jener Schalk des Mittelalters, den Göthe in dieſer Rolle ſeinen Anſchlag nur großartiger und feiner durchführen läßt, als ſonſt von ihm zu rühmen war. Dieſe aus dem Volksglauben hervorgegangne und mit den Zügen der tiefſten pſychologiſchen Symbolik ausgeſchmückte Teufelsgeſtalt, die feindlichen Götter der Heiden, den Locke der nordiſchen, den Tzſcharnabock der ſlaviſchen Mythe, den weißen Teufel der Neger wollen wir fragen, ob und wie es dem Menſchen Bedürfniß ſey, ſich böſe Geiſter zu denken, um mit dem Glauben Jeſu und ſeiner Apoſtel an den Satan des neuen Teſtaments einig zu werden. Dann werden wir den Teufel in der Bibel und in der Dogmatik dulden, wenn er auch aus der Sprache des guten Tones verſchwinden mußte, und ſeine Rolle nur noch in der Converſation derjenigen Claſſe von Kraftmenſchen hat, für welche dieſes Lexicon nicht beſtimmt iſt. E.

Teufelsadvocat heißt derjenige, der in Rom bei einer Canoniſation (ſ. d. A.) gegen den zu canoniſirenden Candidaten auftritt. Warum man ihm eben dieſen Namen beigelegt hat, iſt in dem Art. **Teufel** zu erſehen. Wenn irgend eine Perſon der catholiſchen Kirche ihrer ausnehmenden Tugenden und ihrer im Leben und Tode gethanen Wunderwerke wegen canoniſirt, d. h. in den Canon oder das Verzeichniß der Märtyrer und andrer Heiligen aufgenommen werden ſoll, und die deßwegen nöthigen Unterſuchungen angeſtellt, und alle erfoderlichen Beweiſe beigebracht worden ſind, ſo beſtellt der Fiscal der Congregation der Kirchengebräuche einen Widerſprecher, oder den ſogenannten Teufelsadvocaten. Das Geſchäft deſſelben iſt: die Acten der gerichtlichen Verhandlung über die Verdienſte des Candidaten genau durchzugehen, jeden Mangel der Formalität zu rügen, und die geprieſenen Tugenden des zu Canoniſirenden, ſo wie die Echtheit der von ihm verrichteten Wunderwerke genau zu prüfen. Wenn die von dem Teufelsadvocaten gemachten Einwendungen hinlänglich beantwortet, und das ganze Verfahren von drei päpſtlichen Conſiſtorialadvocaten unterſucht und für legal befunden worden, ſo erfolgt nach einiger Zeit die Canoniſation. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts wäre, wie man erzählt, die Canoniſation des Cardinals Carl **Borromeo** faſt rückgängig geworden, weil der Teufelsadvocat eine Beſchuldigung gegen ihn erhoben hatte, deren Widerlegung nicht ganz leicht war.

Teufelsbrücke, eine über die Reuß führende ſteinerne Brücke, an dem von Italien nach der Schweiz über den Gotthardt führenden Alpenpaſſe. In einer Reihe donnernder Waſſerfälle ſtürzt ſich die Reuß unter ihr weg, umdüſtert von nackten, geradaufſtrebenden Felſen. Ihr gegenüber iſt das bekannte urner Loch. Im Mittelalter war dieſe Brücke unter dem Namen der „ſtäubenden Brücke" bekannt. Im Revolutionskriege zerſtörten die Franzoſen die Vorderbogen derſelben; aber die Ruſſen paſſirten ſie unter Suwarow auf Balken, welche ſie mit den Schärpen ihrer Offiziere zuſammengebunden hatten. Sie iſt ſpäterhin wieder hergeſtellt worden.

Teut, Tuisco oder Thuisco, eine der vorzüglichſten Gottheiten der alten Deutſchen, der Gott des Rechts und der Gerechtig-

keit, der als der Urheber alles Lebens und als der Stammvater der Deutſchen angeſehen wurde. Daher nennen unſre Dichter die Deutſchen Söhne Teuts oder Tuiskons Volk. — „Tuiskons Volk," ſang Luthers Barde, Cramer, „fromm, redlich, frei und hoch, gleich deinen Bergen!" Teut wird vorgeſtellt als ein alter Mann, mit großen grauem Barte. Seine Gattin war Hertha, ſein Sohn Mann. Er war der Geſetzgeber der Deutſchen, und ſie ſangen, wie Tacitus ſagt, ihm zu Ehren Lieder. Wahrſcheinlich wurde er, wie die andern Götter der Deutſchen, nicht in Tempeln, ſondern in Hainen verehrt. Von ihm ſoll der Dienſtag (Thuista) benannt worden ſeyn, und ſeinetwegen meint man richtiger Teutſchland, als Deutſchland, zu ſchreiben.

Teutonen, ein kriegeriſches Volk, welches mit den Cimbern, Ambranen und Tigurinern im J. 113 vor Chr. Geb. ſich gegen Italien wandten. Woher ſie gekommen, iſt ungewiß; vielleicht waren ſie germaniſchen Urſprungs. Nachdem von ihnen und ihren Verbündeten die Römer mehrere Niederlagen erlitten, wurden ſie endlich von den Römern in einer Schlacht völlig vernichtet. S. Cimbern.

Texel oder Teſſel, eine kleine, oft in der Seekriegsgeſchichte vorkommende Inſel an der Provinz Holland, zu welcher ſie gehört, liegt zwiſchen dem deutſchen Meere und der Süderſee. Sie wird durch die Meerenge Marsdiep von Nordholland geſchieden, iſt mit einem feſten Caſtel verſehen, und hat eine große Rhede, in der die Schiffe ſicher liegen. Aber die Durchfahrt durch die Meerenge iſt für große Schiffe wegen nicht hinlänglicher Tiefe beſchwerlich. Die Einwohner leben hauptſächlich von der Schafzucht und dem Wollhandel, und verfertigen aus der Schafmilch die bekannten texeler Käſe. Ihre Anzahl beläuft ſich auf 5000 Seelen, die in ſechs Dörfern leben. Vor der Befreiung Hollands von den Franzoſen gehörte dieſe Inſel zum Departement der Zuyderſee.

Tezel (Johann), ein berüchtigter und eifriger Ablaßkrämer aus Leipzig, trat daſelbſt 1489 in den Dominicanerorden, und trieb funfzehn Jahre lang einen ſehr einträglichen Ablaßhandel, wobei er ſich der ſchändlichſten Mittel bediente, das Volk zu betrügen. Er ward vom Papſt Leo X. zu deſſen Nuntius ernannt, und ſtand in großem Anſehn, bis Luther 1517 gegen ihn auftrat, und ihn um ſeinen Ruf brachte. Seine Sitten und ſein Wandel waren ſehr anſtößig. Er ſtarb den 4ten Julius 1519 zu Leipzig im Dominicanerkloſter in verdienter Verachtung.

Thais, die berüchtigte Geliebte Alexanders des Großen, gebürtig aus Athen. Sie ſoll, um für die von Xerxes gegen ihre Vaterſtadt ausgeübten Feindſeligkeiten Rache zu nehmen, einſt bei einem Gaſtmahle in dem königlichen Palaſt zu Perſepolis die Anzündung der königlichen Burg gefodert und den trunkenen Alexander bewogen haben, den erſten Brand hineinzuſchleudern. In der Folge wurde ſie die Geliebte, und zuletzt die Gemahlin des Ptolemäus, Königs von Ägypten. Eine andre Buhlerin Thais lebte im 4ten Jahrhundert in Ägypten, wurde von dem heiligen Paphnutius, einem Einſiedler, in ihrem Alter bekehrt, und ſtarb unter frommen Bußübungen.

Thales, aus Miletus in Jonien, der älteſte Philoſoph Griechenlands, und der erſte der ioniſchen Cosmophyſiker, wurde nach

Diogenes Laertius in dem erſten Jahre der 35ſten Olympiade geboren, widmete ſich in ſeinen frühern Jahren öffentlichen Bedienungen und Staatsgeſchäften, nachher aber bloß philoſophiſchen Unterſuchungen. Doch muß ſeine politiſche Laufbahn nicht ſehr bedeutend geweſen ſeyn, denn Plato rechnet ihn zu den Weiſen, welche ſich wenig in öffentliche Geſchäfte gemiſcht haben. In ſeinen ſpätern Jahren ſoll er mehrere Reiſen nach Ägypten gemacht, dort die Höhe der Pyramiden berechnet, und den Unterricht der dortigen Prieſter empfangen haben. Wahrſcheinlich lernte er daſelbſt die erſten Anfangsgründe der Geometrie, worin er es aber durch eigenes Nachdenken weiter gebracht zu haben ſcheint, wie ſeine Lehrer. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland erwarb er ſich durch ſeinen Unterricht und ſeine Kenntniſſe ſo großen Ruhm, daß er unter die ſieben Weiſen geſetzt wurde. Der Sage nach war er unverheirathet, und auf die Bitte ſeiner Mutter, er möchte ſich verheirathen, antwortete er anfangs: „Es iſt noch nicht Zeit;" nachher aber: „es iſt nicht mehr Zeit." Einem Andern, der ihn fragte, warum er keine Kinder haben wollte? gab er zur Antwort: weil ich die Kinder zu ſehr liebe. Als Solon zum Thales kam, wunderte er ſich über ſeine Eheloſigkeit. Thales ſchwieg, beredete aber Jemand, ſich für einen Reiſenden, der eben aus Athen käme, auszugeben, und dem Solon zu erzählen, daß ſein zurückgelaſſener Sohn geſtorben wäre. Dies geſchah, und da Solon den heftigſten Schmerz äußerte, ſagte ihm Thales: „Eben das hält mich vom Heirathen ab, was auch dich, den ſtärkſten, zu Boden ſchlägt. Übrigens beruhige dich; die Sache iſt nicht wahr." Den Joniern gab er (55ſten Olympiade) den weiſen Rath, ein gemeinſchaftliches Bündniß zu ſchließen, um ſich gegen die Macht der Perſer zu ſchützen, und Teos zum Mittelpunkt des Bundesſtaats zu machen. Auch hielt er die Mileſier vom Bündniſſe mit dem Cröſus gegen den Cyrus ab, und dies ſind die einzigen Nachrichten, welche uns von ſeinem politiſchen Leben aufbehalten ſind. Nach der gewöhnlichſten Meinung ſtarb Thales in der 58ſten Olympiade, als Zuſchauer der olympiſchen Spiele vor Hitze, Durſt und Altersſchwäche. Seine Kenntniſſe und philoſophiſchen Lehren theilte er mündlich mit, und ſie wurden nur durch mündliche Überlieferung erhalten, bis die ſpätern griechiſchen Philoſophen, namentlich Ariſtoteles, ſie aufzeichneten. Nach ſeinem Syſtem ſoll jedem Dinge in der Natur ein wäſſeriges Princip eigen ſeyn, das zu ſeiner Erhaltung dient, weil kein Geſchöpf ohne Waſſer leben könne. Die Erde kam ihm wie ein verdichtetes, die Luft, wie ein verdünntes Waſſer, das Feuer wie eine verdünnte Luft vor. Er ſtimmte hierin mit andern Philoſophen überein, und behauptete, daß durch Verdichtung und Verdünnung des Waſſers alle Naturerſcheinungen aus dieſem Grundelemente hervorgehen, und wieder in daſſelbe aufgelöſ't werden. Sollte das Waſſer die Urſache der Entſtehung aller Dinge ſeyn, ſo durfte er es für keine todte Maſſe annehmen, und legte ihm deßhalb ein Princip der Thätigkeit bei, und dieſes nannte er das Göttliche oder die Weltſeele. Wenn er alſo die Welt mit Dämonen oder Seelen anfüllte, und ſogar lebloſen Dingen eine Seele beilegte, ſo ſollte dies bedeuten, jene ſchöpferiſche formende Kraft, als weſentliche Eigenſchaft des Grundelements, iſt, wie dieſes ſelbſt, durch die

ganze Welt verbreitet und wirkſam. Dies war auch das Band, wodurch Thales ſeine Philoſophie mit der Volksreligion verknüpfte, nur daß er nicht die Naturgegenſtände ſelbſt mit den Dämonen oder Kräften, welche ſie nach ſeiner Meinung regierten, verwechſelte. Die Nachrichten der Alten von den phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſen des Thales ſind ſehr widerſprechend. Daß er den Joniern eine Sonnenfinſterniß vorher verkündete, wiewohl er nur das Jahr ihres Eintritts anzeigte, ſetzt richtigere Kenntniſſe von dem Sonnenſyſteme voraus, als er und ſeine Schüler (nach Plutarch und Diogenes Laertius) gehabt haben ſollen, wenn nämlich jene Vorherſagung auf eigene Beobachtung und Rechnung ſich gründete. Wahrſcheinlich aber hatte Thales bei dem Aufenthalt in Ägypten oder durch der Aſtronomie kundige Phönicier die Kunde von der bevorſtehenden Sonnenfinſterniß erhalten, oder eine mechaniſche Methode, ſie zu berechnen, gelernt. Merkwürdig iſt es auf jeden Fall, daß die ioniſche Schule anfing, die Geſtirne als bloße Körper, und nicht nach dem Volkswahne, als göttliche Weſen zu betrachten.

Thalia (Thaleia), eine von den neun Muſen, den Töchtern Jupiters und der Mnemoſyne. Sie war den Landleuten als Erhalterin alles Sproſſenden, und auch als Erfinderin des Ackerbaues und der Baumzucht heilig. Daher nennt man ſie auch Mutter des Paläphatus, der von der Baumzucht ſchrieb. Gewöhnlich wird ſie als die Muſe des Luſtſpiels angeſehen, das bekanntlich ſeinen Urſprung aus dem ländlichen Leben hatte. (M. ſ. Schauſpiel.) In dem Muſeum der Künſte zu Paris (jetzt wahrſcheinlich wieder im Muſeum Pio-Clementinum zu Rom) befindet ſich eine Bildſäule der Thalia mit Epheu gekrönt, wodurch ſie eben als Vorſteherin der Komödie, welche dem Bacchus heilig war, dargeſtellt wird. — Thalia heißt auch eine von den Grazien (m. ſ. d. Art. Grazien), ingleichen eine von den Nereiden, und endlich eine Nymphe am Fluſſe Simäthus in Sicilien, welche vom Jupiter umarmt wurde, und aus Furcht vor dem Zorn der Juno wünſchte, daß die Erde ſie in ihren Schooß ſchließen möchte, welches auch geſchah.

Thämyris oder Thamyras, ein berühmter Dichter vor Homer, ein Thrazier vom Volke der Edonen und Sohn des Philammon und der Arſinoe oder der Argiope. Seine Stimme war ſehr angenehm, und in den pythiſchen Spielen trug er den Preis davon. Seine Geſänge begleitete er mit der Zither. Platon ſetzt ihn neben den Orpheus, Olympus und Phemius, und rühmt, daß ihm Niemand im Flöten- und Zitherſpiel, und im Singen gleich gekommen ſey, daher habe auch nach ſeinem Tode ſeine Seele ihren Wohnplatz in einer Nachtigall genommen. Eben ſo ehrenvoll vergleicht ihn Strabo mit dem Muſäus. Berühmt iſt in der Fabel ſein Wettſtreit mit den Muſen. Stolz auf die Schönheit ſeines Geſanges foderte er die Göttinnen ſelbſt zum Wettſtreit heraus, unter der Bedingung, daß er als Sieger der Umarmung jeder Muſe gewürdiget werden, im Fall er aber beſiegt würde, ſich jede Strafe, welche die Muſen ihm auferlegen wollten, gefallen laſſen ſollte. Er verlor, und die Göttinnen beſtraften ihn mit Blindheit, zerbrachen ſeine Zither, und beraubten ihn aller ſeiner muſikaliſchen Talente. Homer (Iliade II,

V. 595) beſingt die Fabel nach Stolbergs Überſetzung in folgenden Verſen:

— wo die Muſen dem thraziſchen Sänger
Thamyris die heilige Gabe des Liedes entriſſen,
Da er von Oechalia kam, Eurytos verlaſſend.
Denn er hatte prahlend verheißen, im Liede zu ſiegen,
Wann auch gegen ihn ſängen die Muſen, die Töchter Kronions.
Drob erzürnten die göttlichen Jungfrauen, gaben ihm Blindheit,
Nahmen die Gabe des Liedes, mit ihr die Gabe der Harfe.

Nach Einigen ging er den Wettſtreit nur mit einer Muſe ein. Pauſanias läßt ihn ſeine Augen durch eine Krankheit, und damit den Muth zum Geſange verlieren. Er ſoll auch der Erfinder der doriſchen Tonart ſeyn. Die Griechen hielten ihn für den Engonaſis am Himmel, indem er in der knieenden Stellung, in welcher er die Muſen um Verzeihung bat, unter die Sterne verſetzt wurde. Seine Gedichte ſind ſämmtlich verloren gegangen, und daſſelbe iſt auch mit dem Trauerſpiel des Sophokles über ihn der Fall.

Tharant, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts Granaten genannt. Ein Städtchen im erzgebirgiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, 150 Häuſer, 800 Einwohner. Die Schloßbach theilt das Städtchen in zwei Hälften, und ergießt ſich nebſt dem Todten- und Zeiſigbach in die Weiſeritz. Arbeiten in Holz, die Lohgerberprofeſſion und Leinweberei machen die Hauptnahrungszweige der Einwohner aus. Im Orte ſelbſt iſt das königliche Forſtinſtitut, und das 1792 angelegte Bad, welches ſein Waſſer aus zwei mineraliſchen Brunnen, dem Sidonien- und Heinrichsquell, empfängt. Die ſchöne Natur und die geſunde Gebirgsluft tragen das ihrige zum guten Rufe des Bades bei. Das Badehaus liegt vor einer anmuthigen Wieſe, und iſt vom Amtschirurgus Butter angelegt worden. An der Seite der Stadt liegen auf einem freiſtehenden Felſen die Ruinen des Schloſſes Tharant. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts gehörte dieſes Schloß dem Markgrafen von Meißen, Heinrich dem Erlauchten. Sidonia oder Zedena, Tochter des böhmiſchen Königs Podiebrad, und Gemahlin Alberts, des Stammvaters der albertiniſchen Linie, wählte Tharant zum Witwenſitze. Sie ſtarb den 1ſten Februar 1510, und ſeitdem iſt es nie wieder von einer fürſtlichen Perſon bewohnt, wohl aber dann und wann beſucht worden. Tharant blieb noch im baulichen Weſen bis 1562, allein 1568 wurden die beſten Geräthe nach Grillenburg geſchafft, das Dach abgedeckt, das Fenſterblei zuſammengeſchlagen und verkauft, und nun haben Blitz und Stürme die Zerſtörung ſo vollendet, daß von dem ſonſt ſo berühmten Schloſſe nur noch drei Mauern und die Trümmern des Thurmes ſtehen.

Thatbeſtand, oder Corpus delicti, iſt der Inbegriff derjenigen Thatſachen, welche zur moraliſchen Gewißheit eines Verbrechens erfodert werden. Von dem wirklichen Daſeyn eines Verbrechens (dem Thatbeſtande oder corpore delicti) kann man ſich entweder ſinnlich überzeugen oder nicht. Im erſtern Fall hat nämlich das Verbrechen ſinnlich bemerkbare Spuren hinterlaſſen, und da muß in Criminalfällen der Richter mit zwei Schöppen, dem Gerichtsſchreiber, und den Umſtänden nach mit Zuziehung

zweier Kunſtverſtändigen, die That an und für ſich, und die dieſelbe begleitenden Umſtände gehörig unterſuchen. In dem andern Falle, wo das Verbrechen keine Spuren hinterließ, kann die Unterſuchung nur auf die Ausſage gültiger Zeugen, oder auf das Bekenntniß des Angeſchuldigten, oder auf andre rechtliche Anzeigen und vernünftige Muthmaßungen gebauet werden. Bei dem Mangel dieſer oder jener fehlt das Corpus delicti, und alle Berechtigung zu einer Unterſuchung. Sowohl im Anklage- als im Inquiſitionsprozeß muß der Thatbeſtand bewieſen ſeyn, und es kann von dieſer Regel ſelbſt dann keine Ausnahme Statt finden, wenn der Verbrecher ſelbſt die That mit allen dieſelbe begleitenden Umſtänden bekennen ſollte. Es wird jedoch kein mathematiſcher Beweis des Thatbeſtandes erfodert, ſondern es genügt bei ſolchen Verbrechen, von denen keine Spur mehr vorhanden iſt, wenn aus dem ganzen Zuſammenhange der Sache ſich die größte Wahrſcheinlichkeit ergibt, daß das Verbrechen in der actenkundigen Maße wirklich gegründet ſey. Je größer der Nachtheil nach erwieſenem Thatbeſtande für den Verbrecher iſt, je ſorgfältiger muß der Richter das Corpus delicti prüfen. Um überhaupt wegen eines angeblich verübten Verbrechens weiter nachforſchen, oder inquiriren zu können, genügt jedoch unter Einſchränkungen das Gerücht und die Denunciation; erſteres nämlich, wenn es ſich allgemein verbreitet, man von den Ungrund deſſelben nicht durch Beweiſe des Gegentheils überzeugt, das Gerücht ſelbſt von zwei glaubhaften Zeugen beſtätigt wird, und der angebliche Verbrecher ein Menſch iſt, zu dem man ſich der That verſehen kann. Die Denunciation oder Anzeige aber muß, wenn ſie eine Unterſuchung begründen ſoll, von einer Perſon herrühren, die als Zeuge unverwerflich iſt, von der Angabe und Beſtrafung keinen Vortheil hat, das Verbrechen ſelbſt mit allen daſſelbe begleitenden Umſtänden genau angibt, und die Anzeige eidlich erhärtet. Auf die Denunciation eines Juden gegen einen Chriſten iſt auch dann zu achten, wenn der Angeber ſich durch eine beſondre Rechtſchaffenheit unter ſeinen Glaubensgenoſſen auszeichnet, und ſeine Denunciation von andern Wahrſcheinlichkeiten unterſtützt wird. Wenn jedoch die angebliche Begehung einer gewiſſen Miſſethat noch auf der bloßen Möglichkeit, oder gar auf Unwahrſcheinlichkeit beruht, wenn die gegen die Perſon ſtreitenden Vermuthungen nicht zugleich Anzeigen der Miſſethat ſelbſt ſind, ſo kann der Richter nicht zur Specialinquiſition ſchreiten. Zur letztern, ſo wie zur Inhaftirung wird übrigens keine völlige Gewißheit des Thatbeſtandes erfodert, ſondern es genügen ſchon Anzeigen, die einen halben Beweis bilden gegen eine Perſon, zu der man ſich der That verſehen kann. Um auf eine Leibesſtrafe zu erkennen, wird gleichfalls kein ganz vollſtändiger Beweis des Corporis delicti erfodert, wenn nur die auf vieler Wahrſcheinlichkeit beruhende Gewißheit vorhanden iſt. Um auf Todesſtrafen erkennen zu können, wird die höchſte moraliſche Gewißheit des Thatbeſtandes verlangt. Wenn ein Verbrechen, das Spuren nachgelaſſen hat, gar nicht, oder doch nicht gehörig hat unterſucht werden können, ſo kann die Todesſtrafe Statt finden, falls nur anderweitig wegen des Thatbeſtandes eine moraliſche Gewißheit vorhanden iſt, auch alle Umſtände und die höchſte Wahrſcheinlichkeit, oder Ausſagen unverwerflicher Zeugen, das von dem Angeſchul-

digten abgelegte Bekenntniß beſtätigen. Läugnet der Angeſchuldigte aber die Exiſtenz des Verbrechens mit wahrſcheinlichen Gründen, wodurch der Thatbeſtand zweifelhaft wird, ſo kann unter keinen Umſtänden die Todesſtrafe Statt finden. Wird aber der Verbrecher der Miſſethat, von deren Exiſtenz man nach moraliſchen Gründen überzeugt iſt, durch zwei gültige Zeugen überwieſen, und kann er keine vernünftige oder wahrſcheinliche Einwürfe wider die Richtigkeit des Thatbeſtandes machen, ſo kann er, trotz ſeines Läugnens, zum Tode verurtheilt werden. Wenn der Thatbeſtand zwar unterſucht, aber nicht genugſam und auf eine rechtmäßige Weiſe unterſucht iſt, jedoch wegen der Exiſtenz des Verbrechens ſolche Beweiſe und Vermuthungen vorhanden ſind, die der Angeſchuldigte nicht ablehnen oder entkräften kann, ſo iſt der Thatbeſtand zur Erkennung der Todesſtrafe hinlänglich bewieſen. Nimmt hingegen der Angeſchuldigte wahrſcheinliche Gründe zu ſeiner Vertheidigung aus der nicht gehörigen Unterſuchung des Thatbeſtandes her, ſo iſt der letztere nicht hinlänglich bewieſen, um darauf die Verurtheilung zur Todesſtrafe zu gründen. Indeſſen kann hinſichtlich einer ſogenannten außerordentlichen Strafe ein Endurtheil Statt finden. Man nennt auch häufig die ſinnliche Wirkung eines Verbrechens und die Werkzeuge, womit es begangen worden, den Thatbeſtand oder Corpus delicti. N. P.

Thatſache heißt (im juriſtiſchen Sinne) alles, was in Zeit und Raum wirklich geſchehen, oder nach geſetzlicher Vorſchrift als geſchehen zu betrachten iſt. In der Regel müſſen alle Thatſachen, die nicht notoriſch ſind, von dem, der ſie behauptet, bewieſen werden. Indeſſen gibt es doch 1. Thatſachen, die als wahr angenommen werden, ſelbſt wenn das Gegentheil bewieſen werden könnte, z. B. daß die Zahlung einer Schuld geſchehen ſey, wenn die Quitung 30 Tage alt iſt. Dieſe Art von Vermuthungen, wodurch der Beweis des Gegentheils ausgeſchloſſen wird, heißen Praesumtiones Juris et de Jure. 2. Wird manche Thatſache nach rechtlicher Vorſchrift ſo lange als wahr angenommen, bis das Gegentheil erwieſen iſt. Da heißt es: es ſtreite die rechtliche Vermuthung, oder die Praesumtio Juris für ſie, z. B. Jeder wird für gut gehalten, bis das Gegentheil bewieſen iſt. Alle übrigen Thatſachen, die weder die Notorietät noch eine Art jener beiden Vermuthungen für ſich hat, bedürfen, wenn Jemand gerichtlich ſich darauf beruft, eines Beweiſes. N. P.

Thau iſt der wäſſerige atmoſphäriſche Niederſchlag, welcher auf den Pflanzen und andern Dingen im Sommer als Tropfen, im Winter als Reif ſichtbar iſt, und ſich bei dem Aufgange und Niedergange der Sonne an heitern Tagen zeigt. Die Urſache ſeiner Erſcheinung iſt in der zu jenen Augenblicken Statt habenden ſchnellen Temperatur-Erniedrigung der Atmoſphäre zu ſuchen, wodurch der darin luftförmig aufgelöſ'te Waſſerdunſt zur dichtern, liquiden Form zurückgeführt wird. In den gemäßigten Himmelsſtrichen fällt nicht viel Thau, weil in ihnen viel Regen ſich einfindet, überhaupt auch die hygrometriſche Feuchtigkeit der Atmoſphäre bedeutender iſt als im wärmern Clima, wo die Temperatur, durch anhaltenden heitern Himmel geſteigert, eine größere Menge Waſſer luftförmig enthält. Eben dies iſt aber auch die Urſache des ausnehmend ſtarken Thaues, der täglich in warmen Ländern, in Italien, Afrika u. ſ. w. einem Regen gleich

fällt, und während des heitern Sommers den Regen erſetzen hilft. F.

Theater (aus dem Griechiſchen) bedeutete eigentlich den Theil des Schauſpielhauſes, wo die Zuſchauer ſaßen, oft auch das ganze Gebäude ſelbſt, niemals, wie bei uns, die Schaubühne. Wir nehmen hier das Wort in dem Sinne, in welchem es das ganze Gebäude anzeigt. Nach den Tempeln waren bei den Griechen und Römern die Schauſpielhäuſer die vornehmſten Gebäude, da ſie nicht bloß zum Vergnügen dienten, ſondern auch zu einem Theil des Gottesdienſtes beſtimmt waren. Als dem Bacchus geweiht, hießen ſie auch oft dionyſiſche oder lenäiſche Theater, die darauf vorgeſtellten Stücke nannte man häufig Dionyſiaka, und die Schauſpieler dionyſiſche Künſtler. Jede beträchtliche griechiſche und römiſche Stadt hatte ihr Theater; allein ſo niedrig die Schauſpielkunſt ſelbſt anfangs ſtand (m. ſ. Thespis, auch Schauſpiel), ſo ſchlecht waren die Plätze, wo man die Stücke aufführte. Eine Hütte, ohne alle Kunſt, von Baumzweigen aufgeführt, war die Bühne, auf welcher man an Bacchusfeſten vor dem verſammelten Volke die Dithyramben zur Ehre des Gottes abſang. Thespis zog mit einem Wagen umher, und führte darauf ſeine rohen Stücke auf. Suſarion gab ſeine ſatyriſchen Stücke auf einem Brettergerüſte, und erſt nach und nach entwickelte das Genie der Griechen jene Meiſterwerke der Baukunſt, deren Trümmer wir noch bewundern. Die Römer, ihre Nachahmer, übertrafen ſie in Hinſicht der Pracht und Größe. Die erſten ſteinernen Theater wurden in den griechiſchen Colonien in Etrurien und Unteritalien gebauet, und zu Adria, einer Colonie der Etrusker, findet man noch jetzt die Überbleibſel eines Theaters, welches das älteſte uns bekannte iſt. Auch in Sicilien gab es früher als in Griechenland ſteinerne Theater. Noch in der 70ſten Olympiade war das Schauſpielhaus zu Athen von Holz; als es aber bei der Aufführung eines Stücks von Pratinas wegen der großen Menſchenmenge einſtürzte, begann man zu Themiſtokles Zeit den Bau eines ſteinernen, welches das erſte der Art in Griechenland und das Theater des Bacchus war. Es diente nachher zum Muſter aller übrigen. Auch die Römer hatten lange Zeit hindurch nur hölzerne Theater, welche nach Aufführung der Stücke, zu denen ſie errichtet waren, wieder eingeriſſen wurden. Es waren bloße Brettergerüſte für die Schauſpieler. Die Zuſchauer mußten ſtehen. Marcus Ämilius Lepidus bauete zuerſt ein Schauſpielhaus mit Sitzen für die Zuſchauer. In den letzten Zeiten der Republik wurden die Theater des Scaurus und Curio gebauet, die ſich zwar durch Größe und Pracht auszeichneten, aber gleichfalls von Holz waren, und nach geendigten Spielen wieder abgetragen wurden. Das Theater des Marcus Ämilius Scaurus, eines Ädilis curulis und eines Zeitgenoſſen des Cicero und Cäſar, war überaus prächtig und ſo groß, daß es 80,000 Menſchen faſſen konnte. Die Scena (derjenige Theil, wo die Schauſpieler agirten), war mit drei über einander befindlichen Säulenreihen verziert, die 360 Säulen enthielten. Die unterſte Reihe, 38 Fuß hoch, war von Marmor, und in den Zwiſchenreihen mit 3000 Statuen geziert; die zweite Reihe war von Glas, die dritte Reihe von vergoldetem Holze. Was von koſtbaren Tapeten, prächtigen Gemählden und Verzierungen aller

Art in dem Theater nicht Platz fand, ließ Scaurus in ſeine Wohnung nach Tusculum bringen; ſeine Sklaven legten aus Bosheit Feuer daran, und der Schaden des Brandes betrug an 100 Millionen Seſtertien (gegen fünf Millionen Thaler). Pompejus ließ in Rom das erſte ſteinerne Theater aufführen, auf deſſen Trümmern jetzt der Palaſt Urſini ſteht. Es ward nach einem Riſſe des Theaters von Mitylene gebauet, und erſt unter Caligula vollendet. Es faßte 40,000 Menſchen. Jetzt ſind nur wenige Ruinen davon zu ſehen. Nach Errichtung des pompejiſchen wurden nicht bloß in Rom, ſondern auch in andern Städten des römiſchen Gebiets ſteinerne und ſtehen bleibende Theater erbauet. Von dieſer Zeit an wurde auch die Scena mit Marmor bekleidet, und bekam marmorne Säulen. Zu gewiſſen Feſten und Spielen wurde ſie noch außerdem mit größter Pracht ausgeziert; ja, auf Nero's Befehl wurde die Scena mit Gold überzogen, und weil auch der ganze Umfang des Theaters und alles, was auf die Bühne gebracht ward, vergoldet, oder mit Gold geſchmückt war, ſo wurde der Tag, an dem dies geſchah, der goldene genannt. Auch hinter der Scena wurde bei dem lateiniſchen Theater ein Säulengang angelegt, zum Zufluchtsort der Zuſchauer bei üblem Wetter. Dies war bei dem pompejiſchen Theater gleichfalls der Fall. Es ſchloß einen großen, mit Bäumen, die von Alleen durchſchnitten waren, beſetzten, mit einem Springbrunnen und Statuen verzierten Platz ein. Erſt einige Zeit nach dem puniſchen Kriege entſtand der Gebrauch, um die Unbequemlichkeiten des Wetters zu vermeiden, das Theater und die Orcheſtra mit einem Tuche zu überſpannen. Dieſer Gebrauch ward durch Quintus Catulus zuerſt aus Campanien nach Rom gebracht. Catulus nahm Purpurdecken dazu. Überhaupt waren die Tücher, deren man ſich dazu bediente, gewöhnlich mit Purpur und andern lebhaften Farben gefärbt. Späterhin nahm man die feinſte und koſtbarſte ausländiſche Leinwand, und Nero ließ ſogar einen Teppich, der mit Gold geſchmückt und in deſſen Mitte ſein Bildniß geſtickt war, wie er von Geſtirnen umgeben, den Sonnenwagen lenkte, dazu nehmen. Zur Linderung der durch die Menge von Zuſchauern in ſolchen bedeckten Theatern verurſachten Hitze bediente man ſich gleich koſtbarer Mittel. Pompejus ließ zuerſt die Wege und Treppen zu den Sitzſtufen mit Waſſer anfeuchten. Nachher gebrauchte man dazu eine Miſchung von Wein und Waſſer, worin man den beſten ciliciſchen Safran aufweichte, um einen angenehmen Geruch hervorzubringen. Dieſen Crocuswein leitete man in Röhren, die in den Mauern des Theaters verſteckt lagen, und brachte ihn von da durch ein Druckwerk bis zu den oberſten Sitzen. Hier erhielten die Röhren ganz kleine Öffnungen, durch welche der Wein wie ein feiner Regen herabſpritzte, und dadurch im ganzen Theater eine Kühlung verbreitete. Außer dem Safran wurde auch bisweilen Balſam unter den Wein gemiſcht; und oft wurden die zur Verzierung des Theaters angebrachten Statuen zum Verſprützen des Crocusweins gebraucht, indem ſie hohl waren, und man den Wein durch Röhren hineinleitete. Man bauete die Schauſpielhäuſer ſo viel möglich immer an dem Abhange eines Hügels oder Berges, um hier auf eine bequeme Art die Sitze für die Zuſchauer ſtufenweiſe über einander anlegen zu können. War der Platz eben, ſo mußte für die Sitze ein ho-

her Unterbau angelegt werden; bei den Griechen war dies ſeltner als bei den Römern der Fall. Konnte in dem Berge nicht die halbrunde Form des Theaters füglich angebracht werden, ſo legte man nur den mittlern Theil der Sitze in dem Berge an, und die beiden Enden erhielten einen Unterbau. Die Form des Gebäudes war ein Halbcirkel, deſſen beide Enden nach der Richtung der Tangenten an jedem Endpunkte des Halbcirkels etwas verlängert, und durch ein Quergebäude zuſammen verbunden waren. Es hatte drei Hauptttheile: 1. das eigentliche Theater, d. i. der Platz für die Zuſchauer in einem halben Cirkel; 2. die Scena oder der Platz für die Schauſpieler in dem Quergebäude, 3. das Orcheſter. Hierin ſtimmten die griechiſchen und römiſchen Schauſpielhäuſer im Weſentlichen überein. In andern Stücken unterſchieden ſie ſich aber merklich. (M. vergl. hier auch die Artikel Chor, Orcheſter, Proſcenium, Scene.) Zu dem Maſchinenweſen, beſonders der Griechen, gehörte 1. die eigentlich ſogenannte Maſchine am linken Eingange über der Scene, um in den Trauerſpielen die in der Luft ſchwebenden Götter und Helden darzuſtellen; 2. das Theologeion über der Scene zur Darſtellung der Götter im Olymp; 3. der Krahn, eine Maſchine, die von oben herabgelaſſen wurde, um eine Perſon ſchnell von der Bühne zu entrücken; 4. das Hängezeug, herabhängende Stricke, um die in der Luft ſchwebenden Götter und Heroen feſtzuhalten. Andre Maſchinen befanden ſich unter der Bühne, z. B. eine Hebemaſchine, um das Heraufſteigen, z. B. eines Flußgottes, zu bewirken u. ſ. w. Außer den ſchon genannten, waren die vorzüglichſten Theater der Alten die zu Segeſta, Syracus und Agyrium auf Sicilien; die ſchönen Schauſpielhäuſer zu Corinth und zu Sparta (wovon noch Trümmer übrig ſind), und zu Epidaurus und Megalopolis auf der Inſel Ägina, ſollen die prachtvollſten Theater Griechenlands geweſen ſeyn. Von dem zu Epidaurus ſieht man noch wichtige Ruinen. Von den vielen Theatern in den italiſchen Städten bemerken wir nur die in neuern Zeiten wieder entdeckten zu Herculanum und Pompeji, ſo wie auch das zu Iguvium, in Umbrien, zu Antium und Pola. In Rom waren außer dem Theater des Pompejus das Theater des Cornelius Balbus und das des Marcellus (welches 22,000 Menſchen faßte) die vorzüglichſten. Sowohl die innere als äußere Einrichtung unſerer jetzigen Theater unterſcheidet ſich ſehr von der griechiſchen und römiſchen. Wir verweiſen in dieſer Hinſicht auf die bereits angeführten Artikel, und auf Schaubühne. Erſt ſpät erhielten wir Deutſche eigentliche Schauſpielhäuſer, da die frühern theatraliſchen Darſtellungen entweder in andern öffentlichen und Privatgebäuden, oder auch unter freiem Himmel gegeben wurden. Jetzt hat Deutſchland eine Menge von Schauſpielhäuſern und in feſtem Gehalt ſtehende Schauſpielergeſellſchaften. Die wichtigſten deutſchen Theater waren und ſind: zu Wien, Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg, Mannheim, München, Stuttgart, Carlsruhe, Caſſel, Braunſchweig, Frankfurt am Main, Weimar, Breslau, Prag, Königsberg u. ſ. w. — Unter Theater verſteht man auch häufig im uneigentlichen Sinn: 1. den Inbegriff der für theatraliſche Darſtellung beſtimmten Dichterwerke eines Volks, z. B. Theater der Britten, der Deutſchen u. ſ. w.; 2. den Inbegriff der theatraliſchen Werke einzelner Schriftſteller,

z. B. Schillers, Florians, Voltaire's Theater; 3. nennt man oft auch Örter, wo andre Gegenſtände zu ſehen ſind, Theater, z. B. anatomiſches Theater, Kriegstheater u. ſ. f. Man vergl. hier noch die Artikel: deutſches, däniſches, engliſches, franzöſiſches, italieniſches u. ſ. w. Theater, und den nachfolgenden: theatraliſche Darſtellung.

Theatiner, regulirte Chorherren, 1524 vom h. Cajetan von Thiene und dem nachmaligen Papſte Paul IV., noch als Pater Caraffo geſtiftet, und nach des Letztern Biſchofsſitze Theate benannt. Sie verpflichteten ſich neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden zum Predigen gegen die Ketzer, zur Seelſorge, zur Pflege der Kranken, zur Begleitung der Miſſethäter, und zu einem Vertrauen auf die Vorſehung, wobei ſie weder ein Eigenthum beſitzen, noch Almoſen ſammeln, ſondern die Gaben der Wohlthätigen erwerben wollten, aber in letzterer Hinſicht, wie die Pracht ihrer Kirchen und Altäre zu verrathen ſcheint, wohl etwas nachgiebiger geweſen ſeyn mögen. In Italien, hauptſächlich in Neapel, ſind ſie zahlreich und vielgeltend, und meiſt werden aus ihrer Mitte die Biſchöfe genommen. Auch haben ſie ſich in Spanien und Polen verbreitet, und ſelbſt in Mingrelien 1627 ein Kloſter ihres Ordens gegründet. (S. Orden.) E.

Theatraliſche Darſtellung iſt die ſinnlich vollkommene Nachahmung einer Handlung ſowohl durch körperliche Thätigkeit, durch Geberden, Mienen und Reden, als auch durch Vorſtellung der äußern, mit der Handlung verbundenen Gegenſtände und Ereigniſſe auf einer zu jener Nachahmung eingerichteten Schaubühne. Deßhalb iſt die theatraliſche Darſtellung nicht allein auf die Schauſpielkunſt, welche hauptſächlich die Darſtellung der handelnden und redenden Perſonen, ihrer Sitten, Leidenſchaften, Geberden und Mienen zum Gegenſtande hat, beſchränkt, ſondern zu ihrer Vollkommenheit werden auch andre ſchöne und bildende Künſte, z. B. Baukunſt, Tanzkunſt, Mahlerei, Muſik u. ſ. w. erfodert. Man kann im Allgemeinen auf theatraliſche Darſtellung anwenden, was Voltaire ins Beſondere von der Oper ſagt, daß es nämlich eine Kunſt ſey, wo

> les beaux vers, la danse, la musique,
> L'Art de tromper les yeux par les couleurs,
> L'Art plus heureux de séduire les coeurs
> De cent plaisirs font un plaisir unique.

Die Wiſſenſchaft der Kunſtregeln zur Verfertigung und Aufführung eines Drama nennt man Dramaturgie. Sie zerfällt wieder in 1. dramatiſche Poetik (m. ſ. die Art. Oper und Schauſpiel), 2. Scenik (ſ. Schaubühne, Theater), 3. Schauſpielkunſt, welche a) in die Declamation oder auch den Geſang, b) in die Mimik, und c) in die Coſtumirung eingetheilt wird. Nächſt der dramatiſchen Poetik, welche gewöhnlich den Stoff der theatraliſchen Darſtellung liefert, iſt die Scenik, d. h. die Wiſſenſchaft der Regeln, wornach eine Schaubühne für theatraliſche Darſtellungen einzurichten und zu verzieren iſt, einer der wichtigſten Theile der Dramaturgie, indem er zugleich Kenntniß der ältern und neuern Baukunſt, der Mahlerei, Bildnerei, Geſchichte, Länder- und Völkerkunde erfodert. Die wichtigſten Gegenſtände der ältern und neuern Scenik ſind bereits unter den Artikeln Schaubühne, Scene, Theater, ingleichen Orcheſter, Thespis, und unter den

übrigen dort angeführten Titeln abgehandelt. Wir beſchränken uns deßhalb hauptſächlich hier auf Schauſpielkunſt, in ſo weit dieſer Gegenſtand nicht gleichfalls unter den angeführten Überſchriften, ſo wie unter den Artikeln Declamation, Geberde, Mimik, Pantomime dargeſtellt worden iſt. Die Schauſpielkunſt im engern Sinne iſt der Inbegriff derjenigen Kenntniſſe und Fähigkeiten, welche zur Darſtellung und Nachahmung von Gemüthszuſtänden, Reden, Handlungen und Sitten lebender Weſen durch Sprache, Mienenſpiel und Coſtum erfodert werden. Die Mimik iſt einer der wichtigſten Theile der Schauſpielkunſt, indem ſie die Darſtellung körperlicher, beſonders durch den Gemüthszuſtand veranlaßter Thätigkeiten lebender Weſen zum Gegenſtande hat. Unter Geberde verſteht man im Allgemeinen jede ſichtbare Thätigkeit des Körpers eines belebten Weſens, im engern Sinne aber die ſichtbare Äußerung der Seele oder des Gemüthszuſtandes durch den Körper. Mimik, als Wiſſenſchaft betrachtet, zeigt die Geſetze, nach welchen die Seele, oder der Gemüthszuſtand ſich durch Geberden äußert; als Kunſt iſt Mimik der Inbegriff der zur nachahmenden Darſtellung der Seelen- und Gemüthszuſtände mittelſt Geberden erfoderlichen Fähigkeiten. Sowohl in wiſſenſchaftlicher als künſtleriſcher Hinſicht muß Mimik ein Hauptſtudium des Schauſpielers ſeyn. Außer einer aufmerkſamen Beobachtung des Menſchen unter allen Verhältniſſen des Lebens iſt auch die Betrachtung und Zergliederung ſolcher bildenden Kunſtwerke, welche die Äußerungen des Seelenzuſtandes menſchlicher Weſen darſtellen, für den Mimiker von hohem Nutzen. Daher gehören auch Erfahrungsſeelenkunde und Phyſiognomik nächſt der Äſthetik zu den vorzüglichſten Hülfswiſſenſchaften der Mimik. Außerdem muß der Schauſpieler die vorzüglichſten Werke über dieſen Gegenſtand ſtudieren, und hier ſind beſonders unter den ältern J. J. Engels Ideen zu einer Mimik, Berlin 1785 und 1786, 2 B. 8. (ſ. auch in ſeinen Werken) und Leſſings hamburgiſche Dramaturgie (Hamburg 1767, 1768, 2 B. 8., und in ſeinen Werken), viele Stellen in Göthe's Lehrjahren Wilhelm Meiſters, und unter den neuern H. Freiherrn von Seckendorffs Vorleſungen über Declamation und Mimik (Braunſchweig 1816, 2 Bände), ſo wie auch manche theatraliſche Nachrichten und Beurtheilungen in dem Morgenblatt, der Zeitung für die elegante Welt, dem Freimüthigen, den thüringſchen Erholungen und der Abendzeitung (Dresden, bei Arnold) ſehr ſchätzbar. Nächſt der Mimik iſt die Declamation (ſ. d. Art.) der Haupttheil der theatraliſchen Darſtellung. So wie die Mimik durch das Auge des Zuſchauers auf ſeine Vorſtellungen wirkt, ſo geſchieht dies mittelſt der Declamation durch das Ohr. Dem Schauſpieler iſt es deßhalb Pflicht, ſeinem Sprachorgan den höchſten Grad von Geſchmeidigkeit und Wohllaut zu geben, ſeine Sprache dem jedesmaligen Gemüthszuſtande und den Sitten der Perſon, die er redend darſtellt, anzupaſſen, und Richtigkeit und Reinheit der Sprache ſelbſt ſich zum Geſetz zu machen. Auch für dieſen Zweig der Schauſpielkunſt iſt das Studium der menſchlichen Charaktere und Leidenſchaften, die aufmerkſame Beobachtung, wie die Menſchen nach Maßgabe des Alters, des Geſchlechts und der Verhältniſſe ihre Gemüthszuſtände durch den Ton der Rede ausdrücken, um ſo mehr erfoderlich, als oft durch den unrichtigen Vortrag einer einzelnen Stelle der Eindruck einer ganzen theatra-

liſchen Darſtellung geſtört oder vernichtet wird. Beſonders aber muß der Schauſpieler in den Sinn des Dichters gehörig einzudringen ſuchen, und nicht bloß ſeine Rolle, ſondern das ganze Stück ſtudieren. Außer den bereits angeführten, und vorzüglich dem ſeckendorffſchen Werke, verdient hier noch das Lehrgedicht von Dorat: La Declamation théâtrale, en quatre chants, Par. 1766, 1767, 8., und in ſeinen Oeuvres bemerkt zu werden. Die richtige Beobachtung des Coſtums, oder desjenigen, was zu einer Zeit und an einem Orte, wo die zur theatraliſchen Darſtellung gewählte Handlung vorgeht, üblich iſt oder war, iſt gleichfalls ein weſentliches Erfoderniß, da ohne dieſelbe der Zweck der Täuſchung des Zuſchauers gänzlich verloren ginge (ſ. Coſtume). Zum Coſtum wird, außer den Sitten und Gewohnheiten einer Zeit und eines Ortes, beſonders die Bekleidung des Schauſpielers gerechnet. Dieſe muß dem Stoff, der Form und den übrigen Verhältniſſen nach, dem Zeitalter und den Gebräuchen des Orts, dem Geſchlecht und Alter der Perſonen gemäß ſeyn. Je mehr der Dichter auf die Eigenthümlichkeit der Kleidung bei einem hiſtoriſchen Charakter rechnet, je genauer muß ſie beobachtet werden. Doch braucht man bei einer theatraliſchen Darſtellung aus einem entfernten Zeitalter nicht zu ängſtlich zu verfahren, denn die Herrſchaft der Mode wird nur bei Darſtellungen aus der neueſten Zeit anerkannt. Das wahrhaft Häßliche eines Coſtums darf gemäßigt werden, nur auf eine ſolche Weiſe, daß es nicht an ein anderes Zeitalter oder Volk erinnert. Die Schamhaftigkeit darf ſelbſt dort nicht verletzt werden, wo ſie auch nicht zum Coſtum eines Volks oder Zeitalters gehört. Auch in ſceniſcher Hinſicht muß das Übliche genau beobachtet, oder doch nicht auf eine ſolche Weiſe vernachläſſigt werden, daß der Eindruck auf den Zuſchauer und deſſen Täuſchung dadurch geſtört wird. Später, aber auch raſcher, wie bei andern Nationen, bildete unter uns Deutſchen ſich die Schauſpielkunſt aus; und dies war um ſo weniger ein Wunder, da Deutſchland von jeher durch innere Fehden und lange blutige Kriege erſchüttert, und der Wohlſtand der Fürſten und Völker zerrüttet wurde. Daher konnte die Schauſpielkunſt, welche mehr als jede andere, äußerer Unterſtützung und Pflege bedarf, ſich nicht ſchneller entwickeln. Hiezu kamen noch die religiöſen Anſichten der Völker und ihrer Regenten, die Einführung des römiſchen Rechts, wornach ſogar den Schauſpielern eine Art von Anrüchigkeit anklebte, ſo daß der Stand der Schauſpieler lange Zeit hindurch nur das Aſyl unglücklicher und oft unfähiger Menſchen wurde, die unter dem Druck des Mangels, der Verachtung und anderer äußern Verhältniſſe, nicht an Ausbildung ihres Geiſtes, an Studium ihrer Kunſt und der damit in Verbindung ſtehenden Wiſſenſchaften denken konnten. Die Hiſtrionen und Joculatoren, von denen man in Deutſchland die erſte Entſtehung des Schauſpielweſens ableiten kann, wurden, nach Einführung des ſpaniſchen Hofceremoniels unter Carl V., welches ſich bald an alle deutſche Höfe verbreitete, durch förmliche Geſetze noch überdies für ehrlos und anrüchig erklärt, und ihre Erbſchaft nach ihrem Tode der Obrigkeit zugeſprochen (Sachſenſpiegel, 1ſtes Buch, Art. 37). Damit wurde völlig jedes Streben nach dem Edlern und Beſſern erſtickt, und nur die roheſten, verächtlichſten Menſchen ſuchten zum größten Nachtheile der Sitten die Hefe des Volks durch Poſ-

ſenreißereien zu beluſtigen. Indeſſen war dies doch nicht allgemein der Fall. Schon um die Mitte des 15ten Jahrhunderts wurden ſogenannte Faſtnachtsſpiele, die von den Meiſterſängern gedichtet waren, von Liebhabern und umherziehenden Faſtnachtsſpielern aufgeführt. Auch in den Klöſtern, beſonders in den Jeſuiterſchulen gab es Schulſchauſpiele, die theatraliſch dargeſtellt wurden, und die ſich noch nach der Reformation als Privattheater in proteſtantiſchen Ländern erhielten. Indeſſen waren die Acteurs nicht als Schauſpieler von Beruf, ſondern als bloße Liebhaber zu betrachten, die nur zu ihrem und Anderer Vergnügen, nicht aber des Verdienſtes wegen, ihre theatraliſchen Talente zeigten. Die Geiſtlichkeit jener Zeiten war übrigens der Schauſpielkunſt nicht ſo abhold, wie die Geiſtlichen der ſpätern Jahrhunderte, und ſie ſelbſt beſchäftigen ſich häufig mit theatraliſchen Darſtellungen, deren Stoff gewöhnlich aus der bibliſchen Geſchichte genommen war. Den 31ſten Januar 1417 ließen die engliſchen Väter vor Kaiſer Siegmund, nach deſſen Zurückkunft von der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz eine Komödie aufführen, deren Inhalt die Geburt des Heilandes, die Ankunft der Weiſen aus Morgenland und der Kindermord zu Bethlehem war. Obgleich die Schulkomödien aus den Klöſtern und Jeſuitercollegien herſtammten, ſo waren ſie doch auch auf andern Schulanſtalten gebräuchlich, wo man lateiniſche Schauſpiele ſchrieb, und ſie von den Schülern aufführen ließ, um dieſe zum Lateinlernen anzuſpornen. Dieſer, ſchon zu Anfange des 15ten Jahrhunderts auf Deutſchlands Schulen übliche Gebrauch hat ſich bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts an vielen Orten erhalten, und mag vielleicht noch hie und da Statt haben. Daß übrigens von theatraliſcher Kunſt bei dieſen Darſtellungen nicht die Rede ſeyn konnte, ergibt ſich wohl von ſelbſt. Indeſſen hatten ſich ſchon zu Anfange des 17ten Jahrhunderts wirkliche Schauſpielergeſellſchaften in Deutſchland gebildet, unter denen die treuiſche die erſte, und darum die merkwürdigſte war, weil der berühmte däniſche Oberhofprediger Johann Laſſenius ſich als einen der eifrigſten und vorzüglichſten Acteurs dabei auszeichnete. Schon vor dieſer Truppe ſollen zwei Schauſpielergeſellſchaften, und zwar eine unter der Direction eines gekrönten, jetzt vergeſſenen Poeten, Namens von Sonnenhammer, die andre unter Anführung eines gewiſſen Carl Pauli exiſtirt haben. Die letztere beſtand aus mehreren ſtudierten, und zu jener Zeit gebildeten Leuten. Ein Magiſter Veltheim führte in Verbindung mit mehreren Studenten aus Leipzig und Jena extemporirte Stücke auf. Gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts nahm der Geſchmack an Singſpielen ſo zu, daß beinahe jeder Reichsfürſt, ja ſogar ſchon Hamburg, einen eigenen Opernſaal hatte. 1628 bildete ſich ein ganzer Orden von ſogenannten Pegnitzſchäfern, die theils aus fremden Sprachen unter den Titeln: Schäferſpiele, Schäfereien, Waldkomödien, Waldgedichte, ländliche Dramen überſetzten, theils ſelbſt verfertigten, die von den ſchon beſtehenden Schauſpielergeſellſchaften aufgeführt wurden. Ein Mitglied jenes Ordens war Johann Klai, der, außer ſeinen Komödien über die Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti, dem leidenden Chriſtus, ſeinem Engel- und Drachenkampfe, einen „Herodes den Kindermörder, nach Art eines Trauerſpiels abgebildet, und von einer

deutſchliebenden Gemeinde dargeſtellt” ſchrieb. Bei der Aufführung dieſes Trauerſpiels hatte alſo, nach der Überſchrift, eine ganze chriſtliche Gemeinde ihre theatraliſchen Talente gezeigt. Alle dieſe geſchmackloſen Producte boten indeſſen einen ſchlechten Stoff für die Schauſpielkunſt dar, und dieſe konnte erſt zu einer höhern Vollkommenheit gedeihen, als die dramatiſchen Dichterwerke mehr Gehalt und Regelmäßigkeit erhielten. Eckhof, die Seilerin, Ackermann u. A. wurden um die Mitte des 18ten Jahrhunderts als Künſtler, Leſſing und Sonnenfels aber als Kritiker durch ihre dramaturgiſchen Arbeiten die Schöpfer der deutſchen Schauſpielkunſt. Der immer mehr ſich veredelnde Stoff, welchen dieſe Kunſt theils durch Überſetzungen ausländiſcher Schauſpiele, theils durch eigene Arbeiten deutſcher Dichter erhielt, machte die theatraliſchen Darſtellungen bald zu einem der geſuchteſten und geiſtreichſten Vergnügen der Städte und Höfe. Man fing an, dieſe ſo ungerechter Weiſe verachtete Kunſt kräftiger zu unterſtützen, die äußern Verhältniſſe, und mit ihnen die Sitten des Schauſpielerſtandes verbeſſerten ſich, und dieſer lange Zeit aus Aberglauben und Vorurtheil für anrüchig gehaltene Stand wurde gleich dem aller übrigen Künſtler geſchätzt und geachtet, ſo daß ſelbſt Männer von Anſehen und vornehmer Geburt ſich nicht ſchämten, eine Kunſt practiſch auszuüben, die ſo viel zum Vergnügen der Menſchheit und zur Sittenveredelung beitragen kann. In die Fußſtapfen der bereits angeführten Künſtler traten nachher Schröder, Großmann, Brandes, Löwen, Fleck, Reinicke, Chriſt, Beil, Stephanie, Iffland, die Unzelmann (nachmalige Bethmann), die Fleck, Hendel-Schütz (vormals Eunike), und ſehr viele andre Männer und Frauen, die zum Theil nicht bloß in künſtleriſcher, ſondern auch in ſittlicher Rückſicht und als Schriftſteller mit Achtung genannt werden. Jetzt beſitzt Deutſchland eine große Anzahl vortrefflicher, geiſt- und kenntnißreicher Schauſpieler, die ſich bei der verdienten Achtung, welche ihrem Stande, bei der Unterſtützung, welche ihren Talenten und ihrer Kunſt faſt allgemein zu Theil wird, eher vermehren, als vermindern werden. Außer den angeführten Werken über die Schauſpielkunſt verdienen noch l'Arte rappresentativa di Riccoboni (in ſ. Histoire du Théâtre italien) ein Lehrgedicht, ingleichen Hill's Art of Acting, gleichfalls ein didactiſches Gedicht, Leſſings theatraliſche Bibliothek, Sonnenfels Briefe über die wieneriſche Schaubühne, von einem Franzoſen, Ifflands Fragmente über Menſchendarſtellung auf den deutſchen Bühnen, deſſen Theatercalender, Böttigers Entwickelung des ifflandſchen Spiels bemerkt zu werden. N. P.

Theben, 1. auch Diospolis magna genannt, war die Hauptſtadt von Oberägypten, welches von ihr den Namen Thebais erhielt. Sie war die älteſte Hauptſtadt des alten Ägyptens, und die Reſidenz der Könige des thebaiſchen Reichs in Oberägypten, welches älter als das memphitiſche in Mittelägypten lange neben dieſem blühete, und zuletzt mit demſelben vereinigt wurde. Alte griechiſche Schriftſteller nennen bald den Oſiris, bald den Buſiris als Erbauer von dieſem Theben. Es enthielt eine Menge prächtiger Gebäude von coloſſaliſcher Größe, von denen ſich bis auf unſere Zeiten Überbleibſel erhalten haben. Ein dortiger Tempel hatte vierzehn Stadien (mehr als den zehnten Theil einer deut-

ſchen Meile) im Umfange, eine Höhe von 45 Ellen und 24 Fuß dicke Mauern, und war inwendig auf das Reichſte mit koſtbaren Steinen, mit goldenen, ſilbernen und elfenbeinernen Geräthen ausgeſchmückt. Noch jetzt führen acht große Zugänge zu den Ruinen dieſes Tempels. Die Thore ſelbſt ſind außerordentlich hoch und breit, pyramidenförmig aus rothem, feinpolirtem Granit erbauet, und überall, felderweiſe, mit hieroglyphiſchen Figuren und an den Seiten mit coloſſaliſchen Bildſäulen und Basreliefs geziert. In den Vorhöfen des Tempels befinden ſich 60 — 70 Fuß hohe, ganz aus Granit gehauene und mit Hieroglyphen bedeckte Obelisken. Der innere Tempel ſelbſt ruht auf 134 Säulen. Außerdem findet man bei dem Tempel noch verſchiedene Nebengebäude mit prächtigen Säulenſtellungen und Zimmern. Außer andern Ruinen dieſer Stadt ſind auch die Gräber der Könige, von denen Denon acht Grabſtätten beſuchte, höchſt merkwürdig. Bei ſeinem Eintritt fand er in einer 12 Fuß langen und 20 Fuß hohen Gallerie alle Wände voll ſtuckirter, aber zugleich bemahlter Hieroglyphen. In ſechs der Grabſtätten waren ſelbſt die Farben, gelb auf blauem Grund noch ganz friſch. Am Ende der Gallerie ſtanden prächtige Sarkophage mit Decken, alles voll hieroglyphiſcher Figuren. Die Möbeln, z. B. Tabourets, Lehnſtühle, waren aus indiſchem Holz, mit Vergoldung und Sculpturen bearbeitet. Theben blühte noch fort, als es auch nicht mehr die Reſidenz von Königen war, wurde jedoch von Cambyſes gänzlich zerſtört. Es erholte ſich aber wieder, und ward unter den Ptolemäern nochmals eine der reichſten und blühendſten Städte, allein endlich durch Ptolemäus Lathurus, gegen den es ſich empört hatte, im Jahr 82 vor Chr. Geb. erobert, und faſt ganz zu Grunde gerichtet. Schon Strabo fand nur noch ein Paar elende Dörfer an der Stelle der ehemaligen Paläſte. Die alte Diospolis am rechten Nilufer beſteht gegenwärtig aus den Flecken Karnat, Luxor und Medine, an der Stelle von Memnonium, dem weſtlichen Theile der Stadt, wo die Bildſäule des **Memnon** ſtand, liegt jetzt Medinet Abu. (M. ſ. auch Voyage dans la haute et basse Egypte, pendant les campagnes de Bonaparte. Par Vivant Denon, Vol. 2, fol. Par. 1802.) — 2. **Theben**, die Hauptſtadt der Landſchaft Böotien, und eine der berühmteſten Städte Griechenlands, die Vaterſtadt des Pindar, Epaminondas und Pelopidas. Den Grund zu dieſem Theben legte (1500 J. vor Chr. Geb.) Cadmus, der Anführer einer phöniciſchen Colonie, indem er die Burg Cadmea, mitten in der nachherigen Stadt, bauete. Um dieſe Burg her legte Amphion nachmals die Stadt an, umgab ſie mit Mauern, und bauete ſieben Thore, die er nach ſeinen ſieben mit Niobe gezeugten Töchtern benannte. Der Umfang der Stadt ſoll 70 Stadien, die Burg mit eingeſchloſſen, betragen haben. Auf der Anhöhe, wo die Burg lag, entſprang eine Quelle, die durch unterirdiſche Röhren in die Stadt geleitet wurde. Die Gegend umher wurde durch zwei Flüſſe, durch Wieſen und Gärten verſchönert. Die Stadt hatte viele prächtige Tempel, öffentliche Gebäude und Bildſäulen. Gegen Morgen lag noch die berühmte Quelle Ödipodia, worin ſich Ödipus von ſeinem Vatermorde reinigte. Die Regierungsform der Thebaner war anfangs monarchiſch, und drei Dynaſtien folgten einander auf dem Thron, nämlich 1. die **Cadmeer**, die Nachkömmlinge

des Cadmus, bis auf Anteſion; 2. zwiſchen ihnen drei Sparter, Amphion und Zethus, während der Minderjährigkeit des Lajus, und Kreon zwiſchen Lajus und Ödipus; 3. die Böotier, nämlich die drei letzten Könige. Die Söhne des Ödipus, Eteokles und Polynices, verglichen ſich um das Jahr 1230 vor Chr. Geb., ein Jahr um's andre in Theben zu regieren, allein der ältere Eteokles hielt dieſen Vertrag nicht, und Polynices flüchtete zum Adraſtus, König von Argos, der mit mehreren peloponneſiſchen Fürſten verbunden, gegen Theben zog. Es wurde belagert, vertheidigte ſich aber hartnäckig, und endlich ſollte ein Zweikampf der beiden Brüder entſcheiden, der aber mit ihrem beiderſeitigen Tode endigte. Nun folgte der Sohn des Eteokles, Laodamus, für den ſein Großonkel Kreon als Vormund regierte. Die den Krieg noch fortſetzenden Argiver wurden nun ſämmtlich niedergehauen, den Adraſt ausgenommen, auf deſſen Bitte Theſeus gegen Kreon zog, ihn tödtete, und die Thebaner zwang, das Begräbniß der erſchlagenen Argiver zu geſtatten, welches ſie vorher verweigert hatten. Die Söhne oder Enkel (Epigonen) der verſtorbenen Fürſten rächten zehn Jahre nachher den Tod ihrer Ältern. Angeführt vom Therſander und Alkmäon, eroberten und zerſtörten ſie Theben (1215 J. vor Chr. Geb.), und tödteten oder verjagten den Laodamos. Nun regierte wahrſcheinlich Therſander, Polynicens Sohn, und nach ſeinem Tode vor Troja ſein unmündiger Sohn Tiſamenus, unter der Regentſchaft des Peneleus. Als endlich der letzte König der Thebaner Xanthus in einem Zweikampfe gegen den atheniſchen König Melanthus blieb, wurde 1226 zu Theben eine demokratiſche Regierungsverfaſſung eingeführt. Gleich Athen und Sparta ſtrebte von nun an auch Theben nach der Oberherrſchaft in Griechenland. Allein die Trägheit und die treuloſen Verbindungen der Thebaner mit den Perſern hinderten ihr Emporkommen. Ihre böotiſchen Städte fielen ab, und eine Verbindung, die ſie mit den Spartanern eingingen, um ihr altes Anſehen in Böotien wieder zu erlangen, blieb fruchtlos. Die Athener nahmen ſich der Böotier an, und die Thebaner verloren ihre Herrſchaft über Böotien, welches ſich jetzt den Athenienſern unterwarf. Im peloponneſiſchen Kriege leiſteten die Thebaner den Spartanern wichtige Dienſte, und waren in ihren vielen nachfolgenden Kriegen gegen Athen und Sparta nicht minder glücklich. Endlich aber bemächtigte ſich Phöbidas der Feſtung Cadmea, und nun erlangte die ariſtokratiſche Partei die Oberhand. Bedrückungen und Ungerechtigkeiten jeder Art fanden Statt, bis endlich Pelopidas und Epaminondas, die Stützen der demokratiſchen Partei in Theben, eine Verſchwörung zu Stande brachten, und die Tyrannen ermordeten. Sie wurden dafür von dem Volke unter lautem Jubel zu Böotarchen ernannt. Allein der Spartaner Kleombrotus rückte in Böotien ein, und verheerte dies Land, um die Thebaner zu beſtrafen. Athen, obgleich es zur Revolution behülflich geweſen war, trennte ſich aus Furcht von den Thebanern. Der kluge Pelopidas aber, um die Athener gegen die Spartaner aufzubringen, beredete den vom Kleombrotus zurückgelaſſenen Feldherrn Sphodrias, den atheniſchen Hafen Pyräus zu überfallen. Er that es, und war unglücklich, und Athen erklärte nun den Krieg gegen Sparta. Die Athener und Thebaner, jetzt wieder vereint, ſiegten in den meiſten Gefechten. Doch ſchloſſen die erſtern am

Ende unter perſiſcher Vermittelung Frieden. Theben aber ſetzte den Krieg fort, um Böotien zu behalten, und nun erfochten ſie die berühmten Siege unter Pelopidas und Epaminondas, wodurch Theben plötzlich über alle Staaten Griechenlands erhoben wurde. Faſt alle peloponneſiſchen Völker ſtanden gegen Sparta auf, und verbanden ſich mit den Thebanern. Die Perſer und Athener hielten es nun mit Sparta, indeſſen konnte man gegen Männer, wie Epaminondas war, wenig ausrichten, obgleich die Thebaner auch ſich genöthigt ſahen, eine Armee unter Pelopidas nach Theſſalien und Macedonien zu ſchicken. Der Krieg dauerte faſt ununterbrochen glücklich für Theben bis zur letzten Schlacht bei Mantinea und dem Tode des Epaminondas fort. Unter Artaxerxes Vermittelung kam nun ein allgemeiner Friede zu Stande, worin jeder Theil ſeine Beſitzungen erhielt. Allein Theben — wenngleich noch einige Zeit furchtbar — fing wieder an zu ſinken. Die Amphyctionen, welche jetzt ihr Anſehen faſt ganz verloren hatten, erhoben ſich wieder. Euböa erkannte die Oberherrſchaft Athens, und Theben ſcheint vergeblich verſucht zu haben, es wieder zu erobern. In dem heiligen Kriege nahmen die Thebaner Partei gegen den Phocis, und verbanden ſich dann mit den Athenern und andern Griechen gegen Philipp von Macedonien. Nach der Niederlage bei Chäronea aber mußte Theben macedoniſche Beſatzung einnehmen, und die Verbannten zurückberufen. Nach Philipps Tode empörten ſich die Thebaner gegen den Alexander, den ſie gleichfalls für todt hielten, riefen die Geflüchteten zurück, und verſuchten die Macedonier aus Cadmea zu verjagen. Doch ſchnell eilte Alexander herbei, eroberte und zerſtörte Theben, und machte die Einwohner zu Sklaven. Zwanzig Jahre ſpäter ſtellte Caſſander Theben wieder her, doch blieb es von jetzt an unbedeutend. Im Kriege der Römer gegen den Mithridates von Pontus trat es aus Dankbarkeit gegen Athen auf die Seite des letztern, wurde aber dafür von den Römern hart gezüchtigt. Von der Zeit an verſchwanden die Thebaner immer mehr aus der Geſchichte, und zu Pauſanias Zeiten war nur noch die Burg Cadmea unter dem Namen von Theben bewohnt. Zur Zeit ſeiner Blüthe war Theben ſehr volkreich. Die Einwohner waren, wie die zu Athen, in drei Claſſen getheilt: in Bürger, anſäſſige Fremde und Sklaven. Die Stadt war gewiſſermaßen die Hauptſtadt Böotiens, und ſtand an der Spitze einer großen Verbindung mehrerer Städte dieſes Landes. Die Staatsangelegenheiten wurden zuerſt von vier Reichscollegien in den vier Diſtricten, in welche Böotien getheilt war, und welche zuſammen elf Böotarchen wählten, erörtert, und dann auf einem allgemeinen Reichstage, zu welchem jede Stadt Abgeordnete ſchickte, entſchieden. Reichstag wurde zu Theben gehalten. Das letztere hatte, als demokratiſcher Staat, ſeinen eigenen Senat, und das Commando im Kriege und die Gerichtspflege wurden von den Böotarchen und Polemarchen beſorgt. Handwerker und Kaufleute konnten zwar Bürger, aber nicht obrigkeitliche Perſonen werden. Kinder, welche von ihren Ältern nicht ernährt werden konnten, wurden nicht von ihren Ältern, wie im übrigen Griechenland, ausgeſetzt, ſondern vom Staate an einen wohlhabenden Bürger verkauft, der ſie erzog, und als ſeine Sklaven betrachtete. Die böotiſchen Städte ſuchten oft ihre Unabhängigkeit von Theben zu behaupten, und trennten ſich häufig vom

Bunde, aber nur ſelten konnten ſie ihren Zweck ganz behaupten. 3. Theben, eine See- und Handelsſtadt in Theſſalia Phthiotis, an der Küſte von Phalera und Sperchia, oder am Halon, erhielt vom König Philipp den Namen Philippopolis. 4. Theben, eine Stadt an der Küſte des arabiſchen Meerbuſens in Arabien. Sie war ſehr bedeutend. 5. Theben, mit dem Beinamen Eetionis, weil Eetion hier König war, eine Stadt im ſüdlichen Myſien, welche Achilles während des trojaniſchen Krieges zerſtörte. Strabo ſetzt dies homeriſche Theben auch an die Küſte Pamphyliens in die Stelle des nachherigen Caſtells Tenedos.

Thee ſind die getrockneten Blätter einer Staude oder eines Strauchs, der in China und Japan häufig wächſt, ungefähr drittehalb Ellen hoch iſt, ein hellgrünes Laub, rothe Blüthen und eine braune Samenkapſel hat, die, wenn ſie völlig reif iſt, aufſpringt. Man zieht dieſe Staude aus den Samenkernen, die drei bis vier Zoll tief in die Erde geſteckt werden. Im dritten Jahre trägt die Staude ſchon reichlich Blätter, aber nach dem ſiebenten Jahre nimmt ihre Fruchtbarkeit ab. Faſt in allen Provinzen des chineſiſchen Reichs wird die Theeſtaude gebaut, aber ſie iſt nicht überall von gleicher Güte; auf ſteinigtem Boden gedeiht ſie weit beſſer als im lockern. Aber nicht bloß der Boden, auch die Jahreszeit, in welcher die Blätter eingeſammelt werden, macht einen bedeutenden Unterſchied ihrer Güte. Man ſammelt nämlich die Blätter dreimal im Jahre; zuerſt im Mai, wenn die Blätter anfangen zu treiben, und noch ganz zart ſind — dies iſt der beſte und theuerſte Thee, man nennt ihn Kaiſerthee, weil er vorzüglich für den kaiſerlichen Hof und für die Großen des Reichs beſtimmt iſt —; die zweite Einſammlung geſchieht im April, und die dritte im Juli, deren Blätter wenig geachtet werden. Die abgepflückten grünen Blätter werden auf eiſernen oder zinnernen Platten geröſtet, und allmählig getrocknet, dann auf Matten gelegt, und zwiſchen den Händen gerollt oder friſirt, und ſo zum Verbrauch genommen oder als Handelswaare verſendet. Der Unterſchied der Zurichtung gibt zwei Hauptgattungen des Thees: grünen Thee (Thee-Hayſſan oder Hyſſon, auch Thee-Singlo oder Songlo,) und braunen Thee, (Thee-Boy oder Bohee,) zu welchem letztern, als Arten, Thee-Pecco, Thee-Congo und Thee-Ziou-Ziouny gehören. Der Thee, den wir aus China zur See erhalten, iſt nicht immer ganz rein, und oft aus Gewinnſucht mit andern Blättern vermiſcht; auch verliert er auf der See durch den langen Transport viel von den ſalzigen Beſtandtheilen, die er von Natur hat. Für den beſten Thee wird derjenige gehalten, welchen die ruſſiſchen Kaufleute der jährlich nach China gehenden Caravane zurückbringen, und der daher Caravanenthee genannt wird. — Der Ritter Linné hat den erſten Verſuch gemacht, eine Theeſtaude, die aus China mitgebracht worden war, in Schweden zu pflanzen, und der Verſuch gelang, ungeachtet des nördlichen Clima's. — In China iſt der Gebrauch des Thees allgemein, zum Theil aus Nothwendigkeit, weil das Trinkwaſſer faſt überall ſchlammig iſt. Man ſchreibt aber auch da dem Thee größere Heilkräfte zu, als er wirklich beſitzt. Als die Holländer nach China kamen, nahmen ſie auch dieſe Gewohnheit an, und führten ſie in Europa ein. In Europa und Amerika wird der Thee am häufigſten in den nördlichen Theilen gebraucht, wahr-

ſcheinlich, weil es da mehr dicke Dünſte gibt. In verſchiedenen Ländern Aſiens wird ſein Gebrauch faſt bis zur Ausſchweifung getrieben. Die ſüdlichen Aſiaten bewirthen ihre Gäſte, um ſie zu ehren, mit Caffee, die nördlichen ſetzen ihnen Thee vor. In Tibet und Boſtan vermiſcht man ihn bisweilen mit andern Ingredienzen, als Mehl, Butter und Salz. — Der Handel mit Thee iſt für England, Holland, Dänemark und Rußland von großer Wichtigkeit; durch die Kaufleute dieſer Nationen werden jährlich 18 bis 20 Millionen Pfund Thee nach Europa gebracht. Da der größere Theil davon mit baarem Gelde erkauft werden muß, ſo iſt der Verluſt, den Europa nur für dieſen einzigen Artikel jährlich an baarem Gelde leidet, ganz offenbar. Unſre Vorfahren kannten vor der Hälfte des 15ten Jahrhunderts dieſes ausländiſche Getränk nicht; bei Krankheiten bedienten ſie ſich eines Aufguſſes von inländiſchen heilſamen Kräutern, und das geſellſchaftliche Getränk für die Reichen und Vornehmern war Zimmtwaſſer. Es wäre wohl der Unterſuchung werth, ob ſeit dem häufigern Gebrauch des Thees bei uns der geſellſchaftliche Umgang gewonnen, ob nicht aber auch die durch den zu weit getriebenen Genuß dieſes Getränks erzeugten phyſiſchen Übel jene Vortheile weit überwiegen, und die Theebüchſe mit der Büchſe der Pandora verglichen werden könne. In keinem europäiſchen Lande wird verhältnißmäßig mehr Thee verbraucht als in England; jedermann trinkt ihn mehr als einmal des Tags, reichlich und ſtark. — Die große politiſche Revolution, welche der Thee in den neuern Zeiten veranlaßt hat, darf hier nur angedeutet werden, nämlich die Trennung der nordamerikaniſchen Provinzen von dem Mutterlande England. Als die Nordamerikaner, die durch Contrebande, beſonders mit den Holländern, ſich wohlfeilern Thee zu verſchaffen wußten, im J. 1773 auf Veranlaſſung der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, welche damals 17 Millionen Pfund Sterl. von dieſem Artikel in ihren Magazinen aufgehäuft hatte, gezwungen werden ſollten, den durch eine neue Abgabe vertheuerten Thee den Engländern abzunehmen, weigerten ſie ſich deſſen; der erſte raſche Schritt, daß zu Boſton 327 Kiſten Thee aus den engliſchen Magazinen ins Meer geworfen wurden, führte die weitern Ereigniſſe herbei, deren Erfolg hinlänglich bekannt iſt. Abermals eine große Begebenheit aus kleinen Urſachen, obgleich der Thee nicht die einzige Urſache dieſer in ihren Folgen nicht zu berechnenden Veränderung war.

Theer wird mehrentheils aus den Kien- oder Wurzelſtöcken der Nadelhölzer (Tannen, Fichten, Krummholz) geſchwehlt, d. i. trocken deſtillirt oder ausgebraten. Die alten Macedonier (und die jetzigen Schweden) verrichteten dieſe Schwehlerei in Erdgruben, doch iſt mit dieſer Methode viel Verluſt an Theer verbunden. Beſſer iſt die Schwehlerei in Öfen. Plinius ſchon kannte die Theeröfen; ſie ſind walzenförmig, oben gewölbt, ſtehen auf einem ſteinernen oder von Thon feſt geſchlagenen Boden, der eine Rinne zum Abfluß des ausgebratenen Theers hat; auch hat das Gewölbe ein Setzloch zum Nachfüllen, was verſchloſſen werden kann. Um den mit zerhackten Kienſtöcken gefüllten und verſchloſſenen Ofen wird Feuer gemacht, und damit ſo lange fortgefahren, bis nichts Flüſſiges mehr durch die Rinne abfließt. Zuerſt erſcheint Sauerwaſſer oder Theergalle (Eſſigſäure, die durch die

Röſtung des Holzes ſich bildete und mit brandigem Öle verunreinigt iſt), ſpäter brauner Theer, auf dem reiner gelber ſchwimmt, endlich dicker, ſchwarzer, der die Beendigung der Arbeit anzeigt. Der braune und ſchwarze iſt brandiges oder empyreumatiſches Öl, was ebenfalls während der Verkohlung erſt gebildet wurde, der gelbe iſt dagegen ausgeſchmolzenes reines Harz. Zu Erſparniß des Feuermateriales umgibt man jetzt die Öfen mit einem ſteinernen Mantel, der ungefähr ½ Fuß von dem Ofen abſteht, und ein Kohlenloch nebſt einigen Schür- und Setzlöchern hat. Der innere Ofen ſelbſt bekommt einen Roſt, und unter dieſem einen durchlöcherten Keſſel mit einer Rinne, zum Abfluſſe des Theers. Nachdem der Ofen gefüllt und verſchloſſen iſt, wird innerhalb des Mantels Feuer angelegt, und das Kohlenloch ebenfalls verſchloſſen. Dadurch wird nicht nur Feuermaterial erſpart, ſondern auch der Verluſt an Theer verhütet. Die Ruſſen ſchwehlen aus Birkenrinde einen Theer, den ſie Dachert oder Daggut, Birkenöl, nennen, und zur Juftengerberei gebrauchen. Die Anwendung des gemeinen Theers iſt bekannt, die Theergalle dient als Eſſigſäure. Aus der übrig bleibenden Kohle oder Pechgriebe wird in verſchloſſenen Öfen, die ſich in einen langen hölzernen Schornſtein endigen, und ganz oben mit einem Siebe verſchloſſen ſind, bei langſamem Feuer und abgehaltener Luft Ruß gebrannt. Auch wird viel Theer durch Erhitzung in offenen Keſſeln über freiem Feuer zu Pech verſotten. Der gelbe und braune Theer geben das helle Pichpech; wird aber auch der ſchwarze dabei zugeſetzt, ſo erhält man ein unreineres und ſchwarzes Schiffspech. F.

Theismus, ſ. Deismus.

Thema heißt eigentlich das, was ausgeſtellt, ausgeſetzt wird; dann ein Hauptſatz, den man ausführen, eine Sache, die man abhandeln will. In der Muſik heißt Thema ein Hauptſatz, den man bei einem Tonſtücke zum Grunde legt, und dann weiter ausführt oder ausbildet, ſo daß er durch das ganze Stück oft, in verſchiednen Wendungen und Tonarten, und unter mancherlei Veränderungen wiederkommt. Er kann aus 2, 3, 4 und mehr Tacten beſtehn, und ſeine Ausführung dient zum Probierſtein für den Scharfſinn und die harmoniſchen Kenntniſſe eines Tonkünſtlers.

Themis (mythol.) war die Göttin der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Ordnung bei den Griechen, ſie war die Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Nach Andern war ſie eine Tochter des Helios. Jupiter liebte ſie, aber lange entfloh ſie ſeinen Umarmungen, bis ſie bei der Stadt Ichnäa in Macedonien, wo ihre Fußſtapfen ſie verrathen hatten, eingeholt, und eine Gemahlin des Gottes der Götter ward. Sie gebar ihm die Horen und die Parzen. Nach Homer wohnte ſie im Olymp, und hatte die Aufſicht über die gleiche Vertheilung der Speiſen beim Mahle, und überhaupt über alles, was zur Ordnung gehört. Orpheus ſingt von ihr (Hymn. 78). Sie, die ſchwarzäugige hochgeborne Göttin, ſtand zuerſt dem delphiſchen Orakel vor, und ertheilte ſelbſt den Göttern Orakelſprüche. Den Apollo lehrte ſie Recht und Gerechtigkeit. Sie, die Berühmte, Schöne, Ehrwürdige, Nachtwandelnde, unterrichtete die Sterblichen in den heiligen Gebräuchen der Bacchusfeſte; von ihr ſchreiben ſich alle Myſterien und Götterverehrun-

gen her. Ihr gehörte der Tempel zu Delphi, deſſen Vorſteherin ſie war, eigenthümlich. Als Prophetin ertheilte ſie daher dem Jupiter und Neptun das warnende Orakel, die Thetis nicht zu heirathen. (M. ſ. Thetis). Zugleich eröffnete ſie auch den Göttern das Schickſal des Achilles. Pindar ſagt, daß die Mören ſie auf goldenem Wagen, und auf leuchtendem Wege von den Quellen des Oceans her zum Olymp gefahren, um die Gemahlin Jupiters zu werden. Bei der Geburt des Apollo ſtand ſie der Latona bei, und reichte dem Neugebornen ſtatt der Muttermilch Nektar und Ambroſia. Auch ſitzt ſie, nach Homer, neben dem Jupiter und unterredet ſich mit ihm.

Themiſtokles, ein ſehr berühmter griechiſcher Feldherr, geboren zu Athen 478 Jahre vor Chr. Geb., zeigte ſchon frühe eine große Lebhaftigkeit des Geiſtes, weßhalb einſt einer ſeiner Lehrer ihm ſagte: „Du wirſt dereinſt nichts Alltägliches werden, aber ein großer Segen oder Fluch deines Vaterlandes.“ Auf Sittenlehre und ſchöne Künſte, die Hauptgegenſtände des athenienſiſchen Unterrichts, achtete er wenig, deſto mehr auf alles, was Staatsſachen betraf. Jemanden, der ihm den Mangel an Kenntniſſen in jenen Künſten vorwarf, antwortete er: „Es iſt wahr, ich verſtehe weder die Harfe noch die Laute zu ſpielen, aber ich weiß, wie man aus einem kleinen Staate einen großen machen kann.“ Liebe des Ruhms war ſeine vorherrſchende Leidenſchaft. Als er nach dem Siege von Marathon ungewöhnlich nachdenkend war, und man ihn nach der Urſache fragte, erwiederte er: die Trophäen des Miltiades werden mich nicht ſchlafen laſſen. In ſeiner Jugend lebte er wild und ſtürmiſch, gab öffentliche Schauſpiele, um ſich bekannt zu machen, und verthat mehr, als er vermochte. Die Athenienſer waren in zwei Parteien getheilt, in die ariſtokratiſche und die demokratiſche. Themiſtokles bewarb ſich um die Gunſt der letztern, während Ariſtides es mit der erſtern hielt. Schnell erwarb er ſich auch durch ſeine Popularität und ſeine gewandte Führung öffentlicher Ämter einen großen, aber nicht ſo unbefleckten Ruhm, als Ariſtides, deſſen einzige Regel die Gerechtigkeit war. Obgleich auch Themiſtokles als Richter unparteiiſch war, ſo ſagte er doch einſt: „Die Götter mögen es verhüten, daß ich nicht immer in einem Gerichte ſitzen muß, wo meine Freunde nicht mehr gelten als Fremde.“ Obgleich er ſein Vaterland aufrichtig liebte, ſo war doch dieſe Liebe der Sorge für ſeine eigene Größe untergeordnet. Nachdem durch die Schlacht bei Marathon der Einfall der Perſer in Griechenland zurückgeſchlagen war, und Themiſtokles voraus ſah, daß die Feinde den Angriff erneuern würden, ſuchte Themiſtokles die Athenienſer zu bewegen, ihre Seemacht zu vergrößern, und hierzu den Ertrag der Silberbergwerke, den ſie ſonſt unter ſich vertheilt hatten, zu verwenden, welches ihm auch zugeſtanden wurde, und nachher in einem Kriege gegen Ägina den Athenienſern ſehr zu Statten kam. Während dieſer Zeit, wo Ariſtides gerade verbannt war, hatte Themiſtokles das größte Anſehen in Athen. Drei Jahre nachher rüſtete ſich Xerxes von neuem, und foderte die Griechen auf, ſich ihm zu unterwerfen. Nach Plutarch bewegte Themiſtokles die Athenienſer, den griechiſchen Dolmetſcher dieſer Auffoderung hinzurichten, allein nach Herodot fand ein ſolches Ereigniß ſchon bei dem erſten Einfall der Perſer Statt. Themiſtokles beredete indeſ-

ſen die Griechen, alle ihre innern Streitigkeiten ruhen zu laſſen, und ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen. Ein gewiſſer Epicydes, der zum Feldherrn ganz unfähig war, hatte jedoch das Volk vermocht, ihn zum Heerführer zu erwählen; aber Themiſtokles kaufte ihm den Oberbefehl mit einem Geſchenk ab, und ward jetzt zum oberſten Anführer ernannt. Da man indeſſen ſeinen Rathſchlägen, die Päſſe von Thermopylä zu decken, nicht folgen wollte, ſo ward bald ganz Böotien von den Feinden eingenommen, welche bereits der Stadt ſich näherten. In dieſer bedrängten Lage ſchlug Themiſtokles, von den auf ſeinen Betrieb erfolgten delphiſchen Orakelſprüchen unterſtützt, den Athenienſern vor, daß ſie ihre Weiber und Kinder nach ſichern Zufluchtsörtern hinbringen, die Stadt den Perſern überlaſſen, und daß alle Waffenfähige ſich auf die Schiffe begeben ſollten. Man genehmigte den Vorſchlag, und alle verwieſenen Bürger aus Athen, mit ihnen auch Ariſtides, wurden zurückberufen. Der letztere unterſtützte ſeinen vormaligen Nebenbuhler Themiſtokles. Der Oberbefehl der verbündeten Flotte, deren größter Theil aus athenienſiſchen Schiffen beſtand, wurde jedoch dem Eurybiades, einem Spartaner, übertragen. Dieſer, durch ſein Amt übermüthig gemacht, wagte es, den Themiſtokles, mit dem er in einen Wortwechſel über die Maßregeln, welche zu nehmen waren, gerieth, zu ſchlagen. „Schlage, aber höre mich!“ rief ihm Themiſtokles. Wahrlich eine Antwort, die man, nach unſern Begriffen von Ehre, wohl von keinem ſo muthvollen Befehlshaber erwarten dürfte. Eurybiades hörte darauf die Gründe des Themiſtokles an, und billigte ſie. Eine Folge hievon war die Schlacht bei Salamis im September 480 vor Chr. Geb., worin die Perſer ihre Flotte größtentheils verloren, und Griechenland von der Unterjochung gerettet wurde. Den vorzüglichſten Antheil an dieſem Siege hatte Themiſtokles, der vor und in der Schlacht ſelbſt eben ſo viel Tapferkeit, als Feldherrntalent und Klugheit bewies. Er rieth den verbündeten Griechen, jetzt nach dem Helleſpont zu ſegeln, und dort die Schiffbrücke, welche Xerxes hatte bauen laſſen, abzubrechen, um ihm den Rückweg nach Aſien abzuſchneiden; allein dies geſchah nicht, weil man fürchtete, dadurch einen durch ſeine Mannszahl noch furchtbaren Feind aufs äußerſte zu bringen. Es ward dagegen eine andre Maßregel genommen; Themiſtokles ließ nämlich dem perſiſchen Könige die Nachricht zukommen, daß die Griechen jene Brücke zerſtören wollten, und daß er ſich alſo eiligſt zurückziehen möchte, ehe dieſer Vorſatz gelänge. Liſt und Ränkeſucht, die nur zu häufig in entehrenden und boshaften Handlungen ſich äußerten, waren Grundzüge in dem Charakter des Themiſtokles. Während er Andros belagerte, ſandte er zu allen benachbarten Inſeln, und drohte ihnen mit einem Einfall. Dadurch erpreßte er große Summen, die er zu ſeinem Beſten verwandte. Ein andermal meldete er, als er mit der Flotte zu Pegaſa in Magneſien lag, den Athenern: daß er einen Vorſchlag zu thun habe, durch deſſen Ausführung der Republik ein außerordentlicher Dienſt geſchehen würde; daß er aber dieſen Plan nicht öffentlich entdecken könne. Man ſandte deßhalb den Ariſtides zu ihm. Dieſer tugendhafte Mann berichtete aber dem Volke: daß der Vorſchlag des Themiſtokles zwar außerordentlich vortheilhaft, aber höchſt ungerecht ſey, worauf man beſchloß, ihn nicht anzunehmen. Themiſtokles

Project war nämlich, alle Schiffe der Flotte, mit Ausſchluß der athenienſiſchen, zu verbrennen, um den Athenienſern die Alleinherrſchaft zur See zu verſchaffen. Der Sieg bei Salamis erhob übrigens den Namen Themiſtokles durch ganz Griechenland auf den höchſten Gipfel des Ruhms; nicht bloß ſein Vaterland Athen, ſondern auch die übrigen Staaten ehrten und belohnten ſeine Verdienſte. Als Athen wieder erbauet war, ſchlug Themiſtokles vor, daß jeder Bürger Antheil an der Regierung haben, und die Archonten ohne Unterſchied aus dem ganzen Volke erwählt werden ſollten. Dies ward genehmigt; allein ſein Vorſchlag, Athen ſo zu befeſtigen, daß es durch einen plötzlichen Überfall nicht könne genommen werden, welcher freilich auch die Zuſtimmung der Athenienſer erhielt, machte die Eiferſucht der Lacedämonier rege. Sie wollten ſich der Ausführung unter dem Vorwande widerſetzen, daß die Perſer, wenn ſie noch einmal Athen, und zwar als einen befeſtigten Platz einnähmen, von dort aus alle griechiſche Staaten würden überwältigen können. Themiſtokles ging deßhalb als Geſandter nach Sparta, um über dieſen Gegenſtand zu verhandeln. Durch mancherlei Verzögerungen und trügeriſche Vorſpiegelungen zog er die Sache ſo lange hin, daß die Athenienſer durch unermüdete Thätigkeit bereits ihre Wälle aufgeführt hatten, ehe noch die Spartaner es erfuhren. Hierauf brach Themiſtokles die ganze Unterhandlung ab, gab ſie für ſein eigenes Machwerk aus, und behauptete, alles ſey recht, wodurch man ſeinem Vaterlande nützen könne. Er bewirkte auch, daß der Pyräeus (jetzt Porto Leone), der vorzüglichſte Hafen der Stadt, erbauet, und durch große Wälle mit derſelben verbunden wurde. Während Themiſtokles ſich um ſeine Landsleute die größten Verdienſte erwarb, zog er ſich den Haß der Spartaner nicht allein durch den Betrug, den er ihnen geſpielt hatte, ſondern auch durch die Vereitelung eines Plans immer mehr zu, wodurch ſie ſich das größte Anſehen in Griechenland zu erwerben trachteten. Sie wollten nämlich, daß alle griechiſche Staaten, die an dem Kriege gegen die Perſer keinen Theil genommen hatten, nicht mehr ſollten Abgeordnete zu dem Rath der Amphiktyonen ſchicken dürfen. Themiſtokles ſah voraus, daß in dieſem Falle, wo Theben, Argos und andre bedeutende Städte vom griechiſchen Bunde ausgeſchloſſen wären, die Lacedämonier das Übergewicht erhalten würden. Er widerſetzte ſich mit Glück; allein die Lacedämonier verbanden ſich mit ſeinen Feinden in Athen, um ſeinen Ruf zu untergraben. Sein Betragen ſelbſt war nicht geeignet, die Eiferſucht ſeiner Neider zu beſänftigen, und er wurde von den Athenienſern durch das Gericht des Oſtraciſmus verbannt. Während ſeines Exils auf Argos theilte ihm Pauſanias, der Spartaner (m. ſ. Pauſanias), einen Entwurf gegen die Freiheit Griechenlands mit, in der Hoffnung, daß Themiſtokles in ſeiner gegenwärtigen Lage darauf eingehen würde. Er ſchlug indeſſen jede Theilnahme ab, ohne jedoch den Pauſanias anzugeben. Nach dem Tode dieſes Mannes fand man Briefe des Themiſtokles an ihn, woraus ſich ergab, daß dieſe Sache zwiſchen ihnen war verhandelt worden. Die Lacedämonier verklagten ihn deßhalb bei den Athenienſern, und dieſe befahlen ihn in Gegenwart der griechiſchen Staaten zur Verantwortung zu ziehen. Ein ſolches Verhör fürchtend, begab ſich Themiſtokles nach der Inſel Corcyra, deren Einwohner ihm wegen wichtiger

Dienſte verpflichtet waren. Auch dort nicht ſicher, ging er nach Epirus, und von da zu dem Könige der Moloſſer, Admetus, den er früherhin beleidigt hatte. Um ſich eine freundliche Aufnahme zu ſichern, ergriff er eine Gelegenheit, den Sohn des Königs in ſeine Arme zu ſchließen, und mit ihm vor der Capelle der Hausgötter des Admetus nieder zu knieen. Aber auch hier verfolgte ihn die Rache der Spartaner. Sie drohten dem Könige mit einem griechiſchen Kriege, wenn er den angeblichen Verbrecher länger beſchützen würde. Der edle Admetus verſorgte ihn deßhalb mit Geld, und ſandte ihn nach einem Hafen am ägäiſchen Meere, von wo er nach mehreren Abenteuern Aſien glücklich erreichte. Er kam endlich an den perſiſchen Hof des Artaxerxes Longimanus. Es war von dem Könige von Perſien ein Preis von 200 Talenten auf den Kopf des Themiſtokles geſetzt. Er verſchaffte ſich Zutritt zum Artaxerxes, gab ſich ſelbſt an, und erhielt dafür die 200 Talente, und das Verſprechen noch größerer Belohnungen, wenn er nützliche Auskunft über Griechenland geben würde. Die Rede, welche er bei dieſer Gelegenheit an den König zufolge der Geſchichtſchreiber gehalten haben ſoll, iſt gemein und wegwerfend, und ſtimmt nicht zu dem Charakter eines großen Mannes. Sie muß ganz und gar erdichtet ſeyn, ſo wie auch der Brief an Artaxerxes, deſſen ähnlichen Inhalt Thucydides aufbewahrt hat. Er bat um Zeit, die perſiſche Sprache zu lernen, und erſchien nach einem Jahre gleich einem Eingebornen an des Königs Hofe. Durch ſeine Geſchicklichkeit und ſeine Talente erwarb er ſich den Beifall des Artaxerxes und ſeiner Familie, und wurde mit der größten Auszeichnung und Güte behandelt. Die Einkünfte von drei Städten, Magneſia, Lampſacus und Myus waren ihm für Brot, Wein und Fleiſch angewieſen; und einige Schriftſteller fügen noch die Einkünfte zwei anderer Städte für Wohnung und Kleidung hinzu. Die letzte Lebenszeit dieſes ausgezeichneten Mannes iſt in Dunkel gehüllt. Plutarch berichtet, daß bei einer von den Athenienſern unterſtützten Empörung Ägyptens gegen Perſien der König ein Kriegsheer nach Griechenland habe ſenden wollen, und daß er deßhalb dem Themiſtokles befohlen habe, jetzt ſchnell ſein Verſprechen zu erfüllen; um jedoch nicht gegen ſein Vaterland die Waffen zu führen, habe er den Göttern geopfert, von ſeinen Freunden Abſchied genommen, und zu Magneſia im 65ſten Jahr ſeines Alters Gift genommen. Thucydides, der Zeitgenoſſe des Themiſtokles, ſagt bloß, er ſtarb an einer Unpäßlichkeit; allein Einige berichten, er habe ſich vergiftet, weil er die Unmöglichkeit ſahe, dem Könige ſein Verſprechen zu erfüllen. Themiſtokles war unſtreitig einer der ausgezeichnetſten Männer Griechenlands, dem er in der gefährlichſten Criſe die wichtigſten Dienſte leiſtete; und nur da erſt flohe er zu den Feinden ſeines Vaterlandes, als dieſes ihn auf das Äußerſte gebracht hatte. Seine Grundſätze übrigens gehen aus dieſer Erzählung hervor. Es ſind noch einundzwanzig Briefe in einem angenehmen und leichten Styl von ihm vorhanden, die vielleicht unecht ſind. Sie ſind nach der ſchottgenſchen Ausgabe von 1710 zu Lemgo (1776, 8.) von J. C. Bremer mit grammatiſchen Zuſätzen und Anmerkungen aufs neue herausgegeben.

N. P.

Themſe (engliſch Thames), der größte Fluß im eigentlichen England, entſteht aus der Vereinigung der Flüſſe Tame und Iſis bei Dorcheſter in der Grafſchaft Oxford, nimmt in ſeinem Laufe verſchiedne kleinere Flüſſe auf, und ergießt ſich 60 engliſche Meilen unterhalb London, unweit Graveſend, in die Nordſee. Oberhalb London liegen an beiden Ufern der Themſe verſchiedne Städte; beſonders aber ſind die Ufer von Richmond an bis London mit Dörfern, ſchönen Landhäuſern und Gärten häuſig angebaut. London ſelbſt liegt an beiden Seiten des Fluſſes, und die Hauptttheile der Stadt ſind durch zwei große Brücken, die über die Themſe gehen, verbunden; die alte oder londoner Brücke (London-Bridge) verbindet das eigentliche London mit Southwark (welches letztere als eine Vorſtadt angeſehen wird), iſt 800 Fuß lang und 30 Fuß breit; die neue Brücke — von 1738 bis 1758 mit einem Aufwande von 500,000 Pf. Sterling erbaut — verbindet Weſtminſter mit Southwark, iſt 1223 Fuß lang, 44 Fuß breit, und ſehr bequem eingerichtet. Der Vortheil, den die Stadt London durch ihre Lage an dieſem Fluſſe hat, iſt ſehr wichtig. Die Fluth des Meeres in der Themſe erſtreckt ſich nicht nur bis London, ſondern noch weiter hinauf bis Kingſton, es können daher mit derſelben große und ſchwer beladene Schiffe faſt bis an die alte Brücke kommen. Unterhalb London, nach der Mündung des Stromes zu, liegen die Städte Greenwich, mit dem vortrefflich eingerichteten Hoſpital für 1500 invalide Seeleute; Deptford, mit einer Docke, wo die königlichen Schiffe gebaut oder ausgebeſſert werden; Woolwich, mit einer Docke zum Bau der Kriegsſchiffe, und mit vielen Magazinen von Kriegsvorräthen; Graveſend, wo die Schiffe ſich gewöhnlich noch mit friſchen Lebensmitteln und gebrannten Waſſern verſehen, ehe ſie in See gehen. Bei Graveſend iſt ein Fort, wo die vorbeigehenden Schiffe wegen der Durchſuchung anhalten müſſen, gegenüber liegt ein andres Fort, Tilbury. Die Einfahrt in die Themſe iſt eben nicht beſonders vertheidigt; daher konnte der kühne holländiſche Admiral de Ruyter den 8ten Juni 1667 bis Chatam mit ſeiner Flotte ſegeln, und dort viele Kriegs- und andre Schiffe verbrennen, wodurch bald darauf der Friede zu Breda bewirkt wurde. Der Ausfluß der Themſe unweit der Stadt Sheerneß auf der kleinen Inſel Shepey, heißt die große Nore; hier verſammeln ſich gewöhnlich die Oſt- und Weſtindienfahrer, ehe ſie ihre Reiſe antreten. In der Nore entſtand im Frühjahr 1797 ein Aufruhr der Matroſen auf 28 königlichen Kriegsſchiffen, der ſehr bedenklich zu werden ſchien, aber durch die Standhaftigkeit der Regierung glücklich gedämpft wurde. Man fand für nöthig, mehr als hundert der Aufrührer hinzurichten. — Über den Sandbänken und Untiefen, welche in der Gegend der Nore ſind, befinden ſich als Zeichen leere Tonnen, welche an einem, an den gefährlichſten Stellen verſenkten Anker feſt gemacht, oben ſchwimmen.

Theocratie, Gottesherrſchaft, wird diejenige Regierungsform genannt, bei der man Gott ſelbſt als den Regenten und die geltenden Geſetze als göttliche Offenbarungen betrachtet. Die Prieſter ſind dabei, als Verkündiger und Ausleger der göttlichen Befehle, die Stellvertreter des unſichtbaren Regenten, der aber auch andre Auserwählte zu dieſer Würde berufen kann. Vergl. die Art. Hebräer und Moſes. In einer wundergläubigen

Zeit wird die Theocratie mehr Anſehn behaupten, als jede andre Regierungsform, das Steigen der Geiſtescultur untergräbt aber ihre Autorität und in unſerm Jahrhundert würde kein civiliſirter Staat bei dieſer Verfaſſung beſtehen. E.

Theodicee (ein griechiſches Wort), die Rechtfertigung der Gottheit wegen der Einrichtung der Welt, der Freiheit des menſchlichen Willens und des Urſprunges des Böſen. Der große Leibnitz gab im Jahr 1710 in franzöſiſcher Sprache ſeinen Verſuch einer Theodicee über die Güte Gottes, die Freiheit des Menſchen und den Urſprung des Böſen heraus. Der Satz, den er darin aufſtellt und ausführt, daß Gott unter allen möglichen Welten, die er hätte ſchaffen können, die beſte gewählt habe, und daß dieſe die unſrige ſey, wurde der Optimismus genannt, und war bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Gegenſtand, der in vielen Schriften angefochten und vertheidigt wurde. Voltaire ſuchte ihn mit ſeinen gewöhnlichen Waffen des Witzes im Candide zu beſtreiten. Leibnitzens philoſophiſches Syſtem hat einer unſrer beſten Dichter, Uz, in einer erhabenen Ode, Theodicee, mit allem Schmucke der Dichtkunſt bekleidet.

Theodor (König), ſ. Neuhof.

Theodora, ſiehe Juſtinian.

Theodorich, König der Oſtgothen, der Große genannt, ein Abkömmling des gothiſchen Heroengeſchlechts der Amaler, wurde 455 nach Chr. Geb. nahe bei Wien geboren. Sein Vater war Dietemir oder Theodomir, welcher mit zwei Brüdern zugleich die Oſtgothen in Pannonien beherrſchte. Als er acht Jahr alt war, wurde er als Geiſel nach Conſtantinopel geſandt, um für die Erfüllung der Friedensbedingungen zu haften, die der Kaiſer Leo mit den Gothen geſchloſſen hatte. Wahrſcheinlich erhielt er auf dieſe Weiſe jene Bildung, die ihn unter den gothiſchen Fürſten vortheilhaft auszeichnete, obgleich ſie ſich bloß auf ſein ſittliches Betragen beſchränkte. Nachdem er zehn Jahre lang an Leo's Hofe geweſen, und mit der größten Gütigkeit behandelt worden, wurde er ſeinem Vater, der damals allein die Oſtgothen beherrſchte, zurückgegeben. Frühe ſchon zeigte er ſeinen kriegeriſchen Geiſt, da er eine Anzahl Truppen heimlich warb, über die Donau ſetzte, einen ſarmatiſchen König überfiel, ihn über die Klinge ſpringen ließ, und mit der gemachten Beute im Triumph zurückkehrte. Durch den Tod ſeines Vaters erlangte er 475 die Regierung über die Oſtgothen. Der Kaiſer Zeno gewann ſich die Freundſchaft des jungen Helden, der nachmals, als Baſiliscus ſich die kaiſerliche Krone angemaßt hatte, viel zu Zeno's Wiedereinſetzung beitrug. Nachmals aber gerieth er mit Zeno in Krieg, weil dieſer ihn zum Beiſtande gegen einen andern Gothen ſeines Namens aufgefodert, aber weder die verſprochenen Truppen geſtellt, noch das nöthige Geld und die Kriegsbedürfniſſe geliefert hatte. Theodorich verband ſich mit dem Gegner des Kaiſers, dem Theodorich, Sohne des Triarius, fiel in Thrazien ein, und verheerte dieſe Provinz mit Feuer und Schwert. Obgleich der Krieg zwiſchen ihm und Zeno mit wechſelndem Glücke geführt ward, ſo machte ſich Theodorich doch immer furchtbarer, und der Tod des Sohnes des Triarius machte ihn zum Regenten der ganzen Nation. Zeno mußte ihm jetzt ſogar die untern Theile von Möſien und Dacien, den Oberbefehl über die kaiſerlichen

Pfalz= oder Hoftruppen und das Conſulat ertheilen, welches Amt er zu Conſtantinopel verwaltete. Weil er indeſſen ſich hier nicht ſicher glaubte, ging er nach Thrazien, vertrieb dort die Bulgaren, und fiel in ihr Land ein. Hierauf wandte er ſeine Waffen gegen den Kaiſer ſelbſt, und bedrohte Conſtantinopel ſogar mit einer Belagerung. Da jedoch Odoaker den letzten abendländiſchen Kaiſer Auguſtulus entthront, und ſich zum Könige von Italien gemacht hatte, gab Theodorich, von Zeno wahrſcheinlich veranlaßt, jenen Vorſatz auf, und zog mit allen an den Gränzen des byzantiniſchen Reichs verſammelten Gothen ab, nach Italien, um es zu erobern und dort ſich niederzulaſſen. Nach vielen Schwierigkeiten erreichte er (489) die Ufer des Sontius bei Aquileja. Odoaker ſtellte ſich ihm hier an der Spitze eines zahlreichen Heers entgegen, allein Theodorich griff ihn im Auguſtmonat an, ſchlug und nöthigte ihn, ſich bis in die Ebenen von Verona zurückzuziehen. Nach einer zweiten noch ſiegreichern Schlacht mußte Odoaker ſeine Zuflucht zu den Wällen von Ravenna nehmen, und Mailand und Pavia, große wichtige Städte, fielen dem Sieger anheim. Doch bald darauf gerieth Theodorich in die größte Gefahr. Einer ſeiner Feldherren, von Odoaker zu ihm übergegangen, lieferte mehrere ſeiner Offiziere an den letztern aus, und zugleich trat auch der Anführer der Rugier, welcher mit ſeinem Heere dem gothiſchen Könige zu Hülfe gekommen war, zu Odoaker über. Auf dieſe Weiſe verſtärkt, eroberte der letztere Mailand wieder, und verwüſtete alle Gegenden umher, die dem Theodorich gehuldigt hatten. Dieſer rief jedoch den König der Weſtgothen, Alarich II., der in Gallien wohnte, zu Hülfe, und von ihm mit einer großen Macht verſtärkt, ſchlug Theodorich ſeinen Feind an der Adda gänzlich aufs Haupt. Odoaker wurde von einem Theile der Gothen in Ravenna, wohin er geflüchtet war, eingeſchloſſen, und alle Plätze, worin er Beſatzungen hatte, wurden dem Sieger unterworfen. Im Herbſte (492) ward Ravenna von Theodorich, der jetzt, mit Ausſchluß dieſer Stadt, Meiſter von ganz Italien war, förmlich belagert, und im Frühling darauf ergab ſich Odoaker durch Hungersnoth gezwungen, gegen das Verſprechen, daß er und Theodorich gemeinſchaftlich Italien beherrſchen wollten. Allein der letztere befreite ſich auf eine ihn entehrende Art von der Pflicht, dieſes Verſprechen zu erfüllen. Er bat den Odoaker zu einem Gaſtmahl, und erſtach ihn, unter dem Vorwande, daß der Ermordete ihn habe umbringen wollen. Vor der Übergabe von Ravenna hatte ſich Theodorich an den Kaiſer Zeno gewandt, und ihn um Ertheilung der italiſchen Königswürde erſucht; aber jetzt nahm er, ohne die weitere Erlaubniß abzuwarten, den Titel eines Königs von Italien an, welchen ihm Zeno's Nachfolger Anaſtius, obgleich ungern, beſtätigte. Nachdem Theodorich auch noch Sicilien durch eine freiwillige Übergabe mit ſeinem Reiche vereint hatte, ſuchte er daſſelbe durch Bündniſſe mit den benachbarten Mächten zu ſichern. Er ſchickte einen Geſandten nach Conſtantinopel, um den Frieden mit dem Kaiſer zu befeſtigen, vermählte ſich mit einer Tochter des Königs der Franken, und gab die eine ſeiner eigenen beiden, mit einer Beiſchläferin gezeugten, Töchter dem Könige der Weſtgothen, die andere dem Sohne des Königs der Burgunder, und ſeine Schweſter endlich vermählte er mit dem Könige der Vanda=

len. Seinen Kriegern gab er den dritten Theil der Ländereien Italiens, und beſchränkte das Kriegshandwerk bloß auf ſeine gothiſchen Unterthanen, während er unter den italieniſchen die Künſte des Friedens und die Handlung zu befördern ſuchte. Die Gothen bekamen ihre Ländereien als Lehne, wofür ſie verpflichtet waren, beim Aufrufe zum Kriege ſich unter ihre Provinzialanführer zu ſtellen, und Kriegsdienſte zu leiſten. Das ganze Reich war zu dieſem Zweck in wohlgeordnete Diſtricte abgetheilt. Die Civilämter wurden mit gebornen Italienern beſetzt, und Theodorich behielt dieſelbe Regierungsform, dieſelben Ämter und Würden, und die nämliche Eintheilung der Provinzen, welche unter den Kaiſern Statt gefunden, bei, ſo daß kaum der Übergang der Herrſchaft von den Römern zu den Gothen bemerkbar war. Ein weſentlicher Unterſchied war jedoch die Einſetzung von Unterrichtern in jeder Stadt, unter dem Titel Grafen, welche die Gerichtspflege verwalten mußten. Die Abgaben waren die nämlichen wie bei den Kaiſern, doch wurden ſie häufig zu Zeiten öffentlicher Noth erlaſſen. Die gewöhnliche Reſidenz des Königs blieb die ſeiner Vorfahren, nämlich Ravenna, welche am gelegenſten war, um die Einfälle barbariſcher Völker zu verhüten, und wenn er ſeinen Aufenthaltsort veränderte, ſo begab er ſich nach Verona. Im J. 500 beſuchte Theodorich Rom, wo er mit der größten Ehrfurcht aufgenommen wurde, und durch anſtändiges Betragen ſich die Liebe und Bewunderung der Römer erwarb. Er verbot ſehr ernſtlich die Zerſtörung und Beſchädigung alter Kunſtwerke, und wies Einkünfte zur Wiederherſtellung der öffentlichen Gebäude an. Die übrigen Städte Italiens erlangten unter ſeiner Regierung viele nützliche und koſtbare Verzierungen, und es iſt anerkannt, daß nach Roms blühendſten Zeiten dieſes ſchöne Land nie ſo glücklich und wohlhabend war. Zu ſeiner Vertheidigung gegen fremde Feinde zur See rüſtete er eine zahlreiche Flotte leichter Schiffe aus, und die Landkriege, die er führen mußte, wurden immer ſchnell geendigt, ohne die Ruhe Italiens zu unterbrechen. In einem Kriege mit den Burgundiern eroberte er Marſeille und die Landſchaften zwiſchen der Durance, den Alpen, dem mittelländiſchen Meere und der Rhone. Er erhielt im Occident das Gleichgewicht, bis es von Chlodwig durch deſſen Sieg über den Alarich umgeſtürzt wurde; indeſſen ſchützte Theodorich ſein Volk gegen die Franken, und that ihren Fortſchritten Einhalt. Theodorich war, gleich ſeinen Voraltern, dem arianiſchen Chriſtenthume ergeben, ohne deßhalb, wie es ſo häufig von Regenten geſchehen iſt, den Völkern, die er beherrſchte, ſeinen Glauben aufdringen zu wollen. Er begnügte ſich mit der Duldung der Meinungen, die er begünſtigte, und verletzte nie die Ruhe und die Vorrechte der catholiſchen Kirche. Indeſſen betrachtete er doch die Papſtwahlen als einen wichtigen Gegenſtand für das öffentliche Wohl; deßhalb foderte er einmal zwei Bewerber um den römiſchen Stuhl vor ſich, und entſchied zu Gunſten des würdigſten. Die Regierung dieſes denkwürdigen Fürſten warf einen vorübergehenden Glanz auf den Namen der Gothen, und ſchuf eine glückliche Epoche, die man mit Vergnügen unter den ſtürmiſchen und unglücklichen Auftritten ſieht, welche den Verfall des römiſchen Reichs begleiteten. An wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen fehlte es übrigens dieſem Fürſten, der nicht einmal ſeinen

Namen ſchreiben konnte, ganz. An dem Caſſiodorus und dem Liberius hatte er übrigens zwei weiſe Miniſter, die den Ruhm ſeiner Regierung theilten. Er vertheilte ſeine Länder zwiſchen ſeinen beiden Enkeln Amalarich und Athanarich, beſtimmte die Rhone zur Gränze, und übertrug ſeiner Tochter Amalaſuntha die Vormundſchaft über den letztern, welcher König von Italien war. Er ſtarb am 30ſten Auguſt 526. Durch innerliche Zwiſtigkeiten wurde gleich nach ſeinem Tode das gothiſche Reich erſchüttert, und der Untergang deſſelben dadurch herbeigeführt. N. P.

Theodoſius (Flavius), unter den römiſchen Kaiſern dieſes Namens der erſte, nach dem Urtheile des orthodoxen Klerus der Große, geboren 345 zu Cauca im nördlichen Spanien, von ſeinem Vater, dem Comes Theodoſius, welchen Gratian 376 ermorden ließ, früh im Kriegsdienſt geübt und zum Feldherrn gebildet, erhielt den 19ten Januar 379 zu Sirmium den Purpur als Cäſar Auguſtus des Orients und Mitregent des Kaiſers. Er hatte dieſe Würde weniger der Reue Gratians, der den gekränkten Sohn dadurch verſöhnen wollte, als ſeinem eignen Gewicht im Heere und der mißlichen Lage des Reichs, das eines ſieghaften Regenten bedurfte, zu verdanken. Die öſtlichen Staaten des römiſchen Kaiſerthums in Aſien, Afrika und Europa bis an die Donau und das adriatiſche Meer, waren damals von zahlreichen, raubluſtigen Feinden theils bedroht, theils ſchon beſetzt und verheert, beſonders die europäiſchen, wo nach der Schlacht bei Hadrianopel den 9ten Auguſt 378, die dem Kaiſer Valens das Leben koſtete, Hunnen, Alanen, Sarmaten und Gothen hauſ'ten. Theodoſius trieb ſie noch im erſten Jahre ſeiner Mitregentſchaft über die Donau zurück, und nöthigte ſie 382 zum Frieden. Die Oſtgothen beſiegte er 386, und erwarb ihr Vertrauen, auch machte er durch tapfre Feldherren ſeinen Namen in Aſien furchtbar, ſo daß die Perſer ſelbſt ſeine Freundſchaft ſuchten. Nicht minder glücklich war er gegen die Nebenbuhler ſeiner Krone. Zwar mochte oder konnte er den ſchwachen Gratian nicht ſchützen, da Maximus ihm 383 Gallien und Britannien, und endlich das Leben nahm, doch nachdem dieſer als Regent beider Provinzen anerkannte Rebell 387 in Italien eingefallen, und Valentinian II., ſtatt ſein Erbe zu vertheidigen, nach Conſtantinopel geflohen war, trat Theodoſius als Beſchützer des jungen Mitkaiſers auf, entſchied durch eine glückliche Schlacht, in der ſein Gebet ihm den Sieg verſchafft, und ein Sturmwind die feindlichen Pfeile gegen ihre Schützen zurückgetrieben haben ſoll, im Sommer 388 über den Beſitz des ganzen occidentaliſchen Kaiſerthums zu Valentinians Vortheil, und ließ den zu Aquileja gefangnen Maximus hinrichten. Durch eine allgemeine Amneſtie beruhigte er das Reich und hielt 389 ſeinen Triumph in Rom. Was er hier für ſeinen Mitkaiſer gethan hatte, ſollte noch ihm ſelbſt zu Statten kommen. Arbogaſt, ein fränkiſcher Feldherr am Hofe Valentinians zu Rom, ermordete dieſen jungen Fürſten 392, und ſetzte an ſeine Stelle einen Rhetor Namens Eugenius. Dieſen Uſurpator überwand Theodoſius 594, und machte ſich dadurch zum Alleinherrſcher des ganzen römiſchen Reichs. Unſtreitig hatte er mehr als ſeine Mitregenten und Nebenbuhler Beruf zum Regieren. Ein kraftvoller, feuriger Geiſt, eine ununterbrochne Thätigkeit und Wachſamkeit, eine Klugheit, die Ernſt und Milde nach den Umſtänden zu mi-

ſchen wußte, und eine meiſt glückliche Wahl in Anſehung ſeiner Räthe und Beamten zeichneten dieſen Kaiſer als einen der ruhmwürdigſten in der Reihe ſeiner Vorgänger und Nachfolger aus. Er ſtellte die Ordnung im Innern und das Anſehn des römiſchen Namens bei den Barbaren her, gab weiſe Geſetze für das bürgerliche Leben und die Kirchenverfaſſung, die in den Codex des jüngern Theodoſius gekommen ſind, und zeigte auch in ſeinem Privatleben und bei perſönlichen Beleidigungen mehr Selbſtbeherrſchung und Großmuth, als man damals auf dem Throne zu ſehen gewohnt war. Freilich ſind die Lobreden der Kirchenſchriftſteller auf ihn nicht ganz zuverläſſig. Noch zu Theſſalonich, ſeiner erſten Reſidenz, hatte er ſich 380 taufen laſſen, und ſeinen Eifer für das nicäiſche Symbolum durch Edicte gegen die Ketzer bewieſen, die in der chriſtlichen Kirche das erſte Beiſpiel bürgerlicher Strafen wegen religiöſer Irrthümer gaben. Die Arianer erklärte er für unfähig, Teſtamente zu machen und gerichtliche Zeugniſſe abzulegen, die Manichäer beraubte er aller bürgerlichen Rechte, und übertrug gewiſſen Biſchöfen förmlich das Geſchäft, dieſe Ketzer aufzuſpüren und zu verfolgen. Auf der 381 gehaltenen Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel, wo er ſeit dem 24ſten November 380 reſidirte, ließ er ſich ganz als Werkzeug der orthodoxen Biſchöfe brauchen, um den Rang und die Diöceſanverhältniſſe der Patriarchen und Erzbiſchöfe nach ihren Abſichten zu beſtätigen, und neue Verfolgungen gegen die Antitrinitarier zu verhängen. Noch ſchärfer verfuhr er gegen die zahlreichen Heiden im römiſchen Reiche; erſt ſchmälerte er ihre bürgerlichen Rechte und ſchränkte ihre Religionsübung ein, 392 erließ er aber ein allgemeines Verbot alles Götzendienſtes, zufolge deſſen die gewaltſame Zerſtörung der Tempel und heidniſchen Kunſtwerke durch wüthende Mönchshaufen geduldet, wenn auch nicht anbefohlen wurde. Gegen die Juden war er am gelindeſten. Mochte nun an dieſer Handlungsweiſe mehr die Politik oder mehr der Eifer für das Chriſtenthum Antheil haben; daß Theodoſius ſich in ſeiner religiöſen Denkart nicht über ſein Zeitalter erhob, zeigt ſeine Abhängigkeit von dem damals ſchon anmaßenden und zur Begünſtigung des Aberglaubens geneigten Klerus. Die orthodoxen Biſchöfe hatten nicht nur auf jene Edicte gegen Ketzer und Heiden entſchiedenen Einfluß, ſie wußten ihn ſogar zur Zurücknahme einiger weiſen Geſetze gegen kirchliche Mißbräuche zu beſtimmen, und noch nie hatte ein Kaiſer geduldet, was ihm Ambroſius in Mailand zumuthete. Denn da Theodoſius die Ermordung ſeines Militärpräfects bei einem Volksaufſtande zu Theſſalonich 390 im erſten Grimme durch den Befehl, dieſe Stadt der Wuth ſeiner Soldaten Preis zu geben, gerächt und der zügelloſe Kriegerhaufe darin bei einer allgemeinen Plünderung 7000 Einwohner niedergemetzelt hatte, wies ihn nach ſeiner Ankunft in Mailand der Biſchof von den Thüren der Kirche zurück. Acht Monate lang mußte er im Bann bleiben und Kirchenbuße thun, bis ſeine Demüthigung unter den geiſtlichen Arm den Biſchof endlich beſänftigte. An Schadenerſatz für die Familien der Ermordeten und Beraubten zu Teſſalonich dachte der heilige Mann keineswegs, der Kaiſer ſollte nur fühlen und bekennen, wie hoch ein Prieſter über ihm ſtehe. Für dieſen Gehorſam erhielt Theodoſius den Beinamen des Großen, und die beſondre Ehre, chriſtlichen Königen von ihren Beichtvätern

als Muſter vorgeſtellt zu werden. Daß er es aber in der Politik nicht ſeyn konnte, zeigte ſeine Verfügung über die Thronfolge, in der er ſeinem älteſten Sohne Arkadius das oſtrömiſche und dem jüngern Honorius das weſtrömiſche Reich beſtimmte; zwar ſollten beide Erbtheile ein Reich ausmachen, und die Brüder feſt zuſammenhalten, aber immer blieb es einer der größten politiſchen Fehler, die die Geſchichte kennt, über einen kaum vereinigten, ſtets bedrohten Staat ſo zu verfügen. Schon am 17ten Januar 395 ſtarb Theodoſius zu Mailand, und ließ die nun durch die Eiferſucht der beiden Brüder und ihrer Miniſter für immer getrennten Theile des Reichs in den Händen dieſer unwürdigen Söhne, deren ſchwache und unglückliche Regierung den Verfall der alten Römergröße beſchleunigte. E.

Theogonie heißt die Lehre von der Erzeugung und Genealogie der Götter, wie ſie aus alten Mythen geſammelt wurde. Vergl. d. Art. Heſiod.

Theokrit, der Meiſter des Hirtengeſanges, lebte um 280 v. Chr. Geb., und wurde zu Syracus geboren. Sein Vater hieß Praxagoras, und ſeine Mutter Philine. Von Syracus zog er nach Ägypten, wo er von den Königen Ptolemäus Lagi und Philadelphus wohl aufgenommen und in Ehren gehalten wurde. Dennoch kehrte er wieder nach Syracus zurück, wo er von dem Hiero II., wegen einer beleidigenden Äußerung, mit dem Tode beſtraft worden ſeyn ſoll. Wir beſitzen von ihm noch dreißig Idyllen oder ländliche Gemählde, unter denen ſich jedoch mehrere befinden, welche von andern Verfaſſern herrühren. Ob er gleich für uns der älteſte Idyllendichter iſt, ſo war er doch nicht der erſte. Die meiſten ſeiner Hirtengedichte haben eine dramatiſche Form, und enthalten Wechſelgeſänge ſangkundiger Hirten. Durch den doriſchen Dialect, in dem er dichtete, erhält ſeine Sprache noch mehr Wohllaut, und die vollen Töne dieſer griechiſchen Sprachmuſik ſind der ländlichen Natureinfalt ſehr angemeſſen. Die Ausgaben von Valkenär, Harles, Stroth und Schäfer ſind die beſten. Unter allen Überſetzungen genügt es, Eine zu kennen, von dem deutſchen Theokrit Voß. Kl.

Theologie. Der Ausdruck Theologie umfaßte bei den Griechen Lehrſätze und Mythen über die Götter, die Natur derſelben, und die Entſtehung der Welt. Man unterſchied eine mythiſche Theologie, den Inbegriff deſſen, was die Dichter vom Urſprunge der Welt und der Natur der Götter ſagen, eine politiſche, die Lehren, welche der Staat über dieſe Gegenſtände öffentlich feſtgeſetzt und autoriſirt hat, eine phyſiſche, die Ausſprüche der Philoſophen. Theologen nannte man diejenigen, welche ſich mit Unterſuchungen über jene Fragen beſchäftigen. Vergl. Cicero de natura Deorum 3, 21; Auguſtinus de civitate Dei, B. 6, Cap. 5; Clemens von Alexandrien in dem Werk: Stromata, B. 5, S. 676. Davon muß aber die chriſtlich-kirchliche Bedeutung des Ausdrucks wohl unterſchieden werden. Im ältern chriſtlichen Sprachgebrauch bezeichnete Theologie die Lehre von der göttlichen Natur Jeſu Chriſti, oder auch die geſammte Dreieinigkeitslehre. Vergl. Athanaſius in der zweiten Rede gegen die Arianer in ſ. Werken 1ſter Theil, S. 323; Euſebius Kirchengeſchichte, 1. B. 1. Cap. Seit dem 11ten Jahrhundert gab man dem Ausdruck Theologie einen wei-

tern Umfang, und bezog ihn auf die Lehre von Gott und ſeiner Verehrung überhaupt, oder auch auf die ganze Summe der chriſtlichen Glaubenslehren. In dieſem letztern Sinne ſchrieb ſchon der Scholaſtiker Petrus Abälardus im 12ten Jahrhundert eine Theologie. In neuern Zeiten hat man jedoch den Begriff der chriſtlichen Theologie noch genauer von dem Begriffe der chriſtlichen Religion ſelbſt unterſchieden, und bezieht nun jenen Ausdruck auf die gelehrte Kenntniß und den gelehrten Unterricht vom Chriſtenthum, wie er dem Religionslehrer nöthig iſt. Gelehrt iſt diejenige Kenntniß vom Chriſtenthum, welche die möglichſte wiſſenſchaftliche Gründlichkeit und ſyſtematiſche Ordnung beſitzt. Sie verlangt daher Einſicht in die alten Sprachen, welche den Ausleger der Bibel in den Stand ſetzt, durch genaue Vergleichung des hebräiſchen und griechiſchen Originaltextes ſelbſt zu entſcheiden, was wahrer Sinn der Bibel, was echte bibliſche Lehre ſey, ferner den Beſitz aller der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe überhaupt, welche zu einer richtigen Erklärung der Bibel gehören, ſodann eine mehr als oberflächliche Bekanntſchaft mit der Geſchichte der chriſtlichen Kirche, welche theils die deutlichſten und überzeugendſten Beweiſe für die ſiegende Kraft, Wahrheit, Göttlichkeit des Chriſtenthums darbietet, theils über die allmählige Ausbildung und Geſtaltung einzelner Kirchenlehren das nöthige Licht verbreitet, und endlich philoſophiſch-wiſſenſchaftliche Bildung, um das Verhältniß, in welchem die geoffenbarte Religion des Chriſtenthums zu den Forſchungen der menſchlichen Vernunft über Gegenſtände des religiöſen Glaubens ſteht, richtig zu würdigen, und das Einzelne, was wir als reine bibliſche Lehre in unſern heiligen Urkunden anerkannt haben, mit ſteter Hinſicht auf die oberſte leitende Idee des Chriſtenthums, zu einer gewiſſen Ordnung zu verknüpfen. Einer ſolchen philologiſch-hiſtoriſch-philoſophiſch gelehrten Kenntniß der Lehren und Wahrheiten des Chriſtenthums bedarf nothwendig der Religionslehrer, damit er das Chriſtenthum mit der feſten und innigen Überzeugung, daß er der heiligen Schrift gemäß lehre, vortragen und ſeine Überzeugungen, wo es nöthig iſt, gegen Zweifler oder Andersdenkende mit Gründen vertheidigen könne. Der Laie bedarf dieſes gelehrten Apparats nicht, und würde, bei dem Mangel an Vorkenntniſſen, an Bildung, Zeit und Muße, nicht einmal im Stande ſeyn, Gebrauch von demſelben zu machen. Den Bedürfniſſen des Laien entſpricht eine ſolche Darſtellung des Chriſtenthums vollkommen, die ihm die weſentlichen Wahrheiten und Lehren der neuteſtamentlichen Urkunden in einer faßlichen und anſchaulichen, ſo viel als möglich aus dem N. T. ſelbſt geſchöpften Sprache mittheilt, da, wo es nöthig iſt, von Erläuterungen und Gründen unterſtützt, wie ſie auch ohne Kenntniß der alten Sprachen, und ohne wiſſenſchaftliches Studium der Geſchichte und Philoſophie gefaßt werden können. Er begnügt ſich mit dieſem Unterricht, und kann ſich in der That damit begnügen, ſobald er nur von den Männern, denen er jenen Unterricht verdankt, vorausſetzen darf, daß es ihnen weder an gutem Willen und heiliger Ehrfurcht gegen die Urkunden des chriſtlichen Glaubens, noch an richtiger, gründlicher, gelehrter Einſicht in den wahren Sinn und Geiſt der Bibel fehlt. Wir unterſcheiden alſo jene gelehrte Kenntniß und Unterweiſung im Chriſtenthum, wie ſie der Religionslehrer braucht, unter dem

Namen Theologie von dieſer populären Art, die Wahrheiten des Chriſtenthums zu erkennen und Andern darzuſtellen, welche man auch bisweilen die catechetiſche Methode (ſo wie jene die acroamatiſche) zu nennen pflegt. Man kann übrigens, wenn man von dieſem Begriffe der Theologie ausgeht, eine ſubjective und objective Bedeutung des Ausdrucks unterſcheiden. Theologie in ſubjectiver Bedeutung iſt eine gelehrte und gründliche Kenntniß des Chriſtenthums, welche man beſitzt; im objectiven Sinn, ein gelehrt und gründlich dargeſtelltes Syſtem der Lehren des Chriſtenthums, welches man ſchriftlich oder mündlich vorträgt. Was zur chriſtlichen Religion gehört, muß nothwendig auch einen Beſtandtheil der chriſtlichen Theologie ausmachen; man kann aber nicht umgekehrt alle Unterſuchungen, alle Definitionen, alle Eintheilungen, alle Kunſtausdrücke, welche in der Theologie angeſtellt und gebraucht zu werden pflegen, als weſentliche Theile des zur allgemeinen Menſchenreligion für Gelehrte und Ungelehrte aller Zeiten und Völker beſtimmten Chriſtenthums betrachten. Da ſchon frühzeitig viele durch wiſſenſchaftliches Studium gebildete Männer zum Chriſtenthum übertraten, da ſehr bald über einzelne Punkte der chriſtlichen Glaubenslehre abweichende Meinungen in den chriſtlichen Gemeinden und unter Lehrern der Kirche entſtanden, da das Chriſtenthum auch nicht ſelten gelehrte Gegner fand, welche mit Waffen der Gelehrſamkeit beſtritten und überwunden werden mußten; ſo mußte ſich auch frühzeitig aus dem Chriſtenthum eine chriſtliche Theologie entwickeln. S.

Theomantie (aus dem Griechiſchen), war diejenige Wahrſagung, wo ein Gott ſelbſt den Menſchen zukünftige Dinge eingab. Sie unterſchied ſich von den Orakeln dadurch, daß dieſes öffentliche an beſtimmten Orten und zu beſtimmten Zeiten angebrachte Weißagungsanſtalten waren; jene aber war Privatſache, die den Theomanten — ſo hieß der, welchem ein Gott etwas eingab — überall wiederfahren konnte. Solche Theomanten, deren es in alten Zeiten ſehr viele gab, geberdeten ſich, wenn ſie ſich von der Gottheit begeiſtert wähnten, theils wie Wahnſinnige, die in ſchreckliche Verzuckungen fielen, theils aber nahmen ſie auch eine beſondre Ruhe und Stille an, und gewöhnlich machten ſie durch Waſchen, Aufſetzen von Lorbeerkränzen, Räucherungen und dergl. ihre Vorbereitungen zu dem Wahrſagen. Dieſer Theomanten gab es beſonders drei Claſſen: 1. die Beſeſſenen, d. h. ſolche, welche von Dämonen beſeſſen zu ſeyn glaubten oder vorgaben. Die meiſten von dieſen waren wahrſcheinlich Bauchredner; 2. die Enthuſiaſten (Enthuſiaſtä, Theopneuſtä), welche einen gewiſſen Enthuſiasmus vorgaben, in welchen ſie die Gottheit verſetzt habe; 3. die Ekſtatiker, d. h. ſolche, welche in eine Entzückung oder Ekſtaſe fielen. Sie lagen gleich einem Todten oder Schlafenden ohne Empfindung und Bewegung da, und wenn ſie wieder zu ſich kamen, erzählten ſie die ſeltſamſten Dinge von dem, was ſie gehört und geſehen haben wollten. Man erklärte ſich dies durch die Hypotheſe, daß die Seele den Körper verlaſſen, und durch die Welt umher wandern, und ſogar in den Aufenthalt der Götter und Verſtorbenen kommen könne. Übrigens gab es nicht bloß bei den Griechen ſolche Wahnſinnige und Betrüger, ſondern es gab deren bei allen ungebildeten Völkern.

Theophane (mythol.), eine Tochter des Altes oder Bysaltis. Ihre Schönheit reizte viele Jünglinge, um ſie zu werben; aber Neptun entführte ſie in die Inſel Crumiſſa. Die Freier erfuhren es, und eilten dahin, um die ſchöne Braut dem Gott zu entreißen; aber Neptun verwandelte ſich in einen Widder, die Theophane in ein ſchönes Schaf, und die Bewohner der Inſel in Hornvieh. Die Freier, welche nichts als Thiere fanden, fingen an zu ſchlachten und zu ſchmauſen. Neptun darauf erzürnt, verwandelte ſie in Wölfe. Mit der Theophane aber erzeugte er den Widder Chryſomallus, der den Phryxus nach Colchis führte, und deſſen goldenes Fell die Argonautenfahrt veranlaßte.

Theophanie hieß bei den Griechen die Erſcheinung des Gottes, ein Feſt zu Delphi, das man an dem Tage feierte, wo Apollo ſich den Delphiern offenbart hatte. Nach Herodot füllten ſie an demſelben den großen Becher mit Wein, welchen Cröſus nebſt einem goldenen, der 8½ Talente und 12 Minen wog, dem Tempel Apollo's verehrt hatte.

Theophilanthropen oder Theanthrophiten, d. h. Freunde Gottes und der Menſchen, nannte ſich eine religiöſe Geſellſchaft, die während der Revolution in Frankreich durch den Wunſch, die in der Schreckenszeit aufgelöſ'te gemeinſchaftliche Religionsübung ohne Rückkehr zu den mit einem reinen Deismus unverträglichen poſitiven Dogmen und Gebräuchen der chriſtlichen Kirchen wiederherzuſtellen, ein kurzes Daſeyn erhielt. Im Jahre 1796 traten fünf Familienväter zu Paris, Chemin, Mareau, Janes, Hauy, der Vorſteher des Blindeninſtituts und Bruder des Phyſikers, und Mandar zuſammen, und hielten den 16ten December in Hauys Inſtitutsgebäude die erſte Verſammlung, deren Zweck Gottesverehrung, Erbauung und Belehrung im Sinne der natürlichen Religion war. Die Verſammlungen wurden wöchentlich mit Gebet, Reden, moraliſchen Vorleſungen und Geſängen gehalten, und bald durch eine Menge neuer Mitglieder aus dem Haufen der zuſtrömenden Zuſchauer ſo zahlreich, daß die Geſellſchaft mehrere große Locale brauchte. Das Directorium erlaubte den Theophilanthropen den Mitgebrauch von zehn Pfarrkirchen zu Paris, wo ſie im Schiff ihren Gottesdienſt erſt an den Decaden, dann Sonntags nach den Catholiken in der Mittagsſtunde hielten. Die Tempel wurden dazu eigends verziert. Man ſah darin religiöſe und moraliſche Inſchriften, einen antiken Altar, wie er auf den Bühnen gebraucht wird, darauf einen Korb mit Blumen zum Opfer für das höchſte Weſen, eine Kanzel zum Vorleſen und Predigen, allegoriſche Gemählde und Fahnen mit Emblemen und Inſchriften, alles im neuſten Geſchmack. Einen beſondern geiſtlichen Stand wollten die Theophilanthropen nicht, doch ſtellten ſie Geſellſchaftsbeamte, Aufſeher, Tempelvorſteher, Leſer und Redner an, welche einen weißen Talar über blauer Unterkleidung mit buntem Gürtel beim Gottesdienſt trugen, aber weder Vorrechte hatten, noch Einkünfte genoſſen. Zum Glaubensbekenntniß gehörten bloß die Dogmen von Gott und Unſterblichkeit; die Lehre war ein Deismus, im Weſentlichen aus der evangeliſchen Wahrheit entlehnt, voll practiſcher Moral, deren Princip nur durch vorherrſchenden Eudämonismus vom chriſtlichen abwich, die Liturgie einfach, wie die proteſtantiſche, doch mehr noch auf Rührung berechnet; Ermunterungen zur Beſſerung knüpften ſich darin an

ſtillſchweigende Prüfungen des ſittlichen Verhaltens an, auch um Verzeihung der Fehler wurde Gott gebeten, doch Jeſus, den man unter den Weiſen aller Zeiten mit Achtung nannte, nicht als Erlöſer betrachtet. Am reichſten behandelten die Schriften der Theophilanthropen, deren Chemin die meiſten herausgab, die Pflichtenlehre. Natur-, Vaterlands-, Gatten- und dergl. Feſte wurden außerordentlich gefeiert. Die Stelle der Taufe vertrat eine Einweihung durch Ermahnungen an Ältern und Pathen, der Confirmation eine Aufnahme mit Gelübden, der Trauung eine ſymboliſche Verknüpfung des Brautpaars durch Ringe und Bänder, die um die Hände geſchlungen wurden, andre Gebräuche fanden nicht Statt. Beſondre Schulen errichtete man zur Unterweiſung der Jugend im Theophilanthropismus. Die Koſten des Gottesdienſtes ſollten durch Collecten und Beiträge der Mitglieder beſtritten werden, doch ſchoß die Directorialregierung kleine Summen zu. In vielen Provinzialſtädten kam es meiſt durch nachdrücklichen Betrieb der Behörden und zum Nachtheil der Catholiken zu Nachahmungen des Gottesdienſtes der pariſer Theophilanthropen, zu Sens mit Einmiſchung chriſtlicher Gebete und Gebräuche, und ſchon hegten ſie, da ihre Geſellſchaft keine Secte, ſondern ein moraliſches Inſtitut für alle Parteien ſeyn wollte, große Erwartungen von ihrer Ausbreitung in andern Ländern, freilich ohne Erfolg. Der Verſuch des Piariſten Movardo zu Turin ſchlug ganz fehl. In Frankreich ſelbſt war ihr Untergang vorauszuſehen, da nicht nur der immer noch mächtige und durch die proclamirte Toleranz wieder ermuthigte Catholicismus ihnen mit aller Kraft entgegenwirkte, ſondern auch unter den Gemeinden in Paris wegen hierarchiſcher Anmaßungen einiger Vorſteher Spaltungen entſtanden, und die Sättigung der Neugier den erſten Enthuſiasmus abkühlte, die Beiträge verminderte und eine Menge ſchnell angeworbener Mitglieder abtrünnig machte. Überhaupt war das Volk in Frankreich, deſſen Unterricht in der Religion und Moral hinter den Leiſtungen des deutſchen Schulweſens weit zurückſteht, durchaus nicht reif für eine philoſophiſche Religion. Der Menge zu hoch, den Revolutionsmännern zu rein und edel, und durch den Mangel aller göttlichen Autorität der Stützen beraubt, ohne die keine Religion zu öffentlicher Geltung und Würde gelangt, konnte der Theophilanthropismus weder genug anziehen, noch genug Ehrfurcht gebieten, um an der Stelle des Chriſtenthums Nationalreligion zu werden. Als das Werk einiger beredten Schriftſteller und ſchwärmeriſchen Weltverbeſſerer hatte er daher das Schickſal einer Modethorheit, die man einige Zeit mitmacht, um ſie dann wieder zu beſpötteln. Das Concordat mit Pius III. gab dem alten Glauben neues Gewicht, und da die Conſuln 1802 die Fortſetzung der öffentlichen Verſammlungen der Theophilanthropen in den Kirchen unterſagten, ging ihr Inſtitut, das ohnehin ſchon wegen Mangels an Mitgliedern zu Paris auf vier Locale eingeſchränkt war, als Geſellſchaft völlig unter, wenn auch die Meinung und Anſicht, die es begründet hatte, bis jetzt das ſtille Bekenntniß der Meiſten von denen blieb, die man in Frankreich Philoſophen nennt. E.

Theophraſtus, ein berühmter griechiſcher Philoſoph, geboren im J. 271 vor Chriſti Geburt zu Ereſium, einer Seeſtadt der Inſel Lesbos. Nachdem er in ſeinem Vaterlande die erſte Erzie-

hung genoſſen hatte, ſandte ihn ſein Vater nach Athen, wo er zuerſt ein Schüler des Plato, darauf des Ariſtoteles wurde. Er machte in der Philoſophie und Beredtſamkeit ſo große Fortſchritte, daß Ariſtoteles, wie derſelbe ſich nach Calcis begab, den Theophraſtus zu ſeinem Nachfolger als Lehrer der peripatetiſchen Schule beſtimmte. In dieſem Amte, welches er 323 nach Ch. G. übernahm, erlangte er einen ſo hohen Ruf, daß er 2000 Schüler gehabt haben ſoll, unter denen ſich Nicomachus, Sohn des Ariſtoteles, Eraſiſtratus, der berühmte Arzt, Demetrius Phalereus und Menander befanden. Sein Ruhm verbreitete ſich auch ins Ausland, und er erhielt eine Einladung vom Ptolemäus nach Ägypten und vom Caſſander nach Macedonien. Zweimal rettete er ſein Vaterland von der Herrſchaft von Tyrannen, und wurde von den Athenienſern ſo hoch geachtet, daß, als er einſt wegen gottloſer Grundſätze, die er behauptet haben ſollte, angeklagt ward, der Ankläger ſelbſt kaum der Strafe entging, die er dem Theophraſt zugedacht hatte. Sehr freigebig trug er zu den Koſten der öffentlichen philoſophiſchen Verſammlungen bei, erſchien immer in einem ſehr koſtbaren Anzuge in den Schulen, und ſuchte beſonders in ſeinen Reden ſich mit Würde und Anmuth auszudrücken. Wegen dieſer letztern Eigenſchaft ſoll Ariſtoteles ſeinen urſprünglichen Namen Tyrtamus zuerſt in Euphraſtus (der ſchöne Redner) und dieſen nachher wieder in Theophraſtus (der göttliche Redner) verwandelt haben. Gegen das Ende ſeines Lebens ward er ſo ſchwach, daß er auf einem Bette in die Schule getragen werden mußte. Obgleich er ein Alter von 85 Jahren erreichte, ſo beklagte er doch die Kürze des menſchlichen Lebens, indem er bemerkte, daß die Natur den Hirſchen und Krähen ein langes Daſein, welches für ſie doch von geringem Werthe ſei, geſtatte; daß aber dahingegen der Menſch, wenn er kaum den Gipfel des Wiſſens erblicke, ſterben müſſe, ohne ihn zu erreichen. Deßhalb ſagte er auch noch zuletzt ſeinen Schülern: der Menſch müſſe ſterben, wenn er anfinge zu leben. Sie möchten daher mehr darnach trachten, die Freuden des Lebens zu genießen, als ſich einen Nachruhm zu erwerben. Das ganze athenienſiſche Volk wohnte ſeinem Leichenbegängniſſe bei. Theophraſtus war Verfaſſer einer großen Anzahl dialectiſcher, methaphyſiſcher, moraliſcher und phyſikaliſcher Schriften. Seine Meinungen unterſcheiden ſich in mehrerer Hinſicht von denen des Ariſtoteles, und enthalten weſentliche Zuſätze zu dem peripatetiſchen Syſtem. Er hielt dafür, daß die Claſſen oder Kategorien eben ſo zahlreich wären, wie die Veränderungen und Bewegungen, denen die Weſen ausgeſetzt wären, und daß zu dieſen Bewegungen und Veränderungen die Wünſche, das Verlangen, die Gedanken und Urtheile gerechnet werden müßten. Einige ſeiner moraliſchen Ausſprüche zeichnen ſich beſonders aus, z. B. achte dich ſelbſt, und du wirſt nicht Urſache haben vor Andern zu erröthen; die Schamröthe iſt die Farbe der Tugend, ꝛc. Von ſeinen Schriften, deren Diogenes Laertius mehr als 200 aufzählt, haben nur wenige unſere Zeiten erreicht. Das bekannteſte iſt eins unter dem Titel Charaktere (Theophrasti Characteres s. Notationes Morum ex ed. Fischeri Coburgi 1773. 8. ed. Schneideri Jen. 1799. 8. überſ. mit Anmerkungen von Hottinger und Jacobs in Wielands attiſchem Muſeum B. 1 St. 3. B 2. St. Dieſe ſind Schilderungen menſchlicher Thorheiten und Sitten.

Dies Werk iſt häufig von neuern Schriftſtellern nachgeahmt worden, von keinem vielleicht mit größerm Glücke, wie von la Bruyere. Außerdem beſitzen wir noch von ihm eine „Naturgeſchichte der Pflanzen"" und mehrere in die Naturgeſchichte einſchlagende Werke. Die beſte vollſtändige Ausgabe der ſämmtlichen Schriften iſt von Daniel Heinſius (Lugd. Bat. 1613. in fol.) griechiſch und lateiniſch herausgegeben. Unter den Ausgaben der „Geſchichte der Pflanzen" iſt die von Bodaeus (Amst. 1644. fol. graece et latine) die vollſtändigſte.

Theophraſtus Paracelſus, ſ. Paracelſus.

Theorbe (Tiorba) iſt ein der Laute zum Theil ähnliches Inſtrument (ſ. Laute,) wenigſtens was den Körper und den — wiewohl längern — Hals betrifft, daher es auch von den Italienern bisweilen Archiliuto genannt wird. Sie hat vierzehn bis ſechzehn Chorſaiten, wovon die acht großen Saiten im Baſſe zweimal ſo lang und dick ſind, als die bei der Laute. Dies Inſtrument, das jetzt ziemlich unbekannt geworden iſt, brauchte man mehr zum Accompagnement, da hingegen auf der Laute auch Melodie geſpielt wird, ſo wie denn auch das Syſtem der Theorbe fünf Linien mit ordentlichen Noten, hingegen die Laute ſechs und Buchſtaben hat; auf der Theorbe iſt keine ſogenannte Geſangſaite (Chanterelle — Quinte) nöthig, wie bei der Laute, da jene eine Terz tiefer, von der erſten Saite an gerechnet, anfängt. Auch gibt es theorbirte Lauten, wenn nämlich der ſonſt zurückgebogene Lautenhals gerade ausgeht, ſo daß ſich die Baßſaiten beſſer darauf ſchicken.

Theorie (von θεωρία, das Beſchauen, Betrachten) bezeichnete urſprünglich die Speculation, ſpeculative Erkenntniß, d. i. die Erkenntniß und die Unterſuchung überſinnlicher Dinge, dann die wiſſenſchaftliche Erkenntniß, Wiſſenſchaft überhaupt, im Gegenſatze der Praxis, oder der Anwendung und Ausübung derſelben in der Wirklichkeit. Die Fähigkeiten zu beiden ſind in der Wirklichkeit oft getrennt, wiewohl ſie in der Seele ſelbſt innig verbunden ſind, und eine gründliche Praxis auch eine gute Theorie vorausſetzt. Daher unterſcheiden wir den Theoretiker, d. h. den, welcher einen Gegenſtand bloß wiſſenſchaftlich betrachtet und ſeine Geſetze zu beſtimmen verſteht, und den Practiker, der in der Anwendung dieſer Geſetze geübt iſt, welches oft ohne deutliches Bewußtſeyn Statt findet. Der abgeleitete Ausdruck theoretiſch kann aber ſowohl auf den Gegenſtand als auf die Behandlung derſelben bezogen werden. Theoretiſch heißt 1. in Beziehung auf den Gegenſtand im Allgemeinen, was die Erkenntniß betrifft oder zum Gegenſtande hat, erklärend, unterſuchend, z. B. theoretiſche Erkenntniß, theoretiſche Philoſophie (welche das Erkenntnißvermögen und das Erkennbare zum Gegenſtande hat); theoretiſche Vernunft, die Vernunft als höhere Erkenntnißkraft, Vermögen der Ideen, insbeſondere der theoretiſchen; dahingegen iſt practiſche Erkenntniß in dieſem Sinne die, welche das Handeln zum Gegenſtand hat; die practiſche Philoſophie, welche Vorſchriften für das Handeln enthält. 2. in Beziehung auf die Behandlung: der bloßen Erkenntniß nach, reinwiſſenſchaftlich, d. i. ohne Rückſicht auf die Hervorbringung eines Gegenſtandes, oder auf Fälle der Anwendung. So z. B. redet man ſelbſt von einem theoretiſchen Vortrag einer Wiſſen-

ſchaft, und von einer practiſchen Tendenz des Vortrags, ſo wie einer practiſchen Erkenntniß, d. i. einer ſolchen, welche ſich auf die Hervorbringung ihres Gegenſtandes bezieht; dahingegen die theoretiſche Erkenntniß in dieſem Sinne diejenige iſt welche bloß die Beſtimmung ihres Gegenſtandes, d. i. die Erforſchung der Natur derſelben bezweckt. Das Theoretiſche in letzterm Sinne bildet mit dem Practiſchen eine vollkommene Eintheilung. Im erſtern Sinne aber ſtellt ſich zwiſchen die theoretiſche und practiſche Thätigkeit des Geiſtes noch die äſthetiſche oder Gefühlsthätigkeit zwiſchen hinein, und man müßte von dem urſprünglichen Wortſinne ganz abgehen, wenn man die letztere mit der erſtern unter einer Bedeutung dieſes Worts vereinigen wollte; weßhalb auch die Eintheilung in theoretiſche und practiſche Philoſophie nicht durchaus zu billigen iſt. Unter dem Ausdruck einer Theorie verſteht man 1. im materiellen Sinne eine einzelne Wiſſenſchaft oder eigne wiſſenſchaftliche Anſicht derſelben oder in derſelben (z. B. Erregungstheorie); 2. da das Wiſſenſchaftliche ſich auch auf die Form bezieht, die ſyſtematiſche Behandlung einer Wiſſenſchaft, oder eines Haupttheils derſelben (z. B. Theorie der Sinne).

Theoſophie iſt der Wortbedeutung nach die Wiſſenſchaft göttlicher Dinge, daher der ſpeculative Philoſoph, in ſo fern er das Göttliche, an das die Theologie nach Vorſchrift einer unveränderlichen Offenbarung glauben lehrt, zur Anſchauung und ins Wiſſen zu bringen ſucht, auch Theoſoph genannt werden darf. Doch hat man dieſen Namen gemeiniglich ſolchen Begeiſterten beigelegt, die in ihren Forſchungen und Combinationen auf dem Gebiete der Gotteserkenntniß über die Gränzen der nüchternen Schulphiloſophie hinausgingen und das Göttliche, das der Menſch in der Regel nur ahnen oder negativ beſchreiben, aber nicht in Begriffe kleiden kann, wie es wirklich iſt und im Weltall lebt, aus höherer Erleuchtung anzuſchauen meinten und darzuſtellen verſuchten. Weil der göttliche Urſprung ihrer Viſionen verdächtig und eine ungeregelte, ſtarke Phantaſie die wahre Quelle der Offenbarungen zu ſeyn ſchien, von denen ſie Kunde gaben, wurden die Theoſophen häufig als Schwärmer betrachtet, die ſich ſelbſt betrögen. So hat die beliebte Aufklärung über die merkwürdigſten Theoſophen neuerer Zeit, Jacob Böhme, Swedenberg, St. Martin u. a. m. abgeſprochen und ſie mit ihren Träumereien zur Vergeſſenheit verurtheilt. Doch das Ringen der ſchellingiſchen Philoſophie nach dem Wiſſen des Abſoluten verſchaffte ihnen in den letzten Jahrzehnden wieder ſo viel Gerechtigkeit, daß ihre verworrene Sprache und meiſt unwiſſenſchaftliche Darſtellung nicht mehr als ein Hinderniß betrachtet wird, den Reichthum ihrer Schriften an religiöſem Gehalt und an tiefen Blicken in das Weſen des Göttlichen anzuerkennen. E.

Theot (Catharina), war die Vorſteherin einiger religiöſen Gaukeleien, welche im Frühlinge des Jahres 1794 in Paris viel Aufſehen machten. Die Myſterien wurden in der Wohnung der Theot, einer 69 Jahr alten Jungfer, gefeiert, und ein gewiſſer Gerle ſpielte dabei den Hierophant. Die ganze Verbindung war fanatiſch, und würde nimmermehr ſo viel Aufſehen erregt haben, wenn nicht gewiſſe Nebenumſtände dazu gekommen wären. Robespierre bereitete ſich nämlich um dieſelbe Zeit den Triumph

mit der Feier des höchſtens Weſens, das er mit allem Pomp proclamiren ließ. Da er zur Schwärmerei geneigt war, und den Fanatismus, den Catharine Theot predigte, mit ſeinen eignen Ideen ſehr übereinſtimmend fand, und noch überdies aus der Verbindung mit ihr andre Vortheile hoffte, ſo duldete er die Verſammlungen, die ſie bei ſich hielt, oder that vielmehr, als wenn er ſie gar nicht kennte. Die übrigen Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuſſes, welche auf Robespierre's zunehmende Macht eiferſüchtig zu werden anfingen, ergriffen dieſe günſtige Gelegenheit, um die Myſterien der Catharine Theot dem Convente als einen Schlupfwinkel der Contrerevolutionairs zu denunciren. Sie hofften dadurch Robespierre'n einen heimlichen Streich zu verſetzen, und irrten darin nicht. Robespierre durfte es nicht wagen, ſich einer fanatiſchen Geſellſchaft öffentlich anzunehmen. Indem Theot und ihre Gefährten als aberwitzige Schwärmer dargeſtellt wurden, mußte ſich das Volk an Robespierre's Schwärmereien bei dem Feſte des höchſten Weſens erinnern, und ihn um deſto mehr verabſcheuen. So wurde die Farce mit Catharinen Theot eine Vorbereitung zum neunten Thermidor. Barrere und Vadier, welche dem Convent von dieſer Verſchwörung Bericht erſtatteten, verwandelten den Namen der alten, dem Revolutionstribunal überlieferten Theot in das griechiſche Wort Theos, um der ganzen Sache eine größere Wichtigkeit zu geben.

Therāmenes. Ein Athenienſer und Schüler des Sokrates. Er war ein großer Redner, und ſpielte zu Ende des für Athen ſo unglücklichen peloponneſiſchen Krieges in Beziehung auf die politiſchen Veränderungen in ſeiner Vaterſtadt eine ſehr bedeutende, obwohl etwas zweideutige Rolle, die ihm den nicht unverdienten Vorwurf der Unbeſtändigkeit zuzog. Er war es, der über den Frieden mit den Spartanern, der unter ſo harten Bedingungen für Athen geſchloſſen wurde, als bevollmächtigter Geſandter unterhandelte, und ihm ſchrieb man die Einführung der neuen drückenden Oligarchie unter den ſogenannten 30 Tyrannen zu. Er ſelbſt war einer von ihnen; doch billigte er ihr tyranniſches Verfahren nicht, und dies bewirkte ſeine öffentliche Anklage und ſeinen gewaltſamen Tod. Ein gewiſſer Kritias, einer der Vornehmſten jener 30 Gewalthaber, war ſein Hauptfeind und ſein Ankläger. Theramenes mußte, wie Sokrates, den Giftbecher trinken, und er that dies mit ſo viel Entſchloſſenheit und Gleichmuthe, daß er wenigſtens hierin einige Ähnlichkeit mit jenem großen Manne hat, wenn er ihm gleich ſonſt durchaus nicht gleicht. Dieſer Tod und ſein Benehmen in den letzten Augenblicken bedeckte manche Schuld, und erwarb ihm ſelbſt mehr als einen Bewunderer und Lobredner. Es ſcheint, daß den Theramenes, deſſen Geſinnung urſprünglich nicht unedel war, und der große Fähigkeiten beſaß und ſeine Kraft fühlte, die Begierde, eine bedeutende Rolle unter ſeinen Mitbürgern zu ſpielen, zu manchen Fehltritten verleitete, daß er aber das Unglück ſeiner Vaterſtadt keinesweges beabſichtigte. Vielleicht kann ihn einigermaßen die kritiſche Lage, in der ſich damals Athen befand, entſchuldigen, wenn auch nicht rechtfertigen. S.

Therapie (auch Therapeutik), die Heilung, aus dem griechiſchen Worte θεραπευω (therapeyo), ich heile, und θεραπεια

(therapeia) die Heilung gebildet, und in die Medicin aufgenommen, um den Inbegriff alles deſſen, was zur Umwandlung des kranken Zuſtandes eines lebenden Körpers in den geſunden gehört, mit einem Worte anzudeuten. Die Therapie erſcheint uns demnach ſowohl in theoretiſcher als in practiſcher Hinſicht als der gerade Gegenſatz der Pathologie. Dieſe nämlich zeigt, wie die Thätigkeiten des Organismus möglicher Weiſe von ihrem harmoniſchen Zuſammenwirken auf einen Zweck abweichen können, wie die körperliche Maſſe deſſelben dem gemäß in Form und Miſchung von der Norm verſchieden wird, wie ferner von allen den Dingen der Außenwelt, welche auf den Organismus einwirken (ſ. den Art. Ätiologie), einzelne Thätigkeiten, Syſteme und Theile deſſelben vor andern erregt, dagegen andere wieder geſchwächt werden, woraus verſchiedene krankhafte Zuſtände in der Wirklichkeit entſtehen, die erſt im Allgemeinen, und dann, in ſo fern ſie ſich in beſtimmten Theilen und beſtimmten Gruppen von krankhaften Erſcheinungen (ſ. Symptome) offenbaren, auch als Krankheiten insbeſondere betrachtet werden. So im Gegenſatze geht die Therapie von der Möglichkeit aus, wie die geſtörte Harmonie und die abgewichene Norm der Kräfte, ſo wie auch die normale Form und Miſchung des Organismus, wieder hergeſtellt werden könne; wie die zu hoch geſtiegenen Thätigkeiten, ſich ſelbſt erſchöpfend, wieder nachlaſſen, dagegen die, deren Thätigkeit herabgeſetzt wurde, in der Ruhe ihre Kraft wieder geſammelt haben und von neuem wieder in den Kreis der organiſchen Verrichtungen eintreten; wie hieraus natürlich folgt, daß auch die Form und Miſchung der Theile mit der zurückkehrenden Geſetzmäßigkeit der Functionen ſich wieder der normalen Beſchaffenheit nähern und das, was nun als abnorm dem Organismus fremd und heterogen worden iſt, aus demſelben geſchieden werde. Die Therapie zeigt ferner, wie nicht nur die Außendinge, ſondern alles, was auf den lebenden Organismus einwirkt und ſeine verſchiedenen Thätigkeiten beſtimmt, dazu dient, durch Hinleitung und Einwirkung auf beſtimmte Theile, Organe und Syſteme des Organismus deren Thätigkeit umzuändern, die einen zu erhöhen, andere hingegen herabzuſetzen, und dadurch die Harmonie wieder herzuſtellen. Aus der Zuſammenſtellung dieſer Einwirkungen auf beſtimmte Regionen des Organismus entſtehen gewiſſe allgemeine Heilmethoden gegen allgemeine pathologiſche Zuſtände, und endlich lehrt ſie gegen beſtimmte Formen von Krankheiten einen beſtimmten Plan von Heilmitteln dagegen entwerfen. Aus dieſer Darſtellung des weſentlichen Inhalts der Therapie entſtehen auf eine natürliche Weiſe die verſchiedenen Abtheilungen derſelben in die allgemeine und in die beſondere Therapie. Die allgemeine Therapie entwickelt zuerſt die Möglichkeit aller Heilung in der Beſtimmbarkeit des Körpers von Außendingen, in der lebendigen Idee, die dem Organismus einwohnt, die Norm deſſelben gegen die feindlichen Einwirkungen von außen ſowohl als von innen ſelbſtſtändig zu erhalten, woraus die Lehre von der Heilkraft der Natur ihre Entſtehung hat. Unter dieſer Heilkraft der Natur verſtehen wir das Vermögen des organiſchen lebenden Körpers, vermittelſt der Grundkräfte und Geſetze des Organismus, welche das Leben und die Verrichtungen erhalten, auch Störungen und fehlerhafte Zuſtände wieder aufzuheben, alſo Krankheiten zu heilen. Dieſes Heilvermögen der Natur

liegt jeder Heilung durch die Kunſt zum Grunde; denn letztere kann erſt dadurch heilen, daß ſie jene Thätigkeiten des Organismus aufruft, welche der Krankheit Gränzen zu ſetzen vermögen. Die Kunſt hat alſo die Aufgabe, durch beſtimmte in dem Körper hervorzubringende Veränderungen den kranken Zuſtand in den geſunden umzuwandeln. Dieſe Veränderungen in dem Leben des Organismus beziehen ſich jedesmal zunächſt auf die Thätigkeiten deſſelben, und durch dieſelben auf die organiſche Maſſe, und die Kunſt hat demnach auch zwei Hauptwege, auf welchen ſie auf den Organismus einwirken kann, nämlich den, gewiſſe Thätigkeiten deſſelben vorzugsweiſe hervorzurufen oder andere herabzuſtimmen, und den auf die organiſche Maſſe und Form ſelbſt einzuwirken. (S. den Artikel: Phyſiologie.) Auf dieſen Wegen iſt es der Kunſt möglich, krankhafte Zuſtände der Lebensthätigkeit ſowohl als Abweichungen in der Miſchung und Form der organiſchen Maſſe umzuändern. So wie die Krankheiten in der Erſcheinung ſich als allgemeine oder örtliche zeigen, iſt auch die Heilung in formeller Beziehung allgemein oder örtlich, indem entweder auf den ganzen Organismus, oder doch auf ein denſelben durchgreifendes Syſtem, oder nur auf einen Theil beſonders gewirkt werden muß. So wie aber auch bei der Krankheit ſelbſt wieder unterſchieden werden muß, die innere Entſtehung und das Weſen derſelben von der äußern Erſcheinung oder den Symptomen, ſo richtet ſich wieder die Heilung entweder nach dem Weſen der Krankheit (gründliche oder weſentliche Heilung), oder bloß nach einzelnen Zufällen (ſymptomatiſche Heilung). Jenes iſt die Anfoderung der echten Heilkunſt, aber nur die Sache des wahren Heilkünſtlers, weil es ſchwer iſt, das Unſichtbare aus dem Sichtbaren abzuleiten; allein nur dadurch iſt es möglich, die ſichtbaren und fühlbaren Krankheitszufälle gründlich und für immer zu heben. Dagegen behilft ſich Stümperei jedesmal nur damit, einzelne Krankheitsäußerungen zu heben, ohne die Urſachen derſelben wegzunehmen, wodurch auch die Krankheit ſelbſt entweder gar nicht gehoben wird, oder wenn ſie es auf einige Zeit werden kann, doch bald wieder zurückkehrt, weil die Urſachen zu wirken fortfahren. Die gründliche Heilung der Krankheit beruht demnach bloß auf Wegnahme der nächſten Urſache derſelben, oder des Weſens der Krankheit. Alles dasjenige nun, wodurch wir auf den lebenden Körper ſo einwirken, daß wir jene Veränderungen hervorbringen können, benennen wir Heilmittel. Bei der Anwendung dieſer Mittel muß auf zweierlei Rückſicht genommen werden: auf die Thätigkeit des Mittels, oder die Art, wie es auf den lebenden Körper wirkt, und auf die Thätigkeit des Organismus oder die innere Veränderung, die dadurch hervorgebracht wird, und das Syſtem, welches dadurch erregt wird, mit zwei Worten: auf die Action des Mittels und die Reaction des Organismus. Die Wirkung der Mittel iſt anzuſehen als allgemein und als ſpecifiſch. Die allgemeine Wirkung gründet ſich auf das Verhältniß der Außendinge zum Organismus überhaupt, vermöge deſſen jeder fremdartige Körper auf ihn eine Anregung der Thätigkeit iſt, die ſpecifiſche Wirkung gründet ſich auf die Verwandtſchaft des Mittels zu einem beſtimmten Theil oder Syſtem des Organismus, vermöge welcher es auf eine beſtimmte Weiſe auf die Verrichtung dieſes Theils oder Syſtems erhöhend oder ſchwächend wirkt. Bei der Reaction des lebenden Organismus kommt in

Betrachtung, in welchem Grade er durch das ihm einwohnende Leben vermögend iſt, auf die Einwirkung des Mittels ſeine Thätigkeit zu äußern, welches auf die individuelle Conſtitution des Subjects, auf Gewohnheit, auf den Ort der Anwendung, auf die Menge des angewandten Mittels, auf die Dauer und Wiederholung, ſelbſt auf die Form und Zubereitung deſſelben ankommt, und welches alles dem Zweck der Heilung angepaßt werden muß. Bei dem Heilverfahren ſelbſt iſt der diagnoſtiſche und der eigentlich therapeutiſche Theil deſſelben zu unterſcheiden. Der erſtere hat den weſentlichen oder Heilungscharakter der Krankheit, d. h. die nächſte Urſache oder das Weſen derſelben aufzuſuchen, und muß zu dieſem Behufe ſowohl das Gegenwärtige, nämlich die am Kranken bemerklichen Symptome, nach einem gründlichen Studium der Semiotik, als auch alles, was den Kranken umgibt, nämlich den Zuſtand der Luft und Witterung, der epidemiſchen Conſtitution, die Lage des Kranken in jeder Rückſicht, unterſuchen, als auch auf das Vergangene zurückſehen, auf die Anlage und Conſtitution des Kranken, überhaupt auf alles, was vorher auf ihn einwirkte, und endlich die Wirkung der Mittel auf den kranken Körper beobachten. Der andere Theil beſchäftigt ſich mit der Auseinanderſetzung der Abſicht der Behandlung der Krankheit, welche entweder darauf geht, die Urſachen derſelben zu entfernen und ſie von Grund aus zu heben (curatio causalis), was eigentlich zwar jedesmal der Zweck ſeyn ſollte, aber nicht allemal möglich iſt; oder die Wirkung der Krankheit zu heben und zu mildern (curatio symptomatica, Palliativcur, ſ. dieſen Artikel), womit ſich der Arzt jedoch nur in beſondern Fällen begnügen darf; oder das Leben des Kranken durch unmittelbar darauf wirkende Mittel, ohne Berückſichtigung der Krankheit, zu erhalten (curatio vitalis), oder endlich künftige Krankheiten zu verhüten (curatio praeservativa). Um nun den Zweck der Heilung zu erreichen, müſſen die Mittel dazu nach erlangter diagnoſtiſcher Kenntniß der Krankheit ſo ausgewählt werden, daß die ihr angemeſſenen Veränderungen im Organismus und wiederum in beſtimmten Syſtemen und Theilen deſſelben hervorgebracht werden. So wie ſich nämlich die verſchiedenen Formen und Darſtellungen der Krankheiten auf gewiſſe einfache Grundkrankheiten oder Abweichungen von der normalen Thätigkeit der Organe zurückführen laſſen, ſo müſſen auch zuvörderſt gewiſſe Fundamentalmethoden der Heilung aufgeführt werden, welche jenen Grundkrankheiten parallel laufen, und die Art und Weiſe angeben, wie die Heilkunſt gewiſſe beſtimmte Veränderungen im lebenden Körper hervorzubringen vermag. Da dieſe Fundamentalmethoden der Heilkunſt ſich nach den Anſichten über die Entſtehung der Grundkrankheiten, und dieſe ſich wieder nach denen der normalen Beſchaffenheit des Organismus, alſo nach den phyſiologiſchen Principien richten, ſo hat die Eintheilung jener Methoden auch gewechſelt, wie zu verſchiedenen Zeiten die phyſiologiſchen und pathologiſchen Anſichten der Ärzte wechſelten. Wir müſſen daher in Rückſicht der geſchichtlichen Erinnerungen, ſo weit ſie die Therapie betreffen, auf die Artikel Arzneikunde, Phyſiologie und Pathologie zurückweiſen, und uns hier damit begnügen, die Fundamentalmethoden der Heilkunſt nach den in jenen Artikeln gegebenen neuern Anſichten bloß als erläuterndes Beiſpiel noch kürzlich anzuführen. Jede Beſtimmung dieſer Fundamental-

methoden hat übrigens ihre großen Schwierigkeiten, indem keine ſo ſtrenge Abſcheidung und Eintheilung der Mittel, wodurch wir auf den kranken Organismus wirken, getroffen werden kann, die nicht auch zugleich in das Gebiet einer andern mehr oder weniger übergreiſe. Wir können daher bloß theoretiſch eine Claſſification der Methoden aufſtellen, deren Ausfüllung mit den zweckdienlichen Mitteln nach dem gegenwärtigen Stand unſerer Erfahrungskenntniſſe in der materia medica erfolgen muß und in unaufhörlichem Fortſchreiten zur Vervollkommnung begriffen iſt. Dem Zweck der Heilung gemäß müſſen wir an dem Organismus Rückſicht nehmen auf die Thätigkeit, die Maſſe und Form deſſelben. Da wir es aber mit dem Menſchen zu thun haben, deſſen Seelenthätigkeit zum Theil an den Organismus gebunden und von ihm abhängig iſt, dagegen auch wieder auf denſelben wirken kann, ſo dürfen wir überdies bei der nähern Beſtimmung der Menſchenheilkunde auch die geiſtige Region nicht unbeachtet laſſen. Man kann demnach die Heilmethoden unter folgender Claſſification faſſen. In ſo fern man durch die Seele ſelbſt auf die Thätigkeiten derſelben und auf den Körper einwirken kann, entſteht hieraus eine pſychiſche Methode. In ſo fern die Naturkraft des Organismus, von dem Nervenſyſtem ausgehend, zu lebhaft aufgeregt ſeyn, oder zu ſchwach von Statten gehen, oder die Thätigkeit derſelben abnorm vertheilt ſeyn kann, muß dagegen eine deprimirende oder herabſtimmende, eine erregende und eine ableitende Methode nothwendig werden. In ſo fern dieſe Abweichungen der Thätigkeiten auch eine fehlerhafte Beſchaffenheit der Maſſe des Organismus, ſowohl der feſten als flüſſigen Theile, Mangel an manchen Stoffen, Überfluß an andern, nothwendig hervorbringen muß, welche häufig wieder als Krankheitsurſache zurückwirken kann, und in vielen Fällen eher wieder verbeſſert werden kann, als jene Abnormitäten gehoben werden, kann alſo eine das Materiale verändernde Methode Statt finden, welche theils auf Wegſchaffung ſchädlicher Stoffe —: die ausleerende Methode, theils auf Umwandlung derſelben —: die eigentliche verbeſſernde Methode, theils auf Erſatz des Mangels an organiſchen Stoffen —: die reſtaurirende Methode, abzweckt. In ſo fern endlich in der Form des Organismus Abnormitäten vorfallen können, muß die Heilkunſt ſich bemühen, dieſe durch mechaniſche Hülfsleiſtung wieder zu heben, welches die chirurgiſche Methode iſt. Durch die pſychiſche Heilmethode ſuchen wir auf die Seele des Kranken zu wirken, deſſen krankhafte Thätigkeiten umzuändern, die geſunkene zu heben, einſeitig zu ſtarke ungeregelte Seelenthätigkeiten zu reguliren, Leidenſchaften zu beherrſchen, Affecten zu mildern, vorherrſchende Seelenvermögen in ihre Schranken zu weiſen, z. B. krankhaft lebhafte Phantaſie zu unterdrücken, einſeitige krankhafte Richtung des Gemüths abzuwenden, das in ſich verſunkene Bewußtſeyn durch kräftige Reizung zu erwecken. Wir vermögen aber auch mit Hülfe der Seelenthätigkeit auf einen kranken Körper ſelbſt zu wirken, durch Beruhigung der Leidenſchaften und Affecten, durch Erheiterung des Gemüthes und Beſchäftigung deſſelben mit erfreuenden Gegenſtänden, durch Abwendung deſſelben von gewiſſen Zuſtänden des Körpers, durch Fixirung deſſelben auf andere. Die dynamiſchen Methoden ſind die drei oben benannten. Sie verlangen aber eine noch ge-

nauere Beſtimmung, je nach dem die Naturthätigkeit des Nervenſyſtems in der Region des Cerebralſyſtems oder des Ganglienſyſtems krankhaft geſtimmt iſt, je nach dem dieſe letztere mehr in der reproductiven Irritabilität oder den niederen Syſtemen und Organen der Reproduction, den ſecernirenden und excernirenden Organen Statt ſindet. Die herabſtimmende Methode heißt daher in Rückſicht des Nervenſyſtems für die Cerebralregion die narcotiſche, in Rückſicht deſſelben für die Muskularpartien, die antiſpasmodiſche, in Rückſicht der reproductiven Irritabilität die antiphlogiſtiſche Methode. Die erregende Methode iſt, in ſo fern ſie direct auf das geſammte Nervenſyſtem einwirkt, die magnetiſche, electriſche, galvaniſche und analeptiſche, in ſo fern ſie auf die reproductive Irritabilität hin gerichtet iſt, die phlogiſtiſche, in ſo fern ſie auf einzelne Syſteme und Organe der Reproduction gerichtet iſt, die ſpecifiſche. Wenn man in der Abſicht, die krankhafte Thätigkeit eines Syſtems oder eines Organs indirect herabzuſtimmen, in einem andern eine künſtlich erhöhte Thätigkeit zu erregen ſucht, ſo heißt dies die ableitende Methode. Die narcotiſirende Methode ſucht zu heftige Thätigkeit des Cerebralſyſtems, in ſo fern beſonders Gefühl, Empfindung und Bewegung daran Theil haben, krankhaft erhöht und unregelmäßig ſind, herabzuſetzen. Hierzu dienen die Mittel, welche unmittelbar auf das Nervenſyſtem, und zwar betäubend auf das Gehirn und Sensorium commune wirken, und unter dem Namen der narcotiſchen, betäubenden, bekannt ſind. (S. den Art. narcotiſch und Gifte.) Die antiſpasmodiſche Methode ſucht die abnorme Thätigkeit des Nerven in den Muskelpartien zu reguliren oder von ihnen ab- und auf andre Theile hinzuleiten. Dazu werden theils die öligen, theils die narcotiſchen Mittel, theils andere ſpecifiſch auf die Nerven, beſonders des reproductiven Syſtems, wirkende Mittel gebraucht, z. B. die Oxyden des Zinks, Wismuths, Antimonium u. ſ. w. Die antiphlogiſtiſche Methode vermindert die exceſſive Thätigkeit des arteriellen Syſtems, und ſetzt das zur arteriellen Würde ſich abnorm erhebende Capillargefäß wieder auf den Normalgrad zurück. Die wirkſamſten Mittel dieſer Methode ſind directe die Blutentziehungen, ſowohl die allgemeine als örtliche, die Säuern und erſchlaffenden Mittel; indirecte die ableitenden, auf eine andere niedrere Reihe von Organen die Thätigkeit der Naturkraft hinziehenden Mittel, nämlich die Salze, welche auf die Schleim erzeugenden Organe und auf die Ausleerung des Darmcanals wirken, Verminderung der Nahrungsſtoffe, ſorgfältige Vermeidung alles deſſen, was das Blutſyſtem reizen kann. Die das Nervenſyſtem erregenden Methoden ſind die magnetiſche, electriſche, galvaniſche, deren Begriff ſchon unter den Artikeln Magnetismus, Electricität, Galvanismus entwickelt iſt. Die analeptiſche Methode bietet diejenigen Arzneimittel dar, welche entweder ausſchließlich und geradezu auf das Nervenſyſtem erregend wirken, theils durch Erregung des arteriellen Syſtems auch auf das nervöſe erregend wirken. Dergleichen Mittel ſind z. B. die Naphthen und ihre Verbindungen, das flüchtige Alkali, der Kampfer, Moſchus, das Caſtoreum, der Baldrian; ferner der Wein, die verſüßten Säuern, die aromatiſchen Pflanzen und Gummireſinen. Die phlogiſtiſche Methode vermehrt die

Thätigkeit des Herzens, des ganzen arteriellen und Capillargefäßſyſtems. Nachdem die Erhöhung der Thätigkeit ſchnell aber vorübergehend, oder langſam aber dauernd iſt, theilt ſich dieſe Methode wieder in die excitirende und in die roborirende. Die excitirende braucht die erwähnten Mittel der vorigen Claſſe, beſonders den Weingeiſt und alle weingeiſthaltigen Sachen, die ätheriſchen Öle und flüchtigen Gewürze; die roborirende Methode nimmt die bittern und zuſammenziehenden Pflanzenſtoffe, die ſtärkern Säuern, und beſonders die Eiſenmittel zu Hülfe. Die ſpecifiſche Methode ſucht auf einzelne Organe und deren Function erregend zu wirken, und bis jetzt hat die Erfahrung auf mehrere Mittel dazu aufmerkſam gemacht. Es wirkt z. B. auf die Lungen Senega, Schwefel, Ammoniakgummi u. ſ. w., auf die Haut Spießglasmittel, flüchtig reizende Mittel, auf die Nieren Squilla, Wachholder, Cantharider, auf die Verdauung die bittern Mittel u. ſ. w. Auf dieſe Methode gründet ſich auch die ableitende, welche die krankhaft übertriebene Thätigkeit eines Organs dadurch abzuändern und herabzuſtimmen ſucht, daß ſie auf einige Zeit in einem entfernten Organe eine künſtlich erhöhte Thätigkeit erzwingt, z. B. bei Entzündung eines innern Organs eine Entzündung auf der Haut erregt u. ſ. f. So entſpringt auch aus der ſpecifiſchen Methode die ausleerende (evacuirende) Methode, indem, vorzüglich aus dem Darmcanal, gewiſſe Stoffe fortgeſchafft werden ſollen, die man theils als Urſache der Krankheit, oder doch der Fortdauer derſelben oder einzelner Symptome, theils auch als Wirkung derſelben anſieht. In wie fern die evacuirende Methode, ein Theil der ſonſtigen Hauptmethode, die gaſtriſche genannt, in Verbindung ſteht, ſehe man unter dieſem Artikel nach. Die verändernde Methode ſucht ſchadhafte Stoffe im Organismus, welche nicht ſogleich fortgeſchafft werden können, einſtweilen unſchädlich zu machen, z. B. Verbeſſerung und Neutraliſirung genommener Gifte durch gegenwirkende Subſtanzen, Verbeſſerung der Galle in dem Darmcanal durch Säuern, der faulichten Beſchaffenheit der Säfte durch eben dieſelben Mittel, des ſauern Magenſaftes durch Kali u. ſ. w. Die reſtaurirende Methode ſucht die organiſche Maſſe ſelbſt zu vermehren, und auch dadurch die Energie der Lebenskraft dauerhaft zu erheben. Dies geſchieht beſonders durch Vervollkommnung der Nutrition und aller der Functionen, die dazu gehören (ſ. den Art. Ernährung und Nahrungsmittel), und ſo auch durch gehörige Aufnahme des belebenden Sauerſtoffgaſes, durch den Genuß einer atmoſphäriſchen reinen Luft. Die chirurgiſche Methode beabſichtigt entweder Trennung der organiſchen Maſſe, durch mechaniſche Gewalt und Inſtrumente oder durch Ätzmittel; oder die Wiedervereinigung getrennter Theile, und begreift die Heilung der Wunden und Knochenbrüche, der aufgehobenen Verbindungen mehrerer Theile, z. B. Verrenkung, Vorfälle, Brüche, in ſich. — In allen dieſen Methoden beſteht der Machtumfang der Heilkunſt, und die Therapie gibt nun noch die Geſetze ihrer Anwendung und der Verbindung mehrerer Methoden zu Einem Zweck. Endlich beſtimmt die ſpecielle Therapie die practiſche Anwendung aller dieſer generellen Geſetze und Methoden auf einzelne Krankheiten, um nach dem verſchiedenen Charakter und den Perioden derſelben jedesmal die individuelle Behand-

lung derſelben einzurichten, in die abnorme Thätigkeit des Organismus in jedem Moment einzugreifen, und ſo die Geneſung herbeizuführen. H.

Thereſia (Maria), deutſche Kaiſerin, Königin von Ungarn und Böhmen, und Erzherzogin zu Öſterreich, Tochter Kaiſer Carls VI., war zu Wien den 13ten Mai 1717 geboren. Sie wurde von ihrem Vater durch die von ihm errichtete pragmatiſche Sanction zur Thronfolgerin in den öſterreichiſchen Erbſtaaten beſtimmt, und den 17ten Februar 1736 mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen vermählt, welcher 1737 vermöge des Friedens von Wien (3ten October 1735) Großherzog von Toscana wurde. Nicht bloß durch Verträge, ſondern auch von der Natur ſelbſt zur Herrſcherin beſtimmt, mit allen Vorzügen geiſtiger und körperlicher Schönheit geſchmückt, ausgerüſtet mit einer Seelenſtärke und einem Muthe, der von ihrem Geſchlechte nicht zu erwarten iſt, beſtieg Maria Thereſia den Tag nach dem Tode ihres Vaters (den 21ſten October 1740) den Thron von Ungarn, Böhmen und Öſterreich. Sie fand eine bis auf 100,000 Gulden ausgeleerte Schatzkammer, ein äußerſt mißvergnügtes Volk, und eine Armee, die ſich mit Ausſchluß deſſen, was in Italien befindlich war, nur auf 30,000 Mann belief. Außerdem machte der Churfürſt Carl Albrecht von Bayern, von Frankreich lebhaft unterſtützt, Anſprüche an die öſterreichiſchen Erblande, und die Churfürſten von Cöln und Pfalz wollten gleichfalls, trotz der pragmatiſchen Sanction, Thereſiens Erbanſprüche auf die väterlichen Staaten nicht anerkennen. In dieſer kritiſchen Lage fehlte es der jungen, noch unerfahrnen Regentin an muth- und kraftvollen Miniſtern; denn die ihrigen ſahen bereits die Türken in Ungarn, die Ungarn im Aufruhr, die Sachſen in Böhmen, die Bayern vor den Thoren Wiens, und Frankreich als die alle die übrigen aufreizende Macht. Indeſſen ging doch Thereſiens Thronbeſteigung ohne Störung vor ſich, und alle Erbſtaaten huldigten ihr ungeſäumt. Beſonders zeigten die Ungarn ihr viel Anhänglichkeit und Eifer. Dieſe Ausſichten gaben der neuen Regierung Kraft, und der jungen Königin den nöthigen Muth. Carl Albrecht von Bayern, welcher in gerader Linie von Anna, der ältern Tochter Ferdinands I., abſtammte, der durch ſein Teſtament beſtimmt hatte, daß im Erlöſchungsfalle des öſterreichiſchen Mannsſtammes die Thronfolge von Böhmen und Öſterreich auf ſeine Töchter und deren Erben übergehen ſollte, machte darauf gerecht ſcheinende Anſprüche. Indeſſen war aus dem Teſtament Ferdinands deutlich zu erſehen, daß derſelbe nur auf den Erlöſchungsfall der weiblichen Nachkommenſchaft ſeines Sohnes die geſetzlichen Erben ſeiner Töchter zu Thronfolgern beſtimmt hatte. Der Churfürſt von Bayern hatte jedoch die pragmatiſche Sanction nicht anerkannt, und beſtand auf ſein vermeintliches Recht. Man legte den Geſandten der fremden Mächte und den erſten Staatsbeamten bei Thereſiens Thronbeſteigung das Teſtament Ferdinands zur Anſicht vor, und ſuchte durch eine nach Böhmen hin beorderte Armee die Gränzen dieſes Reichs gegen einen bayerſchen Angriff zu decken. Allein beides konnte den Churfürſten nicht bewegen, ſeine Foderungen aufzugeben, und mit Beſorgniß ſahe Maria Thereſia der Antwort der auswärtigen Mächte entgegen. Der König Friedrich von Preußen, der König August III. von Polen, Churfürſt von

Sachſen, der ruſſiſche Hof, die Generalſtaaten, und der König von England erklärten ſich indeſſen auf das günſtigſte für die Königin. Nur Frankreich, welches von der letztern am meiſten gefürchtet ward, zeigte ſich zweideutig, und zögerte mit einer deutlichen Erklärung, um den beſten Zeitpunkt abzuwarten, dem Churfürſten von Bayern zum Beſitze der öſterreichiſchen Erbſtaaten zu verhelfen. Grade in dieſem Zuſtande der Unruhe des öſterreichiſchen Hofes erneuerte Friedrich der Große ſeine Anſprüche auf Schleſien, und verſammelte, während er die Königin Maria Thereſia mit Freundſchaftsverſicherungen hinhielt, eine ſtarke Armee bei Berlin. Hierauf ſandte er den Grafen von Gotter nach Wien, und fiel, da ſeine Vorſchläge nicht angenommen wurden, den 23ſten December 1741 mit ſeiner Armee in Schleſien ein. In mehreren Denkſchriften, die er austheilen ließ, ſuchte er ſeine Rechte an dieſes Land darzuthun, und verſicherte zugleich, daß er es für das Haus Öſterreich in Beſitz nehmen wolle, um es gegen fremde Angriffe zu ſchützen. Die Königin Maria Thereſia war über dieſen Schritt des Königs eben ſo erſtaunt als entrüſtet. Gotters Anträge wurden ſämmtlich verworfen, allein deſto ſchnellere Fortſchritte machte Preußens König mit ſeinem Heere in Schleſien, wo ihm der größte, aus Proteſtanten beſtehende Theil der Einwohner, welcher unter der öſterreichiſchen Herrſchaft ſehr gedrückt war, mit Jubel empfing. Maria Thereſia foderte umſonſt die andern Mächte zum Beiſtande auf. Man machte ihr Verheißungen, aber ſchickte keinen einzigen Mann zur Hülfe. Rußland entſchuldigte ſich, der König von Polen wankte; Frankreich unterhandelte mit Bayern und Preußen; die Holländer, von dem letztern bedroht und Frankreich fürchtend, erklärten ſich nicht; England, von innern Unruhen gedrängt, konnte nicht helfen, und erbot ſich bloß, in Verbindung mit den Generalſtaaten einen Frieden mit Preußen zu vermitteln. Die Königin von Ungarn verweigerte trotz dieſer Bedrängniß jede Nachgiebigkeit, und verſammelte in Mähren ein zahlreiches Kriegsheer, deſſen Oberbefehl ſie dem Generalfeldmarſchall Neipperg übertrug. Allein der Mangel an Magazinen und die ſchlechten Wege hinderten Neipperg, thätig zu wirken, und Friedrich machte immer weitere Fortſchritte. Die Öſterreicher wurden bei Molwitz (4ten April 1741) geſchlagen, und Friedrichs Feldlager bei dieſem Orte ward jetzt der Mittelpunkt aller europäiſchen Staatsverhandlungen. Frankreich, ſeiner alten Politik treu, gab dem öſterreichiſchen Hofe die ſtärkſten Freundſchaftsverſicherungen, und unterdeſſen mußte der Marſchall von Belle-Isle mit dem Könige von Preußen zu Molwitz über die Auflöſung der öſterreichiſchen Monarchie unterhandeln. Der König von Spanien, Philipp V., ein Nachkomme Carls V., machte gleichfalls Anſprüche auf die Thronfolge in den öſterreichiſchen Staaten, und gründete ſie auf den Theilungsvertrag Carls V. und Ferdinands, eines Sohnes Maximilian des Erſten von 1521, und auf Familienverträge von 1617. Carl Emanuel, König von Sardinien, ein Nachkomme von Catharina, zweiter Tochter Philipps II., verlangte Mailand; Auguſt III., trotz des von ihm ſo eben erſt mit Maria Thereſia geſchloſſenen Vertrags, machte wegen ſeiner Gemahlin, einer Nachkömmlingin Joſephs I., ähnliche Foderungen. Frankreich hatte ſchon einen völligen Theilungsplan entworfen; indeſſen wollte

Friedrich, um Frankreich nicht zu mächtig in Deutſchland werden zu laſſen, nicht auf eine Vergrößerung von Sachſen und Bayern, die mit zu jenem Plan gehörte, eingehen, und wandte ſich deßhalb an Georg II. von England, um durch dieſen die Königin von Ungarn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Allein dieſe blieb feſt bei ihrem Vorſatze, worin ſie durch die Bewilligung von 500,000 Pf. St. engliſcher Subſidien noch mehr beſtärkt wurde. Sie machte ſogar ſchon Entwürfe zur Theilung der Staaten des Königs von Preußen, und foderte den König von England auf, mit ſeinen hannöverſchen Truppen den erſtern anzugreifen. Allein Großbritannien ließ ſich durch nichts zum Kriege bewegen, und ſuchte bloß, durch Unterhandlungen den Frieden zu vermitteln. Im Juli 1741 begann auch Bayern die Feindſeligkeiten gegen Öſterreich, und zwei ſtarke franzöſiſche Armeen drangen zugleich über den Rhein und die Maas vor. Friedrich hatte ſich bereits faſt des ganzen Schleſiens bemächtigt; aber dennoch beruhigte ſich Maria Thereſia bei Frankreichs Freundſchaftsverſicherungen, und hoffte, den Churfürſten von Bayern durch die Verzichtleiſtung ihres Gemahls auf die Kaiſerkrone zu gewinnen. Deßhalb verweigerte ſie fortdauernd alle Foderungen Preußens, und ſo blieben Englands Vermittlungsverſuche fruchtlos. Maria Thereſia hatte von Jugend auf eine hohe Idee von der Würde und Macht ihres Hauſes, und hielt ſich nicht berechtigt, auch nur den kleinſten Theil ihrer Staaten abzutreten. In dieſer Anſicht wurde ſie durch die Geburt des Erzherzogs Joſeph, welche in der Zeit erfolgte, als man mit Friedrich II. unterhandelte, noch mehr befeſtigt. Ihr Gemahl, obgleich er zum Mitregenten ernannt war, hatte wenig Einfluß, und glänzte mehr durch ſeine körperliche Schönheit und ſeine einnehmenden liebenswürdigen Sitten, als durch Geiſt und Talent. Die Miniſter der Königin betrachteten ihn als einen Ausländer mit eiferſüchtigem Blick, obgleich er, im Gefühl ſeiner Ohnmacht gegen die Herrſchbegierde ſeiner Gemahlin, ſich wenig in Staatsſachen miſchte. Der Angriff des Königs von Preußen hatte indeſſen einen allgemeinen Unwillen und die ſtärkſte Theilnahme für die Königin Thereſia in England erregt, und das Parlament bewilligte ihr aufs neue beträchtliche Subſidien. Kaum hatten ſich die Unterhandlungen zwiſchen der Königin von Ungarn und Friedrich II. zerſchlagen, als Belle-Isle mit einer franzöſiſchen Armee und in Verbindung mit dem Churfürſten von Bayern in Öſterreich einrückte. Linz wurde genommen, und der Churfürſt als Erzherzog anerkannt. Bayerſche und franzöſiſche Truppen marſchirten bis St. Pölten, und Wien wurde aufgefodert. Der Churfürſt war indeſſen nach Böhmen gegangen, und marſchirte auf Prag. Von einem andern franzöſiſchen Heere wurde der König von England, welcher Marien Thereſien eine Hülfsarmee zuſenden wollte, genöthigt, einen Neutralitätsvertrag in Hinſicht auf Hannover zu ſchließen, und zu verſprechen, ſich der Erhebung des Churfürſten von Bayern auf den Kaiſerthron nicht zu widerſetzen. Rußland, im Kriege mit Schweden, konnte nicht helfen. Die Churfürſten von Sachſen, von Cöln und von der Pfalz traten der Verbindung gegen Maria Thereſia bei. Spanien, im Begriff einen Angriff in Italien zu wagen, hatte ſich der Neutralität des Papſtes und der übrigen italieniſchen Fürſten verſichert, und der König von Sardinien

war bereit, ſeine Truppen zu denen des Hauſes Bourbon ſtoßen zu laſſen; in Schleſien war Friedrich Herr der Hauptſtadt und faſt der ganzen Provinz, und ſtand im Begriff, ſich mit den Franzoſen und Bayern zu vereinigen. Marien Thereſiens Sache war verzweifelt. Von allen ihren Alliirten verlaſſen, ohne Truppen, ohne Geld, ohne taugliche Miniſter ſchien ihr nichts übrig, als das Loos, welches ihre Feinde über ſie verhängten. Aber durch ihren Heldenmuth, durch die Anhänglichkeit der braven Ungarn, und die Hülfe Englands unterſtützt, entging ſie jeder Gefahr. Bei ihrer Thronbeſteigung hatte ſie ſich durch Beſtätigung der ungariſchen Rechte die Herzen dieſes Volks gewonnen. Jetzt berief ſie einen Reichstag zu Presburg, erſchien in Trauer, aber ungariſch gekleidet, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, und mit dem Königsſchwerte umgürtet, plötzlich in der Mitte der Verſammlung. Mit majeſtätiſchem, langſamen Schritt ging ſie durch den Saal, beſtieg die Tribune, und hielt in lateiniſcher Sprache eine Rede an die Stände, worin ſie mit den rührendſten Ausdrücken ihre traurige Lage ſchilderte, und ſich und ihre Kinder ganz dem Schutze und der Hülfe ihrer treuen Ungarn überließ. Die Jugend, die Schönheit, und das Unglück der Königin machten einen tiefen Eindruck auf die Verſammlung. Die Magnaten und Abgeordneten zogen ihre Säbel halb aus der Scheide, und riefen alle zugleich: Wir ſterben für unſere Königin Maria Thereſia! Sie, welche bis dahin eine ruhige, majeſtätiſche Haltung behauptet hatte, zerfloß in Thränen, und dadurch wuchs der Enthuſiasmus noch mehr. Große Beihülfe an Truppen und Geld wurde unter lauten Beifallsbezeigungen bewilligt. Die kraftvollen Beſchlüſſe des Reichstages wurden von der ganzen Nation unterſtützt, und die von den Ungarn geſtellten Truppen verbreiteten durch ihren Muth, ihre Art zu fechten, und ihre Wildheit Schrecken unter den disciplinirten deutſchen und franzöſiſchen Heeren. Immittelſt waren die Verbündeten ſelbſt uneinig mit einander geworden, wozu Belle-Isle's Hochmuth, welcher die deutſchen Fürſten als franzöſiſche Vaſallen, und Deutſchland als eine Provinz Frankreichs behandeln wollte, viel beitrug. Bayern und Sachſen ſtritten über das Vorzugsrecht ihrer Anſprüche. Der König von Preußen war beſorgt, daß Bayern, falls es Böhmen erhielte, Schleſien zurückverlangen würde, und unzufrieden war er mit Frankreichs gebieteriſchem Betragen. Daher nahm er die Friedensvermittelung Englands an, und den 9ten October 1741 wurde zwiſchen ihm und dem, von der Königin von Ungarn hiezu bevollmächtigten engliſchen Geſandten Lord Hyndford eine geheime Convention abgeſchloſſen, wodurch Niederſchleſien an Preußen abgetreten werden ſollte. Ganz Schleſien war übrigens von den preußiſchen Waffen unterworfen. Den 26ſten October ward auch Prag von den Franzoſen und Bayern erobert, der Churfürſt hielt Tags darauf ſeinen Triumpheinzug, und wurde am 19ten November zum Könige von Böhmen gekrönt. Noch hatte ſich Maria Thereſia geſchmeichelt, ihrem Gemahl die Kaiſerkrone zu verſchaffen, allein auch dieſe wurde am 12ten Februar 1742 zu Frankfurt dem neuen Könige von Böhmen zu Theil, der den Namen Carls VII. annahm. Indeſſen erlangte er hiedurch nur einen leeren Titel, und mußte dafür ſeine Erbſtaaten den Öſterreichern Preis geben. Die Bayern wurden bei Scharding (23ſten Januar 1742)

geſchlagen, und alle Päſſe in das Churfürſtenthum von Khevenhüller eingenommen, der dies Land der Plünderung ſeines Heeres überließ, und an eben dem Tage in München eintraf, an welchem Carl zum Kaiſer gekrönt ward. Plötzlich brach jedoch Friedrich II., durch dieſe Fortſchritte der Öſterreicher in Hinſicht auf Schleſien beunruhigt, den Waffenſtillſtand von Oberſchnellendorf. Er drang bis Iglau vor, beſetzte die Ufer der Taga, machte Einfälle in Öſterreich, und ſeine Huſaren verbreiteten Schrecken und Beſtürzung bis vor die Thore von Wien. Endlich wurde er jedoch genöthigt, ſich wieder zurückzuziehen. Seine Friedensvorſchläge wurden von Maria Thereſia verworfen, und erſt nach der Schlacht von Chotuſitz, wo die Preußen den Sieg theuer erkauften, dachte man ernſtlich an den Frieden, deſſen Präliminarien zu Breslau (11ten Juni 1742) abgeſchloſſen wurden. Die Königin trat Friedrich dem Großen ganz Ober- und Niederſchleſien, und die Grafſchaft Glatz, mit Ausnahme der Fürſtenthümer Teſchen, Jägerndorf und Troppau, und der Gebirge jenſeit der Oppa ab. Der Definitivfrieden wurde den 28ſten Juli unter Garantie des Königs von England unterzeichnet. Von nun an lächelte das Glück den öſterreichiſchen Waffen. Der Prinz Carl von Lothringen drängte die Franzoſen mit großem Verluſt bis Braunau zurück und blockirte Prag. Die allgemeine Meinung, daß von der Exiſtenz des Hauſes Öſterreich das Gleichgewicht Europa's abhänge, kam der Königin Thereſia zu Statten. England ergriff zu ihren Gunſten die Waffen, und Holland zahlte ihr große Subſidien. In Italien gingen die Sachen für Öſterreich eben ſo glücklich; der König von Sardinien, eiferſüchtig und beleidigt von Spanien, verglich ſich mit Maria Thereſia, welche ihm einige Theile von Mailand abtrat, und unterſtützte dafür mit Nachdruck die öſterreichiſchen Waffen gegen Spanien und Frankreich. Der innere Zuſtand des letztern, und das Alter des Premierminiſters Cardinals Fleury ließen dieſen auf den Frieden denken, wozu er auch zuerſt die Hand bot; allein Maria Thereſia verwarf die vorgeſchlagenen Bedingungen, und ging deſto leichter auf die Vorſchläge des engliſchen Cabinets ein, welches eine Auflöſung des in höchſtem Grade erſchöpften Frankreichs bezweckte. Indeſſen erhob ſich in Frankreich immer mächtiger die für die Fortſetzung des Krieges geſtimmte Partei, und Maillebois, der franzöſiſche Feldherr, wurde beordert, von Weſtphalen aus nach Prag vorzubringen. Die Öſterreicher beſchleunigten deßhalb die Belagerung dieſer Stadt, der Prinz Carl von Lothringen ging den Franzoſen mit einem Theil ſeines Heers entgegen, und Maillebois mußte den Vorſatz, Prag zu entſetzen, aufgeben. Die Franzoſen in Prag litten durch Hunger und Kälte, allein Belle-Isle entkam durch Liſt mit dem größten Theil der Beſatzung aus der Stadt, und die Königin hatte mit der Freude über die Wiedereroberung dieſes wichtigen Platzes zugleich den Verdruß über die Entwiſchung eines verhaßten Feindes. Ganz Böhmen ward nunmehr, bis auf Eger, von der öſterreichiſchen Macht beſetzt, und Maria Thereſia als Königin von Böhmen gekrönt. Nach dem Tode Fleury's ſank Frankreichs Gewalt immer mehr, ſowohl durch den Hang Ludwigs XV. zu Zerſtreuungen, als durch die Uneinigkeit ſeiner Miniſter. Deſto mehr triumphirte Öſterreichs Sache in ganz Europa. England bewilligte neue

Subſidien, und auch der König von Sardinien erhielt von jenem Reiche 200,000 Pf. Sterling, um die Sache der Königin von Ungarn zu unterſtützen. Die Generalſtaaten ſtellten 6000 Mann Hülfsvölker, und Rußland ſchloß den 3ten Februar 1743 mit England ein Vertheidigungsbündniß. So war Maria Thereſia im Stande, mit ihrer eignen Macht einen Theil derjenigen ihrer Alliirten zu vereinigen. Bayern war erſter Schauplatz dieſes Feldzuges, und bald waren die Franzoſen aus der Oberpfalz von dem Prinzen Carl von Lothringen verjagt, und die Bayern in ihrem eigenen Lande von ihm geſchlagen. Der Kaiſer Carl VII. flohe nach München, und ſchloß mit der Königin von Ungarn einen Neutralitätsvertrag, nach welchem er ihr bis zum allgemeinen Frieden ſeine Erbſtaaten überließ, und ſeinen Succeſſionsrechten in den öſterreichiſchen Ländern entſagte. Der Sieg der Verbündeten über die Franzoſen bei Dettingen am Mayn (den 19ten Juni 1743), wo Georg II. von England perſönlich für Thereſiens Sache mitfocht, beſtärkte die Königin und ihre Alliirten noch mehr in dem Vorſatz, Frankreich zu demüthigen, und ſchon machte Carl von Lothringen ſich bereit, von Altbreiſach her in das Herz von Frankreich einzudringen. Allein durch die Uneinigkeiten der Verbündeten ſelbſt, ward dieſer Plan vereitelt. Immittelſt war der ſeiner Staaten beraubte Kaiſer Carl VII. aufs Äußerſte gebracht, und mußte mit Georg II. die Präliminarien eines Friedens ſchließen, wodurch er allen Rechten auf die öſterreichiſchen Lande und ſeinen Verbindungen mit Frankreich entſagte, und noch andere für den wiener Hof eben ſo günſtige Bedingungen einging. Dagegen ſollte er als Kaiſer anerkannt werden, und zur Behauptung dieſer Würde, und zur Wiedererlangung ſeiner Staaten Subſidien bekommen. Für vierzig Tage bewilligte ihm Georg 300,000 Kronen, und verſprach Marien Thereſiens Zuſtimmung zu bewirken. Allein dieſe war nicht zu erhalten, da die Königin auf Carls Abſetzung beſtand, und Bayern behalten wollte. Eben ſo wenig zeigte ſie ſich geneigt, dem Könige von Sardinien die verſprochenen Landſchaften im Mailändiſchen abzutreten. Über dieſen letztern Gegenſtand verging der ganze Sommer in Unterhandlungen, und Sardinien nahm eine drohende Stellung an. Dies und Englands Vorſtellungen vermochten endlich die Königin zum Nachgeben. Sie überließ an den König von Sardinien das Markgrafthum Finale, und den Oberbefehl über 30,000 Mann öſterreichiſcher Truppen, die ſie ſeiner Verfügung anheim ſtellte. In Italien hatten die Öſterreicher übrigens bei Campo Santo über die Spanier am 3ten Februar 1743 einen wichtigen Sieg erfochten, wofür man zu Madrid ein Tedeum ſang. Dagegen unterwarfen die Spanier und Franzoſen unter dem Befehl des Infanten Don Philipp ſich ganz Savoyen, und verſuchten in Piemont einzudringen, wovon ſie aber durch den König von Sardinien zurückgehalten wurden. In Böhmen mußte ſich das von den Franzoſen beſetzte Eger noch ergeben. Der um Öſterreich ſo ſehr verdiente Carl von Lothringen kehrte, da ihm ſein Eindringen in Frankreich nicht gelang, nach Wien zurück, wo er ſich mit der Erzherzogin Maria Anna, der Schweſter Thereſiens, vermählte, und zur Belohnung für ſeine Dienſte das Generalgouvernement über die Niederlande erhielt. Bis 1744 hatten England und Frankreich als bloße Hülfsmächte ohne Kriegs-

erklärung gegen einander gehandelt. Jetzt erfolgte die Kriegserklärung von Seiten Frankreichs förmlich, ſowohl gegen Öſterreich als gegen England. Die Franzoſen rüſteten ſich mit Macht, und nahmen ſchnell nach einander die wichtigſten Feſtungen in den Niederlanden, deren der Marſchall von Sachſen ſich gänzlich zu bemächtigen drohte. Indeſſen fiel der Prinz Carl von Lothringen mit einer ſtarken öſterreichiſchen Armee in den Elſaß ein, und nahm die Hauptplätze dieſes Landes weg. Er wollte bereits in Lothringen ſelbſt eindringen. Die öſterreichiſche leichte Reiterei verbreitete Furcht und Schrecken bis an die Thore von Luneville, und der König Stanislaus mußte von dort mit ſeinem ganzen Hofe flüchten. Der König von Frankreich ſtellte jedoch dem Prinzen eine große Macht entgegen, und Carl ward zurückgerufen, um dem Könige von Preußen, der aufs neue die Waffen ergriffen hatte, Widerſtand zu thun. Maria Thereſia hatte ſtolz alle Friedensvorſchläge verworfen, und weigerte ſich, den Kaiſer und den Reichstag von Frankfurt anzuerkennen. Auch ließ ſie ihren Vorſatz, Bayern zu behalten, in Frankreich und Italien Eroberungen zu machen, Schleſien wieder einzunehmen, und in Verbindung mit Sachſen und England die preußiſchen Staaten zu theilen, nur zu deutlich merken. Friedrich, zu großer Feind des Hauſes Öſterreich, und zu bekannt mit Thereſiens Charakter, ſchloß, um ihr zuvorzukommen, den 13ten Mai 1744 mit dem Kaiſer, mit Frankreich, dem Churfürſten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Heſſen ein Vertheidigungsbündniß. An der Spitze einer großen Armee fiel er in Böhmen ein, eroberte Prag, Tabor, Budweis, Frauenberg und den ganzen Theil dieſes Königreichs auf der Oſtſeite der Mulde. Die bayerſchen und heſſiſchen Truppen drangen zugleich in Bayern vor, und ſetzten den Kaiſer wieder in Beſitz ſeiner Hauptſtadt. Der Schrecken verbreitete ſich bis nach Wien, aber nicht bis zu dem Herzen der unerſchütterlichen Maria Thereſia. Schnell begeiſterte dieſe durch ihre Erſcheinung auf dem Reichstage zu Preßburg ihre Ungarn mit dem vorigen Enthuſiasmus, und dieſe flogen, von Sachſen und Öſterreichern unterſtützet, zur Rettung Böhmens herbei. Auch Carl von Lothringen kam aus den Elſaß und Lothringen nach Böhmens Gränzen zurück, während eine Krankheit Ludwigs XV. die Fortſchritte der franzöſiſchen Waffen hemmte. Die Preußen mußten, von Hunger, von der Übermacht ihrer Feinde und den Mühſeligkeiten des Krieges erſchöpft, das beinahe eroberte Königreich wieder räumen. Deſto größere Fortſchritte machten aber jetzt die Franzoſen, welche nicht bloß Freiburg, Öſterreichs Vormauer gegen Weſten, eroberten, ſondern auch in den Niederlanden immer weiter vordrangen. In Italien waren indeſſen die Spanier zurückgedrängt, und der König von Neapel, Don Carlos, zitterte bei dem Herannahen der öſterreichiſchen Waffen. Doch das Ungewitter ging vorüber, obgleich dieſer König nahe daran war, zu Velletri in öſterreichiſche Gefangenſchaft zu gerathen. Der Fürſt von Lobkowitz mußte ſich wegen Mangels an Truppen nach der Lombardei zurückziehen. So erfreulich die Vertreibung des Königs von Preußen aus Böhmen für Thereſia war, ſo ſehr dies Ereigniß ihre Hoffnung zur Wiedereroberung Schleſiens ſtärken mußte; ſo beſorgt mußten ihre übrigen Verluſte, denen noch andere zu folgen drohten, ſie machen. Aber der

Tod Carls VII. öffnete (20ſten Jan. 1745) ihrem Ehrgeize ein neues Feld. Frankreich bemühte ſich aufs neue, dem Hauſe Öſterreich die Kaiſerkrone zu entreißen, und den neuen Churfürſten von Bayern und Sachſen Auguſt III. noch mehr gegen Maria Thereſia anzureizen. Jener Todesfall erregte überhaupt in ganz Europa eine allgemeine Bewegung. Aber die Sache Öſterreichs ſiegte troz der franzöſiſchen Cabalen am ruſſiſchen Hofe und auch England unterſtützte die Königin Maria Thereſia aufs neue mit Truppen und Geld. Friedrich II. ſuchte jezt abermals durch Großbritanniens Vermittelung, ſich mit Öſterreich auszuſöhnen, allein zugleich rüſtete er ſich mit gewohnter Kraft zu einem neuen Feldzuge. Am 22ſten April 1745 ward der Vertrag zu Fueſſen mit dem neuen Churfürſten von Bayern geſchloſſen, wodurch dieſer ſich aller Anſprüche auf die öſterreichiſchen Erblande begab, die Gültigkeit der pragmatiſchen Sanction garantirte und ſich verpflichtete, die fremden Hülfsvölker aus ſeinen Staaten zu entfernen, und dem Herzoge von Lothringen, Thereſiens Gemahl, ſeine Stimme zur Erlangung der Kaiſerkrone zu geben. Um jenem zu Frankfurt von Friedrich II. geſchloſſenen Bündniſſe das Gleichgewicht zu halten, hatte die Königin von Ungarn eine Quadrupel-Allianz mit dem Könige von Polen, mit Holland und England (den 8ten Jan. 1745 zu Warſchau) geſchloſſen, dem der Vertrag von Leipzig (18ten Mai) folgte, in welchem leztern noch geheime Übereinkünfte zwiſchen Öſterreich und Sachſen hinſichtlich der Theilung der preußiſchen Staaten enthalten waren. Schon lange wünſchte der Herzog von Lothringen die Königswürde, allein vergebens hatte er ſich bis jezt auch um den bloßen Titel eines Königs von Böhmen bemüht. Jezt trachtete er nach der Kaiſerkrone, aber auch hier waren die Miniſter ſeiner Gemahlin, die ſein Übergewicht fürchteten, wenig thätig für ihn. Während dieſer Unterhandlungen machten die Franzoſen immer größere Fortſchritte. Der Sieg der leztern über die Verbündeten bei Fontenoy (22ſten Mai 1745) war für dieſe höchſt nachtheilig. Die wichtigſten Pläze der öſterreichiſchen Niederlande fielen in franzöſiſche Hände. Eben ſo ſchlimm ging es in Italien, wo Genua ſich mit Spanien verband, um Finale wieder zu erobern. Durch dies Bündniß verſtärkt, nahmen die Franzoſen und Spanier den größten Theil des mailändiſchen und tortoneſiſchen Gebiets ein, und der König von Sardinien, welchem gleichfalls mehrere ſeiner Staaten von den Feinden entriſſen wurden, mußte ſich nach ſeiner Hauptſtadt zurückziehen. Friedrich II. fand ſich zu Anfange von 1745 in einer kritiſchen Lage. Durch des Kaiſers Tod war das Bündniß von Frankfurt aufgelöſ't, und durch ſeinen lezten Feldzug hatte ſein Ruf nicht gewonnen. Die Franzoſen waren aus Deutſchland vertrieben, und Preußen war jezt Öſterreich und ſeinen Verbündeten in Deutſchland Preis gegeben. Allein der Sieg über die Öſterreicher und Sachſen bei Hohenfriedberg (2ten Jun. 1745) war der Anfang eines beſſern Glückes für Preußen. Das brittiſche Cabinet ſchloß bald nachher zu Hannover einen geheimen Vertrag mit Friedrich, worin dieſem Schleſien in Gemäßheit des breslauer Friedens garantirt wurde. Preußen und Öſterreich ſollten ſich gleichfalls gegenſeitig den Beſiz ihrer Staaten garantiren, und Georg II. übernahm es, Maria Thereſia zur Einwilligung dieſes Vertrags zu bewegen. Allein die Königin von Ungarn

und der Churfürſt von Sachſen verwarfen dieſen Vertrag, und wollten den Krieg fortſetzen. Carl von Lothringen ward jedoch bei Coſel von Friedrich II. geſchlagen, und Maria Thereſia hatte für dieſen Verluſt bloß den Troſt, daß ihr Gemahl, Franz Stephan (13ten Sept.) zum Kaiſer gewählt, und den 4ten Oct. unter dem Namen Franz I. gekrönt wurde. Maria Thereſia, die bei der letztern Ceremonie gegenwärtig war, rief zuerſt vom Balkon herab: Es lebe Kaiſer Franz I.!, welcher Ausruf von den unzähligen Zuſchauern wiederholt wurde. Indem ſie die Kaiſerkrone ihrem Gemahl verſchaffte, hatte ſie zugleich das Glück, dieſelbe zu ihrem Hauſe, welches ſie dreihundert Jahre lang beſeſſen hatte, zurückkehren zu ſehen. Ungeachtet ihre Finanzen höchſt erſchöpft waren, wollte die nunmehrige Kaiſerin-Königin in keinen Frieden willigen, und ſie war ſtaatsklug und aufgeklärt genug, die Kirchenſchätze zur Fortſetzung des Krieges zu verwenden. Preußens Vorſchläge wurden ſämmtlich verworfen; man wollte ſich rächen. Schon war eine Armee nach Berlin hin beordert, und von Rußland ward kräftige Hülfe erwartet. Allein Friedrich kam Allem zuvor. Durch die Schlacht von Hennersdorf (23ſten Nov.) wurde Carl von Lothringen genöthigt, aus Schleſien nach Böhmen zu gehen, und durch die gänzliche Niederlage der Sachſen bei Keſſelsdorf (den 15ten Dec.) ward das ganze Churfürſtenthum Sachſen von Preußen erobert. Die Kaiſerin-Königin, gerührt durch das Schickſal ihres treueſten Bundsgenoſſen, ſchloß jetzt unter brittiſcher Vermittelung (25ſten Dec. 1745) den dresdner Frieden, wodurch an Friedrich II. Schleſien abgetreten wurde, und er hinwieder ſie als Königin von Böhmen und ihren Gemahl als Kaiſer anerkannte. Dieſer Friede war für Öſterreich um ſo glücklicher, da England wegen der Unruhen in Schottland ſeine Hülfstruppen aus den Niederlanden zurückziehen mußte. Hiedurch gewannen die Franzoſen dort die Oberhand, und bemächtigten ſich einer Feſtung nach der andern. Am 4ten Mai 1746 hielt Ludwig XV. ſeinen Einzug in Brüſſel, und alle öſterreichiſchen Niederlande, mit Ausſchluß Luxemburgs, waren in Feindes Hand. Der Verluſt der Schlacht bei Rocoux vermehrte Öſterreichs Unglück auf dieſer Seite. Deſto glücklicher waren die Heere der Kaiſerin Thereſia in Italien, wo der Fürſt von Lichtenſtein zu San Lorenzo über die Spanier und Franzoſen einen glänzenden Sieg erfocht. Philipp V. ſtarb, und ſein Nachfolger Ferdinand VI. zog ſeine Truppen aus Italien zurück. Dadurch erhielt Öſterreich hier das Übergewicht, und bemächtigte ſich, mit dem Könige von Sardinien vereint, der wichtigſten von den Spaniern verlaſſenen Plätze. Die Engländer blockirten zugleich Genua; der Doge und ſechs Senatoren mußten ſich nach Wien begeben, und ſehr demüthig die Gnade der Kaiſerin-Königin anflehen. Eine Capitulation ward ihnen bewilligt; ſie mußten aber Geiſeln ſtellen, und Genua ſelbſt wurde für Maria Thereſia beſetzt. Allein durch die Erpreſſungen und Unthaten der Öſterreicher wurden die Einwohner aufrühreriſch, und vertrieben die Kaiſerlichen, welche achttauſend Mann, ihre ganze Artillerie und Bagage verloren, aus Genua und deſſen Gebiet (den 5ten — 9ten Dec.). Der öſterreichiſche Succeſſionskrieg von fünf Jahren veränderte jetzt ſeinen Gegenſtand, und Frankreich und England, ſonſt nur Hülfsmächte, traten nunmehr als kriegführende Hauptmächte auf den Kampfplatz,

doch wünſchten beide den Frieden. Auch der madrider Hof hegte ſeit Ferdinands VI. Thronbeſteigung denſelben Wunſch, allein die Kaiſerin-Königin hatte mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß (22ſten Mai 1746) geſchloſſen, dem auch Holland und England beigetreten waren. Die Öſterreicher hatten Antibes belagert, und verheerten die Provence, allein Holland konnte immer keine förmliche Kriegserklärung gegen Frankreich erlaſſen. Die Franzoſen konnten jedoch in Italien nur die Befreiung Genua's, welches von den Öſterreichern aufs neue belagert ward, bewirken (1747). In den öſterreichiſchen Niederlanden machten ſie dagegen deſto größere Fortſchritte; aber mehrere Vortheile, welche die Verbündeten über ſie erlangten, beſonders der Sieg des Admirals Hawke über eine franzöſiſche Escadre, welche die indiſche Flotte begleitete, wodurch die Seemacht Frankreichs zerſtört wurde, beſchleunigten den Frieden. Am 30ſten April wurden die Präliminarien zwiſchen Frankreich, Großbritannien und Holland unterzeichnet, und hierauf folgte der Friede von Aachen, dem auch Spanien, Öſterreich und Sardinien beitraten. Alles ward wieder auf den vorigen Stand geſtellt, und bloß der Infant Don Philipp erhielt die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla, ſo wie dem Könige von Sardinien mehrere durch den Tractat von Worms abgetretene Landſchaften beſtätigt wurden. So wurde ein blutiger Krieg, der anfangs ſogar der Exiſtenz des Hauſes Öſterreich gedroht hatte, beendigt und Maria Thereſia ward durch die Liebe ihrer Unterthanen und die Hülfe ihrer Bundsgenoſſen in Stand geſetzt, einen ehrenvollen Frieden zu ſchließen. Die Zeit des Friedens verwandte ſie beſonders auf die Wiederherſtellung ihrer Finanzen und die Organiſation ihres Kriegsheers. Die jährlichen Revenuen, welche zu Carls VI. Zeiten nur 30 Millionen betragen hatten, wurden durch kluge Einrichtungen auf 36 Millionen Gulden gebracht, obgleich das Königreich Neapel und Schleſien, welches letztere allein ſechs Millionen eintrug, verloren waren. Zur Aufrechthaltung einer Armee von 108,000 Mann, außer den in Italien und den Niederlanden befindlichen Truppen, wurden hinlängliche Fonds angewieſen, und das ganze Kriegsweſen unter Dauns Leitung auf einen beſſern Fuß geſetzt. Auch in der Gerichts- und Polizeiverwaltung machte Thereſia große Veränderungen. Die Provinzialkanzleien wurden abgeſchafft, und ein höchſter Gerichtshof für die letzte Inſtanz errichtet. Die oberſte Leitung des Finanz- und Polizeiweſens wurde gleichfalls einem großen Conſeil übertragen, deſſen Präſident wöchentlich der Kaiſerin Bericht erſtatten mußte. Obgleich Thereſia ſich ungern regieren ließ, ſo ſetzte ſie wegen ihrer Unerfahrenheit doch Mißtrauen in ſich ſelbſt, und ſuchte ſich durch Berathſchlagungen mit ihren Miniſtern, ihrem Gemahl und Andern von Allem genaue Kenntniß zu verſchaffen; allein wegen der Verſchiedenheit der Anſichten zweier ihrer Räthe, **Wasners** und **Bartenſteins**, ſchwankte ſie häufig zwiſchen den entgegengeſetzteſten Maßregeln, bis ſie endlich dem Grafen, nachmaligem Fürſten von Kaunitz-Rietberg, die oberſte Leitung der Staatsangelegenheiten übertrug (m. ſ. Kaunitz). Mehrere Uneinigkeiten, welche jetzt zwiſchen England und Öſterreich entſtanden, ließen das letztere auf eine Ausſöhnung mit ſeinem alten Feinde Frankreich denken, und Maria Thereſia war herablaſſend genug, auf Kaunitzens Anrathen,

an die Marquiſe von Pompadour ſehr ſchmeichelhaft zu ſchreiben. Die ſtolze Maitreſſe, durch dieſen Schritt der größten Monarchin Europa's bezaubert, wandte ihren ganzen Einfluß an, die von der letztern gewünſchte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen, allein ihre Bemühungen ſcheiterten durch die Gegenvorſtellungen, welche Friedrichs II. Freunde am Hofe von Verſailles und Öſterreichs Feinde dem dortigen Cabinet machten. Jetzt (1757) erhob ſich zwiſchen England und Frankreich ein Streit über ihre Beſitzungen in Amerika, und Großbritannien foderte von Öſterreich Hülfe. Die letztere wurde jedoch verweigert, und hiedurch der Grund zu der Entzweiung dieſer beiden, bis dahin verbündeten Mächte gelegt. Friedrich der Große benutzte dieſen Zeitpunkt, um ſich mit England zu verbünden, und ſchloß mit Georg II. einen Vertrag, worin ſie ſich gegenſeitig verſprachen, den Einmarſch fremder Truppen in Deutſchland zu hindern. Die Pompadour hatte jetzt (1756) eine Veränderung im franzöſiſchen Miniſterium bewirkt, und dies machte eine Annäherung zwiſchen den Höfen von Wien und Verſailles möglich. Maria Thereſia ſchloß nunmehr jenes Bündniß mit Frankreich, Rußland, Sachſen, Schweden u. ſ. w. gegen Friedrich den Großen, welches den ſiebenjährigen Krieg veranlaßte, und für Deutſchlands inneres Glück ſo traurige Folgen hatte. (M. ſ. die Artikel Siebenjähriger Krieg und Friedrich II.) Nach Beendigung dieſes unglücklichen Krieges wurde Thereſiens Sohn, der Erzherzog Joſeph den 27ſten Mai 1764 zum römiſchen Könige gewählt. Dies war das erſte Reſultat des hubertsburger Friedens. Dadurch befeſtigte die Kaiſerin-Königin ihre Familie in dem Beſitz der deutſchen Kaiſerwürde, und kam allen Übeln zuvor, die der unerwartete Tod Franz I. hätte haben können. Dieſer Todesfall ereignete ſich den 18ten Auguſt 1765 zu Inſpruck, und verſetzte Maria Thereſia in tiefen und dauernden Schmerz. Der römiſche König Joſeph nahm nun unter dem Namen Joſeph II. den Kaiſertitel an, und ſein Bruder Leopold beſtieg den Thron von Toscana. Nachdem der erſte Schmerz über den Tod ihres Gemahls gemildert war, ergriff Maria Thereſia mit neuer Kraft die Zügel ihrer Regierung. Nach blutigen Kriegen arbeitete ſie jetzt an dem Glück ihrer Völker. Sie ſtiftete und verbeſſerte in ihren Staaten die Schulanſtalten, Univerſitäten und Akademien, und ließ den Studierenden, die durch Kenntniſſe und gutes Betragen ſich auszeichneten, Preiſe ertheilen; ſo belohnte ſie auch diejenigen, die ſich um irgend einen Erwerbzweig verdient machten, und wandte beſonders ihren Blick auf den Ackerbau, der auf einer Medaille, die ſie ſchlagen ließ, der Ernährer aller Künſte genannt wurde. Noch größere Verdienſte erwarb ſie ſich durch Abſtellung vieler kirchlichen Mißbräuche. Sie verbot die Gegenwart jedes Geiſtlichen bei Teſtamentserrichtungen, ſchaffte das Zufluchtsortrecht der Kirchen und Klöſter, und die Inquiſition zu Mailand ab. Den Jeſuiterorden unterdrückte ſie, und verordnete für beide Geſchlechter, daß man erſt nach vollendetem 25ſten Jahre in ein Kloſter ſich aufnehmen laſſen konnte. Die Folter ſchaffte ſie gleichfalls in allen ihren Staaten ab. Ihrem Sohn, dem Kaiſer Joſeph, überließ ſie alles, was das Kriegsheer betraf, und eine beſſere Verwaltung dieſes Zweiges der Staatswirthſchaft, ſo wie auch die Militärconſcription wurde in allen öſterreichiſchen

Staaten, mit Ausſchluß von Ungarn, dem Mailändiſchen, Tyrol und den Niederlanden, eingeführt. Nur mit innerer Abneigung ſchloß Maria Thereſia den 5ten Auguſt 1772 zu Petersburg mit Rußland und Preußen den Vertrag, Polen zu theilen; allein ſie wurde hiezu genöthigt, um jene beiden Mächte durch die Theilung dieſes Reichs nicht gegen ſich zu mächtig werden zu laſſen. Die Kaiſerin Königin erhielt von Polen durch dieſe Theilung Rothrußland, Gallizien und einen Theil der Woywodſchaften Cracau, Sendomir, Lublin, Boltz, Volhynien, Podolien mit einer Bevölkerung von 2½ Millionen Menſchen, und den reichen Salzminen, welche allein jährlich über eine halbe Million Thaler eintrugen. Da jedoch Preußen ſich mit ſeiner Beute nicht begnügte, ſo ging auch Thereſia noch weiter, und bemächtigte ſich großer Theile des noch übrig gebliebenen polniſchen Reichs. Doch ward dies von ihr größtentheils 1777 wieder zurückgegeben, und die Kaiſerin Königin erhielt dagegen durch einen Vertrag vom 5ten Februar 1777 die Buckowina, welche die Pforte ihr abtrat. Nach der Theilung Polens befand ſich Öſterreich in der glücklichſten Lage, und der neue Zuwachs an Macht mußte das übrige Europa beſorgt machen. Es hatte 200,000 Mann Truppen, die beträchtlich vermehrt werden konnten; ſeine Einkünfte überſtiegen jährlich die Ausgaben um zwei Millionen. Dazu kam ein junger ehrgeiziger Fürſt, der vor Begierde brannte, ſeinen Namen berühmt zu machen. Aus dieſen Urſachen ſuchte der ſtaatskluge Choiſeul durch die Vermählung des Dauphins mit Thereſiens Tochter, der nachmals ſo unglücklichen Königin Marie Antoinette, eine feſtere Verbindung zwiſchen Frankreich und Öſterreich zu bewirken, und der wiener Hof ſchmeichelte ſich ſchon bei Ludwigs XVI. Thronbeſteigung eines wichtigen Einfluſſes auf das Cabinet von Verſailles. Ludwig XVI. aber, ſo ſehr er ſeine Gemahlin liebte, erlaubte ihr nicht, ſich in Staatsſachen zu miſchen, und vertraute ſich ganz dem Grafen von Maurepas, einem Gegner der öſterreichiſchen Partei, an. Er blieb freilich im Bündniß mit Öſterreich, allein eben ſo ſorgfältig unterhielt er die Freundſchaft mit Preußen und deſſen Bundesſtaaten. Obgleich er Marien Thereſiens friedliebende Geſinnungen kannte, und dieſe Fürſtin als Mutter liebte, ſo kannte er doch auch Josephs weitausſehende Plane. Hiedurch ward der wiener Hof, beſonders Joſeph, gegen Frankreich geſtimmt, da man ſahe, daß alle die Vortheile, welche man ſich von jener Vermählung verheißen hatte, nicht erlangt werden konnten. Der Tod des Churfürſten von Bayern (30ſten December 1777) hätte bald aufs neue die Kriegsfackel in Deutſchlend entzündet. Das Haus Öſterreich, der Churfürſt von Sachſen, der Herzog von Meklenburg-Schwerin, und der Herzog von Pfalz-Zweibrücken machten zugleich theils auf alle, theils auf einzelne Staaten von Bayern Anſprüche. Joſeph II., als Kaiſer, reclamirte mehrere Theile von Bayern als heimgefallene Mannlehen, und der wiener Hof, welcher überhaupt ganz Bayern gern an ſich ziehen wollte, rechnete auf Frankreichs Hülfe und Preußens Neutralität. Indeſſen war Friedrich II. ſchon mit dem Cabinet von Verſailles einverſtanden. Der Herzog von Zweibrücken, von Friedrich veranlaßt, legte eine Proteſtation bei dem Reichstage ein, und berief ſich auf Preußen und Frankreich, und Sachſen folgte dieſem Beiſpiel. Joſeph II. wollte ſeine Anſprüche

durch den Reichstag unterſuchen laſſen, und gab ſich das Anſehen, als ob er die Intereſſen der andern Fürſten mit denen ſeiner Mutter ausgleichen wollte. Sowohl von Öſterreichs, als von Preußens Seite rüſtete man ſich zum Kriege, und im Mai 1777 ſtanden die Heere einander gegenüber. Nun ließ Maria Thereſia dem Könige durch Thugut ſagen, ſie ſey untröſtlich, ſich mit ihm wieder auf dem Punkte zu ſehen, wo ſie ſich beide die vom Alter gebleichten Haare ausreißen wollten. Allein alle Verhandlungen waren fruchtlos. Joſeph wünſchte den Krieg, ſeine Mutter den Frieden. Er ſtellte ſich ſogar über die Bedingungen, welche die letztere vorgeſchlagen hatte, entrüſtet, als ob ſie ſchimpflich wären, und drohete, ſich nach Aachen zu begeben, und dort den alten Kaiſerſitz zu erneuern. Auch Kaunitz widerſprach der friedliebenden Kaiſerin, und unterſtützte die Abſichten ihres Sohnes. Mit ſeinem Bruder, dem Erzherzog Großherzoge Leopold von Toscana, der ihn zu friedlichen Geſinnungen ſtimmen wollte, veruneinigte Joſeph ſich darüber aufs Äußerſte. Statt daß aber Frankreich thätige Hülfe leiſten ſollte, erbot es ſich bloß zur Vermittelung. Dagegen drohete die Kaiſerin von Rußland, den König von Preußen auf das kräftigſte zu unterſtützen, wenn die Kaiſerin-Königin Preußen und den andern deutſchen Fürſten nicht nachgeben würde. Auf Maria Thereſia und Kaunitz, aber nicht auf Joſeph, wirkte dieſe Erklärung ſehr ſtark. Catharina II. ließ ſich indeß bald durch Schmeicheleien beſänftigen, und ſtand ab von ihrem Vorhaben. Deſto mehr ward Friedrich II. insgeheim von Frankreichs Seite ermuntert, und die Feindſeligkeiten begannen auf Böhmens und Schleſiens Gränzen. Weil aber fremde Hülfe ausblieb, entſchloß ſich der König von Preußen zum Frieden, den der ruhmſüchtige Joſeph möglichſt zu hindern ſuchte, welcher aber doch (13ten März 1779) zu Teſchen geſchloſſen wurde. (M. ſ. Teſchner Frieden und Friedensſchlüſſe.) In dieſem Vertrage wurden auch an Sachſen (außer ſechs Millionen) noch die Oberlehnsherrlichkeit über die ſchönburgſchen Herrſchaften Waldenburg, Glaucha und Lichtenſtein abgetreten, die Reichsafterlehen der Krone Böhmen geweſen waren. Churpfalz erhielt die Herrſchaft Mindelheim in Schwaben, der Herzog von Zweibrücken wurde als präſumtiver Erbe der pfalzbayerſchen Lande anerkannt, und Meklenburg-Schwerin für ſeine Anſprüche an die Landgrafſchaft Leuchtenberg mit dem Jure de non appellando an die Reichsgerichte abgefunden. Schon durch dieſe letzte Bewilligung wurde auch durch den teſchner Frieden das deutſche Reichsbündniß immer lockerer gemacht. Nach dieſem Frieden ſuchte der wiener Hof ſowohl England als Frankreich feſter an ſich zu ziehen, um dem Erzherzog Maximilian die Churwürde von Cöln und das Biſthum Münſter zu verſchaffen, welches auch trotz Friedrichs II. Widerſtrebungen endlich gelang. So hatte Maria Thereſia dreien ihrer jüngern Söhne zu der Regierung bedeutender Staaten verholfen: Leopold, dem Großherzog von Toscana, Ferdinand (durch die Vermählung mit der Erbtochter des Herzogs von Modena), zur Erbfolge in dieſem Herzogthum, und endlich Maximilian zur Chur- und Biſchofswürde von Cöln und Münſter. Von ihren Töchtern waren zwei mit Königen (nämlich von Frankreich und Neapel) vermählt, und das Haus Öſterreich, welches bei Marien Thereſiens Thronbeſteigung ſeiner gänzlichen Vernichtung entge-

gen ſahe, ſtand jetzt durch die innern Verhältniſſe ſeiner Staaten ſowohl als durch ſeine äußern Familien- und andern Verbindungen auf dem höchſten Gipfel der Macht. Den 29ſten November 1780 ſtarb dieſe große Fürſtin in einem Alter von 63 Jahren. Viel hat ſie für den Glanz ihrer Familie, viel für das Glück ihrer Völker gethan. Mit innigſter Zärtlichkeit liebte ſie ihre Kinder, gegen ihre Diener war ſie überaus gütig und leutſelig, das Glück ihrer Unterthanen war ihr höchſtes Ziel. Allein nur zu leicht liehe ſie Spionen und Angebern ihr Ohr, und ſuchte ſelbſt in die Geheimniſſe der Familien einzudringen. Von ihren Unterthanen ward ihr Tod als ein allgemeines Unglück beweint, und ihre Regierungszeit wird noch als das goldne Zeitalter der öſterreichiſchen Monarchie betrachtet. N. P.

Theriak iſt ein berühmtes Gegengift, in Form einer Latwerge, deſſen Zuſammenſetzung ſich von Andromachus aus Creta, einem Leibarzte des Kaiſers Nero, herſchreibt. Dieſer beſchrieb die Zuſammenſetzung in einem beſondern Gedichte, welches uns Galen (de antidotis Lib. 1, p. 433) ganz aufbehalten hat. Dieſer Theriak iſt die widerſinnigſte Zuſammenſetzung von faſt ſiebzig Arzneimitteln, deren einige ganz unwirkſam, andere ſich unter einander ganz entgegengeſetzt ſind. Doch hat er ſich bis in die neuern Zeiten in großem Anſehen erhalten; ja es iſt noch nicht lange her, daß ihn die Apotheker in Holland, Frankreich u. a. O. mit gewiſſen Feierlichkeiten in Beiſeyn der Magiſtratsperſonen zuſammenſetzen mußten. Fc.

Thermolampe heißt eine Vorrichtung, die nach Lebons ſinnreicher Angabe die aus Kohle und Waſſerſtoff beſtehende, brennbare, während des Verkohlens von organiſchen Körpern ſich erzeugende Luft zum Leuchtmittel anwendet. Die Hauptſache beſteht in folgendem: ein feuerfeſtes, luftdichtes Gefäß wird mit Holz oder Steinkohlen gefüllt, durch eine angefügte Röhre genau verſchloſſen, und die Röhre in einen mit Waſſer nicht ganz angefülltem, luftdicht verſchloſſenen Kaſten, mit ihrer Mündung unter das Waſſer, geführt. Unten am Kaſten iſt ein Hahn, oben gehen aus dem vom Waſſer leeren Raume andere Röhren aus, beſtimmt, die entwickelte brennbare Luft dahin zu leiten, wo ſie zum Leuchten benutzt werden ſoll. Jetzt macht man Feuer um das mit Holz gefüllte Gefäß (oder bringt es in einen Stubenofen an), verkohlt das Holz, und treibt alles Flüchtige (Luft, Eſſig und Theer) durch die Röhre in das Waſſer. Dieſes reinigt die Luft, welche in ihm aufſteigt und weiter durch die Leitungsröhren zu dem Orte ihrer Beſtimmung geht; es nimmt den Theer und die Säure an ſich, welche durch den Hahn am Boden des Troges ausgeleert werden können. Den Enden der Leitungsröhren kann die Geſtalt der Kronleuchter, Wandleuchter, Laternen gegeben werden, der ausſtrömende Dampf brennt, wenn er mit einem Lichte entzündet iſt, ſo lange fort, als der Verkohlungsprozeß dauert. So erleuchtete man zu London das Theater zu Conventgarden, ſtellte es aber des übeln, empyreumatiſchen Geruchs wegen wieder ein. Wird die Luft in einem Ofen verbrannt, ſo kann ſie auch zum Heizen deſſelben dienen; ſind die zurückbleibenden Kohlen die Hauptſache der Unternehmung, ſo kann die brennbare Luft, da ihre Menge ſehr groß iſt, mit großem Nutzen zur Heizung eines nebenſtehenden Kalk- oder Ziegelofens verwendet

werden, wie das zu Kloſter Neuburg bei Wien bereits geſchieht. Doch iſt beim erſten Anzünden Vorſicht nöthig, daß ſich keine atmoſphäriſche Luft einmenge, und eine Exploſion verurſache. In England benutzt man die Producte der Steinkohlenverkohlung noch mehr, die zurückbleibenden abgeſchwefelten Kohlen dienen als Coaks, der flüſſige Theer zum gewöhnlichen Gebrauche, der feſtere wird durch Rectification in ein terpentinartiges Öl und ſchwarzes Harz geſchieden, was wieder gleich dem Bernſteine zum Blechfirniß tauglich iſt; die Luft endlich erleuchtet und heizt den Raum der Fabrikanſtalt. Neuerdings hat Lampadius in Freiberg die Thermolampe zur Straßenbeleuchtung verſucht. Er hing die Laterne beweglich an Schnüren und Rollen auf, leitete darunter die Öffnung der Gasleitungsröhre, und nahm zum Verkohlen zerſtoßene Steinkohlen, die er in einer eiſernen Büchſe in ſeinem Stubenofen dem Feuer ausſetzte. Er konnte die Büchſe füglich nicht größer nehmen, als daß die hineingehenden Kohlen auf ſechs Stunden Leuchtmaterial bei ſchwachem Verkohlungsfeuer gaben, außerdem fand er keine Schwierigkeiten, nur müſſen die Leitungsröhren ſtets aufwärts gehen, weil ſich ſonſt leicht Waſſer in den Knieen häuft und ſprudelt; vielmehr war die Flamme der Thermolaterne heller, als die einer gewöhnlichen mit Öl unterhaltenen Straßenlaterne. F.

Thermometer oder Wärmemeſſer. Auf die Erfahrung, daß alle Körper, luftförmige und liquide aber am ſtärkſten, durch Wärme ausgedehnt werden, hat man die Einrichtung des Thermometers gegründet. Der gemeinſte beſteht aus einer gleichweiten, engen Glasröhre mit einer angeblaſenen Kugel, welche ſammt der halben Röhre mit Weingeiſt oder Queckſilber gefüllt, und das Inſtrument ſodann oben zugeſchmolzen wird. Angebrachte Wärme bringt durch Ausdehnung die Flüſſigkeit zum Steigen, Kälte bewirkt das Gegentheil. Um dieſes Steigen und Fallen richtig zu meſſen, wird die Röhre in Grade abgetheilt, die keineswegs willkürlich ſind, ſondern als Theile eines Raumes zwiſchen zweien, beſtändig gleichweit von einander abſtehenden Punkte, nämlich des Siedepunkts des Waſſers und des Gefrierpunkts deſſelben, anzuſehen ſind. Jener Punkt wird durch Eintauchen in ſchmelzenden Schnee, dieſer durch ſiedendes Waſſer gefunden. Fahrenheit ſetzt 32 Grad bei jenem Eis- oder Froſtpunkte und 212 bei dieſem Siedepunkte, er theilt alſo den Raum in 180 Grade; Reaumur theilt dagegen an ſeinem Weingeiſtthermometer denſelben Raum in 80 Grade, indem er am Eispunkte 0 und am Siedepunkte 80 ſetzt. De Luc verfährt eben ſo mit einem Queckſilberthermometer; Celſius führte die hunderttheilige Scala ein, die am Froſtpunkte ebenfalls 0, am Siedepunkte aber 100° hat; endlich De Lisle zählt 0 beim Siedepunkt, und hört mit 150 beim Froſtpunkte auf. Fünf Grade der hunderttheiligen Scala ſind alſo vier reaumurſche oder neun fahrenheitſche. Da indeſſen die jedesmalige Luftſchwere, die durch den Barometerſtand ausgedrückt wird, den Siedepunkt verzögert oder beſchleunigt, ſo ſieht man leicht, wie Thermometer, welche bei ungleichem Barometerſtande gefertigt ſind, ungleiche Punkte haben müſſen, und daß es ein Erfoderniß eines guten Thermometers iſt, bei einem beſtimmten Barometerſtande gefertigt zu ſeyn. De Luc nimmt dazu 27″ par. Maß; die hunderttheiligen werden bei 76 Centimeter = 28″

0,905''' par., die engliſchen bei 30'' engl. = 28''1,79 par. gemacht. Ein Unterſchied von 1''' par. am Barometer gibt beinahe 0,9 am Thermometer, und hiernach ſind die verſchiedenen Thermometer zu corrigiren. Das Luftthermometer hat zuerſt Cornelius Drebbel, ein holländiſcher Landmann, angegeben. Am beſten nimmt man dazu ein Barometer, deſſen umgebogenem Schenkel man eine zwei Zoll weite Kugel gibt, welche man mit Luft füllt und zuſchmilzt. Die Erwärmung der Luft in der Kugel verändert alsdann den Stand des Queckſilbers thermometriſch. Siehe Luz Anweiſung, Thermometer zu verfertigen, Nürnberg 1781. Fc.

Thermopylä. Berühmter iſt wohl kein Engpaß der ganzen Erde geworden als dieſer, der von warmen Quellen in ſeiner Nähe griechiſch ſo genannt wurde: der Paß (wörtlich die Pforte) der warmen Quellen oder Bäder. Er führte durch das Gebirge Öta aus Theſſalien nach Hellas, und war der einzige ſchmale Weg, auf dem ein Heer von Norden her in Griechenland eindringen konnte. Darum ſtellte ſich eben dort der heldenmüthige ſpartaniſche König Leonidas mit ſeiner kleinen tapfern Schaar auf, um das heranziehende zahlloſe perſiſche Heer unter Xerxes aufzuhalten. Wirklich gelang ihm dies einige Tage hindurch, bis der Verräther Epialtos einen Fußpfad anzeigte, auf welchem die Perſer den Leonidas umgehen konnten. Wie Leonidas mit unerſchrocknem Muthe ſammt ſeinen Spartanern kämpfte und fiel — das kann man unter dem Artikel Leonidas nachleſen. Mit Recht aber wurde dieſer Engpaß in ewigem Andenken erhalten, und ſein Name mit dem der heldenmüthigen Männer, die ſich dort für ihr Vaterland dem Tode weihten, in Liedern gefeiert. Noch jetzt nennt dieſen Namen keiner, der um jene Geſchichte weiß, ohne heiligen Schauer. Außerdem iſt Thermopylä noch merkwürdig in einer andern Beziehung. In dieſer Gegend nämlich wurde die Verſammlung der Amphiktionen oder Amphiktyonen gehalten, jenes Bundesgericht, wo zugleich über religiöſe Angelegenheiten verhandelt wurde, woran zwölf Völkerſchaften Griechenlands mittelſt ihrer Geſandten und Bevollmächtigten Theil nahmen. Früher geſchah dies zu Delphi, und auch ſpäterhin noch bisweilen; man wählte aber dann Thermopylä zum Verſammlungsort, wegen der Sicherheit ſeiner Lage.

Therſites, ein Grieche bei dem Belagerungsheere vor Troja, deſſen alberne und boshafte Geſchwätzigkeit Homer ſchildert. Er war von Körper äußerſt häßlich, ſchielend, lahm, bucklicht und kahlköpfig. Vornehmlich haßte er den Achilles, den Ulyſſes und Agamemnon. Er rieth durchaus zur Aufhebung der Belagerung und zur Rückkehr nach Griechenland, und ſchimpfte mit Frechheit auf die Heerführer. Ulyſſes ſchlug ihn einſt deßwegen mit ſeinem Scepter, daß jener Thränen vergoß. Er ſoll nachher vom Achilles getödtet worden ſeyn, als er der Amazone Pentheſilea, die Achill, der aber bei dem Anblick ihrer Schönheit ſich gerührt fühlte, erlegt hatte, höhnend die Augen ausſtach, oder als er nach Andern dem Achilles vorwarf, er habe den Leichnam der Todten entweiht.

Theſeus, einer der gefeiertſten und größten Heroen der Griechen aus der Zeit, wo noch die Geſchichte mit der Fabel verwebt iſt. Er war ein Sohn des Ägeus und der Äthra, und lebte als König von Attica zur Zeit des Argonautenzugs, an

dem er ſelbſt auch Theil nahm, im 13ten Jahrhundert vor Chr. Geb. Er war der attiſche Herakles, und bezwang ſchon als Jüngling — ſo lautete die Sage — auf ſeinem Wege von Trözene, wo er bei dem Großvater, dem König Pittheus, erzogen worden war, nach Athen mehrere thieriſche und menſchliche Ungeheuer, unter andern den Periphetes, Sinis, Skiron und Prokruſtes. In Athen wäre er, unerkannt vom Vater, auf Anſtiften der Medea, durch Gift umgekommen, hätte nicht Ägeus zufällig das Schwert des Sohnes für das ſeinige erkannt. Theſeus beſiegte die Pallantiden, welche den Ägeus vom Throne ſtoßen wollten, und bändigte dann den ungeheuern marathoniſchen Stier, der den Bewohnern der Umgegend vielen Schaden zufügte. Berühmter noch iſt das Abenteuer, das er in Creta beſtand, wo er den Mannſtier, Minotaurus, im Labyrinth erlegte, und dadurch die Athenienſer von dem Tribut befreite, den ſie dem König Minos (von dem ſie einſt beſiegt worden waren) für dieſes Ungeheuer liefern mußten, und der in einer beſtimmten Anzahl junger Knaben und Mädchen beſtand. Wahrſcheinlich wurden dieſe Kinder dem Tempeldienſte des Abgottes, den die Alten Minotaurus nennen, geweiht. Kurz, Theſeus erreichte ſeinen Zweck, und zwar, wird hinzugeſetzt, mit Hülfe der Ariadne, der ſchönen Tochter des Minos, die den Heldenjüngling lieb gewann, und ihm einen Faden gab, vermittelſt deſſen er ſich aus dem Labyrinth glücklich wieder herausfand. Ariadne folgte auch dem Geliebten; er verließ ſie aber unterwegs auf der Inſel Naxos, oder nach einer andern Sage, ſtarb ſie daſelbſt. Er fand ſeinen Vater nicht mehr am Leben, und nun machte ſich Theſeus als Regent eben ſo berühmt und verdient durch ſeine Staatseinrichtungen als früher durch ſeine Heldenthaten. Er gründete die Demokratie, und ſtiftete das große Volksfeſt, die Panathenäen. Doch bald zog er zu neuen Unternehmungen aus, zum Theil mit Pirithous, einem theſſaliſchen Fürſten, mit dem ihn die innigſte Freundſchaft verband. Er nahm Theil an dem Zuge nach Kolchis, an der Jagd des furchtbaren kalydoniſchen Ebers, an dem Kampfe der Lapithen und Centauren, und bekämpfte auch die Amazonen am ſchwarzen Meer. Mit Pirithous gemeinſchaftlich ſoll er die Helena entführt, und eben dies mit der Proſerpina verſucht haben, die nach Einigen ein irdiſches Mädchen, die Tochter eines gewiſſen Königs Aïdoneus, nach Andern die Beherrſcherin der Unterwelt in eigner Perſon geweſen ſeyn ſollte. Genug, die Entführung mißlang, und Theſeus kam in den Kerker, woraus ihn Herakles befreite. Daher wir ihn bei Virgil zur Strafe feſtgebannt im Tartarus ſitzen ſehen. Bei ſeiner Rückkehr fand er Athen gegen ſich empört; er ſuchte Hülfe beim König Lykomedes, wurde aber von dieſem ins Meer geſtürzt, oder ſtürzte ſich ſelbſt hinein, und fand ſo ſeinen Tod in den Wellen. Späterhin wurde er von den Athenienſern als Halbgott verehrt, und ihm ein eigner prächtiger Tempel erbaut, auch feierte man ihm zu Ehren jährlich ein Volksfeſt. Man findet ihn und ſeine Thaten auf mehreren Kunſtwerken dargeſtellt, und epiſche ſowohl als tragiſche Dichter (unter ihnen Euripides, deſſen Stück „Theſeus“ aber verloren iſt), wählten ſie zum Gegenſtande ihrer Poeſien. S.

Theſis (thesis), ein Satz, beſonders ein ſolcher, welcher, und in ſo fern er bewieſen werden ſoll. In der Logik bezieht man dieſen Ausdruck bald auf die Verhältniſſe von Antitheſis (Gegenſatz) und Syntheſis (Vereinigung, Verknüpfung), bald auf die Hypotheſis, das iſt die Vorausſetzung, unter welcher ein Satz gilt, oder die nähere Beſchränkung, die im Vorderſatz des hypothetiſchen Urtheils ausgeſprochen wird, daher auch Theſis der Nachſatz eines ſolchen heißt. Ohne dieſe Beziehung ſagt man: in thesi, d. i. im Allgemeinen, in der Regel, wo noch keine Bedingung oder Einſchränkung bekannt iſt. Ferner wird auch Theſis ein zum Behuf des gelehrten Streits (Disputation) aufgeſtellter Satz genannt. So disputiren z. B. die Juriſten über Theſes, die ſie dann theses juris controversi nennen. Zu einem ſolchen Behufe (Streitſatz) ſind nämlich diejenigen Sätze am zweckmäßigſten, welche nicht von unbezweifelhafter Wahrheit ſind, ſondern verſchiedene Anſichten darbieten, und ſich daher in irgend einer Hinſicht angreifen laſſen (daher Streitſätze). In der Muſik endlich heißt Theſis der Niederſchlag, oder der Theil mit welchem der volle Tact anfängt; in der verwandten Metrik findet ein entgegengeſetzter Sprachgebrauch Statt (ſ. Rhythmus).

Theſpis, nach der gewöhnlichen Meinung der erſte Erfinder des Trauerſpiels, aus einem kleinen attiſchen Flecken Joaria gebürtig, lebte zur Zeit des Solon, etwa 540 J. vor Chr. Geb. Platon und andere ſetzen indeſſen den Urſprung der Tragödie in frühere Zeiten. Theſpis fügte zuerſt dem Chore das Epiſodion hinzu, d. h. einen Schauſpieler, welcher, während der Chor ſchwieg, die Mythe vom Bacchus oder einem andern Gott oder Heros erzählte. Dieſes Zwiſchenſpiel erhielt den Namen Epiſode, weil der Inhalt gewöhnlich wenig zu den Hymnen des Chors paßte. Der Schüler des Theſpis war Phrinichus, der die neue Gattung von Schauſpiel dadurch vervollkommnete, daß er auch weibliche Rollen auf die Bühne brachte, und die Epiſode mehr den Leidenſchaften anpaßte. Theſpis bediente ſich zur Bühne eines Wagens, auf dem er mit den Perſonen, die er zur Aufführung ſeiner Stücke brauchte, in Attica herumzog. Wenn ihn die Alten einen Tragiker nennen, ſo iſt dies nur in der erſten rohen Bedeutung des Worts zu nehmen, nicht in der ſpätern eines Trauerſpieldichters. Man ſchreibt ihm freilich Trauerſpiele zu, allein dieſe ſind ihm unſtreitig von ſpätern Dichtern untergeſchoben.

Theſſalien. Dieſen Namen führte der nördliche Theil von Griechenland. Es war ein fruchtbares, romantiſches Land, wo Höhen mit ſchönen und reichen Ebnen wechſelten, die von zahlreichen Flüſſen durchſtrömt wurden, unter denen der Peneos der berühmteſte iſt, an deſſen Ufern das paradieſiſche Thal Tempe lag. Dieſes Land hatte eben ſo üppige Saatfelder als Viehweiden, und vorzüglich berühmt war die theſſaliſche Pferdezucht. Die Theſſalier galten für die beſten Reiter; ja ihnen ſchrieb man ſogar die Erfindung der Reitkunſt zu. Theſſalien ſcheint mit am frühſten unter allen Theilen Griechenlands bevölkert worden zu ſeyn. Die Ämonen oder Hämonen (von denen das Land auch Hämonia hieß) werden als die älteſten Bewohner genannt. Dann wanderten Pelasger und Hellenen

ein; die letztern unter Deukalion im 16ten Jahrh. vor Chr. Geb. Dort wohnten auch die berüchtigten Centauren und die Lapithen, Bergvölker am Olympos und Oſſa. Hier erſcheinen zuerſt in der alten Sage Achäos, Äolos, Doros als Stammväter der nach ihnen benannten Völkerſchaften, und es bilden ſich nach und nach mehrere kleinere Staaten, z. B. der von Jolkos, wo Äſon herrſchte, der Vater des Argonautenanführers, Jaſon; ferner Phthia, wo Peleus, Achilles Vater, über die Myrmidonen herrſchte, und Pherä, das ſich in ſpätern Zeiten zu einem mächtigen Reiche erhob. Hier war Admetos (Alkeſtens Gemahl) einſt König, zuletzt Alexander der Tyrann. Philippos von Macedonien machte ſich zum Herrn von ganz Theſſalien, und es blieb unter macedoniſcher Herrſchaft, bis es in eine römiſche Provinz verwandelt wurde. Jetzt macht es unter dem Namen Janiah einen Theil der europäiſchen Türkei aus. Übrigens theilen die alten Geographen das Land ein in Theſſaliotis, Phthiotis, Pelasgiotis und Heſtiäotis; ſtatt der beiden letztern aber findet man auch die Namen Magneſia und Perehäbia. Die merkwürdigſten Gebirge Theſſaliens ſind der Pindus, der Öta, Oſſa, Pelion, und vor allen der Götterſitz Olympos an der macedoniſchen Gränze. Unter den Flüſſen ſind die berühmteſten außer dem Peneos oder Peneios, der Apidanos, Acheleos, Aſopos und Spercheios; unter den Städten, außer den genannten, Hellas, Trachin oder Heraklea, Pharſalos, Lariſſa, jetzt die Hauptſtadt des Landes mit dem türkiſchen Namen Jengiſcheher. Daß übrigens Theſſalien das Mutterland mehrerer der berühmteſten alten Heroen war, bezeugen ſchon die Namen Achilles und Jaſon, denen noch hinzugefügt werden können Philoktetes, Patroklos, Pirithoos. Zuletzt bemerken wir noch, daß Theſſalien auch im Rufe ſtand, Zauberkräuter in vorzüglicher Menge und Güte hervorzubringen, und daß die Theſſalierinnen durch ihre Zauberkünſte vor andern berühmt und berüchtigt waren, ſo daß Theſſalis, eine Theſſalierin, bisweilen ſo viel heißt als eine Zauberin oder Hexe.

Thetis, eine Tochter des Nereus und der Doris, alſo eine der Nereiden, nach Andern eine Tochter des Chiron oder Actor. Jupiter und Neptun begehrten ſie wegen ihrer Schönheit beide zur Gemahlin, welches ihnen Prometheus oder Themis widerrieth, da der Sohn der Thetis größer und mächtiger werden ſollte als ſein Vater. Deßhalb wurde ſie von den Göttern einem Sterblichen, dem Peleus, beſtimmt, allein ſie verwandelte ſich in tauſend Geſtalten, um ſeinen Umarmungen zu entgehen. Allein Peleus hielt ſie unter jeder Geſtalt feſt, bis ſie ſich ihm endlich ergab. Die Hochzeit, durch die Gegenwart aller Götter verherrlicht, wurde auf dem Berge Pelion gefeiert. Sie gebar dem Peleus ſieben Kinder, welche ſie aber alle, um ſie unſterblich zu machen, während ihr Gemahl ſchlief, ins Feuer legte, damit die Flamme das Sterbliche verzehren möchte. Doch ſie beſaßen des himmliſchen Stoffs zu wenig, und kamen alle ums Leben, bis auf den Achilles, den der aufgewachte Peleus aus den Flammen riß. Über dieſe Störung aufgebracht, verließ Thetis ihren Gemahl, und kehrte zu ihren Schweſtern, den Nereiden, zurück. Dennoch nahm ſie an dem Schickſale ihres letzten Sohnes Antheil; ſie tauchte ihn

in den Styx, um ihn unverwundbar zu machen, und ſandte ihn als Mädchen verkleidet zum Könige Lycomedes nach Scyros, um ihn vor der Theilnahme am trojaniſchen Kriege zu bewahren. (M. ſ. Achilles.) Als er vom Agamemnon beleidigt worden war, klagte er ihr ſeinen Kummer, und ſie in einem Nebel plötzlich aus dem Meere hervorſteigend, liebkoſ'te und tröſtete ihn, und verſprach ihm Rache. Jetzt eilte ſie zum Jupiter, erinnerte ihn, daß ſie ihn einſt gewarnt, und ihm den Briareus zu Hülfe geſandt habe, als Juno, Neptun und Apollo ihn hatten binden wollen. Jupiter verſprach ihr volle Genugthuung für den Achilles. Dieſen tröſtete ſie und ihre Schweſtern auch über den Verluſt des Patroclus, und ließ ihm vom Vulcan eine neue Rüſtung machen. Nachher beredete ſie auf Jupiters Befehl ihren Sohn, nicht ferner den Leichnam des Hektor zu mißhandeln. Als Achilles getödtet war, kam Thetis mit allen Nereiden ans Geſtade, und erhub eine ſo ſchreckliche Wehklage, daß die Griechen vor Angſt entfliehen wollten, auch hüllte ſie ſeinen Leichnam in göttliche Kleider, und gab ihm zu Ehren nach ſeiner Verbrennung die herrlichſten Leichenſpiele. Nach den alten Cosmogonien war Thetis ein Symbol des Waſſers, daher auch die Fabel von ihrer Kunſt, ſich in alle Geſtalten zu verwandeln, weil das Waſſer, als Grundelement aller Dinge, alle Geſtalten annimmt. Thetis war auch die Hauptgottheit des theſſaliſchen Phthiotis, wo Peleus herrſchte, und wahrſcheinlich wurden, um dieſen König zu verherrlichen, alle dieſe Dichtungen erfunden. Vielleicht hieß aber auch die Gemahlin des Peleus und die Mutter des Achilles wirklich Thetis, und wurde nachher mit der Nationalgöttin von Phthiotis verwechſelt.

Theurdank heißt ein Gedicht, deſſen eigentlicher Verfaſſer ein gewiſſer Melchior Pfinzing zu Nürnberg geweſen ſeyn ſoll, worin die Thaten und Begebenheiten Maximilians I. beſchrieben werden, und welches zuerſt 1517 mit vielen Figuren in Folio gedruckt erſchien. Den Namen **Theurdank** erhält jener Kaiſer deßhalb in dieſem Gedichte, weil er von Jugend auf ſeine ganzen **Gedanken** nur auf **theuerliche** (d. h. gefährliche, abenteuerliche) Dinge gerichtet hatte. Den Schlüſſel zu den in dieſem Gedicht verſteckt aufgeführten Namen findet man in Sebaſtian Frankens Chronik.

Theurgie (a. d. Griech.) wird die vergebliche Wiſſenſchaft genannt, durch gewiſſe Handlungen und Ceremonien mit den Göttern und Geiſtern in nähere Verbindung ſich zu ſetzen, und ſie zu Hervorbringung gewiſſer übernatürlichen Wirkungen für ſich zu gewinnen. Es hat dieſelbe ihren Urſprung noch von den Chaldäern und Perſern, wo die Magier ſich hauptſächlich damit beſchäftigten; auch die Ägyptier wollten große Geheimniſſe darin beſitzen: und ſo wie jene den **Zoroaſter**, ſo hielten dieſe den **Hermes Trismegiſtus** für den Urheber. Sie gehört alſo zu der Magie.

Thielmann (Freiherr von), geboren 176 ., jetziger königlich preußiſcher Generallieutenant und Militärgouverneur der zwiſchen der Weſer und dem Rhein belegenen königlich preußiſchen weſtphäliſchen Provinzen, ſtammt aus einer angeſehenen bürgerlichen, im königlich ſächſiſchen Staatsdienſte ausgezeichneten Familie. Nachdem er die ungemein glänzenden Eigenſchaften ſeines Geiſtes durch eine reichhaltige, wiſſenſchaftliche Bildung erhöht

hatte, folgte er noch im Jünglingsalter ſeiner unwiderſtehlichen Neigung zum Militärſtande. Bei Errichtung des königlich ſächſiſchen Huſarenregiments, einer Truppe, die ſich von Anfang an durch ihren militäriſchen Geiſt und durch die ausgezeichnete Bildung ihres Offiziercorps hervorthat, erhielt er eine Lieutenantsſtelle, und der damals eben ausgebrochene erſte franzöſiſche Revolutionskrieg gab ihm die erwünſchte Gelegenheit, Talent und Beruf in der erwähnten Laufbahn zu bewähren. In allen Affairen, an denen ſein Regiment Antheil nahm, ward er mit Belobung genannt, und ſeine Geiſtesgegenwart und Unerſchrockenheit als Muſter aufgeſtellt. Ein baldiges Avancement zum Rittmeiſter, und die Decoration des königlich ſächſiſchen Heinrichsordens waren der Lohn dieſer Anſtrengungen. Nach hergeſtelltem Frieden kehrte das Regiment in ſeine Garniſonen im thüringiſchen Kreiſe zurück. Derſelbe Eifer und Enthuſiasmus, der den General Thielmann auf dem Felde der Ehre charakteriſirte, wurde nunmehr auf die Wiſſenſchaften gewendet. Die Nähe von Weimar und Jena, der damals hoch aufgeregte Geiſt der philoſophiſchen Forſchung, der Umgang mit ausgezeichneten Regimentscameraden (unter denen wir nur des berühmten Geſchichtſchreibers des Kaiſers Friedrich, des Generallieutenant von Funk gedenken), ferner die Freundſchaft Hardenbergs-Novalis, und des unvergeßlichen F. V. Reinhard, welche gemeinſchaftlich mit ihm an der Hand dreier liebenswürdigen Töchter des charpentierſchen Hauſes zu Freiberg ihr häusliches Lebensglück begründen wollten, endlich die nähere Verbindung mit dem körnerſchen Hauſe, und allen durch Wiſſenſchaft und Kunſt ausgezeichneten Perſonen, die ſich in Dresden vereinigten, — alle dieſe Umſtände gaben dem raſtloſen Geiſte die glücklichſte Nahrung. Der Feldzug von 1806 rief ihn zu den Waffen zurück; das Unglück bei Jena, die unfreiwillige Unthätigkeit des ſächſiſchen Auxiliarcorps, eine unerwartete Audienz beim Kaiſer Napoleon zu Merſeburg, und die dem ſächſiſchen Hofe aufgedrungene Wendung ſeiner Politik bewirkten, was eine frühere Reiſe nach Paris nicht vermocht hatte. Sie öffneten ihm die Augen über die Lage von Deutſchland, über den Charakter der leitenden Perſonen, über den Werth jenes militäriſchen Syſtems, dem auch er bis dahin von ganzem Herzen angehangen hatte. Weder geblendet, noch geſchreckt durch die franzöſiſchen Waffen, aber gedemüthigt durch die erwieſene Ohnmacht der Deutſchen, ließ ihm der Drang des Augenblicks und die Pflicht des Dienſtes zwar keine Wahl, aber der Gedanke der Rettung Deutſchlands, und der Wunſch, die Schule des Feindes dereinſt zu ſeiner Niederlage benutzen zu können, hat ihn in den folgenden Jahren niemals verlaſſen. Wer möchte ihm verdenken, daß er unter der Hoffnungsloſigkeit der Jahre 1806 bis 1812 ſich die Möglichkeit einer ſolchen Niederlage nicht anders als ſeine deutſche Zeitgenoſſen einzubilden wußte, nämlich als das dereinſtige Werk eines außerordentlichen Heerführers, eines Antinapoleon; und daß er, ſeines tüchtigen Herzens und ſeines vaterländiſchen Willens gewiß, ſich für einen Diviſionär deſſelben berufen hielt. Augenzeugen können beſtätigen, daß er ſchon 1807 dahin, aber auch nach nichts Höherem ſtrebte; und die ihn näher kennen, wiſſen, daß er ſich dieſen Wunſch niemals eingeſtanden hat, ohne ein begleitendes Gebet, daß es ihm nur unbeſchadet der Dienſtpflicht gegen ſeinen

angebeteten Herrn gelingen m"ge. Die Treue gegen ſeinen Herrn zu bethätigen, gaben die Jahre 1806, 1807, 1809 und 1812 die glänzendſten Gelegenheiten: durch rühmlichen Antheil an der Belagerung von Danzig und an der Schlacht von Friedland ſtieg er zum Range eines Obriſten und Adjutanten des Königs. Wie er dem Könige 1809 als nunmehriger Generalmajor mit einer ermüdeten und hülfsbedürftigen Truppe von 2000 Mann, und weniger Cavallerie und Artillerie gegen vierfache Übermacht, und was mehr ſagen will, gegen die Übermacht ſeines eignen deutſchen Gefühls, ſein Land behauptet und ſeine Hauptſtadt befreit, wird auch in den deutſchen Jahrbüchern jenes unvergeßlichen Krieges mit Ruhm beſchrieben werden. Sein ausgezeichneter Antheil an allen glänzenden Ereigniſſen der Campagne gegen Rußland, wie daß er den ſchrecklichen Ausgang dieſes Krieges von Moskau bis jenſeit der Berezina und Wilna in der näheren Umgebung des Kaiſers Napoleon zu durchkämpfen hatte, iſt weltbekannt. Der König von Sachſen erhob ihn in den Freiherrnſtand. Seine Schule war vollendet; er hatte ſie mit den kräftigſten Jahren ſeines Lebens und mit ſeiner Geſundheit bezahlt; das Pfand der Dienſtpflicht gegen ſeinen Herrn hatte er redlich und gewiſſenhaft eingelöſ't. Es war wohl Zeit nunmehr, das Ziel ſeines Lebens, die veränderten Umſtände, und die Morgenröthe, die durch höhere Fügungen inzwiſchen über das deutſche Vaterland aufgegangen war, ruhig zu betrachten. Als ihm die Vertheidigung Torgaus übergeben wurde, noch mehr aber in jenem hoffnungsreichen Zeitpunkte, wo ſich der König von Regensburg gegen Prag wandte, mußte die Ahnung, daß der Gedanke ſeines Lebens in Erfüllung ginge, ſich wohl ſeiner ganzen Seele bemächtigen. Er kannte das Geheimniß der Größe Napoleons, alſo auch ſeines Verfalls. Man denke ſich den ſchrecklichen Augenblick ſeines Lebens, wo er die Partei, welche der König ergriffen, erfuhr, und nun in ſeinen Mauern, faſt im Angeſichte der Zukunft Deutſchlands und Sachſens, vor dem Bilde ſeines Königs erwog, welche Partei er zu ergreifen hätte. Es war eine Lage, wo die irdiſchen Geſetze und Rückſichten ihre Kraft verlieren, und wo man nur den jenſeitigen Richter im Auge hat. Torgau, das letzte Unterpfand, welches er von ſeinem Herrn empfangen, gewiſſenhaft zurückſtellen, ſeine Dienſte niederlegen, und das heiligſte, unveräußerliche, langgeprüfte Gefühl ſeiner Bruſt dahin retten, von wo allein Rettung für das unglückliche Sachſen kommen konnte: dies war die Partei, welche er ergriff. Deutſchland war kein weſenloſer Name mehr; Souverainität und Krone waren dem gewiſſenhaften Herrn aufgedrungen; wenn auch kein deutſcher Kaiſer, doch die kaiſerliche Herrſchaft des Rechts war im Anzuge; vor ſolchem Tribunal konnte der deutſche Freiherr den edelmüthigen, frommen Fürſten, der ihn dazu ernannt hatte, ruhig erwarten; in dieſem Sinne wird die Nachwelt den Schritt des Generals Thielmann beurtheilen. Was er auf der Seite der Alliirten, zumal zur Vorbereitung der Schlacht von Leipzig und für den Erfolg des erſten Feldzuges gegen Frankreich gethan, iſt in Aller Gedächtniß. Der Kaiſer von Rußland hat es durch die Ertheilung des Commandeurkreuzes des hohen Ordens vom heiligen Georg anerkannt. In dem Siege, der die Laufbahn Napoleons unwiderruflich beſchloß, zeigte ſich zwar kein Antinapoleon; der irdiſche Ruhm des Tages

bey Waterloo wurde unter zweien getheilt, damit die Welt des unſichtbaren Herrn der Heerſchaaren eingedenk ſeyn ſollte; aber wie alle tüchtige und rechtliche Abſicht auch irdiſch erfüllt wird, ſo fand ſich der General Thielmann an dieſem entſcheidenden Tage als Diviſionär jenes Feldherrn, der die ungetheilteſte Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen davon getragen, und hatte das Glück, zu dem Erfolg weſentlich mitzuwirken.

Thier, Thierreich, ſ. Anhang.

Thieriſches Leben unterſcheidet ſich von dem vegetativen oder Pflanzenleben dadurch, daß es einen höhern Grad von Freiheit, Selbſtthätigkeit und Selbſtſtändigkeit erreicht hat; wenn die ſichtbaren Bewegungen der Pflanzen von dem Winde und andern Außendingen abhängen, ſo bewegt ſich das Thier in größerer Freiheit und Selbſtbeſtimmung, aus innerem Triebe, und wenn die Pflanze an den Boden gefeſſelt iſt, ſo verändert das Thier ſeinen Standort nach Belieben. Wenn ferner das Pflanzenleben nur auf Bildung von Stoffen hin wirkt, ſo findet ſich dieſe Lebensrichtung in den Thieren zwar auch, aber auf dieſem Boden ſproſſen neue und dem Thiere eigenthümliche Blüthen empor; das Eingreifen in die äußere Welt, das mit Willkür geſchieht und das ideelle Aufnehmen der äußern Welt in das eigne Weſen in den Sinnen und das ſich ſelbſt Erheben über die äußere Welt in den pſychiſchen Thätigkeiten, die erſt im Menſchen ſich völlig entwickeln. So geſchieht es, daß ſowohl der Stoff als auch die Functionen im Thiere ſich anders geſtalten als in der Pflanze.

Thieriſche Materie iſt die Hülle und das Haus des Thierlebens, das es ſich ſelbſt baut und ſeinen Zwecken gemäß einrichtet; ſind nun aber die vegetabiliſchen Stoffe vielfältiger, zahlreicher, weil das ganze Leben der Pflanze nur auf Bildung ausgeht, ſo muß der thieriſche Stoff mannichfaltiger gebildet ſeyn, weil mehrere Zwecke durch ihn erreicht werden ſollen, und weil mehrere Momente auf ſeine Bildung einwirken, die in der Pflanze fehlen. Und ſo ſehen wir es auch in der Structur, Textur und Form der mannichfaltigen thieriſchen Organe, die überhaupt mehr geſondert und darum in größerer Zahl vorhanden ſind. Sie bilden in dieſer Hinſicht Reihen, in denen ſich immer die eine Bildung an die andere anſchließt. Solcher Reihen ſtellen wir vier auf: a) die Säfte ſind ſelbſt geſtaltlos und tragen doch die Möglichkeit und Fähigkeit aller Geſtaltung in ſich, ſie ſelbſt ſind nicht organiſirt und organiſiren doch alles und könnten nur von der einſeitigſten Naturbetrachtung für etwas Lebloſes, Äußeres gehalten werden. Wir ſehen ſie in folgender Reihe ſich an einander anſchließen und in einander übergehen: Chymus, Chylus, Lymphe, venöſes, arterielles Blut, abgeſonderte und ausgeſonderte Flüſſigkeiten. Die erſte und letzte dieſer Flüſſigkeiten ſchließen ſich an die Außenwelt an, und ſo entſpringt die Reihe von dort und kehrt wieder dahin zurück. b) Das Zellgewebe (tela cellularis) entſpricht der Reproduction, umgibt theils die Oberfläche der Organe und theils dringt es in das Parenchyma ein oder iſt vielmehr als die Baſis anzuſehen, auf der ſich die Organe bilden und immer bleibt es gegen das Organ ſelbſt indifferent, vermittelt, aber beſtimmt nicht das Leben und Wirken, das Seyn deſſelben. An das Zellgewebe zunächſt ſchließen ſich die ſeröſen Häute an, an dieſe die Schleimhäute, aus welchen die Drüſenbildungen ſich

dadurch entwickeln, daß die Dimenſion der Breite und Fläche in die der Tiefe oder den cubiſchen Inhalt ſich umgeſtaltet. An die Schleimhäute aber reiht ſich endlich das Chorium an, welches ſich durch die Aufnahme des Papillarkörpers und des Capillargefäßnetzes, die von der Epidermis überzogen werden, zu einem ſelbſtſtändigen Organ geſtaltet und in welchen die Hautbildung, das Reſultat und Eigenthum der Reproduction, ihre höchſte Stufe organiſch-thieriſcher Bildung erreicht. Aber auf derſelben bilden ſich Organe, die mehr vegetabiliſcher Natur ſind; die Epidermis, Nägel und Haare. c) Die Faſer iſt polar und irritabel gewordnes Zellgewebe, daß ſich aber der Polarität wegen in die Länge ausdehnt. Angedeutet iſt dieſer Übergang in den Lungen. Bei weiterer Steigerung der Faſer entſteht das Gefäß, das eigentlich in ſeinem Urſprunge nichts anders als eine hohl gewordene, ſich auf die Reproduction beziehende Faſer iſt und in welchem ſich die Gegenſätze zwiſchen zwei Häuten, die das Lumen offen erhalten, zwiſchen Lumen und Wandung, Aſt und Stamm, Arterie und Vene, Gefäß und Contentum nach und nach entwickeln und ſo die Bildung des Gefäßes und ſeine organiſche Dignität ſteigern, bis ſich endlich in dem Herzen, der höchſten Gefäßbildung, alle dieſe Gegenſätze vereinigen, ſich centriren und ſo ein Gefäßſyſtem ausmachen. — Durch die Anhäufung mehrerer Faſern, die entweder parallel oder excentriſch verlaufen, nie ſich in Bifurcation trennen, entſtehen Bündel, durch die Anhäufung mehrerer Bündel die Muskelbildung. Senkt ſich dieſe in die Organe der Reproduction, in die Häute, ſo erhalten wir die Fleiſchhäute Muskelhäute (der Gefäße und des Darmcanals), welche im Centrum des Gefäßſyſtems, im Herzen, und an den beiden Enden des Darmcanals in wirkliche Muskeln übergehen. In den Muskeln aber hat die Faſerbildung ihren Culminationspunkt erreicht, in ihnen fängt der Rückſchritt ſchon wieder an. Aus dem Muskel entſpringt die Sehne (tendo), aus den zellichten Scheiden deſſelben die fibröſen Häute (die Apaneuroſen und dura mater), an dieſe ſchließt in ununterbrochener Reihenfolge das fibrös-kartilaginöſe Gewebe (im Ohrläppchen, in der Scheidewand und den Flügeln der Naſe, Augenlidern, Zwiſchenknorpeln) an, das den Übergang zur Knorpel- und Knochenbildung macht, in der endlich das Leben verſteinert worden. — d) Die Dimenſion der Tiefe, des Cubus endlich, ſpricht ſich in den Organen als Kugelform aus und dieſe iſt der Grundtypus in der Entwickelung des Hirn- und Nervenſyſtems, in jeder Nervenpapille iſt ſie ſichtbar; ſie wird durch den Einfluß der Irritabilität und des Gefäßſyſtems auf den Nerven in die der Länge verwandelt, kehrt aber in den Ganglien, in den Sinnesorganen (beſonders dem Auge) wieder und erſcheint im Hirne am vollkommenſten ausgeprägt. Die Miſchung des thieriſchen Stoffes iſt von den neuern Chemikern mit beſonderer Aufmerkſamkeit unterſucht worden, doch auch dieſe vermochten das große Feld, das ſich hier öffnet, noch nicht in allen Theilen gehörig zu bearbeiten. Bis jetzt hat ſich denn aber ergeben, daß folgende Beſtandtheile die Maſſe des thieriſchen Körpers conſtituiren. 1. Eiſen, das gewöhnlich oxydirt und ſich im Blute in größerer Menge befindet; 2. Kalkerde wird beim Auslaugen jeder thieriſchen Aſche erhalten und iſt in den Knochen ſehr reichlich — überall jedoch mit Säuern verbunden. 3. Kieſelerde ſoll ſich in dem Email der

Zähne in geringer Quantität befinden; 4. Waſſer in allen feſten und flüſſigen Theilen, aber nirgends rein; 5. Luft in den Höhlen mit dampfförmigen Flüſſigkeiten gemiſcht, thieriſches Gas darſtellend; ſie entweicht bei der Öffnung der Höhlen und entbindet ſich unter der Glocke der Luftpumpe aus vielen Theilen, verhält ſich nach eudiometriſchen Verſuchen der atmoſphäriſchen Luft ähnlich, fault jedoch bald. Läßt man ſie durch Waſſer gehen, ſo ſetzt ſie an dieſes den eigenthümlichen Geruch ab; das Waſſer bleibt im Anfange ungetrübt und läßt einen Rückſtand zurück; ſteht es einige Zeit, ſo wird es trübe, weißlich und Wolken ſchlagen ſich nieder. 6. Natrum mit Phosphor- und Salzſäure verbunden in vielen Flüſſigkeiten, mit Kohlenſäure verbunden in der Aſche der mehreſten Theile; 7. Das Ammonium im Harne, Schweiße; 8. wenig Schwefel im Eiweißſtoffe, in den Nägeln 2c.; 9. Phosphor in der Gallerte, dem Eiweißſtoff, Knochen, Knorpeln 2c., jedoch wahrſcheinlich nicht rein; 10. Salzſäure; 11. Schwefelſäure; 12. Phosphorſäure; 13. Kohlenſäure; 14. Flußſpathſäure, in dem Email der Zähne; (thieriſche Säuren d. i. die dem Thierreiche eigenthümlich ſind); 15. Harnſäure (ac. uricum), die im erkalteten Urin unter der Form von kleinen, cryſtalliniſchen, rothen Sandkügelchen zu Boden fällt, im Waſſer ſchwer, in kauſtiſchen Alkalien und in der Salpeterſäure leicht auflöslich iſt, in der Hitze flüchtig und leicht cryſtalliſirbar ſich verhält und in faulem Urin ſich nicht mehr vorfindet, die Baſis derſelben iſt ſehr zuſammengeſetzt; 16. Blauſäure (Acidum borussicum), die ſich mit dem Alkali verbindet, wenn dieſes mit der Kohle von Knochen, Blut, Fleiſch 2c. im bedeckten Tiegel eine Zeit lang mäßig geglüht hat und alsdann ausgelaugt wird. Sie ſchlägt das Eiſenblau nieder und bildet dann das Berliner Blau (caeruleum berolinense); 17. die Milchzuckerſäure (Ac. galacticum, ac. sacchari lactis); 18. die Ameiſenſäure (ac. formicarum), und 19. die Raupenſäure (ac. bombicum). — So weit dieſe Stoffe, die den thieriſchen Körper conſtituiren, bis jetzt zerlegt ſind, laſſen ſie ſich auf Sauer-, Stick-, Kohlen- und Waſſerſtoff reduciren, und von denen, die noch nicht zerlegt ſind, vermuthet man, daß ſie aus denſelben Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſind. — Dieſe vier Stoffe ſind es nämlich, die in der neuern Zeit gewöhnlich als die wahren Elemente angenommen werden, aus denen alles Irdiſche beſtehen ſoll, und die dadurch, daß der eine oder der andre vorwaltet, ganzen Claſſen ihren eigenthümlichen Charakter geben ſollen. So meint man, entſpräche in der äußern Natur das Metall dem Kohlenſtoffe, die Erden dem Stickſtoffe, die Säuern dem Sauerſtoffe und die Inflammabilien dem Waſſerſtoffe, und in dem thieriſchen Organismus entſpricht die Gallert, wie es ſcheint, dem Kohlenſtoff, von dem ſie mehr als von andern Elementarſtoffen zu enthalten ſcheint. Sie iſt dem Schleime der Pflanzen nicht unähnlich, löſ't ſich im Waſſer auf und geht, wenn ſie lange ſteht, in ſaure Gährung über. Beim Verbrennen gibt ſie ein wenig phosphorhaltiges brandiges Öl, kohlenſaures Ammonium, gekohltes Waſſerſtoffgas, dagegen viel kohlenſaures Gas und als Rückſtand bleibt eine ſchwammige Kohle. Die wird, wie bekannt iſt, durch Kochen gar vieler Theile des thieriſchen Körpers erhalten, iſt ſelbſt ſehr nährend, und ſcheint der Reproduction anzugehören, und die Grundlage der Häute auszumachen; obwohl ſie ſich auch in andern Theilen und

ſelbſt in den Flüſſigkeiten vorfindet. — Der Faſerſtoff ſcheint eine organiſche Steigerung der Gallerte zu ſeyn, in die er auch durch Säuern verwandelt werden kann; Stickſtoff iſt die Grundlage deſſelben, und er dient den Organen der Irritabilität zur Grundlage eigenthümlicher Art. — Der Eiweißſtoff hat einen größern Gehalt an Waſſerſtoff, iſt urſprünglich im Waſſer auflöslich und verliert dieſe Eigenſchaft durch Sauerſtoff und Säuern, durch die Hitze, Metallſalze und Alkohol. Die Säuern löſen ihn ſchwach, die kauſtiſchen Laugenſalze vollkommen auf. Beim Verbrennen gibt er reines und ſchwefelhaltiges Waſſerſtoffgas, kohlenſ. Gas, phosphor- und ſchwefelhaltiges brandiges Öl. Die lockere und ſchwammige Kohle, die da zurückbleibt, läßt ſich ſchwer einäſchern, und die Aſche enthällt Natrum und phosphorſaure Kalkerde. Er befindet ſich vorzüglich im Mark der Nerven, in den Ganglien, den häutigen Ausbreitungen der Sinnesnerven, im Rückenmark und Hirn; und ſcheint dem gemäß als die Baſis der Senſibilitätsorgane anzuſehen zu ſeyn. — So bilden alſo auch in Hinſicht auf ihre Miſchung die thieriſchen Organe Reihen unter ſich; ſchließen ſich an einander an; etwas ähnliches ſcheint auch in den thieriſchen Säften Statt zu finden. Ihre Baſis iſt natürlich, wie in der äußern Natur das Waſſer ſelbſt, und an die wäßerigen Flüſſigkeiten, die von den ſeröſen Häuten abgeſondert werden, ſchließt ſich der Speichel, der pankreatiſche Saft, die Thränen, die wäſſerige und gläſerne Feuchtigkeit an. Die Ausſonderungsflüſſigkeiten, Haut- und Lungendunſt, Schweiß, Urin und Galle bilden eine neue Reihe unter ſich, die ſich an jene anſchließt. Indem aber das Verhältniß der Gallerte und des Eiweißſtoffes zum Waſſer wächſt, entſtehen die Schleime, an die ſich der männliche Saame anreiht. Endlich bilden die ernährenden Flüſſigkeiten eine beſondre Reihe und machen für ſich wieder ein Theilganzes aus, an das ſich die Milch anreihen läßt. B. P.

Thieriſche Verrichtungen ſind dem Obigen (ſ. d. Art. thier. Leben) gemäß diejenigen, die dem Thiere eigenthümlich vor den Pflanzen zukommen, und als ſolche werden ſchon von Galen, der in der Eintheilung der phyſiologiſchen Gegenſtände eine Claſſe von Functionen mit der Bezeichnung animales aufführt, die Bewegung und Empfindung aufgeſtellt. Oder, wie ſich die neuere phyſiologiſche Sprache ausdrückt, die Functionen, die zur Irritabilität und Senſibilität gehören, ſind es, die dem Thiere eigenthümlich zukommen. Zwar beſitzen noch die Pflanzen innere Bewegung, ohne welche die Säfte von der Wurzel aus und das Luftprinzip von den Blättern aus nicht in den Stamm gelangen könnten; ja iſt doch ſelbſt das Wachsthum, das Hervorſchieben der Blätter, Blüthen und Früchte ohne innere Bewegung nicht denkbar. Allein es iſt dieſe ſo ſehr bekannt, daß ſie nicht einmal beobachtet und durch das Geſicht wahrgenommen, ſondern nur erſchloſſen werden kann; auch tritt ſie nicht als eine ſelbſtſtändige Function, die für ſich ſelbſt Zweck wäre, wie in den Thieren, auf, ſondern ſie iſt ganz vollkommen dem plaſtiſch vegetabiliſchen Prozeß untergeordnet. Daſſelbe gilt auch von der Senſibilität, von der ſich allerdings auch in den Pflanzen Spuren vorfinden, wenn dies Wort, wie es jetzt gewöhnlich iſt, in der weitern Bedeutung gebraucht wird. Bekannt iſt es ja allgemein, daß die Senſitive ſich auf manchen äußern Reiz zuſammenzieht, daß manche Blumen ſich bei mangelndem Lichtreize ſchließen und andre der Bewegung der Sonne in ihrer Richtung

folgen, die mehreſten, wenn ſie in Zimmern aufbewährt werden, in der Stellung ihrer Blätter ſich nach dem Lichteindrucke richten. Nicht minder bekannt iſt es, welch einen großen Einfluß das Licht, die Wärme, Electricität (vielleicht auch alle andren Imponderabilien) auf die Vegetation der Pflanzen haben, und es mag auch dieſer Einfluß durch die Senſibilität vermittelt erſcheinen, in ſo fern die Reizbarkeit als ein Theil derſelben anzuſehen iſt. — Aber immer regt ſich hier die Senſibilität auf ihrem niedrigſten Grade, und iſt deßhalb dem plaſtiſchen Prozeſſe untergeordnet. Die höhern Blüthen derſelben, Gemeingefühl, Sinnes- und pſychiſche Thätigkeiten, ſind eben ſo ausſchließliches Eigenthum der Thiere, als die freiern Bewegungen, die durch die Muskeln vollzogen werden, und die ſo wunderbar regelmäßig auftretenden Bewegungen der Gefäße. — Sobald aber dieſe Functionen ſich regen, ſo bedürfen ſie auch Organe, durch die das geſchehen kann, und wo ſie einmal von einem Organismus Beſitz genommen und ihn durchdrungen haben, da wirken ſie auch auf die übrigen Functionen und Organe deſſelben ein; und es gibt nicht eine reproductive Function, die nicht den Einfluß derſelben erführe. Unter der Form von Gefäß und Nerven miſchen ſich die thieriſchen Functionen und Organe in alle reproductiven und verändern die Form derſelben, wenn ſie auch, wie es nothwendig iſt, das Weſen derſelben beſtehen laſſen. So geſchieht es, daß auch die vegetabiliſchen oder reproductiven Functionen im Thiere unter einer andern Form, mit Bewegung und Empfindung verknüpft von Statten gehen, daß jede unter den Nerveneinfluß geräth und von der Nerventhätigkeit beherrſcht wird. Und es muß eine nothwendige Folge davon ſeyn, daß auch das Product, das Organ, die Geſtalt, Form und die Eigenſchaft deſſelben anders ſich geſtalte, als da, wo jene Einflüſſe fehlen, in den Pflanzen.) B. P.

Thieriſche Wärme iſt die merkwürdige Eigenſchaft des thieriſchen Körpers, einen gewiſſen Wärmegrad unabhängig von der Temperatur des denſelben umgebenden Mediums zu behaupten; es findet ſich dieſe Eigenheit zwar auch in der Pflanze, aber in dem Grade beſteht die Unabhängigkeit, und der Grad der Wärme, den ſie beſitzen, iſt viel tiefer als in den Thieren. Eben daſſelbe gilt auch von den ſogenannen kaltblütigen Thieren. Je irritabler die Thiere werden, deſto höher ſteigt ihr Wärmegrad, die Vögel beſitzen den höchſten. Je ſelbſtſtändiger und freier das Geſchöpf überhaupt iſt, deſto beſtändiger behauptet es ſich auf demſelben. Darum dauert der Menſch, deſſen Wärme ungefähr 30 — 32° R. gleich iſt, in jeder Zone aus; darum behauptet er auch in den verſchiedenſten Temperaturen des Mediums denſelben Wärmegrad; ja es ſteigt ſogar die Temperatur eines Thieres in einem kältern Medium, und ſie ſinkt in einem wärmern Medium zuerſt um einige Grade. Fordyce und Bladden hielten es in der Glühhitze aus, zwey Mädchen in Frankreich in einem Backofen, in dem Früchte dorrten, Waſſer kochte, und der bis 150° R. erhitzt war. Es wird dieſe Erſcheinung vermittelt durch die Capacitätsvermehrung oder durch das Vermögen, mehr Wärme latent zu machen, welches durch äußere Erhitzung erhöht wird, ferner durch Verminderung der Wärmeerzeugung, die dann Statt findet (äußere Hitze deprimirt die Irritabilität) und endlich durch Erhöhung der Wärmeausleitungsproceſſe im Schweiße. Nicht minder bekannt iſt es, welch einen ho-

hen Kältegrad der Menſch aushalten kann und es mag dieſe Erſcheinung durch die entgegengeſetzten Momente vermittelt werden.— Je höher auch in einzelnen Individuen durch das Geſchlecht, Alter und Temperament die Irritabilität geſteigert iſt, deſto höher iſt die Wärme; ja auch die einzelnen Theile beſitzen nach demſelben Geſetze eine verſchiedene Temperatur und ſie iſt in der Gegend des Zwerchfells, wo ſich in dieſem ſelbſt, in dem Herzen, den großen Gefäßen und Lungen gleichſam der Centralſitz der Irritabilität befindet, am höchſten geſteigert. Endlich ſehen wir auch, daß, wenn in einzelnen Zuſtänden die Irritabilität geſteigert iſt, ein gleiches Verhältniß in der Wärme eintritt. Vermehrte Bewegung der Gefäße, Muskeln oder Lungen erhöht die Wärme, wie die tägliche Erfahrung zeigt. Krankheiten, die in erhöhter Irritabilität beſtehen, verurſachen daſſelbe, wie das Fieber und die Entzündung beweiſ't. Dies berechtiget uns wohl zu der Vermuthung, daß der nächſte Grund der thieriſchen Wärme in der Irritabilität zu ſuchen ſey, auf deren Stimmung freilich eine Menge von andern Umſtänden Einfluß haben können. So beweiſen die von Brodie in der neueſten Zeit angeſtellten Verſuche, daß dem Hirn ein ſolcher Einfluß zuzuſchreiben ſey. Er zerſtörte nämlich das Hirn der Kaninchen und unterhielt auf künſtliche Weiſe die Reſpiration, und deſſen ungeachtet ſank die Wärme des Thieres in kurzer Zeit ſehr bedeutend. Mehrere haben daraus auf einen unmittelbaren Einfluß des Gehirns auf die Wärmeerzeugung ſchließen zu müſſen geglaubt. Die oben angedeuteten Erfahrungen ſcheinen es uns aber doch wahrſcheinlicher zu machen, daß dieſer Einfluß ein ſecundärer, und durch den Einfluß des Hirns auf die Organe der Irritabilität vermittelt ſey. B. P.

Thieriſcher Magnetismus, ſ. Magnetismus.

Thierkreis, ſ. Sternbilder und Zodiacus.

Thisbe (mythol.) 1. Eine Nymphe oder Tochter des Aſopus, von welcher die Stadt Thisbe in Böotien den Namen hatte. 2. Thisbe, eine ſchöne Babylonierin, welche ſich mit ihres Nachbarn Sohn, dem Pyramus, in ein Liebesverſtändniß einließ. Da aber die beiderſeitigen Ältern den Wünſchen der jungen Liebenden entgegen waren, ſo konnten ſie ſich nur durch die Spalte einer Mauer zwiſchen den beiden Häuſern mit einander unterreden, und beſchloſſen, vor der Stadt am Grabe des Ninus zuſammenzukommen. Thisbe kam zuerſt hin, erblickte eine Löwin, und verbarg ſich in eine nahe Höhle. Ihren Schleier aber, den ſie fallen gelaſſen hatte, zerriß die Löwin. Jetzt kam auch Pyramus, glaubte daß ſeine Geliebte von der Löwin zerriſſen ſey, und ſtürzte ſich aus Verzweiflung in ſein Schwert. Als Thisbe ihn nun in ſeinem Blute liegend fand, ſenkte ſie auch ſein Schwert in ihren Buſen. Beide wurden darauf in ein Grab gelegt, und der Maulbeerbaum, unter dem ſie begraben waren, verwandelte ſeine weißen Beeren in rothe.

Thomas von Aquino, unter den ſcholaſtiſchen Philoſophen und Theologen des 13ten Jahrh. der einflußreichſte, war aus dem gräflichen Geſchlechte von Aquino im Neapolitaniſchen auf dem Schloſſe Roccaſicca im Jahre 1224 geboren. Nach damaliger Weiſe, die adelige Jugend in Klöſtern erziehen zu laſſen, erhielt er ſeine erſte Bildung unter den Benedictinern zu Montecaſſino und ſetzte dann ſeine Studien in Neapel fort. Seine überwiegende Neigung zu den philoſophiſchen Wiſſenſchaften, für die das Mönchs=

leben die beſte Freiſtätle war, beſtimmte ihn, ſchon 1243 in den Dominicanerorden zu treten. Es geſchah wider den Willen ſeiner Familie, die dieſem talentvollen Sohne eine ſeinem Stande angemeſſenere Laufbahn zugedacht hatte. Da der Orden jeden Verſuch, den jungen Novizen aus dem Kloſter zu Neapel gütlich in die Welt zurückzuziehen, vereitelte und ihn ſogar durch Verſetzung nach Frankreich von ſeiner Familie entfernen wollte, benutzten ſeine Brüder dieſe Reiſe, ihn ſeinen Begleitern gewaltſam zu entführen und auf das väterliche Schloß zu bringen, wo er wie ein Gefangener bewacht wurde. Nach zwei Jahren dieſes erzwungenen Aufenthalts bei den Seinigen ergriff er die Gelegenheit, ihnen mit Hülfe der Dominicaner heimlich zu entfliehen und begab ſich über Frankreich, wo er zu Paris nur kurze Zeit verweilte, in ihr Kloſter zu Cöln, um daſelbſt den Unterricht des berühmten Scholaſtikers Albert d. Gr. zu genießen. Weil er hier ſeine Studien meiſt ſchweigend und in ſtiller Zurückgezogenheit betrieb, nannten ſeine Mitſchüler ihn einen ſtummen Ochſen; Albert aber ſagte von ihm, dieſer Ochs werde einſt mit ſeinem Gebrüll die Welt erfüllen. Thomas entſprach auch wirklich dieſer Erwartung. Völlig eingeweiht in die ſcholaſtiſche Dialectik und ariſtoteliſche Philoſophie, trat er nach wenigen Jahren als Lehrer derſelben zu Paris auf. Seine ſinnreiche Anwendung dieſer Philoſophie auf die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Theologie verſchaffte ihm bald einen ſo ausgezeichneten Ruhm, daß er ſich um ein theologiſches Lehramt bewerben konnte. Die Univerſität zu Paris war aber eben in jenem merkwürdigen Kampfe gegen die Bettelmönche begriffen, denen ſie den Eintritt in das Collegium ihrer Lehrer aus Gründen ſtreitig machte, welche der Doctor Wilhelm von St. Amour in ſeiner Schrift de periculis novissimorum temporum überzeugend dargelegte. Obſchon der Papſt die Aufnahme ſeiner geliebten Bettelmönche in einer Bulle vom Jahre 1255 förmlich befohlen hatte, mußte Thomas doch bis zum Ausgange dieſes Streites warten. Erſt nachdem Wilhelms Schrift zu Rom verurtheilt und der Widerſpruch der weltgeiſtlichen Doctoren niedergeſchlagen war, erhielt er 1257 die theologiſche Doctorwürde und rächte nicht nur die Ehre ſeines Ordens durch die Streitſchrift contra impugnantes Dei cultum et religionem, ſondern genoß auch ſeines Triumphes als akademiſcher Lehrer in zahlreich beſuchten Vorträgen, bis ihn Urban IV. 1261 von Paris nach Italien rief, wo er in Auftrag des Papſtes zu Rom, Bologna und Piſa Philoſophie lehrte und von ſeinem Orden zum Deſinitor der römiſchen Provinz ernannt wurde. Zuletzt hielt er ſich in dem Dominicanerkloſter zu Neapel auf und ſchlug die ihm daſelbſt angetragene erzbiſchöfliche Würde aus, um ſeine Studien und theologiſchen Vorträge fortzuſetzen. Er wollte eben mit ſeinem Werke von den Irrthümern der griechiſchen Kirche auf Befehl Gregors X. zur Kirchenverſammlung zu Lyon reiſen, als ihn 1274 unterwegs noch im Neapolitaniſchen zu Foſſanuova der Tod überraſchte. Zufolge einer nicht unwahrſcheinlichen Nachricht war er auf Anſtiften Carls I. von Sicilien vergiftet worden, da dieſer König ſich nichts Gutes von den Zeugniſſen verſprechen konnte, die Thomas zu Lyon über ihn abgelegt haben würde. Noch während ſeines Lebens genoß Thomas von Aquino das größte Anſehen in der Kirche, ſeine Stimme hatte entſcheidendes Gewicht und ſeine zahlreichen Schüler nannten ihn doctor universalis,

auch doctor angelicus. Sein Orden verbreitete die Nachricht, ein Crucifix habe ihm einſt zugerufen: du haſt recht von mir geſchrieben, Thomas! Ein Generalcapitel der Dominicaner zu Paris beſchloß nach ſeinem Tode, daß die Glieder des Ordens bei Strafe zur Vertheidigung ſeiner Lehrſätze verpflichtet ſeyn ſollten und vorzüglich durch die Erzählungen dieſer Mönche von Wundern, die er verrichtet haben ſollte, wie durch die einſtimmigen Zeugniſſe von der Heiligkeit ſeines Wandels bewogen, verſetzte der Papſt Innocenz XII. ihn 1323 unter die Kirchenheiligen. Sein Leichnam wird zu Toulouſe aufbewahrt. Unſtreitig hatte Thomas die Ehre der Canoniſation vor vielen andern verdient. Freilich waren die funfzig Jahre ſeines Lebens nur in der beſchaulichen Stille des Kloſters, die er beſonders liebte, ohne große Unternehmungen und Einfluß auf politiſche Händel hingegangen und ſeine Thaten bloß Lehrvorträge und bändereiche Schriften. Auch hatte er ſich keinesweges über ſein Zeitalter erhoben; denn, wie den meiſten Scholaſtikern, fehlte ihm einer Seits die Kenntniß der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, deren Mangel ihn auf den Gebrauch der Vulgate und ſchlechten lateiniſchen Überſetzungen der griechiſchen Kirchenväter einſchränkte und daher auch ſeinen exegetiſchen Arbeiten ſchadete, andererſeits die nöthige hiſtoriſche Gelehrſamkeit, ſo daß er der Entſtehung und den Gründen der damals herrſchenden Kirchenlehre nicht nachforſchen konnte. Er nahm ſie daher mit allen den willkürlichen und ſchriftwidrigen Satzungen, die der Aberglaube und das Intereſſe der Hierarchie in ſie hineingebracht hatte, an und bot ſeinen ganzen philoſophiſchen Scharfſinn auf, ſie wo möglich mit neuen Beweiſen zu unterſtützen. Er hat dies in ſeinen theologiſchen Hauptwerken, dem Commentar über Peters des Lombarden 4 Bücher sententiarum und der Summa theologiae, an die ſich ſeine Quaestiones disputatae et quodlibetales und ſeine Opuscula theologica durch Ähnlichkeit des Inhalts anſchließen, mit einem Aufwande von Fleiß und dialectiſcher Kunſt gethan, der die Redlichkeit ſeines Eifers für den Kirchenglauben und ſein großes Verdienſt um die Befeſtigung deſſelben außer Zweifel ſetzte. Ihm verdanken beſonders die nicht lange vor ihm erſt aufgekommenen Lehren von dem Schatze der Kirche an moraliſchem Überverdienſt mit dem ganzen Unweſen der Indulgenzen und Abläſſe, das daraus erfolgte, von der Entbehrlichkeit des Abendmahlkelchs für die Laien und der zur Anbetung der Hoſtie führenden Transſubſtantiation eine neue, nach ihm fleißig benutzte Begründung. Die ermüdende Weitſchweifigkeit des Vortrags, der nach der damals gangbaren dialectiſchen Methode in Tauſende mitunter ſehr ſpitzfündiger und überflüſſiger Fragen, Einwürfe, Gegenbeweiſe und Concluſionen zerſtückelt iſt, hat er mit andern ſcholaſtiſchen Schriftſtellern gemein; doch ahmte er die Vorgänger, Anſelm von Canterbury, Alexander von Hales und Albert den Großen, nach denen er ſich bildete, keinesweges ſklaviſch nach und behandelte nicht nur die chriſtliche Sittenlehre in einer ihm eigenthümlichen Anordnung und einem Umfange, wodurch er ſich den Ehrennahmen des Vaters der Moral erwarb, ſondern auch die geſammte Kirchentheologie mit einer wiſſenſchaftlichen Beſtimmtheit, Deutlichkeit und Vollſtändigkeit, die ſeinen theologiſchen Werken den Vorzug vor den Lehrbüchern anderer ſcholaſtiſchen Dogmatiker gibt. Daher wurde er von Pius V., der 1570 die genaueſte Sammlung

ſeiner Schriften in 18 Foliobänden zu Rom (die neuſte, jedoch unzuverläſſigere Ausgabe erſchien zu Paris 1636 bis 1641 in 23 Foliobänden) herausgeben ließ, den größten Lehrern der Kirche, einem Ambroſius, Auguſtinus, Hieronymus, Gregor d. Gr. als der fünfte an die Seite geſetzt, von den catholiſchen Theologen aber als ein Orakel der echten alten Lehre verehrt und bis jetzt zum Unterrichte der jungen Geiſtlichen benutzt. In ſeinen philoſophiſchen Schriften, unter denen ſeine Summa catholicae fidei contra gentiles, eine Apologie des catholiſchen Glaubens gegen die Heiden, die geiſtreichſte iſt, zeigt er ſich als einen Kopf von eigner Kraft, der über die abſtracteſten Wahrheiten neues Licht zu verbreiten weiß. Glücklich hatte er den Geiſt der ariſtoteliſchen Schriften, die er nur in einer dunkeln lateiniſchen Überſetzung und durch einige ihrer Ausleger kannte, aufgefaßt, wie ſeine gründlichen Commentare beweiſen, und ſich zu hellen Ideen von der rationalen Theologie herangearbeitet, auf die ſein Studium der Alexandriner nicht ohne Einfluß geblieben war. Um ſo ſchmerzlicher iſt es, ihn durch ſeine Anhänglichkeit an das Kirchenſyſtem ſeiner Zeit zu einer Menge von Widerſprüchen und Inconſequenzen verleitet zu ſehen, die ſein Verdienſt um die Philoſophie vermindern, wenn ſie gleich das beſte Mittel waren, ihn gegen Verketzerungen zu ſchützen. Unangefochten blieb jedoch dieſer große Kirchenlehrer nicht. Schon der Umſtand, daß er Dominicaner war und von ſeinen Ordensgenoſſen als ihre höchſte Zierde gefeiert wurde, regte die Eiferſucht der Franciscaner gegen ihn auf. Unter dieſen trat aber auch im Anfange des 14ten Jahrhunderts Duns Scotus (ſ. d. Art. Duns) als erklärter Gegner der Lehrſätze des heil. Thomas hervor und gründete die philoſophiſch-theologiſche Schule der Scotiſten, denen ſeitdem die Thomiſten, meiſt Dominicaner, als Anhänger des heil. Thomas gegenüber ſtehen. Dieſe beiden nie verſöhnten Parteien unterſcheiden ſich nach den Differenzpunkten der Lehre ihrer Stifter durch folgende Merkmale. Die Thomiſten neigen ſich in der Philoſophie zum Nominalismus (ſ. d. Art.), folgen der ſtrengen Lehre Auguſtins von der Gnade und beſtreiten die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Die Scotiſten dagegen ſind entſchiedene Realiſten, neigen ſich zu der milderen Anſicht des Semipelagianismus und haben die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria mit einem Eifer behauptet, der das Kirchenfeſt derſelben und den überall, wo Franciscaner ſind, bis zur Übertreibung herrſchenden Mariendienſt in Übung brachte. Obwohl der römiſche Stuhl, dem jeder Zuwachs des Aberglaubens willkommen iſt, den Scotiſten in dieſem letzten Punkte nachgab, blieben doch die Thomiſten, ſchon weil alle Dominicaner ihnen angehören, die mächtigeren, bis der Kampf der Moliniſten, meiſt Jeſuiten und Franciscaner, gegen die Janſeniſten, welche die ſtrenge auguſtiniſche Anſicht mit den Thomiſten gemein haben und die Niederlage des Janſenismus den Streitpunkt von der Gnadenwahl verfänglich machte. Gegenwärtig, wo die Nachbeter des heil. Thomas in denjenigen catholiſchen Ländern, deren Klerus bei der ſcholaſtiſchen Philoſophie geblieben iſt, noch jetzt als Thomiſten betrachtet werden können, zeichnen ſich dieſe nur durch ihre philoſophiſche Anſicht und einige Kälte gegen den Mariendienſt aus. E.

Thomas a Kempis, ſ. Anhang.

Thomas (Antoine Leonard), ein geiſtreicher franzöſiſcher Schriftſteller, geboren zu Clermont in Auvergne den 1ſten Octo-

ber 1732, genoß bis zum 10ten Jahre einer häuslichen Erziehung, wurde ſodann nach Paris auf das Collegium Dupleſſis gegeben, wo er ſchon 1747 einen Preis erhielt, und nachher von Jahr zu Jahr immer mehrere und größere davon trug. Obgleich zum Rechtsgelehrten beſtimmt, folgte er doch ſeiner Lieblingsneigung zu der ſchönen Literatur, und ward bei dem Collegium von Beauvais als Profeſſor angeſtellt. Nachher 1776 arbeitete er als Secretär bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herzoge von Praslin, war zuletzt Secretär des Herzogs von Orleans, und ſtarb den 17. September 1785 auf dem Schloſſe Oulins bei Lyon. Thomas war ein edler, großmüthiger Mann und ein vortrefflicher Schriftſteller; am bekannteſten durch ſeine Lobreden auf große Männer, wofür er zu mehrerenmalen den Preis von der Akademie zu Paris erhielt. Faſt alle zeichnen ſich aus durch kraftvolle Beredſamkeit, durch Fülle und Kühnheit der Gedanken und durch lebhaften Enthuſiasmus für Tugend, Wiſſenſchaft und Menſchheit. Beſonders zeichnen ſich die Reden auf Descartes, Sully, den Marſchall von Sachſen und den Dauphin aus. Auch ſein Essai sur les éloges, 2 Vol. 1773. 8. (deutſch von R. W. Zobel) iſt ein Werk, das wegen der glänzenden Bilder, der ſtarken und richtigen Gedanken und intereſſanten Unterſuchungen über alte und neue Redner dem Verfaſſer großen Ruhm erwarb. Weniger wichtig iſt ſein Essai sur le caractère, les moeurs et l'esprit des Femmes 1772, 8. 1803, 8. (deutſch, Breslau 1772, 8.) Unter ſeinen Gedichten verdient ſeine Epître au peuple, ſeine Ode sur le tems, und ſein Poëme de Jumonville das meiſte Lob. Von ſeinen Werken hat man mehrere Ausgaben: Oeuvres complettes, 7 Vol. 8. Par. 1802, und Oeuvres posthumes, 2 Vol. 8. et 12.

Thomaschriſten nennt ſich eine ſchismatiſche Chriſtenparthei auf der Küſte Malabar in Oſtindien, weil der Apoſtel Thomas das Evangelium in dieſe Gegenden gebracht haben ſoll. Sie gehören zu der 499 geſchloſſenen Vereinigung der Chriſten im mittleren und öſtlichen Aſien zu einer ſyriſchen oder chaldäiſchen Kirche und ſind, wie dieſe, in ihrem Glauben Neſtorianer (vergl. d. Art. Syriſche Chriſten), nur haben ſie noch mehr die Züge ihrer Abſtammung von der älteſten Chriſtengemeinde beibehalten. Wie dieſe feiern ſie noch die Agapen oder Liebesmahle, ſtatten ſie die Bräute vom Kirchenvermögen aus und verſorgen ihre Armen. Ihre Vorſtellungen vom Abendmahl nähern ſich den proteſtantiſchen, nur brauchen ſie dabei Brote mit Salz und Öl. Bei der Taufe ſalben ſie den Leib der Kinder mit Öl. Außer dieſen beiden und der Ordination erkennen ſie weiter keine Sacramente an. Ihre Prieſter, welche die Tonſur haben, ſind verheirathet und ſtanden bis in das 16. Jahrh. unter dem neſtorianiſchen Patriarchen zu Babylon, jetzt zu Moſul, von dem ſie ihren Biſchof erhielten und jetzt wieder durch die Ordination abhängen. In ihren Kirchen findet man außer dem Kreuze keine Symbole und Bilder und eine der ſyriſchen ähnliche Liturgie, bey der auch dieſe Sprache gebraucht wird. Als die Portugieſen Oſtindien beſetzt hatten, verſuchte der catholiſche Klerus die Thomaschriſten unter den päpſtlichen Stuhl zu bringen. Der Erzbiſchof von Goa brachte ſie auch auf der Synode zu Udiampor 1599 zur Unterwerfung und in ſeinen Sprengel. Sie mußten dem neſtorianiſchen Glauben entſa-

gen, einige catholiſche Gebräuche annehmen und einem Jeſuiten, der ihr Biſchof ward gehorchen. Nachdem aber die Portugieſen auf der Küſte Malabar von den Holländern verdrängt worden waren, hörte auch dieſe Union der Thomaschriſten mit den Catholiſchen auf und Alles kehrte zu den alten Formen zurück. Jetzt ſtehen ſie ohne kirchlichen Zwang unter brittiſcher Hoheit und bilden für ſich unter einem eignen Biſchofe eine chriſtliche Republik, in der Prieſter und Älteſte die Juſtizpflege verwalten und dabei die Excommunication als Strafmittel brauchen. In Rückſicht ihrer bürgerlichen Verhältniſſe zu den Eingebornen gehören ſie in die Claſſe der Naivi oder des Adels von zweitem Range, dürfen auf Elephanten reiten und ſtatt der Handwerke, die die niedrigeren Claſſen treiben, ſich vom Handel und Feldbau nähren. Reiſende, die ſich mit ihnen bekannt machten, gedenken ihrer guten Sitten und ihrer groben Unwiſſenheit. E.

Thomaſius (Chriſtian), ein verdienſtvoller Philoſoph und Beförderer der Aufklärung, geboren den 1. Januar 1655 zu Leipzig, wo ſein Vater, Jacob, ſich als Lehrer der Redekunſt und Rector der Thomasſchule durch mündlichen Unterricht und durch Schriften mannigfaltige Verdienſte erwarb. Unter ſeiner Leitung ſtudirte Chr. Thomaſius Philoſophie und von 1675 in Frankfurt a. d. O. die Rechte, kam 1679 nach Leipzig zurück, und hielt nun daſelbſt juriſtiſche und philoſophiſche Vorleſungen, zog ſich aber durch ſeine Freimüthigkeit ſo viele Feinde zu, daß er ſein Vaterland verlaſſen mußte, weil ſchon in Dresden ein Verhaftsbefehl wider ihn ausgewirkt war. Er ging 1690 nach Halle, ſetzte auf der dortigen Ritterakademie ſeine Vorleſungen fort, und der große Beifall, den er erhielt, war die nächſte Veranlaſſung zur Errichtung einer Univerſität in Halle, welche 1694 eingeweiht wurde. Thomaſius wurde auf derſelben zweiter, in der Folge erſter Rechtslehrer, königlich preußiſcher Geheimerath, Director an der Univerſität und ſetzte ſeine wiſſenſchaftlichen Bemühungen mit großem Ruhme fort bis an ſeinen Todden 23. Sept. 1728. Er war einer der eifrigſten und glücklichſten Beförderer einer allgemeinen philoſophiſchen Aufklärung ſeiner Zeit, ein Verächter der ſubtilen Speculation, ein practiſcher Denker, und der erſte deutſche Univerſitätsgelehrte, der ſeine Mutterſprache zum gelehrten Vortrage gebrauchte, und am meiſten dazu beitrug, daß ſich ſeine Zeitgenoſſen von dem Joche der ariſtoteliſchen Scholaſtik losriſſen. Da er mit Kühnheit alles Schädliche und Unnütze abzuſchaffen, und alles Nützliche einzuführen ſuchte, ſo drang er auf den Gebrauch des Naturrechts in den Gerichtshöfen, auf die Abſchaffung der Hexenprozeſſe und der Einſchränkung der Denkfreiheit durch die mißverſtandene kirchliche Orthodoxie. Durch ſeine zahlreichen juriſtiſchen, philoſophiſchen und andern Schriften, unter denen ſeine „Freimüthigen Gedanken oder Monatsgeſpräche,“ ſeine „Geſchichte der Weisheit und Thorheit,“ ſeine „Vernünftigen und chriſtlichen, aber nicht ſcheinheiligen Gedanken über allerhand vermiſchte philoſophiſche und juriſtiſche Händel“ beſonders merkwürdig ſind, ward ſein Ruhm allgemein verbreitet, ihm aber auch dadurch viele Streitigkeiten zugezogen, indem er mit ſeinem Verbeſſerungsgeiſte überall Gegner fand. Sein Beſtreben, populär zu ſeyn, machte jedoch ſeine philoſophiſchen Schriften in den Theilen, wo ein vorzüglicher Tiefſinn zur gründlichen Behandlung erfodert wird, oft ſeicht, und für wiſſenſchaftliches Studium un-

brauchbar. Am wenigſten hätte er ſich gegen das Ende ſeines Lebens an ſolche Wiſſenſchaften, wie Naturkunde und Mathematik, in denen er keine Kenntniſſe hatte, machen ſollen, wodurch er ſeinem Ruhm ſchadete. Überhaupt war Sucht nach Originalität ein vorherrſchender Zug in ſeinem literariſchen und philoſophiſchen Charakter, und dieſer Hang erzeugte nicht nur viele Paradoxien, ſondern war auch Urſache, daß er gegen ſeine Zeitgenoſſen unerkenntlich war, und von ihnen nichts lernen wollte. Von ſeinen vielen Schriften iſt ein beſondrer Catalog vorhanden, der zu Halle gedruckt, und mehrmals wieder aufgelegt worden iſt.

Thomſon (James), einer der berühmteſten engliſchen Dichter, wurde 1700 zu Ednam in der ſchottiſchen Grafſchaft Roxburgh geboren. Er war der Sohn eines Predigers, und zeigte auf der Schule zu Jedburgh, wo er erzogen wurde, ſchon früh eine große Liebe für die Dichtkunſt. Zu Edinburg, wo er Theologie ſtudieren ſollte, ſuchte er vorzüglich ſein dichteriſches Talent auszubilden, kam 1725 nach London, wo er ſeinen Schulfreund, David Mallet, fand, der ihm rieth, ſein Gedicht, der Winter, drucken zu laſſen; aber erſt 1726 konnte er einen Verleger zu dieſem Meiſterwerke finden, der ihm ein ſehr unbedeutendes Honorar gab. Auch ward dies Gedicht wenig vom Publicum beachtet, bis ein angeſehener Mann, Namens Whateley, mehrere ſeiner Freunde darauf aufmerkſam machte. Dadurch gelangte Thomſon zur Bekanntſchaft mit Pope, dem Lordkanzler Talbot und andern ausgezeichneten Perſonen, die ſich ſeiner auf das thätigſte annahmen. 1728 erſchien ſein Gedicht: der Frühling, und 1730 der Herbſt, die aber dem Winter in Hinſicht des poetiſchen Werths nachſtehen. Nachdem er Talbots älteſten Sohn auf Reiſen begleitet hatte, erhielt er eine einträgliche und beinahe geſchäftsloſe Stelle, als Secretär der Patente, und konnte ſich alſo jetzt ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen ſorgenfrei widmen. Durch den Tod des Kanzlers Talbot verlor Thomſon jedoch ſeine Stelle, die einem Andern gegeben ward. Zu ſeinem Glücke ward Thomſon durch den Lord Lyttleton dem Prinzen von Wales vorgeſtellt. Dieſer erkundigte ſich nach ſeinen Vermögensverhältniſſen, und der Dichter bekannte offenherzig: „daß ſie poetiſcher als jemals wären,“ worauf er eine jährliche Penſion von 100 Pfund Sterling erhielt. 1740 gab er gemeinſchaftlich mit Mallet die Maske des Alfred heraus. In dieſem Stücke befindet ſich das bekannte Volkslied: Rule Britannia; man weiß aber nicht, welcher von beiden Dichtern der Verfaſſer iſt. Unter ſeinen dramatiſchen Hervorbringungen zeichnet ſich das Trauerſpiel Tancred and Sigismunda, welches 1745 erſchien, am vortheilhafteſten aus. Überhaupt bemerkt man aber in ſeinen fünf Trauerſpielen einen großen Hang zum Didactiſchen und Beſchreibenden, und es fehlt ihnen daher nicht an trefflichen Stellen dieſer Art, die aber gemeiniglich für den raſchen Fortgang der Handlung zu lang und declamatoriſch ſind. Daher befriedigen ſie mehr den Leſer als den Zuſchauer. Sein allegoriſches Gedicht in Spenſers Manier und Versart: The Castle of Indolence, welches 1746 erſchien, zeichnet ſich mehr durch einzelne glückliche Stellen, als durch Vollendung des Ganzen aus. In eben demſelben Jahre erhielt er den Poſten eines Oberaufſehers über die antilliſchen Inſeln, welcher ihm nach Abzug des Gehalts für ſeinen Stellver-

treter jährlich 300 Pfund Sterling einbrachte. Doch genoß er dieſes Glücks nur bis zum Auguſt 1748, wo er am Fieber ſtarb. Unter den engliſchen Dichtern behauptet Thomſon einen hohen Rang. Er beſaß eine lebhafte und reiche Einbildungskraft, und bereicherte die Dichtkunſt mit einer Menge neuer und origineller Bilder, die er nach der Natur ſelbſt und nach eigenen Wahrnehmungen entwarf. Seine Jahreszeiten ſind ſein Meiſterſtück, und ſie ſind vielleicht unter allen beſchreibenden Gedichten der Engländer das vorzüglichſte. Die Schreibart iſt übrigens zuweilen etwas hart und unharmoniſch, hie und da etwas ſchwülſtig und dunkel. Auch als Lyriker nimmt Thomſon einen der erſten Plätze unter den engliſchen Dichtern ein. Die ſchönſte und vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Werke iſt: The Works of J. Thomson with his last Corrections, London 1778, 2 Vol. 4. Durch eine ſchätzbare kritiſche Einleitung empfiehlt ſich unter den Ausgaben der Jahreszeiten beſonders folgende: The Seasons by Aikin, London 1778, 8.; neu überſetzt, nebſt einer Biographie des Dichters und dem Hymnus an Gott, von L. Schubart, 2te Auflage, Berlin 1796, 8. Von ſeinen Trauerſpielen hat man eine proſaiſche Überſetzung mit Leſſings Vorrede, und eine beſſere poetiſche in reimloſen Jamben von J. H. Schlegel.

Thor, der Jupiter der Deutſchen, der Donnergott; — er wurde vorgeſtellt als ein alter Mann mit großem Barte, eine Krone mit Strahlenſpitzen auf dem Haupte, in einem langen Talar, in der Rechten einen Scepter mit einer Lilie, um das Haupt einen Kreis von Sternen. Von ihm hat der Donnerstag den Namen, der noch jetzt in einigen nordiſchen Sprachen Thorsdag, engliſch Thursday heißt.

Thora, ſ. Tora.

Thorn, an der Weichſel, im culmer Diſtricte; jetzt wieder unter preußiſcher Hoheit; eine alte Stadt mit 1070 Häuſern, und gegen 9000 Einwohnern, größtentheils lutheriſcher Religion. Das daſige lutheriſche Gymnaſium ſtand immer in gutem Rufe. Der berühmte Mathematiker Copernicus (ſ. d. Art.) wurde im J. 1472 hier geboren. Die Stadt treibt einen ſtarken Getraide- und Holzhandel, und ihre Pfefferkuchen ſind hinlänglich bekannt. Im Jahr 1724 erregte ein tragiſcher Vorfall zu Thorn eine große Senſation. Geringe Streitigkeiten, welche die daſigen Jeſuiterſchüler mit Schülern des lutheriſchen Gymnaſiums bei Gelegenheit einer Prozeſſion anfingen, verurſachten größere Unruhen unter den Einwohnern, wobei der lutheriſche Pöbel ſich verſchiedne Ausſchweifungen erlaubte, die von der polniſchen Regierung nach einem ganz ungeſetzmäßigen Verfahren mit der größten Härte beſtraft wurden. Der Präſident des Magiſtrats, Röſner, dem nichts als Saumſeligkeit, den Tumult zu ſtillen, Schuld gegeben werden konnte, wurde nebſt verſchiedenen Rathsperſonen und Bürgern hingerichtet. Zugleich wurden der Stadt viele ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheiten entriſſen. Die Garants des olivaiſchen Friedens, beſonders der König von Preußen, verwendeten zwar ihre Vermittelung zum Beſten der äußerſt bedrückten Stadt, aber wichtigere Vorfälle, die gerade zu eben der Zeit ſich im Norden ereigneten, waren Urſache, daß Thorn ſeinem Schickſal überlaſſen blieb.

Thorwaldſen (Alberto), aus Copenhagen gebürtig, iſt einer der berühmteſten jetzt lebenden Bildhauer. Seit zwanzig Jahren lebt er in Rom; der Kranz des vollendeten Meiſters wird ihm allgemein zuerkannt, viele erheben ſeine Werke ſogar, beſonders in Hinſicht der Kraft und des Heldenideals, noch über die des berühmten Canova. Der liebenswürdige beſcheidene Däne weiſ't ein ſolches Lob faſt mit Unwillen zurück, aber der edle Canova ſelbſt läßt ihm die vollſte Gerechtigkeit wiederfahren, und kein Neid ſtört das ſchöne Verhältniß der beiden hohen Meiſter. Thorwaldſens Vater, ein geborner Isländer, war ein Bildhauer in Holz; der talentvolle Albert erhielt in früher Jugend bei der Preisaufgabe der Akademie der bildenden Künſte in Copenhagen den erſten Preis, welcher mit einer Penſion auf vier Jahr in Rom zu ſtudieren verbunden iſt. Da er ohne alles Vermögen war, ſo mußte er die Reiſe zu Waſſer, auf einer däniſchen Fregatte unternehmen, und ſo führte ihn ſein Weg über Gibraltar, Algier, Malta und Neapel nach Rom, der Heimath aller Kunſt. Da die Penſion ſeines Hofes nur klein war, ſo mußte er äußerſt beſchränkt und kärglich leben, er ſtudierte unermüdet, und machte große Fortſchritte, doch da für einen Bildhauer in Rom die Ausgaben ziemlich bedeutend ſind, ſo konnte er ſein Talent nicht durch große Werke zeigen. Nach Ablauf der vier Penſionsjahre ſetzten ihn dieſe beſchränkten Vermögensumſtände in eine ſehr kummervolle Lage, doch im Vorgefühl ſeiner Kraft ermannte er ſich aus der Muthloſigkeit, und verfertigte das Modell eines Jaſons, wie er ſiegend das erkämpfte goldne Vließ empor hält; der Held iſt in ruhiger Hoheit dargeſtellt, auf dem rechten Fuß ruhend, den Kopf nach der linken Seite wendend, nachläſſig hängt das erbeutete Widderfell über den linken Arm, während in der aufgehobnen Rechten der Speer ruht; die ganze Geſtalt iſt unbekleidet, bis auf Helm, Wehrgehäng und Sandalen. Dies Modell zog Kenner und Liebhaber herbei, und fand ſo allgemeinen Beifall, daß es für jeden Fremden ein Gegenſtand der Bewunderung wurde, und keiner Rom verließ, ohne Thorwaldſens Attelier beſucht zu haben. Unter dieſen Fremden war der damals reiſende ſehr reiche Holländer, Hope; dieſer beſtellte die Statue des Jaſon coloſſal in Marmor bei Thorwaldſen; hierdurch bekam der Künſtler neuen Muth, und erwarb ſich Ehre und hohen Ruf. Seit dieſer Zeit fehlte es ihm nicht mehr an Mitteln und Gelegenheit, ſein herrliches Talent zu zeigen. Sein darauf verfertigtes Basrelief, den Achilles vorſtellend, welcher abgewendet ſitzend mit unterdrücktem Zorn es dulden muß, daß Agamemnons Herolde die zögernde Briſeis wegführen, welche Patroklus ihnen übergibt, kann neben den allerſchönſten antiken Basreliefs ſtehen. Sein coloſſaler Mars, welcher ſtehend, auf der umgekehrten Lanze ruhend, den Ölzweig mit der Rechten ergreifend, dargeſtellt iſt, übertrifft noch den Jaſon, und wird für das Vortrefflichſte in dieſem Styl gehalten, was die neuere Kunſt ſchuf. Thorwaldſen vollendete ihn ungefähr vor ſechs Jahren. Seine zuvor verfertigten Statuen etwas unter Lebensgröße, als: Venus, Apollo, Bacchus, Amor, Pſyche, Hebe, Ganymed u. ſ. w., ſind hinlänglich bekannt, da er ſie oft in Marmor wiederholen mußte, und ſie auch ſo wie alle ſeine Werke von den geiſtreichen Künſtlern Riepenhauſen und Mori in Umriſſen gezeichnet und in Kup-

ſer geſtochen wurden. Dieſe dreißig Blätter Contorni kamen in Rom 1811 heraus, und ſind am ſpaniſchen Platz zu haben. Seine durch Erfindung und Anordnung vor allen ſich hervorhebenden vier Reliefs zu dem Taufſtein in würflicher Geſtalt, eine Taufe Chriſti, eine Madonna mit dem Jesuskind und dem kleinen Johannes, einen Chriſtus, der die Kinder ſegnet, und eine Gruppe von Engeln vorſtellend, und ſeine vier Medaillons zu der öffentlichen Halle in Copenhagen, ſind als zwei Muſter eines vollendeten Cyklus anzuſehen. Zu den ſchönſten Arbeiten Thorwaldſens gehört aber beſonders der Fries in einem der Säle des päpſtlichen Palaſtes auf Monte Cavallo und der Einzug oder Triumph Alexanders des Großen, in Basrelief. Nach dieſem verfertigte er zwei nicht minder ſchöne Caryatiden in Lebensgröße, ferner in Basrelief das Grabmahl des in Florenz verſtorbenen jungen Bethmann aus Frankfurt am Mayn, und viele höchſt ſinnig gedachte und herrlich ausgeführte Basreliefs, unter denen ſich Bacchus, der dem Amor aus ſeiner Schaale zu ſchlürfen gibt, Minerva, die den Schmetterling auf das vom Prometheus geformte Menſchengebilde ſetzt, Amor, der klagend ſein von der Biene geſtochnes Händchen der Venus zeigt, Hygiea, welche Äskulaps Schlange aus ihrer Schaale zu trinken gibt, Amor, der die ohnmächtige Pſyche mit ſeinem Pfeil zu erwecken ſtrebt, die Muſen, welche zum Klang von Apollo's Lyra um die Grazien her tanzen, und mehrere andre aufs rühmlichſte auszeichnen. — Von dem König von Dänemark wurde Thorswaldſen vor ſechs Jahren in den Ritterſtand erhoben, und mit dem Orden des Danebrog-Kreuzes zweiter Claſſe beſchenkt, und von Murat, damaligem König von Neapel, erhielt er bei deſſen Reiſe durch Rom den Orden beider Sicilien. Jetzt eben vollendet er einen kleinen Genius, für ſein Vaterland beſtimmt. Wl.

Thou (Jacques Auguſte de), lateiniſch Thuanus, ein ſehr berühmter franzöſiſcher Geſchichtſchreiber und Staatsmann, wurde 1553 zu Paris, wo ſein Vater Parlementspräſident war, geboren. In ſeinem zehnten Jahre kam er auf das College de Bourgogne, und ſpäterhin nach Orleans, um die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudieren. Dies Studium ſetzte er auch zu Valence unter dem berühmten Cujacius fort. Hier ſchloß er auch mit Joſeph Scaliger eine Freundſchaft, die ſie ihr ganzes Leben hindurch erhielten. 1572 kehrte er nach Paris, war ein Zeuge der ſchrecklichen Bartholomäusnacht, und ward dadurch mit unauslöſchlichem Abſcheu gegen die Bigotterie und Unduldſamkeit erfüllt. Um dieſe Zeit hatte er die Abſicht, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, und ſein Onkel, der Biſchof von Chartres, trat ihm mehrere ſeiner Präbenden ab; allein de Thou verzichtete darauf, und ging 1573 mit Paul de Foix, der als Geſandter an den Papſt und die italieniſchen Fürſten geſchickt wurde, nach Italien. Wegen ſeiner frühen Einſicht wurde er (1576) vom Hofe zu einer Unterhandlung mit dem Marſchall Montmorency gebraucht, um einen bürgerlichen Krieg, womit Frankreich bedroht wurde, abzuwenden. In eben dem Jahre beſuchte er die Niederlande, und 1579 machte er eine Reiſe nach Deutſchland mit ſeinem ältern Bruder, und wurde nach deſſen bald darauf erfolgtem Tode ganz zum juriſtiſchen Stande beſtimmt. Nun wurde er geiſtlicher Rath bei dem Parlament zu Paris, und nicht lange nachher ward er in Auf-

tragen nach Guienne geſchickt, wo er die Bekanntſchaft des berühmten Montagne machte. Bald darauf verlor er ſeinen Vater, erhielt 1584 das Amt eines Maitre de Requêtes, und verheirathete ſich 1587, nachdem er ſeine geiſtlichen Ämter aufgegeben hatte, mit Marie Barbanſon, aus einer adeligen Familie, die man wegen Anhänglichkeit an der reformirten Religion in Verdacht hatte, weßhalb ſie durch zwei Geiſtliche wieder zur catholiſchen Kirche bekehrt werden mußte. Wie durch die Gewaltthaten der Ligue 1586 zu Paris die Empörung veranlaßt wurde, ging de Thou aus Anhänglichkeit an der königlichen Sache nach Chartres zu Heinrich III., der ihn nach der Normandie ſchickte, um dieſe Provinz in ihrer Treue zu beſtärken. Die darauf erfolgende Ermordung des Herzogs von Guiſe, an welcher de Thou übrigens nicht den entfernteſten Antheil hatte, veranlaßte Mißhandlungen gegen ſeine Familie zu Paris, denen ſeine Gattin nur in einer Verkleidung entgehen konnte. De Thou war es beſonders, der Heinrich III. zu einem Bündniſſe mit dem König Heinrich von Navarra beredete. Als er zu Venedig die Nachricht von Heinrichs III. Ermordung erhielt, begab er ſich ſogleich nach Chateau-Dun zu dem König von Navarra, als dem rechtmäßigen Kronerben. Seine Offenheit, ſeine Kenntniſſe und ſeine Rechtſchaffenheit erwarben ihm das Vertrauen dieſes Königs, der ihn häufig über Staatsangelegenheiten um Rath fragte, und ihn zu einigen wichtigen Unterhandlungen gebrauchte. Nach dem Tode Amyots, des erſten königlichen Bibliothekars, wurde de Thou zu dieſem Poſten ernannt. 1594 folgte er ſeinem Oheim als Parlamentspräſident, und wurde zum catholiſchen Commiſſarius bei der berühmten Unterredung zu Fontainebleau zwiſchen du Perron und du Pleſſis Mornay ernannt. Während der Regierung der Maria von Medicis war er einer der Generaldirectoren der Finanzen, wurde als Abgeordneter bei der Conferenz zu Loudun und bei mehreren wichtigen und ſchwierigen Verhandlungen gebraucht, wo er ſich eben ſo ſehr durch ſeine Rechtſchaffenheit als durch ſeine Geſchicklichkeit auszeichnete. Ungeachtet dieſer vielen und großen Geſchäfte, widmete de Thou ſich doch mit Eifer den Wiſſenſchaften; beſonders war die lateiniſche Dichtkunſt eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen, und er ſchrieb außer mehreren Gedichten über bibliſche Gegenſtände ein größeres didactiſch-beſchreibendes Gedicht de Re Accipitraria (über das Beitzen oder die Falkenjagd), welches von den Gelehrten jener Zeit mit Beifall aufgenommen wurde. Das größte literariſche Verdienſt erwarb er ſich aber durch ſein großes, gleichfalls in lateiniſcher Sprache abgefaßtes Werk: die Geſchichte ſeiner Zeit (Historia sui Temporis, Londou 1733, 7 Vol. in fol.). Dieſes herrliche Werk zog ſeinem Verfaſſer gleich bei der Erſcheinung des erſten Theils (1604) viele Unannehmlichkeiten zu. Es ward vom römiſchen Hofe als ketzeriſch verurtheilt und verboten, und Heinrich IV. war ſchwach genug, dieſe Beſchimpfung, die ihm und ſeiner königlichen Würde von einem ausländiſchen Prieſter wiederfuhr, zu dulden, und ſelbſt Partei gegen de Thou zu nehmen. Mit ſeltener Freimüthigkeit und Unparteilichkeit urtheilt de Thou in der Geſchichte ſeiner Zeit über die Päpſte, die Geiſtlichkeit und das Haus Guiſe, und ſucht, obgleich er ſelbſt Catholik war, die Beſchuldigungen gegen die Proteſtanten zu entkräften und ihre Tugenden und Vorzüge ins

Licht zu ſetzen. Dies Werk iſt in 138 Büchern abgetheilt, welche die Ereigniſſe von 1545 bis 1607 umfaſſen. Wenig hiſtoriſche Schriftſteller haben etwas Ähnliches in Hinſicht auf Genauigkeit, Wahrheitsliebe, Würde und edle Haltung des Styls und Reichhaltigkeit des Inhalts geliefert. Außerdem hat de Thou auch noch ſeine eigene Lebensgeſchichte geſchrieben (I. A. Thuani in Senat. Paris. Praef. de vita sua commentariorum libr. VI, Orleans 1620, fol.; deutſch in Seybolds Selbſtbiographien berühmter Männer, 1 B., Winterthur 1796, 8.). Sie iſt in demſelben männlichen und kraftvollen Geiſte abgefaßt, wie das obige Werk. Nach dem Tode ſeiner erſten Gattin (1601), die ihm keine Kinder hinterließ, verheirathete ſich de Thou (1603) zum zweitenmale, und hatte mit dieſer Frau drei Söhne und drei Töchter. Der Tod dieſer zweiten Gattin und die Ermordung Heinrichs IV., welche das Unglück Frankreichs zur Folge hatten, bekümmerten ihn ſo tief, daß er 1617 gleichfalls ſtarb. — Sein unglücklicher älteſter Sohn, Franz Auguſt de Thou, war 1607 geboren, und hatte die Talente und Tugenden ſeines Vaters geerbt. Er war Maitre de Requêtes, und nachmals Großmeiſter oder erſter Bibliothekar der königlichen Bibliothek, und beſaß wegen ſeiner großen Kenntniſſe und ſeines edeln Charakters die Liebe und Hochachtung aller Rechtſchaffenen. Da der Cardinal Richelieu entdeckte, daß er einen geheimen Briefwechſel mit der Herzogin von Chevreuſe unterhielt, ſo entfernte er ihn von allen wichtigen Geſchäften, und dadurch ließ ſich de Thou verleiten, zu Cinqmars Partei überzutreten. Dieſer unvorſichtige junge Mann fing eine geheime Unterhandlung mit Spanien an, die entdeckt wurde, und de Thou ward der Mitwiſſenſchaft und Verheimlichung ſchuldig befunden. Seine kraftvolle Vertheidigung blieb fruchtlos, da der grauſame Miniſter ſeiner Macht ein ausgezeichnetes Opfer bringen wollte. Überdies hegte Richelieu eine Rachgier gegen de Thou, deſſen Vater in ſeiner Geſchichte von einem Mitgliede der Familie du Pleſſis Richelieu in ſchimpflichen Ausdrücken geſprochen hatte. Der Angeklagte ward alſo ſchuldig befunden und unwiderruflich zur Hinrichtung verurtheilt. Cinqmars, der die Urſache ſeines Unglücks war, warf ſich vor ihm nieder, und zerfloß in Thränen. De Thou hob ihn auf und umarmte ihn. Wir müſſen jetzt an nichts weiter denken, ſagte er, als gut zu ſterben. 1642 wurde er, 32 Jahr alt, zu Lyon enthauptet. Er ſtarb mit großer Entſchloſſenheit, und wurde allgemein bedauert.

Thracien (Thrake). Dieſer Name bezeichnete bald in den älteſten Zeiten das ganze Nordland, über Macedonien hinaus, deſſen Gränzen man nicht kannte, und das man ſich gewöhnlich als ein rauhes, kaltes Bergland dachte, bald nannte man ſo, beſonders in ſpätern Zeiten, in einer engern Bedeutung, den Landſtrich oberhalb Macedonien, welcher öſtlich an das ſchwarze, ſüdlich an das ägäiſche Meer und den Propontis gränzte, und nordwärts bis an Möſien und das Gebirge Hämus reichte. Das Land war allerdings urſprünglich, ehe es angebauet wurde, zum Theil rauh, und die älteſten Bewohner, die Thracier oder Thraker (unter ihnen die Geten), ein wildes, kriegeriſches Volk; daher verſetzte man dorthin den Boreas, und hielt es für ein dem Mars oder Ares geweihtes Land. Indeß ſiedelten ſich ſchon in alter Zeit Griechen dort an, und es mangelte dem Lande

nicht an fruchtbaren Getraidefluren und fetten Weiden; es beſaß reiche Metallgruben, auch Gold und Silber, und die thraciſchen Roſſe und Reiter wetteiferten an Ruhm mit den theſſaliſchen. Als thraciſche Gebirge ſind vor andern zu merken, außer dem Hämus an der Gränze, das rhodopeiſche und pangäiſche. Unter den Strömen iſt der größte und berühmteſte der Hebrus, jetzt Mariza. Einige merkwürdige Orte dieſes Landes ſind: Abdera, berüchtigt wegen der albernen Streiche ſeiner Einwohner, aber zugleich die Vaterſtadt der berühmten Philoſophen, Demokritos und Protagoras; ferner Seſtos am Helleſpont, berühmt durch Hero's und Leanders Liebe, und vorzüglich Byzanz, auf der Halbinſel am Meer, das jetzige Conſtantinopel. Das ganze Land, als ein Theil des türkiſchen Reichs, heißt jetzt Rum-Jli, oder Romanien; in den ältern Zeiten war es theils mehreren Herrſchern unterworfen, theils mit Macedonien verbunden, dann römiſche Provinz. Daß in Thracien auch früh die Kunſt der Muſik und des Geſanges geübt wurde, deutet uns die Sage von dem alten thraciſchen Barden Orpheus an; und wenn es wahr iſt, was einige alte Schriftſteller ſagen, daß die Griechen manche ihrer religiöſen Vorſtellungen und Gebräuche von den Thraciern bekommen hätten, ſo ließe ſich daraus ſchließen, daß die alten Bewohner dieſes Landes nicht durchaus ſo roh geweſen ſind, als ſie hie und da bei den Alten erſcheinen.

Thränen und Thränenorgane. Die Thränen gewähren eine ſerös-ſchleimige Feuchtigkeit, die wenig ſpeciſiſch ſchwerer als Waſſer iſt, und ſie enthalten viel Soda in reinem, kochſalzſauern, kohlenſauern und phosphorſauern Zuſtande, ſo wie phosphorſaure Kalkerde. Die Quantität und Qualität derſelben iſt nach verſchiedenen Umſtänden ſehr veränderlich. Die Thränenorgane werden recht gut in drei Partien getheilt, nämlich in die thränenbereitenden, zuführenden und abführenden Organe. Bereitet aber werden die Thränen in eignen Drüſen, die Thränendrüſen (glandulae lacrymales) genannt werden. Dieſe ſind in jedem Auge doppelt vorhanden, und es wird eine obere und untere unterſchieden. Die obere (glandula lacrymalis superior) liegt von der fossa lacrymalis des Stirnbeins bedeckt, an dem obern und äußern Winkel des Auges; ſie iſt länglich rund, an der obern Fläche gewölbt, an der untern concav. Die untere (glandula lacrymalis inferior) wurde von Roſenmüller entdeckt, und liegt auf dem Tarſus des obern Augenlides theils von der obern Thränendrüſe, theils vom levator palpebrae superioris bedeckt, iſt glatt und rundlich. Sie erhalten ihre Arterien von der arteria ophthalmica, und ihre Nerven vom nervus ophthalmicus, dem erſten Aſte des fünften Nervenpaares. Sie gehören zu den conglomerirten Drüſen, und ihre Ausführungsgänge vereinigen ſich mit einander, und endigen ſich in 6 — 7 Stämmen an der hintern Oberfläche des obern Augenlides, am hintern Rande des Tarſus, jeder in einer eignen, kleinen, kaum ſichtbaren Mündung. Aus dieſen Mündungen ergießen ſich die Thränen ununterbrochen, und ſie verbreiten über den ganzen Zwiſchenraum, der ſich zwiſchen den Augenlidern und dem Augapfel befindet, vorzüglich unterſtützt durch die Nyctication der Augenlider. Hier iſt der Ort der Wirkſamkeit der Thränen, und ſie ſchützen das Auge gegen die Rauhigkeit der Luft, erhalten die Oberfläche deſſelben feucht,

und wirken wohl auch dynamiſch auf das Auge ſelbſt ein. Wenigſtens entſtehen Trübungen der Cornea, und Unfähigkeit zu ſehen, ſobald die Thränen fehlen, oder ſich nicht mehr über das Auge verbreiten. Theils die Ausführungsgänge der Thränendrüſen, theils die ſich anhaltend bewegenden Augenlider hat man daher als die zuführenden Thränenorgane anzuſehen. — Allein nichts iſt ruhend, bleibend im Organismus, immer auf das Neue werden Thränen abgeſondert und dem Auge zugeführt; daraus wird es nöthig, daß die, die ihre Beſtimmung erfüllt haben, wieder weggeleitet werden. Doch werden ſie nicht ſogleich auch aus dem Organismus ausgeſchieden, ſondern ſie haben die Fähigkeit behalten, andre Functionen noch zu unterſtützen. Zu dieſem Zwecke dient folgender Bau. An dem innern Augenwinkel erblickt man an beiden Augenlidern die ſogenannten Thränenpunkte (puncta lacrymalia) welche breit und rund mit einem wulſtigen erhöhten Rande (papilla lacrymalis) umgeben ſind. Dies ſind die Mündungen der Thränenröhrchen (canaliculi lacrymales oder cornua limacum), welche kleine, enge, aus einer gefäßreichen Haut beſtehende Röhrchen darſtellen, und ſich einzeln in den Thränenſack öffnen. Dies aber (saccus lacrymalis) iſt ein rundlicher nach oben vollkommen geſchloſſener Behälter, welcher in der fossa lacrymalis von der äußern Haut bedeckt liegt, und ſich nach unten in den canalis lacrymalis verlängert. Er beſitzt einen eignen Muskel (musculus sacci lacrymalis), und beſteht aus einer äußern zelligen und einer innern gefäßreichen Membran; die letztere bildet eine halbmondförmige Falte, und bedeckt die Öffnungen der Thränenröhrchen. Der Thränencanal endlich (canalis lacrymalis s. ductus nasalis) liegt in dem knöchernen Thränencanal, hat wie dieſer eine gekrümmte Richtung, iſt wie der Thränenſack gebaut, und geht an ſeinem Ausgonge unter der untern Naſenmuſchel an die Schleimhaut der Naſe über. Doch iſt die Mündung mit einer halbmondförmigen Klappe bedeckt. — Dieſer Bau zeigt den Weg ſehr deutlich, den die Thränen nehmen; ſie werden nämlich, wenn ſie nicht in ſo großer Menge abgeſondert werden, daß ſie über die Augenlider ſich ergießen, und die Wangen herabrinnen, von den Thränenpunkten aufgeſaugt, durch die Röhrchen in den Thränenſack geleitet, ergießen ſich durch den Thränencanal in die Naſe, die ſie feucht erhalten, und werden dann endlich mit den übrigen Naſenfeuchtigkeiten theils ausgeworfen, theils verſchluckt. — Wird aber ihr Übergang aus dem Auge in die Naſe geſtört und verhindert (z. B. durch Verſtopfung oder Verwachſung des Thränencanals), ſo fließen ſie zuerſt anhaltend über die Wangen herab, ſammeln ſich in dem Thränenſacke an, und dehnen dieſen aus, werden hier zugleich in ihrer Qualität verändert, und verurſachen dadurch eine Entzündung deſſelben, die gewöhnlich in Eiterung übergeht, und wenn ſie vernachläſſigt wird, ſogar die Knochen endlich angreift. Dies iſt die unter dem Namen der Thränenfiſtel bekannte Krankheit, die, wenn ſie weit vorgeſchritten iſt, eine Operation nöthig macht, durch welche ein neuer künſtlicher Canal gebildet wird, damit die Thränen in die Naſe gelangen können. B. P.

Thraſo, der Name eines großſprecheriſchen Kriegers beim Terenz, womit man nachher jeden feigen Prahler bezeichnet hat.

Das Wort Bramarbas, welches auch Holberg gebraucht hat, wird ungefähr daſſelbe ausdrücken.

Thraſybulus, ein edler Athenienſer, der ſich um ſeine Vaterſtadt ſehr verdient machte, nicht allein als Feldherr im peloponneſiſchen Kriege, wo er mehrmals die Spartaner beſiegte, ſondern ganz vorzüglich auch als Befreier von der Gewaltherrſchaft der ſogenannten 30 Tyrannen, die nach Beendigung des peloponneſiſchen Krieges unter ſpartaniſcher Hoheit über Athen geſetzt wurden. Thraſybulus konnte dies nicht ertragen; er verließ mit noch 30 Bürgern, die, ſo wie er, die Freiheit liebten, die unglückliche Stadt. Aber er blieb kein unthätiger Zeuge des Unweſens, ſondern war gleich anfangs entſchloſſen, wo möglich, der Retter Athens zu werden. Zu dieſem Zweck beſetzte er einen feſten Platz, Phyle, an der Gränze von Attica, und ſammelte ein kleines Heer, womit er den Angriffen der Tyrannen Trotz bot, und ſogar den wichtigen Hafen Piräeus eroberte. Dadurch ermuthigt, ſtanden endlich die Bürger Athens auf, und verjagten ihre Unterdrücker. Mit Hülfe des ſpartaniſchen Königs Pauſanias ſtellte dann Thraſybulus die alte demokratiſche Verfaſſung, und mit ihr die Ruhe wieder her. Er fand ſeinen Tod bei einem Feldzuge gegen Rhodos, nachdem er Lesbos unterworfen und Byzanz und Chalcis wieder erobert hatte, durch die empörten Einwohner von Aspendus. Er war eines ſchönern Todes werth. Denn er zeichnete ſich vor vielen ſeiner Mitbürger aus durch die glühendſte Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, und durch eine große, höchſt uneigennützige Geſinnung, verbunden mit der edelſten Selbſtbeherrſchung. Seine glorreichſte That, die Vertreibung der dreißig Tyrannen aus Athen, fällt in das J. 403 vor Chr. Geb., oder in die 94ſte Olympiade.

Threnodie iſt ein Trauer- oder Klagegeſang, aber deßwegen nicht mit Elegie zu verwechſeln, da die letztere ein poetiſcher, meiſtens beſchreibender Vortrag gemiſchter Empfindungen iſt, in denen ſich angenehmes Gefühl mit dem unangenehmen oder ſchmerzhaften vereinigt, und die daher ſchon ihrer Natur nach ſanft und gemäßigt ſind. Die Threnodie hingegen kann der lyriſchen Ausdruck des heftigſten Schmerzes, des Jammers und der Verzweiflung ohne Beimiſchung irgend einer wohlthuenden Empfindung ſeyn. N. P.

Thrym, der Name eines in der nordiſchen Mythologie berühmten Rieſen, der dem Gott Thor (ſ. Thor) ſeinen großen furchtbaren Hammer entwandte, und ihn bloß gegen Auslieferung der Liebesgöttin Freya zurückgeben wollte; allein Thor erſchlug ihn mit ſeinem ganzen Geſchlecht, und bekam ſo den Hammer zurück.

Thucydides, der größte aller griechiſchen Geſchichtſchreiber, wurde im Jahr 470 vor Chr. Geb. zu Athen geboren. Sein Vater hieß Olorus und ſeine Mutter Hegeſipyle. Von väterlicher Seite war er mit dem Miltiades verwandt, und von mütterlicher ſtammte er aus königlich thraciſchem Geblüte ab. Seine Jugend fiel in die Blüthe des athenienſiſchen Staates, in jene glückliche Periode, da Athen in dem Frohgefühl glücklich, ſeine Feinde durch unſterbliche Heldenthaten beſiegt zu haben, zugleich eine ausgezeichnete Macht beſaß, und mit eben ſo viel Eifer als Glück ſich mit den wichtigſten Gegenſtänden menſchlicher Beſtre-

bungen beſchäftigte. In der Philoſophie hörte er den Anaxagoras, in der Redekunſt unterwies ihn Antiphon. Durch dieſe berühmten Lehrer wurde ſein Geiſt früh zu der männlichen Reife gebildet, welche ein eigenthümlicher Vorzug deſſelben war, und welcher auch ſeinem hiſtoriſchen Werke einen ſo hohen Werth gibt. Durch die philoſophiſchen Studien erhielt er jene Klarheit der Begriffe, die ſeinem ideenreichen und tiefen Geiſte ſo ſehr zu Statten kam; und die rhetoriſchen Übungen gaben ihm eine ſolche Herrſchaft der Sprache, daß er ſich ſeinen eignen Ausdruck ſchaffen, und denſelben zu der höchſten Vollkommenheit erheben konnte. Zu den hiſtoriſchen Studien ward er durch den Beifall begeiſtert, den das griechiſche Volk dem Herodotos mit liebenswürdigem Eifer zollte, als derſelbe ſeine anmuthigen Geſchichten in Olympia vorlas. Damals indeſſen war er noch zu jung, als daß er ſogleich hätte zur That werden laſſen können, was ſeine ganze Seele bewegte. Nicht nach Hörenſagen, ſondern nach eignen Anſchauungen muß der wahre Hiſtoriker erzählen, wenn ſeine Erzählungen lebendige Gemählde werden ſollen. Als der peloponneſiſche Krieg ausbrach, ward er mit der Gewalt eines Strategen bekleidet, d. h. er erhielt die Vollmacht, Soldaten für den Dienſt des Vaterlandes zu werben. Er lebte damals auf ſeinen Gütern an der Gränze von Thracien, und hatte zugleich die Aufſicht über die Goldbergwerke der Inſel Thaſos. Die Flamme des Krieges wälzte ſich auch in jene Gegenden, und der ſpartaniſche Feldherr Braſidas belagerte die Stadt Amphipolis, welche unter der Schutzherrſchaft der Athenienſer ſtand, und auch eine athenienſiſche Beſatzung hatte. Da aber der athenienſiſche Befehlshaber einſah, daß er bei geringen Vertheidigungsmitteln die Stadt nicht lange würde halten können, wenn nicht von außen her Hülfe käme, ſo foderte er den Strateg Thucydides auf, zur Entſetzung der Stadt herbeizueilen. Leider kam Thucydides um eine Nacht zu ſpät, da die Stadt bereits capitulirt hatte. Die Athenienſer beſtraften ihn für dieſen unglücklichen Zufall mit der Verweiſung. Die Nachwelt danke ihnen dieſe unzeitige Strenge. Denn durch dieſelbe erhielt der thätige Geiſt des Thucydides die nöthige Muße, die Materialien zu ſeinem hiſtoriſchen Meiſterwerke zu ſammeln. Dies geſchah in Skapteſula, dem Geburtsorte ſeiner Gemahlin, die ihm auch einen Sohn, Timotheus, geboren hatte. Als Verbannter durfte er mit den Spartanern in Verbindung treten, welche er nicht etwa zum Nachtheil ſeines ungerechten Vaterlandes, ſondern nur zum Vortheil ſeiner hiſtoriſchen Arbeiten benutzte, indem er in dem Heere derſelben Perſonen unterhielt, welche ihm von allen Begebenheiten des peloponneſiſchen Krieges ausführliche und authentiſche Nachrichten geben mußten. Dadurch ward er in den Stand geſetzt, Berichte und Gegenberichte zu vergleichen, und durch eine beſonnene Beurtheilung und Prüfung das Beſte und Wahrſcheinlichſte zu gewinnen. Er ward zwar nach Athen zurückberufen, kehrte aber nach Thracien wieder zurück, und ſtarb daſelbſt in hohem Alter (im 70ſten oder 86ſten Jahre). Nach Pauſanias ward er zu Athen meuchelmörderiſcher Weiſe ermordet. So viel ſcheint gewiß zu ſeyn, daß ihm in Athen ein Kenotaph errichtet wurde. Das treffliche Werk, welches ſeinen Namen unſterblich gemacht hat, führt den Titel: **Erzählung von dem Kriege der Peloponneſier und Athenäer.** Es beſteht

aus acht Büchern, von welchen jedoch nur ſieben vollendet ſind. Bei dem achten überraſchte der Tod den großen Mann und riß ihn hinweg. Es iſt daher das achte nur als Entwurf anzuſehen, welchem die letzte Feile fehlt. Aber auch dieſe acht Bücher umfaſſen nur einundzwanzig Jahre jenes merkwürdigen Krieges, die letzten ſechs Jahre fehlen. Was nun den beſondern Charakter dieſes Geſchichtwerkes anbetrifft, ſo iſt unläugbar, daß es das Product eines tiefeindringenden, hellſehenden und das Weſen der Geſchichte vollkommen klar begreifenden Geiſtes iſt. Als Kunſtwerk ſteht es weit höher, als des Herodotos anmuthige Erzählungen. Während Herodot mehr unterhaltende, obwohl zugleich ſehr belehrende Notizen gibt, aber weder in den Charakter der handelnden Perſonen eindringt, noch viel weniger die aus den gegebenen Verhältniſſen der verſchiedenen Staaten entſpringenden Beweggründe aufſucht, faßt Thucydides die Geſchichte aus einem viel höhern Geſichtspunkte auf, und betrachtet die einzelnen Begebenheiten als Producte der Nothwendigkeit und Freiheit, verwandelt ſie dadurch in eine Lehrerin nicht nur deſſen, was geſchehen iſt, ſondern auch, was geſchehen ſollte. Da ihn Politik vorzüglich intereſſirte, ſo iſt allerdings ſeine Geſchichte einſeitig, und mehr eine Staatsgeſchichte, aber von dieſem Standpunkte aus betrachtet, ein nachahmungswürdiges Muſterbild, und wie er es ſelbſt nennt, ein Schatz für die Nachwelt. Er war der erſte, welcher Reden in die Erzählung einflocht, und dadurch ein herrliches Mittel gewann, die Grundſätze und Beweggründe der handelnden Perſonen, welche in die Metaphyſik der Geſchichte gehören, darzuſtellen, ohne aus den Schranken des Geſchichtſchreibers herauszutreten. Ferner erhob er die Geſchichtbeſchreibung zu einer Kunſt, indem er nicht nur die verſchiedenen Fäden in einen Mittelpunkt vereinigte, ſondern auch bei Erforſchung des hiſtoriſch Wahren die ſorgfältigſte Prüfung und Beurtheilung anwendete, und eben dadurch der Urheber der pragmatiſchen, d. i. der wahren Geſchichte wurde. Über alle kleinliche Rückſichten der Selbſtſucht und des Nationalvorurtheils erhaben, vertheilt er wie ein hiſtoriſcher Areopagit Lob und Tadel, ſtraft das Laſter und preiſ't die Tugend. Und da er ſelbſt einen großen Theil ſeines Vermögens auf die Sammlung der Materialien dieſer Geſchichte verwendete, ſo haben ſeine Angaben auch von Seiten der Glaubwürdigkeit einen hohen Werth. Was die Darſtellung ſelbſt betrifft, ſo verdient auch ſie mit Recht das Lob, das ihr von allen einſichtsvollen Richtern und Kunſtkennern aller Jahrhunderte in ſo reichem Maße geſpendet worden iſt. Sein Ausdruck hat die größte Würde, iſt kräftig, ſo daß kein Wort müßig ſteht, und beſitzt, um es kurz zu ſagen, alle Eigenſchaften, auf welchen die Vollkommenheit der ſchriftlichen Darſtellung beruht. Er drückt ſich ſchön und gedrängt, edel und anmuthig aus; und alle ſeine Gemählde ziehen eben ſo ſehr durch Mannichfaltigkeit des Colorits als durch Reichthum und Plaſtik der Figuren an. Allerdings iſt er zuweilen dunkel. Aber der jetzige Text des Thucydides iſt auch noch voll von Fehlern, mit welchen ihn unwiſſende Abſchreiber entſtellt haben. Wer an der Lectüre des Thucydides Geſchmack findet, beweiſ't, daß er Sinn für eine gedankenreiche und belehrende Darſtellung hat. Unter den Ausgaben iſt die von Duker, Amſterdam 1731, Fol., die reichhaltigſte. Nächſt dieſer iſt

die zweibrückiſche 1788, 1789, in 6 Bänden, vorzüglich auch wegen der lateiniſchen Überſetzung ſehr brauchbar. Außerdem empfehlen ſich die Abdrücke von Bredekamp (Bremen 1791, 1792) in 2 Theilen, und von Beck (Leipzig 1804) 2 Bände, durch die Wohlfeilheit des Preiſes. Im deutſchen Gewande iſt Thucydides zweimal erſchienen. Zuerſt durch Heilmann (Lemgo und Leipzig 1760), und zuletzt durch Maximilian Jacobi (Hamburg 1804 und 1806) 2 Bände. Dieſe Überſetzung iſt zwar beſſer und lesbarer als die erſtere; aber Thucydides in ſeiner großartigen Eigenthümlichkeit iſt nicht zu erkennen. Ehe aber eine neue Überſetzung erſcheinen kann, muß der Text des Thucydides eine beſſere Geſtalt gewinnen. Es iſt daher ſehr zu wünſchen, daß Poppo ſeine Ausgabe bald hervortreten laſſen möge. Kl.

Thugut (Franz, Freiherr von), öſterreichiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geboren zu Linz, im Lande ob der Enns, am 30ſten März 1739, Sohn eines armen Schiffmeiſters, trat 1752 mit Bernard von Jeniſch in die orientaliſche Akademie, die der berühmte Jeſuit, Pater Franz, Begleiter des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Uhlefeldt, nach Conſtantinopel zur definitiven Berichtigung des belgrader Friedens neu-gegründet hatte. 1754 kam Thugut als Sprachknabe nach Conſtantinopel, 1757 wurde er dort Dolmetſch, und beſorgte trotz ſeiner frühen Jugend viele wichtige Geſchäfte im Verlaufe des ſiebenjährigen Krieges. 1769, kaum 30jährig, Geſchäftsträger bei der hohen Pforte; 1770 Reſident, 1771 wirklicher Internuncius und bevollmächtigter Miniſter, auch k. k. Hofrath in der äußerſt wichtigen Epoche des damaligen Krieges zwiſchen Rußland und den Türken, und der mehr und mehr zunehmenden Gährung in Polen. 1772 wurde er als öſterreichiſcher Botſchafter zum Friedenscongreß zwiſchen Rußland und der Pforte beſtimmt, welcher aber nicht zu Stande kam. 1774 erhob ihn die große Thereſia in den Freiherrnſtand wegen ſeiner vielſeitigen und großen Verdienſte während dieſes Krieges, 1775 erwarb ſeine Gewandtheit Öſterreich die Bukowina, und dadurch die in militäriſcher und adminiſtrativer Hinſicht ſo äußerſt wichtige Verbindung zwiſchen Siebenbürgen und dem von Polen neu erworbnen Galizien. Thugut erhielt dafür das Commandeurkreuz des königlich ungariſchen Stephansordens. Das Jahr 1777 verbrachte er auf diplomatiſchen Reiſen durch Italien und durch Frankreich, wo er an die beiden Königinnen, Antonie und Caroline in Paris und Neapel, wichtige Aufträge hatte. Am 20ſten December 1777 erloſch die in Bayern regierende chur- oder wilhelminiſche Linie mit dem Churfürſten Maximilian Joſeph III., und Öſterreichs gerechte Anſprüche brachten jenen Erbfolgekrieg hervor, in welchem, trotz der Nachgiebigkeit Carl Theodors, Friedrich der Große, König von Preußen, zum letztenmale auf den Kriegsſchauplatz trat. Die Verſchiedenheit der Meinungen der großen Thereſia, welche um jeden Preis Frieden, und ihres Sohns Joſeph, welcher Krieg wollte, und den Augenblick vorhanden glaubte, Preußens Dictatur in den großen Geſchäften und den Ruhm ſeines königlichen Nebenbuhlers zu verringern, iſt bekannt. Thugut wurde von der Kaiſerin, anfangs ſogar ohne Joſephs Vorwiſſen, abgeſendet, um Friedrichen friedfertige Geſinnungen zu bezeugen. In der Folge führte er die Conferenzen von Braunau. — 1780 wurde Thugut

öſterreichiſcher Geſandter in Warſchau, 1787 in Neapel, 1788 beim Ausbruche des Türkenkriegs, wo man ſeiner tiefen Kenntniß aller Verhältniſſe der Pforte, Polens und Rußlands ſo viel zutrauen mochte, bevollmächtigter Hofcommiſſär zu Verwaltung der Moldau und Wallachei, bei der Armee des Prinzen von Sachſen-Coburg und Suwarows, 1790 nach den Friedenspräliminarien von Reichenbach bevollmächtigter Miniſter zu den Friedensunterhandlungen zu Sziſtow mit der Pforte. Allein er kam in der Folge davon ab, und der Freiherr Peter von Herbert blieb alleiniger Friedensgeſandter, bis ſpäterhin der Graf Franz Eſterhazy hinzutrat. 1790 und 1791 machte Thugut eine höchſt intereſſante Reiſe nach Paris mitten in den wüthenden Crater der Revolution, und leitete die Unterhandlungen der Königin mit verſchiednen Parteihäuptern, namentlich mit dem Grafen Mirabeau. 1792 erhielt Thugut das Großkreuz des Stephanordens, und wurde als Armeeminiſter zu dem Heere des Prinzen Coburg beſtimmt, welches die verlornen Niederlande wiedererobern ſollte. Aber ihm war Höheres beſchieden. Im April 1793 trat der bisherige Staatsvicekanzler Graf Philipp Cobenzl, und der Staatsreferendar Baron Spielmann aus dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Thugut wurde nun unter dem Fürſten Kaunitz Generaldirector der Staatskanzlei. Im Juni 1794 ſtarb der unvergeßliche Fürſt, und Thugut folgte ihm als wirklicher Miniſter der auswärtigen Geſchäfte. Eben dieſes Jahr bezeichnete der zweite Verluſt der Niederlande, 1795 die Separatfrieden zu Baſel von Spanien und Preußen, die Spaltung des nördlichen und ſüdlichen Deutſchlands, Unfälle in Deutſchland und Italien, bis in erſterem die Siege Clerfaye's und Wurmſers der deutſchen und öſterreichiſchen Sache wieder eine vortheilhafte Wendung gaben. Wenn der Freiherr von Thugut mit ſeinem ſcharfen Blick, eiſernem Willen, ſeiner undurchdringlichen eiskalten Verſchwiegenheit den Charakter der franzöſiſchen Revolution, wie außer Burke wohl ſchwerlich irgend ein andrer europäiſcher Staatsmann mit ſchroffem Abſcheu und glühendem Haß aufgefaßt hatte, ſo durchſchaute er auch mit eben denſelben Geſinnungen den Univerſalerben der Revolution Bonaparte, welcher 1796, während in Deutſchland der Erzherzog Carl jenen Rückzug durch eine Reihe der glänzendſten Siege wieder wett machte, ganz Italien vom Ätna bis zu den tyroler Alpen durch übermächtigen Krieg oder ungetreuen Frieden dem Schrecken des franzöſiſchen Namens unterwarf, endlich das feſte Bollwerk Mantua bezwang, nachdem vier Armeen vergeblich den Entſatz verſucht, und ins Herz von Steiermark drang. Im April 1797 kamen die Friedenspräliminarien von Leoben zu Stande, im October der Frieden von Campo Formio. Um das geänderte nun friedliche und freundliche Syſtem gegen die alles verſchlingende Republik anzudeuten, trat der Freiherr von Thugut aus dem Miniſterium, und wurde bevollmächtigter Miniſter der neu erworbnen italieniſchen und Küſtenprovinzen. Der bisherige Botſchafter in Rußland, Graf Ludwig Cobenzl, übernahm auf kurze Zeit das Portefeuille der auswärtigen Geſchäfte, aber Thugut trat gar bald wieder zur Leitung derſelben zurück, als Cobenzl erſt zum Frieden von Campo Formio, dann wieder nach Rußland ging, um die zweite Coalition gegen die unerträglichen Gewaltſtreiche des Directoriums zuſam-

menzubringen. Im April 1798 geſchah der Aufſtand zu Wien gegen den franzöſiſchen Botſchafter Bernadotte wegen der dreifarbigen Fahne; am 1ſten Auguſt Nelſons Sieg bei Abukir. Rußland, Öſterreich, England, die Pforte, das deutſche Reich, die Fürſten Italiens hatte Thugut wider Frankreich bewaffnet. Der Feldzug der Öſterreicher von 1799 war einer der glorreichſten, deren die Geſchichte gedenkt. Aber in der Schweiz lag der Wendepunkt des Kriegsglücks und der Einigkeit der Alliirten. Die Ruſſen verließen den Kriegsſchauplatz, mit des Erzherzogs Carl Abgang ſchien das Glück von den kaiſerlichen Waffen in Deutſchland zu weichen, Bonaparte's Rückkunft aus Ägypten, ſein Marſch über die Alpen mit der Reſervearmee, die Schlacht bei Marengo, gaben auch in Italien der Sache eine andre Geſtalt. Die Schlacht bei Hohenlinden (3ten December 1800) erzwang, was die nicht ratificirten Friedenspräliminarien des Grafen Saint Julien und die Waffenſtillſtände von Persdorf und Altöttingen nicht vermocht hatten, Separatunterhandlungen ohne England, und den Frieden von Lüneville. Im December 1800 trat Thugut ganz aus dem Miniſterium, und lebte zeither, vom Kaiſer Franz mit Gütern in Ungarn beſchenkt, in philoſophiſcher Ruhe, theils in Presburg, theils in Wien, den großen Rückerinnerungen der Vergangenheit, den Wiſſenſchaften, vorzüglich aber der orientaliſchen Literatur.

Thuiskon, ſ. Teut.

Thümmel (Moritz Auguſt von), einer unſrer trefflichſten Dichter, wurde den 27ſten Mai 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig geboren, und empfing den erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht ſeit 1754 zu Roßleben im thüringiſchen Kreiſe. Im J. 1756 bezog er die Univerſität Leipzig, wo Gellert ſein Freund und Lehrer, Weiße, Rabener und von Kleiſt ſeine Freunde wurden. Darauf trat er 1761 als Kammerjunker in die Dienſte des damaligen Erbprinzen, nachherigen Herzogs Ernſt Friedrich von Sachſen-Coburg, wurde, als dieſer Fürſt die Regierung antrat, Geheimer Hofrath, und 1768 wirklicher Geheimerath und Miniſter. Dieſen Poſten verwaltete er mit wohlthätiger Wirkſamkeit für das Land; unter andern legte er eine Fabrik von kleinen ſteinernen Kugeln an, wodurch ein marmorartiger Stein, der bisher den Feldern ſchädlich geweſen, zu einem Gegenſtande nützlicher Induſtrie gemacht wurde. In den Jahren 1775 bis 1777 machte er in Geſellſchaft ſeines ältern Bruders und deſſen Gattin eine Reiſe durch Frankreich und einen Theil Italiens, und nach dem Tode dieſes Bruders verheirathete er ſich 1779 mit deſſen Witwe. Er lebte bis zu ihrem Tode (1799) in der glücklichſten Ehe mit ihr. Nachdem er ſich 1783 von allen öffentlichen Geſchäften zurückgezogen hatte, lebte er theils auf dem Familiengute ſeiner Gattin, Sonneborn, theils in Gotha, theils auf Reiſen; und ſo wenig es ihm auch an Anläſſen des Kummers fehlte, bewahrte er doch als ein echter Weiſer unter allen Glückswechſeln die Heiterkeit und den Frieden ſeines Gemüths. — Thümmel hat als Dichter und Schriftſteller eine lange und glückliche Bahn zurückgelegt. Das erſte Werk, mit welchem er auftrat, war ein komiſches Heldengedicht in Proſa, Wilhelmine oder der gewählte Pedant (zuerſt 1764), wozu ihm zunächſt Pope's Lockenraub Veranlaſſung gab. Es fand und verdiente wegen ſeiner anmuthigen

Schreibart, ſeiner artigen Erfindung und ſeiner vielen aus dem Leben genommenen Schilderungen, denen es nicht an recht erfreulichem Muthwillen fehlt, allgemeinen Beifall; ein heiterer Geiſt weht durch dieſe Dichtung, und läßt ſie nie veralten. Darauf folgte 1771 die Inoculation der Liebe, eine Erzählung in Verſen, in Form eines Briefes an Weiße. Auch hier findet ſich feiner und naiver Scherz mit einer glücklichen Verſification vereinigt. Thümmels Hauptwerk aber iſt ſeine Reiſe in die mittägigen Provinzen von Frankreich im J. 1785 bis 1786, ein Roman, den er mit einigen Rückerinnerungen aus ſeinen frühern Reiſen durchwebte. Es erſchien daſſelbe, nicht ohne jahrelange Unterbrechung, von 1791 bis 1805 nach und nach in zehn Bänden, und enthält eine Fülle der mannichfaltigſten Beobachtungen, Situationen, Gefühle und Schilderungen, bald mit gemüthvollem, bis zu inniger Rührung geſteigertem Ernſt, bald anmuthig tändelnd, bald mit zügelloſem Muthwillen. Deutſche Gemüthlichkeit und franzöſiſche Leichtigkeit finden ſich vielleicht in keinem Werke unſrer Literatur in höherem Grade gepaart als hier. Außerdem verdanken wir ihm mehrere kleinere, meiſt lyriſche Gedichte, und noch jetzt in einem glücklichen faſt achtzigjährigen Alter ſcheint die Muſe zuweilen bei ihrem Lieblinge einzukehren.

Thun (Franz Joſeph, Graf von), ein bekannter Schwärmer neuerer Zeit, aus Wien gebürtig, ſpielte eine Zeit lang die Rolle eines wunderthätigen Arztes, der Kranke, die an Gichtſchmerzen und Lähmungen der Glieder litten, durch bloßes Berühren mit der Hand heilen wollte. Dadurch, daß er ſeit 1781 einige Jahre mit Lavater in myſtiſchen Verbindungen ſtand, war er ſchon als Schwärmer verdächtig, noch mehr aber wurde er es, als er 1793 Wien verließ, um auch in andern Städten Deutſchlands durch die wunderthätige Kraft ſeiner rechten Hand Kranken beizuſtehen. Zuerſt beſuchte er Carlsbad, nachher 1794 Leipzig in der Oſtermeſſe, wo er auf ein zahlreiches Publicum rechnen konnte. Angeblich kam er nur deßwegen an den letztern Ort, um von der daſigen mediciniſchen Facultät die Kräfte ſeiner Hand unterſuchen zu laſſen; ehe er aber dieſen Bericht abwartete, bewies er durch eine Menge Curen, daß er eigentlich deſſen gar nicht bedürfe, ſondern, daß ſeine heilende Kraft außer allem Zweifel ſey. Eine Menge Patienten füllten ſein Haus, und gingen faſt alle geſund davon. Seine Methode beſtand darin, daß er die Hand auf den leidenden Theil legte, und ſo lange liegen ließ, bis der Kranke ein Brennen oder einen Kitzel empfand, worauf er mit dem einen Finger im Streichen fortfuhr, und den Schmerz nach einer Extremität des Körpers am Kranken abzuleiten ſuchte. Anfänglich verſicherten alle, daß ſie keine Spur mehr von ihrem Übel empfänden; aber nach einigen Tagen änderte ſich die Scene. Bei manchen ſtellte ſich der Schmerz wieder ein; bei andern wollte die Cur gar nicht anſchlagen; einige hatten aber einen ſo ſtarken Glauben, daß ſie ſich geheilt fühlten, nachdem ſie mit verbundenen Augen in das Zimmer geführt worden waren, und nicht Graf Thun, ſondern eine andre Perſon die Hand auf ſie gelegt hatte. Dieſe letzte Probe war dem Rufe des Grafen ſelbſt ſehr ungünſtig; er verließ Leipzig bald darauf, und beklagte ſich über kalte Aufnahme und Undank, der ihm daſelbſt zu Theil worden wäre. Aus ſeinem übrigen Benehmen konnte man ſchließen, daß

er ein Mann von eingeſchränkten Kenntniſſen, und mehr ſelbſt Betrogener als Betrüger war. Er war mildthätig, und verſchaffte dadurch den Kranken wahre Erquickung; übrigens vermied er zuſammenhängende Geſpräche über ſcientifiſche Gegenſtände, erklärte ſelbſt, daß er von der Arzneikunſt nichts verſtände, ließ ſich aber keineswegs von der Zufälligkeit ſeiner Curmethoden überzeugen, auf die ihn, ſeinem Vorgeben nach, ein Ungefähr geführt hatte. Wie lange er noch damit fortgefahren, iſt unbekannt; indeſſen hat man über weit wichtigern Ereigniſſen die Wunder mit dem Wunderthäter ſelbſt in der Folge faſt ganz der Vergeſſenheit überlaſſen.

Thunberg (Daniel von), königlich ſchwediſcher Oberbaudirector, hat ſich durch die Verbeſſerung der Schiffswerfte zu Stockholm und Sweaborg, vorzüglich aber durch die im J. 1752 bei Trolhaetta angelegten Schleuſen, wodurch dieſer ſonſt nicht zu paſſirende Waſſerfall ſchiffbar gemacht wurde, bekannt und verdient gemacht. Thunberg hat auch ein hydrauliſches Werk über die Waſſerbaukunſt unter dem Waſſer hinterlaſſen. Er ſtarb zu Carlscrona 1788, faſt 80 Jahre alt.

Thüringen, ein in Oberſachſen gelegner, jetzt von vielen Fürſten theilweiſe beſeſſener Landſtrich, der ſich zwiſchen der Werra, Saale, dem Harz und dem thüringer Walde ausbreitet. In den älteſten Zeiten mag Thüringen von den Katten bewohnt geweſen ſeyn, die ſich um die Salzquellen mit den Hermunduren, in Meißen wohnhaft, ſtritten. Später ließ ſich hier, wahrſcheinlich bei der Völkerwanderung, ein weſtgothiſcher Völkerſtamm nieder, die Theruinger oder Toringer, deren Reich ſich ſehr weit ausdehnte. Sie hatten ihre Könige, an deren einen Herrmannfried, der König der Oſtgothen, ſeine Nichte Amalberge verheirathete. Nachdem Thüringen von den Franken unterjocht worden, ließen dieſe es durch Gau- und Centgrafen, und endlich durch Herzoge, deren erſter Radulf geweſen zu ſeyn ſcheint, regieren. Im 8ten Jahrhunderte kam durch Winfried zuerſt die chriſtliche Lehre nach Thüringen, denn damals gründete dieſer bei Altenbergen im thüringer Wald die erſte Kirche, an deren Stelle ſeit mehreren Jahren ein hoher Candelabor errichtet worden. Unter Otto II. findet man die erſten Spuren einer Markgrafſchaft in Thüringen, und die erſten Landgrafen erſchienen zu Ende des 11ten und zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, ſeit welcher Zeit das Land den Titel einer Landgrafſchaft führte. Nach dem Tode Heinrich Raspens gelangte Thüringen an Heinrich den Erlauchten, Markgrafen von Meißen, ſeit welcher Zeit es bei der Mark Meißen verblieb. — Dem äußern Oberflächenanſehen nach iſt das Land größtentheils von ſanft gerundeten fruchtbaren Hügeln durchzogen, die ſich gegen den Harz und das Eichsfeld, ſo wie nach dem thüringer Wald hin erheben. Dieſer letztre ſelbſt gehört größtentheils zu ihm, und erſtreckt ſich in einer Entfernung von 17 geographiſchen Meilen vom Ufer der Werra bis zu den Geſtaden der Saale, wo er dem Frankenwalde Platz macht. Er iſt mit dichter Waldung bewachſen, und ſein höchſter Rücken nirgends durch ein Thal getrennt; ein ununterbrochner Weg, fahrbar und überall mit hohen Reinſteinen beſetzt, führt auf ihm hin, und war, indem er noch jetzt Thüringen und Franken von einander ſcheidet, vielleicht ſchon in der älteſten Zeit natürliche Gränze zwiſchen die-

ſen Ländern. Sein höchſter Gipfel, der Bärberg und Schneekopf, ſind über 2900 Fuß über dem Meer erhaben. Von dieſem Gebirge ziehen ſich andere niedere Bergzüge nach dem Innern des Landes. Dieſe ſind: der Seeberg, welcher durch die Hart ſich mit dem Haynich verbindet, und ſo an das Eichsfeld anſchließt; das ettersberger Gebirge, die Haynleite, die Finne, und das kiffhäuſer Gebirge. „An Gränzflüſſen ſind in dieſem Gebiet die Saale und Werra, nach welchen ſich alles Land abdacht. Außerdem ſind die Flüſſe: Unſtrut, Helme, Wipper und Ilm die ſtärkſten des Landes. Den größten Theil des Landes nimmt der Flötzkalkſtein ein; nur im thüringer Walde hebt ſich überall das Urgebirge heraus. Der Boden iſt in den meiſten Gegenden äußerſt fruchtbar. Man erbauet alle gewöhnlichen Getraide- und Obſtarten, Handelspflanzen in Menge, worunter Waid, Wein u. ſ. w. Das Land hat Bergwerke auf Eiſen, Kupfer, Braunſtein, Silber, Porzellanerde, Stein- und Braunkohlen u. ſ. w. Es gibt hier Salzquellen und Geſundbrunnen, und eine Menge Fabriken und Manufacturen. Man hat Bleiweiß- und Perſicofabriken, Porzellan-, Steingut-, Pfeifenkopf-, Rußbuttenfabriken, Eiſen- und Kupferhämmer, Spinnmaſchinen, Klingen- und Gewehrfabriken u. ſ. w. Die Hauptſtadt Thüringens iſt Erfurt. Außer ihr gibt es noch mehrere bedeutende Städte, wie Eiſenach, Gotha, Langenſalza, Mühlhauſen, Nordhauſen, Weißenſee, Sondershauſen, Naumburg, Merſeburg, Weißenfels, Eisleben, Jena, Weimar, Rudolſtadt, Arnſtadt, Saalfeld u. ſ. w. — **Thüringer Thor** wird ein Engpaß am ſüdlichen Ufer der Unſtrut, bei dem vormaligen Kloſter Marienthal, genannt.

Thürme, die ſieben, zu Conſtantinopel, heißt das am äußerſten Ende der Stadt gegen Süden, am Ufer des Meers von Marmora, von ſchönen Quaderſtücken gebaute, und mit einer von vielen kleinen Thürmen beſetzten Mauer umgebne Schloß, das dieſen Namen von der Zahl ſeiner großen Thürme erhalten hat, zu welchen noch ein achter gekommen iſt, von denen jedoch einige eingefallen ſind. Es dient zum Staatsgefängniſſe; beſonders wurden ehemals die Geſandten auswärtiger Mächte, wenn die Pforte mit ihnen Krieg anfangen wollte, dahin gebracht, und dieſe Handlung vertrat die Stelle der Kriegserklärung von Seiten der Türken. Es geſchah angeblich, um die Geſandten vor der Wuth des Pöbels zu ſchützen, eigentlich aber mehr um ſie als Geiſel zu behalten. In den neueſten Zeiten iſt dieſer Gebrauch unterblieben.

Thurn und Taxis, de la Tour — della Torre, ein ſehr berühmtes fürſtliches und gräfliches Haus in Deutſchland, welches ehedem in der deutſchen Reichsverfaſſung einen ſehr bedeutenden Platz behauptete, ſtammt urſprünglich aus Mailand her. Seinen Namen will man daher leiten, daß der erſte dieſes Geſchlechts, dem der heilige Ambroſius, Biſchof zu Mailand, bei Dämpfung eines Aufruhrs das ſogenannte neue Thor daſelbſt anvertrauete, wegen der tapfern Vertheidigung deſſelben den Namen della Torre und zugleich zur Belohnung die Souverainität über Valſaſſina (eine Herrſchaft am comer See im Herzogthum Mailand) erhalten habe. Einer ſeiner Abkömmlinge hieß **Tacius**, deſſen Nachkommen eine Zeit lang die Oberherrſchaft über Mailand, Bergamo, Novara u. ſ. w. behaupteten, und von dieſem ſeinem Ahnherrn nahm

1313 Lamurald de la Tour den Beinamen Taſzis (jetzt Taxis) an. Der Urenkel des Lamurald, oder Lamoral, Roger I., Graf von Thurn, Taxis und Valſaſſina, begab ſich nach Deutſchland, wurde hier 1450 von Kaiſer Friedrich III. zum Ritter geſchlagen, und gründete nun vorzüglich den Ruhm ſeines Hauſes durch die Erfindung des Poſtweſens und deſſen Einführung in Tyrol. Sein Sohn Franz, auf deſſen Betrieb 1516 eine Poſt von Brüſſel nach Wien angelegt wurde, ward vom Kaiſer Maximilian zum Generalpoſtmeiſter der Niederlande, und nachher auch der öſterreichiſchen Erblande ernannt. Durch Franzens Nachkommen wurde das Poſtweſen immer mehr vervollkommnet, und Leonhard von Taxis, der ſowohl durch die 1543 errichtete reitende Poſt aus den Niederlanden durch Schwaben und Tyrol nach Italien, als durch mehrere treffliche Anſtalten in dieſem Fache ſich ſehr ausgezeichnet hatte, wurde 1615 vom Kaiſer Rudolph II. in den Reichsfreiherrnſtand erhoben, und zum Generaloberpoſtmeiſter im deutſchen Reiche ernannt, ſo daß die Poſten nun nicht mehr die taxiſchen, ſondern die Reichsposten hießen. Lamorald von Taxis, Leonhards Sohn, erhielt 1615 die Reichsgrafenwürde, und wurde vom Kaiſer Mathias ſowohl für ſich, als für ſeine männlichen Nachkommen mit dem Generalpoſtamte belehnt, welches ſogar 1621 von Kaiſer Ferdinand II. auch auf die weiblichen Nachkommen ausgedehnt wurde. Eugenius Alexander, Reichsgraf von Thurn und Taxis, wurde 1681 vom König Carl II. von Spanien in den ſpaniſchen, und 1686 vom Kaiſer Leopold I. in den deutſchen Reichsfürſtenſtand erhoben. Auch machte der König von Spanien in gedachtem Jahre zum Beſten des neuen Fürſten aus der Herrſchaft Braine le Chateau im Hennegau ein Fürſtenthum, deſſen jährliche Einkünfte 40000 Rthlr. betrugen. Endlich wurde das Generalpoſtmeiſteramt zu einem fürſtlichen Thronlehen gemacht, und der Fürſt Alexander Ferdinand ward 1747 förmlich vom kaiſerlichen Throne damit belehnt, und 1754 auf dem Reichstage, trotz der Widerſprüche der meiſten altfürſtlichen Häuſer, in das reichsfürſtliche Collegium eingeführt. So hatte ſich dieſes Haus, das übrigens auch noch die Erbmarſchallswürde in Hennegau beſaß, durch Einführung des Poſtweſens emporgeſchwungen. Die Reichsposten erſtreckten ſich über das ganze deutſche Reich, bis auf die ausgenommenen Länder Öſterreich, Churſachſen, Churbrandenburg, Meklenburg, Lüneburg, Heſſen und andere, welche die Poſten als ein landesherrliches Regal betrachteten, und ihre eigenen Landesposten hielten. Durch die Verfügungen der ſouverainen Fürſten des ehemaligen Rheinbundes verlor der Fürſt von Thurn und Taxis in den meiſten Ländern ſein ehemaliges Vorrecht, wovon er zur Zeit der noch beſtehenden Reichsverfaſſung 1 Million Gulden jährlicher Einkünfte und eine Stimme im Reichsfürſtenrathe hatte. Durch Verträge mit mehreren der ehemaligen Rheinbundsfürſten erhielt er jedoch das Erblandpoſtmeiſteramt im Königreiche Bayern, den Großherzogthümern Baden, Heſſendarmſtadt und Frankfurt, den Herzogthümern Sachſen-Coburg, Sachſen-Meinungen und Naſſau, ſo wie er auch nach dem wiener Congreß die Erblandpoſtämter im Churfürſtenthume Heſſen, dem Großherzogthume Sachſen-Weimar-Eiſenach und der freien Stadt Frankfurt erworben hat. — Die fürſtliche Familie von Thurn und Taxis beſitzt in Schwaben die gefürſtete Grafſchaft Friedberg-Scheer und die ehemali-

gen freien Reichsherrſchaften Dürmentingen, Grunzheim, Heudorf, Göffingen, Buſſen, Tiſchingen und Eglingen, welche auf 9 Quadratmeilen 19000 Einwohner enthalten, und 80000 Fl. Einkünfte tragen. Zur Entſchädigung für den beträchtlichen Verluſt der Reichspoſten auf dem linken Rheinufer erhielt der Fürſt von Thurn und Taxis im Jahre 1802, außer der Zuſicherung des damaligen Zuſtandes der Reichsposten, noch die Stadt und das Stift Buchau, die Abteien Marchthal und Neresheim, die vormals zu Sallmannsweiler gehörige Herrſchaft Oſtrach nebſt Sommerberg und mehrere einzelne Dörfer. Das Ganze dieſer Entſchädigung beträgt ungefähr 9 Quadratmeilen, 23000 Einwohner und 220,000 Gulden Einkünfte. Der Reichsmatricularanſchlag für die alten Beſitzungen betrug 105 Fl., ein Kammerzieler 122 Rthlr. 76 Kr. Die neuen Erwerbungen liegen ſehr vortheilhaft, theils an der Grafſchaft Friedberg=Scheer, theils an der Grafſchaft Eglingen. Der Fürſt von Thurn und Taxis bekleidete viele Jahre lang die Würde eines kaiſerlichen Principalcommiſſarius bei dem ehemaligen Reichstage zu Regensburg, weßhalb er noch gewöhnlich dort reſidirt. Zur Reſidenz in ſeinem ſchwäbiſchen Fürſtenthume ſind jedoch die ehemaligen Stiftsgebäude der Abtei Marchthal eingerichtet worden. Auch wegen Buchau erhielt der Fürſt von Thurn und Taxis eine beſondere Stimme im Reichsfürſtenrath. Gegenwärtig ſtehen ſeine Länder unter bayeriſcher, würtembergiſcher und hohenzollerſcher Souverainität. 1806 ward das auf das ehemalige Fürſtenthum Tour und Taſſis im Hennegau gelegte Sequeſter zu Gunſten des Fürſten als Gutsbeſitzers wieder aufgehoben. Der Titel des Fürſten von Thurn und Taxis lautet jetzt: Fürſt von Thurn und Taxis, Fürſt zu Buchau, gefürſteter Graf zu Friedberg=Scheer, Graf zu Valſaſſina, auch zu Marchthal und Neresheim, Herr der freien Herrſchaft Eglingen, Herr zu Oſtrach und Schemerberg, Herr der freien Herrſchaften Denningen, Tiſchingen, Balmerkhofen, auch zum Buſſen. — Außer dieſer fürſtlichen Linie des Hauſes Thurn und Taxis ſind noch vier gräfliche Hauptlinien vorhanden, welche ſich wieder in mehrere Nebenäſte theilen. Sie ſind von den vier Söhnen Paganus II., der als Gouverneur zu Mailand 1241 ſtarb, nämlich a) von Hermann, b) Napoleon, c) Salvinus und d) Franz I. geſtiftet. Der letztere war zugleich Stammvater der erwähnten fürſtlichen Linie. Eine dieſer gräflichen Hauptlinien, welche ſich Thurn, Valſaſſina und Taxis nennt, ſtammt von Gabriel, dem jüngſten Sohne Rogers I. her, der das Poſtweſen in Tyrol einrichtete. Bis 1810 blieb dies gräfliche Haus im Beſitz des Oberſthofpoſtmeiſteramts von Tyrol; in gedachtem Jahre, oder 1811 traf es aber mit der Krone Bayern deßhalb ein Arrangement, wovon uns die nähern Notizen fehlen. N. P.

Thusnelde, die Gattin des Arminius. S. d. Art.

Thyeſtes (Mythol.) ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Weil er ſeines Bruders Atreus Gemahlin, Äropa, verführte, ſetzte dieſer ihm ſeine eigenen Söhne, Tantalus und Pliſthenes, nach Andern den Orchomenus, Aglaus und Kaleus zur Speiſe vor. Er flüchtete nun mit ſeiner Tochter Pelopia zum Thesprotus, und von dem nach Sycion. Er umarmte als Unbekannter ſeine eigene Tochter, und zeugte mit ihr den Ägiſth, weil das Orakel ihm verheißen hatte, daß ſein Sohn und Enkel

ihn rächen würde. Nach ſeinem Tode wurde er an der argiviſchen Gränze begraben. Des Sophokles und Euripides Trauerſpiele von ihm ſind verloren gegangen; der Thyeſtes des Seneca iſt aber noch vorhanden.

Thyrſus, der mit Epheu und Weinreben bekränzte Stab, den an den Bacchusfeſten die Bacchanten trugen. — Thyrſus, jetzt Thyrſo, iſt auch ein Fluß auf Sardinien, der bei Oſáa ins Meer fällt.

Tiara des Papſtes iſt eine hohe Mütze, um welche drei Kronen von lauterm Golde herumgehen, und zwar eine über die andere in Geſtalt eines Cirkels. Dieſe Kronen ſind ganz mit Edelgeſteinen beſetzt, und mit einer Kugel geziert, über welche ein Kreuz ſteht, und auf beiden Seiten deſſelben iſt ein Gehänge von Edelſteinen. Anfangs trugen die Päpſte nur eine zugeſpitzte Mütze. Als der fränkiſche König Chlodwig dem Papſt Symmachus, oder Hormisdas, eine goldene Krone geſchenkt hatte, vereinigte dieſer ſie mit der Mütze. Bonifacius ſoll die zweite hinzugethan haben, zum Zeichen der Macht über geiſtliche und weltliche Dinge. Die dritte Krone kam hinzu durch Benedict XII. im 14ten Jahrhundert, um, wie man ſagt, die Macht des Papſtes in der leidenden, ſtreitenden und triumphirenden Kirche (oder auch im Himmel, auf Erden und in der Hölle) anzudeuten, auf welches letztere der Name Triregno zielt.

Tiber, ein berühmter Fluß in Italien, der im apenniniſchen Gebirge entſpringt, durch Rom fließt, und ſich unterhalb dieſer Stadt in das toscaniſche Meer ergießt. Seinen Ruhm hat er den römiſchen Dichtern zu danken, denn an und für ſich iſt er ſehr mittelmäßig, immer ſchlammicht, und die Fiſche darin ſind ungeſund und von ſchlechtem Geſchmack; auch iſt er nur für kleine Fahrzeuge ſchiffbar.

Tiberius Claudius Nero, oder Tiberius der zweyte römiſche Kaiſer, geboren 42 Jahre vor Chriſti Geburt, war der Sohn eines römiſchen Patriciers gleiches Namens und der Livia Druſilla, der nachmaligen Gemahlin des Kaiſers Auguſt. Schon früh zeigte er große Fähigkeiten, aber eine finſtere zurückhaltende Gemüthsart. Zuerſt diente er als Tribun im cantabriſchen Kriege, wurde bald nachher als Oberfeldherr mit einem Kriegsheer abgeſandt, um den Tigranes auf den armeniſchen Thron zu ſetzen, beſiegte nachmals die Rhätier und Vindelicier (zwei alpiniſche Völkerſtämme), und gewann dadurch die Gunſt des Auguſt ſo ſehr, daß dieſer ihn vermochte, ſich von ſeiner Gemahlin Vipſania zu ſcheiden, um ſeine (des Kaiſers Tochter) die Julia, zu heirathen. Nach einander erfocht er glänzende Siege über die Pannonier, die ſich empört hatten, und die er wieder der Herrſchaft der Römer unterwarf; über die Dacier und Dalmatier und über die Germanen, mit denen er einen glücklichen Frieden ſchloß. Mehrere Triumpheinzüge wurden ihm für ſeine Siege bewilligt, und im Jahre 7 vor Chriſti Geburt, wo er bereits zum zweitenmale zum Conſul gewählt war, zog er an eben dem Tage, wo er von jener Würde Beſitz nahm, als Triumphator in Rom ein. Als ſeine Conſulwürde aufhörte, wurde er auf fünf Jahre zur tribuniziſchen Würde befördert, aber die ausſchweifende Lebensart ſeiner Gemahlin Julia, und Eiferſucht auf die Adoptivſöhne des Kaiſers, Cajus und Lucius, vermochten ihn, ſich mit Auguſtus Bewilligung nach Rhodus zu begeben. Hier lebte er

ganz als Privatmann, und Julia's Ausſchweifungen, die immer bekannter wurden, vermochten den Kaiſer, ſie von ihrem Gemahl förmlich zu ſcheiden. Nach fünf Jahren, als ſein Tribunitium zu Ende war, erſuchte Tiberius den Auguſtus um Erlaubniß zur Rükkehr nach Rom. Sie ward ihm zwar endlich bewilligt, aber nur unter der Bedingung, daß er ganz als Privatmann leben ſollte. Indeſſen ſtarben die beiden Cäſaren Cajus und Lucius bald, und Auguſtus nahm jetzt, nicht aus Zuneigung, ſondern um einen Gehülfen in der Regierung zu haben, den Tiberius zu ſeinem Sohne an (4 J. vor Chriſti Geburt), übertrug ihm wieder das tribuniziſche Amt, und nächſt der kaiſerlichen die höchſte Gewalt. Tiberius zwang jetzt die Germanen, nach einem dreijährigen Kriege um Frieden zu bitten, ſtellte nach dem Unglücke des Varus das Vertrauen der römiſchen Legionen wieder her, und überwand die Pannonier und Dalmatier, welche ſich von neuem empört hatten. Hiedurch erwarb er ſich nicht bloß die Ehre des Triumphs, ſondern auch die Gunſt des Kaiſers ſo ſehr, daß der ihn zu ſeinem Mitregenten, mit einer der ſeinigen gleichen Macht ernannte. Im Jahre 14 nach Chriſti Geburt folgte er dem Auguſt, und um ſich völlig des Thrones zu verſichern, ließ er den Agrippa Poſthumus, den Enkel ſeines Vorgängers, welchen dieſer als Sohn arrogirt, aber nachher verbannt hatte, hinrichten. Dem Senat übertrug er das Recht, die Prätoren zu erwählen, welches vorher dem Volke gebührte, und vernichtete auf dieſe Weiſe jegliche Spur der alten Volksgewalt. Obgleich ſeine Regierung durch die Empörungen der Kriegsheere, welche unter dem Druſus und Germanicus in Pannonien und am Rhein ſtanden, beunruhigt ward, ſo zeigte er ſich doch ganz furchtlos. Den Conſulen bewies er die größte Achtung, und verlangte, wenn ſie bei der Armee waren, daß ſie nicht mit ihm, ſondern blos mit dem Senat verhandeln ſollten. Dadurch verſteckte er ſchlau ſeine Abſicht auf eine unbeſchränkte Alleinherrſchaft. Zugleich bewies er großen Eifer für die Gerechtigkeitspflege, ſorgte dafür, daß das Volk, ſelbſt in den Provinzen, nicht durch Auflagen bedrückt wurde, und war auf keine Weiſe geizig; eine Tugend, welche er nach Tacitus behielt, als er alle übrigen verloren hatte. Vielmehr war er ſehr freigebig, und ſuchte jedes öffentliche Unglück zu erleichtern. Daher gehört auch die frühere Epoche ſeiner Regireung zu den glücklichſten Zeiten in der römiſchen Geſchichte. Allein ſeine Gemüthsart zeigte ſich bald von einer andern Seite (M. ſ. d. Art. Germanicus), und eine ſtrenge gefühlloſe Tyrannei wurde der Hauptcharakter ſeiner Regierung. Er war im höchſten Grade eiferſüchtig auf ſeine Gewalt; die peinlichen Anklagen vermehrten ſich; Spione wurden gehalten und belohnt, und jegliches Jahr ward durch das unglückliche Schickſal berühmter Perſonen bezeichnet, die ſchuldig oder nicht ſchuldig beſtraft waren. Das Unglück wurde noch größer, als Tiberius ſein ganzes Vertrauen dem verabſcheuungswürdigen Sejanus ſchenkte. (M. ſ. auch Druſus und Sejanus). Sehr weiſe betrug ſich aber Tiberius, als eine Provinz von Spanien ihm und ſeiner Mutter Livia einen Tempel errichten wollte. In einer ſehr ſchönen (von Tacitus aufbewahrten) Rede erwiederte er: er halte ſich für einen bloßen Sterblichen, ſei allen menſchlichen Schwächen unterworfen, und fühle ſich hinlänglich geehrt, unter den Menſchen einen Platz zu behaupten. Er wünſche, daß der Nachwelt dieſe ſeine Geſinnungen kund werden,

und daß ſeinem Andenken kein anderer Ruhm wiederfahren möge, als daß er die Pflichten ſeines Berufs auf eine würdige Weiſe erfüllt habe. Im Jahre 26 nach Chriſti Geburt verließ er Rom, wohin er nie wieder zurückkehrte, und machte eine Reiſe durch Campanien, begleitet von einigen vornehmen Perſonen und Gelehrten, beſonders Griechen, in deren Geſellſchaft er ſich mit Tändeleien beluſtigte; denn ernſthafte und ehrenvolle Beſchäftigungen waren ihm zuwider. Als er auf dem feſten Lande keinen Ort fand, der ſeiner finſtern menſchenfeindlichen Gemüthsſtimmung zuſagte, begab er ſich nach der Inſel Caprea, die in der Bai von Neapel liegt, von rauhen Felſen umſchloſſen wird, aber ſchön in ihrem Innern iſt, und ein ſehr herrliches Clima hat. Hier verlebte er ſeine übrigen Jahre in den ſchändlichſten Ausſchweifungen, die Menſchen haſſend, und bloß durch ſeine Grauſamkeiten bekannt. Sein früherer Grundſatz war: „man möge mich haſſen, wenn man mich nur achtet!“ aber jetzt war er damit zufrieden, nicht weniger gehaßt als verachtet zu ſeyn. Indeſſen ſank er doch nicht zur äußerſten Gleichgültigkeit gegen guten Ruf und Rechtlichkeit herab, und bewies bei einer Feuersbrunſt, welche einen Theil Roms verzehrte, unaufgefodert eine ſehr lobenswerthe Freigebigkeit. Seine Mutter Livia ſtarb (29 Jahre nach Chr. Geb.), und der Senat zu Rom wollte ihr die göttliche Ehre zuerkennen, welches Tiberius aber verbot. Dies wurde ihm mit Unrecht als Undankbarkeit ausgelegt; es war bloß Beweis ſeiner vernünftigen Anſicht. Jener Todesfall war übrigens für ſeine Handlungsweiſe von den ſchlimmſten Folgen. Sejanus ward jetzt allmächtig; er bewirkte die Verbannung der Agrippina (der Witwe des Germanicus) nach der Inſel Pandataria und ihres Sohnes Nero nach der Inſel Pontia, wo der Letztere bald darauf ſtarb. Agrippina's zweiter Sohn Druſus wurde in ein enges Gefängniß gebracht, worin er einige Jahre nachher Hungers ſtarb; und die unglückliche Mutter hatte ein ähnliches Schickſal. (M. ſ. hier Druſus, Germanicus und Sejanus). Der Überreſt ſeiner Regierung zeigt nichts als ein widerliches Gemählde ſchändlichen Sklavenſinns auf Seiten des römiſchen Senats, und der despotiſchen Grauſamkeit dieſes Tyrannen. Er wurde von den marterndſten Gewiſſensbiſſen geplagt, aber unter dieſen ſchrecklichſten Gefühlen und den gräßlichſten Handlungen gab er doch häufig Beweiſe von Einſicht und Aufmerkſamkeit auf das öffentliche Wohl. Rom war durch Schulden und Wuchergeiſt in ſeinem Innern zerrüttet; Tiberius hob dies Übel, indem er eine große Summe zu einer Bank niederlegte, woraus Jeder gegen Sicherheit auf drei Jahre Capitalien ohne Zinſen erhalten konnte. Bei einer zweiten großen Feuersbrunſt bewies er ſich gleichfalls ſehr freigebig gegen die verunglückten Römer. Zuletzt verließ er ſeine Inſel, bewohnte ein Landgut, welches dem Lucullus gehört hatte, nicht weit vom Vorgebirge von Miſenum. Dort verſank er den 16ten März (nach Chr. Geb. 37 J.) in einen todesähnlichen Zuſtand, und Cajus, ſein Enkel, der Sohn ſeines Adoptivſohnes Germanicus, wollte ſchon von dem Reiche Beſitz nehmen, als Tiberius vom Todesſchlummer erwachte: allein Macro, der prätoriſche Präfect, ließ ihn mit Betten erſticken. Er ſtarb im 78ſten Jahre ſeines Alters, und im 23ſten ſeiner Regierung, allgemein verwünſcht. Der Abſcheu gegen ſeine Verbrechen hat vielleicht zu ſehr ſeine löblichen Eigenſchaften verdunkelt. N. P.

Tibet, Thibet, auch Tangut oder das tibetiſche Reich, liegt in Aſien, und gränzt oſtwärts an China, ſüdwärts an Hindoſtan, Ava und andere Länder der Halbinſel jenſeit des Ganges, weſtwärts an Kaſchemir, Nepal ꝛc. und nordwärts an die große Sandwüſte Koby, die es von der Bucharei trennt. Der ſüdliche Theil des tibetiſchen Reichs wird Butan, von den Einwohnern Dokpo genannt, und der nördliche heißt im engern Sinne Tibet; die Einwohner nennen ihn Pu. Butan beſteht aus hohen und fürchterlichen Gebirgen, die oben mit ewigem Schnee bedeckt, an ihren niedrigern Seiten aber mit Wäldern bewachſen ſind. Die Thäler tragen Weizen, Gerſte und Reiß. Das eigentliche Tibet iſt noch weit unfruchtbarer und rauher als Butan; die Einwohner ſind kleiner und ſchwächer, als ihre ſüdlichen Nachbarn, aber auch ſchöner, und viele von ihnen haben eine angenehme Röthe im Geſicht, die in andern Gegenden des Orients unbekannt iſt. Tibet hat zwei Hauptſtädte, Laſſa oder Lahaſſa und Tiſſulumbu oder Teſchulombu, welches letztere eigentlich nur ein großes Kloſter iſt, und zehn Tagereiſen ſüdwärts von Laſſa liegt. Zu Tiſſulumbu wohnt ein beſonderer großer Lama, Bogdo Lama, Bogdo Bartſchang oder Teſchu Lama genannt. Der Dalai Lama, das eigentliche höchſte Oberhaupt, wohnt in der Stadt Laſſa. Wegen dieſer zwei Lama's iſt das Land und die Anhänger der lamaiſchen Religion vertheilt in die Secte der Goldmützen, die den Bogdo Lama, und der Rothquäſte, die den Dolai Lama als Herrn und Oberhaupt erkennen. Beide Theile des Landes ſind übrigens der chineſiſchen Oberherrſchaft völlig unterworfen, und haben chineſiſche Beſatzungen und Gouverneurs. In der Kalmückei iſt noch ein dritter, Taranaut-Lama genannt, welchem die meiſten mongoliſchen Völkerſchaften anhängen. Der tibetiſche Handel beſteht hauptſächlich 1. in den in ganz Indien, Perſien und den übrigen öſtlichen Königreichen berühmten Kuhſchweifen von einer beſondern Art Kühe, deren Haut mit weißem ſeidenartigem Haare bedeckt iſt, und welche dicke Schwänze haben von langem fliegenden Haare, feiner und glänzender als Pferdeſchweife. Die Kuhſchwänze werden in ſilberne Handgriffe gefaßt, und zu Fliegenwedeln (Chrowras) gebraucht. In Indien geht kein vornehmer Mann aus, oder ſitzt in Ceremonie zu Hauſe, ohne zwei Fliegenwedler (Chrowrawbadars) mit ſolchen Wedeln neben ſich zu haben. Die Tataren gebrauchen dieſe Kuhſchweife auch ſtatt der Büſche auf ihren Mützen und Sturmhauben und als Zierrathen auf ihren Piken und Fahnen. 2. Wolle, die aus der Bruſt einer beſondern Art Schafe gepflückt wird, und mehr mit Biberhaaren als mit Wolle übereinkommt; denn kein Biberhaar iſt ſo ſanft anzufühlen. Von dieſer Wolle macht man Kopftücher (Shawls), welche die Mongolen und Indier tragen, und von denen manches über 150 Ducaten nach unſerm Gelde koſtet. 3. Biſam, indem das Moſchusthier häufig auf den Bergen angetroffen wird. 4. Gold, welches in großer Menge in den Flüſſen und Bächen der nördlichen Gegenden, auch in Bergwerken enthalten iſt. Dieſe gehören dem Lama eigenthümlich und ſind an Bergleute verpachtet. Münzen läßt man in dieſem Reiche nie ſchlagen, aber doch iſt das Gold ein Handlungsmittel und man kauft dort mit einem Beutel Goldſande, wie an andern Orten mit Geld. Die Chineſen nehmen den Tibetanern davon alle Jahre

eine große Menge für ihre Landesproducte und Manufacturwaaren ab.

Tibullus (Albius), einer der vorzüglichſten römiſchen Dichter aus der goldenen Zeit der römiſchen Literatur. Von ſeinem Leben iſt wenig bekannt; nur ſo viel weiß man, daß er zu dem Ritterſtande gehörte, im J. 711 vor Chr. G. geboren war, und ohne ein öffentliches Amt bekleidet zu haben im J. 735 v. Chr. G. in der Blüthe ſeines Lebens ſtarb. Noch haben wir von ihm eine Sammlung Elegien in vier Büchern (von denen jedoch das 4te mehrere Stücke enthält, die man ihm abſpricht) die zu den vorzüglichſten Gedichten gehören, die uns in dieſer Gattung aus dem claſſiſchen Alterthume übrig geblieben ſind. Tibullus Elegien übertreffen die des Propertius durch liebliche Einfalt, und ihre gefühlvolle Herzlichkeit artet nicht in ſeichtes Geſchwätz aus, wie dies bei Ovid nicht ſelten geſchieht. Darum gebührt ihm billig der Kranz unter den römiſchen Elegien-Dichtern. Eine der ſchönſten ſeiner Elegien iſt unſtreitig die 3te des 1ſten Buches, die er auf Corfu dichtete, wo er krank zurückbleiben mußte, als er den Conſul Meſſalla Corvinus, der mit ſeinen Cohorten nach Aſien ging, begleitete. Rührend ſind ſeine Klagen, daß er in dem fremden Lande, fern von allen ſeinen Geliebten, ſterben ſolle. Er ſetzt ſich ſelbſt ſeine Grabſchrift. Eingewebt iſt eine Schilderung der goldenen Zeit, der elyſiſchen Gefilde und des Tartarus. Das Ganze endigt mit dem Wunſche, daß er in die Heimath zurückkehren, und ſeine Delia, wenn er Abends ſpät unerwartet zu ihr einträte, freudig erſchrocken, wie ſonſt, mit treuer Liebe ihm entgegeneilen möge. — Man findet dieſen Dichter theils mit Catullus, Propertius und den Fragmenten des Gallus zuſammen, wie in der bekannten zweibrücker Ausgabe, theils einzeln und mit einem Commentar, wie Heyne geliefert hat, deſſen wiederholt aufgelegte Ausgabe unter den neuern die berühmteſte und vorzüglichſte iſt. Unter den deutſchen Überſetzungen, deren mehrere in der neuern Zeit erſchienen ſind, möchte wohl die von J. G. Voß, dem Vater, 1810 herausgegebene, wobei ſich auch erklärende Anmerkungen befinden, die meiſte Aufmerkſamkeit verdienen.

Tickel (Thomas), ein achtungswerther engliſcher Dichter, Sohn eines Geiſtlichen in Cumberland, geboren zu Bridekirk unweit Carlisle 1686. Er ſtudirte 1701 zu Oxford, wo er 1707 Magiſter wurde. Späterhin kam er nach London, wurde mit Addiſon bekannt, und nahm an dem Zuſchauer und dem Aufſeher als Mitarbeiter Antheil. Als Addiſon Staatsſecretär wurde, erhielt Tickel die Stelle als Unterſecretär, und wurde 1725 zum Secretär der Oberrichter von Irland ernannt, und dieſen einträglichen Poſten behielt er bis zu ſeinem in Bath 1750 erfolgten Tode. Tickel gehört zu den engliſchen Dichtern des zweiten Ranges. Wenige ſeiner Zeitgenoſſen kommen ihm in Hinſicht der Schönheit der Diction und des harmoniſchen Versbaues gleich; und wenn ſeine Gedichte auch keinen ſehr erhabenen Schwung haben, ſo zeichnen ſie ſich doch durch Würde und Gedankenfülle vortheilhaft aus. Wir verdanken ihm eine ſehr gute Ausgabe von Addiſons Werken, welcher mit dem Leben dieſes Schriftſtellers und einer ſehr ſchönen Elegie auf deſſen Tod begleitet hat. Tickels eigene Werke beſtehen hauptſächlich in lyriſchen, elegiſchen und ſatiriſchen Stücken. Seine Ballade „Colin and Lucy,“ eines der geiſtreich-

ſten und erhabenſten Gedichte dieſer Gattung iſt auch in deutſcher Sprache nachgebildet worden. Die meiſten Aufſätze über ländliche Poeſie im Spectator und Guardian werden ihm gleichfalls zugeſchrieben.

Tieck (Ludwig), Doctor der Philoſophie, geboren zu Berlin 1773, gehört mit den beiden Schlegeln zu den Hauptbildnern jener Revolution im Gebiete der Kunſt und Poeſie, deren Spuren noch jetzt ſichtbar ſind. Es iſt viel über die ſogenannte neue Schule und ihre Stifter geſchrieben, geſagt und geſchwätzt worden; indeſſen findet man das beſte darüber im zweiten Theile des neueſten Werks von Steffens über die gegenwärtige Zeit. Wenn die beiden Brüder Schlegel beſonders als Kritiker ſiegreich auftraten, ſo wirkte Tieck hingegen in ſeiner frühern Periode mehr als lebendiger, oft auch als polemiſcher Dichter. Seine Freundſchaft mit dem zu früh verſtorbenen Wackenroder fällt in die Schul- und Univerſitätsjahre, die er in ſeiner Vaterſtadt und in Halle zubrachte. Das Studium der bildenden Künſte, ſo wie der altdeutſchen Poeſie und der modernen Literatur beſchäftigten den Jüngling, und er gab theils in Verbindung mit ſeinem Freunde Wackenroder, theils für ſich ſelbſt frühe Proben davon. Zu bemerken iſt, daß ſich Tiecks darſtellendes Talent auch in der techniſchen Form nie zum Alterthume hingeneigt hat, wenn wir ein ſapphiſch-lyriſches Gedicht im ſchillerſchen Muſenalmanache auf 1799, und einige metriſche Spiele in Hexametern und tragiſchen Trimetern (im Zerbino und im Phantaſus) ausnehmen, die indeſſen nur als Parodien gelten können. Sein erſtes Werk möchte der William Lowell ſeyn (Berlin 1795), welcher jetzt in einer neuen bereicherten Ausgabe erſchienen iſt. Hier zeigte ſich ein etwas düſterer Geiſt, welcher noch nicht zur Klarheit, oder, wie wir ſagen möchten, zum Durchbruch gekommen war. Die Scene ſpielt größtentheils in Italien, und Alles endet tragiſch. In demſelben Jahre erſchien Peter Leberecht, eine Geſchichte ohne Abenteuerlichkeiten, Berlin 1795; der Vorläufer von Peter Leberechts Volksmährchen in mehrern Bänden, Berlin 1797, welche zum Theil durch echt phantaſtiſche Darſtellung, zum Theil durch kecken ariſtophaniſchen Witz ergötzten, und bald durch eine Recenſion von A. W. Schlegel in der jenaiſchen Literaturzeitung (die in den Charakteriſtiken und Kritiken wiederholt ward), ſo wie durch ebendeſſelben ſpätere Bemerkungen im erſten Stücke des Athenäums hervorgehoben wurden, ſo daß ſich nun die Aufmerkſamkeit des Publicums allgemeiner auf den Verfaſſer hinlenkte. Schon jetzt, vorzüglich im Blaubart, und noch mehr im geſtiefelten Kater, zeigte ſich Tiecks polemiſche Tendenz. Er kämpfte muthwillig ſcherzend nicht ohne Glück gegen die moderne Aufklärung und gegen die gemeine proſaiſche Anſicht der Poeſie; man kann wenigſtens behaupten, daß er die Lacher auf ſeiner Seite hatte. Ein merkwürdiges Buch, welches beſonders in der Kunſtwelt von Rom viel Aufſehen machte, waren die Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, Berlin 1797, urſprünglich von Wackenroder, an welchen jedoch auch Tieck einigen Antheil hatte. Daſſelbe gilt von den Phantaſien über die Kunſt, Hamburg 1799, in welchen Tieck den Nachlaß ſeines Freundes Wackenroder mit eigenen verwandten Aufſätzen vermehrt herausgab. In dieſen Schriften der

beiden Freunde, ſo wie in Franz Sternbalds Wanderungen, Berlin 1798, 2 Theile (die auch neu erſchienen ſind) ſprach ſich ein eigenes religiöſes Gemüth, eine andächtige Liebe zur Kunſt aus, die ſich aller ſelbſtgefälligen Kennerei und Coquetterie mit dem Schönen und Erhabenen widerſezt. Auch im leztgenannten Kunſtromane, zumal wenn man auf die Erfindung ſieht, gehört dem verſtorbenen Wackenroder ein Theil des Werks, namentlich im erſten Bande; denn in mehreren, zum Theil erotiſchen Stellen des zweiten Bandes iſt eine Verſchiedenheit des Tons ſichtbar. Übrigens findet man in dieſen Schriften, ſo wie in den bereits angeführten Volksmährchen, manche Lieder und andre kleine Gedichte, in welchen ſich ein wahres herzliches Gefühl in bald höhern, bald beſcheidenern Farben offenbart. Göthe hat alſo wohl im zweiten Theile ſeiner Blätter über die Kunſt am Rheine ꝛc. zu hart über Tieck geurtheilt, wenn er ihm eigentliches Studium der Kunſt und Kunſtkenntniß überhaupt abſpricht. Wenigſtens hat ſich Tieck durch ſeinen ſpätern Aufenthalt in Dresden, München, Rom, auch zum ſtrengern Kenner und Kunſtrichter gebildet, und es iſt bekannt, mit welcher Virtuoſität er ſich auch mündlich über Gegenſtände der Kunſt mittheilen kann, ſo wie er überhaupt in der mündlichen Unterhaltung Anmuth mit Klarheit und Gründlichkeit vereinigt. — Bis jezt hatte Tieck in Berlin, zulezt in Hamburg gelebt, wo er ſich mit einer Tochter des Paſtor Alberti (deſſelben, welchen einſt der kriegeriſche Melchior Göze ſo bitter verfolgte) verband. Dann wohnte er einige Zeit in Jena, wo er den Geiſtesbund mit den beiden Schlegeln, mit Novalis und andern befreundeten Naturen ſchloß. Jezt erſchien die Überſezung des Don Quixote von Cervantes in 4 Theilen, Berlin 1799 — 1801. Wiewohl ſie in ihrer erſten Geſtalt nicht Alles auf einmal leiſtete, ſo war ſie doch im Ganzen, wenn man die außerordentlichen Schwierigkeiten bedenkt, eine große wohlgelungene Unternehmung, und man fand ſich im Totaleindrucke ganz befriedigt. Der Überſezer hat auch den äußern poetiſchen Beſtandtheil des unſterblichen Werks mit gewiſſenhafter Treue behandelt. Dieſer Überſezung folgten die romantiſchen Dichtungen in zwei Theilen, Jena 1799 und 1800. Der erſte Theil enthält den Zerbino, oder die Reiſe zum guten Geſchmack, als Fortſezung des geſtiefelten Katers. Die Verſpottung der materiellen antipoetiſchen Denkungsart geht in demſelben Geiſte durch das Ganze; zugleich aber ſpiegelt ſich darin eine Verehrung der romantiſchen Poeſie in allen ihren Färbungen. Die Genoveva im zweiten Theile ſpricht das Gemüth des Leſers noch reiner und lebendiger an. Dieſes Trauerſpiel, welches freilich bei ſeinem großen Umfange nie aufgeführt worden, iſt architektoniſch gebildet. Zugleich zeigt ſich hier die Kindlichkeit des Dichters, welcher die Poeſie ſo gern zur urſprünglichen Quelle der alten Fabel zurückführt, im Bunde mit jener höhern geiſterbezwingenden Kraft, welche auch muſikaliſch wirkt. Eine Vergleichung dieſer Genoveva mit der des Mahlers Müller würde allerdings ſehr intereſſant ſeyn. Überhaupt war dieſe Blüthenperiode ſehr reich an dichteriſchen Hervorbringungen von Tieck. In demſelben Jahre (Jena 1800) erſchien der erſte Jahrgang ſeines poetiſchen Journals in zwei Stücken. Im erſten Stücke

ſind manche gelungene Parodien auf nachahmende Bewunderer unverkennbar. Das zweite Stück beginnt mit Briefen über Shakſpeare, welche leider, da die Fortſetzung unterblieb, nur zu bald abbrechen, und endet mit Sonetten an die Freunde, unter welchen vorzüglich die an Wackenroder ſchön und rührend ſind. Mit dem Shakſpeare hatte ſich Tieck ſchon früher beſchäftigt; namentlich haben wir von ihm eine Bearbeitung des Sturms, nebſt einer Abhandlung über Shakſpeare's Behandlung des Wunderbaren, Berlin 1796. Auch dichtete er damals in Gozzi's Geiſte ein muſikaliſches Mährchen: das Ungeheuer und der verzauberte Wald, Bremen 1800. Es iſt aber eine wahrhafte Oper daraus geworden; auch die Vorrede enthält viele geiſtreiche Bemerkungen über dieſe ſo oft verkannte Dichtungsart. In den Jahren 1801 und 1802 hielt er ſich in Dresden auf, wo eben auch ſein Freund F. Schlegel lebte, und wo ihn die Kunſtſchätze, die Bibliothek, die ſchöne Natur mächtig anzogen. Hier gab er gemeinſchaftlich mit A. W. Schlegel in Verbindung mit mehreren Dichtern den Muſenalmanach auf das Jahr 1802 (Tübingen bei Cotta) heraus, welcher viele unverſtändige Beurtheiler, aber auch viele Freunde unter der empfänglichen Jugend fand. Mehrere Gedichte von Tieck, z. B. das Zeichen im Walde, eine Romanze, in welcher ein glücklicher Gebrauch von der Aſſonanz gemacht war, die Sanftmuth u. a. zeigten das friſcheſte Leben und eine Tiefe, die, wiewohl ſie oft an das Myſtiſche ſtreift, doch die zarteſten Geheimniſſe der Poeſie leiſe enthüllt. Hierauf lebte er theils in Berlin, theils auf einem Landgute bei Frankfurt a. d. Oder in poetiſcher Muße. Die Minnelieder aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter in einer etwas freien Bearbeitung erſchienen in Berlin 1803 mit einer ſehr leſenswerthen Vorrede, die unter andern auf die ältern Nationalgedichte der Deutſchen zurückging, und das Verhältniß der ſchwäbiſchen Dichter zu den Provenzalen und zu Petrarca beſtimmte. Im Jahre 1804 kam endlich der längſt erwartete Kaiſer Octavianus in zwei Abtheilungen heraus. Der Prolog: Aufzug der Romanze, bereitete zum Genuſſe dieſer Nachbildung des alten Mährchens vor, in welcher ſich jedoch der Dichter frei bewegt, und den Cyclus des Romantiſchen abgeſchloſſen hat. Mit F. Schlegel gab er die Schriften von Novalis in zwei Bänden heraus, Berlin 1805. Die Vorrede und die Nachrede zum Heinrich von Ofterdingen gehören ihm an. Jetzt war Tieck im gelobten Lande der Kunſt, in Italien. In Rom beſonders beſchäftigte er ſich in der vaticaniſchen Bibliothek mit der altdeutſchen Literatur, von welchen Forſchungen wir noch manche Ausbeute erwarten dürfen. Gegen das Ende des Jahrs 1806 kehrte er von Rom nach Deutſchland zurück, und wandte ſich nach München, wo er ſehr ſchmerzlich an körperlichen Übeln, vorzüglich an der Gicht, litt, ſo daß er die Bäder brauchen mußte. Es folgte nun, als er wieder das alte ländliche Leben in der Gegend von Frankfurt a. d. O. liebgewonnen hatte, eine ziemlich lange Pauſe, in welcher er ſich jedoch, bei allen Schmerzen über die Zeit und über die traurige Lage ſeines Vaterlandes, zu größern literariſchen Unternehmungen, namentlich zu einem umfaſſenden Werke über Shakſpeare vorbereitete. In den Jahren 1814 u. 1816 erſchien das altengliſche

Theater in zwei Bänden, in welchen unter andern Stücke, die dem Shakſpeare gewöhnlich abgeſprochen werden, ſo wie frühere Bearbeitungen älterer Dramen von demſelben Meiſter überſetzt ſind. Der Phantaſus in drei Bänden, welcher zu Berlin 1814 ff. erſchien, enthält frühere Erzählungen und dramatiſche Spiele in verbeſſerter Geſtalt aus den Volksmährchen, aber auch manches Neue. Das Ganze iſt mit Geſprächen geiſtreicher Freunde und Freundinnen durchflochten, deren Charaktere kunſtreich gehalten ſind, und deren Unterhaltungen über wichtige Gegenſtände des Lebens, der Kunſt und Poeſie eben ſo lehrreich als ergötzlich ſind. Endlich hat er in Ulrichs von Lichtenſtein Frauendienſte (Tübingen 1815) einen Minneroman in alter eigenthümlicher Form aufgeſtellt. Die verſprochenen altdeutſchen Gedichte erwarten wir noch. Gegenwärtig iſt Tieck in London, wo er von engliſchen Dichtern und Gelehrten ſehr geſchätzt iſt, und an ſeinem größern Werke über Shakſpeare arbeitet. — Wenn wir die Laufbahn dieſes Dichters, die noch nicht geendet iſt, betrachten, ſo finden wir in Tieck ein friſches ſchönes Gemüth, eine Frühlingsnatur, einen wahrhaft romantiſchen Genius, welcher ſich die ſüdliche Poeſie, ſelbſt in ihren Formen, angeeignet, doch ſich auch mit inniger Liebe dem Norden zugewandt hat. Er hat dabei anmuthige geſellige Talente, z. B. das der Declamation, mit welchem er ſchon manche Freunde in heitern Cirkeln erfreut hat.

Tiedge, ſ. Anhang.

Tielke (Johann Gottlieb), wurde den 2ten Juli 1731 auf dem nun zerſtörten Schloſſe Tautenburg in Thüringen geboren. Sein Vater, Juſtizamtmann daſelbſt, wandte viel auf ſeine und ſeiner Geſchwiſter Erziehung, und hielt ihnen einen beſondern Hauslehrer. Nach dem Tode dieſes wackern, aber unglücklichen Mannes, lebte er in der äußerſten Armuth, ohne Hülfe und geltende Freunde. Da er viel Ehrgeiz beſaß, zeigte er die meiſte Neigung zum Soldatenſtande, obſchon ſeine kleine Figur hierbei ein Anſtoß ſchien. Allein durch Hülfe ſeines Stiefbruders, der im Regimente Prinz Clemens Auditeur war, erlangte er 1751 eine Stelle als Gemeiner bei der Grenadiercompagnie dieſes Regiments. Im Jahr 1753 verſetzte man ihn zur Hausartilleriecompagnie nach Dresden, da er in ſeinen frühern Verhältniſſen ſich durch Fleiß, gute Aufführung und Talent ausgezeichnet hatte. Hier lernte er, als Unterkanonier, die damals übliche Artillerieprobe auf Koſten des Königs, und erhielt auch die Erlaubniß, die Lehrſtunden beim Ingenieurcorps zu beſuchen. In dieſe Zeit fällt ſeine Bekanntſchaft mit Heyne, welcher damals gräflich brühlſcher Bibliothekar war, und deſſen Umgange mit ihm ſeine geiſtige Bildung nicht wenig verdankt. Als im Jahre 1756 der ſiebenjährige Krieg begann, hatte auch er das Schickſal, nach vielen qualvollen, aber muthig durchharrten Tagen, auf der lilienſteiner Ebne bei Königſtein in preußiſche Gefangenſchaft zu gerathen. Dieſe Lage war ihm ſchmerzhafter als die Hungerzeit im Lager bei Struppen. Als Milchmädchen verkleidet, entfloh er von Pirna nach Dresden, und bald darauf von Dresden nach Warſchau, feſt hängend an ſeinem Könige, dem er Treue geſchworen. Hier ward er bald durch ſeine Arbeiten dem Könige bekannt; und daß er ſich hier zuerſt als Dichter zeigte, beweiſ't eine Ode nach der Schlacht von

Collin, die er an den König richtete. Wegen dieſer bewieſenen Geſchicklichkeit und ſeiner fortdauernd muſterhaften Aufführung ward er zum Feuerwerker ernannt. Hierauf begleitete er 1758 den Prinzen Carl, nachherigen Herzog von Curland, im Feldzuge der ruſſiſchen Armee als Feldingenieur, wo er bei der Belagerung von Cüſtrin und der Schlacht bei Zorndorf beſonders thätig war, auch ſpäterhin zur Belagerung von Kolberg abgeſchickt wurde. Hier zeigte er ſo viel Klugheit und Kenntniß, daß der Herzog Carl ſowohl als der ruſſiſche Ingenieurgeneral von Stuffeln vorzüglich wohl mit ihm zufrieden waren. Letzterer wollte ihn ſogar als Lieutenant und Adjutant zu ſich nehmen; und als dies der Herzog nicht bewilligte, kehrte er nach beendigtem Feldzuge nach Warſchau zurück. Obſchon der König ihn zum Offizier machen wollte, zog er doch, aus Begierde mehreres zu ſehen und zu lernen, vor, mit dem Grafen Zawoysky zur öſterreichiſchen Armee zu gehen, wo er den Feldzug 1759 als Feuerwerker mitmachte. Hier erhielt er das Tractament eines Offiziers, und war ſo geſchätzt, daß ſelbſt der Feldmarſchall Daun ihn ehrenvoll auszeichnete. Nachdem ſich Dresden an die Kaiſerlichen ergeben, ſchickte ihn Zawoysky mit dieſer Nachricht als Courier an den Prinzen Xaver, worauf er zum Stückjunker ernannt ward. Im J. 1760 kam er in das Gefolge der Prinzen Albrecht und Clemens von Sachſen bei der öſterreichiſchen Armee, wo er alle vorfallende Gefechte mitmachte. Bei der Schlacht von Torgau erhielt er einige leichte Contuſionen, worauf er von dem Könige zum Souslieutenant ernannt, und elf Stückjunkern vorgezogen wurde. Wie geſchickt er ſich hierauf bei allen Geſchäften und Gefechten bewieſen, ſpricht deutlich ein Zeugniß des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen aus, worin er ihn als einen tapfern, ſehr klugen, ausnehmend rechtſchaffnen und um das kaiſerliche Haus ſehr verdienten Offizier darſtellt, der ſich den Beifall der kaiſerlichen Armee und insbeſondre ſein Vertrauen und ſeine Zuneigung auf immer erworben. Nach dem Frieden, als er bei Formirung der Artillerie Premierlieutenant geworden, benutzte er die ihm gewordne Muße, und ſchrieb 1769 den Unterricht für Feldingenieure. Hierdurch ward ihm die Freude, von Friedrich dem Großen über Tafel vorzüglich gelobt zu werden, welcher, wie ihm preußiſche Offiziere dankſagend ſchrieben, bisher nur unter den Franzoſen gute Ingenieure geglaubt habe. Bald darauf ward ihm eine Artilleriecompagnie auf Befehl des Königs von Preußen angeboten; aber Tielke, der indeſſen Stabscapitain in ſächſiſchen Dienſten geworden, und zum preußiſchen Dienſte nicht geneigt war, lehnte das Anerbieten ab. Im Jahr 1775 erſchien das erſte Stück ſeiner Beiträge zur Kriegskunſt; und kaum war der letzte Bogen gedruckt, ſo erſchien der preußiſche Geſandte von Arnim bei ihm in Freiberg, und ſchickte das erſte Exemplar davon nach Potsdam an den König. Zugleich bot er Tielken abermals eine Artilleriecompagnie, Majorscharakter und 1500 Thlr. Tractament, endlich ſogar Oberſtlieutenantscharakter mit 1800 Thlr. jährlichem Gehalt an. Da auch das Tielken nicht bewog, ſo ſagte er endlich, der König ſelbſt habe ihm geſchrieben, er wolle und müſſe den Hauptmann Tielke haben, und alles bewilligen, was dieſer verlange. Tielke aber, ein wahrhaft edler Patriot, erwiederte: Ehre, Glück und

Ueberfluß würden ihn nie bewegen, das zu vergeſſen, was er ſeinem Herrn und dem Vaterlande ſchuldig ſey. Alle ferneren, noch vortheilhaftern Anerbietungen wies er von dieſer Zeit an mit gleicher Stärke zurück, obſchon der König von Preußen 1776 den Major Kümpel ſelbſt an ihn abſchickte; und das muß um ſo mehr bewundert werden, je weniger Ausſichten er in ſeinem Vaterlande hatte vom Hauptmann aufzurücken, und da er Gatte und Vater war. Im bayerſchen Erbfolgekriege 1778 commandirte er eine Batterie, und erhielt zugleich eine Artilleriecompagnie. Hier ward er dem Herzog von Braunſchweig bekannt, der ihn ſo lieb gewann, daß er oft an ihn ſchrieb, und ihn nach Braunſchweig einlud, wohin auch Tielke 1781 auf einige Wochen ging. Dieſes angenehme Verhältniß dauerte bis an Tielke's Tod fort, und noch nach dieſem zeigten ſich die Folgen davon in thätiger Theilnahme des Herzogs am Geſchick der hinterlaſſenen Familie. Auch der Herzog von Weimar nahm ihn in Weimar bei ſeiner Durchreiſe ſehr gütig auf, und beehrte ihn bei ſeiner Anweſenheit in Freiberg mit ſeinem Beſuche. Vom Kaiſer Joſeph II. erhielt er durch einen an ihn geſendeten Offizier die goldne Medaille, und mit Heyne und Zollikofer und vielen andern Gelehrten ſtand er in fortwährendem Briefwechſel. Am 6ten November 1787 endete er im 57ſten Jahre vom Schlage getroffen, und hinterließ zwei Töchter und einen Sohn. Wir verdanken ihm folgende Schriften: Eigenſchaften und Pflichten eines Soldaten, zur Prüfung derer die es ſind, und derer, die in dieſen Stand treten wollen u. ſ. w., von einem Offizier, Dresden und Leipzig 1773; Gebete und Pſalmen für Kriegsleute, von einem Offizier, Dresden 1779; Unterricht für die Offiziers, die ſich zu Feldingenieurs bilden, oder doch den Feldzügen mit Nutzen beiwohnen wollen, durch Beiſpiele aus dem letzten Kriege erläutert, und mit den nöthigen Plans verſehen von Joh. Gottl. Tielke u. ſ. w., Dresden und Leipzig 1769, 2te Auflage, mit beträchtlichen Zuſätzen, 1774, dritte Aufl. 1780, 4te Aufl. 1787, 5te Aufl. 1795; Beiträge zur Kriegskunſt und Geſchichte des Kriegs von 1756 — 1763, mit Planen und Karten von J. G. Tielke, Freiberg, von 1775 — 1786.

Tiers etat machte ehedem in Frankreich den dritten Stand der Unterthanen aus, und begriff alle die Perſonen, welche weder zum Adel, noch zu der Geiſtlichkeit gehörten. Die Verachtung, womit dieſe beiden Claſſen auf ihn herabſahen, iſt leider bekannt genug. Angeſehene Stellen im Militär waren ihm ein- für allemal in den letzten Zeiten der Monarchie verſagt, und zu den Stellen am Hofe konnte er unter keinen Bedingungen Zutritt finden. Es iſt traurig, daß ſogar Gelehrte von entſchiednen Kenntniſſen in die große Maſſe des Tiers etat geworfen wurden, und deßwegen ohne ausgezeichnete Belohnungen blieben, wenn ihnen nicht etwa einige perſönliche Verdienſte, vorzüglich die Gabe des Witzes, zu Hülfe kamen. Unter den Bürgerlichen, die zum Kaufmannsſtande gehörten, wurde der Banquier allenfalls noch zu der ſogenannten guten Geſellſchaft gezogen; der bloße Marchand blieb davon ausgeſchloſſen, wenn nicht etwa dringende Geldbedürfniſſe einen von Adel oder von der Geiſtlichkeit nöthigten, ihn aufzuſuchen. Dieſe Vorurtheile dauerten bis auf die neueſten Zeiten. Man erinnert ſich noch, welches Aufſehen die Schrift des bekannten Sieyes machte, die im Jahre 1788 erſchien, und worin die

Rechte des Bürgerſtandes in Frankreich zuerſt gründlich unterſucht wurden. Der Adel und die Geiſtlichkeit haben ſeitdem ihre ehemaligen Vergehungen gegen dieſe Claſſe hart büßen müſſen, und der Bürgerſtand hat ſich durch die bitterſten Kränkungen an ihrem Vermögen und ihrer Perſon beinahe zu empfindlich an ihnen gerächt.

Tiflis oder Teflis, die ehemalige Hauptſtadt in der Landſchaft Georgien in Aſien, am Fluſſe Kur, und Reſidenz des ſo bekannt gewordenen Fürſten Heraklius, jetzt die Hauptſtadt in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Gruſinien. Sie hat 4000 Häuſer, und ungefähr 20,000 Einwoher, von denen die Hälfte armeniſche, die übrigen georgiſche und gruſiniſche, d. h. altgriechiſche Chriſten und ungefähr 100 Familien von der mohammedaniſchen Religion ſind. Die Gaſſen ſind ſehr krumm, enge und unſauber. Man findet in Tiflis fünf griechiſche, ſieben armeniſche Kirchen und drei Moſcheen; ingleichen auch warme Bäder, eine Stückgießerei und Fabriken von Eiſenwaaren und Seidenzeugen. Die Einwohner nennen dieſen Ort Kala, welches ſo viel als Stadt oder Feſtung bedeutet.

Tigrānes, ein berühmter König von Großarmenien, welcher in dem letzten Jahrhundert vor Chr. Geb. regierte. Von ſeinem Vater, Artarias, als Geiſel an die Parther überliefert, ſetzten ihn dieſe nach jenes Tode wieder auf den Thron, indem er ihnen ein Stück von ſeinem Lande abtreten mußte. Mit Mithridates (ſ. d. Art.), deſſen Tochter, Cleopatra, er zur Gemahlin nahm, ſchloß er ein Bündniß gegen die Römer; und das Glück ſeiner Waffen, mit welchen er Cappadocien eroberte, bewog die Syrer, ihn zur Beſitznahme ihrer Länder einzuladen. Er that dies und eroberte einen großen Theil von Cilicien und Syrien, woraus er erſt nach achtzehn Jahren durch Pompejus vertrieben wurde. Er eroberte mehrere Länder, und brachte aus dieſen ungeheure Beute zurück. Doch ließ er ſich vom Mithridates nicht wieder zu einem neuen Bündniß gegen die Römer bewegen; griff aber vielmehr die Parther an, eroberte das abgetretene Stück Landes, und auch noch Meſopotamien und Mygdomien; nahm dann das von den Seleuciden noch beſeſſene Stück von Syrien, und einen großen Theil von Phönicien, und eignete ſich nun den ſtolzen Titel eines Königs der Könige an. Bald verlangte aber Lucullus die Auslieferung des aus ſeinem Lande vertriebenen Mithridates, welchen Tigranes bei ſich aufgenommen hatte; dieſer verweigerte es, und es kam zum Krieg, in welchem Tigranes geſchlagen wurde, der nun dem Mithridates die Führung des Kriegs überließ. Sie wurden beide nochmals in einer Hauptſchlacht beſiegt; allein im folgenden Jahre, wo die unter den Römern ausgebrochenen Zwiſtigkeiten den beiden Königen ſehr zu Statten kamen, brachten dieſe Armenien, Cappadocien u. ſ. w. wieder unter ihre Waffen; doch des Tigranes Sohn empörte ſich wider den Vater; dieſer mußte ſeine Armeen theilen, er ſchlug den Sohn, und nöthigte ihn, nach Parthien zu fliehen; aber eben dieſes nahm nun Partei für den Sohn, fiel in Armenien ein; zu gleicher Zeit wurde Mithridates von den Römern geſchlagen, zu denen auch endlich Tigranes Sohn übergieng. Jetzt faßte Tigranes, im Vertrauen auf die Großmuth des Pompejus, den Entſchluß, dieſem ſelbſt ſich freiwillig zu ergeben,

und — Pompejus entſprach ſeinem Vertrauen, er gab ihm einen Theil von Armenien und auch Meſopotamien zurück, und da nach einiger Zeit des Tigranes Sohn aufs neue in Verſchwörungen gegen ſeinen Vater ſowohl, als gegen die Römer ſich einließ, ſo legte ihn Pompejus in Ketten, und ſchickte ihn nach Rom; der Vater Tigranes aber erhielt, wegen ſeiner dankbaren Geſinnung gegen die Römer, den Titel eines Freundes und Bundesgenoſſen des römiſchen Volks, und ſtarb auch als ſolcher im 85ſten Jahre ſeines Alters.

Tilgungsfond, ſ. Amortiſiren.

Tillotſon (John), Erzbiſchof von Canterbury, ein berühmter engliſcher Kanzelredner, wurde den 3ten October 1630 zu Sowerby, wo ſein Vater Tuchhändler war, geboren. Er ſtudierte zu Cambridge, wurde Prediger an der Lorenzkirche, erwarb ſich durch ſeine großen Kanzelgaben, ſeine Rechtlichkeit, Mäßigung und Beſcheidenheit viele Freunde und Verehrer, und wurde vom König Wilhelm III. nicht nur 1691 zum Erzbiſchofe von Canterbury, ſondern auch zum Geheimenrath ernannt. Er war der letzte Geiſtliche, welcher ins Miniſterium gezogen wurde. Seine wichtige Beförderung erweckte ihm übrigens viele Neider und Feinde, deren Angriffe er jedoch mit Gelaſſenheit erduldete. Er war, ſo lange er lebte, bemüht, ſowohl in Hinſicht des Lehrbegriffs, als der kirchlichen Ordnung Ruhe und Einigkeit zu erhalten. Er erreichte aber ſeinen Zweck nur zum Theil, und lange nach ſeinem Tode, welcher den 22ſten November 1694 erfolgte, wurde von den Eiferern ſeine Rechtgläubigkeit geläugnet, und ſelbſt ſeine Ehrlichkeit verdächtig gemacht. Tillotſon war einer der achtungswürdigſten engliſchen Gottesgelehrten, und erwarb ſich um die Verbeſſerung des Kanzelvortrags große Verdienſte; denn vor ſeiner Zeit waren die meiſten Predigten der engliſchen Geiſtlichen voll ſcholaſtiſcher Spitzfündigkeit und gekünſtelter Theologie. Zwar iſt auch in ſeinen eigenen Predigten die Ausführung zu wenig ein ſchönes Ganzes, und die Schreibart zu kraftlos; aber es herrſcht doch in ihnen allen ſo viel Leichtigkeit und Faßlichkeit, und ſolch eine Ergießung geſunden Verſtandes und aufrichtiger, mit inniger Wärme verbundener Frömmigkeit, daß er mit Recht für einen der vorzüglichſten Prediger, die England jemals gehabt hat, gehalten wird. Sermons by Archbishop Tillotson, London 1757, 13 Vol. 8. Ins Deutſche überſetzt von Mosheim. Seine ſämmtlichen Werke, größtentheils dogmatiſchen und moraliſchen Inhalts, ſind oft herausgegeben, auch London 1728 in neun Foliobänden.

Tilly (Johann Tzerklas, Graf von), einer der berühmteſten Feldherrn des 17ten Jahrhunderts, geboren auf der Herrſchaft Tilly im Lüttichſchen, war in ſeiner frühern Jugend Jeſuit, und trat nachher zuerſt in ſpaniſche, darauf in kaiſerliche, und ſpäterhin in bayerſche Kriegsdienſte. Der Herzog Maximilian von Bayern ernannte ihn zu ſeinem Generalfeldmarſchall, und zugleich wurde er Oberfeldherr des ligiſtiſchen Heeres. Er zeichnete ſich in der Schlacht von Prag 1620 ſehr ruhmvoll aus, vertrieb 1622 den Herzog Chriſtian von Braunſchweig gänzlich aus der Pfalz, und wurde dafür von dem Kaiſer in den Reichsgrafenſtand erhoben. 1625 erhielt Tilly den Oberbefehl gegen den König Chriſtian IV. von Dänemark, der das Heer der prote-

ſtantiſchen Reichsſtände des niederſächſiſchen Kreiſes befehligte, und gewann 1625 einen vollſtändigen Sieg bei Lutter am Barenberge. 1629 nöthigte er den König von Dänemark zu dem ſchmachvollen Frieden von Lübeck, wodurch die Sache der Proteſtanten in ſo große Gefahr gerieth (man ſ. Dreißigjähriger Krieg). Nachdem Wallenſtein den Oberbefehl über die kaiſerlichen Truppen hatte abgeben müſſen, wurde Tilly zum Generaliſſimus ernannt. Seine erſte bedeutende Unternehmung in dieſer Eigenſchaft war die Belagerung Magdeburgs, welches er mit Sturm nahm, und die Gräuelthaten, welche dort mit ſeinem Gutheißen, wenn auch nicht auf ſeinen Befehl, geſchahen, bleiben ein Flecken in ſeiner Lebensgeſchichte. Nach einer von jeder Art von Grauſamkeit begleiteten Plünderung, und nachdem viele tauſend Menſchen gemordet waren, wurde die Stadt ſelbſt in Aſche gelegt. Guſtav Adolph von Schweden ging hierauf über die Elbe, und drang in Sachſen vor, wo Tilly bei Leipzig in einem verſchanzten Lager ſich befand. In dem letztern wollte er Verſtärkungen erwarten; allein Pappenheim und die Mehrzahl der andern kaiſerlichen Feldherren beſtanden darauf, daß die Schweden ſollten angegriffen werden. Bei der Annäherung der letztern ſoll Tilly erbleicht, und in tiefes Nachdenken verſunken ſeyn. Er wurde gänzlich geſchlagen, dreimal verwundet, und konnte nur mit Mühe nach Halle hin entkommen. Jetzt ward Wallenſtein wieder an die Spitze des kaiſerlichen Heeres geſtellt, und Tilly ſollte den Schweden und ihren Verbündeten den Eingang in Bayern verwehren. Er vertrieb den ſchwediſchen General Horn, und verſchanzte ſich am Lech. Nach einer hartnäckigen Gegenwehr von Seiten der Öſterreicher paſſirte jedoch Guſtav Adolph jenen Strom, und Tilly, der ſchwer von einer Kanonenkugel verwundet worden, ſtarb wenige Tage nachher zu Ingolſtadt den 30ſten April 1632. Tilly war von mittler Statur, und hatte eine höchſt abſchreckende Geſichtsbildung. Auch als Soldat behielt er noch ſeine Mönchsſitten bei, und Guſtav Adolph nannte ihn wegen ſeiner Strenge, Rohheit und Pünktlichkeit nicht anders als den alten Corporal. Er war überaus nüchtern und enthaltſam, haßte allen Aufwand und alle äußern Ehrenbezeigungen. Auch nahm er von dem Kaiſer kein baares Geld an, und hinterließ daher nur ein unbedeutendes Vermögen. Er war ein eifriger Verehrer und Vertheidiger der catholiſchen Religion, und im Kriege eben ſo gewandt und liſtig als grauſam.

Tilſiter Frieden. Die Schlacht bei Friedland am 14ten Juni 1807, auf ausdrücklichen Befehl Alexanders vom General Bennigſen geliefert, endigte mit einer gänzlichen Niederlage, und mit ihr war Preußens letzte Hoffnung geſcheitert, auch der nordöſtlichſte Winkel des unglücklichen Landes dem ſiegenden Feind eingeräumt. Die ruſſiſche Armee war zu ſchwach, zu zerrüttet, um noch eine Schlacht mit Hoffnung eines glücklichern Erfolges auf dem eignen Grund und Boden zu liefern. Schon ſtanden die Franzoſen am Niemen, und rüſteten ſich zum Übergange, als Alexander dem Blutvergießen ein Ende zu machen ſuchte, und den 18ten Juni an den Großherzog von Berg die Einladung zu einem Waffenſtillſtande machte. Napoleon nahm ihn, kaum davon benachrichtigt, willig an. Auch ſein Heer hatte gewaltig durch die Schlachten von Eylau, Pultusk, Friedland, durch die ſteten Gefechte und Treffen im Mai und Juni, durch die Belage-

rung von Danzig verloren, und je weiter er vorrückte, deſto mehr verlor er an innerer Kraft, was er an Flächenraum gewann. Dazu kam, daß er auf Öſterreich ein beobachtendes Auge werfen mußte, welches bei einer Niederlage von ſeiner Seite wohl gern zu den Waffen gegriffen hätte, und ein Feldzug nach Rußland ihm damals minder leicht erſcheinen mochte, wie fünf Jahre ſpäter, beſonders da noch einige Feſtungen in Schleſien ſtanden, Colberg nicht erobert war, Schill und Blücher täglich drohendere Bewegungen in Pommern machten. So kam denn eine Annäherung zwiſchen dem franzöſiſchen und ruſſiſchen Monarchen um ſo ſchneller zu Stande, da beide perſönlich auf dem Niemen unter dem Zujauchzen beider an den Ufern aufmarſchirten Heere auf einem dazu vorgerichteten Floſſe (am 25ſten Juni) zuſammenkamen. Die Stadt Tilſit ward von Napoleon für neutral erklärt, und das Hauptquartier aller Monarchen, namentlich auch des preußiſchen Königs, kam vom 28ſten an dahin, um die Friedensunterhandlungen zu beſchleunigen. Den 7ten Juli waren dieſe zu Ende gebracht. Es handelte ſich leider nur um die Länder eines unglücklichen Monarchen, der allein keine Kräfte hatte, ſie dem Sieger zu entreißen, und der die eine Hälfte davon hingeben mußte, um die andere Hälfte unter den drückendſten, kaum erfüllbaren Bedingungen zurückzuerhalten; ſchon die Bemerkung war ſehr hart, daß er dieſe Hälfte nur aus Achtung für den ruſſiſchen Kaiſer zurückerhalten ſolle. Genug, der Friede zwiſchen Napoleon und Alexander beſtimmte außer der Einſtellung aller Feindſeligkeiten: 1. daß die 1772 von Polen abgeriſſenen Provinzen ein neues Herzogthum Warſchau bilden ſollten; daß 2. Danzig mit einem Umkreiſe von zwei Lieues zu einem Freiſtaate unter Preußens und Sachſens Schutz gemacht würde; daß 3. der König von Sachſen, welcher Herzog von Warſchau wurde, eine Militärſtraße dahin bekäme; daß 4. die Herzoge von Meklenburg, Oldenburg, Coburg wieder in den Beſitz ihrer Länder vom franzöſiſchen Kaiſer geſetzt, dagegen die Brüder deſſelben, Hieronymus als König von Weſtphalen, Joſeph als König von Neapel, Ludwig als König von Holland vom ruſſiſchen Kaiſer anerkannt, und 5. das Königreich Weſtphalen aus den jetzt von Preußen abgetretenen Provinzen, am linken Elbufer gelegen, mit einigen andern von ihm eroberten Ländern, Braunſchweig, Heſſen, gebildet werden ſollte. Zugleich trat 6. Alexander die Herrſchaft Jever an Holland ab, verſprach 7. ſeine Truppen aus der Moldau und Wallachei zurückzuziehen, und mit der Pforte unter Napoleons Vermittelung Frieden zu ſchließen. Der Friede zwiſchen Friedrich Wilhelm III. und Napoleon war in der Hauptſache ſchon im vorigen enthalten. Der erſtere mußte nämlich die erwähnten polniſchen Provinzen, alle zwiſchen Elbe und Rhein gelegenen Provinzen an Napoleon, den cottbußer Kreis an Sachſen abtreten, England ſeine Häfen ſchließen. Den 9ten Juli wurde dieſer unglückliche Friede geſchloſſen, und außerdem vereinigte ſich noch der Graf von Kalkreuth mit dem Fürſten von Neufchatel: daß ganz Preußen bis zum 1ſten October geräumt ſeyn ſollte, wenn bis dahin die großen Contributionen baar, oder durch gehörige, vom franzöſiſchen Generalintendanten anerkannte Sicherheit abgemacht ſeyn würden. Leider lag darin der Vorwand, dem unglücklichen Lande auch die Früchte dieſes Friedens zu rauben. Preußen blieb nach wie vor

als erobertes Land den Mißhandlungen der franzöſiſchen Satrapen und Commiſſäre preißgegeben, bis es ſich ein Jahr darauf mit einer ungeheuern willkürlichen Contribution von 100 Millionen Thlrn. aufs neue loskaufte, und doch durch drei von den Franzoſen beſetzte Feſtungen an der Oder, Glogau, Cüſtrin, Stettin, durch Warſchaus, Sachſens und Weſtphalens Stellung jeden Augenblick bedroht, immerfort einem ſchwankenden Schickſal preißgegeben blieb, das ihm erſt 1812 wieder hold ward, und es 1813 eben ſo ſchnell erhöhte, wie es daſſelbe 1806 geſtürzt hatte. *r.

Timoleon. Keiner, der Griechenlands Geſchichte kennt, ſpricht dieſen Namen aus ohne Hochachtung und Bewunderung. Timoleon, ein geborner Corinther, gleich groß als Feldherr im Kriege, und als Geſetzgeber und Richter im Frieden, war der wärmſte Freund der Freiheit und des Vaterlandes, eben ſo ſtrenge gegen fremde Ungerechtigkeit, als gegen ſich ſelbſt, kurz, was Nepos von Epaminondas ſagt, ein Mann, den alle Tugenden ſchmückten, und den kein Laſter entſtellte, und ſo zeigte er ſich in den verſchiedenſten Lagen, immer ſich gleich bleibend, bis an das Ende ſeines langen Lebens. Nur eine That war es, die ihm Viele nicht verzeihen konnten, und die allerdings einigen Schatten auf das Bild dieſes großen und ſonſt tadelloſen Mannes wirft, nämlich die Ermordung ſeines Bruders Timophanes, bei welcher er Zeuge, und man kann ſagen, auch Theilnehmer war, wenn er gleich nicht ſelbſt Hand anlegte. Indeß war der Beweggrund zu dieſer That von der Art, daß Timoleon einigermaßen entſchuldigt werden konnte. Timophanes nämlich ging damit um, ſich widerrechtlich zum Beherrſcher Corinths zu erheben, und fing bereits an, den Tyrannen zu ſpielen. Vergebens waren alle Vorſtellungen Timoleons, und er beſchloß endlich, die Freiheit ſeiner Mitbürger, wenn es ſeyn müßte, ſelbſt mit dem Tode des Bruders zu erkaufen. Er ging mit einigen Bewaffneten zu ihm, und da auch jetzt Timophanes trotzig allen Bitten widerſtand, tödteten ihn jene, während Timoleon abſeits ſtand und das Haupt verhüllte. So froh man war, des Tyrannen los zu ſeyn, ſo behielt doch bei den Meiſten der Gedanke des Brudermordes etwas Gehäſſiges, und Timoleon ſelbſt machte ſich heftige Vorwürfe über das Geſchehene, und beſtrafte ſich durch eine freiwillige Verbannung aus der Vaterſtadt. Zwanzig Jahre nachher, als die Syrakuſer Corinth um Hülfe gegen den Tyrannen Dionyſius den Jüngern baten, rief man ihn zurück und ſtellte ihn an die Spitze der Hülfsſchaar. Timoleon war ſiegreich, nöthigte den Dionyſius, Syrakus zu verlaſſen, und zwang auch die Carthaginienſer, ihrer Herrſchaft über Sicilien zu entſagen (dieß geſchah ungefähr 340 Jahre vor Chriſti Geburt). Nachdem er ſo die Freiheit wieder hergeſtellt, die Entflohenen und Vertriebenen zurückgerufen, und ſtatt der von dem Zwingherrn angelegten feſten Burgen öffentliche Gebäude hatte erbauen laſſen, gab er auch den Bürgern eine neue, beſſere und feſtgegründete Verfaſſung; er ſelbſt aber legte die ganze ihm anvertraute Gewalt, die er leicht hätte behaupten können, freiwillig nieder und zog ſich ganz in das Privatleben zurück. Sein Lohn war die allgemeinſte größte Achtung aller Sicilianer, unter denen er ſeine noch übrigen Tage ganz anſpruchlos verlebte. Sie nannten ihn laut ihren Wohlthäter, ihren Vater, und keine Sa-

che von Wichtigkeit wurde beſchloſſen, ohne ihn erſt um ſeine Meinung befragt zu haben, und dieſe allgemeine kindliche Ehrfurcht blieb ihm bis zum Tode, der in einem ſehr hohen Alter erfolgte. Ganz Sicilien beweinte ihn, und eine zahlloſe Menge aus allen Städten folgte ſeiner Leiche, und jährlich ward ihm zu Ehren eine Todtenfeier veranſtaltet. So lebte und ſtarb Timoleon, gewiß einer der größten und edelſten Männer, nicht nur des griechiſchen Volkes, ſondern aller Völker und aller Zeiten. S.

Timon, der Name zweier berühmten Griechen, von denen der erſte Timon ein Athenienſer war, der zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges lebte, und alſo ein Zeitgenoſſe des Alcibiades war. Von ſeinem Menſchenhaſſe erzählt man viele Geſchichten. Das Urtheil war über ihn höchſt verſchieden. Er lebte zu einer Zeit, wo das Sittenverderbniß erſt anfing einzureißen, und noch mit den alten einfachen Sitten kämpfte. Timon, der mit vielem Witze und einer ſtrengen Rechtſchaffenheit große Einſichten in die Philoſophie verband, ward theils durch den ſchwarzen Undank einiger Mitbürger, theils durch die ſchnellen Fortſchritte des Sittenverderbens auf das äußerſte erbittert, und zeigte in allen ſeinen Reden und Handlungen ſeine finſtere Gemüthsart ſo ſehr, daß er alle von ſich verſcheuchte; gleich dem Sokrates und dem Diogenes ſtritt er für die Tugend, aber mit dem Schwerte des beißendſten Spottes und der übelſten Laune, und ſchadete gerade dadurch der guten Sache. Der Titel eines Menſchenfeindes, den er durch ſein Betragen ſich zuzog, brachte ihn um alles Anſehen und um allen Einfluß. Manche Ausbrüche ſeiner unangenehmen Gemüthsſtimmung ſind vielleicht von der Tradition übertrieben worden. Ariſtophanes ſagt von ihm, er ſey mit einer Dornhecke umgeben, durch die Niemand bis zu ihm gelangen könne. Jedermann verabſcheue ihn und halte ihn für einen Sprößling der Furien. In einer andern Stelle aber ſagt er: Dieſer Sohn der Furien ſtößt unaufhörlich Verwünſchungen gegen Böſewichter aus. Daraus erhellt deutlich, gegen was für Menſchen Timons heftige Ausfälle gerichtet waren. Nur daß er alle Menſchen für Böſewichter hielt. Als Alcibiades ſeine dem Staate nachtheiligen Vorſchläge durchgeſetzt hatte, ſagte Timon zu ihm: Gut, mein Sohn! Ich wünſche dir Glück dazu. Fahre ſo fort, dann wirſt du den Staat bald zu Grunde richten! Man hat dieſe Worte des Timon ſehr gemißbilligt, aber ſie waren nichts weiter als Ironie, durch welche die Athenienſer ſich hätten warnen laſſen ſollen. Einſt ſchien er einen Athenienſer ſehr gern bei ſich zu ſehen. Er ſaß einmal mit demſelben allein bei Tiſche. O Timon, welch ein köſtliches Abendmahl! rief der Gaſt aus. Freilich, antwortete Timon, wenn du nur nicht dabei wärſt. Ein andermal beſtieg er die Rednerbühne. Das Volk erſtaunte über die unerwartete Erſcheinung. Ihr Athener, ſprach er, ich habe ein kleines Gütchen, worauf ich zu bauen habe; es ſteht ein Feigenbaum daſelbſt, welchen ich ausrotten muß. Mehrere Bürger haben ſich daran aufgehängt, ſollte alſo Jemand noch Luſt dazu haben, ſo zeige ich hiemit an, daß er keine Zeit zu verlieren habe. Auf dieſe Weiſe ſuchte er mit beißendem Spott den Athenern ihr Sittenverderbniß fühlbar und lächerlich zu machen. Lucians witziger Dialog Timon handelt von ihm. — Der andere Philoſoph dieſes Namens war aus Phlius gebürtig, und der berühmteſte Schüler des Pyrrho, folglich ein eifriger Anhän-

ger der ſkeptiſchen Philoſophie. Er lebte zur Zeit des Königs Antigonus von Macedonien und des Ptolemäus Philadelphus um die 127. Olympiade. Er war Arzt, und als Trauer- und Luſtſpieldichter ſchreibt man ihm 30 Luſtſpiele und 60 Trauerſpiele zu; indeſſen hat ſich von ſeinen zahlreichen Arbeiten nichts erhalten; ein Verluſt, der beſonders in Hinſicht ſeiner Sillen zu bedauern iſt, die man bloß aus dem Diogenes Laertius, Lucian u. ſ. w., kennt. Sie beſtanden aus drei Büchern, von denen das erſtere erzählend, die andern dialogiſch waren, und enthielten Spöttereien gegen die dogmatiſchen Syſteme der Philoſophie. In Hinſicht ſeiner beißenden Laune hatte er viel Ähnlichkeit mit Timon, dem Menſchenfeinde. Weil er ſich ſelbſt nicht verſchonte, ſo glaubte er auch gegen Andere alles wagen zu dürfen, und daher enthielten ſeine Schriften viele bittere Perſönlichkeiten. In den zwei Büchern der Dialogen hatte er beſonders den Philoſophen Xenophanes aus Kolophon zum Gegenſtande ſeines Spottes gewählt. Aus einem gleichfalls verloren gegangenen Werke des Peripatetikers Ariſtokles über die Philoſophie hat Euſebius Nachrichten von Timons Lehren nebſt einer Widerlegung derſelben von Ariſtokles aufbewahrt. Die noch aus den Sillen und Schriften des Timon vorhandnen Fragmente findet man in Langheinrichs dissertatione de Timone Sillographo Leipzig 1720 und 21 geſammelt. Die Alten rühmen ſeinen Fleiß, ſeine philoſophiſchen Kenntniſſe, und die philoſophiſche Gleichmüthigkeit, mit welcher er auf Alles herabſah, was die Menge in Bewunderung, Unruhe, Betrübniß und Schrecken ſetzt. Er erreichte, wie Pyrrho, ein ſehr hohes Alter. Der Angabe des Ariſtokles beim Euſebius zufolge lehrte Timon, daß die Glückſeligkeit von der echt philoſophiſchen Denkart über die Dinge, und einem dieſer Denkart gemäßen Verhalten abhänge. Über die Natur der Gegenſtände laſſe ſich nichts Gewiſſes entſcheiden; unſern Empfindungen könne man ſo wenig trauen, als ſie geradezu für trüglich erklären; daher dürfe man ſich auf keine Seite der Erkenntniß beſtimmt hinneigen. Hiedurch erlange man allein das Ziel des Weiſen, die Gemüthsruhe.

Timur, ſ. Tamerlan.

Tinctur heißt eigentlich eine ſcharfe Näſſe, wodurch aus einem Körper die Kraft nebſt der Farbe ausgezogen und dadurch gefärbt worden iſt. In der Medicin iſt es ein flüſſiger und zwar ganz dünner Extract (zum Unterſchied von Elixir, Eſſenz ꝛc.), deſſen Baſis Waſſer, Wein oder Spiritus iſt. Meiſtens werden die Tincturen aus den Erdgewächſen, und beſonders aus den Blumen gezogen. — Außerdem nennt man in der Wappenkunſt dasjenige, womit das Feld eines Wappens oder auch die Figuren in demſelben gefärbt werden, ebenfalls Tinctur.

Tindal (Matthews) ein ſehr gelehrter und ſcharfſinniger engliſcher Rechtsgelehrter und Schriftſteller, der im Anfange des 18ten Jahrhunderts durch ſeine Angriffe gegen die poſitive chriſtliche Religion viel Aufſehen machte. Er war der Sohn eines Predigers und wurde den 10ten April 1655 zu Beer Ferrees in Devonſhire geboren, ſtudirte in Oxford die Rechtswiſſenſchaften, und trat zur catholiſchen Kirche über, um ſich die Gnade Jacobs II. zu erwerben. Er war ein großer Feind der engliſchen Geiſtlichkeit, und griff ihre Rechte und Freiheiten in Schriften an. Bei Hofe war er ſehr beliebt, und leiſtete der Krone überaus wichtige Dienſte. Weil

er von derſelben eine große Penſion bekam, die er auch zeitlebens behielt, ſo kehrte er unter Wilhelms III. Regierung wieder in den Schooß der engliſchen Kirche zurück. Jener König ſowohl, als Georg I. und II. bezeigten ſich ungemein gnädig gegen ihn. Seinen Deismus, den er lange verborgen hielt, legte er 1728 deutlicher an den Tag. Man kann ihn für den ſcharfſinnigſten unter den Deiſten halten, ſo wie Shaftesbury der witzigſte und Collins der beleſenſte war. Er wollte aus der Zulänglichkeit der natürlichen Religion erſt die Unnöthigkeit und dann den Ungrund der göttlichen Offenbarung beweiſen. Dies that er in ſeinem Hauptwerke, welchem er die Aufſchrift gab: Das Chriſtenthum, ſo alt wie die Welt, (Christianity as old, as the creation; or the gospel a republication of the religion of nature, London 1739 und nachher in ſehr häufigen Auflagen; (deutſch nebſt Foſters Widerlegung von J. C. Schmidt, dem wertheimſchen Bibelüberſetzer, Frankfurt und Leipzig 1741). Doch muß man annehmen, daß Tindals Angriffe mehr gegen die fremden außerweſentlichen Zuſätze der chriſtlichen Religion, als gegen das Weſen derſelben gerichtet ſeyn ſollten. Er erkannte an, daß das Chriſtenthum befreiet von den Zuſätzen, welche durch Politik, Irrthum und Zeitverhältniſſe hinzugekommen wären, die heiligſte Religion ſey, deren weſentliche Lehren ſich als den Willen eines unendlich weiſen und gütigen Gottes ankündigten. Der zweite Theil dieſes Buchs ward nie gedruckt, weil der Erbe Tindals Euſt. Budgell ſich erſäufte. Was 1750 unter dem Titel einer Fortſetzung erſchien, iſt unecht. Das Buch wurde von den Deiſten eben ſo begierig geleſen, wie von den Zeloten der orthodoxen Parthei verſchrieen und widerlegt, und iſt beſonders bei den engliſchen Deiſten noch in ſolchem Anſehen, daß man es als ihre Bibel betrachten kann. Tindal ſtarb zu Oxford als Senior des Collegiums aller Seelen den 16ten Auguſt 1733.

Tinte, ſ. Dinte.

Tippo Saheb oder Tippo Saib, Sultan von Myſore, ein Sohn Hyder Ali's (m. ſ. dieſen Art.), geboren 1751, beſtieg den Thron 1782 nach ſeines Vaters Tode, und ſetzte den Krieg gegen die Engländer bis 1784 fort, da er ihn ohne Nachtheil endigte. Sein Reich hatte damals einen Flächenraum von 46,000 Quadratmeilen, und trug 20 Millionen Thaler jährlicher Einkünfte. Bald trat er in neue Verbindungen, um die Engländer aus Oſtindien zu vertreiben, und bewarb ſich zu dieſem Zweck um franzöſiſche Hülfe. Es kam 1789 zu einem neuen Kriege, der ſich aber 1792 ſehr unglücklich damit endigte, daß er dem Feinde die Hälfte ſeiner Staaten abtreten mußte. Voll rachſüchtiger Plane ſuchte er nunmehr die indiſchen Fürſten in ſein Intereſſe zu ziehen, und ſeine alten Verbindungen mit Frankreich anzuknüpfen. Die Engländer, welche dies entdeckten, verlangten von ihm die Wegſchaffung aller Franzoſen aus ſeinen Staaten, und die Einſtellung der Kriegsrüſtungen, und kündigten ihm, als er ſich dennoch rüſtete, den Krieg an. Tippo hatte ſeine alten Miniſter und Offiziere verſtoßen, und war mit Schmeichlern umgeben. Sein Widerſtand glich daher demjenigen nicht, den die Engländer in den vorhergehenden Kriegen hatten überwinden müſſen. Er wurde zu Sedapore den 6ten März 1799 zuſchlagen, und zog ſich auf ſeine Hauptſtadt Seringapatnam zurück. Der engliſche General eroberte die-

ſelbe den 6ten Mai durch Sturm, und Tippo blieb im Gefechte. Die Engländer theilten nun Myſore. Sie behielten Seringapatnam und den gelegenſten Theil von dem Lande, und gaben das übrige dem Prinzen Kiſtna Oodiawir, einem Abkömmling derjenigen königlichen Familie zurück, welche Hyder Ali abgeſetzt hatte. Tippo Saheb war einer von den großen und kühnen Köpfen, welche die Natur nur ſelten hervorbringt. Tief durchdachte Plane, kühne Unternehmungen, kluge Ausführung, Mäßigung im Glücke zeichneten ihn aus. Er umfaßte mit einem Blicke die verſchiedenſten Gegenſtände der Staatsverwaltung und der militäriſchen Operationen, und bewies bei den erſtern eben ſo viel Politik, als bei den letztern Liſt und Verſchlagenheit. Krieg und Schlachten waren die Lieblingsgegenſtände ſeines Nachdenkens. In ſeinen Staaten ſcheint er eine ſtrenge, aber keine ſchlechte Regierung geführt zu haben.

Tiraboſchi (Girolamo), dieſer gelehrte italieniſche Literator, war den 18ten December 1731 zu Bergamo geboren, und zeichnete ſich ſchon früh durch die trefflichſten Gaben des Geiſtes und Herzens aus. Seine Wißbegierde und ſein unermüdeter Fleiß ließen ihn ſchnelle Fortſchritte machen, und er war erſt elf Jahre alt, als ſein Vater ihn in das Jeſuitercollegium von Monza brachte, wo er durch den Unterricht geſchickter Lehrer ſich immer mehr vervollkommnete. Zugleich gewann er eine ſolche Neigung für den geiſtlichen Stand und insbeſondere für den Jeſuiterorden, daß er ſeinem Vater die Einwilligung abgewann, in ſeinem funfzehnten Jahre zu Genua das Noviziat anzutreten. Nach den gewöhnlichen zwei Jahren deſſelben erhielt er die Beſtimmung, fünf Jahre in Mailand, dann in Novara, Unterricht in den niedern Schulen zu ertheilen. Dann beſtieg er, da ihn beſonders die ſchönen Künſte anzogen, den Lehrſtuhl der Rhetorik zu Mailand auf der Univerſität Brera. In dieſem Amte that er ſich nicht nur als Lehrer hervor, er trat auch als Schriftſteller mit mehreren Werken von tiefer Forſchung und muſterhafter Gediegenheit auf, welche ihm von dem Herzoge Franz III. von Eſte den Ruf als Vorſteher der Bibliothek zu Modena erwarben. Tiraboſchi folgte demſelben und benutzte die anſehnlichen literariſchen Hülfsmittel, welche ihm jetzt zu Gebote ſtanden, zur Ausarbeitung ſeiner berühmten Storia della letteratura italiana, welche nach und nach in vierzehn Bänden erſchien. Dieſes Werk, das an umfaſſender Gelehrſamkeit, an Genauigkeit, an Vollſtändigkeit und zugleich an Sorgfalt des Styls in keiner Literatur ſeines Gleichen hat, reicht von den Anfängen wiſſenſchaftlicher Bildung in Italien bis zum Jahre 1700, und ſetzt durch die Maſſe und den Werth ſeines Inhalts um ſo mehr in Erſtaunen, als es in dem kurzen Zeitraume von zehn Jahren zu Stande gebracht wurde, während welcher der Verfaſſer auch noch Zeit fand, gleichſam zur Erholung, verſchiedene andere Werke auszuarbeiten, die in ihrer Art ebenfalls höchſt ausgezeichnet ſind, z. B. die Biblioteca Modenese. Tiraboſchi's übrige Werke, literariſchen, hiſtoriſchen und theologiſchen Inhalts, übergehen wir hier. — Er ſtarb zu Modena im Jahre 1794 als ein zu frühes Opfer ſeines raſtloſen Fleißes.

Tiraden, nennt man eine lange Reihe von Worten über eine und eben dieſelbe Materie — einen langen Wortſchwall über Dinge, welche weit kürzer vorgetragen werden könnten. Wahr-

ſcheinlich rührt die Benennung von dem italieniſchen Kunſtausdruck in der Muſik: Tirata her, welcher eine Reihe Noten von einerlei Gattung, die, ſtufenweiſe hinauf- oder hinabgehend, auf einander folgen, bezeichnet.

Tireſias, (mythol.) ein Sohn des Eueres und der Nymphe Chariklo vom Geſchlecht des Spartaners Udoeus, war ein vornehmer Thebaner und berühmter Wahrſager. Er wurde blind, und davon führt die Fabel mehrere Urſachen an. Nach Heſiodus traf er einſt unterweges zwei Schlangen, die ſich begatteten. Er ſchlug mit ſeinem Stabe dazwiſchen, und ſahe ſich plötzlich in ein Weib verwandelt. Nachher traf er die Schlangen wieder an, ſchlug mit ſeinem Stabe zwiſchen ſie, und wurde wieder ein Mann. Als nachmals einſt Jupiter und Juno einen Streit mit einander hatten, und Tireſias für den Jupiter entſchied, wurde die Göttin unwillig und beraubte ihn ſeines Geſichts. Jupiter ſchenkte ihm zum Erſatze die Kunſt wahrzuſagen. Nach Andern wurde er von den Göttern geblendet, weil er den Menſchen ihre Geheimniſſe verrathen hatte. Auch ſoll (nach Pherecydes) Pallas ihn geblendet haben, weil er einſt ſeine Mutter entkleidet geſehen hatte. Chariklo flehete zwar die Göttin an, ihm ſein Geſicht wieder zu geben, da dieſe es aber nicht vermochte, ſo beſchenkte ſie ihn mit der Wahrſagerkunſt, und ſchärfte ſein Gehör ſo, daß er die Stimmen der Vögel verſtehen konnte; auch gab ſie ihm einen blauen Stab, der ihm ſtatt der Augen dienen, und immer auf dem rechten Wege erhalten ſollte. Man rühmt ſeine Kenntniß der Sterne. Als Theben von den vereinigten Fürſten belagert wurde, weiſſagte er, die Feinde würden der Stadt nicht ſchaden können, wenn ein Nachkomme der aus den Drachenzähnen entſproſſenen Spartaner ſich für das Vaterland aufopferte. Das hat Menöcus, und die Feinde mußten abziehen. Als aber die Epigonen Theben belagerten, rieth Tireſias, die Stadt zu verlaſſen, weil die Götter ihren Untergang beſchloſſen hätten. Nach Einigen ſtarb er, als er auf der Flucht aus dem zerſtörten Theben aus dem Brunnen Tilphoſa trank. Andere behaupten, er ſey von den Feinden gefangen, und nach Delphi geſchickt worden. Sein Grab war zu Telphoſa. Er erreichte ein ſehr hohes Alter, das auf neun Menſchenalter angegeben wird. Proſerpina bewilligte auch noch ſeinem Schatten die Gabe der Weiſſagung, und er hatte ein Orakel zu Orchomenus. Als Ulyſſes in die Unterwelt kam, befragte er den Tireſias um den Weg nach Ithaca, nachdem er ihn mit dem Blute der Opferthiere getränkt hatte. Er erfüllte nicht bloß des Ulyſſes Wunſch, ſondern ſagte ihm auch alle ſeine Schickſale vorher. Tireſias erſchien dem Ulyſſes in der Unterwelt mit einem Scepter. Auch dem Amphytruo verkündigte er die Thaten des Hercules vorher, als dieſer die Schlangen in der Wiege erdrückte.

Tiſchbein iſt der Name einer ſehr berühmten deutſchen Künſtlerfamilie, von der wir jedoch nur zwei der vorzüglichſten Männer bemerken. 1. Johann Heinrich Tiſchbein, der Erſte oder Ältere genannt, wurde 1722 zu Heina in Heſſen, wo ſein Vater Kloſterbäcker war, geboren. Er ſollte das Schloſſerhandwerk lernen. Wegen ſeines Hanges und ſeinen außerordentlichen Talente zu den bildenden Künſten entriß ihn jedoch ſein älterer Bruder, Johann Valentin, der Cabinetsſecretär des Herzogs von Hildburgshauſen, und gleichfalls ein ausgezeichneter Mahler war, jenem Handwerke

und gab ihn bei einem Tapetenmahler Zimmermann in Caſſel in die Lehre. Zugleich benutzte der junge Künſtler den Unterricht des Hofmahlers von Freeſe daſelbſt, und ging, von dem Churmainziſchen Großhofmeiſter Grafen von Stadion unterſtützt, 1743 nach Paris, wo er bis 1748 bei Carl Andreas Vanloo ſtudirte. Hierauf begab er ſich nach Venedig, fand in dem Mahler J. B. Piazetta einen Lehrer und Freund, deſſen Unterricht er acht Monate genoß, und nach ſeiner zwei Jahre ſpäter erfolgten Heimkehr von Rom aufs neue benutzte. 1752 wurde er Cabinetsmahler des Landgrafen von Heſſen-Caſſel, und verheirathete ſich 1756 mit einem eben ſo gebildeten als ſchönen Mädchen. Seine Gattin ſtarb aber ſchon 1759, und nicht lange nachher verband er ſich mit ihrer Schweſter, die ein halbes Jahr nachher gleichfalls ſtarb. Seine erſte Gattin hatte ihm zwei Töchter geboren, ſchön wie Raphaels Engel, und ganz mit dem Geiſte ihres Vaters erfüllt. Beide hat er höchſt ähnlich, und mit allen Eigenthümlichkeiten ſeines häuslichen Lebens in einem bereits im Jahre 1776 ausgeführten großen Familiengemählde angebracht. Vorzüglich liebte er die älteſte, die ihm von ihrer erſten Jugend an zu ſeinen hiſtoriſchen Gemählden ſitzen mußte, und er verewigte auf dieſe Art ihre Phyſiognomie in immer veränderter Geſtalt. Ein Grundzug des ſittlichen Charakters dieſes großen Künſtlers war jene liebenswürdige Biederkeit, wodurch der Deutſche ſelbſt dem ränkevollen Ausländer Achtung einflößt, die aber bei ihm, abgeſchliffen durch den Umgang mit gebildeten Menſchen, alles Harte und Rauhe verlor, und ſich in zuvorkommender Höflichkeit äußerte. Sein Betragen, wie ſeine Denkungsart waren ſanft, ſo lange nicht gereizte Empfindlichkeit ſie verſtimmte. Eine ſchöne Handlung, ein naiver Einfall ſeiner Kinder, oder das unvermuthete Wiederſehen eines Freundes rührte ihn bis zu Thränen. In den letzten Jahren ſeines Lebens übertönte dieſe Saite ſeines Herzens jede andere Empfindung; allein ſie erzeugte zugleich eine gewiſſe ängſtliche Scheu, die bisweilen an Furcht gränzte. Eine Folge ſeines erſten Religionsunterrichts und der Standhaftigkeit, womit er in Italien ſeinen Glauben behauptete, war ſeine Anhänglichkeit an das lutheriſche Lehrſyſtem, welche ſich mehr auf Empfindung als auf Vernunftgründen ſtützte. Dieſe Standhaftigkeit in dem Beharren bei ihrem Glauben iſt eine Erbtugend in dieſer Künſtlerfamilie. In der Einrichtung ſeines Hausweſens liebte Tiſchbein eine anſtändige Pracht ohne Verſchwendung; übrigens bekümmerte er ſich nicht um das Detail deſſelben; doch war er ein guter Wirth, und vernachläſſigte keinen Verdienſt, der ſich ihm darbot. Er ſtarb geehrt und geliebt 1799 zu Caſſel als dirigirender Profeſſor der dortigen Kunſtakademie, mit dem Charakter als Rath und als Mitglied des Inſtituts zu Bologna. Als Künſtler zeichnete ſich Tiſchbein beſonders in der hiſtoriſch-mythologiſchen Mahlerei aus, weniger im Bildniß. Mit Begeiſterung ergriff er jeden neuen Gedanken, den er einer mahleriſchen Darſtellung fähig hielt, und fixirte, ſobald er nur konnte, das Bild ſeiner Seele mittelſt einer flüchtigen Skizze. Hiezu bediente er ſich der ſchwarzen Kreide, womit er auf Grundpapier zeichnete, oder des Rothſteins. Hierauf ruhte er nicht eher, als bis er ſeine Idee auf der Leinewand ausgeführt hatte. Er ſchloß ſich zu dem Ende bei hellen Tagen ein, war ſelbſt ſeinen Hausgenoſſen unzugänglich, und zeigte ſein Gemählde erſt dann ſeinen Freunden, wenn es bis

zu einem gewiſſen Grade fertig war. Als Geſchichts- und mythologiſcher Mahler haben ihm ſeine vier Bilder aus den Begebenheiten des Rinaldo und der Armida, nach Taſſo, auf dem Schloſſe Weißenſtein befindlich, ſein zürnender Achill und die auf Agamemnons Befehl hinweggebrachte Briſeis, ſeine Electra, die den vermeinten Tod ihres Bruders an deſſen Urne beweint, ſeine ſterbende Alceſte u. ſ. f., einen unſterblichen Ruhm erworben. Unter den Geſellſchaftsſtücken und Bildniſſen von ihm gehören zu den vorzüglichſten: ſein eigenes Bildniß, auf der Kunſtakademie zu Caſſel; ſein oben angeführtes tiſchbeinſches Familiengemählde; die Bildniſſe von Reinhard, Forſter, Heyne, Gleim, Philippine Engelhard geborne Gatterer, u. v. a. Eine zahlreiche Sammlung von Frauenzimmerbildniſſen befindet ſich auf dem Schloſſe Wilhelmsthal bei Caſſel. Es ſind fürſtliche und andere, vorzüglich ihrer Schönheit wegen gewählte Perſonen, welche die Verewigung ihrer Reize Tiſchbeins Pinſel verdanken, und hier theils in Lebensgröße, theils in Bruſtbildern die Wände zieren. Nach Rußland kam ins Cabinet der Kaiſerin ſein Gemählde: Sophonisbe im Begriff, den Giftbecher zu trinken, lebensgroß, und Äneas, der auf den Wolken vor den Thron der Dido tritt. In ſeinen Scenen aus Klopſtocks Herrmannsſchlacht zeigte er, daß er auch als Geſchichtsmahler neuerer Zeiten zur Ehre der deutſchen Kunſt eine neue Bahn hätte brechen können. Tiſchbeins Compoſitionen — mehr überdacht, als durch den Schlag einer Zauberruthe entſtanden — zeigen durch ihre Rundung und Einheit, daß ſie nie Zuſammenſtellungen einzelner in der Natur aufgefaßter Züge, ſondern Schöpfungen einer ordnenden Einbildungskraft waren. Seine Zeichnung iſt im Ganzen richtig und bedeutungsvoll. Das Nackte ſeiner Figuren verräth Studium der Antike; die Gewänder ſind in einem großen Geſchmack geworfen, und laſſen die Bewegung der Glieder ungezwungen durchſcheinen. Die Kopfwendungen ſind faſt immer voll Geiſt und Leben; allein in manchen Fällen geht auch dadurch die ruhige Grazie verloren, welche Kenner in den Werken Raphaels und der römiſchen Schule überhaupt bewundern. Durch ſeine ſtete Übung hatte Tiſchbein eine ſichere Hand erlangt; daher ſind ſeine Umriſſe keck, beſtimmt und durch kräftige Drucker belebt. Dies iſt aber nur von ſeinen Skizzen und Entwürfen zu verſtehen, denn in ſeinen ausgeführten Mahlereien ſind die Umriſſe ſowohl, wie die Tinten, zum Bewundern ſanft verſchmolzen. Nach Tiſchbeins Tode kaufte der Churfürſt von den Erben ſeine hinterlaſſenen Arbeiten, und räumte ihnen einen Saal in dem Schloſſe zu Wilhelmshöhe ein, wo ſie noch ſtehen ſollen. Nach ihm geſtochen haben beſonders J. H. Tiſchbein der II. oder Jüngere, ſein Brudersſohn (geb. 1742 zu Hayna, geſtorben als Inſpector der Gallerie zu Caſſel 1808, und bekannt als Schriftſteller durch ſeine: Kurzgefaßte Abhandlung über die Ätzkunſt, Caſſel 1790); ferner Roſaſpina, Bauſe, W. C. Mayr, und Andere. — Der andere vorzüglich merkwürdige Künſtler aus dieſer Familie iſt Johann Heinrich Wilhelm Tiſchbein, gewöhnlich Heinrich Wilhelm genannt. Er iſt der Sohn eines Schreiners und Kirchenälteſten zu Hayna (wo er 1751 geboren ward) und Brudersſohn des Vorhergehenden. Sein Vater gab ihm einigen Unterricht im Zeichnen und Mahlen, mehr noch ſeine beiden Oheime, der eben gedachte Johann Heinrich und Johann Jacob. Dieſer

letztere (geb. zu Hayna 1725, geſt. zu Lübeck 1791) war nämlich ein ſehr vorzüglicher Bildniß-, Thier- und Landſchaftsmahler, und gab ſeinem Neffen in dieſen Zweigen der Kunſt Anleitung. Johann Heinrich aber unterrichtete ihn in der Geſchichtsmahlerei. Zu Hamburg copirte er darauf drei Jahre lang eine Menge Kunſtwerke, vorzüglich Bildniſſe. Nachher beſuchte er (1770) Amſterdam und andere Städte der Niederlande, und kehrte 1772 nach Caſſel zurück, verfertigte dort Landſchaften und Bildniſſe, beſuchte zuweilen Hannover, und ging auf Empfehlung der Landgräfin von Caſſel nach Berlin, wo er viele Perſonen des Hofes mit Beifall mahlte, und endlich 1779 mit landgräflicher Unterſtützung durch die Schweiz nach Rom reiſ'te. In Zürich, wo man noch mehrere von ihm gemahlte, aber merklich nachgedunkelte Bildniſſe findet, hielt er ſich geraume Zeit bei dem Diaconus Pfenninger auf. Schon in dieſen frühern Zeiten hatte er einen vorherrſchenden Hang zu dem Höhern der Kunſt, der Geſchichtsmahlerei, und eben in Zürich entwarf er ſein nachher ſo berühmt gewordenes Bild, welches den unglücklichen Conradin von Schwaben darſtellt, wie er nach bereits angehörtem Todesurtheil mit Friedrich von Öſterreich noch auf dem Brette ſpielt; ein Werk, welches in weit ſpätern Tagen noch immer zu ſeinen Lieblingsarbeiten gehörte. Etwa um 1781 kam er nach Rom, wo er durch das Anſchauen alter und neuer Kunſtwerke ſein Talent ſelbſtſchaffend verbeſſerte. Von dort ſandte er mehrere Copien in Öl nach Raphael, Dominichino und da Vinci, und als Originalgemählde Hercules, wählend zwiſchen Tugend und Laſter, ferner eine italieniſche Landſchaft u. ſ. f. nach Caſſel. Sein Conradin erregte in Rom beſonderes Aufſehen. Ein impoſantes Werk, ſagt ein Kunſtkenner, von 8 Fuß Breite und 5 Fuß Höhe, welches er ſeinem frühern Unterſtützer, dem Herzoge von Gotha, geweiht hat, und welches jetzt eine Zierde des Schloſſes Friedenſtein iſt. Es ſollen mehrere kleine Copien davon vorhanden ſeyn. Aus dieſer Periode iſt auch ein kleineres Gemählde, die Herrſchaft der Menſchen über die Thiere darſtellend, und das Bildniß von Göthe. Von Rom ging er 1787 nach Neapel, wurde von der Königin für das Portrait des Kronprinzen ſehr reichlich beſchenkt, und 1790 als Director der dortigen Mahlerakademie angeſtellt. Er verbeſſerte dieſe Anſtalt ungemein, und bildete mehrere geſchickte Schüler. Sehr genügſam lebte er dort, bis auch hier die Revolution ausbrach, und verwandte ſeinen Jahrgehalt von 600 Ducāti größtentheils für ſeine Zöglinge. Er ſtand bei dem ganzen Hofe in hoher Achtung, und noch vor jenem Ausbruche, wo die königliche Familie ſich nach Sicilien hin einſchiffte, hatte er einen Urlaub, nach Deutſchland zu reiſen, erhalten, um dort die Vollendung und Herausgabe ſeiner erläuternden Kupferſammlung zum Homer zu beſorgen. Indeſſen blieb er bis zur Revolution in Neapel, die ihn in eine Lebensgefahr ſetzte, woraus ihn bloß ſeine Deutſchheit und ſeine Kunſt retteten. Mit einem kleinen ausgeſuchten Theil ſeiner Kunſtſchätze, worunter ſich die ſämmtlichen Kupferplatten zu ſeinem großen Werk über die zweite hamiltonſche Vaſenſammlung in vier Foliobänden, und zu ſeinem erwähnten Homer in Bildern befanden, ſchiffte er ſich 1799 auf einem neutralen Schiffe nach Livorno ein, wurde vom Sturme verſchlagen, von franzöſiſchen Schiffen gekapert, aber mit ſeiner ganzen Habe wieder freigelaſſen, und kam nach einer viermonatli-

chen Reiſe und vielen Mühſeligkeiten zu Caſſel an, lebte eine Zeit lang (1800) zu Göttingen und Hannover, und von da an bis jetzt (1816) faſt immer zu Hamburg und Eutin, wo er als Künſtler und Menſch die in gleich hohem Grade verdiente Achtung genießt. Hier arbeitete er mehrere ſchöne Gemählde und Zeichnungen aus, unter andern (1805) einen Ajax, der die Caſſandra von der Statue der Pallas wegreißt, in drei Figuren von übermenſchlicher Größe, für die Gallerie des Großherzogs von Oldenburg zu Eutin. Eine kleine aber ausgewählte Sammlung von Gemählden verkaufte er dieſem vortrefflichen Fürſten für 40,000 Mark (ungefähr 13,000 Rthlr. Conventionsgeld). Als er 1806 von der Stadt Bremen den Auftrag bekam, für die St. Angarikirche daſelbſt auf einer Altartafel für dieſelbe das: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, zu mahlen, rief er freudig aus: Recht ſchön will ich's mahlen, damit die Bremer mit vollen Freuden in die Kirche gehen. Eine Beurtheilung dieſes Bildes in der allg. Literatur-Zeitung (1810 Nr. 39) nennt daſſelbe: „eine Welt voll Schönheit, Andacht, Mutterliebe und kindlicher Unſchuld, die man Stunden lang betrachten muß, um jeden einzelnen Zug des Genies ſeines Schöpfers aus ihm herauszufühlen. Über allen Ausdruck bezaubernd iſt auch das, ungeachtet der großen Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, kunſtvollen Perſpectiven und Verkürzungen durchaus hell gehaltene Perſpective deſſelben". Tiſchbein hat außer ſeinen vortrefflichen Gemählden mehrere artiſtiſche Werke herausgegeben, und zum Theil mit Ätzarbeiten ausgeſtattet. Unter den frühern iſt die Sammlung ſeiner Thierſtudien unter dem Titel: Têtes de différens animaux, dessinées d'après nature pour donner une idée plus exacte de leurs caractères, à Naples 1796, gr. Fol. 2 Vol. Ein beſonderes Lieblingsſtudium ſuchte er nämlich darin, die Phyſiognomien der Menſchen mit denen der Thiere zu vergleichen, auf welche Idee er wahrſcheinlich durch ſeinen Umgang mit Lavater gekommen war. Im erſten Theil des angeführten Werks ſind 16, im andern 8 Blätter enthalten. Mit bewundernswürdiger Kunſt iſt die Gemüthsart jedes Thieres in dieſen Bildern dargeſtellt. Ferner Sir William Hamiltons Collection of Engravins from antique Vases, the greater part of Grecian Fabric found in ancient tombs in two Sicilies in the years 1789 and 1790, with the remarks of the proprietar — published by William Tischbein, 4 Vol. fol. Naples 1790 — 1809. Es ſind darin zuſammen 240 Umriſſe wirklicher Vaſenabbildungen von Tiſchbein, die Hülfstafeln nicht mit gerechnet. Ein fünfter Band, wozu ſchon 60 Kupfertafeln fertig liegen, ſollte folgen, iſt aber bis jetzt (1816) noch nicht erſchienen. Deutſch unter dem Titel: Umriſſe griechiſcher Gemählde auf antiken in den Jahren 1789 und 1790 in Campanien und Sicilien ausgegrabenen Gefäße ꝛc., von Wilhelm Tiſchbein 1ſten Bandes 1ſtes Heft. (Mehr erſchien nicht.) Weimar 1797 gr. Fol. Zum Werke über die hamiltonſchen Vaſen, welches Tiſchbein nachher ſelbſt verlegte, gab er den erſten Gedanken an, und von ihm ſind auch die ſcharfſinnigſten und zugleich einfachſten Erläuterungen. Zu Ausſchmückung von Zimmern ließ er die nämlichen Kupfer auf ſtarkes Papier abdrucken. Endlich: Homer, nach Antiken gezeichnet von Wilhelm Tiſchbein, Director ꝛc. Mit Erläuterungen von Ch. Gottl. Heyne, 1.—4. Heft, Göttingen 1801

bis 1804 Royalfolio. Dies Werk enthält eine Reihe von Darſtellungen, welche die Alten aus dem Homer wählten, und auf Kunſtwerken mancherlei Art darſtellten. Jedes Heft beſteht außer mannichfachen Verzierungen in ſechs Blättern. Über dieſe beiden Künſtler leſe man nach, und zwar über den Erſtern: J. H. Tiſchbein als Menſch und Künſtler dargeſtellt von J. F. Engelſchall, Nürnberg 1797, 8., über den Letztern die Zeitung für die elegante Welt 1808, Nr. 83, und über beide zugleich Fueßli's allgemeines Künſtlerlexicon 2ter Theil, neunter Abſchnitt, Zürich 1816.

Tiſyphone war eine der Furien. M. ſ. die Artikel Furien, Erinnyen, Eumeniden.

Tiſſot (Simon André), einer der berühmteſten Ärzte, geboren in dem Dorfe Grency im Pays de Vaud den 20ſten März 1728, wo ſein Vater Feldmeſſer war. Er ſtudirte zu Montpellier, practicirte darauf zu Lauſanne, ging 1781 als Profeſſor der Medicin nach Pavia, und von dort 1783 nach Lauſanne zurück, wo er den 13ten Juni 1797 ſtarb. Die ausübende Arzeneikunſt trieb er mit dem größten Beifall, und eine Menge von Fremden aus allen Nationen kamen nach Lauſanne, um ihn über ihre Geſundheit zu conſuliren. Seine Schriften vermehrten ſeine Berühmtheit noch, ſie wurden faſt in alle gebildete Sprachen überſetzt, und verbreiteten viel Licht über mediciniſche Gegenſtände. Die wichtigſten ſind: l'Onanisme ou dissertations sur les maladies produites par la masturbation. — Avis au peuple sur la Santé, 2 Vol. 12. 1792. — Traité de l'Epilepsie. — Traité des nerfs et de leurs maladies, 1778. 4 Vol. 12. u. ſ. f. Geſammelt erſchienen ſeine Schriften zu Lauſanne 1783 — 95 in 15 Duodezbänden, und ſind ins Deutſche von J. C. G. Ackermann, Leipzig 1784, 7 Bände 8. im Auszuge aber von Ch. F. Held, Gera 1785. 3 Bände 8. überſetzt.

Titan (mythol.), ein Sohn des Uranos und der Erde. Als dem älteſten unter ſeinen Brüdern gebührte ihm das Königreich; allein auf die Bitte ſeiner Mutter und ſeiner Schweſtern, der Ceres und der Ops, überließ er es ſeinem jüngſten Bruder Saturn, unter der Bedingung, daß der letztere von ſeinen Söhnen keinen am Leben laſſen ſollte, damit die Herrſchaft wieder an die Kinder des Titan zurückfiele. Als dieſer aber nachher erfuhr, daß dennoch einige Kinder des Saturn am Leben geblieben wären, griff er mit ſeinen Söhnen zu den Waffen, beſiegte den Saturn, und nahm ihn mit ſeiner Gemahlin gefangen. Aber Saturns Sohn, Jupiter, der in Creta weilte, überzog den Titan mit einem Heere Cretenſer, überwand ihn, und gab ſeinem Vater den Thron wieder. Den ältern Mythenſchreibern iſt dieſer Titan unbekannt. — Titanen hießen die Söhne des Uranos und der Gäa oder Titäa (Erde), nach Andern waren es die Söhne des Titan und Enkel des Uranos. Heſiodus und die meiſten Mythographen beſtimmen ihre Anzahl auf ſechs: Cöus, Krios, Hyperion, Japetus, Oceanus, Kronos. In einem mythiſchen Fragmente wird noch Phorcys als der ſiebente hinzugefügt. Spätere zählen achtzehn Titanen, weil ſie vielleicht einige von den Cyclopen und Centimanen, die auch Söhne des Uranos waren, dazu rechneten. Auch die Kinder der Titanen belegte man mit dieſem Namen, ſo ward auch Helios, der Sohn des Titanen Hyperion, gleichfalls Titan genannt. Überhaupt iſt die Fabel von den Titanen mit vielen Ideen aus der phöniciſchen Cosmogonie ver-

miſcht, wohin beſonders die Angaben gehören, daß mehrere der Titanen nützliche Erfindungen machten, die erſten Künſtler, Baumeiſter, Ackerbauer, Viehhirten und Jäger geweſen wären. Zu den älteſten Mythen gehört, daß die Titanen ihren Vater Uranos vom Throne ſtürzten, und mit dem Jupiter um die Herrſchaft kriegten. Die Erde ſeufzte, ſo heißt es, über die Grauſamkeiten ihres Gemahls, der, ſo wie ſie ihm Kinder gebar, dieſelben in der Erde verbarg, und nicht an das Tageslicht kommen ließ. Sie reizte deshalb die Titanen zur Empörung; Uranus wurde gefangen, vom Kronos entmannt, und dieſer beſtieg den Thron. Da aber auch er ſeine Brüder, die Cyclopen und Centimanen, in den Tartarus verſchloß, ſo reizte die Erde den Jupiter und die andern Kinder des Kronos gegen ihn zum Aufruhr, und nun begann der berühmte Götterkrieg zwiſchen den Titaniden und Kroniden. Zehn Jahre lang ſchon fochten die erſtern vom Othrys, die Letztern vom Olymp herab mit einander, ohne daß der Kampf entſchieden wäre, bis Jupiter auf einen Orakelſpruch der Erde die Centimanen entfeſſelte, durch deren Beiſtand die Titanen beſiegt, gefeſſelt und in den Tartarus geworfen wurden (ſ. Centimanen). Die Scene des Kampfs wurde nach Theſſalien verſetzt, auf den Olymp und Othrys bei Heſiodus, auf den Olymp, Pelion und Oſſa bei Homer. Die Titanen werden auch nach ihrem Vater Uraniden genannt.

Titan iſt ein von Klaprath 1792 entdecktes Metall und heißt auch Menak, wovon das in der Mineralogie vorkommende Menakgeſchlecht den Nahmen hat. Es iſt von dunkelkupferrother Farbe, metalliſch glänzend, ſpröde, und zeigt nur in dünnen Blättchen ſich etwas biegſam. Es läuft ſchon an der Luft ſehr bald braun an, und man hat noch keinen Gebrauch davon gemacht.

Titian. Unter den großen Mahlern Italiens iſt Tiziano Vercelli, der unter dem erſtern Namen in ganz Europa bekannt iſt, einer der berühmteſten. Er wurde 1477 (oder wahrſcheinlicher 1480) zu Capo del Cadore in den Alpen von Friaul geboren. Wegen der frühen Beweiſe von Talent zu den zeichnenden Künſten wurde er nach Venedig geſandt, wo er Giovanni Bellini's Schüler ward. Er machte bewundernswürdige Fortſchritte, und die Nachahmung des Styls ſeines Lehrers gelang ihm ſo vollkommen, daß ihre Werke kaum unterſchieden werden konnten. Dieſe Manier war übrigens ſteif und trocken, und als der junge Künſtler die Werke Giorgone's geſehen hatte, in denen mehr Freiheit und Eleganz herrſchte, nahm er ſich dieſe Manier zum Muſter, und ſeine Fertigkeit ging ſo weit, daß er es bald dem Giorgone gleich that, wodurch dieſer ſo eiferſüchtig wurde, daß alle Verhältniſſe zwiſchen ihnen aufhörten. Zugleich vernachläſſigte er auch andre Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens nicht, und wurde ſchon in ſeinem 23ſten Jahre für einen der beſten damals lebenden Dichter gehalten. Indeſſen verließ er doch bald die Poeſie, und widmete ſich bloß der Mahlerkunſt. Er brachte es in den drei Zweigen der Landſchaft, des Porträts und der Geſchichte zur größten Vollkommenheit. Mit einer genauen, treuen Beobachtung der Natur, einer faſt nie erreichten Schattirung und Farbengebung verband er bei allen Veränderungen ſeiner Manier eine Wahrheit und Kraft der Darſtellung, welche ſeinen Werken den höchſten Werth gaben. Er iſt allgemein als einer der größten Meiſter im Colorit anerkannt, und da geſchmackvolle Zeich-

nung ein weniger ſcheinbarer Theil ſeines Verdienſtes war, ſo wird er beſonders im Porträt und in der Landſchaftsmahlerei als unerreicht bewundert. Er iſt der Vater der Porträtmahlerei, ſagt Füßli, in Hinſicht auf Ähnlichkeit der Bildung, würdevollen Charakter, einfache Anmuth, und geſchmackvolles Coſtume. Titians vorzüglichſter Aufenthalt war Venedig, obgleich er gelegentlich auf Einladungen fürſtliche Höfe beſuchte. Wie ſein Ruf ſich verbreitete, wurde er zu dem Herzoge von Ferrara gerufen, um in ſeinem Palaſte einige, von Bellini angefangene Werke zu vollenden. Dieſen fügte er einige Stücke von ſeiner eigenen Erfindung hinzu, und mahlte die Porträts des Herzogs und der Herzogin, und Arioſts, der damals ſich am Hofe von Ferrara befand. In Rom, wohin ihn während Pauls III. Regierung der Cardinal Farneſe berief, mahlte er jenen Papſt in Lebensgröße. Als der Kaiſer Carl V. nach Italien kam, um ſich krönen zu laſſen, ließ er Titian von Bologna zu ſich berufen, und war über das Porträt, welches dieſer von ihm mahlte, ſo erfreut, daß er ihn noch öfter zu ſich kommen ließ, ihn zum Ritter ernannte, und ihm einen Jahrgehalt ausſetzte, der nachmals von Philipp II. noch vermehrt wurde. Viele Fürſten und Große jener Zeit ſchätzten es ſich zum Ruhme, von Titian gemahlt zu werden; und ſeine Porträts ſind nicht bloß als Kunſtwerke, ſondern auch in der Hinſicht von hohem Werth, daß ſie uns die Geſichtszüge der ausgezeichnetſten Perſonen jenes Zeitalters überliefert haben. Titian machte eine Kunſtreiſe nach Spanien und Deutſchland, und war in letzterem fünf Jahre lang; allein Venedig blieb ſein Wohnort, wo er glänzend und auf eine ſeinen vorzüglichen Verdienſten gemäße Weiſe lebte. Zu ſeinem übrigen Glück kam ein ungewöhnliches Lebensalter, in welchem er die Geiſtes- und Körperkraft ſeiner Jugend behielt. Er ſtarb 1576, 96 Jahr alt. In einem ſo langen Zeitraum brachte er eine große Menge von Kunſtwerken von verſchiedener Art hervor, womit Kirchen, Paläſte und Bildergallerien in allen Theilen Europa's geſchmückt ſind. Von ſeinen hiſtoriſchen Gemählden werden beſonders ein Abendmahl in dem Reflectorium des Escurials, und ein Chriſtus, der mit Dornen gekrönt iſt, in einer Kirche zu Mailand befindlich, gerühmt. Geſtalt und Haltung des Heilandes in dem letztern Stücke ſind himmliſch. Der Kupferſtiche nach Titians Gemählden, mit Einſchluß der Landſchaften und der Holzſchnitte, ſind mehr denn ſechshundert.

Titul, Titel (lateiniſch titulus, franzöſiſch titre). Unter den mancherlei Bedeutungen, die dieſes Wort führt, kommt wohl 1. die im gewöhnlichen Umgange am häufigſten vor, welche ein gewiſſes Wort, einen Namen, eine Ehrenbezeigung angibt, wodurch in der bürgerlichen Geſellſchaft eine Perſon in Rückſicht ihres Standes, Amtes, ihrer Würde u. ſ. w. von der andern unterſchieden werden ſoll. Man theilt ſie in Standestitel (z. B. bei Fürſten, Adeligen u. ſ. w. zum Unterſchied von Bürgerlichen), in Ehrentitel (als: Durchlaucht, Excellenz u. ſ. w.) und in Amtstitel (Rath, Profeſſor, Superintendent u. ſ. w.), dieſe aber wieder in wirkliche (von der eigentlichen Bedienung) oder in Titularen, die die bloße Benennung, ohne das Amt, haben (z. B. wirkliche Räthe — Titularräthe u. ſ. w.). Daß in

der bürgerlichen Geſellſchaft, wo nun einmal eine allgemeine Gleichheit nicht Statt finden kann, auch Unterſcheidungen der Art beobachtet werden müſſen, wird kein Vernünftiger läugnen; daß aber die Titulomanie, oder die Sucht, ſich mit beſondern Ehrenbenennungen (Titeln) anreden zu laſſen, nach und nach von den ältern *) bis zu den neueſten Zeiten den höchſten und lächerlichſten Grad erreicht hat, iſt eine Wahrheit, von der man ſich leider! täglich überzeugen muß, und es wäre wohl überflüſſig, noch etwas darüber hinzuzufügen, da man in öffentlichen Blättern (namentlich dem Reichs- (jetzt Allgemeinen Anzeiger) und ſelbſt auf dem Theater (z. B. Kotzebue in den deutſchen Kleinſtädtern) die Lächerlichkeit einer ſolchen Titelwuth genug bloßgeſtellt hat. — Wenn übrigens regierende Herren in ihrem Titel oft Länder mit aufführen laſſen, die ganz andere Beſitzer haben, ſo rührt dies theils von ehemaligen Anſprüchen, die ſie oder ihre Vorfahren zu haben vermeint, oder wirklich gehabt haben, her, obgleich vielleicht nie dieſelben geltend gemacht werden, theils iſt es bloß ſogenannter Styl und Obſervanz, ſolche Titel beizubehalten. — Die übrigen Bedeutungen des Worts Titul ſind: 2. die Aufſchrift, Rubrik eines Buchs, Bildes, oder andern Werks, das man dadurch von andern unterſcheiden will. Daß auch in dieſer Art ſehr viel Lächerlichkeiten und Unſinn ausgeübt werden, um nur durch den Titel eines Buchs Aufmerkſamkeit zu erregen, und demſelben Abnehmer zu verſchaffen, davon kann man ſich in den meiſten öffentlichen Blättern überzeugen. 3. Heißt Titul, in rechtlicher Bedeutung, irgend ein geſetzlicher Grund, aus welchem mir ein Recht oder der Beſitz einer Sache zuſteht; im canoniſchen Rechte die Einkünfte oder Güter, welche zum Unterhalte der Geiſtlichen dienen (urſprünglich gewiſſe den Clericis oder Geiſtlichen angewieſene Sitze, wo ſie ihr Amt ausübten), und in den mittlern Zeiten eine Würde, ein geiſtliches Amt, das jemand begleitet. Endlich bezeichnet man 4. mit Titel auch die Aufſchrift der einzelnen Capitel in dem römiſchen Rechte, namentlich in den Inſtitutionen, Pandecten und dem Codex.

Titus Veſpaſianus, ein ſehr berühmter römiſcher Kaiſer, der älteſte Sohn des Kaiſers Veſpaſian, geboren im J. 40 nach Chr. Geb. Er wurde am Hofe des Nero mit dem Britannicus erzogen, und ſchloß mit dieſem unglücklichen Fürſten eine ſehr innige Freundſchaft. Von früher Jugend an beſchäftigte er ſich mit der Rede- und Dichtkunſt, und zeichnete ſich in beiden

*) Von der lächerlichen Titelſucht aus der älteren Zeit, dem 17ten Jahrhunderte, mag hier Ein Beiſpiel zur Erbauung der Leſer genug ſeyn. Ein gewiſſer M. Seeger zu Wittenberg ließ ſich mahlen, und zwar unter einem Crucifix ſtehend, wo denn aus ſeinem Munde die Worte nach dem Heiland hinaufgingen: Domine Jesu Christe, amas me? (Herr Jeſu, liebſt du mich?) und aus dem Munde Jeſu kamen nun folgende Titulaturen herab: Clarissime, Nobilissime atque Doctissime Domine Mag. Seeger, Rector Scholae Wittebergensis meritissime atque dignissime, omnino amo te. (zu Deutſch ungefähr: Hochedler, Hochachtbarer, Hochgelahrter Herr Mag. Seeger, Hochwürdiger und Hochverdienter Rector der Schule zu Wittenberg! Ja, ich liebe dich!)

vorzüglich aus. Zuerſt diente er als Tribun bei dem Kriege in Germanien, und nachher in Britannien, und erwarb ſich durch ſein anſtändiges und einnehmendes Betragen, durch ſeinen Muth, ſeine kriegeriſchen Fertigkeiten und durch ſeine perſönliche Annehmlichkeit allgemeinen Beifall. Nach ſeiner Rückkehr beſchäftigte er ſich zu Rom mit gerichtlichen Gegenſtänden, und führte mehrere Streitſachen mit großer Geſchicklichkeit. Noch ſehr jung, heirathete er die Tochter eines römiſchen Ritters, nach deren Tode er ſich zum zweitenmale mit einer vornehmen Römerin vermählte, von der er ſich ſchied, nachdem ſie ihm eine Tochter geboren hatte. Mit Auszeichnung verwaltete er das Amt eines Quäſtors, und wurde darauf zum Befehlshaber einer Legion ernannt, in welchem Poſten er ſeinen Vater bei dem Kriege in Judäa begleitete, wo er der Stellvertreter deſſelben ward. In dieſem Verhältniſſe gewann er Schlachten, nahm Städte ein, und zeigte ſich gleich groß und liebenswürdig durch ſeine Tapferkeit und ſeinen Unternehmungsgeiſt, durch ſeine Leutſeligkeit und Großmuth. Als Galba nach Nero's Tode den Thron beſtiegen hatte, wurde Titus von ſeinem Vater an den neuen Kaiſer geſandt, um demſelben ſeine Ergebenheit zu bezeigen; wie er aber unterweges Nachricht erhielt, daß Galba ermordet ſey, und Vitellius und Otho ſich um die Herrſchaft ſtritten, kehrte er zu ſeinem Vater zurück, um keinem der Thronbewerber in die Hände zu fallen. Als Veſpaſian nach Otho's Tode beſchloß, ſelbſt ſich des Reichs zu bemächtigen, vermittelte Titus ein Bündniß zwiſchen ihm und dem Mucianus, Statthalter von Syrien, und blieb bei Veſpaſians Abgange nach Italien zurück, um den Krieg gegen die Juden fortzuſetzen. Einen Beweis ſeines Edelmuths gab Titus dadurch, daß er ſeinen Bruder Domitian wieder mit ſeinem Vater auszuſöhnen ſuchte, der wegen Domitians Ausſchweifungen ſehr gegen ihn entrüſtet war. Als Veſpaſian von der Kaiſerwürde Beſitz genommen hatte, erklärte er den Titus (70 J. nach Chr. Geb.) zu ſeinem Mitgenoſſen im Conſulat. Zu eben dieſer Zeit belagerte Titus Jeruſalem, welches nach den ſchrecklichſten Unglücksfällen und Leiden, die es erdulden mußte, eingenommen wurde. Der Tempel, obgleich Titus ihn zu retten ſuchte, wurde bei der Einnahme zerſtört, und die Greuelthaten während dieſer denkwürdigen Belagerung, wo Juden im Innern der Stadt gegen Juden fochten, ſind in der Geſchichte faſt beiſpiellos (m. ſ. auch den Art. Juden). Obgleich es im Ganzen ſcheint, daß Titus geſucht habe, hier ſo viel Menſchlichkeit zu üben, wie nach den Umſtänden nur möglich war, ſo überſchreitet doch die Kreuzigung von hunderten der Gefangenen das Maß einer zu rechtfertigenden Strenge, und erregt den Verdacht, daß er einen natürlichen oder angewöhnten Hang zur Grauſamkeit hatte. Nach der Zerſtörung Jeruſalems ging er nach Alexandrien, wo er der Einweihung des Ochſen Apis beiwohnte, ſo daß es ſcheint, daß er auch frembem Götzendienſt ergeben war. Der König der Parther ſandte hieher Geſandte zum Titus, welcher jedoch auf die Nachricht, daß ſein längeres Wegbleiben widrige Gerüchte gegen ihn veranlaßte, nach Rom zurückeilte, wo er die Ehre eines prachtvollen Triumphs hatte. Veſpaſian nahm ihn nun zu ſeinem Mitkaiſer an, und er verwaltete die kaiſerliche Gewalt in vollkommenſter Eintracht mit ſeinem Vater, mit

welchem er in dem freundſchaftlichſten Verhältniſſe lebte. Wenn man dem Suetonius glauben darf, ſo war dieſer Theil ſeines Lebens nicht der ruhmvollſte für ihn. Er überließ ſich ſchändlicher Schwelgerei, und dem Umgange mit den ausſchweifendſten Jünglingen in Rom; wenn ihm Leute verdächtig waren, ſo ließ er ſie im Theater oder im Lager der prätorianiſchen Garde angeben, und verurtheilte ſie dann ohne Verhör. In der Verwaltung der Juſtiz ließ er ſich leicht durch Geſchenke beſtimmen, und er verkaufte ohne Wiſſen ſeines Vaters Ämter von großer Wichtigkeit. Während des jüdiſchen Krieges hatte er ſich in die Berenice, die Tochter Agrippa's I., Königs der Juden, und Witwe des Königs Herodes von Chalcis verliebt (m. ſ. Berenice). Sie folgte ihm nach Rom, und das römiſche Volk war ſehr unzufrieden über ſeine Anhänglichkeit an einer Fürſtin von ſo zweideutigem Ruf. Überhaupt erwartete man damals, nach Suetonius Bericht, daß Titus ein zweiter Nero werden würde. Veſpaſian ſtarb im Jahr 79, und Titus folgte ihm im ganzen Umfange ſeiner Gewalt, obgleich Domitian einen Antheil an der Regierung verlangte, und vorgab: das Teſtament ſeines Vaters ſey verfälſcht worden. Wirklich veranlaßte er einige Unruhen in der Stadt, die aber beigelegt wurden, und die Verzeihung, welche Titus dem Domitian wiederfahren ließ, ſo wie die freundſchaftliche und liebevolle Weiſe, womit er ihn behandelte, waren ein Beweis von jener Herzensgüte, welche nach der Thronbeſteigung des Titus einen Hauptzug in ſeinem Charakter bildet. Seine Sinnesänderung war ſo vollkommen, daß er mit Recht die Liebe und das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechts (amor et deliciae humani generis) genannt wurde. Die Nachrichten, welche uns von dieſer kurzen Regierung überliefert worden, bilden bloß eine Reihe von Wohlthaten. Eine ſeiner erſten Handlungen war die Beſtätigung aller von ſeinen Vorfahren gemachten Schenkungen und Begünſtigungen, welche bis dahin durch jede Thronerledigung ſo lange für vernichtet gehalten wurden, bis ſie von dem jedesmaligen neuen Kaiſer beſtätigt waren. So ſehr dies nach einer verſchwenderiſchen und unvorſichtigen Regierung in mancher Hinſicht zum öffentlichen Wohl beitragen konnte, ſo gab es doch auch Gelegenheit zu manchen Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten. Das Beiſpiel des Titus wurde in dieſem Punkt von allen nachherigen Kaiſern befolgt. Als er Pontifex Maximus wurde, erklärte er: daß er dies Amt als eine feierliche Verpflichtung annehme, nie ſeine Hände in Bürgerblut zu tauchen. Als daher zwei Patricier ſich wider ihn verſchworen hatten, ließ er ſich ſo weit herab, ihnen das Thörichte ihres Vergehens vorzuſtellen, verſprach ihnen, in jeder andrer Hinſicht, wo ſie es wünſchen würden, ihnen ſein Wohlwollen zu beweiſen, lud ſie freundſchaftlich zur Tafel ein, und ließ ſie am folgenden Tage bei einem öffentlichen Schauſpiele neben ſich ſitzen. Seine Güte ging noch weiter, indem er der Mutter des Einen dieſer Verſchwörer, welche von Rom abweſend war, einen Boten ſchickte, um ſie wegen jenes Ereigniſſes zu beruhigen, und ſie verſichern zu laſſen, daß das Leben ihres Sohnes in keiner Gefahr ſey. Er hob die Geſetze auf, welche das durch Reden und Schriften gegen die Perſon und die Würde des Kaiſers begangene Majeſtätsverbrechen betrafen, und welche unter den vorigen Regie-

rungen eine Quelle des Unglücks und Verderbens für viele der angeſehenſten Familien geweſen waren. „Wenn ich unverdienter Weiſe verunglimpft werde," ſagte er, „ſo kann eine ſolche Beſchimpfung mich nicht beleidigen. Iſt aber der Tadel gegründet, ſo würde es große Tyrannei ſeyn, Menſchen für die Äußerung der Wahrheit zu ſtrafen. Was die Beleidigungen meiner Vorfahren betrifft, ſo mögen dieſe, wenn ſie Götter geworden ſind, ſich ſelbſt rächen." Wie manchen Fürſten älterer und neuerer Zeit würde ein ſo hoher Grad von Vernunft und Edelmuth zur Ehre gereichen. Die Angeber (delatores) der vorigen Regierungen ſtrafte Titus vielleicht zu prahleriſch. Er verbannte nicht nur einige aus Rom, ſondern ließ andere auch an öffentlichen Plätzen peitſchen, und in den Amphitheatern auf eine ſchimpfliche Weiſe ausſtellen. Sein Grundſatz war: „daß Niemand mißvergnügt von ſeinem Fürſten ſcheiden müſſe," weßhalb er aber den Bittenden oft Hoffnungen machte, wenn er ihren Foderungen auch nicht entſprach; und in dieſer Hinſicht folgte er wohl ſeiner Gutherzigkeit auf Koſten ſeines Verſtandes. Jenen Grundſatz, verglichen mit ſeinem bekannten Ausrufe, nach einem Tage, an dem er keine Wohlthat erzeigt hatte: „Meine Freunde, ich habe einen Tag verloren!" erregt den Gedanken, daß ſeine guten Handlungen häufiger in Gunſtbezeigungen gegen Höflinge und ungeſtüme Bittſteller, als in der Erfüllung der öffentlichen Pflichten beſtanden. Seine Gefälligkeit gegen das römiſche Volk, dem er es überließ zu beſtimmen, wie viele, und was für Kampfſpiele auf den Amphitheatern gegeben werden ſollten, wird ſchwerlich von denen gelobt werden, welche die blutdürſtigen Geſinnungen des gemeinen Haufens in Erwägung ziehen. Seinem Streben nach der Volksgunſt war es gleichfalls zuzuſchreiben, daß er dem niedrigſten Pöbel die Theilnahme an den prachtvollen warmen Badeanſtalten, die er errichtet hatte, geſtattete. Zur Freude der Römer, die einen erblichen Haß gegen alle fremde Souveraine hatten, ſchickte er, obgleich ungern, die Königin Berenice zurück, und dieſe Handlung verdient um ſo mehr Lob, da ſie ſeinem Herzen ſehr ſchmerzhaft war. Die vorzüglichſten öffentlichen Ereigniſſe während ſeiner Regierung waren der große Ausbruch des Veſuvs, wodurch Herculanum, Pompeji, Stabiä und andere Städte begraben wurden, und eine unglückliche Feuersbrunſt, welcher eine ſchreckliche Peſt folgte. Mit der rührendſten Güte ſuchte Titus das öffentliche Elend zu lindern, und den Leidenden auf alle Weiſe zu helfen. Noch der Gegenſtand der wärmſten Liebe und Verehrung ſeiner Unterthanen und auch nicht durch die kleinſte Ungerechtigkeit befleckt, wurde dieſer vortreffliche Kaiſer auf einer Reiſe nach der Landſchaft der Sabiner von einem Fieber ergriffen. Seinen frühen Tod beklagend, blickte er gen Himmel und ſagte: „Ich habe mir aus meinem Leben nichts vorzuwerfen, als eine einzige Handlung." Welche es war, äußerte er nicht. Er ſtarb den 13ten September 81 auf eben dem Landgute, wo ſein Vater geſtorben war, im 41ſten Jahre ſeines Alters, und nach einer Regierung von einem Jahr und neun Monaten, keine männlichen Nachkommen hinterlaſſend. Sein Tod wurde zu Rom als ein allgemeines Unglück beweint, und er wurde von den Römern, welche Ehre ihren Kaiſern gewöhnlich wiederfuhr, unter ihre Göt-

ter verſetzt. Daß ein längeres Leben ſeinem Ruhm vielleicht nicht vortheilhaft geweſen wäre, darf man wegen der Lenkſamkeit ſeines Gemüths und ſeines Hanges zur Verſchwendung wohl annehmen. Als Kaiſer kann man ihn mit den Trajanen und Antoninen freilich nicht in eine Reihe ſtellen; doch iſt er immer unter den vortrefflichen Fürſten eine erfreuliche Erſcheinung.

N. P.

Anhang

zum

achten und neunten Bande

des

Converſations-Lexicons.

Wir liefern in dieſem Anhange außer verſchiednen Artikeln, welche wegen verſpäteter Einſendung an uns im achten und neunten Bande übergangen werden mußten, die ſo wichtigen und gewiß allgemein vermißten Artikel Reformation und Reformirte Kirche. Durch ein Verſehen war die Handſchrift davon in der Druckerei verlegt worden und unbenutzt geblieben, was wir erſt nach Vollendung des achten Bandes gewahr wurden. Dies zur Erklärung und Entſchuldigung eines ſo auffallenden Mangels. Zugleich theilen wir bei dieſer Gelegenheit unſern Leſern noch einen zweiten Aufſatz über Symbol und Symbolik mit, der hoffentlich nicht unwillkommen ſeyn wird.

d. Red.

Realgeld, Sachgeld, iſt diejenige Gattung von Geld oder Vermögensmeſſer, der ein ſinnlicher Stoff, kein bloßer Begriff, zum Grunde liegt, vermittelſt welcher alſo der Werth der Güter nicht bloß ideal ausgeſprochen, ſondern körperlich gemeſſen wird. Geiſtige Dinge, bloße Begriffe ſind ſchon darum wenig geſchickt, zum Maßſtab des verglichenen Tauſchwerths der Güter gebraucht zu werden, weil jeder Theil der Tauſchenden ſich ſelbſt und unabhängig von ſeinem Gegner einen ſolchen idealen Maßſtab bildet, und es immer äußerſt ſchwer hält, daß beide Parteien über die Größe deſſelben völlig mit einander übereinſtimmen. Soll aber der Vermögensmeſſer möglichſt vollkommen ſeinen Zweck erfüllen, nämlich den Tauſchwerth der wechſelſeitig zu gebenden und zu nehmenden Güter genau zu bezeichnen, und eben dadurch beiden Parteien die Vereinigung über den Preis der in den Tauſch gekommenen Waaren zu erleichtern, ſo muß er nothwendig ein gemeinſchaftlicher Maßſtab ſeyn. Aus dieſem Grunde haben die meiſten Nationen bei Erwählung eines Werthmeſſers körperliche Gegenſtände den unkörperlichen vorgezogen, und ſich lieber eines realen als idealen Geldes bedient. Je weniger über den verglichenen Werth eines ſinnlichen Guts Zweifel Statt findet, je leichter es daher den Nationalgliedern iſt, denſelben zu erkennen und gehörig zu würdigen, deſto paſſender und brauchbarer iſt das Gut zu einem Realgelde. Allein, wie ſehr auch ſämmtliche Nationalglieder zu einer und derſelben Zeit über den verglichenen Werth des zum Realgeld gewählten Genußmittels übereinſtimmen mögen, ſo läßt ſich doch eine ſolche vollkommne Übereinſtimmung auf die Dauer keineswegs erwarten. Mit dem Maßſtabe der Güter verhält es ſich in der politiſchen Arithmetik ganz anders als mit dem Maßſtabe der Größen in der Geometrie. In der letztern Wiſſenſchaft hat die wirkliche Länge, welche ich mit der Idee des Fußes verbinde, eine beſtimmte unwandelbare Größe und der Idealmaßſtab des Fußes wird durch die Anwendung auf eine beſtimmte Länge durchaus nicht verändert, wenn ich aber die Idee eines Pfennigs als des Maßſtabs für den kleinſten Vermögenstheil auf den verglichenen Werth irgend einer Waare anwende, ſo finde ich bald, daß der Werth dieſes Maßſtabs Veränderungen und Abwechslungen unterworfen iſt, wodurch er zu einem vollkommnen Vermögensmeſſer unfähig wird. Geſetzt z. B., zu einem Pfennig, als dem Maßſtabe für den kleinſten Vermögenstheil, ſey der zweihundertſte Theil eines Loths Silber gewählt worden, ſo kann ich durch dieſen Maßſtab das Verhältniß des verglichenen Werths von allen möglichen Genuß-

mitteln gegen den verglichenen Werth von Silber auf das genaueſte ausdrücken und bezeichnen, ſo lange ich nur vorausſetzen kann, daß jener Werth vom Silber unwandelbar bleibe; ſobald aber dieſer Werth ſich ändert, ändert ſich nothwendig auch die Größe des Maßſtabs, und es werden vermittelſt deſſelben die Güter bald nach einem größern, bald nach einem kleinern Verhältniſſe gemeſſen. Es tritt hier derſelbe Fall ein, als wenn Jemand die Größe aller Längen durch die Länge ſeiner Spanne beſtimmen wollte. Die Größe der Spanne iſt nach dem Wachsthume des Körpers veränderlich, es wird alſo dieſer Menſch zwar immer im Stande ſeyn, das Verhältniß aller Längen gegen die jedesmalige Größe ſeiner Spanne anzugeben, unmöglich wird man jedoch dieſer Spanne den Charakter eines vollkommenen Maßſtabs beilegen können. Gleiche Bewandtniß hat es mit den zum allgemeinen Werthmeſſer (Geld) gewählten edlen Metallen. Ein Loth Silber bleibt zwar immer und ewig ein Loth Silber, d. h. in einem Lothe dieſes Metalls iſt jederzeit eine gleiche Anzahl von Silbertheilen enthalten, allein dies macht nicht den verglichenen Werth überhaupt, und eben ſo wenig den verglichenen Tauſchwerth vom Silber aus, ſondern dieſer wird vielmehr durch die größere oder geringere Menge von Waaren, die man gegen eine gewiſſe Menge dieſes Metalls einzutauſchen vermag, beſtimmt. Sobald alſo für ein Loth Silber bald mehr, bald weniger Waaren gegeben werden können, und die Urſache dieſer Verſchiedenheit im Silber ſelbſt liegt, iſt der verglichene Tauſchwerth deſſelben eine veränderliche Größe. Dasjenige Stückchen Silber, das vor der Entdeckung von Amerika als kleinſter Vermögenstheil zum Maßſtabe der Werthe ſehr paſſend war, konnte es nicht mehr ſeyn, als nach dieſer denkwürdigen Epoche der Tauſchwerth der edeln Metalle ſo tief herabſank, daß jenes Stückchen Silber gänzlich aufhörte, einen Vermögenstheil zu bilden, daher ward es nothwendig, ein größeres Stück dieſes Metalls zum Maßſtabe des verglichenen Werths der Güter zu erwählen, und umgekehrt kann in der Folge wieder der Fall eintreten, daß der verglichene Tauſchwerth der edlen Metalle ſo ſehr in die Höhe getrieben wird, daß das Stückchen Silber, welches gegenwärtig zur Bezeichnung des kleinſten Vermögenstheils vollkommen paſſend iſt, zu dieſem Behufe zu groß wird, und daß daher ein kleinerer Theil jenes Metalls zum Vermögensmeſſer gewählt werden muß. Sind aber ſelbſt die edeln Metalle, welche doch alle übrigen Genußmittel an Brauchbarkeit zu dieſem Zweck übertreffen, unfähig, einen vollkommenen Vermögensmeſſer abzugeben, ſo läßt ſich dies noch viel weniger von andern Gütern erwarten, und man kann als Grundſatz annehmen, daß es unmöglich ſey, irgend ein Genußmittel zu entdecken, welches zu allen Zeiten und unter allen Verhältniſſen einen ſo unwandelbaren verglichenen Werth beſitze, daß es zu einem vollkommenen Vermögensmeſſer tauglich wäre. Zum Glück iſt es indeſſen nicht durchaus nothwendig, daß der verglichene Werth des Genußmittels, welches zum allgemeinen Vermögensmeſſer dienen ſoll, ganz unwandelbar, daß der Maßſtab ein vollkommener Maßſtab ſey, ſondern es reicht vielmehr ſchon hin, wenn dieſer Werth nur keinen zu großen und ſprungweiſe erfolgenden Abwechslungen unterworfen iſt; zu den

Genußmitteln ſolcher Art aber gehören vorzugsweiſe die edeln Metalle. (S. Geld.) K. M.

Realmünze, Sachmünze, iſt dasjenige Tauſch- und Werthausgleichungsmittel, welches zwar, wie jede Münze, eine nach dem allgemeinen Vermögensmeſſer (dem Gelde) berechnete Anweiſung auf die in den Tauſchverkehr kommenden Güter jeder Art enthält, aber zugleich mit dieſer Eigenſchaft die einer Waare verbindet, indem es einen ihm eigenthümlichen, unabhängigen, mit dem der Güter, worauf es eine Anweiſung gibt, übereinſtimmenden oder ihn übertreffenden Tauſchwerth beſitzt, welchen es ſelbſt dann noch behält, wenn es aufgehört hat, Anweiſung auf andere Waaren zu ſeyn. Zum Begriff der Realmünze iſt es daher unumgänglich nothwendig, daß der ſinnliche Stoff, welcher derſelben zum Grunde liegt, ein Gut, ein Genußmittel ſey; mit dem Beſitze einer Münze dieſer Art iſt zugleich der Beſitz eines Pfandes über den vollen Tauſchwerth derjenigen Güter verbunden, worauf die Münze eine Anweiſung enthält. Die Idealmünze iſt nichts weiter als ein bloßes, reines Tauſchmittel, kann daher auch nur in ſo fern Werth und Geltung haben, als ſie eine Güteranweiſung enthält, auf deren Realiſirung der Münzbeſitzer mit Sicherheit rechnen kann; die Realmünze leiſtet die Gewähr für dieſe Sicherheit durch ſich ſelbſt, die Idealmünze hingegen nur durch ſeinen Bürgen; und auf dem Vertrauen, welches man dieſem Bürgen ſchenkt, beruht allein ihre Geltung. — Nicht alle Gattungen von Genußmitteln ſind gleich fähig, zum ſinnlichen Stoff der Realmünze gebraucht zu werden, ſondern vorzüglich nur ſolche, welche unbeſchadet ihres poſitiven Werths ſich in die kleinſten Vermögenstheile trennen laſſen, und zugleich allgemeinen abſolut oder doch hohen relativverglichenen Werth beſitzen. In der früheſten Epoche der Cultur dienten Ochſen den Athenienſern, Schafe und anderes Vieh den Römern zur Münze (daher die Benennung pecunia). In Mexico galten früherhin Kakaobohnen, Federkiele mit Goldſtaub gefüllt, dünne Stücke von Zinn als Münze. In Äthiopien und Abyſſinien vertritt Steinſalz die Stelle der Münze, in Virginien bedient man ſich dazu des Tabaks, im Reiche Siam, ſo wie in Bengalen gebraucht man eine Art kleiner Muſcheln, welche Kauris heißen, als Münze; auf Newfoundland iſt trockner Stockfiſch, Zucker in einigen weſtindiſchen Colonien, bei den Bewohnern der Küſten von der Hudſonsbay ſind Biberfelle, und in Island Kabeljaue die gewöhnliche Münze, aber in keinem Genußmittel findet man die zu einer paſſenden Realmünze erfoderlichen Eigenſchaften in ſo hohem Grade vereinigt, als in den Metallen, beſonders den edeln, weßhalb dieſe auch von den meiſten Völkern dazu vorzugsweiſe ſind benutzt worden. (S. Münze, Metallmünze.) K. M.

Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war ſchon im 15ten Jahrhundert die Loſung Aller, die es mit Religion und Sittlichkeit redlich meinten. Kein Verlangen konnte gerechter ſeyn. Das Chriſtenthum, von ſeinem Stifter beſtimmt, die Menſchheit zu veredeln und zu beglücken, hatte, je weiter es ſeine Herrſchaft über die Völker verbreitete, und ihr Leben in allen Richtungen durchdrang, ſich unter den Händen ſeiner Prieſter deſto mehr von ſeiner urſprünglichen Beſtimmung entfernt. Mochte das meiſt

mit glücklichen Erfolgen gekrönte Beſtreben der römiſchen Biſchöfe, in allen Reichen der Chriſtenheit allein über die Seelen herrſchen, ja auch die Händel der Könige und die Bildung des bürgerlichen Weſens leiten zu wollen, in den Verwirrungen der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung das beſte Mittel geweſen ſeyn, die wilde Jugend des neuen Geſchlechts, das die alte Welt mit den Reſten ihrer Cultur niedertrat, zu zähmen; mochten chriſtliche Glaubensboten und Mönche in die Wälder Deutſchlands und zu den Barbaren des Nordens ſanftere Sitten gebracht, und die Civiliſation der bekehrten Nationen gefördert, mochte ſelbſt der in vielen Punkten für gewiſſe Zeiten wohlthätige Einfluß jener Einheit des Glaubens und Cultus, jener Abhängigkeit aller occidentaliſchen Kirchen von Rom, jener geſetzgebenden Obergewalt über die Völker, die die Conſequenz der Päpſte im Mittelalter erzwang (ſ. d. Art. **Papſt**), die römiſche Kirche berechtiget haben, das größte Verdienſt um die allmählige Geſtaltung des europäiſchen Geſammtlebens, um die Herrſchaft des Geiſtigen in den Verfaſſungen und Sitten, ſich zuzuſchreiben: dieſe Kirche genoß die Früchte ihres Sieges mit ſo weniger Mäßigung, ihr Klerus verläugnete in Lehre und Leben ſo ſehr den Geiſt des göttlichen Meiſters, daß jene Oppoſition gegen die Willkürlichkeiten der Hierarchie, die, im Orient früh entſtanden, durch mancherlei hier unterdrückte, dort wieder auflebende Secten ihren antipapiſtiſchen Sinn bis auf die heimlichen Verbrüderungen der Unzufriedenen im Mittelalter (ſ. d. Art. **Secten**) vererbt hatte, ſeit dem 13ten Jahrhundert die Theilnahme der wahrhaft Chriſtlichgeſinnten um ſo ſtärker anregte, je grauſamer die päpſtliche Macht mit Feuer und Schwert zu ihrer Vernichtung geſchäftig war. Die Frage, was an den Lehren, Gebräuchen, Anſtalten und Handlungen der römiſchen Kirche wirklich chriſtlich und der menſchlichen Wohlfahrt zuträglich ſey, mußte redlichen Geiſtlichen, wie verſtändigen Laien oft in den Sinn kommen. Der Prieſterhochmuth erbitterte die ritterlichen Fürſten, das Eingreifen der Bettelorden in alle Parochialrechte beeinträchtigte die Weltgeiſtlichen und tauſend unſchuldige Opfer der Inquiſition ſchrien um Rache. Gleichwohl beherrſchte das Anſehn des Papſtes die Meinung noch im 14ten Jahrhundert mit einem Nachdrucke, der die Stimmen der Unzufriedenheit kaum laut werden ließ. Des Engländers **Wicklef** (ſ. d. Art.) freimüthige Schriften kamen wohl bald auf das feſte Land; — **Huß** (ſ. d. Art.) mit ſeinen Böhmen wurde dadurch geweckt: daß aber das 15te Jahrhundert zur Reformation noch nicht reif, und die päpſtliche Partei mächtig genug war, jede wirkliche Verbeſſerung zu hintertreiben, bewies ſowohl das Benehmen der Fürſten und Nachbarvölker bei dem Ausbruche der huſſitiſchen Unruhen, als auch der Erfolg der Concilien zu Coſtnitz und Baſel. Erſt nachdem durch die in Folge der Einwanderung gelehrter Griechen geweckten Studien der claſſiſchen Alten der Blick der Gelehrten erweitert, durch die Buchdruckerkunſt der Vorrath von Bildungsmitteln vervielfältigt, durch allgemein intereſſirende Schriften auch in den Mutterſprachen reicher Stoff zum Denken unter die Laien gebracht, und durch die neuen Univerſitäten, deren zwiſchen 1451 und 1502 allein in Deutſchland ſieben entſtanden, die Zahl der Gebildeten bedeutend vermehrt worden war, regte ſich das geiſtige Leben, das der Reformation Bahn

machen ſollte, allgemeiner und kräftiger. Was ſchon die ſogenannten Myſtiker im 14ten Jahrhundert, z. B. Tauler in Straßburg, gewünſcht, was freiſinnige Theologen, wie Gerſon, Nicolaus Clemangis, Johann Weſſel, ernſtlich, doch mit geringem Erfolge gerathen hatten, wartete nun auf den Mann, der es zur Ehre der Wahrheit geltend und wirkſam machen ſollte. Savonarola (ſ. d. Art.) warf ſich in Florenz dazu auf, aber ein Scheiterhaufen begrub ihn und ſein Werk. Etwas wagten auch einige Könige. Carl VIII. von Frankreich veranlaßte die Sorbonne 1497 gutachtlich zu erklären, der Papſt ſey verbunden, von zehn zu zehn Jahren Concilien zur Verbeſſerung der Kirche zu halten, widrigenfalls die Biſchöfe ſich ohne ihn verſammeln möchten. Maximilian I. brachte die ſtarken Beſchwerden der deutſchen Fürſten aus den Reichsabſchieden von 1500 und 1510 zur Kenntniß des römiſchen Hofes. Auf franzöſiſchen Betrieb kam 1511 gar dem Papſte Julius II. zum Trotz ein freies Concilium zu Piſa zu Stande; aber wie kühn ſich ſeine wenigen Sprecher auch geberdeten, es ſtarb doch bald an ſeiner eignen Schwäche und den Beſchlüſſen der Kirchenverſammlung im Lateran, die ihm 1512 entgegengeſetzt, in der Hand des Papſtes nur diente, ſeine Anmaßungen von neuem zu beſchönigen. Überhaupt waren bei den bisherigen Anträgen auf Abſtellung des Verderbens der Kirche einer Seits zu oft politiſche Nebenzwecke im Spiel geweſen, andrer Seits in der Hitze des Eifers gegen einzelne Unbilden und Mißbräuche die Grundfehler der Kirchenlehre und Verfaſſung, aus denen alle andern Übel hervorgingen, zu ſehr überſehen worden, als daß mehr, denn fruchtloſe Disputationen und harte Verfolgungen der kühnen Eifrer oder ſchale politiſche Vergleichshandlungen, in denen der Papſt am Ende Recht behielt, auf dieſem Wege hätten bewerkſtelligt werden können. Tiefer wirkte Reuchlins großes Verdienſt um den Anbau der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, und ſein für die Sache der Aufklärung höchſt wichtiger Sieg über die Obſcuranten in Cöln, umfaſſender der gebildete Geſchmack und geſunde Verſtand, der aus den Schriften des geiſtreichen Erasmus zu den bedeutendſten Männern in Staat und Kirche redete und nächſt gründlicheren gelehrten Studien auch freiere Einſichten von der Religion und ihrer thätigen Anwendung förderte, gewaltiger endlich, beſonders auf Maſſe des Volks, das Heer von Satiren, Spottliedern, beißenden Allegorien und derben Späßen, in denen der Witz ſeit Reinecke dem Fuchs bis auf die feinen Anſpielungen dieſer beiden, zur Unternehmung entſcheidender Schritte nur nicht hinlänglich unerſchrocknen und feurigen Gelehrten ſich auf Koſten des römiſchen Unweſens und der Möncherei ausgelaſſen hatte. So öffneten ſich durch das Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, durch das Vordringen eines neuen nach Licht und Freiheit ringenden Zeitgeiſtes allmählig die Wege, auf denen die Wahrheit Anerkennung finden ſollte. Die Mitte von Europa, ſammt dem längſt gegen Rom unwilligen Norden war geſtimmt, das Kühnſte zu hören, und verwegne Schritte zu unterſtützen, ſobald es gälte, das Joch der hierarchiſchen Vormundſchaft abzuſchütteln, der die Beſſern und Nachdenkenden ſich nun entwachſen fühlten. Noch ahnete aber Niemand, woher der erſte Anſtoß kommen würde. Churfürſt Friedrich III. von Sachſen, ein weiſer Regent, doch ſonſt eifriger Catholik und beſonderer Liebhaber von Reliquien, folgte nur dem

rühmlichen Beiſpiele andrer deutſchen Fürſten, da er 1502 zu Wittenberg eine Univerſität ſtiftete, wohin er unter andern Gelehrten auch Martin Luthern, einen Auguſtinermönch von Erfurt, als Lehrer der Theologie berief. Dieſer bei großem Genie mehr noch durch tiefe Religioſität und ſtarke Wahrheitsliebe als durch überlegne Gelehrſamkeit ausgezeichnete Mann kannte die heilige Schrift, und ſeit einer Reiſe nach Rom, die er 1510 in Ordensgeſchäften machte, auch die Gebrechen des päpſtlichen Hofes. Dort regierte ſeit 1513 Papſt Leo X. (ſ. d. Art.), wenig bekümmert um das Verlangen der Welt nach Verbeſſerung einer Kirche, der er vorſtand, um ihre Einkünfte zur Befriedigung ſeiner fürſtlichen Neigungen zu brauchen. Der Handel mit Ablaßzetteln hatte oft ſchon den Geldhunger ſeiner Vorfahren ſtillen müſſen. Von ihm ließ ſich daher 1516 ein ihm ſehr ähnlicher geiſtlicher Fürſt, Albrecht, Churfürſt und Erzbiſchof von Mainz und Magdeburg, mit der Bedingung, die Beute zu theilen, ſolchen Handel für ſeine Sprengel auftragen, und beſtellte dazu, unter andern Commiſſarien, den im Ablaßkram ſchon geübten leipziger Dominicaner Johann Tezel, der, von Ort zu Ort ziehend, ſein Gewerbe mit der unverſchämteſten Marktſchreierei betrieb, und die bekreuzten Zettel über die Vollmacht der päpſtlichen Bulle, die doch noch von Reue ſprach, weit hinaus als unbedingte Documente der Sündenvergebung in Zeit und Ewigkeit anpries. Der Zulauf war nicht gering, und der Gewinn reichlich; denn das einfältige Volk hielt den alten Aberglauben noch hoch, und die bequeme Art, für wenige Groſchen der ſchwerſten Sündenſchulden, deren jede ihre Taxe hatte, ledig zu werden, und los zu kommen von zeitlicher Buße und ewiger Verdammniß, gefiel der rohen Menge wohl (vergl. d. Art. Ablaß). Da Tezel ſeinen Kram im Herbſt 1517 zu Jüterbock aufſchlug, ſtrömten ihm auch aus dem nahen Wittenberg viele Käufer zu, und verbaten ſich dann mit Vorzeigung ihrer Zettel bei ihren Beichtigern jede Verpflichtung zu neuer Buße. Gegen dieſen gotteslästerlichen Unfug erhob ſich Luther erſt mit Predigen, da er neben ſeiner Profeſſur ein Pfarramt bekleidete, und dann, um nach altem Brauch die Sache im Wege einer akademiſchen Disputation beizulegen, durch 95 Theſes oder Streitſätze, die er den 31ſten Oct. 1517 an die Thür der Schloßkirche anſchlug. Darin erklärt er ſich ſehr ernſtlich gegen den Mißbrauch des Ablaßhandels, bezeigt neben lebhaftem Eifer für die heilige Schrift immer noch große Ehrfurcht vor dem Anſehn der Kirche und des Papſtes, und bittet am Ende um gründliche Belehrung. Dieſe Sätze wurden lateiniſch, ſeine Predigt vom Ablaß aber deutſch herausgegeben, und in wenigen Wochen durch ganz Deutſchland, erſtere bald auch unter andern Völkern der Chriſtenheit verbreitet. Überdieß trug Luther ſelbſt in beweglichen, und bei aller Freimüthigkeit ſehr beſcheidenen Briefen an ſeine geiſtlichen Obern und den Papſt auf Abſtellung des tezelſchen Unfugs und des Verderbens der Kirche überhaupt an. Außer dem wohlgeſinnten Biſchof von Brandenburg Scultetus gab ihm keiner gehörige Antwort. Dafür traten von Tezeln, in deſſen Namen Conrad Wimpina, Profeſſor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, die Feder ergriff, von einem päpſtlichen Höfling zu Rom, dem Auguſtiner Sylveſter Prierias, und von dem aus dem Streite mit Reuchlin noch übelberüchtigten Ketzermeiſter Jacob Hoch-

ſtraten zu Cöln abgeſchmackte Schmähſchriften voll der ausſchweifendſten Behauptungen von der Macht des Papſtes und ſeines Ablaſſes ans Licht, die aber zu armſelig, um dem Spotte der Gebildeten zu entgehen, eben ſo wie Dr. Ecks zu Ingolſtadt giftige Obelisken gegen Luthern, anſtatt ſeine Sätze mit Gründen zu widerlegen, das Aufſehn ſeines Unternehmens nur vermehrten. Die ſcharfen Antworten, in denen er die Blößen dieſer Kämpfer für den Ablaß aufdeckte, und die Resolutiones, die er zur Erklärung ſeiner Sätze nachfolgen ließ, brachten der Wahrheit immer neue Siege. Eine Disputation, die er bei einem Auguſtinerconvent zu Heidelberg 1518 über das Verdienſt der ſogenannten guten Werke und den Gebrauch der ariſtoteliſchen Philoſophie hielt, gewann ihm unter den gegenwärtigen jungen Theologen mehrere Freunde, z. B. Bucer, Brenz, Schnepf, Billican, die nachher als thätige Beförderer der Reformation berühmt wurden. Die Geſpräche Luthers mit den päpſtlichen Legaten Cajetan und Miltiz, erſteres 1518 zu Augsburg, letzteres 1519 zu Altenburg, worin dieſe Herren, ſtatt ihn, wie ſie befehligt waren, zum Widerruf zu bringen, nur ihre Unfähigkeit, die römiſchen Satzungen mit Beweiſen der heiligen Schrift zu ſtützen, kund thaten, endlich das noch 1519 zu Leipzig drei Wochen lang gehaltene Schulgefecht Ecks mit Karlſtadt und Luther, in dem über freien Willen, Papſtgewalt, Ablaß und Fegefeuer hitzig geſtritten, aber nichts entſchieden wurde, erweckten, wie Luthers faſt in jedem Monate ausgehende neue Flugſchriften und gedruckte Predigten, ſeinem Werke neben neuen Widerſachern auch eine immer allgemeinere Theilnahme. Von den Pyrenäen bis zur Weichſel, vom adriatiſchen Meere bis zum Belt wurde begierig alles geleſen, was von Luthern oder über ihn erſchien. Die ſeltne Fülle, Verſtändlichkeit und Kraft ſeines deutſchen Ausdrucks, ſein ſchlagender Witz, ſeine durch ununterbrochne hiſtoriſche und exegetiſche Studien täglich zunehmende Einſicht und Gelehrſamkeit, die überzeugende Stärke ſeiner Gründe, und was am meiſten wirkte, die Übereinſtimmung ſeiner Lehren mit den wichtigſten Bedürfniſſen und Wünſchen der Zeit, die beifälligen Urtheile eines Erasmus, Pirkheimer und andrer vortrefflichen Köpfe, der offne Beitritt von Männern, wie Melanchthon und Hutten, die gleichzeitige faſt noch kühnere Erhebung der Schweizer Zwingli und Ökolampadius gegen Ablaß und Papſtthum (vergl. d. Art. Reformirte Kirche), machte den vor 1517 noch wenig bekannten Mann nun zum Verfechter aller helldenkenden und über den Verfall der Kirche Chriſti bekümmerten Menſchen in Europa. Als ſolcher redete und handelte er nun mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe und unverkennbarem göttlichem Beiſtande. Die in ſeinen erſten Schriften noch merkbare Scheu vor dem römiſchen Hofe warf er weg, da der Ungrund aller päpſtlichen Anmaßungen ihm klar geworden. Eine reine Erkenntniß göttlicher Dinge, eine glühende Begeiſterung, wie man ſie ſeit den Zeiten der Apoſtel nicht mehr vernommen hatte, ſprach aus ſeinen herrlichen Schriften an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation, von der Meſſe, von der babyloniſchen Gefangenſchaft und von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen, in denen er die Grundlehren des Papſtthums ſelbſt mit Waffen des göttlichen Wortes angriff, und die vergeſſene lautre Lehre des Evangeliums ins Leben hervorrief. Er that es 1520 zur ſelbigen Zeit, da Eck

des Papſtes Bannbulle gegen ihn in Deutſchland verkündigte, appellirte wiederholt an ein allgemeines Concilium, und warf, weil man ſeine Schriften zu Mainz, Cöln und Löwen verbrannt hatte, dieſe Bannbulle ſammt den päpſtlichen Canonen und Decretalen am 10ten December d. J. unter großem Jubel der Studierenden zu Wittenberg öffentlich ſelbſt ins Feuer. Dieſes und das folgende Jahr 1521 iſt daher der wahre Zeitpunkt des Anbruchs der deutſchen Reformation, weil darin Luther ſich förmlich von der römiſchen Kirche losriß, und mehrere der mächtigſten vom deutſchen Adel, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg u. a. und der angeſehenſten unter den Gelehrten mit der Univerſität Wittenberg, der nun die Söhne Deutſchlands und andrer Länder ſchaarenweis zuſtrömten, ſich öffentlich für ſein Unternehmen erklärten. Der ehrfurchtgebietende Eindruck ſeines perſönlichen Auftritts und ſeiner tapfern Weigerung jedes Widerrufs auf dem Reichstage zu Worms am 17ten April 1521, dem Tage ſeines größten Triumphs (ſ. d. Art. Luther), gab ihm die Macht und Würde eines anerkannten Reformators; das wormſer Edict und die vom Kaiſer wider ihn proclamirte Reichsacht machten ſeine Sache zur Staatsangelegenheit. Dabei iſt nicht zu überſehen, welche Verhältniſſe und Begebenheiten noch außer den ſchon angeführten vorbereitenden und mitwirkenden Umſtänden dieſe Sache begünſtigten. Der Papſt war hauptſächlich durch Deutſchlands Ergebenheit groß geworden, mit ihm hatten es die deutſchen Fürſten in ſeinen Händeln mit dem Kaiſer meiſt gehalten, weil ſie ſelbſt auf dieſem Wege von letztrem unabhängiger wurden. Rom mußte ſie alſo ſchonen, und der Kaiſer ſich im Stillen freuen, wenn es mit ihnen zerfiel. Nach Maximilians I. Tode 1519 bekleidete Churfürſt Friedrich III., ohnehin der mächtigſte deutſche Fürſt, in allen Landen ſächſiſchen Rechts das Reichsvicariat, und ſchon wegen ſeines perſönlichen Anſehns hatte er die entſcheidendſte Stimme bei der Wahl des neuen Kaiſers. Daher mußte der Papſt ſowohl als der durch ſeine kräftige Fürſprache 1520 gewählte Carl V. ihm gefällig ſeyn; jener, indem er die anfangs gebotene Citation Luthers nach Rom in eine Unterhandlung mit ſeinen Legaten verwandelte, dieſer indem er die Reformation ſo lange, als es ſich nur vor dem Papſte und den catholiſchen Ständen verantworten ließ, ohne gewaltſame Gegenanſtalten ihren Gang gehen ließ. Vor den erſten Folgen der Reichsacht wurde Luther durch ſein zehnmonatliches Exil auf der Wartburg ſicher geſtellt, und das wormſer Edict konnte in Sachſen um ſo weniger Wirkung erhalten, da der Kaiſer, ſeit 1521 im Kriege mit Frankreich begriffen oder in Spanien beſchäftigt, die deutſchen Religionshändel faſt ganz aus dem Geſicht verlor, und übrigens jeder Fürſt in ſeinen Landen that, was er für Recht hielt. Daß Friedrich der Weiſe aber, obwohl er kein Anhänger der Reformation heißen wollte, doch ihren Helden ſchützte, macht ſein großes Intereſſe an dem Flor der wittenberger Univerſität, ſeine Redlichkeit, ſeine allmählig wachſende Überzeugung von der Gerechtigkeit der Unternehmungen Luthers und deſſen Freund Spalatin, der an Friedrichs Hofe alles vermittelte, ſehr erklärlich. Leo's Nachfolger, der ernſte, ſelbſt auf eine Reformation bedachte Adrian VI., erhielt auf ſeinen Antrag, die lutheriſche auszurotten, von dem Reichstage zu Nürnberg 1522 hundert Beſchwerden der deutſchen Stände, auch der

catholiſchen, gegen ſeinen Stuhl zur Antwort. Eben ſo wenig als die Züricher, deren ſchnelles Fortſchreiten zur Änderung der Religionslehren und Gebräuche bei den Regierungen der nördlichen Cantone die kräftigſte Hülfe fand, waren alſo die Wittenberger gehindert, Reformen des Gottesdienſtes (mit der Meſſe fingen ſie an) vorzunehmen, ja Luther ſelbſt muſste von der Wartburg herbeieilen, um die durch Karlſtadts (ſ. d. Art.) ſtürmiſchen Eifer erregten Unruhen ins Gleichgewicht zu bringen; während er ſeine Überſetzung des neuen Teſtaments, die Frucht ſeines Exils, der die Bücher des alten Teſtaments bald nachfolgten, und Melanchthon ſeine Locos communes, die erſte und lange die muſterhafteſte Dogmatik der evangeliſchen Lehre (1521 zum erſtenmale) herausgab, wurden in Zweibrücken, Pommern, Schleſien, in den ſächſiſchen (Leisnig war nach Wittenberg die erſte) und ſchwäbiſchen Städten ernſtliche Anſtalten zur Abſtellung der papiſtiſchen Mißbräuche gemacht. Luthers Schrift von der Ordnung des Gottesdienſtes kam, 1523 kaum erſchienen, zu Magdeburg und Elbingen gleich in Anwendung. Auch Märtyrer fehlten der aufblühenden neuen Kirche nicht; die Inquiſition in den Niederlanden verſchaffte ihr ſchon 1522 durch Hinrichtung einiger lutheriſchgeſinnten Auguſtiner dieſe Ehre. Franzöſiſche und holländiſche Überſetzungen der Bibel traten ans Licht; im Herzen Frankreichs bei Meaux, bildete ſich eine evangeliſche Gemeinde. Umſonſt verdammt die Sorbonne Luthers Sätze, umſonſt wird 1524 auf dem Reichstage zu Nürnberg und dem Convent zu Regensburg die Vollziehung des gegen jede Religionsneuerung gerichteten wormſer Edicts beſchloſſen, umſonſt bemühen ſich die Herzoge, Georg von Sachſen (albertiniſcher Linie) und Heinrich von Braunſchweig, Öſterreich, Frankreich und Spanien, ſo wie die geiſtlichen Fürſten, durch Verfolgungen der Evangeliſchen in ihren Landen die Reformation zu unterdrücken: Luther legt in demſelben Jahre die Mönchskutte ab, Mönchs- und Nonnenklöſter werden leer, Geiſtliche heirathen in Sachſen und der Schweiz, und 1525 nennen ſich Johann der Beſtändige, Friedrichs Nachfolger in Churſachſen, Philipp, Landgraf von Heſſen, Albrecht von Brandenburg als Herzog ſeines ſecularisirten Hochmeiſterthums Preußen, öffentlich evangeliſche Fürſten; ihre geſammten Lande, Liefland, ein bedeutender Theil von Ungarn und Öſterreich (Böhmen war ſchon durch die Huſſiten gewonnen), Lüneburg, Zelle, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt am Main, Nordhauſen, Braunſchweig, Bremen nehmen die neue Lehre an, und eine Menge der würdigſten Theologen und Geiſtlichen Deutſchlands treten auf Luthers Seite, der ſelbſt mit der ehemaligen Nonne Catharina von Bora in die Ehe tritt. Schweden wurde 1527 unter Guſtav Waſa durch die Reformatoren Olaf und Lorenz Petri evangeliſch, bald folgte auch der größte Theil von Niederſachſen, und der Norden von Weſtphalen nach, Hamburg und Lübeck beſonders durch Johann Bugenhagen. Die wegen des Kaiſers Abweſenheit geſicherte Ruhe dieſer Jahre, in welchen die Verbreitung der Reformation ſo glücklich und faſt ohne allen äußern Kampf von Statten ging, ſtörten weniger die Streitigkeiten Luthers mit Erasmus und Zwingli (ſ. d. Art. Erasmus und Sacrament), als die 1528 durch des dresdner Kanzlers Otto von Pack Nachricht von einem geheimen Bündniß der catholiſchen Stände gegen die Evangeliſchen erregten Beſorgniſſe

eines Krieges, deſſen Ausbruch von Seiten letzterer Luthers Ermahnung zum Frieden nur mit Mühe hinderte. Inzwiſchen nöthigte dieſe Spannung die Evangeliſchen zum Zuſammenhalten und wegen einer 1529 auf dem Reichstage zu Speier gegen den ihnen nachtheiligen Abſchied gemeinſchaftlich eingelegten Proteſtation erhielten ſie den Namen *Proteſtanten* (ſ. d. Art. Proteſtant). So wurden ſie eine auch politiſch abgeſondert handelnde Partei (corpus evangelicorum ſ. d. Art.), welche ſich, weil der Kaiſer nun wieder drohend in Deutſchland auftrat, zu entſcheidenden Maßregeln anſchicken mußte. Während nach den zur Organiſation des Kirchenweſens unternommenen Viſitationen mit Hülfe der Anweiſungen Melanchthons und der 1529 erſchienenen Catechismen Luthers die beßre Belehrung des Volks in Kirchen und Schulen durch treue Prediger allmählig gedieh, mußte Melanchthon nach Anleitung der von Luthern 1529 abgefaßten torgauer Artikel eine ausführlichere Darſtellung des evangeliſchen Glaubensbekenntniſſes aufſetzen, welche von den meiſt ſchon durch das *torgauer Bündniß* 1526, und den *ſchwabacher Convent* 1529 (ſ. d. Art. Schwabacher Artikel) vereinigten Fürſten, Johann, Churfürſt von Sachſen, Georg, Markgraf von Brandenburg, Ernſt, Herzog von Lüneburg, Philipp, Landgraf von Heſſen, Wolfgang, Fürſt von Anhalt, Albrecht, Graf von Mansfeld, und den Städten Nürnberg, Reutlingen, Kempten, Heilbronn, Weinsheim und Weißenburg unterſchrieben, auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiſer übergeben, am 25ſten Juni in voller Reichsverſammlung feierlich vorgeleſen, und daher *augsburgiſche Confeſſion* (ſ. d. Art.) genannt wurde. Der Kaiſer ließ dagegen eine catholiſcher Seits verfertigte Confutation oder Widerlegung vorleſen, wobei es ſein Bewenden haben ſollte, nahm die wider dieſe Confutation von Melanchthon aufgeſetzte *Apologie* der augsburgiſchen Confeſſion nicht an, und drang auf Abſtellung der Religionsneuerungen. Gleichen Beſcheid erhielten Straßburg, Coſtnitz, Memmingen und Lindau, welche dem Kaiſer eine ähnliche Schrift, Bekenntniß der vier Städte oder Confessio tetrapolitana genannt, überreicht hatten. Dieſer mißliche Ausgang des Reichstags war den Evangeliſchen ein neuer Beweggrund, nur deſto treuer und feſter auf ihren Glauben und Einigkeit unter einander zu halten. Wie nun der *ſchmalkaldiſche Bund* der evangeliſchen Stände ſich bildete, in dem ſie bei allem Schwanken ihrer Maßregeln theils wegen der wechſelnden Politik des Kaiſers, theils den Abmahnungen ihrer Theologen vom Kriege folgend, bis 1546, wo ihr Friedensengel Luther ſtarb, einen wenig geſtörten Genuß ihrer neuen Religionsübung behaupteten, welche Veränderungen die Schlacht bei Mühlberg, des Kaiſers *Interim* und Churfürſt Moritzens unerwarteter ſiegreicher Feldzug gegen dieſen mit ſich brachte, wie endlich 1555 der augsburger *Religionsfriede* die Freiheit des evangeliſchen Gottesdienſtes in ihren Landen, und zum Theil auch für die Proteſtanten in catholiſchen Ländern ſicherte, iſt in den Artikeln Schmalkaldiſcher Bund, Interim und Religionsfriede dargeſtellt. Vereinigungspunkte für dieſe deutſchen Proteſtanten blieben ſowohl ihre zuſammentreffenden politiſchen Intereſſen als auch der in der augsburgiſchen Confeſſion und ihrer Apologie ſeinen Grundzügen nach feſtgeſtellte Lehrbegriff, der durch die ſpäter hinzugekomme-

nen ſchmalkaldiſchen Artikel und beiden Catechismen näher erläutert, und durch die bergiſche Concordienformel 1580 endlich abgeſchloſſen wurde. Vergl. d. Art. Symboliſche Bücher. Zu dieſem evangeliſch-lutheriſchen Lehrbegriff bekannten ſich unter dem Namen augsburgiſcher Confeſſionsverwandten deutſcher Nation drei Churfürſten, Pfalz, Sachſen und Brandenburg, zwanzig Herzoge und Fürſten, worunter die ſächſiſchen Häuſer, Braunſchweig-Lüneburg, Meklenburg, Holſtein-Lübeck, Bayreuth, Wirtemberg und Baden die vornehmſten waren, vierundzwanzig Grafen, vier Freiherren, und fünfunddreißig Reichsſtädte, im Ganzen ſechsundachtzig Reichsſtände. Das mit großer Mühe zu Stande gebrachte Eintrachtswerk derſelben fand jedoch bald heftigen Widerſpruch, nicht bloß bei den Catholiſchen, ſondern auch unter den Proteſtanten. Schweden, Dänemark (ſeit 1536 proteſtantiſch), Schleswig, Pommern, Schleſien und mehrere bedeutende Reichsſtädte weigerten ſich aus politiſchen Gründen, Heſſen und die Stadt Bremen aus Neigung zum Calvinismus die Concordienformel anzunehmen; die Pfalz ſprang wieder ab, und auch der berliner Hof wurde reformirt. Denn leider war der Streit über die Gegenwart des Leibes Chriſti im heiligen Abendmahle (ſ. d. Art.) zwiſchen den ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Proteſtanten, unter denen nach Zwingli's Tode Calvin am meiſten galt, an einem und den ſächſiſchen am andern Theile die Urſach einer völligen Abſonderung der reformirten Kirche (ſ. d. Art.) von der evangeliſch-lutheriſchen geworden. Die Gründe dieſer für den Fortgang der Reformation nachtheiligen Zwietracht beider Kirchen lagen ſchon in der Verſchiedenheit des Charakters ihrer Stifter. Luther, mehr gewohnt, ſyſtematiſch zu denken, und vom unbedingten Glauben an den Buchſtaben der heiligen Schrift auszugehen, hielt neue Vorſtellungen, die ſich ihm darboten, gleich an den Prüfſtein ſeines Syſtems, und duldete nichts in der Lehre, was jenem Glauben zu widerſprechen ſchien. Zwingli, weniger durch fixirte Meinungen befangen, und dem eignen Urtheile mehr einräumend, war dagegen williger, Anſichten feſtzuhalten, die ihm im erſten Augenblicke vernünftig erſchienen. Er kam daher leichter in Gefahr, Irrthum als Wahrheit anzunehmen, während Luther lieber Wahrheit als Irrthum verwerfen, denn ſeinem Glauben etwas vergeben mochte. Mit ihm hielt es der Oſten und Norden, mit der freieren Verſtandesanſicht der reformirten Kirche der Weſten und Süden des weiten Gebietes von Europa, auf dem der Proteſtantismus ſich behauptete. Durch Übereinſtimmung der Lehre und des Cultus ſchloſſen ſich an die reformirte Kirche an, außer der beſſern Hälfte der Schweiz und Genf ſeit 1535, ein großer Theil der Bevölkerung, beſonders des ſüdlichen Frankreichs (ſ. d. Art. Hugenotten), England mit Beibehaltung der hierarchiſchen Würden zuerſt 1547, und nach dem papiſtiſchen Zwiſchenact unter der Königin Marie 1555 — 1558 für immer (ſ. d. Art. anglikaniſche Kirche), Schottland, wo Knox 1560 die presbyterianiſche Kirchenverfaſſung nach Genfs Muſter einführte, und die Republik der vereinigten Niederlande, die mit ihrer Freiheit zugleich den Proteſtantismus erkämpfte (ſ. d. Art. Holland). In Siebenbürgen behielt die lutheriſche Confeſſion das Übergewicht, in Ungarn drang neben ihr auch der Calvinismus ein, und in Polen, wo ſeit 1556 die Reformation zahlreiche Anhänger erhalten hatte, ſchloſſen die

beiden proteſtantiſchen Parteien nebſt den mähriſchen Brüdern 1570 den Friedensvergleich (consensus) zu Sendomir, der ſie zu dem unter dem Namen der Diſſidenten (ſ. d. Art.) bekannten politiſchen Körper vereinigte. Der Verſuch des Churfürſten Gebhard von Cöln, 1582 ſein Erzſtift zu reformiren, mußte bei der Unvorſichtigkeit ſeines Verfahrens gänzlich mißlingen. Wie ſehr nun auch Lutheraner und Reformirte in dieſer Periode einander anfeindeten, die Hauptpunkte der Lehre und des Gottesdienſtes, den Geiſt und Namen wahrer Proteſtanten hatten und haben ſie doch mit einander gemein, und jeder Fortſchritt in der Verbreitung der Reformation konnte als ein Gewinn für beide Parteien betrachtet werden. Gewiß iſt es aber, daß die auch nach dem Religionsfrieden fortdauernde gegenſeitige Spannung der Catholiken und Proteſtanten die Verhältniſſe herbeigeführt hat, in denen der dreißigjährige Krieg (ſ. d. Art.) ſich entzündete, und Deutſchland verwüſtete. Erſt der weſtphäliſche Friede brachte beide Theile in einen Zuſtand geſetzlicher gegenſeitiger Duldung, wovon freilich die proteſtantiſchen Unterthanen catholiſcher Fürſten nur zu oft, bisweilen auch die Catholiken in proteſtantiſchen Staaten, z. B. die Irländer, das Gegentheil erfahren mußten. (S. d. Art. Freiheit, kirchliche). Nach dieſer kurzen, nur vermittelſt vielfältiger Verweiſungen auf andre Artikel in einen ſo engen Raum zuſammenzudrängenden Überſicht der geſchichtlichen Hauptmomente der Reformation iſt noch über das Für und Wider der Frage, „welchen Einfluß ſie auf die Religioſität und Sittlichkeit, auf die wiſſenſchaftliche und bürgerliche Ausbildung der ihr ergebenen Völker geäußert, und in wie fern ſie der Menſchheit genützt oder geſchadet habe," hier um ſo ausführlichere Rechenſchaft zu geben, je allgemeiner dieſer allerdings höchſt wichtige Gegenſtand neuerdings unter den Leſern dieſes Lexicons zum Geſpräch des Tages geworden iſt. Der dargeſtellte Gang der Begebenheiten zeigt, daß die Reformation ohne Verabredung und Plan entſtanden war. Die Gegenanſtalten ihrer Feinde gaben ihr erſt Zuſammenhang und Bedeutung. Die Angriffe leidenſchaftlicher und unverſtändiger Gegner, die Ränke und Gewaltſchritte der römiſchen Curie, die lauten Stimmen des Beifalls ſeiner Nation trieben Luthers muthvolle Thätigkeit weiter, als er je zu gehen gedacht. Umſtände, deren Zuſammentreffen menſchliche Weisheit weder veranſtalten noch hindern konnte, begünſtigten ſein Unternehmen über alle Erwartung: es wuchs im Kampfe mit Widerſachern, deren Sieg kaum zweifelhaft ſchien, mit innern Störungen, die es in der Geburt zu erſticken droheten (Bauernkrieg, Wiedertäufer), zu einer Macht und Höhe heran, die ihn ſelbſt in Erſtaunen ſetzte. Nach wenigen Jahren des Fortganges der Reformation hing es nicht mehr von ihren Stiftern ab, welche Richtung ſie nehmen ſollte; ſie machte ſich ſelbſt ihren Weg, und ſicherte ſich ihr Gelingen. Wer es weiß, wie in dem Gedränge von Ereigniſſen, die die Reformation begleiteten, die große Idee einer Wiedergeburt des echten Chriſtenthums, eines heiligen Kampfes um ewige Güter vorgewaltet hat, der wird nicht anſtehen, ſie für ein Werk aus Gott zu erklären, deſſen Urſprung reine Wahrheitsliebe, deſſen Wachsthum die unverkennbarſte Probe eines himmliſchen Schutzes war. Einige Schriftſteller der neuſten Zeit, auf die auch das proteſtantiſche Deutſchland

hört, haben bald nach ihrem Übertritte zur catholiſchen Kirche der neuen Mutter dadurch zu dienen geſucht, daß ſie die Reformation als Urheberin aller der Übel anklagten, die in den drei letzten Jahrhunderten über die Völker Europa's gekommen ſind. An den bürgerlichen Kriegen, die Frankreich, Holland, Deutſchland und England in dieſer Periode zerrütteten; an dem Blute der Proteſtanten, das catholiſche Regenten und Inquiſitoren mitten im Frieden vergoſſen; an den Hinderniſſen, die Parteigeiſt und Glaubenseifer ſeit der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis zum 18ten den Fortſchritten der wiſſenſchaftlichen Cultur in den Weg legten; an der Irreligioſität und dem Unglauben der Kinder dieſes letzten Jahrhunderts; an der Schwäche Deutſchlands, dem Unglück Polens, den Gräueln der franzöſiſchen Revolution, und den bis dieſen Tag ſpukenden Ideen des Jacobinismus ſoll das Werk Schuld ſeyn, das von Allem, was deutſcher Geiſt jemals hervorbrachte, das Größte und Rühmlichſte iſt. Allerdings hat die Reformation bei den politiſchen und wiſſenſchaftlichen Begebenheiten der Zeit, in die ihre Folgen hinabfloſſen, mächtig mitgewirkt: der religiöſe, moraliſche und bürgerliche Zuſtand der europäiſchen Völker in dieſer Periode wurde hauptſächlich von ihr und den Reactionen ihrer Gegner bedingt. Iſt es aber nicht Mißhandlung der Geſchichte, die Nachwehen alter Übel, die die Reformation vorfand, den Drang äußerer Umſtände, die Wirkung fremder Beweggründe, die man ihr beigeſellte, die Unbilden und Grauſamkeiten ihrer Widerſacher ihr ſelbſt beizumeſſen? Das Menſchengeſchlecht kann in keiner Richtung ſeines Strebens zum Vollkommnen Schritte vorwärts thun, ohne eine Zeit lang mit ſich ſelbſt zu kämpfen, und jede Verbeſſerung theuer zu erkaufen. Der den Reformatoren vorſchwebende Hauptgedanke, die urſprüngliche Freiheit des Glaubens und Gottesdienſtes von Menſchenſatzungen zurückzufodern, konnte in der Einkleidung, die ſie ihm gaben, nur zum Beſſern führen. Wo aber perſönliche Leidenſchaft und eigennützige Politik, was urſprünglich Zweck geweſen, zum Mittel ihrer Anſchläge herabwürdigten, da mußte die Entweihung des Heiligen ſich unvermeidlich durch innern Verfall und äußeres Elend rächen. Doch ſolche Ausartungen waren weder allgemein, noch bleibend; nur mehr Aufſehn erregten ſie, als der viel weiter wirkende, nachhaltige Segen, den das gereinigte Chriſtenthum im Stillen ſchuf. Laſſen wir die Scharfſichtigen, die die Geſchichte conſtruiren, und der Menſchheit beſſer zu rathen meinen, als der, der alles lenkt, ſich in Muthmaßungen über die Frage erſchöpfen — „welchen Gang das am Morgen des 16ten Jahrhunderts aufgeregte Leben der Wiſſenſchaft und das Ringen der Könige um Univerſalherrſchaft genommen haben würde, wenn die gänzliche Unterdrückung des Proteſtantismus in ſeinem Entſtehen gelungen wäre;" — daß hauptſächlich der Einfluß ſeiner Grundſätze die durchgreifenden Verbeſſerungen bewirkte, die in der neuen Zeit faſt auf allen Gebieten des Lebens der europäiſchen Menſchheit zu Stande gekommen ſind, erweiſ't die Geſchichte durch Thatſachen, deren Zeugniß ſein Verdienſt über allen Zweifel erhebt *). —

*) Zu Vermeidung von Mißverſtändniſſen wird hier bemerkt, daß dieſer Artikel und ein Aufſatz über die Folgen der Reformation in dem Re-

Als Kirchenlehre galt vor der Reformation ein Aggregat gelegentlich aufgekommener Beſtimmungen, worin die Summe derjenigen Dogmen, welche dem göttlichen Anſehn der Hierarchie zur Stütze dienen ſollten, nicht ohne Verfälſchung der Geſchichte mit den dialectiſchen Künſten der ſcholaſtiſchen Philoſophie feſtgeſtellt, aber, was allen Chriſten zu wiſſen nöthig iſt, theils vernachläſſigt, theils verunſtaltet, und das Evangelium Jeſu faſt nicht mehr zu erkennen war. Zwar ſollte, und ſoll auch nach der catholiſchen Anſicht unſrer Tage, was von dieſen kirchlichen Satzungen auf die Bibel nicht gegründet iſt, aus mündlichen Überlieferungen herrühren, die die Kirchenlehrer von den Apoſteln und Vätern empfangen, und Concilien oder Päpſte mit Hülfe des heiligen Geiſtes allmählig bekannt gemacht hätten (ſ. d. Art. Tradition); aber an ihren Früchten erkannte man keineswegs die Spuren des vorgegebnen göttlichen Urſprungs. Bei der Menge vertrat die Stelle der ſubjectiven Religion ein Gemiſch von Furcht und Ergötzen, ein Dienſt voll Mechanismus und Aberglauben: bald bängliche Scheu vor der überlegnen, mit allen Schrecken irdiſcher Noth und ewiger Verdammniß gerüſteten geiſtlichen Macht; bald Augenluſt an dem Schmucke der Kirchen und ihrer Prieſter, Bewunderung ihrer prachtvollen meiſt unverſtändlichen kirchlichen Schauſpiele; bald Beſchäftigung der Phantaſie mit allerlei Legenden und Wundergeſchichten; und ein nach der Schnur der Gewohnheit, wie an den Kugeln des Roſenkranzes, ablaufendes Beten, Beichten, Büßen, Faſten, Wallfahrten und Hingeben reichlicher Spenden an Geld und Geldeswerth, deſſen Trübſeligkeit und Mühe hier ein Schwank, dort eine fromme Vertröſtung erleichtern mußte. Und dieſer mit unzähligen, dem gröbſten Mißverſtande bloßgeſtellten Ceremonien überladene Gottesdienſt, der, bei dem Mangel an nöthiger Belehrung der Laien, der einzige Anhalt ihrer Religioſität ſeyn ſollte, wurde noch dazu an den meiſten Orten von der Kleriſei ſo kalt und handwerksmäßig verrichtet, daß, wenn einzelne Fromme etwas von Theilnahme des Herzens dabei empfanden, die Kirche ſich das Verdienſt, ſolche Regungen erweckt zu haben, nur ſelten zuſchreiben durfte. Die Unwiſſenheit des gemeinen Volks verbarg ihm zwar die Mängel ſeines Religionszuſtandes, beſſer Unterrichtete ſahen aber bald, daß die durchgängige Beziehung der Lehre auf den Vortheil des Papſtthums und des Cultus auf die ſinnlichen Zeichen des Heiligen, faſt die ganze Andacht der Gläubigen auf Dinge lenkte, die zur chriſtlichen Gotteserkenntniß gar nicht gehören, und eine würdige Gottesverehrung keineswegs befördern. Kein Wunder, daß das Chriſtenthum in ſeiner damaligen Mißgeſtalt bei vielen der vornehmſten Laien und Geiſtlichen, deren Geſchmack ſich durch die erneuerten claſſiſchen Studien gebildet hatte, ein Gegenſtand entſchiedner Verachtung geworden war. Die italieniſchen Kirchenfürſten brauchten es nur als Mittel ihrer eigennützigen Abſichten, und ſetzten ſich dem Unternehmen einer Kirchenverbeſſerung, das ſie für vergeblich und gefährlich hielten, mit einer Hartnäckigkeit entgegen, die alle Vorſchläge zurückwies, und jeden Friedensverſuch vereitelte. Wie ſchwer es auch Luthern anfangs einging, die chriſtliche Kirche von der römiſchen zu unter-

formationsalmanach auf das Jahr 1817, Erfurt bei Kayſer, einen und denſelben Verfaſſer hat.

ſcheiden; erſt der öffentliche Bruch mit dem Papſte gab den Reformatoren das Recht, die Laſt verunſtaltender, fremdartiger Bekleidungen der Religion in Lehre und Cultus wegzuwerfen, und ein Chriſtenthum herzuſtellen, das keine Regel und Nahrung der Frömmigkeit kennt, außer der heiligen Schrift, keine Foderung macht, als Glauben und Tugend, und anſtatt, wie die römiſche Kirche wollte, das Standesgeheimniß einer privilegirten Prieſtercaſte zu ſeyn, nun Gemeingut Aller ward. Die fruchtbaren Gedanken, daß es etwas gebe, worüber der Menſch nur Gott und ſich ſelbſt Rechenſchaft ſchuldig ſey; daß in Sachen der Religion kein menſchliches Anſehn gelten könne, und daher Jedermann ihre alleinige Quelle, die heilige Schrift, ſelbſt leſen und durch eigne vernünftige Überzeugung zum Glauben gelangen müſſe; daß nur der Glaube der Theilnehmenden und der erweisliche Nutzen für die Beſſerung den Handlungen des Gottesdienſtes Werth gebe, kurz den Commentar über die Lehre „Gott wolle im Geiſt und in der Wahrheit angebetet ſeyn," brachten die Predigten und noch mehr die Schriften der Reformatoren in die Maſſe des Volks. Tauſende von Zöglingen der hohen Schulen, von Freunden der Philoſophie und des claſſiſchen Alterthums, von verſtändigen Bürgern und Geſchäftsleuten, von Unzufriedenen im niedern Klerus waren ſchon bereit, zur Verbreitung dieſer Grundſätze mitzuwirken. Fürſten und Adel, ja ſelbſt einige Biſchöfe fühlten die Gewalt der Wahrheit; und die Luſt zu Neuerungen erwachte in den niedern Ständen ſo ſtark, daß man an mehreren Orten auf nichts Geringeres ausging, als alle Bande zu ſprengen. Dieſe mächtige Wirkung ihrer erſten Anſprache munterte die Reformatoren auf, den zweiten Schritt zur Herſtellung der wahren Religion dadurch zu thun, daß ſie ihre Hinderniſſe auch in den kirchlichen Formen wegräumten. Dazu gehörte der Wahn einer ſacramentaliſchen Prieſterweihe, der das geiſtliche Amt über die Menſchheit erhob, einen privilegirten Stand zum Geſetzgeber des Glaubens machte, und jeden Mißbrauch der Kirchengewalt heiligte; der Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienſt, der, wie er getrieben ward, die Verehrung des unſichtbaren Gottes ſelbſt beeinträchtigte; die Transſubſtantiation in der Meſſe, nach der man den Sohn Gottes täglich durch Menſchenhände ſchaffen und opfern ließ, und die Anbetung der Hoſtie rechtfertigte; die letzte Ölung und die Seelenmeſſen, die von der Todesangſt der Sterbenden und von der Trauer um geliebte Todte wucherliche Zinſen zogen; und eine Menge andrer Ceremonien, geheiligter Poſſen und Tändeleien, die die Andacht zerſtückelten, und die Übung der Religion zum Kinderſpiel herabwürdigten. Die Vorwürfe der Abgeſchmacktheit und Willkür, die der Gebildete ſonſt der kirchlichen Religion machen konnte, verloren auf dem Gebiete des Proteſtantismus durch die Abſtellung dieſer Mißbräuche ihren Sinn und auch ſchwächere Augen mußten ſich daran gewöhnen, den Tempel der Wahrheit ſelbſt zu ſchauen, da das ſchwerfällige Gerüſte, mit dem die vergangnen Jahrhunderte ihn verbaut hatten, nun hinweggenommen war. Von abergläubiſchen Mährchen und ſchlauen Erfindungen der Herrſchſucht richtete ſich der religiöſe Glaube nun auf einen Gegenſtand, den er feſthalten konnte, ohne den Gebrauch der Vernunft aufzugeben, da die ewige Wahrheit des Evangeliums durch Luthers treffliche Verdeutſchung und treue Überſetzungen in andern

Sprachen, durch die auf ſeinen Grund gebauten Predigten und Liturgien in den Landesſprachen, durch Catechismen und faßliche Lehrbücher unverfälſcht zur allgemeinen Kenntniß kam. Zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zurückgeführt, widmete das chriſtliche Lehramt bei den Proteſtanten ſich ausſchließlich der Sorge, das Wort Gottes zu erläutern und auf die Erbauung der Gemüther anzuwenden, Schulen für die verwahrloſ'te Jugend zu errichten, und die vorhandenen zu verbeſſern. Den hierarchiſchen Vorrechten entſagend, wodurch ſie vom Volke geſchieden geweſen waren, theilten die Lehrer der Religion alle ihre Erweckungsmittel und Segnungen mit den Laien. Jeder Proteſtant erhielt den Genuß des Kelchs im Abendmahle, jeder konnte die einfache Feier des Gottesdienſtes verſtehen und in die heiligen Lieder mit einſtimmen. Statt der Menge zerſtreuender Bilder und Zierrathen erfüllte die gereinigten Kirchen nun ein frommes Volk, das den Sinn der göttlichen Offenbarungen erkennen, den Troſt der göttlichen Verheißungen auf ſich anwenden, und die Würde begnadigter Kinder des Vaters im Himmel — der nicht mehr gehüllt in einen Hofſtaat fabelhafter Heiligen, ſondern dargeſtellt allein durch ſeinen Sohn, den Seelen näher kam — empfinden lernte. So gewann die Gottesverehrung, wo der Proteſtantismus Eingang fand, jene Einfalt, Wärme und Herzlichkeit wieder, die ſie unter den erſten Chriſten gehabt hatte. Sie wurde ein gemeinſchaftliches Werk und ein um ſo innigeres Band der Vereinigung mit Gott und unter einander, je kräftiger das Gefühl „dieſen neuerworbenen Zuſtand der Religion gegen Gefahren und Angriffe von außen vertheidigen zu müſſen," die Flammen der Religioſität anfachte, und zur Liebe gegen die Glaubensgenoſſen ermunterte. Ganz unſtreitig ging daher aus der Reformation keine Folge unmittelbarer hervor, als dieſe von ihr verbreitete, hellere Gotteserkenntniß und reinere Frömmigkeit, welche die ſonſt der Phantaſie und den Sinnen dienende Religion zu einem Gegenſtande gründlicher Einſicht, freier Überzeugung und tiefer Empfindung des Herzens gemacht hat. Nicht als ob dieſer wohlthätige Einfluß gleich allgemein und vollſtändig zu Tage gekommen oder in keiner Periode der weitern Entwickelung des Proteſtantismus geſtört worden wäre: die beſten Ideen, die weiſeſten Anſtalten gelangen nur nach und nach, und nie ohne Beiſatz menſchlicher Schwachheit zur wirklichen Ausführung. Wollen wir das Zeitalter der Reformation und den Geiſt, der die erſte Generation ihrer Freunde beſeelte, richtig beurtheilen, ſo erkennen wir darin die Periode des Kampfes und der Abſonderung, wo neben dem ſtillen Wirken des neuen Lichtes doch auch ſtarke Leidenſchaften ſich gegen die ſtets geſchäftigen Feinde und falſchen Brüder in Bewegung ſetzten und — da nun einmal der Funke der Wahrheit in den Gemüthern gezündet hatte — Viele in der Hitze ihres Eifers für die Behauptung des Errungenen lieber handeln und ſtreiten, als ruhig prüfen und planmäßig ordnen mochten. Daher auf Kanzeln und in Flugſchriften das heftige Schmähen gegen Andersdenkende, das, wohl durch die Drohungen, Gewaltthaten und Ränke der Gegenpartei genugſam herausgefodert, durch den derben Ton und kriegeriſchen Geiſt des Zeitalters entſchuldigt, aber der innern Ausbildung des Proteſtantismus immer hinderlich war. Daher die Übereilungen ſtürmiſcher Verbeſſerer, welche die Reformatoren

nicht unſchädlich machen konnten, ohne von den Formen des verdrängten Aberglaubens um der Schwachen willen mehr beizubehalten, als eine folgerichtige Anwendung ihrer Grundſätze zugelaſſen hätte. Daher jene Meinungskriege der Theologen, die nicht nur das Zuſammenwirken der ſchweizeriſchen Reformatoren mit den ſächſiſchen hinderten, ſondern auch gewiſſen, minder weſentlichen Lehrſätzen eine temporäre Wichtigkeit gaben, welche in den ſpäter beſtimmten Lehrbegriff, beſonders der Lutheraner, merkliche Mißverhältniſſe und Muttermähler der Zeit ſeiner Entſtehung gebracht hat. Gerecht waren die ſtarken Erklärungen, mit denen die echten Proteſtanten ſich von allem Zuſammenhange ihres Werkes mit den Ausſchweifungen der Wiedertäufer, den Schwärmereien der Schwenkfeldianer und den Willkürlichkeiten der Socinianer losgeſagt haben. Dieſe, wohl durch die Reformation veranlaßten, aber von ihrem ſchriftmäßigen Wege abgewichenen Secten näherten ſich erſt nach vielen Verirrungen dem Geiſte des wahren Proteſtantismus in einigen Punkten, ohne ihren Grundirrthümern zu entſagen (vergl. d. Art.). Aber daß im Gedränge jener Streitigkeiten der Glaube manches evangeliſchen Theologen in Halsſtarrigkeit und Vorurtheil ausartete, daß die unſelige Sectirerei, ja die Verketzerungsſucht ſich bei einigen einſchlich; daß hauptſächlich dieſe Unart, die in den adiaphoriſtiſchen und interimiſtiſchen Händeln von lutheriſchen Zeloten heftig angefeindeten ſogenannten Adiaphora — Altäre, Lichter, Bilder, Meßgewänder, Chorhemden, Oblaten, Privatbeichte, Exorcismus und ſelbſt die Stellung der Worte „Vater unſer" ſtatt „Unſer Vater" — in Folge der cryptocalviniſtiſchen Unruhen zu Parteizeichen der Lutheraner machte: dies kann hier um ſo weniger verſchwiegen bleiben, je unverhältnißmäßigeren Werth man dieſen Dingen beinahe zwei Jahrhunderte hindurch beigelegt hat. War jedoch das Streiten in Sachen der Religion überhaupt ein aus der alten Kirche geerbtes Übel, dem die Reformation nur neue Gegenſtände gab, ſo konnte es am wenigſten da unterbleiben, wo eine neue Form des Glaubens zur Gewißheit und Gültigkeit kommen ſollte. Wie viel es zur Erreichung dieſes Endzwecks beigetragen, wie heilſam es auf die genauere Beſtimmung einzelner Theile der Lehre gewirkt, welches lebhafte Intereſſe für die Religion es rege erhalten hat, wird jeder geſtehen, der nicht bloß die ſchlimmen Seiten und nachtheiligen Folgen jener Händel hervorheben will. Auch unterſchied ſich ihr Gang und Charakter meiſt durch religiöſen Ernſt und gewiſſenhaften Eifer von dem frivolen Gezänke der philoſophiſchen Schulen, und nie bemächtigten ſie ſich der proteſtantiſchen Kirche in ſolchem Umfange, daß nicht unzählige Prediger mit ihren Gemeinden den Segen der Reformation ungeſtört genoſſen, und in Übungen lautrer Frömmigkeit Geiſt und Herz zum Guten geſtärkt hätten. Immer blieb in den Zeiten nach der Reformation aufrichtige Religioſität der herrſchende Charakter der Proteſtanten, freilich bei beiden Parteien nicht auf gleiche Art. Denn daß die Evangeliſchlutheriſchen in ihrem Begriff vom Abendmahl noch Geheimniſſe ehrten, während die Reformirten alles dem Verſtande unterwarfen, brachte weſentliche Verſchiedenheiten in die Natur ihres religiöſen Sinnes. Doch fand der Leichtſinn und Unglaube, den der kalte Indifferentismus vieler catholiſchen Großen in Italien und Frankreich nährte, bei-

beiden Parteien nur ſelten Eingang. Sie meinten es viel zu ehrlich mit ihrem Glauben, ſie waren zu gründlich von ſeinen Wahrheiten unterrichtet und überzeugt, als daß ihnen das Heilige hätte gleichgültig werden können; ja ſie zeigten ſich bereit, wo es galt, Gut und Blut daran zu ſetzen. Und genährt wurde dieſer fromme Sinn durch die rührende Feierlichkeit der Andachtsübungen, die nicht nur die Gläubigen in der Kirche, ſondern auch in der Stille des Hauſes die Familien um ihre Väter verſammelte. Das treue Gedächtniß bewahrte reiche Schätze von bibliſchen Sprüchen, von kernhaften, geiſtlichen Liedern, deren nie eine Kirche mehr und ſalbungsvollere beſaß, als die proteſtantiſche in Deutſchland und Frankreich. Sie gingen belebend von Mund zu Mund, ſie begleiteten die Bekenner des Evangeliums zu ihren Geſchäften und Unternehmungen, bei allen Abwechſelungen ihres Schickſals als unzertrennliche Gefährten, ernſte Erinnerer und kräftige Tröſter; ſie thaten, nach dem eignen Geſtändniſſe der Catholiſchen, dem Papſte mehr Abbruch, als die gelehrteſten Schriften der Reformatoren. Das fleißige Leſen der Bibel, und der viel wirkenden Erbauungsbücher von Arnd und andern Asceten, erſetzte in Zeiten, wo die Polemik ſich der Kanzeln bemächtigt hatte, Unzähligen den Mangel geiſtreicher und herzlicher Predigten, und Spener fand, unter den Laien noch mehr als unter den Theologen, empfängliche Gemüther für ſeine frommen Wünſche und heilſamen Rathſchläge. Durch dieſen einflußreichen Mann gewann der religiöſe Charakter der evangeliſchen Kirche neues Leben; eine erbaulichere Methode im Predigen, und ein beſſerer Volksunterricht rief den im Dienſte des Buchſtabens der ſymboliſchen Bücher faſt erſtarrten Geiſt des Proteſtantismus wieder hervor. Wo der mit Speners Bemühungen genau zuſammenhängende Pietismus nicht in Trübſinn und Heuchelei ausartete, hegte er Keime und Anſtalten der Frömmigkeit, denen die alterthümliche Gottesfurcht, in der die Väter des jetztlebenden Geſchlechts auferzogen wurden, vorzüglich zuzuſchreiben iſt. Ja ſelbſt unſerer Zeit, der nicht ohne Grund vorgeworfen wird, „daß ſie die Bibel lieber meiſtern als brauchen wolle,“ fehlt es unter denen, die weniger klügeln und ſchreiben, als glauben und gehorchen, nicht an zahlreichen Beweiſen, wie wohlthätig die Folgen der Reformation für die Religioſität ihrer Freunde fortwirken. — Nicht geringeres Verdienſt hat ſie um die Sitten. Da zu der noch keineswegs ganz überwundenen Rohheit und Völlerei früherer Jahrhunderte im 15ten ſich vorzüglich unter den Geiſtlichen jede Ausſchweifung der Wolluſt und Üppigkeit geſellt hatte, griffen die Reformatoren dieſen faulen Fleck am ſtärkſten an. Indem ſie das Geſetz des blinden Gehorſams gegen den Papſt und andre Kirchenobern aufhoben, die Meinung von der Verdienſtlichkeit der ſogenannten guten Werke (willkürliche Büßungen, Faſten, Schenkungen) und den Wahn, daß äußerliche Beobachtung der kirchlichen Vorſchriften Tugend und ein Überverdienſt derſelben, womit — wie 1342 zu glauben verordnet worden war — die Heiligen den Schatz der Kirche bereichert hätten, auch nur möglich ſey, widerlegten; ſetzten ſie das erſtickte ſittliche Urtheil der Einzelnen wieder in freie Bewegung, und begründeten die reineren Begriffe, die die Proteſtanten, ſtatt jener mit allen Laſtern verträglichen Legalität, Heiligkeit der Geſinnung und Unſchuld des Wandels als die Auf-

gabe ihres Lebens betrachten lehren. Mit jenen Grundirrthümern der Kirchenmoral hingen Gebräuche zuſammen, deren anfangs vielleicht wohlgemeinte Stiftung eine den Sitten höchſt verderbliche Praxis zur Folge hatte: die Ohrenbeichte, die als ein Mittel der Herrſchaft über die Gewiſſen und über die Familiengeheimniſſe der Laien gebraucht wurde; die Pönitenzen oder Kirchenſtrafen, die man den Sündern auflegte, und den Ablaß oder die Indulgenzen, wodurch man ſie ihnen für gute Bezahlung wieder abnahm; die Wallfahrten, zu denen Schaaren troſtbedürftiger Laien ſich verbanden, um dieſen Erlaß bei Gnadenbildern zu ſuchen, und ſich gemeinſchaftlichen Ausſchweifungen zu ergeben. Indem die Reformatoren dieſe Mißbräuche, die die Sündenvergebung in den Augen des Volks für Geld feil machten, gänzlich abſtellten, entriſſen ſie der Unſittlichkeit den Schutz geſetzlicher Duldung, und leiteten die Bußfertigen an, das Heil ihrer Verſöhnung mit Gott allein durch Glauben und neuen Gehorſam zu ſuchen. Und da ſie nun auch jene finſtre Ascetik — die unmenſchliche Selbſtpeinigungen, abſtumpfende Einſamkeit, Armuth, Blöße, Schmutz, Hunger und Elend, ja ſelbſt privilegirte Bettelei und Müßiggang für gottgefällige Dienſte und Stufen zur höchſten Vollkommenheit ausgab — in ihrer Schändlichkeit darſtellten; da ſie die Klöſter öffneten, Mönche und Nonnen ihrer Gelübde entließen, und den Lehrern der Religion die Ehe erlaubten: wurden mit einem Schlage die Werkſtätten des Aberglaubens, die Hauptſitze ſtummer Sünden und verborgner Gräuel zerſtört, eine Menge verkümmerter Geſchöpfe befreit und der Menſchheit wiedergegeben, und die unheiligen Flammen einer Brunſt, die tauſend reichbegabte Naturen ſchmählich verzehrt, oder ſich durch Verführung der Unſchuld geſättigt hatte, in die Schranken rechtmäßiger Neigung zurückgeführt, und in Beförderungsmittel des Familienglücks verwandelt. So haben die Reformatoren durch Aufhebung des Cölibats und der Klöſter die Natur wieder in die Rechte eingeſetzt, die ſie zu einer Pflegerin der Sittlichkeit machen. Daß ſie der Ehe die ihr aufgedrungne ſacramentaliſche Unauflöslichkeit nahmen, und für gewiſſe Fälle (ſ. d. Art. Ehe) Scheidung geſtatteten, war nur eine Maßregel zur Sicherſtellung perſönlicher Rechte, die der Würde des Eheſtandes nie nachtheilig werden konnte, hätte nicht der Leichtſinn des gegenwärtigen Geſchlechts jene urſprünglich ſehr eingeſchränkte Erlaubniß gemißbraucht. Was aber nächſt der Beſeitigung ſolcher in der alten Kirche gehegten Hinderniſſe der Moralität das Verdienſt der Reformation um die Sitten in das hellſte Licht ſtellt, iſt die Thatſache, daß ſie den genauen Zuſammenhang der Religion mit dem täglichen Leben zur Anerkennung gebracht, reinere Beweggründe des Handelns gegeben, und das ſittliche Gefühl, deſſen Werk ſie ſelbſt war, bei den proteſtantiſchen Völkern — ohnehin den ernſthafteren und gediegneren — zu einer Begeiſterung angefacht hat, die in allen Zweigen des öffentlichen und häuslichen Lebens herrliche Früchte trug. Nicht nur gingen die Reformatoren ſelbſt mit den edelſten Beiſpielen moraliſcher Würde und Pflichttreue voran, auch unter ihren Anhängern erzeugte die Kraft des Evangeliums und die Kenntniß, die jeder Stand von ſeinen Pflichten erhielt, jene Rechtlichkeit, Zucht und Selbſtbeherrſchung, die überall, wo der Proteſtantismus obſiegte, dem geſellſchaftlichen Leben eine beſſere Ge-

ſtalt gab. Auf Gott und den Richter im eignen Innern zurückgewieſen, erhoben ſich die vom Zwange menſchlichen Anſehns befreiten Gemüther zu der Gewiſſenhaftigkeit, welche der Grundcharakter des wahren Proteſtantismus iſt. Die Redlichkeit und der Edelſinn der evangeliſchen Fürſten beſchämte die Argliſt der römiſchen Politik. Ein Heldenmuth, der für die Sache der Wahrheit alles Irdiſche aufzuopfern wußte, eine Standhaftigkeit im Bekenntniſſe des Glaubens, eine Freudigkeit unter den härteſten Drangſalen, eine Zuverſicht und Faſſung im Tode, deren Beiſpiele die Welt mit Bewunderung ſah, zeigte ſich unter Hohen und Niedern. Im erſten Schwunge dieſes Heroismus wurden Thaten gethan und Tugenden ausgeübt, die an den Geiſt der Apoſtel und erſten chriſtlichen Märtyrer erinnerten. Die ſpaniſchen Inquiſitionsgerichte, die in den Niederlanden gegen die Evangeliſchen wütheten, ſahen ſich bewogen, von öffentlichen zu geheimen Hinrichtungen überzugehen, um dem Volke den Anblick der Seelengröße ihrer Schlachtopfer zu entziehen. Auf dieſer Höhe konnte nun freilich die ſittliche Stimmung der Proteſtanten nicht lange bleiben, ſchon manche der erſten hatten die Loſung der evangeliſchen Freiheit zum Deckmantel eines wüſten Lebens gemißbraucht, und je mehr die Zahl der Proteſtanten anwuchs, deſto häufiger gab es unwürdige Glieder in den Gemeinden. Über dem Dringen auf Rechtgläubigkeit wurde, beſonders unter den Lutheriſchen — denen es überhaupt an einer wohlgeordneten Kirchenzucht fehlte — die ſittliche Bildung bisweilen vernachläſſigt, und hie und da nahm der Mißverſtand von Luthers Lehre, daß der Glaube allein ſelig mache, gar Gelegenheit zur Beſchönigung des laſterhafteſten Wandels. Aber ungeachtet dieſer Mängel erhielt von den heilſamen Wirkungen der Reformation für die Moralität ihrer Anhänger immer noch mehr, als der neuerdings über die Periode von der Mitte des 16ten bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts wiederholt verhängte Tadel zugeſtehen mag, Beſtand und Dauer. Den ſchnellſten Eingang hatte ſie in dem durch die Verfaſſung der Städte zu ſelbſtſtändiger Würde gelangten Bürgerſtande gefunden, an welchen die proteſtantiſche Geiſtlichkeit ſich nun durch Gemeinſchaft der Lebensweiſe, der Intereſſen und Familienbande innig anſchloß. Der von ihr ins Leben gerufene ſittliche Geiſt wurzelte tief und bleibend bei dieſer zahlreichen, vor andern blühenden Claſſe des Volks. In den Städten wurden Anſtalten zum Unterrichte der Jugend und zur Verſorgung der Armen gegründet, Sittengeſetze gegeben, und Einrichtungen zu Bewahrung geziemender Ehrbarkeit getroffen, unter deren Einfluſſe die Tugenden der Ordnungsliebe, Mäßigkeit und Sparſamkeit gediehen, der durch Abſchaffung überflüſſiger Feſttage geförderte Gewerbfleiß ſich frei und fröhlich regte, und eine öffentliche Meinung ſich ausbildete, die ſolche Strenge, Lauterkeit und Gewalt über die Seelen ſonſt nirgends erhalten hat, als unter den Proteſtanten. Offenbar gewannen hierin die Reformirten den Vorzug vor den Lutheriſchen. Die reformirte Schweiz, insbeſondre Genf, wo Calvin die Kirchenzucht angeordnet, und ein Sittengericht aus Geiſtlichen und Läien eingeſetzt hatte, gab ein in ſeiner Art einziges Beiſpiel von Reinheit der Sitten, dem die franzöſiſchen, holländiſchen und die presbyterianiſchen Gemeinden in Schottland und England nachfolgten. Wie

heilſam und nachhaltig jedoch die Wirkung der Reformation auf den Zuſtand der Sitten ihrer Anhänger überhaupt war und noch iſt, hat bis auf die neuern Zeiten der Abſtich catholiſcher Länder von den proteſtantiſchen jedem Reiſenden gezeigt. Wenn er in jenen meiſtentheils vorherrſchende Sinnlichkeit, Rohheit, Schmutz, Trägheit, Bettelei und Unordnung im öffentlichen und häuslichen Weſen ſah, empfangen ihn in dieſen faſt überall wohleingerichtete Verfaſſungen, nützliche Anſtalten des Gemeingeiſtes, edlere Formen des Lebensgenuſſes, geſittete, nüchterne, reinliche, arbeitſame Menſchen, deren wohlgeordnetes Verhalten, deren Wirthſchaftlichkeit und häusliches Glück achtunggebietende Zeugen ihres ernſten Sinnes und ihrer moraliſchen Bildung ſind. Daß dieſe Züge eines veredelten Zuſtandes der Sitten ſich in den kleinen Gemeinden der Herrnhuter, Methodiſten und ähnlichen proteſtantiſchen Secten, welche die muſterhafte Kirchenzucht der mähriſchen Brüder angenommen haben, weit vollkommner vereinigen, als in den weitumfaſſenden Sprengeln der beiden evangeliſchen Hauptparteien, wird nicht befremden. Ob es aber nun beſſer ſey, der unbeſchränkten Freiheit, welche die evangeliſche Kirche ihren Gliedern im ſittlichen Handeln läßt, durch Maßregeln einer ſtrengern Disciplin Gränzen zu ſetzen, oder, wie bisher, von der Kraft des göttlichen Wortes allein die Früchte wahrer Beſſerung zu erwarten, wagen wir nicht zu entſcheiden. Genf behauptet nicht mehr den alten Ruhm ſeiner Moralität, die reformirte Kirche ſieht jetzt der lutheriſchen in Hinſicht der Sitten faſt durchaus ähnlich. Den Zwang pietiſtiſcher Bußanſtalten hat die heitere Pädagogik der Neuern abgeworfen; ſelbſt die fromme Brüdergemeinde fängt an, über das Streben der jüngern Glieder nach Ungebundenheit zu klagen. Ein andrer freier, ja hier und da zügelloſer Zeitgeiſt gebietet über die Lebensordnung und Handlungsweiſe der Proteſtanten und von den Folgen der Reformation für die Sittlichkeit der ihr ergebnen Völker blieb dem heutigen Geſchlechte kaum etwas mehr als was, wie jene häuslichen und bürgerlichen Tugenden, in ihre Nationalität verwachſen, oder in den Grundſätzen ihres Lehrbegriffs aufbehalten iſt. Doch eben dieſe hauptſächlich von der Reformation bedingten Volkseigenthümlichkeiten, eben dieſe durch ſie geltend gewordenen und jetzt in der Wiſſenſchaft herrlich entwickelten reinen Grundſätze der Moral bezeugen, daß ihr Geiſt noch lebt und kräftig fortwirkt, wenn auch ihre Formen einer neuen Ordnung der Dinge weichen. — Langſamer, aber viel freier, als auf andern Gebieten des Lebens der Proteſtanten geſchehen konnte, haben die Folgen der Reformation ſich auf dem Felde der **Wiſſenſchaft** entwickelt. Die Beſchäftigung mit den claſſiſchen Alten war im Anfange des 16ten Jahrhunderts nur ein geiſtiger Luxus weniger Vornehmen und Gelehrten, und ſie mußte es bleiben, wo der Papismus galt, der wohl dieſe Lectüre, aber unmöglich die philoſophiſchen Folgerungen und practiſchen Anwendungen davon auf die ihm unterworfene Gegenwart dulden konnte, ohne ſich ſelbſt zu zerſtören. Leo X. verbot daher ſchon 1515 den Druck von Überſetzungen der Alten in die Landesſprachen, während er die Humaniſten ſelbſt ſchützte, und königlich belohnte. Pomponaz mochte zu Bologna die Grundloſigkeit der wichtigſten Religionslehren aus dem Geſichtspunkte der philoſophiſchen Erkenntniß lehren: man überließ es ſtreitluſtigen Mön-

chen, ſich mit ihm zu meſſen. Peter Aretin mochte ſeinen Witz in giftigen Spottſchriften und obſcönen Gedichten auslaſſen: Leo X. und ſeine Nachfolger überhäuften ihn dafür mit Ehre und Reichthum, und Rom nannte dieſes Ungeheuer an Laſter und Bosheit den Göttlichen. Die Wiſſenſchaften mochten überhaupt Pflegerinnen des Unglaubens und Sittenverderbens werden, wenn nur kein Zweifel am Primat des Papſtes in Umlauf, und kein Strahl vernünftiger Einſicht unter das Volk kam. Mit der gelehrten Schwelgerei, zu der Italien die wieder erweckten Alten brauchte, ging ein planmäßiger Obſcurantismus Hand in Hand. Es fehlte wenig, daß nicht die heilige Schrift, von der kaum Einer im Klerus der größten Sprengel das Original kannte, ſelbſt in den Index der verbotnen Bücher geworfen wurde, in den ſchon alle Überſetzungen, außer der lateiniſchen Kirchenverſion, gehörten. Die Geiſtlichen, die gegen Reuchlin das Wort führen durften, wußten von keinem neuen Teſtamente in griechiſcher Sprache, und hielten das Hebräiſche gar für eine argliſtig erſonnene Hexenſprache. Die Philoſophie der Scholaſtiker folgte dem Ariſtoteles; doch nicht dem Lehrer des Alexanders ſelbſt, ſondern einem Gewerbe unfruchtbarer Subtilitäten und abenteuerlicher Erörterungen, das von ſeinen Pflegern ariſtoteliſche Weisheit, von Luthern aber mit Recht ein fauler, kalter, todter Heide genannt wurde. Hatte alſo auch das Studium der alten Sprache, der allgemeine Gebrauch der lateiniſchen, als Mittel des gelehrten Verkehrs, und die Erfindung der Buchdruckerkunſt den Anbau der Wiſſenſchaften vorbereitet, das Element, in dem ſie allein gedeihen können, und die Richtung zur Gemeinnützigkeit, erhielten ſie erſt durch die Reformation. Dieſe zerbrach die Feſſeln der Vormundſchaft, die eine verfinſternde Hierarchie über die Geiſter ausübte, nahm dem Klerus das ſchlecht benutzte Monopol der Gelehrſamkeit, begründete und ſchützte die Freiheit der Gedanken und der Preſſe, weckte den Unterſuchungsgeiſt und die Wißbegierde, und öffnete der Kritik in allen Zweigen der Erkenntniß eine ſchrankenloſe Bahn, auf welcher die von ihr geſchaffene unabhängige Republik der Gelehrten ihre Geſetze fand, und ihre Eroberungen machte. Mochten unter den erſten Vordermännern derſelben ruhige Weiſe ſeyn, die, wie Erasmus, der alten Kirche ergeben blieben; gedient haben ſie ihr nicht, und durch ihre Grundſätze, durch ihr Streben, durch den Geiſt ihrer Werke gehörten ſie unſtreitig den Evangeliſchen an. Das Princip der Freiheit von jeder menſchlichen Autorität hatte dieſen einmal das Fundament aller wiſſenſchaftlichen Bildung in die Hände gegeben; die Schulen und Univerſitäten — die ſie verbeſſerten, ſtifteten, enge mit einander verbanden, und durch neue Zuflüſſe aus den erledigten Stiftern bereicherten — wurden Freiſtätten des Lichtes, aus denen der Gelehrtenſtand ſich eine viel größere und gründlicher gebildete Zahl neuer Glieder heranzog, als ihm ſonſt aus den Unterrichtsanſtalten der alten Kirche zugewachſen war. Die durch Aufſtellung der Bibel, als alleiniger Glaubensnorm, begründete Pflicht jedes Theologen, ihren griechiſchen und hebräiſchen Text zu verſtehen, führte die Proteſtanten von ſelbſt zur allgemeinen Beſchäftigung mit der Sprache Homers und Plato's, welche Reuchlin eben erſt den Deutſchen empfohlen hatte, und zum Anbau der orientaliſchen Literatur, von der damals nur Araber und Juden etwas wußten. Eine Menge

alter Handſchriften griechiſcher und lateiniſcher Werke, die man bisher entweder gar nicht, oder doch nur einſeitig gekannt hatte, kam aus den beſtäubten Bibliotheken der aufgelöſ'ten Klöſter zum Vorſchein, und durch den kritiſchen Fleiß meiſt proteſtantiſcher Gelehrten in den öffentlichen Gebrauch. Mit jugendlicher Kraft und Friſche entfaltete ſich ein neues Leben der Wiſſenſchaft in der Periode, wo Melanchthon — der durch ſeine Studien nur ſelbſt weiſer und beſſer werden wollte — und der thätige, kühne Calvin die Lehrer Deutſchlands und Frankreichs waren. Auffallend hat dieſer Segen der Reformation ſich durch die Thatſache bewährt, daß vor ihrem Beginn das ſüdliche Deutſchland dem nördlichen an literäriſcher Cultur überlegen geweſen, und ein halbes Jahrhundert ſpäter — wo der Proteſtantismus im Norden obgeſiegt, im Süden dagegen den Druck der Intoleranz zu tragen hatte — das umgekehrte Verhältniß eingetreten; und daß überhaupt ſeit jener Epoche das proteſtantiſche Gebiet von Europa dem catholiſchen in wahrer Geiſtesbildung weit vorausgeeilt iſt. Jene Rückſchritte zum dickſten Aberglauben, die die päpſtliche Hierarchie in ihrem Wirkungskreiſe erzwang, um die Spuren der Reformation zu verwiſchen, können dieſer nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat ſie veranlaßt, in ſo fern ſie das Syſtem des Prieſterdespotismus erſchütterte; aber welcher vernünftige Grund nöthigte die Catholiſchen, ein Syſtem aufrecht zu erhalten, das nur der Herrſchſucht und Geldgier des römiſchen Hofes diente? Gegründeter ſind die Klagen über den Stillſtand der Aufklärung, den die unverſtändige Lutherolatrie, das Kleben am Buchſtaben der Concordienformel, und die oft kleinliche Zankluſt der Theologen in der evangeliſchen Kirche verurſachte. Das Fortſchreiten der wiſſenſchaftlichen Bildung hat der Geiſt jener ſteifen, ſtreitluſtigen Orthodoxie aber ohne Zweifel gehemmt. Zwar erhielt er ſich frei von den Schwärmereien der Wiedertäufer, die alle Gelehrſamkeit verwarfen; aber er gab doch der akademiſchen Studienweiſe und literäriſchen Thätigkeit auf lange Zeit eine verkehrte polemiſche Richtung; er umſchloß die gelehrte Welt mit zunftartigen Schranken, verſchuldete das Eindringen eines todten Schlendrians in die von den Reformatoren aufgerichteten Volksſchulen, und brachte in die kirchlichen Ämter, ſtatt helldenkender gemeinnütziger Lehrer der Religion, häufig nur ungelenke Eiferer, von denen ſelten ein faßlicher practiſcher Vortrag zu hören war. — Viel beſſer erfüllten die reformirten Gelehrten im 17ten Jahrhundert ihre Beſtimmung. Von keiner ſo enge begränzten Lehrform gedrückt, ungeachtet aller Ehrfurcht, die den Manen eines Zwingli, Calvin, Beza, Ökolampadius u. ſ. w. gebührte, doch an ihre Worte nicht ſtrenge gebunden, führten ſie das von dieſen großen Männern begonnene Werk ſeiner Vollendung näher; zeigten ſie ſich in ihren Nachforſchungen freier, in ihrem Eifer gemäßigter, als die Lutheriſchen. Nur die Epoche der dordrechter Synode bewies, daß es auch unter den Reformirten Andächtelei und unverſtändigen Glaubenseifer gab, und grade das freie Holland der Schauplatz ſeiner unverzeihlichſten Äußerungen ſeyn mußte. Doch füllen die berühmten Namen reformirter Philologen, Exegeten, Kritiker, Philoſophen, Rechtslehrer und Hiſtoriker den bei weitem ſchönſten und reichſten Theil der Culturgeſchichte dieſes Jahrhunderts aus. Gründliche Gelehrte hatte damals zwar auch die lutheriſche

Kirche, aber an Geiſt und Geſchmack ſtanden die meiſten tief unter den Heroen der Literatur, die die reformirte zum Theil in Frankreich, mehr noch in Holland und England zählte. Erſt im 18ten Jahrhundert vermochte jene ſich im Wetteifer mit dieſer zu meſſen, ja ſeit der Mitte deſſelben ſie durch ihre Verdienſte um die theologiſchen, hiſtoriſchen, philoſophiſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften noch zu überflügeln, ſo daß man mit Recht ſagen kann, „die Ströme des Lichtes, das dem Proteſtantismus eigenthümlich iſt, machten von ſeiner Wiege aus den Weg durch die Länder der Freiheit, um, nach beinahe zwei Jahrhunderten, mit neuem Vorrathe bereichert, zu ihr zurückzukehren, und auf deutſchem Boden neue herrlichere Schöpfungen hervorzubringen." Denn ganz unſtreitig ſind es ſeine Grundſätze, die in dieſem Gange ihrer Entwickelung mehrere Hauptwiſſenſchaften, wie die Kritik des Textes der heiligen Schrift, die Hermeneutik, die Exegeſe, das Studium der chriſtlichen und orientaliſchen Alterthümer, die chriſtliche Moral, das Staats-, Natur- und Völkerrecht erſt geſchaffen — andere, wie die Philoſophie (die der Proteſtantismus von den ſcholaſtiſchen Feſſeln befreite), die Philologie (der er neuen Stoff, geſündere Logik und wohlthätigen Einfluß auf die Nationalſprachen gab), die Jurisprudenz (die er aus der Dienſtbarkeit päpſtlicher Satzungen erlöſ'te, und auf die Natur und Geſchichte des Menſchen bauen lehrte), die Welt- und Kirchengeſchichte (die er reicher, unbefangner und muthiger machte), die Aſtronomie und Naturwiſſenſchaft (die er aus den Schranken geheiligter Irrthümer hervorzog, und gegen den Aberglauben ins Feld ſtellte), weſentlich verbeſſert, und mit neuem Leben beſeelt haben. Wie ſehr auch die Jeſuiten ſich anſtrengten, vergeſſen zu machen, in welchem Widerſpruch das Papſtthum mit dem Zeitgeiſte ſtand, und den wiſſenſchaftlichen Ruhm der Proteſtanten zu überbieten; zu bald ſah man es ihrer Willkür in der Behandlung der Alten, ihren Verdrehungen der Wahrheit in der Philoſophie und Geſchichte, ihrer laxen Moral und ſeichten Theologie an, daß es ihnen nicht um die Ehre Gottes, noch um die Würde der Wiſſenſchaft, ſondern lediglich um irdiſche Nebenzwecke zu thun war. Und in ihrer eignen Kirche mußte der, ohne die Reformation wohl ſchwerlich ins Leben gekommene, für Religion und Moral ungemein wichtige Janſenismus aufſtehen, um ihre Blöße aufzudecken, und dieſe gefährlichſten Gegner der Proteſtanten mit ihren eignen Waffen zu ſchlagen. Ja, ihrem ganzen Orden bereitete die Aufklärung, der ſie entgegen gearbeitet hatten, den Untergang; und während ihre Kirche an der Lücke, welche ihre Aufhebung im öffentlichen Unterrichtsweſen machte, mit Reue wahrnahm, „ſie habe ihnen zu viel vertraut," fiel aus den Höhen der proteſtantiſchen Gelehrtenwelt ein Blick der Liebe auf die lange vergeſſene, der frommen Bemühungen des Pietismus wenig froh gewordene Jugend der Niedern im Volke. Die Reformation äußerte nun erſt ihren umfaſſendſten Einfluß auf die Geiſtesbildung der Nationen, durch die zweckmäßige Verbeſſerung der Stadt- und Landſchulen, worin Holland und Deutſchland das Meiſte thaten, durch die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe, heller Einſichten und belebender Ideen in der Maſſe des Volkes. Kein catholiſches Land kann ſeinen Pöbel in dieſer Hinſicht mit den unterſten Ständen der proteſtantiſchen Länder

vergleichen; und während dort ſelbſt der Mittelſtand in der Regel nur die nothdürftigſten Fertigkeiten für den Betrieb der Gewerbe erlangt, iſt er hier Pfleger der Literatur, und durch die geſchäftigen Hände ſeiner Zeitungsſchreiber, Journaliſten und populären Schriftſteller, Regent der öffentlichen Meinung. Alſo wohl ſpät, aber deſto vollſtändiger und durchgreifender hat die Reformation ihre heilſamen Folgen für die Ausbildung der Wiſſenſchaften, für den Fortgang der Aufklärung geäußert. — Auf die **Künſte**, die im Gefolge der Wiſſenſchaften erwähnt zu werden pflegen, war der Einfluß der Reformation meiſt negativ. Sie räumte die Bilder aus den Kirchen, und nahm der Meſſe ihren dramatiſch-muſikaliſchen Reiz; ſie ſchwächte die ſonſt übermächtige Phantaſie, und ſetzte die Vernunft in ihre Rechte ein; ſie lehrte den Vorzug des Guten vor dem Schönen erkennen, und eine Ehre darin finden, die ſinnlichen Mittel der Rührung zu verſchmähen, und des äußern Schmuckes zu entbehren. Ungeſtraft konnte dieſe Härte gegen die Künſte nicht bleiben, die man aus ihrer Verbindung mit der Religion riß, und des Antheils an der öffentlichen Verehrung beraubte, den der Catholicismus ihnen vergönnt hatte. Noch mehr als die Lutheriſchen, die manche Schildereien in den Kirchen ließen, und ihre Feſte nicht ohne Muſik begehen, blieben daher die Reformirten hinter den Catholiſchen in der Übung der ſchönen Künſte zurück; denn dieſe fliehen ſelbſt das Land, wo man, was eitel an ihnen iſt, nicht ſchonen mag. Doch ſchränkte ja auch die Herrſchaft des Proteſtantismus ſich faſt ganz auf einen rauheren Himmelsſtrich ein, der den bildenden Künſten nie ſo hold geweſen iſt, als der Süden; und die Denkmäler des Alterthums, die der Nordländer anſchaut, ſind nicht Muſter des Schönen, wie die Göttergeſtalten, die dem italiſchen Boden entſtiegen. Da aber Gelehrte aus proteſtantiſchen Ländern den Römern dieſe Geſtalten erſt erklären, und ihre Schönheit analyſiren mußten, zeigte ſich wenigſtens, daß der Umgang mit den claſſiſchen Alten auch dort den Sinn für das Schöne weckt, und, wenn dem Künſtler des Südens der Inſtinct des Schönen gegeben iſt, der Denker des Nordens das Verſtändniß deſſelben hat. Günſtig war dagegen der Proteſtantismus der Dichtkunſt und Beredſamkeit, da er zu heiligen Poeſien begeiſterte, die Predigt zum Hauptheile, ja zur Seele des Gottesdienſtes machte, und durch die Einführung der Landesſprachen in die Liturgie, dieſen eine Würde gab, die zur Ausbildung der Nationalliteratur der ihm ergebenen Völker bedeutend mitgewirkt hat. Auch wird Niemand den Cultus der Proteſtanten traurig und trocken nennen, der ihre Geſänge hörte, den Reiz der eignen Theilnahme kennt, und Gelegenheit hatte, zu bemerken, „daß die Gottesverehrung der Brüdergemeinde, die einfachſte unter allen, auch die rührendſte und gemüthlichſte iſt." Nicht weniger haben die nützlichen Künſte, in denen die Induſtrie der Gewerbe ſich verſucht, und das Leben der Reichen neue Quellen des Genuſſes und der Bequemlichkeit findet, durch die Reformation gewonnen. Sie weckte den Sinn des Ernſtes, der Genauigkeit und Ausdauer; ſie beföderte den freien Handel, den vielſeitigen Verkehr und den blühenden Wohlſtand, ohne den der Kunſtfleiß nicht gedeihen kann; und England, das nördliche Deutſchland, die Schweiz, ſelbſt jene franzöſiſchen Reformirten, die mit ihren Talenten unter den Schutz deutſcher

Fürſten flüchteten, haben bewieſen, daß in dieſem Zweige der Induſtrie kein catholiſches Volk ſich mit ihnen meſſen kann. Am ſichtbarſten, und in der Geſchichte ſchon längſt am lauteſten anerkannt, wurde unter den Folgen der Reformation ihr Einfluß auf den Staat. Unter Begünſtigung ihrer Maßregeln und Grundſätze hat er die Kirche nicht bloß in ſich aufgenommen, ſondern auch, wie jetzt oft ſchmerzlich empfunden wird, völlig verſchlungen. Auf einen ſolchen Erfolg war es von den Reformatoren freilich nicht abgeſehen; ohne allen politiſchen Zweck erhielt ihr Werk erſt, durch das Streben ſeines Hauptfeindes nach weltlicher Herrſchaft, politiſche Bedeutung und Richtung. Ein großer Theil jener Mißbräuche der alten Religionsverfaſſung, — worin alle Stände, ſelbſt wohldenkende Kleriker Grund fanden, auf eine Reformation der Kirche zu dringen — rührte von den politiſchen Anmaßungen und habſüchtigen Foderungen der Päpſte her. Von ihnen ſollten nicht nur die Geiſtlichen, ſondern auch die Völker und Fürſten abhängig ſeyn; ihnen mußten ſie, unter mancherlei von Jahrhundert zu Jahrhundert durch neue Erfindungen der Geldgier vermehrten Titeln, Abgaben gewähren, die die fürſtlichen Einkünfte überwogen: unter ihrem Einfluſſe ſtand ſelbſt, durch den immer weiter ausgedehnten Umfang der biſchöflichen Gerichtsbarkeit und der kirchlichen Cabinetsjuſtiz, welche die päpſtlichen Legaten zum Nachtheil der Biſchöfe ausübten, ein großer Theil der öffentlichen Rechtspflege. Die Fürſten waren daher ſehr beſchränkt, und in der Ausübung der Rechte, die die Natur des Staats ihnen zutheilt, unaufhörlich durch die Kirche gehindert, die ſich ihnen als Staat im Staate entgegenſtellte; ja es kam meiſt mehr auf die mehrere oder mindere Energie der Fürſten, als auf die höchſt unvollkommenen Verfaſſungen an, ob die Kirche im Staate oder der Staat in der Kirche ſeyn ſollte. (Nur Frankreichs Könige ſchwangen ſich in dieſer Hinſicht zu einer geſetzlich befeſtigten, ehrenvollen Stellung empor.) Die Regierungsgrundſätze und politiſchen Maximen verloren durch den Einfluß der römiſchen Politik ihre ſittliche Würde; Verſchlagenheit, Liſt und Gewalt hatte dieſe Schule zum Princip des Herrſchens gemacht. Die Maſſe des Volkes war unterdrückt, in den Verwaltungen herrſchte überall mehr Willkür und perſönliches Anſehn, als geſetzliche Ordnung, im Adel ein wilder, gewaltthätiger Geiſt, der die übrigen Stände befehdete, und ſich nur erzwungen zur Anerkennung fremder Rechte verſtand. Kein Wunder, daß unter dieſen Umſtänden das Zauberwort der evangeliſchen Freiheit mit der bürgerlichen verwechſelt, und dem geplagten Landvolke eine Loſung zum Aufruhr wurde. Dennoch kann die Schuld, den Bauernkrieg verurſacht zu haben, eben ſo wenig als das unſinnige Auflehnen der Wiedertäufer gegen alle bürgerliche Ordnung, auf die Reformatoren fallen, die dieſe Exceſſe vielmehr nachdrücklich mißbilligten, und durch Wort und That beitrugen, ihnen zu ſteuern. Dieſe weiſen Männer gingen, wo ihre Vorſchritte in das bürgerliche Leben und die Verhältniſſe bisher gültiger Rechte eingriffen, mit einer Mäßigung zu Werke, die ihnen das Vertrauen der Fürſten und Obrigkeiten erwarb; dreiſter allerdings die Schweizer, als die Wittenberger, doch begünſtigt von republikaniſchen Formen, unter Zuſtimmung der Regierenden, und immer mit Achtung gegen erweisliches Recht. Meiſtentheils von

unten auf ging man im proteſtantiſchen Deutſchland und in der Schweiz zur Kirchenverbeſſerung über; die Gemeinden, beſonders die ſtädtiſchen, handelten mit ihren Obrigkeiten erſt für ſich nach eignem Gewiſſen und gutem Rath der Reformatoren; die Fürſten genehmigten, und kamen mit der Einrichtung geſezlicher Anſtalten nach, um den kirchlichen Zuſtand ihrer Unterthanen in Uebereinſtimmung zu bringen. So gedieh die neue Ordnung der Dinge ohne Zwang, als ein Werk des Volksgeiſtes, der allgemein empfundenen Bedürfniſſe und Wünſche. In Preußen, in Schweden, Dänemark, England und andern ſpäter gewonnenen deutſchen Staaten reformirten die Fürſten eigenmächtiger, und ihre Völker fanden ſich nur allmählig in die aufgenöthigte neue Form. Wo das Regiment catholiſch blieb, ergriffen die Freunde der Wahrheit ihre Ideen als ein verſtohlnes Gut, und genoſſen des gereinigten Gottesdienſtes im Stillen als einer unſichern Gunſt des wechſelnden Glücks. Dieſe verſchiedne Entſtehungsart der Kirchenverbeſſerung hat auch einen Unterſchied in den Folgen verurſacht, der aus den Artikeln, welche von einzelnen proteſtantiſchen Staaten handeln, zu erkennen iſt. Was aber durch die Reformation im innern bürgerlichen Weſen mehr oder weniger jedes ihr zugewandten Staates verändert und bedingt wurde, iſt hier im Allgemeinen anzudeuten. — Die **Fürſten** entband ſie aller der Pflichten und Beſchwerden, welche die Abhängigkeit von einer auswärtigen geiſtlichen Macht ihnen aufgelegt hatte. Sie wurden alleinige Herren in ihren Ländern; ſelbſt die Deutſchen, da die Verſuche der Kaiſer, das Reich in eine Monarchie zu verwandeln, zu ihrem Vortheile ausſchlugen. Sie erwarben nun ſelbſt die biſchöflichen Rechte, die ihnen ſonſt beſchränkend gegenüber geſtanden, und die Mittel der Macht, die ſonſt der Kirche gedient hatten, kamen, ſo weit der Proteſtantismus ihren Gebrauch zuläßt, in ihre Hände. Sie vermehrten durch die Rückkehr des Klerus in die bürgerliche Geſellſchaft die Zahl ihrer Unterthanen und — durch das, ihrer Aufſicht und bei den ſeculariſirten Klöſtern und Prälaturen auch ihrer freien Verfügung anheim gefallene Kirchengut; durch die Summen, die ſonſt die Habſucht Roms, die Induſtrie der Legaten, das Recht auswärtiger Erzbiſchöfe, das Terminiren der Bettelmönche, und die Verbindung der Orden mit fremden Obern, aus dem Lande gezogen hatten, und nun darin blieben; durch die Ergiebigkeit des neu belebten Fleißes im Handel, Gewerbe und Ackerbau; ja auch durch den Anwachs der Bevölkerung, den die Einwanderung vertriebener Glaubensgenoſſen ihnen verſchaffte — über alle Berechnung den Umfang ihrer Staatskräfte, und den Wohlſtand ihrer Völker. Nun konnten ſie ihr Finanzweſen ordnen, die Staatswirthſchaft verbeſſern, ihre bewaffnete Macht vergrößern, und für die Vertheidigungskriege, die ihnen bevorſtanden, hinlängliche Mittel in Bereitſchaft halten. Und da die Sache der Religion, die bis zum weſtphäliſchen Frieden das Hauptintereſſe der Staatenbündniſſe und Kriege, und daher auch der Hauptgegenſtand ihrer Rüſtungen blieb oder hieß, auch die erſte Herzensangelegenheit jedes Einzelnen war; wagte der Enthuſiasmus des Volkes Gut und Blut an den Fortgang ihrer Unternehmungen. So wurden die proteſtantiſchen Fürſten groß, und Staaten von geringem Umfange erhielten ein hohes politiſches Gewicht, das ſie hauptſächlich der Reformation zu dan-

ken hatten. — Die Kirche gewann durch die Folgen ihrer Verbeſſerung — wie unter den vorhergehenden Geſichtspunkten des religiöſen, ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Lebens gezeigt worden iſt — im Geiſtigen viel; ihre zeitlichen Güter verlor ſie an die Fürſten, erhielt aber einen großen Theil derſelben zu zweckmäßigerer Anwendung wieder, da aus dem Erbe der alten Kirche die Fonds öffentlicher Bildungsanſtalten vermehrt, neuere und beſſere geſtiftet, Waiſenhäuſer und Hospitäler angelegt, Belohnungen für verdiente Gelehrte und Zuſchüſſe zum Einkommen des ſchlechtbedachten niedern Klerus ausgemittelt wurden. Der Höhere büßte freilich die ergiebigſten Pfründen ein, aber zum Theil hörte er auch auf zu ſeyn; und die neu eingeſetzten Ephoren und Pröpſte hatten die Reize geiſtlicher Sinecuren nie gekannt. Auf jeden Fall war dieſe Veränderung von überwiegendem Nutzen, in ſo fern dadurch das Kirchengut aus todten Händen in lebendige kam. Nur wird Niemand die adeligen Capitularen in den evangeliſchen Stiftern darunter rechnen, da doch nichts, als das geringe Verdienſt ihrer eilfertigen Bekehrung und der unverantwortliche Einfluß ihrer Geburt ihnen den müßigen Genuß von Pfründen ſicherte, denen eine folgerechte Anwendung der Grundſätze des Evangeliums viel edlere Beſtimmungen gegeben haben würde. Mit dem Kirchengute kamen auch die Perſonen der Geiſtlichen unter fürſtliche Botmäßigkeit — ein Schickſal, das ihnen auf der einen Seite Vortheile der Lehrfreiheit und ſelbſtſtändigeren Bewegung in ihren Ämtern zuwendete; auf der andern aber auch ihr äußerliches Anſehen verminderte, ſie von Behörden, in denen weltliche Räthe das Übergewicht haben, abhängig machte, und bei fortſchreitender Ausdehnung des Territorialſyſtems Erniedrigungen ausſetzte, welche die Prediger in einigen Staaten des Rheinbundes aus eigner Erfahrung kennen gelernt haben. Denn dieſes in der Anwendung proteſtantiſcher Principien auf die bürgerliche Geſellſchaft allerdings gegründete Syſtem der Unterordnung der Kirche unter den Staat macht dieſen zum Aufſeher über die Gleichförmigkeit des Lehrbegriffs und die Amtsführung der Geiſtlichen, zum Geſetzgeber in den Formen des Cultus und der Kirchenverfaſſung, zum Verwalter des Kirchengutes und zum Collator der Ämter. Indeß iſt der Zuſtand der proteſtantiſchen Kirchen in dieſer Hinſicht immer noch einem Proviſorium ähnlich, bei dem vieles nach dem Drange der Umſtände, oder nach örtlichem Herkommen, und daher ſehr unvollkommen geordnet, aber auch keineswegs alle Hoffnung eines rechtlicheren und regelmäßigeren Zuſtandes aufzugeben iſt. Die proteſtantiſchen Fürſten haben ſich der ihnen, vermöge des ſeit Thomaſius wiſſenſchaftlich gerechtfertigten Territorialſyſtems, zuſtehenden Rechte im Ganzen mit Mäßigung und ſelten in vollem Umfange bedient. Von dieſen ganz nur auf die lutheriſche Kirche anwendbaren Zügen weicht das bürgerliche Verhältniß der reformirten merklich ab. Sie iſt zwar auch auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete nicht alleinige Erbin der alten Kirche geweſen, und wo ihre Gemeinden ſich als fremde Ankömmlinge einheimiſch machten, ganz ohne Antheil an dieſer Verlaſſenſchaft geblieben; aber da ſie in republikaniſchen Staaten entſtand, kam ihre Regierung mehr in die Hände der Gemeinden als der Obrigkeiten, und ihre Geiſtlichen wurden abhängiger von jenen, als von dieſen. In monarchiſchen Staaten, z. B. im

Preußiſchen, und ſelbſt in einigen ariſtokratiſchen Cantonen der Schweiz, hat ſie jedoch, bis auf den mehr oder weniger beſchränkten Antheil der Gemeinden am Kirchenregimente, und die in England beibehaltene Episcopalhierarchie, eine der lutheriſchen ähnliche Verfaſſung. Überdies iſt, ungeachtet der Übereinſtimmung in den Hauptbeziehungen der proteſtantiſchen Kirchen zum Staate, dieſes Verhältniß ſo mannichfaltig geſtaltet, und ſo ſehr von den politiſchen Gränzen abhängig, daß eigentlich keine der beiden herrſchenden ein äußerlich verbundenes kirchliches Ganzes ausmacht, ſondern jede in mehrere Nationalkirchen zerfällt, die ſich in gemiſchten Staaten mit den kirchlichen Anſtalten anderer Confeſſionen brüderlich vertragen müſſen, und unter einander nur durch geiſtige Bande zuſammenhängen. Im Staate iſt keine mehr als ein moraliſch-religiöſes Inſtitut, ohne bürgerliche Selbſtſtändigkeit, deſſen Diener vergeſſen müſſen, daß der veränderte Zeitgeiſt ihnen das Anſehn und den Einfluß auf die Fürſten, deſſen ſich die proteſtantiſchen Theologen des 16ten, und auch noch zum Theil des 17ten Jahrhunderts erfreuten, genommen hat. — Das **Volk** endlich hat, in Folge des Einfluſſes der Reformation auf den Staat, williger gehorchen, und ſich zu bürgerlichem Gemeingeiſt erheben gelernt. Denn wie ſehr auch die proteſtantiſchen Fürſten und Obrigkeiten ihre Rechte erweiterten, und in einem viel vollkommneren Sinne Herren ihrer Lande wurden, als ſie es vor der Reformation waren; wie bald ſie auch die Laſt der öffentlichen Abgaben verdoppelten; wie tief ſie auch in auswärtige Verbindungen und politiſche Händel verwickelt wurden, die ſie oft genug zu gefahrvollen Kriegen nöthigten; in der Regel theilten ſie doch auch die religiöſen Geſinnungen und allgemeinen Intereſſen ihrer Völker; ſie lernten aus dem Evangelium, deſſen wieder errungenes Licht ihren Kronen neuen Glanz gab, ihre Pflichten beſſer kennen, die Menſchenwürde der Einzelnen höher ſchätzen, und die Stimmen der öffentlichen Meinung achten, deren Tadel oder Beifall über das Gelingen ihrer Unternehmungen und über ihren Platz in der Geſchichte entſcheidet. Denn als ein Gegengewicht der Fürſtengewalt entwickelte der freie Geiſt der Reformation jene unabhängige Macht der Vernunft, die von der Proteſtation gegen menſchliches Anſehn in Sachen des Glaubens zur Unterſuchung des Urſprunges der Staatsgewalt fortſchritt; jene rückſichtsloſe Philoſophie über die menſchlichen Verhältniſſe, die die Rechte aller Stände erwog, und dem Staatsrechte ein Natur- und Völkerrecht entgegenſtellte; jene jetzt von den Verehrern der Geburtsrechte und des Papſtthums alles Unheils beſchuldigten liberalen Ideen von Menſchenrechten, die aus den Schriften der Weltweiſen in die Kreiſe der gebildeten Stände eindrangen, und ſich ihren Weg endlich bis in die Hütten bahnten. Weil das Evangelium lauter und rein gelehrt wurde, mußte nun Scham und Scheu mehr vor Ungerechtigkeiten in der öffentlichen Verwaltung ſchützen, als Verträge und Conſtitutionen; und auch die Bürger rein monarchiſcher Staaten können nicht zur Knechtſchaft herabſinken, ſo lange die allgemeine Anerkennung des göttlichen Geſetzes der Liebe die Sicherheit des Privateigenthums, die perſönliche Freiheit und die Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt, von Seiten der Regenten verbürgt. Vielmehr iſt, wie die Erfahrung lehrt, das Volk nirgends menſchlicher behandelt, und in beſſerer

Ordnung regiert, der Verwahrung ſeiner natürlichen Rechte gewiſſer, freier in ſeiner Thätigkeit, reicher an Gelegenheiten zu höherer Bildung und rechtlichem Erwerbe, patriotiſcher und wohlhabender, als in proteſtantiſchen Staaten; ihre Verfaſſungen mögen übrigens ſeyn, wie ſie wollen. Denn hier gibt es keinen Stand, der nicht das Wohl und Wehe des Vaterlandes von ganzem Herzen theile; hier regiert ein Geiſt der Vernunftmäßigkeit, Ordnung und wahren Humanität, deſſen Erwachen, deſſen Ausbildung und immer weiter vordringende Wirkſamkeit die bürgerlichen Wohlthaten der Reformation auf alle Claſſen des Volks ausgedehnt, und das Unterpfand ſeines fortdauernden, alles veredelnden Einfluſſes in der Natur des Menſchen ſelbſt hat. — Merkwürdige neue Erſcheinungen in der innern Bildung und den äußern Verhältniſſen der europäiſchen Staaten brachte dieſe Wirkung der Reformation hervor. Die Religion, vorher nur in der Hand des Papſtes und ſeiner Kleriſei ein Hebel der Univerſalherrſchaft, wurde nun ein Princip des politiſchen Lebens. Die Trennung im Glauben ſtellte Staaten, die ſonſt an einer Laſt getragen, und ſich faſt nur über das Intereſſe ihrer Dynaſtien vereinigt hatten, von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis zum weſtphäliſchen Frieden aus höheren Gründen einander gegenüber. So erhielt in Deutſchland, wo die Reformation den Beſtrebungen der Kaiſer nach Alleinherrſchaft alle Hoffnung des Gelingens abſchnitt, und das Syſtem der ſtändiſchen Territorialhoheit zur Vollendung brachte, die Nothwendigkeit, ihre religiöſe und politiſche Selbſtſtändigkeit zugleich zu ſchützen, die Fürſten beider Confeſſionen in wechſelſeitiger Aufmerkſamkeit, die, nachdem ſie ſich im dreißigjährigen Kriege gemeſſen hatten, ſowohl der Erſchlaffung als der Auflöſung des Reichs kräftig vorbeugte. Denn während ſie eiferſüchtig ihre Rechte gegen einander bewahrten, waren doch beide Theile für die Erhaltung des Reichs ſo lange innig vereint, bis unter neuen der Religion ganz fremden Verhältniſſen das Syſtem des kurzſichtigſten und verderblichſten Egoismus in Anwendung kam. An dieſem Syſtem hatten aber die Folgen der Reformation nur in ſo fern Antheil, als ſie einerſeits Preußen an das Haus Brandenburg, und dieſes dadurch zu der einem Reichsſtande nicht angemeſſenen Größe brachte, welche es ſo trefflich zu behaupten und zu ſteigern wußte; andrer Seits lange vorher, ehe Preußen unter die europäiſchen Mächte trat, einzelne Reichsſtände in die Lage ſetzte, die Einmiſchung fremder Könige in die einheimiſchen Händel als Mittel der Selbſterhaltung brauchen zu müſſen. Dabei wurde Deutſchland — der unſchuldigſte aller Staaten, der ſich nur vertheidigen, aber nicht angreifen kann — was noch in den Kriegen Carls V. mit Franz I. Italien geweſen war, der Mittelpunkt der europäiſchen Politik und der Schauplatz, auf dem die wortführenden Mächte in ihren Kriegen an einander ſtießen, und ihre Streitigkeiten ſchlichteten; ein Schickſal, deſſen Haupturſache in dem Beharren der Kaiſer bei der alten Kirche zu ſuchen iſt. Überhaupt machte die Reformation den Verkehr und Zuſammenhang der europäiſchen Staaten lebendiger und enger. England, in deſſen Verfaſſung der Proteſtantismus ein Hauptelement, und die Stütze des Gleichgewichts zwiſchen König und Volk wurde; Schweden, wo er dem Könige ſchon 1527 das Übergewicht über Adel und Geiſtlichkeit gab;

Dänemark, deſſen Könige durch ſeine Hülfe 1660 die Souverainetät erwarben, und vor allen das von ihm allein geſchaffne und erhaltene Holland trat erſt in Folge der durch die Reformation veranlaßten neuen politiſchen Reibungen in den europäiſchen Fürſtenrath, und daß dieſer ſich über die Grundſätze des Gleichgewichts verſtändigte, an denen jeder neue Verſuch zur Univerſalmonarchie bis auf Napoleons Zeitalter ſcheitern mußte, iſt ihr Verdienſt. Ja noch im 18ten Jahrhundert hat die Tendenz des Proteſtantismus zur religiöſen und bürgerlichen Freiheit, aus den ihr im Staatenverein von Europa geſetzten Schranken fliehend, mächtig zu der neuen politiſchen Schöpfung mitgewirkt, die jetzt die Eiferſucht der Europäer erregt, zu der Republik der vereinigten Staaten von Nordamerika. Doch nicht bloß die Völker, die die Reformation annahmen, haben den Einfluß derſelben auf ihre Schickſale gefühlt, auch die Staaten, die ſie mit aller Gewalt von ſich abzuwehren ſuchten, ſind durch merkwürdige, oft ſchmerzliche Erfahrungen überzeugt worden, daß man wider einmal emporgekommene Ideen nicht kämpfen kann, ohne zu leiden oder weſentlich verändert zu werden. Hätte Carl V. Liebe genug zu den Deutſchen und zu dem ihm wohl nicht ganz fremd gebliebenen Lichte der evangeliſchen Wahrheit gehabt, um ihr ſeine ſpaniſche Krone aufzuopfern, er würde das zu ſeiner Zeit der neuen Lehre faſt ganz ergebene Deutſchland vor den blutigen Glaubenskriegen bewahrt und zu einer unter öſterreichiſchem Scepter unüberwindlichen Monarchie erhoben haben. Da er ſich anders entſchied, mußte das catholiſche Öſterreich empfinden, was der Zorn gekränkter Liebe vermag, und ſich an ſeinen Erbſchaften und Mitgiften genügen laſſen. Doch brachten ihm ſeine Bemühungen zur Unterdrückung des Proteſtantismus den Vortheil, daß es an innerer Feſtigkeit gewann, und Böhmen und Ungarn in Erbreiche verwandeln konnte. Spanien hatte von ſeinem Kampfe gegen die neue Lehre mehr Schmach vor Europa, als Ehre in Rom, im Innern Verfall und Rückgang. Portugal blieb faſt ganz unberührt. Frankreich, deſſen Könige nach ihrer Maxime, die Reformation auswärts als Mittel der Trennung ihrer Nachbarn zu brauchen und im Innern ihres Reichs zu unterdrücken, zugleich Freunde der evangeliſchen Fürſten und grauſame Verfolger ihrer reformirten Unterthanen wurden, büßte die Schuld ſeiner Zweideutigkeit in den Verwüſtungen bürgerlicher Kriege und durch entkräftende Auswanderungen, die zwar die königliche Gewalt zunächſt erhöhten, aber auch im Volke einen Gährungsſtoff zurückließen, welchen das Mißverhältniß der Staatsreligion mit der zunehmenden Verſtandesbildung immer weiter entwickelte, bis er in der Revolution zerſtörend zum Ausbruch kam. Noch verderblicher wurde der Widerſtand gegen den Proteſtantismus für Polen, zu deſſen Untergange die ruſſiſche Politik daſſelbe, was die franzöſiſche in Deutſchland mit ziemlich glücklichem Erfolge verſucht hatte, durch Unterſtützung der Diſſidenten und immer tiefere Einmiſchung in die innern Kämpfe endlich vollkommen durchzuſetzen wußte. Die Fürſten Italiens, das nichts Evangeliſches zuließ, ſanken immer mehr zu politiſcher Unbedeutenheit herab; wozu freilich die Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien und der Verkehr mit Amerika mehr beitrug als die Reformation. Den Päpſten wurde ſie aber der furchtbarſte

Feind, gegen den ſie ſich auch tapfer und nicht überall fruchtlos wehrten. Sie erzwangen durch ihre Gegenanſtalten in den Staaten, die ihnen ergeben blieben, zunächſt Rückſchritte zur Finſterniß und Ketzerverfolgungen, die ihr Anſehn aufs neue zu befeſtigen ſchienen. Durch den glücklichen Fortgang ihrer Miſſionen in Aſien und Amerika erlangten ſie die geiſtliche Herrſchaft über Ländergebiete, welche die durch die Reformation verlorne Hälfte von Europa an Umfang übertrafen. Doch war dieſe neue Blüthe ihrer Macht nur vorübergehend, und für ihren Schatz von geringem Nutzen. Keine Miſſion konnte ihnen erſetzen, was ſie ſonſt aus Deutſchland, England und Scandinavien gezogen hatten. Einſchränkungen der vorigen Üppigkeit gebot ihnen daher die Noth, Verbeſſerung der Sitten des Klerus die Scham. Auch die catholiſchen Fürſten wurden allmählig klüger, und ſchmälerten nicht nur die Gewalt und das Einkommen des römiſchen Hofes in ihren Staaten, ſondern wußten auch, nachdem ſeit dem weſtphäliſchen Frieden das Erſchlaffen des religiöſen Intereſſes in der Politik ſein durch die Jeſuiten erſt mühſam wieder emporgebrachtes Anſehn in der öffentlichen Meinung aufs neue geſchwächt hatte, dem heiligen Vater die Hände zu binden, indem ſie ihm andächtig die Füße küßten (ſ. d. Art. Papſt). Sein wirklicher Machtgenuß ſteht nun in traurigem Contraſt mit ſeinen alten, ſtets wiederholten Anſprüchen. Die Catholiken wollen ihm nicht mehr, wie ſonſt, gehorchen; beſonders in Deutſchland und Frankreich ſind ſie unvermerkt auf Meinungen und Grundſätze gekommen, die die Reformation und die neuere Aufklärung ihnen mittheilte. Sie fangen an, die catholiſche wahre Kirche von der römiſchen, und die in der Bibel nicht gegründeten Lehren der letzteren als bloß disciplinariſche Gegenſtände von den göttlichen Wahrheiten zu unterſcheiden, und den alten Aberglauben zu verabſcheuen. Wie ſehr auch der Myſticismus unſrer Tage catholiſches Weſen zu begünſtigen ſcheint, er iſt doch nur eine Laune oder ein poetiſches Zwiſchenſpiel, wovon der im Grunde durchaus proteſtantiſche Zeitgeiſt bald zurückkommen wird. Einmal hat die Reformation ſchlummernde Kräfte geweckt, deren muntre Thätigkeit ſich gewaltſam nicht hemmen läßt. Stark durch dreihundertjährige Übung bildet der Sinn für Wahrheit, und die Liebe zur Freiheit eine Schutzwehr gegen jede Art hierarchiſcher Anmaßung. Catholicismus und Proteſtantismus ſtehen einander jetzt anders gegenüber, als im Zeitalter der Reformation. Jener hat die Kräfte der Proteſtanten kennen gelernt, dieſer weiß den Glauben redlicher und aufgeklärter Catholiken zu achten und zu ſchonen. Soll aber einer von beiden im Laufe der Zeiten fallen, ſo wird es gewiß nicht der letztere ſeyn. E.

Reformirte Kirche. Daſſelbe Bedürfniß einer Reformation der Kirche, das in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts in Deutſchland Luthern erweckte, eine wirkliche Kirchenverbeſſerung zu fördern, trieb auch in der Schweiz, in den Niederlanden, in England und Frankreich mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Geiſtliche im Weſentlichen auf daſſelbe Ziel, aber mit nationalen Eigenthümlichkeiten, hinzuarbeiten. Unter den Schweizern ragten beſonders Ulrich Zwingli und Johann Ökolampadius oder Hausſchein, (ſ. dieſe beiden Art.) hervor. Jener hatte ſchon, da er noch Prediger zu Glarus

und Einſiedeln war, durch fleißiges Leſen der heil. Schrift eine höhere Erleuchtung gewonnen, an letzterem Ort auch ſchon gegen mehrere Mißbräuche in der Kirche geeifert, und ſetzte dies, als er nach Zürich berufen worden, wo ſchon mehrere Geiſtliche das Volk für eine mehr bibliſche Lehre empfänglich gemacht hatten, fleißig fort. Er hatte Freude an Luthers Wirken, empfahl auch deſſen Werke, las ſie aber ſelbſt nicht, um ſelbſtſtändiger zu bleiben, und nicht durch eines Menſchen Anſehen ſeine Überzeugung beſtimmen zu laſſen. Als nun im Jahr 1519 ein Geiſtesverwandter Tezels, der Franciskanermönch Bernhard Samſon, mit gleicher Unverſchämtheit den Ablaß in der Schweiz predigte, und gen Zürich kam, wohin Zwingli eben gezogen war, eiferte dieſer heftig gegen den Unfug, und der Rath von Zürich billigte ſeinen Eifer dergeſtalt, daß Samſon gar nicht in die Stadt gelaſſen ward. Selbſt ſein geiſtlicher Oberer, der Biſchof von Conſtanz und deſſen Vicar genehmigten ſeine Predigt gegen den Ablaßkram, traten ihm aber heftig entgegen, als er bald weiter ging in den nothwendigen Reformen. Aber vergebens bemühte ſich auch ein päpſtlicher Nuncius, dieſe zu unterdrücken, und vergebens ſprachen warnend und drohend auch die Eidgenoſſen dagegen. Furchtlos, feſt entſchloſſen, auf ſeine gute Sache geſtützt, und fortdauernd durch den züricher Rath begünſtigt, ging Zwingli ſeinen Gang fort, predigte evangeliſche Lehre, und ſtellte viele Mißbräuche im Gottesdienſt ab, raſcher als Luther, der in dieſer Hinſicht gemäßigter und vorſichtiger war. Schon hatte er eigenmächtig vieles geändert, als er im Jahr 1523 einen entſcheidendern Schritt that, da er 67 deutſche Lehrſätze, in denen er ſeine Lehre ausſprach (und freilich ſchon viel weiter ging, als Luther 1517 in ſeinen Sätzen gegen den Ablaß), dem Rath von Zürich übergab, welche von letzterm mit einer Einladung zu einer Disputation, die den 29ſten Januar gehalten, und in der Zwingli ſeine Sätze vertheidigen ſollte, bekannt gemacht wurden. Nur wenige Eidgenoſſen ſendeten Abgeordnete zu dieſem Religionsgeſpräch, doch war zahlreich die Verſammlung. Zwingli's Angriffs- und Vertheidigungskampf gewann den Sieg. Der Rath und viele der zahlreich anweſenden Bürger wurden für ſeine Lehre gewonnen, und nun einer durchgreifendern Reformation noch geneigter. Mit ungeſtümer Haſt ward nun das verhaßt gewordene Alte, Gutes und Böſes zugleich, vernichtet; es ward ganz eigentlich hier Alles neu; Vieles, was an ſich unſchuldig, vielleicht nur durch Mißbrauch entſtellt war, ſelbſt vieles Erbauliche unterlag der Neuerungsluſt Als die Altäre, die Taufſteine, die Bilder (letztere faſt überall mit wahrer Zerſtörungswuth) aus den Kirchen verdrängt, ſelbſt die Muſik und der Orgelklang aus denſelben verwieſen waren, da erſt glaubte man die Kirchen und den Gottesdienſt recht erbaulich gemacht zu haben. Wider ſo gewaltſame Neuerungen erklärten ſich nun ſtärker die Eidgenoſſen auf dem Bundestag zu Lucern am 26ſten Januar 1524, droheten Zürich ſelbſt von dem Bundesrath auszuſchließen, und ließen durch Abgeordnete die Rückkehr zur alten Ordnung dringend empfehlen. Doch vertheidigte Zürich ſtandhaft und kühn die Neuerungen in der Lehre und in den Gebräuchen, und bald erklärte ſich auch vor allen übrigen Eidgenoſſen, muthig und feſt entſchloſſen, das kleine Mühlhauſen für die evangeliſche Lehre und die Abſtellung der alten Mißbräuche.

Gleichzeitig hatte Wolfgang Fabricius Capito (Köflin) in Baſel die Reformation eingeleitet, und nachdem er von dort nach Mainz berufen worden, ſeit 1523 Ökolampadius, mit Luthers Lehre vertraut, ſein Werk fortgeſetzt, eine Zeit lang von dem aus Frankreich geflüchteten Farel unterſtützt, der 1524 vom Rath zu Baſel veranlaßt, auch eine öffentliche Disputation zur Vertheidigung der evangeliſchen Lehre hielt. In demſelben Jahr waren auch in Schafhauſen die erſten Reformationsverſuche gemacht worden; ſeit 1525 ward auch Bern denſelben geneigter, und ſelbſt die eifriger catholiſchen Cantone fingen an, das Bedürfniß tiefer zu empfinden. Man vereinigte ſich endlich zu einem Religionsgeſpräch, das nach langen Verhandlungen 1526 zu Stand kam. Hier ſtand Ökolampad gegen die größere Zahl der ſtrengen Papiſten, unter denen Johann Eck hervorragte, mit Thomas Murner. Zwingli war nicht erſchienen, und die papiſtiſche Mehrzahl faßte gegen ihn ein Verdammungsurtheil, das aber ſein Wirken nicht hemmen konnte. So geringen Erfolg dieſes Religionsgeſpräch hatte, ſo entſchloß ſich doch Bern zu endlicher Ausgleichung der kirchlichen Streitigkeiten 1528, obwohl die andern Cantone und ſelbſt der Kaiſer davon abriethen, ein ähnliches zu veranſtalten. Mehrere Eidgenoſſen ließen ſich zur Theilnahme bewegen. Zahlreich war abermals die Verſammlung; zu Zwingli, Ökolampad, Conrad Pellicanus (Kürſchner), Berchthold Haller (der Reformator von Bern), Ambroſius Blerer (von Coſtnitz), Burgauer (von St. Gallen) — der aber ſelbſt, obwohl eifrig evangeliſch, Zwingli wegen deſſen Abendmahlslehre angriff — hatten ſich auch mehrere deutſche Reformatoren geſellt. Auf der andern Seite ſtanden mehrere nicht verächtliche Gegner. Aber, wie faſt immer bei ſolchen Disputationen, ward auch hier nichts ausgeglichen, und nur das gewonnen, daß man in Bern ſich nur kräftiger für die Reformation entſchied. Und immer weiter verbreitete ſich dieſelbe in den meiſten Cantonen, ſo ſehr auch Schwitz, Uri, Unterwalden, Zug und Lucern, als beharrliche Papiſten widerſtrebten. Schon war ein großer Theil der Eidgenoſſen der evangeliſchen Lehre zugethan, als dieſe catholiſchen Cantone, die zur Vertheidigung der alten Lehre ein Bündniß mit dem Könige Ferdinand (des Kaiſers Carl V. Bruder) eingegangen, ſich zum offenen Kampf rüſteten. Vergebens bewirkten andere Eidgenoſſen einen Vergleich der Streitenden. Er befriedigte keine Partei, und unabwendbar war der innere Krieg der Eidgenoſſenſchaft. Der Stoff der Zwietracht mehrte ſich; die Catholiſchen hoben alle Gemeinſchaft mit den Evangeliſchen auf, und im October des Jahres 1531 mußte Zürich, von den andern Evangeliſchen verlaſſen, allein auf dem Kampfplatze erſcheinen. Verrätherei kam dazu, und am 11ten October wurden die tapfern Züricher bei Cappel geſchlagen. Zwingli ſelbſt, der bewaffnet die Fahne ſeiner treuen Anhänger geleitete, fiel im Kampf. Aber die blutige Niederlage konnte ſein Werk nicht vernichten. Die evangeliſche Schweizerkirche war gegründet; ſein Geiſt lebte in ihr fort. Er hatte ihr aber auch ſchon jene Richtung gegeben, die ſie auf Jahrhunderte von den deutſchen evangeliſchen Gemeinden trennte. Er, ein Mann von freiem und hellem Geiſte und nicht ohne Gemüth, mit dem redlichſten Wahrheitseifer erfüllt, entſchloſſen und ſtandhaft, von echter Bildung und frommem Glauben, hatte

in dem ſchweren Kampfe, den er beſtehen mußte, in ſeinem kräftigen Streben, das ihn von falſchen Auctoritäten entband, ein übergroßes Vertrauen auf ſeine eigene Erkenntnißkraft gewonnen, durch welches die Tiefe und Innigkeit ſeines Glaubens gefährdet ward. Früh ſchon hatte er unüberwindliche Zweifel gegen die papiſtiſche Abendmahlslehre, die eine Verwandlung der äußern Zeichen des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Chriſti behauptete, in ſich genährt, und war endlich dahin gekommen, zugleich mit der Verwandlungslehre die leibliche Gegenwart Chriſti im heil. Abenmahle, obwohl ſie in den klaren und einfachen Worten Chriſti enthalten iſt, gänzlich zu verwerfen. Ihm, der auch für die Glaubenswahrheiten und Geheimniſſe immer mehr die Möglichkeit des Erklärens für den rechten Prüfſtein anſah, ſchien die leichteſte und ſcheinbar einfachſte Erklärungsweiſe die beſte, nach der er auch die Wahrheit ſelbſt beſtimmte. So mußte ſich ihm die Meinung, daß Brot und Wein nur Zeichen des Leibes und Blutes Chriſti ſeyen, am meiſten empfehlen, weil für den klügelnden Verſtand dadurch die meiſten Schwierigkeiten, die bei Erklärung der Einſetzungsworte ſich aufdringen, gehoben ſchienen, obwohl eben dieſe von Chriſto ſelbſt geſprochenen Einſetzungsworte bei ſeiner Erklärungsweiſe neue nicht zu beſeitigende Bedenklichkeiten an den Tag legten. In dem hitzigen Streit, in den er darüber mit Luther und mit andern Reformatoren verwickelt ward, verhärtete er ſich in ſeiner Meinung immer mehr, und überſah, daß er zugleich eine Erklärungsart geltend machte, die, auch auf andre Stellen der heiligen Schrift folgerecht angewendet, auch andere Glaubenslehren, ſelbſt weſentliche Grundlehren des Evangeliums in ein falſches Licht ſtellen, oder gänzlich vernichten mußte, daß er ein Allegoriſiren einführte, welches der einfachen Schriftlehre ganz entgegen war, und den Glauben in ſeinen Grundfeſten erſchütterte. Seine Abendmahlslehre, die ſich vielen empfahl und ſcharfſinnig vertheidigt wurde, erhob noch weit mehr, als es im Proteſtantismus der Fall war, das Erkennen über den Glauben, und machte in der reformirten Kirche dieſe Richtung, die im Fortgang der Zeit das demüthige Leben im Glauben immer mehr beengte und trübte, recht eigentlich vorherrſchend. Auf gleiche Weiſe, wie Zwingli folgert, daß, weil er den Nutzen der leiblichen Gegenwart nicht begreife, dieſe Lehre überhaupt unſtatthaft ſey, als werde die Wahrheit irgend einer Lehre bloß, wenn wir ihren Nutzen begreifen, zur Wahrheit; ſo ward nun überhaupt aus dieſem Standpunkt über die Glaubenswahrheiten entſchieden, und die Überzeugung von denſelben vornehmlich an das Erkennen gebunden. Wie nun ſelbſt das Weſen des Sakraments unter einen Geſichtspunkt geſtellt war, der daſſelbe faſt auflöſte, ſo mußten überhaupt auch alle heiligen Gebräuche an ihrer Bedeutung verlieren. Der ganze Gottesdienſt, am meiſten nur auf die religiöſe Erkenntniß, viel weniger auf die Belebung des religiöſen Gefühls, auf die Erhebung über die Schranken der Erkenntniß, auf eigentliche Erbauung gerichtet, ward daher auch auf eine Weiſe vereinfacht, die der ſtillen Betrachtung am meiſten Raum zu geben ſchien, ohne die tiefern Anſprüche des Gemüths zu berückſichtigen. Eben durch die Verwandlung des: „das iſt mein Leib!“ in ein: „das bedeutet,“ ward die tiefſte, innerſte Bedeutſamkeit des Sakraments und der religiöſen Gebräuche überhaupt entkräftet, und

jeder Willkür der Deutung unbeſchränkter Raum gegeben. So ſtellte dem Geiſt des urſprünglichen Proteſtantismus, dem Geiſt geſetzlicher Freiheit, in der Schweizerlehre ſich ſchon früh der Geiſt der Willkür zur Seite, vorbedeutend die Verirrungen des ſpätern Proteſtantismus. — Zwingli ſprach ſeine Abendmahlslehre (nachdem er ſie bereits in einem wider ſeinen Willen bekannt gewordenen Briefe vom 16ten Nov. 1524 mitgetheilt hatte) öffentlich zuerſt in ſeinem Werk: von der wahren und falſchen Religion (commentarius de vera et falsa religione) im Jahre 1526 aus, worin er auch ſchon ſeine Überzeugung von andern Lehren aus ähnlichen Grundſätzen entwickelte, und darauf in mehrern Streitſchriften, die er mit Luther und andern wechſelte. Oft ſah er ſich veranlaßt, ſeine Lehre weiter zu begründen und zu befeſtigen, und mit ſeinem nie raſtenden Weiterforſchen, mit dem ihm eignen Scharfſinn und einer eindringenden Beredſamkeit, gelang es ihm, ſeine Anſicht zu einem dogmatiſchen Anſehn in ſeiner Gemeinde zu erheben. Daſſelbe Dogma fand aber auch außerhalb der Schweiz ſo vielen Beifall, daß in mehrern Ländern, die von dem Papſtthum ſich abwendeten, die Schweizerlehre die herrſchende ward. Doch war es zunächſt nur die Übereinſtimmung in der Abendmahlslehre, und überhaupt in der den evangeliſchen Schweizergemeinden eigenthümlichen Richtung auf eine Verſtandesreligion, was die ſogenannten reformirten Gemeinden anderer Länder unter einander und mit den Schweizern zu einer Gemeinſchaft verband, die man die reformirte Kirche genannt hat. Denn eine wahrhafte Übereinſtimmung in der Lehre und in den kirchlichen Verhältniſſen, eine innigere Verbindung in Einem Geiſt des Glaubens, auch durch gemeinſame, von allen anerkannte Bekenntnißſchriften vermittelt, ward in dieſen Gemeinden nie ſo bewirkt, wie in der römiſchen und der evangeliſch-lutheriſchen Kirche, weßhalb auch der Ausdruck reformirte Kirche nur ſehr uneigentlich Gültigkeit haben, und eigentlich nur von reformirten Gemeinden die Rede ſeyn kann. Denn früh ſchon ſpalteten ſich die evangeliſchen Gemeinden, die ſich zu Zwingli's Lehre neigten, auf mannichfache Weiſe, und eine vollkommene Einigung iſt nie bewirkt worden. Zwingli ſelbſt lebte zu kurze Zeit, als daß er eine vollkommene Organiſation der evangeliſchen Schweizerkirche hätte bewirken können; Ökolampadius, der nach ihm die Stütze der neuen Gemeinde ſeyn ſollte, folgte in frühem Tode ihm nach. Aber ſelbſt bei ſeinem Leben hatte Zwingli unter den Seinen nie das entſcheidende und vollgültige Anſehn gehabt, das Luther bei den deutſchen Evangeliſchen beſaß, durch das er eine größere Einigkeit unter dieſen erhielt; die übrigen Schweizerreformatoren ſtanden zu Zwingli nicht in demſelben Verhältniß, wie die deutſchen Reformatoren zu Luther, ſondern förderten ſelbſtſtändiger, aber auch eigenmächtiger, daher gleich anfangs nicht in vollkommener Übereinſtimmung das Werk der Reformation. Bald aber trat in der Schweizerkirche ein Mann auf, der zwar ein ſehr folgereiches Anſehn gewann, und ſelbſt für die Meinungen, in denen er von Zwingli abwich, viele ſchweizeriſche und franzöſiſche Evangeliſche gewann, aber theils weil er erſt, nachdem ſich ſchon vieles neugeſtaltet hatte, als Reformator auftrat, theils weil er durch ſeine Abweichung von Zwingli's Meinungen ſelbſt neuen Zwieſpalt begründete, die reformirten Ge-

meinden nicht zur vollkommenen Einheit führen konnte. Der Mann war Johann Calvin, der, aus Frankreich geflüchtet, (ſ. d. Art. Calvin) in Genf einen Zufluchtsort fand, ſchnell dort den größten Einfluß gewann, und von dort aus auch andre zwingliſche Gemeinden umbildete. Selbſt die Abendmahlslehre beſtimmte er etwas anders als Zwingli, wiewohl im Weſentlichen ähnlich; aber ſtärker hob er eine andre Lehre heraus, die von der Gnadenwahl und Vorherbeſtimmung, die er zu einer Hauptunterſcheidungslehre ſeiner Gemeinden machte, und die auf eine, ſelbſt den freudigen Glauben an Chriſtus kränkende Weiſe ausgebildet, nothwendig Widerſpruch erregen mußte, und neue Zwietracht in den reformirten Gemeinden erweckte, die Spaltungen mehrte. So wurden zwar, ehe er ſtarb, die kirchlichen Verhältniſſe der Schweiz feſter geſtaltet, auch Glarus, Appenzell, Biel, Graubündten und Neuburg den reformirten Gemeinden zugethan, dieſe aber keineswegs zu einer eigentlichen kirchlichen Gemeinſchaft verbunden. — Aber auch die verſchiedene Weiſe, wie außerhalb der Schweiz, insbeſondre in den Niederlanden, Frankreich und England ſich die Reformation entwickelten, und die ſogenannten reformirten Gemeinden ſich bildete, ließ eine eigentliche Kirche der Reformirten nicht zu Stande kommen. In allen dieſen Ländern gaben ſich die Evangeliſchen eigne, von den andern abweichende Bekenntnißſchriften; nicht Eine konnte bei aller Anerkennung und Annahme gewinnen, und auch die innern wie die äußern kirchlichen Verhältniſſe wurden überall anders geordnet. Auch die verſchiedenen Staatsverhältniſſe der einzelnen Länder wirkten auf die Bildung der Gemeinden ſehr ungleich ein. Zwingli hatte ſein und der Seinigen Glaubensbekenntniß 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg, wo die deutſchen Evangeliſchen ihre Confeſſion feierlichſt bekannt machten, übergeben laſſen; doch ward dieſelbe nicht zu einem allgemeinen Bekenntniß der Reformirten, und ſicherte ihnen auch nicht eine Anerkennung als kirchliche Partei von Seiten der weltlichen Gewalt. Die Schweizer aber ſuchten, um durch ein Bündniß mit den Evangeliſchen in Deutſchland gegen Gewaltthätigkeiten der Catholiſchen geſicherter zu werden, eine Ausgleichung der Streitigkeiten mit den Lutheriſchgeſinnten. Mehrere oberdeutſche Theologen, insbeſondre die Straßburger, die der zwingliſchen Lehre ſich zuneigten, ein Bündniß mit den Lutheriſchen oder am lebhafteſten wünſchen mußten, boten alles auf, hinſichtlich der ſtreitigen Abendmahlslehre eine Erklärung zu bewirken, die beide Parteien einander nähern konnte. Sie gaben lieber das Weſentlichſte ihrer Lehre Preis, oder verſteckten ihre wahre Meinung hinter Worten, denen ſie einen andern Sinn unterlegten, um Luther und deſſen Freunde zu bewegen, dem erſehnten Bündniß nicht länger entgegenzuwirken. Doch konnten ſie die ehrlichen Schweizer nicht bewegen, ſich eine andre Deutung der Worte gefallen zu laſſen, als ihr offenbarer Sinn war, und ſo blieb die ſogenannte wittenberger Concordie ohne den gewünſchten Erfolg, zumal bald nachher die Züricher ihre Überzeugung noch härter und polemiſcher ausſprachen, um jeden Verdacht einer heuchleriſchen und unſcheinbaren Übereinſtimmung mit der lutheriſchen Lehre von ſich abzulehnen. Nachmals ward in dem Consensus Tigurinus (v. J. 1549) zwar der Streit zwiſchen den Zürchern

und den calviniſchen Genfern beigelegt, aber auch hier keine Vereinigung in Einer Überzeugung bewirkt. So blieb innerlich und äußerlich die Lage der Schweizerkirche ſchwankend. Zwar wurden zuletzt im weſtphäliſchen Frieden (1648) die Schweizer als augsburger Confeſſionsverwandte, zugleich als kirchliche Partei anerkannt, und gewannen dadurch äußere Sicherheit; da ſie aber die augsburger Confeſſion nicht unbedingt annahmen, oder als ihr ſymboliſches Buch anerkannten, der bei weitem größte Theil der reformirten Gemeinden durchaus nur in äußerlicher Beziehung ſich als augsburger Confeſſionsverwandten betrachtete, ſo ward dadurch in keiner Hinſicht ein feſter und einiger Beſtand der reformirten Kirche bewirkt. Endlich, nach langen Kämpfen, glaubten die Schweizer den allesverwirrenden Streitigkeiten durch ein neues ſymboliſches Buch begegnen zu müſſen, und 1671 verfaßte der züricher Theolog, Johann Heinrich Heidegger die formula consensus helvetici in ſechsundzwanzig Artikeln mit beſondrer Rückſicht auf die damaligen theologiſchen Streitigkeiten unter den reformirten Theologen. Dieſe neue Eintrachtsformel ward ſeit 1675 zwar allmählig von den reformirten Schweizercantons angenommen, aber von vielen nicht mit wahrer Überzeugung, und konnte daher ſelbſt in der Schweiz nicht vollkommene Eintracht herſtellen. Und noch weniger nahmen die nichtſchweizeriſchen Reformirten dieſelbe an, widerſprachen ihr vielmehr ſehr beſtimmt, und ſo ward durch ſie nur neuer Streit geboren, neue Zwietracht erweckt und genährt. — Unter ſchweren Kämpfen hatte ſich die Reformation in den Niederlanden verbreitet, wo die Mehrheit der Evangeliſchen lange Zeit lutheriſch geſinnt blieb. Aber das niederländiſche Glaubensbekenntniß vom J. 1551 neigte ſich gänzlich zur Schweizerlehre, und ward nachmals vielfältig abgeändert. Prinz Moriß von Oranien, den die Niederländer den Retter ihrer bürgerlichen Freiheit nannten, war der reformirten Lehre zugethan, und ſuchte dieſe geltend zu machen. Bald aber ward auch hier unter den Reformirten mannichfacher Streit entzündet, zumal als Jacob Arminius die calviniſche Prädeſtinationslehre zu mildern ſuchte, und ſein Amtsgenoſſe in Leyden, Franz Gomarus (beſonders ſeit 1604) ihm heftig widerſprach. Treffliche Männer, wie Hugo Grotius und andre, ſtimmten zwar dem Arminius bei, und nach deſſen Tode vertheidigte Simon Episcopius (Biſchop) ſeine Meinung; aber um ſo heftiger ward der Kampf, auf den auch die politiſchen Verhältniſſe verderblich einwirkten. Die Arminianer, von der im J. 1610 den Ständen von Holland übergebenen Bekenntnißſchrift, Remonstrantia, nun Remonſtranten genannt, wurden von ihren Gegnern, den Gomariſten oder Contraremonſtranten heftig verfolgt, und die Religionsgeſpräche zu Haag und Delft konnten keine Verſöhnung bewirken. Da kam endlich 1618 die berühmte dordrechter Synode zu Stande, die nach langen Verhandlungen, im Mai 1619 die Lehren der Remonſtranten verwarf, und die ſtrengere, nur etwas modificirte Prädeſtinationslehre von neuem beſtätigte. Doch waren damit die Theologen andrer Länder keineswegs einverſtanden; die Schlüſſe der Synode konnten außerhalb der Niederlande nicht zur Anerkennung gebracht werden; die Remonſtranten erhielten ſich als beſondre Partei, und ſtellten 1621 ein durch Episcopius

verfaſstes, beſondres Glaubensbekenntniß auf. Die niederländiſche Kirche, in mehrere Parteien zerſpalten, konnte zu rechter Einheit nie gelangen. In Frankreich hatten die reformirten Gemeinden am meiſten ſchwere Kämpfe nach außen zu beſtehen; erſt durch das Edict von Nantes (1598) erhielten ſie Duldung im Staat. Aber obwohl ſie Calvins Lehren huldigten, erhielten ſie doch auch in ihrem innern Verhältniß keinen feſten Beſtand, und die Theologen zu Seamur bemühten ſich vergebens, durch Aufhellung der calviniſchen Lehren eine größere Übereinſtimmung zu bewirken. Die engliſche Kirche aber, die man zu der reformirten rechnet, bildete ſich auf eine ſo eigenthümliche Weiſe, ward ſo früh ſchon durch innere Streitigkeiten verwirrt, und in Parteien zerſpalten, daß auch hier eigentlich nur von Gemeinden, nicht von einer Kirche die Rede ſeyn kann. Das Glaubensbekenntniß von 1551, das von den urſprünglichen zweiundvierzig Artikeln 1562 auf der Synode zu London auf neunundreißig Artikel beſchränkt ward, und keineswegs durchaus zwingliſch oder calviniſch war, konnte die ſtreitenden Parteien nicht vereinigen. Neben den ſogenannten Episcopalen, welche die biſchöfliche Verfaſſung vorzogen, bildeten ſich (aus Nonconformiſten) die Presbyterianer, welche die von Calvin in Genf hergeſtellte Presbyterialverfaſſung etwas modificirt, eifrig vertheidigten, die Puritaner, die auf einen möglichſt vereinfachten Gottesdienſt drangen, und mehrere andre neuere Parteien, denen die Uniformitätsacte von 1689 vollkommne Duldung und Religionsfreiheit gewährte. So iſt in allen Ländern die evangeliſche Kirche, die man die reformirte nennt, ſehr verſchiedenartig geſtaltet, und es gibt weder ein äußeres noch inneres allgemeines Band, das ſie zu Einer kirchlichen Gemeinſchaft verbände. In Deutſchland ſind nach den Zeiten der Reformation die Pfalz und Brandenburg, und einige kleinere Staaten von der lutheriſchen zur reformirten Gemeinde übergetreten, ohne ſich enger mit derſelben verbinden zu können. Für die Pfalz ward der heidelberger Catechismus eine Lehrformel mit ſymboliſchem Anſehn. Die Reformirten in Brandenburg betrachten ſich als augsburger Confeſſionsverwandte, ohne darum der zwingliſchen Abendmahlslehre zu entſagen. Oft haben ſich die Verſuche erneut, die reformirten und evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden zu verbinden; aber immer fruchtlos. In den neueſten Zeiten iſt nicht bloß ein äußerer Friede zwiſchen beiden Parteien dauerhaft geweſen, ſondern auch die Hoffnung einer endlichen Vereinigung durch den Geiſt feſter begründet worden, und in den preußiſchen Staaten gegenwärtig die ſchon längſt vorbereitete Zuſammenſchmelzung der reformirten und evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden zu einer proteſtantiſchen Kirche ernſtlich im Werke. Ke.

Salm (Hugo, Altgraf zu), aus dem uralten Hauſe der Fürſten und Altgrafen zu Salm-Reiferſcheid-Krautheim, wurde am 1ſten April 1776 zu Wien geboren, einer der vorzüglichſten Gelehrten der öſterreichiſchen Monarchie in den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften überhaupt, und insbeſondre in der Mineralogie, Chemie, dem Berg- und Hüttenweſen, hierin ſelbſt von Rumford, Tennant und mehreren großen Britten bei ſeiner Reiſe durch England ehrenvoll ausgezeichnet, raſtloſer Beförderer des Guten und Nützlichen, vorzüglich als Director der mähriſch-ſchleſiſchen Geſellſchaft

zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, 1816 zugleich mit dem Appellationspräſidenten Grafen Auersberg Stifter des mähriſch-ſchleſiſchen Nationalmuſeums, nach dem Vorbilde desjenigen, welches der Erzherzog Johann der Steyermark zu Grätz gewidmet hatte. Er war der erſte Verbreiter der Kuhpocken in Mähren, und einer der erſten Verbreiter derſelben in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie. 1797 hatte er ſich vor Mantua unter den wiener Freiwilligen ungemein ausgezeichnet. Aber den größten Beweis ſeines wahrhaft deutſchen Sinnes und ſeiner edlen Vaterlandsliebe gab er dadurch, daß er, als Bonaparte ſeine Grafſchaft Niederſalm unter eiteln und willkürlichen Vorwürfen ſequeſtrirte, ihm aber die Rückgabe, Würden und Ehrenſtellen anbot, wenn er an jenem Hofe dienen, und ſich als Franzoſe naturaliſiren laſſen wollte, der Altgraf Hugo von Salm alles ausſchlug, und lieber der Wiege ſeines Geſchlechts und deſſen tauſendjährigen Stammeichen den Rücken kehrte, und alles verließ, um nur Öſterreicher zu bleiben.

Schlagſchatz. Die Verfertigung der Metallmünze macht eben ſo wie irgend eine Arbeit des Goldſchmids oder Silberſchmids einen Koſtenaufwand nothwendig, dieſen Koſtenaufwand nennt man den Schlagſchatz oder Prägſchatz der Münze. Großbritannien iſt der einzige Staat in Europa, welcher die Prägkoſten ſeiner Münze auf die ganze Nation wälzt, und ſich dieſelben nicht von den Einzelnen, die ſich ihrer bedienen, wieder vergüten läßt; dort wird nämlich die geprägte Metallmünze bloß um ihr Gewicht weggegeben, und die Regierung trägt ſelbſt die Koſten der Prägung. Es verdient jedoch die Geſetzgebung Großbritanniens in dieſer Hinſicht keineswegs nachgeahmt zu werden, denn jede Metallmünze iſt ein Erzeugniß des menſchlichen Gewerbfleißes, ihre Ausprägung hat Vorrath (Capital), Werkzeuge und Arbeit erfodert; es iſt alſo gerecht und billig, daß Jeder, der die Vortheile des allgemeinen Werthausgleichungsmittels vermöge der Zerſtückelung und Beglaubigung des Münzmetalls genießt, auch die Koſten, welche dadurch verurſacht worden, mit trage. Die Vergütung des Schlagſchatzes iſt ſogar nothwendig, denn ſie allein kann hindern, daß der in demſelben liegende Arbeitslohn im Verkehr nicht wieder der Metallmünze entzogen, die Münze von neuem in bloßes Metall verwandelt, zu Gefäßen, Zierrathen ꝛc. eingeſchmolzen, alſo der Nation das Ausgleichungsmittel, deſſen ſie bedarf, entriſſen, und ſie zugleich durch die Vernichtung, durch den Untergang des auf die Verfertigung der Metallmünze verwandten Arbeitslohns in Verluſt gebracht werde. Hierzu kommt noch, daß, wie ſehr auch die Münzkunſt in den neuern Zeiten vervollkommnet worden, man es doch noch immer nicht dahin hat bringen können, dem einen Münzſtucke genau denſelben Metallgehalt zu geben, den das andre hat; kommen nun dieſe Stücke von verſchiedenem Metallgehalte aus der Münzſtätte, und es wird kein Schlagſchatz genommen, ſo ſuchen Speculanten die guten Stücke aus, und ſchmelzen ſie ein, ſo daß nur die ſchlechtern im Umlaufe bleiben. Dieſer Fall tritt in England wirklich ein, wo man faſt gar keine gute Münzſtücke mehr im Umlaufe ſieht. Läßt ſich ein Staat den Schlagſchatz nicht wieder vergüten, ſo macht er dadurch allen fremden Nationen, welche ſich ſeiner Münze zu ihren Werthausgleichungen bedienen, ein ganz unverdientes

und zweckloſes Geſchenk. Die brittiſche Regierung hat dies eingeſehen, und deßhalb die Ausfuhr einheimiſcher Münzen bei Todesſtrafe verboten. Aber, geſetzt auch, ein ſolches Verbot könne in einem Inſelſtaate, wie Großbritannien, ſtreng befolgt werden, ſo iſt dies doch gar nicht denkbar in irgend einem Staate des feſten Landes. Die Aufopferung des Schlagſchatzes würde hier nur dann ganz unſchädlich ſeyn, wenn alle Nationen durch eine allgemeine übereinkunft ſich dazu verſtänden, denn außerdem hätte es ja eine einzige Nation, welche den Schlagſchatz ſich vergüten ließe, ſtets in ihrer Macht, die Metallmünze aller andern Nationen mit Gewinn an ſich zu ziehen. Die Größe des Schlagſchatzes einer Metallmünze iſt denſelben Bedingungen unterworfen, wie der Schaffungskoſtenbetrag irgend eines andern Gewerberzeugniſſes, es hängt dieſelbe nämlich ab theils vom Arbeitslohne, theils vom Capitalaufwande, welchen die Ausprägung der Münze nothwendig macht; beide, ſowohl der Arbeitslohn als der Capitalaufwand aber ſind, je nach dem die Metallmünze entweder von grobem oder feinem Schrote iſt, und je nach dem dieſelbe an dem einen oder andern Orte verfertigt wird, höchſt verſchieden. Die Ausprägung einer Mark Silber zu groben Münzſorten, z. B. zu Speciesthalern, koſtet natürlich bei weitem weniger als deren Ausprägung zu kleiner Münze, z. B. zu Groſchen; bei jener iſt daher der Schlagſchatz nothwendig geringer als bei dieſer, und eben ſo iſt die Münzprägung an den Orten, wo ſowohl die Brennſtoffe als der Arbeitslohn vorzüglich niedrig ſind, oder wo eine vervollkommnete Maſchinerie Erſparungen an Capital und Arbeitslohn geſtattet, wohlfeiler als da, wo ſolche günſtige Verhältniſſe fehlen. — Was übrigens die Art und Weiſe betrifft, wie ſich die Regierung den zur Prägung der Metallmünze vorgeſchoſſenen Koſtenaufwand, den Schlagſchatz, von den Benutzern dieſer Münze wieder vergüten läßt, ſo kann dies nur dadurch geſchehen, daß die Geltung der Münze über den Betrag des in ihr enthaltenen Metalls geſetzlich um ſo viel erhöht wird, als der Schlagſchatz ausmacht. K. M.

Symbol, Symbolik. Die Etymologie des Worts iſt ihrer Bedeutung nach nicht viel leichter zu beſtimmen, als der Begriff ſelbſt, der durch daſſelbe ausgeſprochen wird. Denn ſie iſt ja am Ende ſelbſt ſymboliſch, und in jenem heitern Reich der Dinge einheimiſch, in welchem vornehmlich auch die Phantaſie ihr vielgeſtaltiges, friſchbewegtes Spiel ausübt. Das συμβαλλειν der Griechen, das der Römer nur in zwei, der Etymologie nach verwandten Worten, conjicere (errathen, vermuthen), und conferre (vergleichen), vollſtändig auszudrücken vermochte, ſchwebt zwiſchen den beiden Gebieten der Wiſſenſchaft und der Kunſt, des Verſtandes und der Phantaſie bedeutungsvoll hin und her, ein Zuſammenſtellen, bald um daraus eine Erkenntniß zu bilden, bald nur um eine heitere Offenbarung der alles verknüpfenden und einenden Kunſt zu ſeyn, bezeichnend, und ſo iſt auch das concrete Symbol beiden Sphären angehörig, und zwiſchen Spiel und Ernſt, Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben getheilt, bildet es eine geheimnißvolle Leiter, auf welcher die himmliſchen Geiſter herab- und heraufſteigen, und von welcher es eben ſo oft zweifelhaft iſt, ob ſie ein bloßes Traumgeſicht ſey oder auf dem feſten Boden der Wirklichkeit gewurzelt habe. Wir können von hier aus leicht die

Erklärung geben, warum dies Wort in ſo verſchiedenen Rückſichten, in wiſſenſchaftlicher, äſthetiſcher und derjenigen Rückſicht, in welcher es dem Leben am ſchönſten und ſinnreichſten ſich angeſchloſſen hat, in **kirchlicher** betrachtet werden müſſe. Wäre es uns vergönnt, mit den geiſtreichen etymologiſchen Scherzen eines Platon in ſeinem Sympoſion frei und genialiſch umſpringen zu können, ſo würden wir auch ſelbſt jene alte Verwechſelung des σύμβολον (Symbol) mit συμβολὴ (Schmaus, wozu alle beitragend, ſich gegenſeitig bewirthen *)), nicht verſchmähen, und Symbol als die myſtiſche Tafel betrachten, welche Himmel und Erde, und die beiden Welten des Geiſtigen und des Sinnlichen gemeinſchaftlich geſchmückt haben, um ſich gegenſeitig daran zu erfriſchen und zu erquicken; es würde uns nicht ſchwer fallen, die etymologiſche Identität unſers Sinnbilds mit dem griechiſchen Symbol auf eine leichte, gefällige Weiſe darzuthun. Aber, dies verſuche, wem die Himmliſchen die Gabe des ſinnreichen Humors umfaſſender verliehen haben. — Symbol iſt Bild, und zwar Sinnbild, gleichſam das Zauberwort oder der Abraxasſtein, woran die Erſcheinung des herauf zu beſchwörenden Geiſtes gebunden, wodurch ſie bedingt iſt. Wo ein kräftiger Zauberer dies Wort in ſeiner rechten Kraft ausſpricht, da **muß** der Geiſt erſcheinen, und der Zuſchauer ſieht dann oft mit geheimem Grauſen die wunderbare Erſcheinung, oder ſie reißt ihn wohl gar mit furchtbarer Geiſtesgewalt in Kampf und Tod. Es iſt ein wunderbares Band, das die Geiſterwelt mit dem feſten Boden der Sinnenwelt verknüpft und nahe bringt ſie an die Oberfläche heran; aber wenn die dünne Decke bricht, ſo iſt es doch allemal ein gewaltiger Blitz, der blendend in die Augen dringt, und doch nur aus Übermaß des Lichts blenden kann. Wir müſſen uns wohl noch deutlicher erklären, denn leicht möchte die Menge Geiſter, die wir jetzt heraufbeſchworen haben, ebenfalls blendend für uns und die Leſer werden. Gibt es wirklich eine Welt der Ideen, die ein freies, herrliches und ſeliges Leben führen, ſo können wir uns doch ihr Leben, wenn es nicht der Flug der kantiſch-platoniſchen Taube im luftleeren Raume ſeyn ſoll, nicht anders denken, als auf einer feſten Baſis beruhend, und dieſe kann denn doch wohl nichts anders ſeyn als der Reflex des himmliſchen Lichts in einem ſinnlichen Gegenſtande, wodurch ja auch das Sonnenlicht erſt zum Daſeyn gebracht wird. Die Welt einer höhern, geiſtigen Wahrheit, in deren Beſitz das menſchliche Gemüth ſeiner erſt auf die rechte Weiſe bewußt wird, ſteht mit der äußern, ſinnlichen Wahrheit nach einer wunderbar vorherbeſtimmten Harmonie in einer ſo engen Verbindung, daß die Sinnenwelt mit allen ihren zahlloſen Geſtalten und Formen, wo ſie in ihrer höchſten Höhe genommen wird, die wahre und vollgültige Chiffre, die bedeutungsvolle Hieroglyphe iſt, in welcher der tiefe Sinn des Höheren eingeſchloſſen ruht, dieſes aber nur erſt in der Verbindung mit der ſinnlichen Baſis

*) Bekanntlich geſchah dieſe Verwechſelung auf eine ſehr handfeſte und ungebildete Weiſe in der älteren kirchlichen Lehre von den Symbolen, wo man eine Zeit lang in vollem Ernſt das apoſtoliſche Symbolum als eine geiſtige Collation der Apoſtel, ein Ragout, zu welchem jeder der Apoſtel ſeinen Antheil gegeben habe, anſah, und daraus die Wahl des Worts erklärte.

auf die rechte, lebendige und ergreifende Weiſe ſich offenbaren kann. Derjenige iſt darum der rechte Herr der Geiſter, der die Natur als eine große, ſinnvolle Buchſtabenſchrift des Ewigen zu leſen und hinwiederum ſeine himmliſchen Geſichte in dem hellen, magiſchen Spiegel der Natur aufzuzeigen verſteht. Dies geheime, wunderbare, nur mit den gewandten Händen der Phantaſie zu faſſende Band zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen Geiſt und Körper iſt das Sinnbild oder das Sinnbildliche; und wenn alles zeitliche Leben nur durch ſeinen Antheil an dem Sinnbildlichen Werth und wahren Inhalt empfängt, wie denn in dieſem Sinne jeder einzelne Theil deſſelben Hieroglyphe des Ewigen ſeyn muß, ſo können Wiſſenſchaft und Kunſt auch nur durch dieſes Sinnbildliche ihr ſchönſtes Leben und ihre höchſte Klarheit und Bedeutſamkeit erhalten. — Das Sinnbildliche iſt der wunderbare Blitz, der die Welt erſt in ihr rechtes Licht ſtellt, der wenigſtens in keiner Rede, und überhaupt in keinem Leben ganz fehlen darf, wenn nicht alles entweder in ein rohes, ungeordnetes, bildungsloſes Chaos zuſammenfließen oder in todte, nichtsſagende und geiſttödtende Speculation ſich verflüchtigen ſoll; der aber freilich auch alle 365 Grade des plus und minus hat. Wie das Silber in der Läuterung und das nur für einen Moment ſeinen Silberblick hat, ſo haben zu aller Zeit nur wenig, aber große Geiſter die Kunſt verſtanden, das Wort im Fleiſch zu offenbaren, und das Licht, das ſie angezündet hatten, wurde gar bald, wenn ſie es nicht mehr pflegen konnten, wieder verdunkelt oder zu ſchnöder Zauberei gemißbraucht. — Die Rede bekommt erſt dadurch Farbe, Friſche und Lebendigkeit, und am Ende iſt die ganze Sprache in allen ihren Theilen ſinnbildlicher Natur, die, je reiner und offenbarer ſie, wie in Tropen und Metaphern, hervortritt, deſto mehr Regſamkeit und Sinnigkeit ihr mittheilt. Jedes Wort iſt das Symbol des dadurch bezeichneten Gegenſtandes, aber dieſer Gegenſtand kann ſelbſt wieder Symbol eines tranſcendentalen, geiſtigen ſeyn, und ſo die Sprache in einem zwiefachen Sinne ſinnbildlich werden. Dies der Grund aller bildlichen Rede, der ganzen poetiſchen Sprache. — Je höher und reinmenſchlicher der Gegenſtand iſt, den die Sprache umfaßt, deſto ausgebildeter und freier muß das Sinnbildliche hervortreten, indeß in den niedern Regionen des Wiſſens bloß noch da und dort ein bildlicher Ausdruck übrig bleibt, der ja nicht einmal in der Kunſtſprache der Handwerker ganz verwiſcht iſt. — Die Kunſt, in ihrer eigentlichen Beſtimmung genommen, iſt durchaus ſinnbildlich, und das Zuſammentreffen des Göttlichen und Natürlichen in einem wunderbaren Brennpunkte ihre höchſte Weihe und Verklärung. — Im Leben iſt es die verkörperte Idee, die idealiſirte Individualität, die die höchſten Preiſe erkämpft, die dem, den ſie ergreift, göttliche Kraft und Kampfesfreudigkeit einhaucht, und je weniger der Menſch vom Strahl dieſer Sonne beſchienen iſt, deſto verkrüppelter und gemeiner, deſto kälter und unlebendiger erſcheint er. — Wie nun aber über der Oberfläche die Tiefe und über dieſer jene verloren geht, und überall in allen Lebensäußerungen jener Gegenſatz ſich offenbart, in welchem das eine Glied allemal dasjenige hat, was dem andern mangelt, ſo ſehen wir auch das Sinnbildliche auf eine zwiefache Art ſich offenbaren und ſeine beiden Geſchlechter ſind: Allegorie und Symbol. Wo

durch den Zauber des Sinnbilds eine ganze Schaar Geiſter heraufbeſchworen werden ſoll, deren Geſtalten dann freilich nicht ſo geſchieden, und in ihrer leuchtenden Herrlichkeit erſcheinen können, da iſt Allegorie. Wo aber Pallas aus dem Haupte des Jupiters in vollendeter, glänzender Rüſtung hervorſpringt, wo ein Blitz aus der düſtern Wolke hervorgezaubert wird, ohne in die Breite eines electriſchen Nordſcheins zerzogen zu ſeyn, da iſt Symbol, an Innigkeit und Stärke gewinnend, was es an Umfang und heiterer Oberfläche verloren hat. Wo das Subjective und Ideale vorherrſcht, das Ewige, Geiſtige und Inwendige als das herrſchende Element vortritt, und alſo das Objective und Reale, die ſinnliche und körperliche Baſis überglänzt wird — Allegorie. Wo das Reale als Grundton und Grundfarbe erſcheint, und das Geiſtige, ſich ihm unterwerfend, nur als die drinnen brennende, heiligende und reinigende Flamme durchſchimmert — Symbol. Wo das Ganze durchbrechen, der Olymp mit allen Göttern und Göttinnen zur Erde herabſteigen will, — freilich ohne es dazu bringen zu können — Allegorie. Wo die Individualität hervorragt, und Form und Geſtalt ſich eben als ſolche geltend machen, indem ſie das Himmliſche in ſich aufgenommen haben — Symbol. Das bunte Wetterleuchten, das dem Erſcheinen der Gottheit lieblich ſchimmernd vorſpielt — Allegorie. Wo der Geiſt in beſtimmter Form und Eigenthümlichkeit wirklich erſcheint — Symbol. Genug der Paradoxien, die jedoch nicht umſonſt da ſtehen, wenn ſie vielleicht im Stande ſind, einen tiefern Blick in das bisher immer noch ganz verkannte Weſen des Allegoriſchen und Symboliſchen thun zu laſſen. — Symbol in wiſſenſchaftlicher Hinſicht. Alle Erkenntniß Gottes und der überſinnlichen Welt wird ſeit Kant ſymboliſch genannt. Das Verhältniß der chriſtlichen Gotteslehre und der griechiſchen iſt in dieſer Hinſicht das umgekehrte von dem ſonſt gewöhnlichen zwiſchen Hellenismus und Chriſtianismus. Hier iſt die neue Zeit ſymboliſch, die griechiſche allegoriſch. Da, wo der geheimnißvolle Schleier fällt, der den Ewigen verdeckt, und Gott ſelbſt auf Erden kommt, um Menſchen menſchlich zu erſcheinen, da wird alles Symbol, individuell, perſönlich, und der Gottmenſch iſt in Ewigkeit keine Allegorie, ſondern das geheimnißvolle Wort im Fleiſch, die Erfüllung deſſen, was die Allegorie nur vorahnend angedeutet hatte, das Subjective ins Objective übergegangen, die ewige Wahrheit in einer beſtimmten, feſten, unwandelbaren Form. Alle Eigenſchaften Gottes in der chriſtlichen Theologie ſind ſymboliſch, in einem ſinnlich beſtimmten Ausdruck das Unfaßliche und Unendliche feſthaltend, z. B. ewig, allmächtig. In der griechiſchen Mythologie ſind ſie allegoriſch, und die Ewigkeit des Zeus doch nur ein weit hinausgerücktes Lebensziel a parte ante und a parte post. — Symbol in äſthetiſcher Hinſicht. Die griechiſche Kunſt iſt ſymboliſch ihrem Hauptcharakter nach, die chriſtliche allegoriſch. Was dem Griechen im Gebiet des Wiſſens verſagt war, wurde ihm in der Kunſt gewährt. Individualität, hohe Ausbildung und Selbſtſtändigkeit der Form in der griechiſchen Kunſt macht alle ihre Kunſtwerke zu ſymboliſchen, dagegen die chriſtliche Kunſt über der erweiterten Bedeutſamkeit die Form vergeiſtigte und darum mehr allegoriſirte. Dort iſt Symbol der vorherrſchende Charakter, hier das Allegoriſche, und vor dieſem

kann jenes nur noch als Verzierung, als Emblem, welches denn auch gar oft gleichbedeutend gebraucht wird, emporkommen. Unſer univerſales Kunſtzeitalter hat bei ſeiner Gräcomanie, die doch den romantiſchen Ring nicht brechen konnte, in welchen einmal die neue Zeit gefaßt iſt, eine wunderbare Annäherung des Symboliſchen und Allegoriſchen in der Kunſt bewirkt, und wir ſehen die hohe Idealität der Form und des Charakters mit einer die Form beinahe überwältigenden Bedeutſamkeit in manchem neuern Kunſtwerke vereinigt. (Man vergleiche hier als Beiſpiel die Geſtalt, welche die Iphigenie in Tauris in der götheſchen Bearbeitung erhalten hat, mit der Geſtalt, welche ſie in dem griechiſchen Mythenkreiſe hat, beſonders die Amphibolie des Wortes: Schweſter, bei Göthe.) Es wäre dies wohl die höchſte Höhe, die die Kunſt erfliegen möchte, wenn es nur möglich wäre, ſie auf dem eigenthümlichen Kunſtweg, d. h. nicht bloß durch das Medium der Reflexion zu erſchwingen, wenn nicht nothwendiger Weiſe dabei die widerſtrebende Natur beider Elemente dem Kunſtwerk einen Theil ſeiner Friſche, Wärme und Lebendigkeit entzöge. — Im Leben iſt das Symbol von großer Bedeutung und Wirkſamkeit von jeher geweſen, und hier zeigt ſich der Unterſchied des Symboliſchen und Allegoriſchen beſonders auffallend. Dies letztere, das Allegoriſche, das im Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt zu einem ſelbſtſtändigen Daſeyn kommen konnte, vermochte faſt gar nicht bis zum Leben ſeine Wirkſamkeit auszudehnen, und nur in gewiſſen Myſtificationen, in dem Religionscultus mancher Völkeralter und neuer Zeit kommen Anklänge des Strebens vor, für Idee und Begriff die Form zu erſchaffen (zu allegoriſiren). Allein Symbol iſt hier der durchgreifende, alles bewegende Hebel geworden. Es iſt merkwürdig, wie tief das Symboliſche in alle Verhältniſſe der Geſellſchaft eingegriffen hat; und, wie zumal in früherer, beſſerer Zeit über manches fromme Gemüth ein Sinn- und Denkſpruch (Symbolum), den es ſich zum Leitſtern des Lebens, als den höchſten, unwillkürlich gefundenen Ausdruck ſeiner wahren Individualität erwählt hatte, noch viel größere Gewalt ausübte, als ſelbſt Gelübde und Eidſchwur, ſo iſt alle Bedeutung der Wappen, Deviſen, Unterſcheidungszeichen u. ſ. w. die der Hofhaltung des Königs eben ſo unentbehrlich ſind als den Zünften und Innungen der arbeitenden Claſſe, bloß aus der ſymboliſchen Natur derſelben zu erklären. Ihre Gewalt muß ſehr groß ſeyn. Sie ſind recht eigentlich der Brennpunkt, in welchem die einzelnen Strahlen zuſammengehn — der indeß nicht ſelbſt brennt, ſondern dies den Strahlen überläßt, die er zuſammenbindet. — Denn wir wiſſen es, daß nicht nur der Soldat ſein Leben an die Fahne, ſein rechtes Symbol, gebunden hat, ſondern auch der Ritter mehr als einmal der magiſchen Kraft ſeiner Deviſe durch Wort und That Zeugniß gab, ſo wie der Zunftgenoſſe eben ſowohl für ſeine Abzeichen und Loſung die blutigſten Kämpfe über ſich ergehn ließ. — Am wichtigſten bleibt jedoch, von dieſer Seite betrachtet, Symbol in kirchlicher Hinſicht, und wir ſcheuen uns nicht zu bekennen, daß wir alles kirchliche Leben da ſeiner völligen Auflöſung nahe glauben, wo das Symboliſche für die Glieder Kraft und Bedeutung verloren hat, und daß eben darum jeder kirchliche Verein ſein Symbol haben müſſe, das als die nothwendige Baſis der Erſcheinung und Offenbarung des

Glaubens ihn erſt möglich macht. Der Herr der Kirche hat ſelbſt jene beiden Hauptſymbole — die lateiniſche Kirche nannte das Sakramente, was die griechiſche Symbole — die Taufe und das Abendmahl, als die wahren und rechten Abzeichen, und als die unmittelbarſten Offenbarungen des chriſtlichen Lebens eingeſetzt, und ſie ſind, wie nach außen, gegen die ganze Heidenwelt, die unterſcheidende Farbe des Chriſten, ſo nach innen für den Chriſten ſelbſt die Unterpfänder, durch welche er erſt ſeines großen, himmliſchen Beſitzthums im eigentlichſten Sinne gewiß wird. Ja der alte Streit über die chriſtlichen Symbole, ob ſie bloß significative oder auch exhibitive wirken, ob ſie bloß andeuten oder wirklich mittheilen, läßt ſich von hieraus aufs natürlichſte entſcheiden, und wenn in gewiſſem Sinne beide Theile Recht haben, ſo haben ſie eben ſo gewiß auch beide Unrecht, ſobald ſie vergeſſen, daß von der Kraft der Symbole doch nur ſymboliſch geſprochen werden könne. Wie ungemein zum Ziele treffend iſt hier nicht der lutheriſche Ausdruck in der Lehre vom Abendmahle: ſakramentirliche Vereinigung, da ſakramentirlich ſelbſt nach dem kirchlichen Sprachgebrauch völlig gleichbedeutend mit ſymboliſch iſt. Ehe wir jedoch weiter gehn, ſtehe hier die Bemerkung, daß der ſehr wichtige Unterſchied zwiſchen Lehre und Leben, der die beiden ſo reich ausgeſtatteten Claſſen der Lehrſymbole und der Sakramente im engern Sinne begründet hat, nicht überſehn werden dürfe, und wenn die Bibel in dieſer Hinſicht das rechte Palladium und Symbol der Chriſtenheit von Seiten der Lehre gegen die Heidenwelt iſt, ſo liegt wohl gerade in dieſem Punkte der Schlüſſel, um jenen Streit über Theopneuſtie und göttlichen Urſprung derſelben vollſtändig zu beurtheilen, der aus dem Geſichtspunkt des Symboliſchen zur Zufriedenheit beider Theile entſchieden werden kann. — Als in der Folge der Zeit die Gewalt des Böſen, um zu ſichten und zu läutern, in die Kirche ſelbſt eindrang, und das Unkraut der Ketzerei wuchernd emporſchoß, da bedurfte es neuer Symbole, die die Kirche nun im Gegenſatz gegen ihre abtrünnigen und widerſpenſtigen Kinder aufzuſtellen hatte, und da es hier mehr die Lehre als das Leben galt, ſo mußten die Symbole auch vornehmlich als Lehrvorſchriften erſcheinen, wiewohl auch jene andre Art Symbole nie ganz fehlte. So iſt das Anſehn der Kirche, der Synoden u. ſ. w. nur ſymboliſch zu begreifen, und ſo wurde ſpäterhin der Kelch eine ſehr ſinnreiche Deviſe der proteſtantiſchen Kirche. So lange die Kirche ihre äußere Einheit zu erhalten wußte, ſind ſie in jenen Symbolen der herrlichen Kirchenverſammlungen der erſten Jahrhunderte enthalten. Der fabelhafte Urſprung des apoſtoliſchen Symbols, nach welchem jeder Apoſtel ein Gericht auf die reichgeſchmückte Glaubenstafel auftrug, iſt nicht weniger ſinnreich, als der vermuthlich wahre, nach welchem es nur eine allmählige Erweiterung der Taufformel iſt, den Werth und die temporäre Nothwendigkeit deſſelben ſehr ſchön begreiflich macht. Sehr wichtig bleibt für die ganze Kirche das nicäniſche Symbol, ſo wie die Kirchenverſammlung, welcher es ſeinen Urſprung verdankt, ein merkwürdiger Wendepunkt in der Kirchengeſchichte iſt. — Endlich war die Zeit gekommen, wo die Kirche einer großen Wiedergeburt, um durch Verwandlung einer höhern Entwickelungsſtufe ſich zu verſichern, bedürftig, vornehmlich in drei Haupt-

parteien zerfiel, die, wohl ſich gegenſeitig ergänzend, in ihrer Geſchiedenheit aber, für eine Zeit lang wenigſtens, den Cyclus des kirchlichen Lebens beſtimmen ſollten; und wo wären nur Symbole, und zwar Lehrſymbole nothwendiger geweſen als gerade hier — Lehrſymbole, für welche ihre Vertheidiger gern in den Tod zu gehen bereit waren! Dies war die eigentliche Zeit der ſymboliſchen Bücher und die wirklich magiſche Kraft derſelben hat ſich nirgends ſichtbarer erwieſen, als in dem Kampf der Proteſtanten gegen die Catholiken, und in den Streitigkeiten der Proteſtanten unter ſich ſelbſt. Hier war man, ob man es auch nicht ausſprach, von der Kraft des Symboliſchen lebhaft ergriffen und die Strenge, mit welcher man an dem Wort und dem Buchſtaben feſthielt, und die uns in unſrer weiten Entfernung von jener lebendigen, feuerreichen Zeit als Intoleranz erſcheint, war die natürlichſte Folge des neuerwachten, jugendlichen Lebens und der gegenwärtigen Offenbarung des alles ſchärfer als ein Schwert ſchneidenden Geiſtes. Das augsburgſche Bekenntniß, das die Proteſtanten auf dem Reichstag zu Augsburg (1530) dem großen Carl überreichten, ſteht als ein höchſt merkwürdiges Zeichen des Widerſpruchs, und ein Fall und Auferſtehen vieler im chriſtlichen Israel da, und mit ihm als Fahne und Feldgeſchrei ſtritt der Lutheraner doch am Ende ſiegreich dreißig lange, ſchreckensvolle Jahre. — Wir begreifen hier leicht, wie ſpäterhin in den meiſten proteſtantiſchen Ländern auch der Religionseid, Eid auf die ſymboliſchen Bücher, von den Lehrern der Kirche gefodert werden konnte, was übrigens da erſt nöthig ſeyn mochte, als die Flamme des kirchlichen Lebens ſchon zur größern Ruhe gekommen war. In Sachſen wurde er erſt im Jahre 1612 geſetzlich geboten, nachdem vorher von den lutheriſchen Theologen nur die Unterſchrift der augsburgiſchen Confeſſion verlangt worden war. — In Zeiten, wo das rechte innere Leben der Kirche ſchon faſt ganz ausgelöſcht war, hat man über die verbindende Kraft der ſymboliſchen Bücher geſtritten. So, als der berühmte Anton Friedrich Büſching ihre Gültigkeit antaſtete, und ſpäter (1788), als das preußiſche Religionsedict aus todter Aſche einen Funken anzublaſen vergeblich ſich bemühte. Unſre Anſicht vom Symboliſchen dürfte für dieſen Streit wenigſtens die Acten zum Spruch hinlänglich inſtruiren. Daß die Repräſentanten der Kirche das Recht haben, von jedem, der ihrer Kirche angehört, zu verlangen, daß er ihre Symbole mit allen Kräften umfaſſe, und mit der heiligſten Überzeugung daran feſthalte, die auch den Tod nicht weigert, geht aus der Natur des Symboliſchen unwiderſprechlich hervor. Erſt in und durch das Symbol iſt die Kirche entſtanden, und das Symbol iſt wirklich vox Dei, göttliche Offenbarung für das Individuum, dem es angehört. In ſo fern iſt es ſchlechtweg für untrüglich zu halten, und die Kirchenverſammlung oder Repräſentation, die es aufgeſtellt hat, kann mit Recht ſprechen: es hat dem heiligen Geiſt und uns gefallen u. ſ. w. So ſtehen auch wirklich die augsburgiſche Confeſſion und die lutherſche Bibelüberſetzung als Erſcheinungen da, die aus der Individualität der Verfaſſer, verglichen mit der Zeit, in welcher dieſe Symbole zum Vorſchein kamen, ſchlechterdings unbegreiflich ſind. — Aber was ſie, von dem gleichen Geiſt ergriffen, an den Symbolen ändert, das muß eben ſo auch von den Gliedern der Kirche angenommen werden,

nur daß es in der That allemal etwas ſehr ſchwieriges, vielleicht gar unmögliches iſt, daß der Geiſt, der wie die Flamme des Blitzes das Gebäude des neuen Glaubens enthüllt hat, in einer beſtehenden Synode langſam und ſtufenweiſe beſſernd, das anfängliche Gebäude umſchaffe, und mit dem Fortgang der Zeit fortbilde. Die Zeit kennt ſchwerlich eine andre Art des Weiterbildens ihres ſchon ausgebildeten Inhalts als die des allmähligen Veraltens; und dies ſcheint denn freilich auch das unvermeidliche Schickſal aller auf dieſe Weiſe entſtandenen Symbole zu ſeyn, daß ſie nach und nach wirklich mit der Kirche veralten. So ſehen wir in der That jetzt jene drei Kirchen, die anfangs einander ſo ſcharf und drohend gegenüberſtanden, allmählig im Gang der Zeit an den ſchärfſten Ecken gleichſam mit mildernden Moos und Flechtengewächſen überzogen, die die Feuerkraft der Symbole gar ſehr geſchwächt und gemildert haben. Iſt an Vereinigung, worüber — wer hätte es glauben ſollen? — in unſern Zeiten viel, aber mit wenig Ernſt geſprochen worden iſt, ganz und gar nicht zu denken, ſo wird dagegen kein redlicher Chriſt in dieſen Erſcheinungen die Symptomen einer allmähligen Auflöſung des gegenwärtigen Kirchenthums verkennen, und ſind da wohl Lehrer, die die ſymboliſchen Bücher beſchwören, um nur mit der Stola und ihren Rechten bekleidet zu werden; Layen, die Bibel und Catechismus meiſtern und beſſer machen wollen; Gelehrte, die ſich für Lutheraner ausgeben, und die Lehre der ſymboliſchen Bücher in ihren Dogmatiken der bibliſchen entgegenſetzen und in einer dritten Abtheilung noch das echte und gerechte rationaliſtiſche Syſtem mittheilen — ſind ſie wohl ſonderlich erquickliche Erſcheinungen? — für den wohl, der auch in der Kälte und den Krämpfen des Todes die Anzeichen der nahen Wiedergeburt eines neuen und beſſern Lebens zu erblicken gewohnt iſt; aber die Todten ſollen beweint und beklagt werden! — Noch einiges über das Geſchichtliche der ſymboliſchen Bücher. Unter den drei chriſtlichen Hauptparteien hat bekanntlich die lutheriſche Kirche ihre Symbole am beſtimmteſten ausgeſprochen, und die Gegner haben ihr nicht ſelten Symbololatrie, d. h. Vergötterung ihrer Symbole vorgeworfen. Allein gerade aus dem Standpunkte, auf welchem dieſe Kirche ſteht, und welcher das glückliche Mittel zwiſchen den Tendenzen der beiden andern iſt, läßt ſich dieſe Eigenthümlichkeit ableiten, und ſie möchte ihr darum eher zur Ehre anzurechnen ſeyn, weil ſie vorausſetzt, daß der Lutheraner das Symboliſche, in der Lehre wenigſtens, am tiefſten ergründet hat. Mit der augsburgſchen Conſeſſion, die ſich auf die drei Hauptſymbole der alten Kirche, das apoſtoliſche, das athanaſianiſche und das nicäniſche, gründet, begann das Lutherthum und dieſer folgte die Apologie derſelben. An dieſe ſchloſſen ſich die ſchmalkaldiſchen Artikel und die beiden Catechismen Luthers an, bis die berühmte im J. 1580 verfaßte und nicht einmal einſtimmig angenommene Concordienformel, in mehr als einer Hinſicht ein Meiſterſtück ſeiner Beſtimmungen, den Kreis beſchloß. Einzelne lutheriſche Länder haben ihre beſondern Confeſſionen, die aber im Weſentlichen nicht abweichen. So Wirtemberg. — Die catholiſche Kirche hat erſt ſeit dem tridentiniſchen Concilium (von 1545 bis 1563) von ſymboliſchen Büchern zu reden angefangen, und erkennt außer den Symbolen der alten Kirche vorzüglich drei, die Canonen des tridentiniſchen Con-

ciliums, die vom Papſt Pius IV. 1564 promulgirte professio fidei tridentina, eine Lehrvorſchrift für die Kleriker, und endlich den Catechismus romanus, unter der Regierung des fünften Pius 1566 herausgegeben, als gültig an. — Die reformirte Kirche iſt, wie ſie in der Lehre von der Vorherbeſtimmung unter ſich ſelbſt nicht einig werden konnte, auch über ihre ſymboliſchen Bücher immer ſehr uneinig geblieben. Die beiden am allgemeinſten angenommenen Symbole ſind der vom Churfürſten in der Pfalz, Friedrich 1563 veranſtaltete heidelberger Catechismus und die Beſchlüſſe der dordrechter Synode vom Jahre 1618. Außerdem hatte beinahe jedes reformirte Land ſeine eigenthümlichen Bekenntniſſe und die neununddreißig Artikel der biſchöflichen Kirche in England unterſcheiden dieſe ſogar wieder von der puritaniſchen oder presbyterianiſchen Kirche, welche den dordrechter Beſchlüſſen getreu bleibt. — Auch die griechiſche Kirche hat es nicht an einer Lehrnorm fehlen laſſen, und erkennt, beſonders nach der von Peter dem Großen erfolgten Beſtätigung, das 1662 zuerſt erſchienene, und auf dem Concilium zu Jeruſalem 1672 gebilligte „Bekenntniß des orthodoxen Glaubens" als ſymboliſch an. — Eben ſo konnte es nicht fehlen, daß jede ſchismatiſche Partei zuerſt daran dachte, den Geiſt, von welchem ſie getrieben wurde, in einem ausgeſprochenen Bekenntniß feſtzuhalten, und ſo hat faſt jede der zahlloſen Secten in England und Holland ihre ſymboliſchen Schriften. — Auf vielen lutheriſchen Akademien wird die Lehre von den ſymboliſchen Büchern und ihrer Geſchichte in beſondern Vorleſungen über die Symbolik abgehandelt. Aber der geiſtvolle Marheineke in Berlin hat in ſeinem gelehrten Werke: chriſtliche Symbolik, 1ſter Band, Heidelberg bei Mohr und Zimmer 1810, dieſe Wiſſenſchaft in einem viel größern Umfang genommen, als man vor ihm gewohnt war, und zu einer Vergleichung der kirchlichen Symbole aller Hauptparteien eine höchſt dankenswerthe Vorarbeit geliefert. M-s-r.

Talent (von dem griechiſchen ταλαντον, welches theils eine Rechnungsmünze, nach welcher große Summen berechnet wurden, — in Athen ungefähr 60 Minen zu 100 Drachmen gerechnet, d. i. gegen 1350 Thlr. betragend, theils ein großes Gewicht — gewöhnlich zu 53 Pf. 27 Loth 2 Quentchen 56 Aß berechnet — bedeutete) wird im bildlichen und gewöhnlichen Sinne eine ausgezeichnete Fähigkeit genannt. Sie gehört alſo zur Anlage, und entſpringt aus der Anlage. Aber ein jeder Menſch hat Anlage, denn die frühern phyſiſchen, ſo wie die dadurch beſtimmten geiſtigen Verhältniſſe ſeiner Natur ſind es, deren Inbegriff wir Anlage nennen, in ſo fern ſie auf die ſpätere Richtung und Bildung des Individuums bezogen werden. In der Anlage liegt ſonach nur die Möglichkeit einer eigenthümlichen und beſtimmtern Kraftäußerung oder Kraftrichtung (zur ausgebildeten Individualität). Die Fähigkeit denken wir uns aber als die in einem Subject liegende Möglichkeit zur Bewirkung eines beſtimmten Gegenſtandes, oder Hervorbringung einer beſtimmten Wirkung, wir denken alſo bei ihr an eine beſtimmte Art der Thätigkeit und ein beſtimmtes Ziel, welchem dieſe Kraft von Seiten des Subjects angemeſſen iſt. Sonach iſt auch die Fähigkeit, unterſchieden vom Vermögen, als dem innern Grunde einer menſchlichen Thätigkeit, und bezogen auf die Anlage überhaupt, eine Anlage beſondrer

Art, und da ſie einen beſtimmten Gegenſtand hat, auf welchen die Anlage gerichtet ſich entwickeln muß, eine einzelne entwickelte in einer beſtimmten Art der Geiſtesäußerung beruhende Anlage. Die Fähigkeit kann übrigens eben ſowohl Empfänglichkeit (Receptivität) als Selbſtthätigkeit (Spontaneität) bezeichnen, ihr Gegenſtand wird immer als etwas künftiges gedacht. Sie unterſcheidet ſich von der Fertigkeit dadurch, daß dieſe die Kraft in ihrer wirklichen Äußerung, und zwar in einem hohen, durch Übung und Gewöhnung (beſonders mechaniſcher Art) erworbenen Grade der Leichtigkeit und Lebhaftigkeit bezeichnet. Wenn nun das Talent eine ausgezeichnete Fähigkeit iſt, und letztere einen beſtimmten Gegenſtand hat, für welchen ſie ſich als beſtimmte Richtung entwickelt, ſo iſt das Talent zwar darin, daß es auf Naturgabe beruht, dem Genie gleich, und wenn wir ausgezeichnete Anlage oder Naturgabe überhaupt Talent in einem ſehr weiten Sinne nennen wollten, auch das Genie als eine beſondre Art des Talents zu betrachten. Aber es unterſcheidet ſich der vorher begründeten, engern und eigentlichen Bedeutung nach vom Genie dadurch, daß es nur eine einzelne eminente Richtung des productiven Geiſtes iſt, das Genie aber eine glückliche, durch Natur begründete Harmonie aller oder doch der meiſten geiſtigen Anlagen, die ſich unter Herrſchaft der höchſten Kräfte mit Originalität und vorzüglicher Energie in der Hervorbringung unnachahmlicher Wirkungen äußert. — Zwar iſt das Genie durch Individualität, Wirkungskreis und äußere Einflüſſe modificirt, und daher auch beſchränkt, allein es wirkt ſtets in größerm Umfange, mit originellerer Richtung und größerer Selbſtſtändigkeit als das Talent und mit einer Fülle von Kräften, die dieſem nicht zu Gebote ſteht. Auch hat das Genie gewöhnlich einen gewiſſen, natürlichen Tiefblick, der in den verſchiedenſten Gebieten der menſchlichen Wirkſamkeit auch ohne genauere Wiſſenſchaft des Einzelnen, das Richtige und Wahre leicht ergreift und auffaßt; das Talent iſt aber gewöhnlich auf eine beſtimmte Sphäre eingeſchränkt, außer welcher es wenig zu leiſten im Stande iſt. Dies gilt vorzüglich von dem Kunſttalente im Gegenſatze des Genies (worüber Jean Paul in ſeiner Vorſchule zur Äſthetik in den beſondern Capiteln von dem Genie und dem Talente handelt); zu den übrigen wichtigſten Talenten gehört in intellectueller Beziehung das Talent der Beobachtung (welches die ſchnelle, leichte und genaue Auffaſſung des Eigenthümlichen der Erſcheinungen und deren Beziehung auf Geſetze betrifft), das Talent der Vorherſehung (welches auf umfaſſender Erkenntniß der Erfahrung und des Cauſalzuſammenhanges der Dinge und auf der Fertigkeit des Schließens beruht), ferner der Witz (ſ. d. Art.), Scharfſinn (ſ. d. Art.) und Tiefſinn. In practiſcher Beziehung redet man außer dem Kunſttalente noch von einem practiſchen Talent, welches jedoch mit dieſem oft verbunden iſt, und ſich in einer gewandten Benutzung der zur Ausführung gewiſſer Zwecke günſtigſten Umſtände, ſo wie überhaupt in der Leichtigkeit, ſeine Plane ſchnell ins Werk zu ſetzen, zeigt. T.

Tauenzien. — Wir müſſen abermals, und zwar auf den Anhang des 10ten Bandes verweiſen, weil eine zu Lieferung der nöthigen Materialien freiwillig gemachte Zuſage noch unerfüllt geblieben.

Thier iſt derjenige weiche Körper, welcher willkürliche Bewegung hat. Alle andern Kennzeichen, die von Beſtandtheilen, Wachsthum, Röhren oder Magenhöhle, oder gar von den Geſchlechtstheilen gegeben worden ſind, reichen nicht hin, oder ſind vielmehr unrichtig. Um aber zu ſagen, was eigentlich ein Thier iſt, und woraus es entſteht, müſſen wir weiter oben anfangen; denn das Thier iſt die Vereinigung der geſammten Natur in einem irdiſchen Körper. Zuerſt aber oder vom Thier am entfernteſten beſteht die Natur aus den vier Elementen, Erde, Waſſer, Luft und Feuer oder Äther (Licht, Wärme und Schwere [Materiales]), woraus ſodann Mineralien, Pflanzen und Thier werden, und zwar durch die möglich verſchiedenen Verbindungen (Combinationen) dieſer Elemente, von denen jedoch das Erdelement immer die Hauptmaſſe, die Hülle (Continens) ausmacht, wovon die andern aber die beigeordneten Maſſen, die Fülle (Contentum) ſind. — Steht nun das Erdelement für ſich allein, ſo iſt es Mineral, z. B. Quarz, Gold. Verbinden ſich die andern Elemente mit ihm ſo, daß ſie ſeine Form annehmen, oder es die ihrige, ſo entſtehen auch nur Mineralien, z. B. Salze, worin Erde und Waſſer, oder auch Licht, allein dieſe ſind entweder ſtarr geworden, wie die Erde ſelbſt, oder dieſe iſt flüſſig geworden, wie das Waſſer, oder gar flüchtig wie die Luft (in der Kohlenſäure). Mineral iſt alſo immer ein Körper, in dem die Natur eines einzelnen Elements vorherrſcht. Wo nur zwei Elemente ſich mit einander verbinden, iſt dieſes immer der Fall, weil eines oder das andere ſiegt, und entweder ein chemiſcher Niederſchlag folgt oder Auflöſung. Körper daher, die nur aus zwei Elementen oder gar Stoffen beſtehen, ſind immer nur mineraliſch. Verbinden ſich aber die Elemente ſo, daß jedes, obſchon mit der Erde verbunden, doch ſeine Natur beibehält, d. h. daß das Erdige feſt iſt, das Wäſſerige flüſſig, das Luftige beweglich, ſo entſteht ein Körper, der ſelbſtſtändige Bewegung in ſich ſelbſt hat, ein Organismus, was nur durch die Verbindung dreier Elemente möglich iſt, als durch welche allein ein galvaniſcher Prozeß, d. h. ein chemiſcher durch den electriſchen beſtändig aufgeregt, unterhalten wird. Wo Erde (Kohlenſtoff), Waſſer und Licht ſo mit einander verbunden ſind, daß an jedem Punkte der Maſſe jedes Element iſt, da iſt ein weicher Körper, Schleim, ein geronnenes Waſſertröpfchen, das man Infuſionsthier nennt, wenn es im Waſſer, wohin das Licht ſcheinen kann, bleibt; Pilz aber oder Byssus oder prieſtleyiſche grüne Materie, wenn es ſich an die Erde befeſtigt, wodurch es nur von einer Seite vom Licht beſchienen wird. Solch feſtſitzender Schleim iſt alſo eine Pflanze. Jede Pflanze hat wenigſtens drei Prozeſſe, und demnach drei anatomiſche Syſteme, und demnach drei Organe in ſich, den Waſſer- oder Verdünnungsprozeß, den Erd- oder Ernährungsprozeß und den Luft- oder Athmungsprozeß, als die Factoren des galvaniſchen, in ſich. Das Syſtem des erſten iſt das Zellengewebe, des zweiten die Saftröhren (mögen Zellengänge ſeyn), des dritten die Luft- oder Spiralröhre. Jenes wird, indem es ſich zum Organ ausbildet, Wurzel, das zweit Stengel, dieſes Blatt. Das Blatt iſt nach unſerer Betrachtungsart nichts anders als ein rieſenhaft entwickeltes Spiralgefäß, und dieſes nichts

als ein mikroſkopiſch verkleinertes und eingerolltes Blatt; daher es Spiralgefäße mit Verzweigungen gibt. Im Pflanzenſtock ſind daher nur die drei Planeten-Elemente thätig, Waſſer in der Wurzel, Erde im Stengel, Luft im Blatt. Abgeſondert von dieſem Planetenſtock entwickelt ſich aber doch ein Lichtorgan, die Blühte, welche nichts anders als der wiederholte und concentrirte Stock iſt. Die Wurzel nämlich wird zu Saamen, der Stengel zu Kapſel, das Laub zu Blume. Wenn ſich dieſe drei mit einander identificiren, ſo ſind ſie Frucht. Der Apfel nämlich beſteht aus Saamen, Kapſel (Gröps) und dem Kelch (Schale), nebſt den Staubfäden (Butzen). Damit iſt die Pflanze beendigt, weil die drei Organe, welche im Stock aus einander getreten waren, ſich in der Blühte verbinden, in der Frucht aber ganz vereinigt haben, in eins verſchmolzen ſind. Ihre Vereinigung in der Blühte iſt ein Geſchlechtsverhältniß; die Blume, das Männliche, die Kapſel das Weibliche, der Saamen das Kindliche. — Die Pflanze hat mithin nur ſieben Hauptorgane, die ſich eins nach dem andern und durch das andre entwickeln; 1. Wurzel, 2. Stengel, 3. Blatt, 4. Saamen, 5. Kapſel, 6. Blume, 7. Frucht. — Wie dieſe ſieben Organe ſich in der einzelnen Pflanze nur nach und nach entwickeln, ſo auch im Pflanzenreich. Es entſtehen nämlich zuerſt ganz unvollkommne Pflanzen, die nur die Wurzel zu entwickeln im Stande ſind, welche ſogleich in Saamen oder Keime zerfällt; dergleichen ſind die Pilze. Bei weiterer Fortbildung kommt ein Stengel hinzu, aber noch ohne echtes Laub und ohne wahre Blume, wie die Gräſer u. ſ. f. Dieſe allmählige Entwickelung des Pflanzenreichs gibt uns das natürliche Syſtem, und zwar das einzige, welches möglich iſt. Es gibt mithin nur ſieben Pflanzenclaſſen, denen wir ſo die Pflanzen einordnen. I. Wurzelpflanzen, Cryptogamiſten, und zwar Pilze, Flechten, Mooſe und Farren; II. Stengelpflanzen, Monocotyledonen, und zwar Gräſer, Zwiebeln, Gewürze, Palmen; III. Laubpflanzen, Apetalen, und zwar Amaranthen, Chenopodien, Neſſeln, Laub- und Nadelholz, Euphorbien, Daphnen, Kürbſen; IV. Saamenpflanzen, nacktſaamige, und zwar Schirmpflanzen, Sternpflanzen, zuſammengeſetzte, Caprifolien; V. Kapſelpflanzen, bedecktſaamige, und zwar Labiaten, Perſonaten, Solanen, Gentianen, Campanelen, Eriken ꝛc.; VI. Blumenpflanzen, grade vielblätterige, und zwar Kreuzpflanzen, Mohne ꝛc.; VII. Fruchtpflanzen, ungrade vielblätterige, und zwar Hülſenpflanzen, Roſaceen ꝛc. — Das Thier nimmt die Organe der Pflanze in ſich auf, und bringt noch eigenthümliche hinzu. Aus dem Pflanzenſtock hat es die Wurzel, das Verdauungsorgan, den Darm, den Stengel, das Ernährungsorgan, die Adern; das Blatt, das Athmungsorgan, die Lunge, Kieme oder Haut. Eben ſo iſt in ihm die Blühte als Geſchlechtsſyſtem geblieben. Alle dieſe Syſteme mithin ſind vegetative, und dem Thiere nicht eigenthümlich. Als ſolche bilden ſich in ihm aber die Prozeſſe des Athmens aus, welche in der Pflanze nur in der Blühte angedeutet waren. Das Syſtem, welches dem Licht ähnliche Functionen ausübt, iſt das Nervenſyſtem, welches die Wärme vermittelt, das Muskelſyſtem, welches endlich als das eigentlich Körper-

liche, Schwere den Leib trägt und geſtaltet, das Knochenſyſtem. Dieſes iſt gleichſam ein höheres Darm-, jenes ein höheres Kiemen-, und das erſte ein höheres Aderſyſtem; alle unterſcheiden ſich aber von jenen dadurch, daß ſie nicht mehr Materien umzuändern haben, ſondern nur geiſtige Functionen ausüben, empfinden, bewegen, halten. Dieſe drei Functionen ſind daher dem Thier eigenthümlich, und äußern ſich, wenn ſie gemeinſchaftlich wirken, als willkürliche Bewegung, der weſentliche Charakter der Thierheit. Jedes der drei vegetativen Syſteme ſucht ſich ſo hoch als möglich auszubilden, verbindet ſich mit den animalen Syſtemen, und wird Sinnorgan. So wird der Darm in der Zunge Geſchmacksſinn, die Lunge in der Naſe Geruchsſinn, die Adern in der Haut Gefühlſinn. Gleicher Weiſe ſind die höchſten Ausbildungen der animalen Syſteme Sinne. So wird das Nervenſyſtem Auge, Lichtſinn; das Muskel- und Knochenſyſtem, welche ſich wunderbarer Weiſe verbinden, Ohr, Hörſinn. Das große Hirn iſt für die Augen da, das kleine für die Ohren. Die andern Sinne erhalten ihre Nerven eigentlich aus dem Rückenmark. Dieſes ſind alle Organe, welche Haupttheile ausmachen. Die andern ſind nur beigeordnet. So gehören Leber und Milz zum Verdauungsſyſtem, die Harnwerkzeuge zum Geſchlechtsſyſtem, das Fett gehört unter die abgeſetzten Theile, ſchon faſt wie der Harn. Ins Einzelne können wir uns hier nicht einlaſſen, ſo wie auch nicht ins Chemiſche, und in die beſondern Functionen der Syſteme und Organe, ſonſt müßte der Artikel zu weitläuftig werden. — Chemiſch betrachtet beſteht der thieriſche Leib vorzüglich aus Stickſtoff, der einen Hauptbeſtandtheil der Luft ausmacht, wie die Pflanze im Kohlenſtoff. Die Knochen ſind phosphorſaure Kalkerde. Das Blut beſteht vorzüglich aus Gallert, Eiweiß und Faſerſtoff Die rothe Farbe kommt von halbphosphorſaurem Eiſen. Das Hirn, eine eiweißartige Materie, die Muskeln Faſerſtoff, die Häute Gallerte oder Leim. — Thiere ſind nur ſtufenweiſe Entwickelungen der einzelnen Thierorgane. Wenn z. B. die Natur einen Darm ſo hervorbringt, daß er gleichſam für ſich ſelbſt leben kann, oder daß wenigſtens die andern Syſteme nur angedeutet ſind, ſo iſt das ein beſondres Thier, verſchieden von einem andern, das z. B. faſt nur Lunge wäre oder Ader, oder Geſchlechtstheil. Daher kann es nur ſo viele große Thierbildungen geben, als es Hauptorgane gibt, und dieſe ſind mithin alle zuſammen das Eintheilungsprincip der Thiere oder des Thierreichs. Man hat früher verſucht, und thut es zum Theil leider noch, die Thiere nur nach den Unterſchieden eines einzelnen Syſtems oder Organs abzutheilen, z. B. nach dem Herzen, der Bedeckung, den Zähnen, Zehen u. dergl. Allein dieſes ſind augenſcheinlich nur untergeordnete Organentheile, und ohne Halt. Nur das iſt ein tüchtiger Unterſchied, wenn ein Thier ein ganzes Organ oder Syſtem nicht hat. Je mehr nun ein Thier Organe hat, deſto höher ſteht es gegen die andern, und je höher ein Syſtem im Thierleib ſteht, deſto höher ſteht auch das Thier, welches dadurch charakteriſirt iſt. Da nun das Weſentliche des Thiers die Empfindung iſt, ſo geben zunächſt die Stufen der Empfindungsorgane die Stufen des Thierreichs. Sie theilen ſich zunächſt in zwei, in ein allgemeines, den Gefühlſinn, und in vier beſondre, Schmeck-,

Riech-, Hör-, Sehſinn. Die Gefühlthiere haben kein wahres Sinnesnervenſyſtem, kein Rückenmark und kein Hirn, auch keine Zunge, Naſe, Ohr und Auge, ſo wie die höhern Thiere; eben ſo kein echtes Knochen- und Muskelſyſtem. Ihre ſogenannten Muskeln ſind nämlich nur an die Haut befeſtigt, ſind nur Hautmuskeln. Wenn man das Rückenmark, die Muskeln und Knochen — Fleiſch nennt, ſo ſind ſie alſo fleiſchloſe Thiere. Sie ſind daher durch die vegetativen Syſteme charakteriſirt, und es kann nur ſo viele Abtheilungen geben, als es ſolcher Syſteme gibt, alſo nur vier; Geſchlechts-, Ader-, Darm- und Haut- (Lungen-) Thiere. Dieſe Abtheilungen heißen Claſſen. Die Geſchlechtsthiere ſind entweder bloß männliche, gleichſam Saamen, wie die Infuſionsthiere, aus denen das ganze Thierreich entſteht. Oder ſie ſind weibliche, gleichſam Eier, wie die Corallen, welche im Grunde Infuſionsthiere ſind, um die ſich eine Kalkſchale gelegt hat. Oder ſie ſind zwitterartig, gleichſam Pflanzen, wie die Zoophyten, bei welchen auch die Schale, der ſogenannte Stamm lebendig geworden iſt, und eigentlich vegetirt, während die davon eingeſchloſſenen Schleimröhren wahre Thiere ſind. — Dieſe Geſchlechtsthiere ſind ohne alle weitern Syſteme oder Organe, ſie fühlen bloß, verdauen, athmen und ernähren ſich, alles in einer Haut oder Höhle. — Die Aderthiere beſtehen ebenfalls aus einem einfachen Schleim- oder Gallertleib; aber er iſt ganz von Adern durchzogen, wie das Parenchyma der höheren Thiere. So die Quallen oder Meduſen. Sie haben nichts als Eierſtöcke, keinen Darm. — Die Darmthiere ſind zuerſt eigentlich gefütterte Röhren, nämlich ein hohler Leib mit einem freien Darm, an dem gewöhnlich eine ſehr große Leber hängt. So bei Muſcheln und Schnecken, bei welchen letzten ſchon männliche Theile hervortreten, theils mit den weiblichen in einem Leib, theils getrennt. Die Muſcheln aber haben nur einen Eierſtock. Kiemen zeigen ſich auch zuerſt als gefäßreiche Häute. Wenige athmen Luft. Der Leib iſt glatt, eingegliedert oder eingeringelt. Keine Füße. — In den Haut- oder Lungenthieren ringelt oder gliedert ſich auf einmal der Leib, und es ſind Inſecten, die viel vollkommner als jene ſind. Ein ſymmetriſcher, zweitheiliger Leib, wenigſtens drei Fußpaare, getrennte Geſchlechtstheile, abgeſonderter Kopf und meiſt Bruſt, Augen, meiſt Luftröhren, und zwar aus Spiralfaſern wie bei Pflanzen, ein doppelter Nervenfaden, längs der innern Bauchwand, der in eine Menge Knoten anſchwillt, ſind auffallende Kennzeichen der echten Inſecten. — Die Würmer müſſen dazu, obſchon ſie wohl alle Waſſer athmen, und viele ein Blutgefäßſyſtem mit ſogar rothem Blut haben, das den Inſecten fehlt. Ihr Leib iſt geringelt, ihr Nervenſtrang ganz eben ſo, manche nehmen auch durch Seitenlöcher das Waſſer zum Athmen auf, wie die echten Inſecten die Luft, ſind oft Zwitter. Die Eingeweidwürmer müſſen auch hieher, obſchon ohne Aderſyſtem. Die ganze Geſtalt ſpricht dafür, auch der Nervenſtrang, wo er vorkommt (strongylus, Ascaris). Sie athmen Waſſer, und entſtehen ohne Zweifel von ſelbſt aus ausgearteten Säften oder Zellen und Darmzotten. Manche ſind bloß weiblich (Bandwurm), andre ſeyen Zwitter (Fasciola ?), oder haben getrenntes Geſchlecht (Ascaris). — Nun folgen die Thiere mit einem Fleiſchleib. Um die Eingeweide,

woraus die vorigen Thiere beſtehen, legt ſich nun ein eigentlicher Leib aus Knochen, Muskeln und Rückenmark, und es wird ſelbſt die Haut, in ſo fern ſie Athemorgan iſt, von dieſem Leib eingeſchloſſen; auch entſteht erſt ein eigen vollſtändiger Kopf, der nämlich alle vier Kopfſinne enthält, Zunge, Naſe, Ohr und Auge. — Bei den Zungenthieren iſt erſt die Zunge als ein fertiges Organ vorhanden; die Naſe dagegen iſt gegen den Rachen noch nicht durchbohrt, ſo das Ohr nicht nach außen, und die Augen ſind ohne Lider. Solche Thiere heißen Fiſche. Ihr Athemorgan iſt eine Lunge, die aber noch in zwei Stücke getrennt iſt, in Luftröhre und eigentliche Lunge; jener Ringe ſind Kiemen, dieſer iſt Schwimmblaſe. Alle Fiſche haben Kiemen, aber nicht alle Fleiſchthiere, welche Kiemen haben, ſind Fiſche. Sie nehmen den Stoff zum Athmen, Waſſer und Luft, durch das Maul, nicht durch die Naſenlöcher ein. Der Fiſch hat übrigens alle Hauptorgane, namentlich die Eingeweide, welche der Menſch hat, alſo auch Nieren, welche hier zuerſt als ſolche auftreten. Sie ſind (wohl) alle getrennten Geſchlechts. Die Haut iſt entweder nackt oder mit Schuppen oder Schildern bedeckt. Sie legen ſchleimige Eier zu hunderttauſenden, auf die meiſt erſt im Waſſer der Saamen gepricht wird. Die Glieder ſind nur Floſſen, nie mehr als vier an der Zahl, manchmal aber nur zwei, kaum gar keine. — Bei den Naſenthieren iſt eine vollkommene Zunge und Naſe, d. h. eine in den Rachen ſo geöffnete Naſe vorhanden, daß das zu athmende Element, hier Luft, durch ſie eingezogen wird. Sind die Amphibien. Einige davon, wie Fröſche, haben in ihrem erſten Zuſtande Kiemen, und legen ſchleimige Eier, laichen wie die Fiſche; die Eier der andern haben eine trockene Schale, und werden ins Trockne gelegt, auch geſchieht hier die Begattung innig. Die Ohren ſind noch geſchloſſen, und die Augen ſchließen ſich von unten. Zuerſt entſtehen echte Hoden, die bei den Fiſchen nur zwei darmähnliche Blaſen ſind. Glieder mit Zehen, meiſt zwei Paar, doch auch nur eins und gar keine. Dann aber die Rippen vollkommen. Die Haut iſt nackt, oder mit Schuppen oder Schildern bedeckt. — Bei den Ohrenthieren öffnen ſich die Ohren zuerſt. Nebſtbei eine Zunge und eine Naſe, durch die geathmet wird. Die Augen werden von unten geſchloſſen. Sind Vögel. An ihnen iſt faſt alles Knochen und Muskel geworden, wie die Enden der Glieder Knochen, Füße, Schnabel, ihre Wurzel zu Muskeln, wie Schenkel, Bruſt. Vier Glieder, die ungleich, die vordern zum Fliegen, die hintern zum Gehen oder Rudern. Haut mit Federn, geſiederten Haaren bedeckt. Eier mit Kalkſchale. — Die Augenthiere haben alle Sinnorgane vollkommen, ſchließen die Augen von oben, und haben Zitzen, — Säugthiere. Legen keine Eier, ſondern entwickeln das Junge ſchon in ihrem Leibe, und zwar durch unmittelbaren Zuſammenhang damit. Nachher ernähren ſie es noch durch Milch aus Zitzen; doch wäre möglich, daß dieſes beim Schnabelthier nicht mehr geſchieht. Die Haut iſt mit Haaren, einfachen Federn bedeckt, höchſt ſelten ganz nackt. Schuppen oder Schilder ſind nie ohne Haare. — Die natürliche Zahl der Thierclaſſen iſt daher achte, eine mehr als bei den Pflanzen. I. Geſchlechtsthiere, Gallertthiere (Zoophyten); II. Aderthiere, Quallen; III. Darmthiere, Weichthiere (Muſcheln

und Schnecken); IV. Hautthiere, Inſecten (mit Würmern); V. Zungenthiere, Fiſche; VI. Naſenthiere, Amphibien; VII. Ohrenthiere, Vögel; VIII. Augenthiere, Säugthiere. I. Claſſe. Die Gallertthiere theilen ſich in drei Ordnungen: 1. Infuſorien; 2. Corallen, Lithophyten, beſſer Lithozoen, Steinthiere; 3. Pflanzenthiere, Zoophyten, beſſer Phytozoen. Man verſteht unter Zoophyten auch wohl alle Gallertthiere, was aber nur aus Mangel eines guten Wortes geſchieht. — Die Infuſorien finden ſich in allen Gewäſſern, worin ſich organiſche Subſtanzen auflöſen, auch im reifen männlichen Saamen. Einige ſind mit freiem Auge erkennbar (die Räderthiere), andre aber nur durch hundertmalige Vergrößerung (wie Monaden). In dieſe löſ't ſich gewöhnlich das Fleiſch durch Fäulniß auf. Alles Fleiſch beſteht aus nichts als Infuſionsthierchen, und die Entſtehung der Thiere iſt nichts anders als eine Vereinigung von Infuſorien. Sie theilen ſich in ſolche mit Mund (Räderthiere) und ohne Mund. Dieſe ſind ohne alle Härchen (Monaden, Vibrionen), oder mit ſolchen, die als Ruder dienen (Trichoden). — Die Corallen beſtehen aus Schleimröhren (wie Süßwaſſer-Polypen) mit Härchen oder Fühlfäden um den Mund. Aus und um dieſe Röhren ſondert ſich kohlenſaurer Kalk ab, der nach und nach erhärtet zu wahrem Stein. Dieſes nennt man Stamm, der auf andern Steinen feſt ſitzt. Er iſt nicht Knochen zu vergleichen, ſondern Schneckenſchalen oder Schuppen, Federn, Nägeln, Haaren, kurz der Hautbedeckung. Corallen gibt es nur im Meere. Sie theilen ſich in Löchercorallen (Mille- und Matreporen), deren Röhren ſich auf der Oberfläche des Stammes öffnen, oder ſehr blätterig ſind, in Zellencorallen, deren Polypen nur wie Blaſen geſtaltet ſind (Celleporen); in Röhrencorallen, deren Röhren ſich am Ende des Stammes öffnen (Tubiporen); und in Kern- oder Hautcorallen, deren Stamm dicht iſt, und die Polypen nur in der Gallertrinde ſitzen (Iſis). — Die Pflanzenthiere ſcheiden ſich auch dieſen ganz ähnlich, in vier Sippſchaften; in Löcherpflanzen, Schwämme; Zellenpflanzen, Cellularien; Röhrenpflanzen, Sertularien und Hautpflanzen, Seefedern. Nur der Süßwaſſerſchwamm kommt im ſüßen Waſſer vor. Sie unterſcheiden ſich von den Steinthieren bloß dadurch, daß der Stamm auch lebendig iſt, aus Röhrchen beſteht, für ſich wächſt wie Holz, und nicht von den Polypen abgeſetzt wird. Die Subſtanz des Stammes iſt meiſt hornartig, oft völlig holzartig, auch papier- und lederartig. II. Claſſe, die Quallen theilen ſich in vier Ordnungen: 1. Röhrenquallen, wohin die Süßwaſſerpolypen und Seeanemonen (Actinien); 2. Blaſenquallen, wohin die Phyſſophoren; 3. Rippenquallen, wohin die Beroen; 4. Scheibenquallen, wohin die eigentlichen Meduſen. Außer den Süßwaſſerpolypen alle im Meer, ſind frei; manche ſaugen nur durch eine Menge Fühlfaden ein, die wie Haare am Leibe hangen, und oft auf mehrere Klafter verlängert werden können. III. Claſſe: die Weichthiere kommen meiſt im Meere vor, einige im ſüßen Waſſer, wenige in der Luft, und dieſe nur unter den Schnecken. Sie theilen ſich zuerſt in zwei große Haufen, in Muſcheln, welche nur weiblich ſind, und in Schnecken, welche beide Geſchlechter haben. Jeder Haufen zerfällt wieder in zwei, und ſo entſtehen wieder vier

Ordnungen. 1. Muſcheln, haben meiſt zwei Paar Kiemenblätter, keine Fühlfäden oder Arme am Maul; hieher die gemeinen Muſcheln, Herzen, Auſtern. 2. Gopeln, mit Fühlfäden oder Armen am Maul; hieher die Lepaden, die Armmuſcheln (Terebratulen), Schüſſelmuſcheln (Patella) und vielleicht die Seeigel und Seeſterne nebſt Holothurien. 3. Schnecken, kriechen auf dem Bauch, der breit wie eine Sohle iſt. Die nackten Meerſchnecken ſind Zwitter (Doris, Oplyria), ſo wie alle, welche Luft athmen (Helix, Limax, auch die Süßwaſſerſchnecken), alle beſchalten Meerſchnecken ſind getrennten Geſchlechts (Buccinum, Conus, Turbo). 4. Kraken, Schnecken, welche keine Sohle haben, daher nur ſchwimmen können, wozu ſie Floſſen haben, oft Fangarme um's Maul; hieher die Dintenfiſche (Sepia), Nautilus, Clio. Die verſteinerten Schalen mit Haarwänden gehören hieher (Ammoniten). 5. Inſecten zerfallen ſogleich in drei Hauptthaufen, in Fußloſe, Vielfüße und Sechsfüße. Dieſe letzten in ſolche, welche ſich nicht verpuppen, doch Flügel bekommen, und in ſolche, welche ſich ganz verpuppen. Dieſe haben entweder zwei oder vier Flügel; dieſe entweder alle gleich, und dann durch- oder undurchſichtig, oder ſie ſind ungleich, zwei durchſichtig, zwei undurchſichtig. a) Würmer, fußlos. Die Weißwürmer ſind ohne Blutgefäße, und leben faſt alle in den Eingeweiden der Thiere. Sie ſelbſt ſind wieder bloß weiblich (Bandwürmer), oder getrennten Geſchlechts (Spulwürmer). Die Rothwürmer haben Arterien und Venen, und leben alle im Freien. Einige ganz fußlos (Blutigel), andre mit Seitenfäden (Nereiden). Dieſe alle im Meere. b) Vielfüße, auch Cruſtaceen genannt, ſind meiſt hornig, und haben gegliederte Füße, und wenigſtens vier Paar; manche mehr als 100 (Julus). Hieher die Aſſeln, Krebſe, welche noch durch Kiemen athmen, und ein Aderſyſtem haben; dann die Milben und Spinnen, welche Luftröhren bekommen, die alle folgenden geflügelten Inſecten, denen ein andres Aderſyſtem fehlt, außer einem zweigloſen Rückengefäß. c) Schrinken, ſechs Füße, verpuppen ſich nicht; Wanzen und Gryllen nebſt den Waſſerjungfern. Sie können ſich als Larve und Puppe bewegen und freſſen. Die erſten haben Kiefern, welche zu einem harten Stechſchnabel verwachſen ſind, die andern getrennte Kiefern, die ſich horizontal wie Scheren bewegen. d) Fliegen, zweiflügelige, die Flügel ſind durchſichtig. Ihre Larven ſind meiſt fußlos, und heißen Maden, die von Schnacken haben Füße, Saug- oder Stechrüſſel. e) Bienenartige, vierflügeliche, Flügel durchſichtig, Kiefern, Bienen, Weſpen, Ameiſen, Schlipfweſpen, Blattweſpen. Die Weibchen haben einen Stachel oder eine Legröhre. Die Larven ſind auch meiſt Maden, der letzten Raupen. f) Falter oder Schmetterlinge; vierflügeliche, Flügel undurchſichtig und gleich, Saugrüſſel. Die Larve hat meiſt außer ſechs Bruſtfüßen noch Bauchwarzen, Raupe. g) Käfer, vierflügeliche, Flügel ungleich, aber undurchſichtig, Kiefern. Die Larve hat nur ſechs Bruſtfüße, Engerling. V. Claſſe, Fiſche, hat man ſonſt nach den Floſſen abgetheilt. Die Hinterfloſſen ſind nämlich ſehr unbeſtändig. Fehlen ſie, ſo nennt man die Fiſche Ohnfloſſer (Apodes), ſtehen ſie hinten am gehörigen Ort, ſo ſind es Bauchfloſſer (Abdominales), rücken ſie vor hinter die Bruſtfloſſe, ſo heißen ſie Bruſtfloſſer (Thoracici), rücken ſie vor dieſe

an die Kehle, Kehlfloſſer (Jugulares). Allein dieſe Eintheilung iſt ſehr unnatürlich. Sie zerfallen beſſer in 1. Aalförmige; nackt und können ſich rollen. 2. Nackte, welche ſich nicht rollen können, wie Welſe, Schollen, Lachſe. 3. Schuppenfiſche, mit großen Schuppen und regelmäßig gebauet, wie Häringe, Karpfen, Lippfiſche. 4. Knorpelfiſche, Diodon, Pricken, Rochen, Hayen. VI. Claſſe, Amphibien, ſind von jeher in 1. Fröſche, 2. Schlangen, 3. Eidechſen, 4. Schildkröten eingetheilt worden. VII. Claſſe. Die Vögel ſind ſehr ſchwer zu vertheilen, da die Kennzeichen vom Schnabel und den Füßen ſehr in einander übergehen. Sie ſcheinen, wie die Inſecten, in ſieben Ordnungen zu zerfallen; zuerſt in zwei große Haufen, ſolche, die nach dem Ausſchlüpfen aus dem Ei noch geatzt werden müſſen, und ſolche, die ſogleich davon laufen, wie die Hühner. A. Der Atzung bedürftige: 1. Körnerfreſſende, oder die vom Pflanzenſaft leben, Kolibri, Meiſen, Finken, Lerchen; 2. Fleiſchfreſſende, Sänger, Schwalben, Droſſeln, Raben, Raubvögel; 3. Kletterer, Spechte, Guckgucke, Grasſchnäbel, Papageyen. B. Laufen ſogleich davon: 4. Schwimmvogel; 5. Sumpfvögel; 6. Hühner; 7. Strauße, wozu Kibitze, Strandläufer, Drappen, Strauß. VIII. Claſſe, Säugthiere, theilen ſich nach den vier obern Claſſen ab. 1. Fiſchartige, mit Hufen, Wale, Elephant, Pferd, Schwein, Wiederkauer. 2. Amphibienartige, mit Pfoten und Nagzähnen, Nagthiere, Mäuſe, Haſen. 3. Vogelartige, mit Klauen und meiſt ſtarkem Gebiß, freſſen Fleiſch; Fledermäuſe, Maulwurf, Ameiſenbären, Schuppen- und Gürtelthiere, Robben, Marder, Katzen, Hunde, Bären. 4. Vollkommene, mit Händen oder ſehr kurzem Geſicht; Faulthiere, Beutelthiere, Maki, Affen, Menſch. O.

Thierpflanze, ſ. Thier.

Thomas von Kempis — eigentlich Thomas Hammerken oder Hämmerlein (auch Maleolus), aber von ſeinem Geburtsorte Kempen im Erzbisthum Cöln, gewöhnlich Thomas a Kempis genannt — geb. 1380, war einer der berühmteſten Myſtiker des 15ten Jahrhunderts. Den größten Ruf unter ſeinen ſehr zahlreichen myſtiſchen Schriften und Predigten zog ihm ein allgemeines Erbauungsbuch von der ausgebreitetſten Wirkſamkeit zu, nämlich: de imitatione Christi (oder eigentlich die vier Bücher de contemtu mundi, von denen das erſte nur jenen Titel führt). Sonderbar genug, daß dieſes Buch von der Nachahmung Jeſu, welches mehr als 1800mal in allen Sprachen gedruckt worden, gerade dieſem Thomas von Kempis, dem es einen ſo ausgebreiteten Ruf erworben hat, als Verfaſſer ſehr ſtreitig gemacht worden iſt. Zwiſchen den Benedictinern und Auguſtinern erhob man einen ſehr großen Streit, wer eigentlich Verfaſſer jenes Buchs ſey, und ein großer Theil ſchrieb es dem berühmten Kanzler der pariſer Univerſität, Johann (Charlier aus) Gerſon (geb. 1363, geſt. 1429) zu; noch Andre wollen, daß jenes Werkchen weiter nichts als eine Compilation aus den Schriften mehrerer Verfaſſer ſey. — Thomas ſtarb 1471 im 91ſten Jahre; und ſeinen Leichnam wollte man ſogar noch 1682 aufgefunden haben, worauf der päpſtliche Hof damit umgegangen ſeyn ſoll, ihn unter die Zahl der Heiligen zu verſetzen.

Tiedge. S. den Anhang des 10ten Bandes.

Verzeichniß

der

im neunten Bande enthaltenen Artikel.

S.	
Seetzen	Seite 1
Seewiſſenſchaften	6
Segment	—
Segrais	—
Seguier	—
Segur (L. P. Graf von)	—
Segur (Olympia von)	7
Sehen	—
Sehne	8
Sehne	—
Seide	—
Seidelmann (J.)	10
Seidelmann (A.)	—
Seidenraupe	11
Seiks	12
Seiler	15
Seine	17
Sekante	—
Selbſtmord	—
Selene	18
Selenit	—
Selenographie	—
Seleucus Nicanor	—
Selters	19
Seltſam	—
Semele	20
Semiarianer	—
Semilor	—
Seminarium	—
Semiotik	—
Semipelagianer	22
Semiramis	—
Semmler	—
Semonville	26
Senat	27
Send	29
Seneca (M. A.)	30
Seneca (L. A.)	—
Senegal	31
Senegambien	Seite 32
Seneſchall	33
Senkenberg	—
Senkrecht	34
Senn	—
Senſal	36
Senſibilität	—
Separatiſten	37
Sepia	—
Sepiazeichnung	—
Septett	38
Septuaginta	39
Sequenze	—
Sequeſtration	—
Serail	—
Seraph	42
Seraphinenorden	—
Serapis	—
Seraskier	—
Serenade	43
Seringapatam	—
Serpent	44
Serpentinſtein	—
Serrurier	—
Sertorius	45
Servien	46
Serviten	52
Servitut	—
Seſoſtris	54
Seſſion	55
Seſtine	—
Seume	56
Sevennen	58
Severianer	—
Severus (C.)	—
Severus (L.)	—
Sevigné	61
Sevilla	62
Sextant	63
Sextett	64

Sextus Empiricus	Seite 64	Simonie	Seite 126
Sextus Rufus	—	Simplon	—
Seydlitz	—	Simultaneum	—
Shaftesbury	65	Sinclair	127
Shah-Allum	69	Singen	—
Shakſpeare	70	Singmethoden	—
Shawl	81	Singſchulen	129
Sheffield	—	Singſpiel	134
Shenſtone	82	Singvögel	—
Sheridan	83	Sinis	—
Sheriff	85	Sinking Fund	—
Shetland	86	Sinnbild	—
Shield	—	Sinne	135
Siam	—	Sinngedicht	136
Sibirien	88	Sinnpflanze	—
Sibylle	89	Sintenis	—
Sibylliniſche Bücher	90	Sinter	138
Sicard	—	Sinzendorf	—
Sicheres Geleit	—	Sirenen	—
Sicherheitspolizei	—	Sirius	—
Sicilianiſche Veſper	94	Sirocco	—
Sicilien	95	Sismondi	—
Sickingen	97	Siſtrum	139
Sidney (Algernon)	—	Siſyphus	—
Sidon	100	Situationszeichenkunſt	140
Siebenbürgen	—	Sixtus V.	141
Siebengebirge	103	Skalden	145
Sieben Inſeln	—	Skeptiker	146
Siebenjähriger Krieg	105	Skiagraphie	150
Siebenſchläfer	111	Skizze	—
Sieben Weiſe Griechenlands	112	Sklavenhandel	151
Sieden	—	Skolien	167
Siegelerde	113	Skorbut	—
Siegelkunde	—	Skoten	—
Siena	114	Skrofeln	168
Sierra	—	Slaven	170
Sierra Leone	—	Slaviſche Sprachen	171
Sierra Morena	115	Sleidanus	—
Sieveking	—	Smaragd	172
Sieyes	—	Smith (Adam)	—
Signalkunſt	117	Smith (Sidney)	176
Silber	118	Smolensk	181
Silberflotte	119	Smollet	182
Silbermann	—	Smyrna	184
Silberſchlag	—	Sobiesky	185
Silen	120	Soccus	—
Silhouette	—	Societätsinſeln	—
Silhouettiren	121	Socinianer	186
Silhouettirkunſt	—	Socinianismus	187
Silius Italicus	123	Soffiten	189
Silvanus	—	Sokrates	—
Simeon	124	Soldaten	203
Simon	—	Soleniten	215
Simonides	125	Solfeggiren	—

Soliman II. Seite 216
Solmiſiren 217
Solms —
Solo 218
Solon —
Solothurn 221
Solözismus 222
Solſtitium 223
Somerville —
Sommer 224
Sommer (fliegender) 225
Sommerflecke —
Sömmering —
Sommerpunkt 226
Somnambulismus —
Somnus 230
Sonate 231
Sonde 232
Sonett —
Sonne 234
Sonnenberg —
Sonnenfels 235
Sonnenferne 236
Sonnenfinſterniß —
Sonnenflecken —
Sonnenmikroskop —
Sonnennähe 237
Sonnenſyſtem —
Sonnenuhr 238
Sonnenwenden 239
Sonnenzeit 240
Sonntagsbuchſtabe 241
Sonntagsſchule —
Soolbäder —
Sophiſten 242
Sophokles 245
Sophonisbe 255
Sopran —
Sorben 256
Sorbet —
Sorbonne —
Sordine 257
Soubiſe —
Souterrain 258
Southcothe —
Souverain 259
Spaa 261
Spahis —
Spalding —
Spallanzani 263
Spangenberg —
Spanien bis 1808 264
Spanien ſeit 1808 272
Spanien im J. 1817 284
Spaniſche Colonien Seite 292
Spaniſcher Reiter —
Spaniſche Sprache, Poeſie, Kunſt und Literatur —
Sparta 309
Spartacus —
Spath 310
Species —
Speckbacher —
Speckſtein 311
Spedition —
Spener 312
Spenſer 314
Speſſart 317
Speyer —
Sphäre 318
Sphinx —
Sphragiſtik 319
Spiegel —
Spiegellineal 321
Spiegelteleſcop —
Spielkarten —
Spießglanzglas —
Spießglas —
Spießrecht —
Spießruthen —
Spillgelder —
Spillmagen —
Spinet —
Spinnen 322
Spinnen —
Spinoza 323
Spirallinie 328
Spittler —
Splanchnologie 329
Splint 330
Spohr —
Spondeus 331
Sponſalien 333
Spontini 334
Sporteln 335
Sprache 336
Sprache 337
Sprachlehre (allgemeine) 343
Sprachreinigung 346
Sprachrohr 349
Sprachſäle —
Sprecher —
Spree 350
Sprengel (M. Ch.) —
Sprengen 351
Sprichwörter —
Staal (Frau von) 352
Staar 353

Staat, Staatsverfaſſung	Seite 357
Staatenbeſchreibung	376
Staatsbankrott	—
Staatsdienſt	377
Staatslehre	381
Staatspapiere	—
Staatsrecht	392
Staatsſchuld	—
Staatsweisheit	394
Staatswirthſchaft	—
Stadion	396
Stadium	397
Stadt	—
Stadtadel	399
Staël (Frau von)	—
Staffage	401
Staffelei	—
Stahl (G. E.)	402
Stahl	—
Stahlmittel	403
Stainer	404
Stalaktik	—
Stambul	405
Stamm- und Lehngüter	—
Stamm	410
Standarte	411
Stände	—
Standrecht	417
Standreden	418
Stanislaus (Auguſt)	—
Stanislaus (Leczinski)	421
Stanniol	423
Stanze	424
Stapel	425
Stärke	—
Staroſten	426
Starrſucht	—
Statik	427
Statiſtik	—
Statius	428
Stativ	—
Statthalter	—
Statue	433
Statut	434
Staubfäden	—
Staufen	—
Staunton	—
Stedinger	435
Steele	436
Steganographie	438
Stehendes Capital	439
Steibelt	—
Stein (J. A.)	440
Stein (C. Freih. v.)	—
Stein der Weiſen	Seite 442
Steindruckerei	—
Steine	447
Steingut	—
Steinhuder Meer	448
Steinkohlen	—
Steinkrankheit	449
Steinregen	453
Steinſchneidekunſt	454
Stellionat	455
Stempelpapier	—
Stempelſchneidekunſt	457
Stenbock	—
Stenographie	460
Stentor	—
Stephan Bathori	—
Stephanie	461
Stephanus	462
Stephanus (Rob. und Henric.)	—
Steppe	465
Sterbe- und Leichencaſſen	—
Sterbelehen	—
Stereometrie	466
Stereotypie	—
Sterling	467
Sternbilder	—
Sterndeuterei	468
Sterne	469
Sterne (Lorenz)	—
Sternkarten	471
Sternkunde	—
Sternſchnuppen	—
Sternwarte	—
Sternzeit	472
Sterzinger	—
Steſichorus	—
Stettin	473
Steuermannskunſt	474
Steuern	—
Steyermark	477
Sthenie	479
Stichomantie	—
Sticken	480
Stickſtoff	—
Stiergefechte	—
Stift	481
Stiftshütte	486
Stiftskirche	487
Stiftung	—
Stigma	—
Stilicho	—
Stimme	488
Stimme	490
Stimmſtock	491

Stimmung	Seite 491	Styliten	Seite 548
Stipendium	492	Stymphaliden	549
Stoa	—	Styx	—
Stobäus	494	Suada	550
Stockfiſch	—	Subah	—
Stockholm	—	Subalternen	—
Stocks	496	Subhaſtation	551
Stoiker	—	Subject, Subjectivität	—
Stola	—	Sublimat	552
Stolberg (Haus)	—	Subordination	—
Stolberg (Chriſtian, Gr. zu)	499	Subſcription	—
Stolberg (Friedrich Leop. Gr. zu)	500	Subſidien	—
Stoll	501	Subſtantivum	553
Stollen	502	Subſtanz	554
Storace	503	Subſtitution	555
Storax	—	Sub utraque	—
Storchſchnabel	—	Succumbenzgelder	—
Storr	—	Südamerika	556
Stoſch (S. J. E.)	505	Südermannland	566
Stoſch (Ph. v.)	506	Süderſee	—
Strabo	—	Sudeten	—
Strafe	507	Südländer	—
Strafford	513	Südlicht	—
Strafpfahl	515	Südpreußen	—
Strafrecht	—	Südſee	567
Strahlenbrechung	517	Südſeeländer	—
Stralſund	—	Suetonius	—
Strandrecht	518	Sueur (Euſtache Le)	568
Straßburg	—	Sueur (Le)	569
Straßen	520	Sueven	570
Straßenbau	—	Suez	—
Strategie	—	Suffragan	—
Strozzi	521	Suffragium	571
Streitaxt	—	Suhl	—
Strelitzen	—	Suhm (P. Fr. von)	572
Stricken	522	Suhm (Ulrich Fr. von)	—
Strommeſſer	—	Sulla	573
Strophe	—	Sully	575
Strube	529	Sultan	578
Struenſee und Brandt	530	Sulzer	579
Struenſee (C. A. v.)	535	Sumatra	581
Strumpfwirkerei	536	Summariſche Prozeſſe	583
Stuart (Haus)	537	Sund	586
Stufenjahre	540	Sünde	—
Stukkaturarbeiter	541	Sündfluth	588
Stunde	—	Sundiſche Inſeln	589
Sture (Sten)	—	Sunna	—
Sturleſon	542	Supercargo	—
Sturm	—	Supernaturalismus	590
Sturmbalken	543	Supremat	593
Sturmpfähle	—	Surinam	—
Sturz (H. P.)	—	Surrogat	595
Stuttgart	545	Suſa	—
Styl	546	Süßmilch	—

Suwarow Seite 595
Swammerdam 599
Swantewit 600
Swedenborg —
Swieten 605
Swift 606
Sybaris 610
Sydenham 611
Sykophant —
Sylbe 612
Sylla 613
Syllogismus —
Sylphen 614
Sylveſter II. 616
Sylvius (Aeneas) —
Symbol —
Symmachus 632
Symmetrie —
Sympathie 633
Symphonie 634
Symptome 636
Synagoge 637
Synchronismus 638
Syncretismus —
Syndicus 639
Synedrium 640
Synode —
Synonymen —
Syntax 642
Syntheſis 644
Syphax 645
Syracus 646
Syrien 648
Syrinx 649
Syriſche Chriſten 650
Syſtem 651
Syzygien 653

T.

Tabak —
Tabernakel 655
Tableaux —
Tabor 658
Taboriten 659
Tabulatur —
Tachygraphie —
Tacitus —
Tact 662
Tactmeſſer —
Tadmor 663
Tafelgüter —
Tafelrunde —
Taffia 664
Tag Seite 664
Tagesfriſt —
Tagfalter —
Takel 665
Taktik —
Talar —
Talent —
Talisman 666
Talleyrand —
Tallien 668
Talma 670
Talmud 671
Talos 672
Tambour 673
Tambourin —
Tamerlan 674
Tandy (Napper) 676
Tanfana —
Tangente —
Tantalus 677
Tanz —
Tapeten 679
Tapferkeit —
Tara 680
Tarantel —
Tarent —
Tarif 681
Tarockſpiel —
Tarpeja —
Tarquinius Priſcus —
Tartane 682
Tartaren, Tartarei —
Tārtarus —
Tartini 683
Tartſche —
Tartüffe —
Taſſo (Bernardo) —
Taſſo (Torquato) 686
Taſſoni 695
Taſtatur 696
Taſten —
Tatarei —
Tataren 697
Tatianiſten —
Tatowiren —
Taubmann —
Taubſtumme 699
Taubſtummeninſtitute 701
Taucher 703
Taucherglocke —
Taucherkunſt —
Tauenzien 704
Taufe —
Taufe, Meertaufe 705

Taufgeſinnte	Seite 706
Taurien	—
Tauris	707
Taurus	708
Tauſendjähriges Reich	—
Tautologie	—
Tavernier	—
Technologie	709
Tectur	—
Te deum laudamus	—
Tefterdar Baſcha	710
Tennier	—
Telegraph	711
Telēmachus	—
Teleologie	712
Teleſkop	—
Tell (Wilhelm)	—
Teller	714
Tellus	715
Telyn	—
Temeswar	—
Tempe	716
Tempel	—
Tempel	718
Tempelherren	—
Tempelhoff	722
Temperament	724
Temperatur	730
Tempeſta	731
Temple	—
Tempo	734
Teneriffa	—
Tenor	735
Tenute	—
Tenzel	—
Terentius	—
Tereus	737
Terminismus	—
Terminologie	—
Terminus	—
Terpander	738
Terpentin	—
Terpſichore	739
Terra firma	—
Terra ſigillata	740
Terraſſe	—
Terray	—
Terre neuve	—
Terrorismus	741
Tertiarier	742
Tertullianus	—
Terzett	743
Teſchener Friede	—
Teſſin	744
Teſt	Seite 744
Teſtament, altes und neues	—
Teſtamente und Codicille	746
Tetanus	755
Tetrachord	—
Tettenborn	—
Teucer	757
Teufel	—
Teufelsadvocat	762
Teufelsbrücke	—
Teut	—
Teutonen	763
Texel	—
Tezel	—
Thais	—
Thales	—
Thalia	765
Thamyris	—
Tharant	766
Thatbeſtand	—
Thatſache	768
Thau	—
Theater	769
Theatiner	772
Theatraliſche Darſtellung	—
Theben	776
Thee	780
Theer	781
Theismus	782
Thema	—
Themis	—
Themiſtokles	783
Themſe	787
Theokratie	—
Theodicee	788
Theodor (König)	—
Theodora	—
Theodorich	—
Theodoſius	791
Theogonie	793
Theokrit	—
Theologie	—
Theomantie	795
Theophane	796
Theophanie	—
Theophilanthropen	—
Theophraſtus	797
Theophraſtus Paracelſus	799
Theorbe	—
Theorie	—
Theoſophie	800
Theot	—
Therāmenes	801
Therapie	—

Thereſia (Maria)	Seite 808
Theriak	821
Thermolampe	—
Thermometer	822
Thermopylä	823
Therſites	—
Theſeus	—
Theſis	825
Thespis	—
Theſſalien	—
Thetis	826
Theurdank	827
Theurgie	—
Thielmann	—
Thier, Thierreich	830
Thieriſches Leben	—
Thieriſche Materie	—
Thieriſche Verrichtungen	833
Thieriſche Wärme	834
Thieriſcher Magnetismus	835
Thierkreis	—
Thisbe	—
Thomas von Aquino	—
Thomas a Kempis	836
Thomas (A. L.)	—
Thomaschriſten	839
Thomaſius	840
Thomſon	841
Thor	842
Thora	—
Thorn	—
Thorwaldſen	843
Thou (de)	844
Thracien	846
Thränen und Thränenorgane	847
Thraſo	848
Thraſybulus	849
Threnodie	—
Thrym	—
Thucydides	—
Thugut	852
Thuiskon	854
Thümmel	—
Thun	855
Thunberg	856
Thüringen	—
Thürme (ſieben)	857
Thurn und Taxis	—
Thusnelde	859
Thyeſtes	—
Thyrſus	Seite 860
Tiara	—
Tiber	—
Tiberius	—
Tibet	863
Tibullus	864
Tickel	—
Tieck	865
Tiedge	868
Tielke	—
Tiers etat	870
Tiflis	871
Tigranes	—
Tilgungsfond	872
Tillotſon	—
Tilly	—
Tilſiter Frieden	873
Timoleon	875
Timon	876
Timur	877
Tinctur	—
Tindal	—
Tinte	878
Tippo Saib	—
Tiraboſchi	879
Tiraden	—
Tireſias	880
Tiſchbein	—
Tiſyphone	885
Tiſſot	—
Titan	—
Titan	886
Titian	—
Titul	887
Titus	888

Anhang.

Realgeld	895
Realmünze	897
Reformation	—
Reformirte Kirche	926
Salm	933
Schlagſchatz	934
Symbol, Symbolik	935
Talent	943
Tauenzien	944
Thier	945
Thierpflanze	952
Thomas von Kempis	—
Tiedge	—

Literariſche

Literariſche Anzeigen.

I.

In der erſten Hälfte dieſes Jahrs (1817) ſind in der Verlags-Buchhandlung von F. A. Brockhaus zu Altenburg und Leipzig folgende neue Werke und Schriften wirklich fertig geworden und durch alle deutſche Buchhandlungen zu erhalten.

Allgemeine medizinische Annalen des 19ten Jahrhunderts, herausgegeben von D. J. Fr. Pierer. Für das J. 1817. 4. 6 Thlr. 16 Gr.

Iſis; herausgegeben von Hofr. Oken. Für das Jahr 1817. Mit Kupfern. 4. (Commiſſions-Artikel.) 6 Thlr.

Zeitgenoſſen. Biographien und Charakteriſtiken. Zweiten Bandes zweite und dritte Abtheilung. (VI — VII.) gr. 8. Jede Abtheilung 1 Thlr. Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr. Velinpap. 2 Thlr.

Converſations-Lexicon oder Encyclopädiſches Handwörterbuch für die gebildeten Stände. Vierte Original-Auflage mit Kön. Würtemb. Privilegien. 1r — 8r Bd. Das Ganze aus 10 Bänden beſtehende Werk koſtet im noch fortdauernden Pränumerationspreiſe auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr., auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. und auf Velinpapier (in gr. 8.) 40 Thlr. Dieſes Werk hat bei der jetzigen 4ten Auflage auch einen zweiten Titel bekommen, als:

Allgemeine Hand-Encyclopädie für die gebildeten Stände. In alphabetiſcher Ordnung.

Deutſche Taſchen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte. In alphabetiſcher Ordnung. (Das Ganze in 4 Theilen, mit 50 Kupfern.) Zweiter Theil E — K, mit 15 Kupfern. (Von einer Geſellſchaft Dresdner Gelehrten, und herausgegeben von Prof. Haſſe in Dresden.) 12. 2 Thlr. (jeder Theil.)

Saalfelds, Friedr., (Prof. in Göttingen) Geſchichte Napoleon Buonaparte's, oder Grundriß der Geſchichte des neueſten europäiſchen Staaten-Syſtems von dem Jahre 1799 bis 1815. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. In zwei Theilen. Zweiter Theil. gr. 8. 3 Thlr. Beide Theile complet (106 Bogen) 5 Thlr. 12 Gr.

Deſſelben Verf. und Werks 2r Theil zur erſten Auflage, enthaltend die Geſchichte Napoleons von ſeiner Ankunft auf Elba bis zu der auf St. Helena. (Aus dem Vorhergehenden beſonders abgedruckt [8 Bogen]). 16 Gr.

Bibliothek neuer engliſcher Romane. 5r und 6r Band, enthaltend den Guerillas-Anführer, von Mſtrs. Emma Parker. Bearbeitet von Henriette Schubart. 8. 3 Thlr.
(Iſt auch mit beſonderm Titel zu haben.)

Die Conſtitutionen der europäiſchen Staaten ſeit den letzten 25 Jahren. Zweiter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Simonde Sismondi die Literatur des ſüdlichen Europa. Deutſch bearbeitet von Ludwig Hain. (In zwei Bänden.) Zweiten Bandes erſte Abtheilung. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Archiv für den thieriſchen Magnetismus; herausgegeben von v. Eſchenmayer, Kieſer und Naſſe. Erſtes und zweites Heft. gr. 8. jedes Heft. 18 Gr.

Kriegsgeſchichtliche und kriegswiſſenſchaftliche Monographien aus der neuern Zeit ſeit dem Jahre 1792. Erſter Theil, mit 3 Planen und 1 Vignette. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Seckendorff, G. von, Grundzüge der philoſophiſchen Politik. gr. 8. 20 Gr.
Sprengel (Prof. Curt) Geſchichte der Botanik. Neue Bearbeitung und bis auf die jetzige Zeit fortgeführt. In zwei Theilen. Erſter Theil mit 8 illuminirten Kupfern. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
Reiſe eines Gallo-Amerikaners (Simond's) durch Großbritannien in den Jahren 1810 und 1811. In 2 Theilen. Deutſch herausgegeben von Ludwig Schloſſer. Erſter Theil mit 5 Kupfern. gr. 8. 2 Thlr.
Walter Scott's ſchottiſche Lieder und Balladen. Ueberſ. von Henriette Schubart. gr. 8. 1 Thlr.
Chateaubriand souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. Nouvelle édition. 12. 1 Thlr. 8 Gr.
Gemmen, gedeutet von Arthur von Nordſtern. 4. 1 Thlr.
Jeanne d'Arc. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Von F. G. Wetzel, mit einem Kupfer nach Opiz von Krüger. gr. 8. 1 Thlr.
Der Traum und das fieberhafte Irreſeyn. Ein phyſiologiſch-pſychologiſcher Verſuch, von D. G. F. C. Greiner. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
Das Heer von Inner-Oeſterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809, in Italien, Tyrol und Ungarn. Von einem Stabs-Offizier des K. K. General-Quartiermeiſter-Stabs. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
Preußen über alles, wenn es will. Von einem Preußen. gr. 8. 20 Gr.
Mahnung der Zeit an die proteſtantiſche Kirche, bei der Wiederkehr ihres Jubelfeſtes. Nebſt einer Nachſchrift an die katholiſche Kirche und deren Oberhaupt. Für Kleriker und Laien, von einem Laien. gr. 8. 8 Gr.
J. von Arnoldi Wilhelm I., König der Niederlande. Biographie und Charakteriſtik. gr. 8. (Aus den Zeitgenoſſen beſonders abgedruckt.) 8 Gr.
Friedrich II., König von Würtemberg. Biographie und Charakteriſtik. (ebenfalls aus den Zeitgenoſſen beſonders abgedruckt.) 8 Gr.
Aktenſtücke, die Aufhebung des Kloſters Neuenzelle in der Niederlauſitz betreffend. No. I. gr. 8. 6 Gr.
Ueber den jetzt herrſchenden Geiſt der Unruhe und Unzufriedenheit unter den Völkern Europa's. Ein Verſuch zu Beſchwichtigung dieſes Geiſtes. 8. 6 Gr.
John, Prof. J. F., Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. Erſter Band, A—C, mit 5 Kupfertafeln. 8. (mit Nompareille gedruckt.) 2 Thlr. 8 G.
Roſengarten. Dichtungen von O. H. Grafen von Löben. Erſter Theil. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
Germar, Ernſt Friedrich, Reiſe in Dalmatien und das Gebiet von Raguſa. Mit 9 illuminirten Kupfern und 2 Karten. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

II.

Deutſche Taſchen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte. In alphabetiſcher Ordnung. Vier Theile mit 50 Kupfern. Leipzig u. Altenburg, 1816. F. A. Brockhaus. 8 Thlr. (14 Fl. 24 Xr).

Alles Wiſſen und Thun iſt Stückwerk, wenn es nicht innern Zuſammenhang hat. Dieſer gibt dem Wiſſen die Einheit der Gründe und der

Bedingungen des Erkennens, ſo wie jede Regel für das Thun aus Einer Grundregel und mit dieſer zugleich aus jener Einheit hervorgeht. Der Umſchwung aller Thätigkeit des geiſtigen Menſchen hat daher nur Eine Axe: die Natur, und Einen Mittelpunkt: die Wahrheit. Die beiden Pole der geiſtigen Bewegungen aber: der Gliedbau der Erkenntniß und die Geſtaltung des Thuns, verknüpfen alle Strahlen, die dem Mittelpunkte entſtrömen, mit jedem Ringe der Axe, zu Einem großen Sonnenringe: dem Leben der Menſchheit in Gott. Allen Reichthum, den dieſes Leben in ſich hält, umſchließt ein Doppelkreis: Staat und Kirche.

Der Verſtand hat den Reichthum des geiſtigen Lebens zergliedert und geordnet Schon iſt viel hierin geleiſtet, aber das Kunſtgebäu ſelbſt ſteht noch nicht vollendet. Indeß haben Gelehrſamkeit, Umſicht und Fleiß das Einzelne ſinnlich bequem zuſammengeſtellt, und für das verſchiedene Bedürfniß vielfach aufgeſpeichert: zuerſt in Deutſchland; dann mit mehr Geſchick, obwohl mit minderer Kraft, in Frankreich; hierauf mit glücklicher Berechnung des Bedürfniſſes in dem Lande, deſſen Volk ſich hierauf vorzüglich verſteht, in England. Seit Kurzem haben die Deutſchen, mit Franzoſen und Britten wetteifernd, ihr Werk wiederum vorgenommen. So entſteht vor unſern Augen, von einem würdigen Gelehrten nach einem wohl durchdachten und gründlich vorbereiteten Entwurfe geleitet, die große Erſch-Richterſche Encyclopädie, ein Geſammtmagazin der Gelehrſamkeit und Kunſt an ſich; und ſo geht mit raſchem Schritt ſeiner Vollendung entgegen: das encyclopädiſche Handwörterbuch für die gebildeten Stände, das mit ſeltenem Beifall aufgenommene, ſogenannte Converſations-Lexicon, ein reichhaltiges Magazin für die geſellige Bildung der neueſten Zeit. Allein außer den beiden verſchiedenen Zwecken, den dieſe größeren Werke ſich vorgeſetzt haben, giebt es noch einen dritten, der nicht minder als Zeitbedürfniß ſchon in England gefühlt wurde, und der daſelbſt mehrere „Taſchen-Encyclopädien" hervorgebracht hat.

Man will vor allen Dingen wiſſen und behalten das Nothwendigſte, das Weſentlichſte, das Wichtigſte, mit einem Worte: das Wiſſenswürdigſte. Auch der Unterrichtete, der in ſeinem Fache unaufhörlich zulernt, will aus den übrigen erfahren, oder nicht vergeſſen, was um des Zuſammenhanges aller Fächer der Erkenntniß willen gelernt werden muß und nie vergeſſen werden darf.

Ein Alphabet des Wiſſens alſo, ein Regiſter der Hauptbegriffe, welches klar und gedrängt, mit Weglaſſung des Beſondern, außer da, wo es dem Wiſſensnöthigen Geſtalt, Leben und Farbe ertheilt, dem gegenwärtigen Standpunkte der deutſchen Literatur gemäß, alles enthält, was für die Erinnerung und das weitere Nachdenken wichtig iſt, um das Ganze der Natur und des Lebens, der Kunſt und der Wiſſenſchaft, des Glaubens und der Sitte, in ſeinen Wurzeln zu erkennen, und in ſeiner Verzweigung zu überſehen: eine ſolche Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten für das Bedürfniß Aller, die ſchnell die Hauptſachen finden und die Elemente des Wiſſens feſthalten wollen; insbeſondere für Studirende, denen es an Büchern und Kenntniß der Literatur noch fehlt, — iſt gewiß ein zeitgemäßes Werk. Nie wurde ſo viel geleſen, als jetzt; aber nie wurde auch die Luſt der Leſer ſo überfüllt und ihr Blick ſo zerſtreut, als jetzt. Der Unkundige wird erdrückt von der Maſſe der Kenntniſſe, die von allen Seiten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen; oder er ſinkt unter in der Fluth von Zeitſchriften und Tageblättern, die ihn und ſeine Zeit mit ſich fortreißen, daß er ſelten morgen noch weiß, was er heute Neues geleſen hat. Darum wird der Verſtändige bei allem Leſen das Nöthige feſthalten und das Wichtigſte unter Hauptbegriffe zuſammenſtellen wollen.

Für dieſe Abſicht iſt die oben genannte Taſchen-Encyclopädie angelegt. Als ein Hülfsmagazin für den wiſſenſchaftlichen Hausbedarf enthält ſie aber auch zugleich für das weitere Studium die nöthigen Nachweiſungen der beſten und neueſten Schriften des In- und Auslandes. Die 50 Kupfer ſollen wiſſenſchaftliche Gegenſtände erläutern, oder merkwürdige Beiſpiele klar machen. Daher ſind für die Elemente der Botanik 2, der Anatomie 2, der Chemie 4, der Heraldik 2, der Hydroſtatik 1, der Electricität 1, des Galvanismus 1, der Kryſtalliſation 1 Kupfertafel beſtimmt u. ſ. f. Die Artikel ſelbſt enthalten in ſachreicher Kürze, für den Anfänger oder Nichtkenner verſtändlich und hinreichend, was er davon wiſſen muß. Die Thierkupfer und die techniſchen Abbildungen machen die Beſchreibungen denkwürdiger Gegenſtände deutlich, wie der Klipdas, die fliegende Eidechſe, oder die Dampfmaſchine, der Aëroſtat und ähnliche Gegenſtände.

Die Vorrede zum 1ſten Theil bezeichnet den Plan des Werkes näher, und zeigt, worin er von dem Plane des Converſations-Lexicons ganz verſchieden iſt, ſo daß beide Werke unabhängig neben einander beſtehen. Mehrere als Schriftſteller bekannte Männer haben ſich, jeder für ein beſtimmtes Fach, vereinigt, um daſſelbe nach der entworfenen Grundlegung zu bearbeiten. Alles einzelne iſt ausgeſchloſſen, wozu vollſtändige Wörterbücher (geographiſch-ſtatiſtiſche, biographiſch-hiſtoriſche, oder naturgeſchichtliche u. a. m.) unentbehrlich ſind; eben ſo das Poſitive, was nicht allgemein wiſſensnöthig iſt. Dagegen ſind ausführlicher entwickelt alle Begriffe, und reichhaltiger dargeſtellt alle Kenntniſſe, die ſich auf das Weſen der Natur und der Kunſt, der Kirche und des Staats, der Wiſſenſchaft und der Sitte, oder auf das höhere Menſchenleben beziehen. Denn bewegt ſich dieſes nicht auf jener sechsfach verſchlungenen Bahn des Wahren, Guten und Schönen? — Verhältnißmäßig iſt jedoch das Fach der Naturkunde und der Technologie reicher ausgeſtattet, weil hier den Unkundigen ſein Gedächtniß am meiſten verläßt. Bei Hauptartikeln iſt das alphabetiſche Zerreißen deſſen, was zu einer klaren Ueberſicht des Weſentlichen nothwendig in einander greifen muß, ſorgfältig vermieden. Außer den ſchon angeführten Artikeln, vergleiche man in dieſer Hinſicht die Artikel: Deutſchland, Europa, Erde, Adel, Atmoſphäre, Ehe, Farbe, Großbritannien, Frankreich und ähnliche. Grundbegriffe ſind, nach dem Maßſtabe ihrer Wichtigkeit für Natur- und Menſchenkunde, vollſtändiger entwickelt, als die abgeleiteten. Man vergleiche die Artikel: Freiheit, Kunſt, Künſtler, Gerechtigkeit, Geſchmack, Geſetz, Geſellſchaft, Humanität, Kirche, Kraft u. a. m. Als Beiſpiele, wie einzelne Wiſſenſchaften und Künſte ſkizzirt ſind, vergleiche man die Artikel: Aeſthetik, Criminalrecht, Encyclopädie, Geſchichte, Kirchengeſchichte, Kritik (in der Philoſ.), Infiniteſimalrechnung, Aetz-, Bau-, Garten-, Kupferſtecherkunſt und ähnliche. Dabei iſt Gedrängtheit mit Sachreichthum verbunden. So enthält der Artikel Claſſiker ein Verzeichniß der wichtigern griechiſchen, römiſchen, deutſchen, däniſchen, engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Nationalſchriftſteller, nach den vorzüglichſten neuern, auch fremden Ausgaben und Ueberſetzungen in lateiniſcher, deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher oder italieniſcher Sprache, auf kaum 10 Seiten. Daß überhaupt die neueſte Zeit und Literatur nicht überſehen ſind, wird man, außer in den wiſſenſchaftlichen Artikeln, z. B. Föderativſtaat, Declamation, Epos, Fabel, Dechiffrirkunſt, Continentalſyſtem, Concurs, Forſtvermeſſung u. a.,

auch in den hiſtoriſchen, oder in den Skizzen der merkwürdigeren Länder, Völker, Sprachen und Religionen, bemerken.

Von dieſer Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten ſind 2 Theile von A bis K, welche gegen 2200 Artikel und 26 Kupfer enthalten, im Laufe des Jahres 1816 erſchienen. Die beiden folgenden Theile mit 24 Kupfern werden im Laufe des Jahres 1817 das Ganze beſchließen. Auch das Aeußere dieſes Taſchen-Wörterbuchs iſt ſeiner Beſtimmung angemeſſen, ſo daß die Verlagshandlung hofft, Form und Inhalt werden daſſelbe jedem Freunde wiſſenſchaftlicher Bildung als eine zweckmäßig eingerichtete Handbibliothek für den täglichen Gebrauch empfehlen.

II.

Das Heer von Inneröſterreich, unter den Befehlen des Erzherzogs Johann, im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn. Von einem Stabsoffizier des Generalquartiermeiſterſtabes dieſer Armee, aus officiellen Quellen. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus, 1817, 411 S., 8. Enggedruckt. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Ein wahrhaft neues Werk, aus reinen vollen Quellen von der Hand eines Meiſters geſchöpft, wichtig für die Kunſt, und ein reichhaltiger Beitrag zur Geſchichte des Kriegs von 1809. Der Hagelſchlag am Tage von Regensburg, und der Waffenſturm längs der Donau bis Wien hatten die Theilnahme der Zeitgenoſſen abgezogen von dem Heere, das unter Johann, aus Inneröſterreich über die Alpen und durch Waſſerfluthen, auf den claſſiſchen Boden, wo Eugen gegen Catinat, Wurmſer und Alvinzy gegen Napoleon kämpften, in die Ebenen von Vicenza ſiegreich vordrang. Dieſes Werk belehrt vollſtändig über den politiſch militäriſchen Zuſammenhang jenes Heeres mit dem Schickſal der Monarchie. Nach ſtrategiſchen Geſichtspunkten, auf eine für die Militärgeographie höchſt lehrreiche Landes-Naturbeſchreibung gegründet, entwickelt der Verf. den Feldzugsplan mit tiefeindringender Kritik der verſchiedenen Anſichten; als Eingeweihter in das innerſte Weſen der Kunſt entfaltet er das taktiſche Gewebe der Bewegungen der Streitkräfte; als Theilnehmer zeichnet er das Bild des Waffenkampfs, mit ſcharfem Blick die vielfache Verkettung eines großen Schickſals in ſeinen beſtimmten Urſachen und deren Folgen zergliedernd; als kundiger Beobachter faßt er auf die pſychologiſche und die moraliſche Seite eines vaterländiſchen Kriegs, in welchem Volk und Staat, der Geiſt der Landwehr und die Ordnung des Heerweſens unter Oeſterreichs Banner einmuthig ſtritten. Er ſagt, wie das Cabinet dachte, wie Stadion, Saurau, Chaſteler, Hormayr und viele Andre handelten, was Heerführer und Truppen thaten, was die Landwehr leiſtete, was die Inſurrection bei Raab verſchuldete! Für das tiefere Studium der Militärgeographie prüfe man die Zeichnung des Alpenlandes zwiſchen Steyermark und Italien, und die vieles berichtigende Darſtellung des Krieges in Tyrol — dieſer ſelbſtſtändigen Feſtung! Das Schachſpiel des Kriegs erkennt auch der Laie in dem Marſche über den Predil, in der Stellung bei Caldiero, in der Schlacht bei Sacile, überhaupt in dem Vorrücken bis an die Etſch, und in dem Rückzuge nach Ungarn. Wie manches wird nicht aufgeklärt durch die erſte richtige Beſchreibung des Treffens an der Piave, durch die nähere Angabe der unglücklichen Ereigniſſe S. 135, welche auf den Feldzug nachtheilig einwirkten, durch die Bemerkungen über den Zeitpunkt bei Körmönd, über den Krieg am Raabfluß, und warum der Erzherzog Johann bei Wagram nicht mitfocht! Man

darf dabei in den Beilagen die Briefe des Generals Grünne, des Grafen Stadion und des F. M. L. Mayer von Heldenfeld nicht überſehen. Und mitten unter den gründlichſten kriegswiſſenſchaftlichen Erörterungen, wobei ſelbſt ſchimpfliche Fehler und empörende Ausbrüche der Kriegswuth nicht verſchwiegen werden, trifft man auf unbekannte Züge der Vaterlandsliebe, wie die der Bürger Presburgs, und des Muthes, wie die der ſteyerſchen Landwehr und Hummels Standhaftigkeit; unter den Thaten der Tyroler, Teimers, Speckbachers u. A. glänzt auch die eines teſſiner Mädchens. Und was muß nicht der Oeſterreicher und Deutſche fühlen bei der Vertheidigung von Sachſenburg, bei dem Falle des tapfern Wolfskehl, und bei der hochherzigen Aufopferung der Heldenjünglinge Henſel und Herrmann zu Predill und Malborghetto, in Zrini's Geiſt! — So wiegen dieſe Kriegsdenkwürdigkeiten ein Hauptheil aus dem Leben des Erzherzogs Johann — in der edlen Sprache der Geſchichte — erzählt, auf die Memoiren der Feldherren aus Ludwigs XIV. Zeit.

III.

Kriegsgeſchichtliche und kriegswiſſenſchaftliche Monographien aus der neuern Zeit, ſeit dem J. 1792, 1r B. Mit Planen und einer Vignette. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus, 1817, 453 S., 8. Enggedruckt. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

Der Plan dieſes neues Archivs für Kriegswiſſenſchaft und Kriegsgeſchichte hat bereits die Zuſtimmung vieler ſachkundigen Männer erhalten, ſo daß es hier bloß einer Inhaltsanzeige des erſten Bandes bedarf. Die Erzählung von dem Nachtgefecht bei Brezesk Litowsky und dem Treffen bei Kobryn, wo die ſächſiſche Brigade von Klengel am 27ſten Juli 1812 nach zehnſtündigem Kampfe von der Uebermacht umzingelt und gefangen wurde, berichtigt die amtlichen Angaben der Ruſſen, und gewährt durch die beiden Originalplane, die der Verfaſſer, H. Hauptmann Becker, an Ort und Stelle aufgenommen hat, eine klare Einſicht in die taktiſche Entwickelung dieſer bisher nur oberflächlich gekannten Begebenheit. Für den Feſtungskrieg iſt die Geſchichte der ſiebzehn Nächte in der Belagerung von Tortoſa 1810 ſehr lehrreich; auch die von Gerona im J. 1809 behauptet ihre Stelle in einem Archive der Kriegskunſt. Die Erzählung des Waffenkampfes bei Dresden am 26ſten und 27ſten Auguſt 1813, von einem nahen Beobachter, ſtellt die Hauptpunkte zur Beurtheilung deſſelben lichtvoll zuſammen, ohne bei bekannten Umſtänden zu verweilen. Der Aufſatz eines Engländers über die Schlacht bei Lützen, ſo wie die militäriſche Anſicht von den Vereinigten Staaten in Beziehung auf Waſhingtons Meinungen, ſind mit unbefangener Wahrheitsliebe geſchrieben; letztere iſt beſonders wichtig zur Beurtheilung eines brittiſch-amerikaniſchen Landkrieges. Des Ingenieurs Legrand, von einem Augenzeugen deutſch bearbeiteter, Bericht von dem Belagerungskriege bei Bergenopzoom im J. 1814, entwickelt ſehr befriedigend einen der merkwürdigſten Vorfälle dieſes Feldzuges aus allen mitwirkenden Verhältniſſen. Der Uebergang des franzöſiſchen Heeres über die Berezina 1812, wird, mit ähnlichen Unternehmungen verglichen, von einem gut unterrichteten Augenzeugen genau beſchrieben, der zugleich Tſchitſchagow vollkommen rechtfertigt. Mannichfaltiges Intereſſe haben die reichhaltigen Briefe eines preußiſchen Offiziers über den Feldzug der engliſchen und preußiſchen Heere 1815, mit einem Schlachtplane von Ligny, Quatre-Bras, Belle

Alliance und Wavre. Des öſterreichiſchen Min. Weſſenberg Plan zur allgemeinen Landesbewaffnung in Deutſchland vom J. 1799, und die Berichtigungen der plotho'ſchen Beſchreibung der Schlacht bei Groß-Görſchen, von einem Augenzeugen, nennen wir bloß, um die Leſer aufmerkſam zu machen, daß ſie unter den Beiträgen, die uns mehrere erfahrne und kriegswiſſenſchaftliche Offiziere für dieſes Archiv verſprochen haben, auch Beiträge zur Geſchichte der Landwehr, und kritiſche Beleuchtungen kriegsgeſchichtlicher Schriften zu erwarten haben. Der Beifall, den unſer Archiv ſchon gefunden hat, läßt uns hoffen, daß es ihm an neuen und gediegenen Aufſätzen für die eigentliche Kriegskunſt wie für die Kriegsgeſchichte nicht fehlen wird. Der zweite Band erſcheint noch in dieſem Jahre.

IV.

Arthur, Herzog von Wellington. Sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach engliſchen Quellen, vorzüglich nach Elliot und Clarke bearbeitet, und bis zum September 1816 fortgeſetzt. Leipzig und Altenburg. F. A. Brockhaus, 1817. gr. 8. Vorerinnerung X. 498 S. Anh. 70 S. u. Regiſter 4 S. 2 Thlr. 12 Gr. Sächſ. (4 Fl. 30 Xr.)

Die erſte vollſtändige, aus den beſten Quellen bearbeitete Lebensbeſchreibung des berühmten Feldherrn. Das Werk von Elliot, welches die kritiſchen Zeitſchriften der Engländer „aus goldenen Stoffen gebildet" nennen, liegt dabei zum Grunde. Das weitſchichtige Werk von Clarke wurde verglichen und benutzt, Einzelnes berichtigt, und das Ganze nach engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Nachrichten bis zum September 1816 fortgeſetzt. Man findet alſo darin die Theilnahme des Herzogs an den Congreßverhandlungen zu Wien, ſeinen Feldzug in Belgien 1815, und ſeinen politiſchen Einfluß auf das Schickſal Frankreichs vor und ſeit dem letzten Frieden. Hierdurch erhält die deutſche Bearbeitung einen Vorzug vor dem Original und vor der franzöſiſchen Ueberſetzung deſſelben. Denn auf 568 S. iſt es reicher an Inhalt, und umfaßt einen größern Zeitraum, als das Original, welches auf 693 enggedruckten, großen Octavſeiten nur die Zeit bis zum 24ſten Auguſt 1814 enthält. Die üppigen Auswüchſe deſſelben ſind nämlich in der deutſchen Bearbeitung weggeſchnitten, doch iſt an dem Plane des Werks und im Weſentlichen nichts geändert worden. Es beſchränkt ſich nicht auf die Perſon des Herzogs, ſondern umfaßt zugleich alle Verhältniſſe, unter denen er wirkte; daher verbreitet es viel Licht über die Zeitgeſchichte Indiens, über den Gang des portugieſiſch-ſpaniſchen Freiheitskrieges, über die Geſchichte der Regentſchaft in Spanien und über ähnliche Gegenſtände. Sein Werth für die Staatsgeſchichte iſt aus dieſer Urſache in England und Frankreich anerkannt. Die Kriegsgeſchichte hat der Verfaſſer nicht allein aus öffentlichen, ſondern auch aus Privatberichten geſchöpft, und nicht ſelten die des Feindes auszugsweiſe gegenübergeſtellt. In der Darſtellung des Helden ſpricht faſt nur ſein Leben; der Geſchichtſchreiber wird höchſt ſelten Lobredner. Aus dem Ganzen aber geht allerdings ein Bild des Mars hervor, nicht wie ihn Statius und Claudius mit grellen Farben malen, ungeberdig, nur auf zermalmende Gewaltſtreiche ſinnend, die umſichtige Klugheit verachtend, ſondern wie Homer ihn zeichnet, in dem beſonnenen, von Minervens Schutz ſtets beſchirmten Ulyſſes. Wellington iſt nicht, gleich Marlborough und Andern, einer von den durch den Krieg gemäſteten Feldherren, welche Ariſtophanes einem ungeſchlachten

Rieſen, dem Kriege, als Mörſerkeule dienen läßt, mit denen er in einem ungeheuern Mörſer die griechiſchen Staaten zerſtampft: Wellingtons Leben iſt ein treues Abbild von Marmontels Beliſar.

V.

Geſchichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Paſſeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. — Durchgehends aus Originalquellen, aus den militäriſchen Operationsplanen, ſo wie aus den Papieren Hofers, des Freiherrn v. Hormayr, Speckbachers, Wörndle's, Eiſenſteckens, der Gebrüder Thalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler Anderer. Leipzig und Altenburg. F. A. Brockhaus 1817. 460 S. 8. 2 Thlr. 6 Gr. ſächſ. (4 Fl. 3 Xr.)

Wir haben die Tage der Männer von Tyrol erlebt; London hat den „Wildſchützen ohne Gleichen" den kühnen Speckbacher, mit Bewunderung empfangen; Deutſchland hat Hofers blutigen Schatten auf den Feldern von Leipzig verſöhnt: aber noch wie wenig haben wir dieſe Geſchichte bisher gekannt! Nur ein Augenzeuge durfte ſie erzählen; Einer aus der heiligen Männerſchaar! Ein geſchichts-, ſtaats- und kriegskundiger Mann, dabei ſtark und feurig wie der alten Barden Einer, und von hohem Sinn, wie die Helden des Plutarch, und voll Gemüth, wie der Schweizer Johannes von Müller! — Ein ſolcher Mann hat uns hier berichtet, was in Tyrol geſchah. Und wer es lieſet, der ruft aus: Ja, ſo mußte es ſeyn! Und der bekennt: alte Zeit ward wieder neu. Denn die Männer vom Rütli lebten auf in den Felſenringen Tyrols von Scharnitz bis Roveredo, und von Nauders bis Linz. Nicht mit Unrecht hat ſchon der Freyherr von Hormayr das Thal Paſſeyr, aus welchem der biedere Andreas Hofer hervor an die Spitze ſeiner Alpenbrüder trat, das tyroliſche Schwyz genannt, ſo erſcheint hier Landeck als das tyroliſche Uri; Schlanders aber und Roſeneck ſind zu vergleichen: Unterwalden in und ob dem Kernwalde. Und wie weit hinaus in die Weltgeſchichte glänzen die Spitzen dieſer Alpen! Als Buonaparte von den Seealpen her bis über die juliſchen Höhen hingeſtürmt war, da brach ſich allererſt ſein wogendes Glück an den tyroler Felſen, an „dieſem Hauſe der Freiheit, welches Gott gegründet." — Solche Alpennatur des Bodens und ſeiner Bewohner leiht aber auch dem Geſchichtswerke ſelbſt ſein eigentliches Gepräge. Es iſt ein feſtes, derbes Gewebe aus wohlbegründeten Thatſachen, auf welches der Meiſter hingezeichnet hat die dreimalige Befreiung Tyrols, wie ein mit hoher tragiſcher Würde umgebenes Epos. Man ſieht im ſprechenden Abbilde hervorragen die Heldengeſtalten: Andreas Hofer, Joſeph Speckbacher, Martin Teimer u. A. m. Man ſieht das großartige Eingreifen in die Entwickelung, von dem herrlichen Fürſten, dem Erzherzoge Johann, von dem hochmuthigen Chaſteler, von dem Alles geiſtig bewegenden Hormayr, und von ähnlichen Naturen. Man ſieht aber auch das Bergvolk ſelbſt, „als ein einzig Volk von Brüdern, das keiner Noth gewichen, noch Gefahr," wie es ſich ſtürzt in den Kampf, ohne Anführer und Schlachtplan; wie die Jungfrau vom Gebirge herab dem Tode entgegentritt, und „der bayerſchen Dampfnudeln" lacht; wie der Hirt und der Wildſchütze erringen den ans Fabelhafte gränzenden Sieg bei Prutz. — So erklärt das Buch, als ein würdiges Denkmal, das die Geſchichte errichtet hat dem treufrommen Andreas Hofer und ſeinen hohen Streitgenoſ-

ſen, — die edle Rede des Freiherrn von Gagern, der bei Eröffnung des Bundestags Andreas Hofers dankbare Erwähnung that, ſeine gewaltſame Todesart eine Nationalbeleidigung nannte, und das Wort ausſprach: „Hofers und der Seinigen Beginnen hat einen bedeutenden Einfluß gehabt auf unſer politiſches Wiedererwachen und auf die lebendiger werdenden Gefühle für National-Unabhängigkeit!“

VI.

Die Conſtitutionen der europäiſchen Staaten ſeit den letzten 25 Jahren. 1ſter und 2ter Theil, Leipzig und Altenburg. F. A. Brockhaus 1817. Preis 4 Thlr. 12 Gr oder 8 Fl. 6 Xr.

Die neue Welt ſeit dem Jahre 1789 unterſcheidet ſich nicht bloß durch Weltſtürme und durch das Zerſtören aller frühern politiſchen Formen von dem Zeitalter der drei Jahrhunderte, das ſeit der Entdeckung Amerika's mit der franz. Revolution ablief; ſein eigenthümlicher Charakter tritt beſonders durch die repräſentativen Staatsformen hervor, durch welche auch neue Conſtitutionen im europäiſchen Staatsſyſteme begründet wurden. Denn vor 30 Jahren hatte bloß Großbritannien eine geſchriebene Conſtitution; jetzt werden nicht nur mehr als 100 Millionen Europäer nach Conſtitutionen regiert; es ſind auch durch heilige Fürſtenworte mehrern civiliſirten Staaten und Reichen neue Conſtitutionen zugeſichert. Bei einem ſo wichtigen politiſchen Experimente, wie eine Staatsconſtitution iſt, iſt es aber nicht gleichgültig, Mißgriffe zu vermeiden, und glücklich ſind die Völker daran, die erſt eine feſte Conſtitution als die Baſis ihres innern politiſchen Lebens zu erwarten haben, daß ſie die theils ſchon wieder untergegangenen, theils die noch beſtehenden neueuropäiſchen Conſtitutionen zu ihrer Belehrung und Warnung vergleichen, und für ſich daraus wählen können, was ihren Bedürfniſſen, ihrer Nationalität, den bisherigen Formen der Regierung und Verwaltung, und dem erreichten Grade der Cultur zuſagt.

Es war alſo ein entſchiedenes Bedürfniß der Zeit, dieſe neueuropäiſchen Conſtitutionen zuſammenzuſtellen und ſie in extenso mitzutheilen; denn in keiner öffentlichen Urkundenſammlung, ſelbſt nicht in Martens reichhaltigem Recueil, ſind ſie enthalten; viele fehlen ganz in den Zeitſchriften, die einzelne derſelben zufällig aufnahmen; die meiſten wurden nur auszugsweiſe, und oft in fehlerhaften Ueberſetzungen gegeben, wodurch ihr Geiſt und ihr politiſcher Charakter verloren geht. In einem ähnlichen Urkundenbuche, wie die diplomatiſchen Werke von Du Mont, Rouſſet, Wenck und Martens ſind, werden daher in dem angekündigten Werke in 3 Theilen alle ſeit 25 Jahren auf europäiſchem Boden beſtandene und noch beſtehende Conſtitutionen geliefert. — Allein die bloße Mittheilung dieſer wichtigen Urkunden konnte dem Zeitalter und dem größern Publicum nicht genügen, welches die heilige Angelegenheit rechtlicher Verfaſſungen mit dem lebendigſten Intereſſe umſchließt. Nur der eigentliche Staatsmann hält ſich an den Buchſtaben der Urkunde allein; die übrige Welt der gebildeten Stände fragt zugleich nach den Verhältniſſen, unter welchen dieſe Conſtitutionen entſtanden, wie ſie verändert, oder mit andern vertauſcht wurden, welche gegenwärtig gültig iſt; wie ſie nach ihrem Geiſte und ihren Grundſätzen von einander ſich unterſcheiden; ob und wie ſie den Völkern anpaſſen, denen ſie gegeben wurden; und welches der höhere Maßſtab iſt, nach welchem ihr politiſcher Werth beurtheilt werden muß. Für dieſe Zwecke enthält nun das angekündigte Werk, außer der diplomatiſchen genauen Mit-

theilung ſämmtlicher neueuropäiſcher Conſtitutionen, und außer einer Einleitung über den Charakter unſers Zeitalters in Beziehung auf das allgemein gefühlte Bedürfniß repräſentativer Staatsformen, am Eingange jeder Conſtitution jedesmal die hiſtoriſche Entwickelung der politiſchen Verhältniſſe, unter welchen dieſe Conſtitution gegeben ward, und am Schluſſe derſelben eine Ueberſicht der politiſchen Reſultate, durch welche das Urtheil über ihren Gehalt, über ihren Geiſt und Charakter in gedrängten, aber wahren und freimüthigen Andeutungen ausgeſprochen wird.

VII.

Geſchichte Napoleon Bonaparte's oder Grundriß der Geſchichte des neueſten europäiſchen Staatenſyſtems von 1796 — 1815. Von Friedrich Saalfeld, Prof. in Göttingen. In zwei Bänden. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. (1ſter Band 662 S. und XXXXIV. S. chronologiſches Inhaltsverzeichniß. 2ter Band 888 S. LVI. S. chronologiſches Inhaltsverzeichniß.) Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus 1817. Preis beider Bände 5 Thlr. 12 Gr. oder 9 Fl. 54 Xr. Rhein.)

Mit dem Motto aus Tacitus: Socordiam eorum invidere libet, qui praesenti potentia credunt extingui etiam sequentis aevi memoriam. — Derer Sorgloſigkeit iſt zu beneiden, die da meinen, durch gegenwärtige Gewalt werde auch des folgenden Zeitalters Andenken vertilgt.

Die erſte Auflage dieſes Werks (nur 650 Seiten ſtark, wogegen dieſe zweite 1552 Seiten enthält), welche den Helden der europäiſchen Zerrüttung auf Elba verließ, und 1815 erſchien, war bald vergriffen, ob ſolche gleich aus Mangel an Materialien nur noch ſehr unvollkommen ſeyn konnte, und ſie in ihrer Compoſition auch wohl etwas zu ſehr die Farbe des Augenblicks der Erſcheinung haben mochte. Je größer indeſſen der Beifall war, der dem Werke in ſeiner erſten Geſtalt ſchon wurde, je mehr ſah der verdienſtvolle Verfaſſer dies als eine Mahnung an, dieſen Beifall bei einer zweiten Auflage zu verdienen. Und ſo iſt aus ihr jetzt ein ganz neues Werk geworden, weßhalb demſelben auf dem Titel auch der wahrhaft charakteriſirende Zuſatz: „Grundriß der Geſchichte des neueſten europäiſchen Staatenſyſtems von 1796 — 1815" gegeben wurde, wozu die Idee auch ſchon in der erſten Auflage vorherrſchend war, und es ſo ſeyn mußte. — Denn, die Geſchichte unſrer Zeit, in der Napoleons ſchwarzes Geſtirn auf- und unterging, zog den Verſtand mehr an, als das bloße Leben eines Mannes, der gemüthlos, wie der Rieſe Angulaffer mitten auf der Wahlſtatt von Europa ſich einen Thron aus Schutt und Leichen erbaute, — der alle liberalen Ideen mit blutigem Schwerte verfolgte und an deſſen erſtes Erſcheinen unter uns in Deutſchland, ſich die Aufhebung aller Volksrechte und die Gründung eines finſtern Despotismus knüpfte. Es war der vom Verfaſſer mit geübter Hand meiſterhaft gezeichnet blutige verworrene ſiegreiche Schickſalskampf des Lebens mit dem Tode, was dieſer Zeit ihre epiſche Erhabenheit gab; nicht die Perſönlichkeit des Helden (den ein geiſtreicher Franzoſe vielleicht ſehr paſſend „la moitié d'un grand homme" nennt), der, von den Umſtänden ergriffen und beherrſcht, das Aeußerſte ſtets verfolgend und nicht wenige mit liberalen Ideen machiavelliſtiſch blendend, der Mitwelt auf den Nacken trat, um was er aus Trümmern ſchuf, mit wilder Luſt ſelbſt wie-

der zu zerſtören. Dieſen Parallelismus: Napoleon und unſre Zeit, hat daher der Verfaſſer auch in dieſer zweiten ums dreifache vermehrten Auflage ſeines Werks, welche den „Helden" auf St. Helena verläßt, vor Augen gehabt, um Ordnung in die Maſſe von mehr als 3000 chronologiſch verzeichneten aus den geprüfteſten neueſten Quellen geſchöpften Thatſachen zu bringen und das ganze zu einem lebendigen „Gemählde des europäiſchen Staatenſchickſals in den letzten 20 Jahren" zu erheben. Eine große Aufgabe, die aber der Verfaſſer, durch frühere Werke ſeiner hiſtoriſchen Kunſt bekannt, vor vielen andern würdig zu löſen, wohl berufen war, und gibt es in der deutſchen Literatur bis jetzt kein vollendetes Werk (wie dies es ganz iſt) das die Geſchichte der letzten 20 Jahre ſo zuſammenhängend, ſo vollſtändig und in einem ſo guten Geiſte abhandelte, als dieſes es thut.

Für die Beſitzer der erſten Auflage iſt aus dem zweiten Bande der zweiten Auflage, der letzte Abſchnitt, welcher die Geſchichte Napoleons und ſeiner Zeit von ſeiner Ankunft auf Elba bis zu ſeiner Ankunft auf St. Helena abhandelt, beſonders als „zweiter Theil zur erſten Auflage" abgedruckt, und ſolcher für 16 Gr. (1 Fl. 12 Xr.) zu erhalten.

VIII.

Reiſe eines Gallo-Amerikaners (M. Simonds.) durch Großbritannien, in den Jahren 1810 - 1811. In 2 Theile. Deutſch herausgegeben von Ludw. Schloſſer. (Erſter Theil, mit 3 Kupfern. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus, 1817, 417 Seiten. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr. rhein.)

Es iſt doch ſehr bequem, unterhaltend und lehrreich, — der Wohlfeilheit nicht zu gedenken, — mit einem unterrichteten Führer, der zugleich ein gebildeter rechtlicher Mann und ein geiſtvoller Geſellſchafter iſt, durch Old-England reiſen zu können. Hr. Simond iſt Franzoſe von Geburt, Amerikaner durch 22jährigen Aufenthalt in Neu-York, mit einer Brittin vermählt, und, der Sprache nach, ſelbſt Britte; aber mehr als dies: Er iſt Weltbürger im edlen Sinne, ohne Vorurtheil, Spleen und Haß, kein Brillenträger, geht nicht auf Stelzen, ſondern feſt und gerade, mit offner Bruſt, hellem Auge, freiem Blick; dabei ſcherzt, denkt oder empfindet er, froh gemüthlich, ohne zu ſchwatzen, wie es eben die Sache will. Literatur und Kunſt, Staaten und Gewerbe ſind ihm nicht fremd. Wer ſollte nicht wünſchen, ſein Tagebuch ſelbſt geſchrieben zu haben! Oder London zu ſehen,

— das Treiben
Der großen Babel, außer dem Gedränge,
Und hören, wie ſie toſ't aus allen Thoren,
In ſichrer Ferne!

Nur etwas Einbildungskraft, und man lebt mit ihm, ſo wie er zu Falmouth ans Land ſteigt, in Briſtol, Bath, Richmond, London, Norfolk, Cambridge, Salisbury, in Wales, Liverpool, Edinburg, Glasgow, im Hochlande u. ſ. w. Man ſieht mit ihm Mount Edgecombe, man hört die Parlamentsredner, und gedenkt der alten in der neuen Zeit, z. B. in der ſchottiſchen Maria Betzimmer! Der erſte Theil umſchließt ein Jahr, 1810. Kein Tag sine linea! Nichts Wichtiges obenhin; vieles neu, auch für den, der in England war. Man macht anziehende Bekanntſchaften, ſelbſt mit der ſchönen Maria von Buttermere, ja mit einem ur-

alten Taxbaum! Man geht mit Staatsmännern, Gelehrten, Dichtern, Künſtlern um; man iſt der Freund vom Hauſe in echtbrittiſchen Familien. Was dort ins Leben eingreift, Verfaſſung und Nationalſchuld, Eheprozeſſe und Fauſtkampf, Bevölkerung und Armenweſen, Ackerbau und Eiſenbahnen, Handel und Gefängniſſe, Bühne und Theetiſch: man begreift und ſieht, wie es eingreift. Selbſt der Statiſtiker ergötze ſich hier an Tabellen über den Werth des Geldes, ſeit 1050, u. ſ. w. Iſt man nicht der Meinung dieſes Führers, z. B. von der Preßfreiheit, ſo duldet er Widerſpruch; für den täglichen Umgang gewiß kein kleiner Vortheil! Dabei fällt ihm Simond) ein, was er in Frankreich, in Nordamerika ſah; er vergleicht Natur und Kunſt, Sitte und Thorheit in und außer dem Eiland. Neun Abbildungen verdeutlichen wichtige Punkte. Die deutſche Bearbeitung iſt mit beſonderer Liebe gemacht, und nicht ohne willkommene Fingerzeige.

(Der zweite Theil wird noch in dieſem Jahre nachfolgen).

IX.

Coxe, Wilh., Geſchichte des Hauſes Oeſtreich von Rudolph von Habsburg, bis auf Leopold II. Tod. (1218 — 1792.) Deutſch herausgegeben von Hans Karl Dippold und Adolph Wagner. 4 Bde. gr. 8. 1817. Leipzig und Altenburg. F. A. Brockhaus. 10 Thlr. (18 Fl.)

Unter den Mächten des europäiſchen Continents behauptet der öſtreichiſche Kaiſerſtaat ſeit Jahrhunderten den erſten politiſchen Rang, wenn gleich ſein Areal und ſeine Bevölkerung von Rußland übertroffen wird. Schon dadurch gewinnt die Geſchichte dieſes Kaiſerreiches ein großes und allgemeines Intereſſe. Noch wird aber dieſes Intereſſe durch die neueſten Ereigniſſe der Zeit geſteigert, ſeit Oeſterreichs Beitritt zum Weltkampfe gegen Napoleons Dictatur den Ausſchlag gab. Deſſen ungeachtet fehlte es bis jetzt noch an einer gründlichen und lesbaren Geſchichte dieſes Staates; denn frühere Werke waren nach Stoff und Form veraltet, und mehrere neuere — innerhalb Oeſterreich ſelbſt erſchienene — befriedigen nicht den politiſchen Blick, auch dürfte die Darſtellung des Ausländers, ſobald ſie unbefangen, neutral und auf hiſtoriſche Forſchung gegründet iſt, den Vorzug vor dem Einheimiſchen verdienen. Alle dieſe Forderungen erfüllt das vorliegende, durch eine treue und mit angemeſſenen Berichtigungen ausgeſtattete Ueberſetzung auf deutſchen Boden verpflanzte, Werk des Britten Coxe. Er hebt mit Rudolph von Habsburg an, und gibt eine wahre und beglaubigte Darſtellung des allmähligen Anwachſes der Macht des öſtreichiſchen Kaiſerhauſes; beſonders aber arbeitete er von Karls VI. Thronbeſteigung an nach ſehr reichen handſchriftlichen Quellen, welche er in den Papieren und Depeſchen der brittiſchen Miniſter am wiener Hofe von 1714 — 1792 vorfand. Es iſt daher ein wahrer Gewinn für unſere Literatur, da in dieſem Werke der öſtreichiſche Kaiſerſtaat nach ſeiner politiſchen Stellung zu dem geſammten europäiſchen Staatenſyſtem geſchildert, und deſſen innere Geſchichte im pragmatiſchen Zuſammenhange, mit ſicherem politiſchen Tacte und mit der bekannten brittiſchen Freimüthigkeit gezeichnet wird, ſo daß nun auch die Geſchichte Oeſtreichs, neben ſo vielen minder wichtigen deutſchen Specialgeſchichten, ihr volles Recht durch eine würdevolle Abhandlung erhalten hat.

X.

Chriſtoph Martin Wieland. Geſchildert von J. G. Gruber. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus. Erſter Theil, 1815. 375 S. 8. Zweiter Theil, 1816. 578. S. (Beide Theile 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Xr.)

Bis auf die Zeit, wo Wieland und einige ihm verwandte Geiſter durch ihre Schriſten auf die deutſche Nation einzuwirken begannen, hatte man im Gebiete der Literatur nur von Claſſikern des Alterthums, und aus den letzten Jahrhunderten höchſtens von Claſſikern bei den Italienern, Franzoſen und Britten geſprochen. Noch fehlte der Begriff deutſcher Claſſiker; denn noch hatte die Sprache der Deutſchen den Rieſenſchritt nicht gethan, der bei allen Völkern vorausgehen muß, bevor ein Theil ihrer Schriftſteller zur Claſſicität gelangt, und ſo die Sprache des Volks, das Volk ſelbſt, und die Chorageten, welche der Sprache die Bahn zur Vortrefflichkeit eröffgeten, zur Unſterblichkeit erhebt. Durch Wieland erhielt die deutſche Nation, wenn gleich nicht ihren erſten, doch ihren vielſeitigſten, gewandteſten Claſſiker. Mit gleicher Leichtigkeit, Feinheit und Zartheit gebot er über die Sprache in den Formen der Proſa und Dichtkunſt; ſeine ſokratiſche Weisheit und Ironie, ſein die Gränzen des Schicklichen mit kecker Hand feſthaltender Witz, der Zauber ſeiner einzelnen Schilderungen, ſein richtiger politiſcher Tact und Blick, und die harmoniſche Haltung ſeiner Diction machten Wieland bald, was ſelbſt Gellert und Klopſtock nicht in dieſem Umfange waren, zum Manne aller gebildeten Stände des deutſchen Volks, vom Fürſtenſtuhle herab bis in die techniſche Werkſtätte. Wie viele tauſend Exemplare ſeiner claſſiſchen Schriften über Deutſchland verbreitet ſind, würden ſeine beiden Hauptverleger, Weidmanns und Göſchen, am beſten bezeugen können. Und ſollten nicht wenigſtens alle die, welche die vollſtändige Ausgabe von Wielands Schriften aus Göſchens Verlage beſitzen, den nun Heimgegangenen nach dem kennen zu lernen wünſchen, wie er das ward, was er war; wie der Meiſter in der Darſtellung ſich im wirklichen Leben, wie er ſich am Hofe, im geſellſchaftlichen Umgange, im Kreiſe ſeiner Familie, im vertraulichen Briefwechſel, im ſtillen Genuſſe der Natur und in den verſchiedenen Abſtufungen des jugendlichen, männlichen und Greiſesalters ankündigte? — So iſt er geſchildert in dieſer Darſtellung ſeines Lebens; ſo hat ihn ein Mann gezeichnet, der längſt ſchon durch ſeine „Beſtimmung des Menſchen,“ durch ſein „äſthetiſches Wörterbuch“ und andere geiſtvolle Werke dem gebildeten Leſekreiſe innig befreundet iſt, der mit Wieland eine Reihe von Jahren hindurch an einem Orte lebte, und aus ſeinem Munde ſelbſt die intereſſanteſten Andeutungen aus ſeinem Leben hörte, und der, mit einem Worte, uns den Abgang einer Selbſtbiographie von Wielands Hand verſchmerzen läßt. Wenige biographiſche Darſtellungen gewähren den Genuß, wie dieſe. Ein herrlicher Menſch, ein langes ruhmvolles, der Wiſſenſchaft und Kunſt geweihtes, Leben, wird hier vor unſerm Blicke in lebendigen Zügen aufgeſtellt, die durch die vielen eingelegten Stellen aus Wielands Schriften, aus ungedruckten Briefen von ihm, und durch die Sprüche der Weisheit und Klugheit aus ſeinem Munde ein allgemeines Intereſſe für alle diejenigen erhalten, welche ſeit funfzig Jahren Wielands Schriften nicht nur die Bildung des Geiſtes und Herzens, ſondern auch die ſchönſten Genüſſe des Lebens verdanken. Die beiden geſtochenen Titel geben uns Wieland ſelbſt, und ſeine erhabene Freundin, die Herzogin Amalie; außerdem enthält der zweite Band ein Facſimile, eine Medaille und das Grabmal des Verewigten, deſſen Name unter Deutſchlands Claſſikern nie untergehen kann!

XI.

Zeitgenoſſen. Biographien und Charakteriſtiken. No. VII. (oder II. Bandes 3te Abtheilung.)

Inhalt von No. VII.

Friedrich II., König von Wirtemberg. — Leopold Friedrich Franz, Herzog zu Anhalt-Deſſau. — Ulrich Jaspar Seetzen. — Franz, Freih. v. Hager-Alensteig. — Gallerie der vorzüglichſten jetzt lebenden pariſer Schauſpieler, von G. L. P. Sievers in Paris. Einleitung: über die franz. Schauſpielkunſt.

Théâtre François:

I. Schauſpieler für die Tragödie.

François Joſeph Talma — Demoiſ. Duchesnoy — Demoiſ. Georges — Lafon — St. Priſt — Michelot.

II. Schauſpieler für die Komödie:

Dem. Mars — Dem. Borgoing — Dem. Leverd — Demoiſelles Demeſſon und Dupont — Fleury — Baptiſte der Jüngere — Thénard — Damas — Cartigny — Davigny — Monroſe.

Die große Oper:

Lais — Mad. Branchu.

Théâtre Feydeau:

Martin — Gavaudan — Mad. Gavaudan — Leſage.

Théâtre des varietés:

Brunet — Potier.

Andeutungen zu Biographien und Charakteriſtiken der Zeitgenoſſen: Dr. Gottl. Chriſt. Storr.

Man bittet, die „Zeitgenoſſen" keinesweges als ein bloßes Journal zu betrachten, ſondern als ein biographiſches Werk ernſten hiſtoriſchen Charakters, welches für die Geſchichte unſerer Zeit die reichſten Materialen enthält, und ſich von andern ähnlichen, von einem einzelnen Redacteur, aus jedermann ſchon zulänglich geweſenen gedruckten Quellen der deutſchen Literatur, flüchtig compilirten Sammlungen, insbeſondre auch dadurch auszeichnet, daß hier die Verfaſſer — größtentheils Heroen unſerer Literatur — in der Regel Männer ſind, welche die Dargeſtellten genau aus eigener Anſchauung gekannt haben oder kennen. Darnach iſt auch vom Herausgeber die äußere Anordnung getroffen worden: die Hefte bilden Abtheilungen und vier ſolcher Abtheilungen machen einen zuſammenhängenden Band mit Regiſter. Eine erſte Folge des Werks wird auf alle Fälle mit 6 Bänden geſchloſſen, und als ein ſelbſtſtändiges Ganze mit einem Repertorium begleitet ſeyn. Es gibt dreierlei Ausgaben. Auf Druckpapier koſtet jede Abtheilung von 12 — 15 Bogen 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr. Auf Schreibpapier koſtet ſie die Hälfte mehr; und auf Velinpapier das Doppelte.

XII.

Roſengarten. Dichtungen von O. H. Grafen von Loeben. Zwei Theile, Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus (3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl. 24 Xr. rhein.).

Mit einfachen deutſchen Mairoſen ſeinen Garten eröffnend, und allmählig bis zur hohen Morgen- und Abend-Roſenglut übergehend, ſuchte der Dichter die Anſprüche des Gemüths, der Phantaſie und der Kunſt in

verſchiedenartigen, jedoch nach einem inneren harmoniſchen Sinne zuſammengeſtellten, romantiſchen Gebilden zu befriedigen. Es könnte der Inhalt des erſten Theils auf die Pfingſtroſe, die gelbe Roſe und die weiße hindeuten, während ſich im zweiten die Roſenfülle des Orients entfaltet. Der erſte Theil enthält: 1. das weiße Roß, eine altdeutſche Familienchronik in ſechsunddreißig Bildern; 2. die Sonnenkinder, eine mährchenartige Darſtellung aus der Natur- und Künſtlerwelt; 3. die Perle und die Maiblume, eine Novelle, die ſich nach dem ſüdlichen Himmel hinwendet. Den Inhalt des zweiten Theils macht aus: 1. Cephalus und Procris, ein romantiſch-muſikaliſches Drama, wobei der Verf. die Muſik und Dichtkunſt zur gemeinſchaftlichen Darſtellung dieſer rührenden Fabelſage zu veranlaſſen ſtrebte; 2. Ferduſi, ein kürzeres erzählendes Gedicht, den Hauptmomenten in der rührenden Lebensgeſchichte dieſes perſiſchen Homers gewidmet; 3. Perſiens Ritter, eine dichteriſche Erzählung, die den Leſer in die Eigenthümlichkeit des Orients, in einen romantiſchen Kampf von Liebe und Glauben hineinführt, in die Heimath der Nachtigallen und der Roſen, und die überhaupt wohl geeignet ſeyn dürfte, ſich Freunde zu erwerben; endlich 4 die Zaubernächte am Bosporus, eine Wunderſage in Stanzen, welche die Freunde der Poeſie vielleicht erfreuen wird.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Um bei dem neuen und noch friſchen Druck das Abſchwärzen zu verhüten, darf nicht verſäumt werden, beim Schlagen zwiſchen jeden Bogen Maculatur zu legen. — Ferner bittet man zu bemerken, daß von den zwei Titeln und dazu gehörigen Schmutztiteln immer der eine oder andre Haupt- und Schmutztitel nach der beliebigen Beſtimmung des Eigenthümers zu caſſiren iſt.

Sept. 1817.

Brockhaus.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände

Bd.: 9

Leipzig ; Altenburg 1817

Enc. 256 y-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11003698-6